Aus dem Zauberwalde.

Romanzenbuch

von

Adolf N. von Tschabuschnigg.

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.
1856.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Yo 7621

- 287812 -

Inhalt.

	Seite
Waldmährchen	1
Siegelinde	4
Waldgespräch	8
Eine Klosteridille	11
Die Mähre vom Könige Midas	16
Das Fräulein von Staufenberg	19
Der treue Ekart	20
Eine Gebirgsage	25
Orient	26
Von der alten Gräfin	31
Konradins Tod	32
Tod und Tödin	34
Der alte Husar	36
Ein Mondscheinmährchen	39
Herzog Radbots Taufe	41
König und Sänger	44
Perlernes Leben	47
Van Green	51
Der Taucher	54
Ritter und Burgen	56
Vom alten Grafenhause	61
Ritter Arthur	65
Der Graf zu Rhein	69
Die sieben Grafen von Kuenring	72
Eine Zaubermähre	78
Eine Freithofsage	81
Der letzte Damendienst	84

	Seite
Die Lairds von Gath	87
Das Geisterschiff	93
Burg Treue und Burg Untreue	94
Die Hausmutter	97
Der Tod des Hadschi	99
Ständchen	105
Todtengräbers Brautnacht	106
Normannenerbe	110
Thäis	113
Meersturm	118
Der Freiwillige	120
Alpengang	122
Der Bazar	123
Nächtlicher Ritt	128
Das neue Mährlein vom deutschen Kaiser	130
König Koribut	132
Der Wildschüz	136
Luftschloß	138
Der Nachtwandler	140
Trauung	142
Aben-Hamet und Donna Blanka	144
Alauga	149
Der Großvezier und sein Esel	153
Des Zigeunerweibs Profezeiung	161
Waldrose	163
Der gehörnte Siegfried	168
Bertrand de Born	169

Waldmährchen.

I.

Im Walde, im grünen Walde,
Von heimlichem Flüſtern durchwebt,
Wo ſich auf einſamer Halde
Hindin und Reh ergeht, —

Im tiefen Wald, im dunkeln
Da ſizt im Sammetkleid,
Drauf Edelſteine funkeln
Die allerſchönſte Maid.

Sie ſizt in ſtillen Träumen,
Faſt nikt ſie und dämmert ein,
Es leuchtet unter den Bäumen
Ihr Antliz wie Mondenſchein.

Die Harfe ihr zu Seiten
Liegt unberührt und ſtumm,
Die Vöglein ſchwirren und gleiten
Um ihre Saiten herum.

Sie iſt in Zauber befangen,
Seit ihr vom ſchönen Haupt
Die Königin der Schlangen
Die güldne Krone geraubt.

Wer Schleier und Krone bringen
Und wieder gewinnen kann,
Der wird den Zauber bezwingen,
Der ſie ſo lang umſpann.

2.

Oft ſieht man den Junker gehen
In den grünen Wald hinein,
Er möchte das Wunder beſtehen
Und die holde Prinzeſſin befrein.

Und hellt die luſtige Meute,
Da ſchleicht er ſich abſeits bald,
Ihn kümmert nicht edle Beute,
Er irrt durch den tiefen Wald.

Er wandelt in ſtillen Gründen,
Vergißt auf Jagd und Birſch,
Ob auch die Hörner verkünden,
Gefallen ſei der Hirſch.

Wenn hoch die Falken ſteigen,
Da reitet er in den Tann,
Wollt' ſich die Jungfrau zeigen,
Er löſete ihren Bann;

Von der Königin der Schlangen
Erzwang' er die Krone zumal,
Drauf möcht' er ſie umfangen
Und küſſen als Gemal.

Siegelinde.

König Artus ſaß am Throne,
Rings um ihn die Tafelrunde,
Frohes Feſt hat Fürſt und Mannen
Heut vereint in ſchöner Stunde.

Holde Frau'n, ein Kranz der Minne,
Edle Ritter, ſtolz und bärtig
Prangen hier in Schmuk und Seide,
Mustern Spiels und Schwanks gewärtig.

Auf das Lied des Minſtrels folgte
Tapfrer Kampf mit Schwert und Bogen;
Müde ruh'n ſie jetzt; zum Zaubrer
Wendet Artus ſich gewogen:

Täuſcht mich nicht dies ſchlaue Lauern,
Nicht der Blik der ſchalkhaft wilde,
Führſt du wohl, uns zu ergötzen,
Heute ſeltnen Scherz im Schilde.

Und Merlin der weiſe Alte
Neigt ſich, mit dem Stabe ſchwingend,
Plözlich wölbt ſich eine Brüke
Zierlich durch die Lüfte ſpringend.

Dieſe Brüke, hoher König,
Die vor dir die Geiſter bauen,
Iſt begabt mit ſeltnen Kräften,
Ganz zu Ehr' und Preis den Frauen.

Wandelt Eine keuſchen Herzens
Auf dem Bogen auf und nieder,
Wallt ihr Kleid in reichen Falten
Um die minniglichen Glieder.

Aber kommt auf dieſer Brüke
Kek ein treuloſ Weib geſchritten,
Dekt kein Mantel ihre Blöße,
Sei er noch ſo lang geſchnitten.

Und der König lacht des Schwankes,
Winkt in Huld den ſchönen Damen,
Röther glühn die zarten Wangen,
Zorn verräth des Auges Flammen:

Unſre Keuſchheit, unſre Tugend
Darf ſelbſt keine Probe dulden,
Jeder Zweifel an der Treue
Wäre Schmach ſchon und Verſchulden.

Keine rührt ſich, und der Alte
Streicht den Bart in ſchlauer Tüke,
Seltſam Staunen faßt den König:
Wagt ſich Keine auf die Brüke?

Aus dem Blumenhage tretend
Hört dies Wort Sieglinde ſagen,
Hold umſchwebt vom Glanz der Minne:
Und warum nicht ſoll man's wagen?

Und des Zauberſpruchs nicht kundig,
Unbewußt der eignen Würde,
Geht ſie harmlos auf die Brüke,
Klug erbaut für ſchöne Bürde.

Ihr Gewand, das ſittſam ſchlichte
Wallt vom Gürtel lang in Falten,
Und der Spizenmantel ſchmükt ſie,
Wie von Geiſterhand gehalten.

Süßen Liebreiz auf den Lippen,
Minnereich ein Stern der Frauen,
Noch verſchönt vom Prunk der Kleider
Iſt ſie prächtig anzuſchauen.

Holde Demuth, ſeel'ge Minne,
Frommen Stolz in Schau'n und Grüßen,
Geht ſie hin, es ſtürzt der Ritter
Faramond zu ihren Füßen.

Minnig lächelt ſie, verwundert,
Wie das holde Räthſel ende,
Doch er ſchweigt und küßt begeiſtert,
Hochbeglükt die weißen Hände.

Ob die Frau'n auch ſpöttiſch lächeln,
Nichts verbirgt das innre Mahnen,
König Artus und die Ritter
Ueberkommt ein herbes Ahnen.

Waldgeſpräch.

Das Laub iſt gelb, nun ſinkt es bald,
Einſam und öde wird's im Wald,
Hoch durch die Wipfel zieht's und rauſcht,
Als würde heimlich Wort getauſcht.

Ein Kukuk ſitzt im Buchenhag,
Er denkt des Lenzes Nacht und Tag,
Als Frühlingsbote zog er ein,
Im Herbſte ſchaut er traurig drein.

Zur Seite ihm am Tannenbaum
Da ſitzt ein Rabe faſt im Traum,
Fing' nicht der Kukuk an zu ſchrei'n,
Der Rabe ſchlief' noch völlig ein.

Der Kukuk ruft: Im Maien hell
Da ſaß ich einſt an dieſer Stell',
Da kam ein liebend Paar herbei,
Im Herzen trug's den hellſten Mai.

Wo jetzt die Beeren glühn im Moos
Entſank ſein Kopf in ihren Schooß,
Sie küßte ihn in holder Ruh',
Da ſchrie ich oft voll Luſt dazu.

Und wie ich ſchrie und wie ich ſang,
Da küßten ſie ſich ſüß und lang,
Sie lächelten des Zeugen fein
Und luden mich zur Hochzeit ein.

Das Feld iſt leer, der Froſt nicht weit,
Nun iſt es wohl zum Freien Zeit,
Ein Glokenläuten klingt durch's Thal,
Ich flieg' hinaus zum Hochzeitmal.

Da wezt der Rab' den Schnabel aus,
Als gäb's für ihn auch einen Schmaus:
Auch ich hab' von Waldeinſamkeit
Ein Mährlein ſo wie du bereit.

Wo jezt ſo roth die Beeren glühn,
Dort ſaß ein Knab' bei Lenzes Blühn,
Am Tannenbaum, am Waſſer hell
Erkenn' ich noch genau die Stell'.

Dort ſaß ſo wie der Frühling hold
Ein Knab' mit Loken blank wie Gold,
Ihm ſank, als wär's der Liebe Schooß,
Sein träumend Haupt in Waldes Moos.

Da ſchlich der böſe Schelm herbei,
Raſch war die That und kurz der Schrei,
Am Strauch auf weißen Blüthen hing
Manch rother Tropfen, als er ging.

Wie mag's dem Schalk ſeitdem ergehn,
Ich hab' ihn nirgend mehr geſehn,
Er lud mich auch zum Mal nicht ein,
Doch giebt's wohl Schmaus am Rabenſtein.

Eine Kloſteridille.

1.

Zwei Klöſter ſteh'n im Dunkel alter Fichten,
Für Mönche ein's, das andre frommer Nonnen,
Dazwiſchen kommt der breite Strom geronnen,
In beiden übt man einſam ſtrenge Pflichten.

Die Pforte meide, wem im Lenz', im lichten
Noch luſtig ſpringt des Lebens reicher Bronnen,
Dort ſchleicht von ſeiner Pracht und ſeinen Wonnen
Ein Traum nur ſcheu in heiligen Geſichten.

Stolz blikt ſich's zwar in's Thal hinab von beiden,
Doch auch mit Demuth und geheimem Trauern,
Wie viel vom ſchönen Leben dort zu meiden,

Ermißt das Herz mit Schrek' in jenen Mauern;
Nur wenn's hinüber ſchaut zum zweiten Kloſter,
Da fühlt's im gleichen Schikſal ſich getroſter.

2.

Ob rings umgittert auch mit engen Hagen,
Es wandelt ſich doch ſchön im Kloſtergarten,
Gar lieblich iſt's das Blumenvolk zu warten,
Im Lenz' zu lauſchen, wenn die Finken ſchlagen.

Die Säulen, die die Kloſtergänge tragen,
Sie paaren ſich in ſeltſam fremden Arten,
Gewunden hier, und dort bedekt mit zarten
Moſaikſchnörkeln, Werk' aus alten Tagen.

Ein heil'ges Dunkel füllt der Kirche Hallen,
Manch goldner Schrank birgt heilige Gebeine, —
Wie Frühlingwolken vor den Fenſtern wallen,

Zieht drinnen Weihrauchduft um Leichenſteine;
Wenn Orgelton dann das Gewölb durchzittert,
Fühlt von zwei Welten ſich das Herz umwittert.

3.

Zwar hat sie nie mit ihm ein Wort verloren,
Ihn nie geseh'n: nach alter Klostersitte
Hat jede Nonne aus der Mönche Mitte
Für jenseits einen Bräutigam erkoren.

So oft sie betet in den heil'gen Horen,
Versäumt sie nicht für ihn auch eine Bitte,
Diesseits des Grabs getrennt sind ihre Schritte,
Für jenseits ward der fromme Bund geschworen.

Und alle Schönheit, die ihr einst begegnet,
Und was die Ahnung weiß aus Himmelräumen,
Sie bringt es in ein Bild, geliebt, gesegnet,

Und schmückt es aus in sehnsuchtvollen Träumen,
In Stunden, wo das Herz Erhörung fodert;
Da schwebt's vor ihr, von Glorie umlodert.

4.

Die Nonne ſizt begnügt in enger Zelle,
Ihr Leben iſt von ſtiller Hut umfangen,
Ein Bett, ein Stuhl befriedigt ihr Verlangen,
Ein Blumenglas vor ſchlichter Hauskapelle.

Die Nadel ruht, die kunſtgewandte, ſchnelle,
Wie Glanz der Freude färbt's die zarten Wangen,
Ein Skapulier mit fein geſtickten Spangen,
Beendet zwiſchen Beten, liegt zur Stelle.

Sie ſendet's ihm mit einem frommen Spruche,
Er ihr ein Bildchen, das er zierlich malte
Auf Pergament aus einem alten Buche:

Ein Tulpenkelch iſt's, deſſen Blumenſpalte
Sein Schuzpatron entſteigt mit ſel'ger Miene,
Als ob er lächelnd ſie zu ſegnen ſchiene.

5.

Vom Frauenmünſter tönt das Grabgeläute,
Wie Antwort drüben auf die Trauerklänge,
Wo dunklen Zugs beim Schallen der Geſänge
Zur Gruft begleitet wird ein Bruder heute.

Im Chore kniet die frömmſte aller Bräute,
Starrt rothgeweinten Augs auf's Meßgepränge,
Vor ihr liegt eine Lilie rein und ſtrenge, —
Der Glanz des Lebens ward des Todes Beute.

Seit der Erwählte hier ſo früh geendet,
Iſt jedes Band für ſie gelöſt biernieden,
Zur zweiten Welt nur iſt ihr Blik gewendet;

In ſel'ger Träume wandelloſem Frieden
Sieht ſie ihn wallen oft im Paradieſe
Durch's Blumengras auf lichter Frühlingwieſe.

Die Mähre vom Könige Midas.

Auch am Paktolus in Frigien
Gab es einſt ein Staatsgeheimniß,
Wie es zu bewahren ſei,
Galt's zu rathen ohne Säumniß.

Mandarine und Veziere,
Roßſchweifſtragend, knopfbehangen,
Wakeln mit dem Kopf, es bleicht
Vieles Sinnen ihre Wangen.

Hochbegnadigt fühlt ſich Jeder,
Der zu dieſem Rath erkoren,
Und ſie ſeufzen: Ach, es hat
König Midas lange Ohren.

Leicht geſagt, ſchwer zu verbergen!
In ſo delikater Sache
Fällt ein Ausweg Keinem ein,
Wie man es recht ſinnreich mache.

Oft ſchon iſt des Herrn Erleuchtung
Auf ein ſchwach Gefäß gefallen,
Hier auch war der Hofbarbier
Noch der Weiſeſte von Allen:

Wollten gnädigſt eure Liebden
Sich zum Paktolus bewegen,
Eine Grube gräbt man dort,
Das Geheimniß drein zu legen.

Drein gelegt und drin begraben!
So iſt Hilfe uns geworden,
Aber dich als hoher Lohn
Schmükt' der Mond- und Drachen-Orden.

Alle eilen dienſtbefliſſen
An das Ufer ohne Säumniß,
Und ein Loch wird dort gemacht,
Drin verſcharrt das Staatsgeheimniß.

Jubelnd ſchrei'n ſie: Heil dem König!
Als die Aktion vorüber,
König Midas ſtilpt ſein Ohr
Und die goldne Krone drüber.

Tief verſchwiegen blieb die Mähre
Von des Königs langen Ohren,
Bis der goldne Lenz erſchien,
Jugendtoll und lichtgeboren.

Da erwuchs auf ſelber Stelle
Grünes Schilf zu reichen Schwaden,
Drüber zog der Frühlingwind,
Sich in blauer Fluth zu baden.

Und ſo oft er leiſe flüſternd
Sich gewiegt im ſchlanken Rohre,
Scholl daraus die Mähre von
König Midas' langem Ohre.

Das Fräulein von Staufenberg.

Sie ſtand auf ſteiler Klippe,
Und ſah hinaus in's Land,
Es verrieth die holde Lippe
Nicht was ſie ſuchte und fand.

Es ſchwebten in goldnen Lüften
Die Falken und wanderten aus,
Die Ferne verſank in Düften,
Das Waſſer verrann mit Gebraus.

Sie ſtand auf hohem Granite,
Und ſah in's Thal hinein,
Bis die Spur von ihrem Tritte
Sich grub in's harte Geſtein.

Der treue Ekart.

Herr Ekart reitet die Heide entlang,
Da ſieht ihn die Hexe, ſie ſaß und ſang:
Herr Ekart, wie nah auch das Hochzeithaus,
Eh' die Braut euch umhalſet, verwelkt der Strauß.

Er kümmert ſich wenig, er ſprengt vorbei,
Im Herzen erblüht ihm voll Liebe ein Mai,
Von Quellen rauſcht's, wenn er ihrer gedenkt,
Wie öd auch die Heide ſich hebt und ſenkt.

Da murmelt die Hexe in zorniger Macht,
Der Tag verſinkt in der Wolken Nacht,
Es ſeufzen die Tannen, es wettert bald,
Und düſtert und flüſtert im Zauberwald.

Von Flammen ſprüht es, ein Schaz iſt's wohl gar,
Doch ein Herz nur gewinnt ihn der Liebe bar, —
Er mag ihn nicht heben, er reitet fort,
Wie's verlockend auch winkt am geſeiten Ort.

Drauf brauſt's durch die Wipfel in tollem Flug,
Der wilde Jäger leitet den Zug;
Die Pfade verſchlingen ſich, — ſprengt er auch ſchnell,
Bald reitet er wieder auf gleicher Stell'.

Dem Reiter wird bange und müde das Roß,
Wie wird ſie erſt zagen im Hochzeitſchloß!
Er reitet und reitet und raſtet nicht,
Ob der Bliz auch die Eiche vor ihm zerbricht.

Zum Rande des Waldes geleitet die Bahn,
Doch da brauſet ein Strom ohne Brüke und Kahn,
Aus dem Schilfe erhebt ſich der Niren Chor,
Die lachen und ſcherzen und neken hervor.

Er befiehlt dem Herrn ſeiner Seele Hut,
Und ſpringt mit dem Roſſe getroſt in die Fluth,
Die Waſſerweiber die jauchzen auf,
Umtanzen mit Liedern des Schwimmers Lauf.

Und wie er auch treibe in angſtvoller Haſt,
Bald haben die Niren den Ritter erfaßt,
Sie ſchaukeln und ſchmeicheln ihn lind und weich,
Und ziehn ihn hinab in ihr naſſes Reich.

Am Thron aus Korallen, im Perlengemach
Sizt die ſchönſte, als ſänn' ſie auf Minne nach,
Sie breitet die Arme zu zärtlichem Gruß,
Die Lippen umſchwebt's wie ſehnſüchtiger Kuß.

Sie zieht ihn hernieder in's ſammtene Moos,
Von Wonne umgaukelt den reizenden Schooß,
Wornach das Verlangen je zielte den Pfeil,
Gewonnen iſt's heute, hier wird es zu Theil.

Kein Sterblicher ſchmekte je ſüßeres Glük,
Doch weiſt er's entſagend, verſchmähend zurük;
Da grollt ſie, da brauſt's durch's kriſtallene Haus,
Es ſchleudern erzürnt ihn die Waſſer aus.

Und kaum erſt entronnen der Nixin Begier,
Entbeut ihn der Rieſe zu blut'gem Turnier,
Es blizen die Schwerter, die Lanze kracht,
Nie hat er ſich lang noch zum Kampfe bedacht.

Wie Felſen entpoltern in's dröhnende Thal,
So fällt auf den Ritter des Rieſen Stahl;
Ob ungleich der Kampf beim Beginne auch ſtand,
Zulezt liegt erſchlagen der Rieſe im Sand.

Herr Ekart erfreut ſich des Sieges zwar,
Doch da kriecht und naht ſchon der Zwerge Schaar,
Die Füße umklammert's, da klettert's und klimmt's,
Die Glieder umgarnt's ihm, den Athem nimmt's.

Und ſchleudert er Hundert nach links und nach rechts,
So kommt erſt ein Tauſend des ekten Geſchlechts,
Was die Nixin nicht konnte, dem Rieſen mislang,
Errungen faſt hätt' es der Kobolde Zwang.

Wie ſtolz auch ſein Muth, gebeugt iſt die Kraft,
Als er endlich dem Spuk ſich der Wichte entrafft,
Zerfallen zu Staub iſt der Hochzeitſtrauß, —
Er reitet und reitet troz Zauber und Graus.

Und endlich, ob dürr und ermüdet das Roß,
Ob matt auch der Reiter, dort hebt ſich das Schloß,
Es klaffen die Wunden, das Haar iſt gebleicht,
Doch hat er den Boden der Liebe erreicht.

Und oben am Söller da ſitzt noch die Braut,
Wie einſt in der Jugend ſo harrt ſie und ſchaut,
Wie viel auch gewandelt der Jahre Zahl,
Nie ſtarb ihr im Herzen der Liebe Strahl.

Sie ſieht ihn, ſie jubelt, dahin iſt der Schmerz,
Er ſchwingt ſich vom Roſſe, er ſtürzt ihr ans Herz,
Sie athmen umſchlungen, — die Zeit iſt beſiegt,
Wenn der ſeeligen Stunde ein Leben erliegt.

Es ſchwellen die Lippen, die Wange blüht,
Der Buſen iſt wieder von Jugend durchglüht,
Es flattert in Loken das goldene Haar,
Ein Himmel durchſpiegelt das Auge klar.

Eine Gebirgſage.

Der Wald iſt finſter zu ſchauen,
Der Vater ſtarrt in die Nacht,
In der Stube vor leerer Wiege
Da ſizt die Mutter und wacht.

Sie flicht ein Kränzlein weinend
Aus friſchem Rosmarin,
Des Vaters Blike ſchweifen
Zur einſamen Kirche hin.

Sie ſchweigen, da fällt vom Himmel
Ein Stern und fliegt geſchwind:
Dort holt wohl zu ſich in den Himmel
Ein Engel unſer Kind.

Orient.

In der Halle purpurleuchtend,
An des Springquells Marmorrand,
Der Jasmingebüſch befeuchtend
Rieſelt über bunten Sand, —

Auf den Polſtern, hold zu ſchauen
Wie dem Paradies entrükt,
Sizt das Schönſte, was an Frauen
Je den Orient beglükt.

Roſenduft und kühles Fächeln,
Alles ladet zum Genuß,
Glänzend wie in ew'gem Lächeln
Rauſcht herauf der Bosporus.

Nur der Herr von hundert Reichen,
Nur der Herr von hundert Frau'n
Gibt des Beifalls noch kein Zeichen,
Finſter iſt er anzuſchau'n.

Der Scherbett fand keine Gnade,
Zitternd kniet der Sklaven Schaar,
Seidne Schnur und Baſtonade
Schwankt und droht an einem Haar.

Schüchtern naht der Tänzer Reigen
Von der Zimbeln Klang geführt,
Doch die Reize, die ſich zeigen,
Laſſen heute ungerührt.

Alle Schönheit iſt verſchwendet,
Weißer Buſen, feuchter Blik, —
Glüklich, wenn der Abend endet
Ohne blutiges Geſchik!

Horch, da tönt's von Roſſeshufen,
Lautlos ſchweigt's, der Sultan lauſcht,
Schneller Tritt erſteigt die Stufen,
Und der ſeidne Vorhang rauſcht.

Ihm zu Füßen ſtürzt der Bote,
Der die ſeltne Gabe reicht,
Der geſtikte Sak, der rothe
Birgt ein Haupt, im Tod erbleicht.

Er ergreift's, er ſchlägt's, und grimmig
Lacht er auf in wilder Luſt,
Jauchzend winkt er, hundertſtimmig
Wiederhallt der Sklaven Bruſt.

Aber Eine bricht zuſammen,
Wahnſinngellend tönt ihr Schrei,
Gält' es Dolch und gält' es Flammen,
Soll ſie leugnen, wer es ſei?

Luſtberauſchte Lieder klingen
Zu der Tänzer kühnſtem Schwung,
Süß verſchlungne Paare ſpringen,
Wolluſtathmend, reizend, jung.

Auch der Trank iſt jezt willkommen,
Durch der Odalisken Kreis
Schweift ſein Auge luſtentglommen, —
Welcher wird der Schönheit Preis?

Liebesblike loken, ſchmachten,
Eine nur lehnt kalt und bleich,
Doch der Froſt beſiegt das Trachten,
Solch Verſchmäh'n iſt minnereich.

Nur des ſchönen Todten denkt ſie,
Weiter nichts begreift ihr Gram,
Der Eunuche faßt ſie, lenkt ſie,
Wehrlos folgt ſie wie ein Lamm.

Auch der Herr iſt bald verſchwunden,
Schweigend ehrt man ſeine Ruh,
Und zur Ruhe kurzer Stunden
Lagert ſich der Weiber Zahl.

Manche faßt von ſchönern Tagen
Heimlich ein verwegner Traum,
Während Nachtigallen ſchlagen
Trunken am Orangenbaum.

Wachend in der Ecke kauert
Nur der Mohr im Mondenſchein,
Durch des Vorhangs Falten lauert
Oft ſein Blik zum Herrn hinein:

Schnee vom Atlas, Gluth der Wüſte,
Trauf Gazell' und Löwengier,
Elfenbein und Gold der Küſte,
Feuriger Demanten Zier —

Was ſich läßt an Pracht gewinnen,
Weihrauch und Gewürzes Duft,
Alles tanzt vor ſeinen Sinnen,
Wie ein Spiegelbild der Luft.

Von der alten Gräfin.

Die alte Gräfin trug lang das Kleid,
Die Schleppe trugen die Pagen,
Und hielten ſie ehrſam auf ihren Eid,
So bekamen ſie Süßes zu naſchen.

Erſt ſeit ſie den jungen Thorwart nahm,
Erſchien ſie oft auf der Treppe,
Und wenn ſie hinkend herunter kam,
Da fiel ſie faſt über die Schleppe.

Und weil es dann heimlich Gekicher gab,
Da plagte ſie mancher Zweifel,
Doch endlich ſchnitt ſie die Schleppe ab,
Und jagte die Pagen zum Teufel.

Konradins Tod.

Zu Neapel, das ewige Meer in Sicht,
Erhebt ein Gebälk ſich zum Hochgericht,
Das Meer und der Himmel ſind blau und licht,
Das Menſchenherz kümmert ſie nicht, das bricht.

Von Kaſtellamare bis hin nach Sorrent,
Von Kapri bis wo's im Veſuve brennt,
Ein Paradies, wie kein zweites auf Erden mehr,
Und doch iſt die Stunde wie keine ſchwer.

Auf dem Blutgerüſte, mit goldnem Haar
Steht der Hohenſtaufe, die Füße bar,
Auf's Haupt, für die Krone geboren und werth,
Schielt lüſtern der Henker und prüft das Schwert.

Und als nun der Richter den Stab ihm bricht,
Da ſchüttelt er ſtolz die Locken und ſpricht:
Vor Gott bin ich ſchuldig, ein ſündiger Knecht,
Hier aber verdammt ihr mich ungerecht.

Die Krone iſt mein, um die ich ſtritt,
Ich lad' euch vor Gottes Gericht hiermit!
Den Handſchuh warf er zum Zeichen hinab,
Der Waldburg nahm ihn, getreu bis an's Grab.

Drauf empfahl er die Seele in Kriſti Hand,
Dann rollte ſein blutiges Haupt in den Sand;
Ein Adler flog, ſo erzählt die Mähr,
Und tauchte in's Blut die Flügel ſchwer.

Gar mancher Kämpfer für's gute Recht
Der endet nicht minder blutig und ſchlecht,
Und es gibt noch auf Erden manch Hochgericht,
Auf dem ein Herz auch ſo ſchuldlos bricht.

Doch endet's auch ſtumm den irdiſchen Lauf,
Und hebt auch kein Waldburg den Handſchuh auf,
Wir Alle ſtehen in Gottes Hut,
Gerächt wird das ſchuldlos vergoſſene Blut!

Tod und Tödin.

Wer iſt ſo ſpät noch fleißig wach?
Es ſchlägt und plätſchert laut am Bach.

Sterbhemden wäſcht die Tödin dort,
Und pocht und droht und bleichet fort.

Die Nacht iſt ſchön, voll Mondenſchein,
Heut mag's nicht ſchwer zu ſterben ſein.

Die Tödin rührt ſich ohne Ruh'n,
Als gäb's noch viel für ſie zu thun.

Sie iſt ein ſchönes, blaſſes Weib,
Nur faſt zu zart der ſchlanke Leib;

Das Aug' iſt ernſt und traurig ſchön,
Hat viele brechen wohl geſehn;

Doch nie hat's, wie's noch nie gelacht,
Je eine Thräne feucht gemacht.

Da ſchaut der Tod aus ſeinem Haus
Im Freithofgrün, und ruft heraus:

Du frommes Weib, biſt du bereit?
Nun hab' ich Ruh', 's iſt Schlafenszeit.

Leis winkt ſie, dekt die Linnen aus,
Und ſchleicht dann ſtill hinein in's Haus.

Der Tod grinſt lachend froh ſie an,
Man ſieht's, er iſt ein guter Mann.

Der Haushalt fördert Jahr für Jahr,
's iſt gar ein emſig wakres Paar.

Er ſtrekt die Todten in den Schrein,
Sie hüllt ſie blank in Linnen ein;

Er ſcharrt ſie finſter tief hinab,
Und ſie pflanzt Blumen auf das Grab.

Der alte Huſar.

Tapfer fochten die Bürger, am öden Wall
Da liegen nun Alle im blutigen Fall,
Und durch's geſprengte, ächzende Thor
Brauſt jähe der Feind in die Gaſſen hervor.

Mancher ſtand vor der Stadt mit kräftigem Muth,
Nun modert er draußen in ſeinem Blut;
Den Todten Rache! wutherfüllt
Wird's im Heere von Reihe zu Reihe gebrüllt.

Und es brauſt durch die Stadt nun ſchaurig laut,
Die Flamme ſchleicht buhlend dem Mord nach als Braut,
Und die Gloke vom ſtillen Liebfrauenthurm,
Sonſt Sonntaggeläute, heut kündet ſie Sturm.

Das Thor ſpeit Horde auf Horde aus,
Es dringt in die Kirche, es bricht in's Haus,
Schadenfroh dazu kriecht finſter die Nacht,
Zum Schlimmen hat ſie das Schlimmſte gebracht.

In der Fauſt den Säbel, mit grauem Haar,
Stürmt unter den Rächern ein alter Huſar;
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenſchein,
Sang heut erſt die Kugel in Schlummer ein.

— Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen ſchütt' ich dir nach in's Grab!
Er jagt durch die Gaſſen in zornſchnellem Lauf,
Eilt wild in das ſtattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, es ſteht im Gemach
Eine Wiege, drin liegt ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Menſch — geſtellt
Zu Luſt und zu Weh auf die wechſelnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein,
Die Sterne leuchten und ſchau'n herein;
O verdorrte Kindheit! du kehrſt nicht mehr, —
Wer noch ſo ein lächelnd Kindlein wär'!

Und das alte Mährchen, das längſt zerrann,
Faßt den Alten im Dolman von Neuem an,
Die Zeit, da er einnikt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Heide ſaß, bis die Sonne ſchied.

Wie er Knab' ward, — auf's erſte Pferd ſich ſchwang,
Und ſtolzer dann jagte die Steppe entlang, —
O Erni, o Liebe, o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

— Schlaf' wohl, mein Bruder, — du Mädchen ſüß, —
Im Paradiesgarten ſpielt ihr gewiß!
Der Alte ſtarrt in den Sternenſchein,
Und wiegt und ſchaukelt das Knäblein ein.

Ein Mondſcheinmährchen.

Der Nachen gleitet im Dunkeln
Geheim auf ſchwarzer Fluth,
Nur dämmernde Sterne funkeln
Am Himmel in ſchöner Gluth.

Der Fiſcher lauſcht gar lange
Zur Felſenzinne vom See,
Bis droben mit leiſem Gange
Erſcheint die holde Fee;

Bis ſie das Antlitz neiget
Hinab in blaſſem Glanz, —
Das Waſſer iſt ſtill und ſchweiget,
Die Lüfte feiern ganz;

Bis ſie die weißen Brüſte
Sich badet im Thaue der Nacht, —
Wer ſolche Lilien wüßte,
Er pflückte wohl ihre Pracht.

Drauf dreht ſie in reinen Händen
Die ſchimmernde Spindel ſchnell,
Es ſinken von dunklen Wänden
Die Faden ſilberhell;

Wie lichte Strahlen ſinken
Sie auf den Waſſerplan,
Sie ſchwimmen und ſie blinken
Und gaukeln um den Kahn.

Des Fiſchers Neze hangen
Vergeſſen nebenbei,
Als wär' er ſelbſt gefangen
Im Zaubergeſpinnſte der Fei.

Herzog Radbots Taufe.

Im Kloſterhofe zu Langen iſt heut viel Kleriſei,
Es wird ein Feſt begangen, gar eine hohe Weih',
Herr Radbot wird getaufet, der Fürſt des Frieſen-
ſtamms,
Gereinigt von dem Makel unſeeligen Heiden-
ſchlamms.

Sankt Wolfram harrt im Dome in ſeiner beſten
Tracht,
Mit dem goldenen Biſchofsmantel, am Haupt' der
Inful Pracht;
Jetzt tritt in's Thor der Frieſe, ſein Kleid von
lichtem Stahl',
Er ſchreitet ſtolz und langſam, ſie warten all-
zumal.

Daneben ſteht in der Tiefe, voll Schnörkel ſeltner
Art,
Das Marmorbecken, Engel und Teufel drauf ge-
paart;

Sankt Wolfram grüßt den Radbot: Zum Taufquell steig' getroſt;
Herr Radbot folgt nicht gerne, er ſcheut ſich vor dem Roſt'.

Mein Sohn, jetzt knie nieder! Herr Radbot zögert damit,
Sein Vater trug eine Krone, und er iſt noch nie gekniet.
Leg' ab den Helm vom Haupte! — Er will die Loken licht
Wohl gar von der Stirne mir ſcheren, als ſtänd' ich am Hochgericht?

Und dennoch folgt er und kniet nun faſt bis zum Gürtel im Born,
Er neigt das Haupt, man weiß nicht, vor Andacht oder vor Zorn;
Sankt Wolfram begießt ihn mit Waſſer; er ſchüttelt die Loken, wär's Wein,
Er ſchlürfte in durſtigen Zügen die reichen Fluthen ein.

Du biſt erwählt und berufen und glüklich zu preiſen gewiß,
In der Hölle ſind all deine Ahnen, dein wartet das Paradies.
Da ſpringt aus dem Beken der Frieſe: Sind in der Hölle die Väter mein,
So mag auch ich nicht den Himmel, ich will bei ihnen ſein!

König und Sänger.

Einſam auf dem ſtolzen Throne
Sizt der König liebeleer,
Durch den goldnen Reif der Krone
Zieht der Sorgen wildes Heer.

Und er ſinnt mit ſchwerem Haupte,
Groll im Herzen, wüſt vor Zorn,
In die Stirn', die ſiegumlaubte
Dringt es unſichtbar wie Dorn.

Mühſal heißt der Fluch des Lebens,
Keine Kron' iſt ohne ſie,
Edle Sehnſucht harrt vergebens,
Denn das Höchſte kommt doch nie.

Da erſcheint der Harfenknabe,
Schleicht bemerkt nicht in's Gemach,
Stimmt die Saiten ſeltner Gabe,
Sinnt den ſchönſten Liedern nach.

Und er ſingt zuerſt gar leiſe,
Wie ein Hauch, wie Bienenlied,
Kühner dann in voller Weiſe,
Seit im Lied' ſein Zagen ſchied;

Und er ſingt, die Säulen zittern,
Auch der ſtolze Thron erbebt,
Alles durchweht von Lenzgewittern,
Wie von Geiſterflug' umſchwebt;

Und er ſingt, vom Königherzen
Löſ't ſich leiſe Zorn und Groll,
Solchem Lied' in linden Schmerzen
Bringt die Thräne gern den Zoll.

Grüne Wieſen, bunte Matten,
Seel'ge Inſeln ſchweben auf,
Roſenduft in Blüthenſchatten,
Drüberhin der Quellen Lauf;

Er ein Schäfer, fromm wie Tauben,
Rein die Hand und klar der Sinn,
An der Seite ſtille Lauben,
Und die ſchönſte Schäf'rin drin;

Er umſpielt von blonden Loken
Vor der Holden auf dem Knie,
Lerchenklang durch Herdegloken,
Sie dann zärtlich ſo wie nie.

Abgethan was nie beglükte,
Heimgeſagt der eitle Glanz,
Statt der Krone, die ihn drükte,
Nur von ihrer Hand ein Kranz!

Verlornes Leben.

1.

Herz gewöhnte ſich zum Herzen,
Neigung ſprach aus Blik und Mund,
Hohe Luſt und kleine Schmerzen
Schufen ſtillen Liebebund.

Ob das Wort auch nie bekannte,
Was das Auge gern vertraut,
Sicher ſchlägt ihr Herz und nannte
Längſt ſich des Erwählten Braut.

Traum und Denken treu und glühend
Zieht um ihn der Sehnſucht Glanz,
Und die Mirte ſorglos blühend
Nilt, als böt' ſie ſich zum Kranz.

Aber horch! da dröhnt und ſchmettert
Reiterhorn und ruft hinaus,
Schlacht iſt draußen todumwettert,
Nur der Schwächling bleibt zu Haus.

Ach, das Herz begehrt auch Ehre,
Lieb' und Sehnſucht wird berükt,
Hier die Mirte, dort die Wehre,
Doch ein Kranz nur ſei gepflükt!

Und bedacht nicht, nicht beſchloſſen
Langt die Hand, faſt wie zum Spiel',
Nach dem Schwerte, die Genoſſen
Jubeln laut und rathen viel.

Auch der Helm wird aufgenommen,
Und das ſchnelle Roß gezäumt;
Ha, Kam'rad, ſei uns willkommen!
Rappe trägt ihn, eh' er's träumt.

Und mit ſtill geſenktem Blike, —
O, wer mißt den tiefſten Schmerz!
Weiht ſie ihn zum ſtolzen Glüke,
Segnet ihn das treuſte Herz.

Abſchied wird im Traum genommen,
Hand erbebt auf ſeltne Art,
Herz erſchließt ſich, — Thränen kommen —
Doch da ruft das Horn zur Fahrt.

2.

Jeden Abend auf der Krücke
Hinkt der Invalide aus,
Feuchter wird's im grauen Blicke,
Schleicht er durch das Feld hinaus.

Und zu einem Hügel zieht er
Jeden Abend einſam hin,
Reutet Unkraut aus, dann kniet er
Schweigend in das düſtre Grün.

Blumen, wie das Jahr ſie bietet
Wuchern auf in Luſt und Scherz,
Mirte blüht ſorgſam behütet,
Ach, zu ſpät für's treuſte Herz.

Und er ruft und ringt die Arme
In die dunkle Gruft hinab,
Sinkt in's Blumengras, im Harme
Wühlt die Hand in's ſtille Grab.

Einmal liebt das Herz hienieden,
Und die Liebe iſt kein Wahn,
Nichts bringt, was uns noch beſchieden,
Ihren Segen mehr heran.

Auf dem Grab, zum Mal gegeben,
Steht ein ſchwarzes Kreuz geſezt,
Und darauf: Verlornes Leben!
Oft von Thränen heiß benezt.

Van Green.

Es lebt' ein Mann einſt, wohlbekannt
In Amſterdam, Van Green genannt,
Er ward von aller Welt geehrt,
Sein Name hatte Goldes Werth.

Geſchik und Ordnung wies das Haus,
Manch blanken Thaler gab er aus,
Und was er anfing, was er ſann,
Hieß klug bedacht und wohl gethan.

Ihn lobte wer ihn je geſehn,
Nur Eines blieb nicht zu verſtehn,
Warum er ſtatt des Zopfs, ſonſt klug,
Stets einen langen Fuchsſchwanz trug.

Kopfſchüttelnd ſah es Weib und Mann,
Und Baſ' und Muhme ſtieß ſich dran,
Ward Green geprieſen klug, gerecht,
So ſprach man doch vom Schwanze ſchlecht.

Ein junger Mann, der eben kam,
Und gerne weiſen Rath vernahm,
Ging einſt zu Herrn Van Green und frug,
Warum ſo ſeltnen Schmuk er trug.

Nicht Jedem möcht' ich's ſagen, ſprach
Van Green, und ſtrich den Schweif gemach,
Ein Kniff iſt's, manchen Thaler werth,
Den mich Erfahrung ſpät gelehrt.

Auch ich war einſt ein junger Fant,
Und mit dem Leben ſchlecht bekannt,
Erringen wollt' ich Gut und Geld,
Auch Anſehn und die Gunſt der Welt.

Doch wie ich's anfing, ging es ſchlecht,
Ich macht' es nie den Leuten recht;
Und was ich unternahm und that,
Ward ſtets bemäkelt früh und ſpat.

Bald hieß ich langſam, bald zu ſchnell,
Mein Hut zu hoch, das Kleid zu hell,
Zu knikerig erſchien ich jezt,
Verſchwendriſch drauf und ſtolz zulezt.

Man ſchalt mich Schwäzer, wenn ich ſprach, —
Langweilig, ſann ich ſchweigend nach;
Da fuhr mir's oft im Kopf herum:
Jezt zeig' dich wizig, ſei nicht dumm!

Und ſieh, ich fand Kolumbus' Ei,
Ich hing mir einen Fuchsſchwanz bei,
Gevatter, Baſ' und Muhme ſchrie:
Ach, iſt er toll, der Arme — wie?

Und Alle ſprachen nur vom Schwanz,
Das Uebrige vergaß man ganz:
Drum, willſt du gehn in Frieb' und Ruh',
So leg' dir einen Fuchsſchwanz zu!

Der Taucher.

Klar iſt rings das Meer, es lachen
Fluth und Himmel froh ſich an;
Ohne Ruder ſchwankt ein Nachen,
Drin am Rande ſizt ein Mann.

Braun iſt ſeine Stirn' und trüber,
Jede Furche ſcheint ein Grab;
Schweigend beugt er ſich darüber,
Schaut und ſtarrt in's Meer hinab.

Harmlos koſt die blaue Welle, —
Wer errieth' bei ihrem Klang,
Daß gerad an dieſer Stelle
Einſt die Fluth ſein Schiff verſchlang.

Bunte Bilder zieh'n am Grunde,
Wenn das Meerweib einſam ſingt,
Trümmer einer fernen Stunde,
Und es ſchimmert, wallt und ringt.

Röther glänzt ſein Antliz, munter
Strahlt's aus ſeinem Aug' hervor,
Hoffend ſtürzt er ſich hinunter,
Wo es lokt, was er verlor.

Blaſen ſteigen auf und nieder,
Sanfte Kreiſe zieht das Meer,
Endlich kehrt der Taucher wieder,
Und die Hände ſind nicht leer.

Nahm vom Schönſten und durchſucht es
Mit der Luſt nun eines Kinds,
Doch nur Seegras iſt's verruchtes,
Muſcheln ohne Perlen ſind's.

Aber Thor! vertriebe Schimmer
Rothen Goldes deinen Schmerz?
Eines fändeſt du doch nimmer,
Das du hier verlorſt, ein Herz.

Ritter und Burgen.

1.

Im Wald beginnt's zu dunkeln,
Es verſtummt des Tages Gedröhn,
Die ſtolzen Burgen funkeln
Noch prächtig auf den Höh'n.

Im Schloßhof fegen die Knechte
Blechhauben und Schwerter blank,
Sie klopfen wie die Spechte,
Und ſingen luſtig zum Trank.

Und geht's auf Stegreif morgen,
Wie, oder zu edlem Turnei?
Sie hämmern ohne Sorgen
Und lachen verſchmizt dabei.

2.

Den Rüken an der Eiche,
In der Hand das treue Schwert,
So ficht er und hagelt Streiche
Auf Jeden, der ſie begehrt.

Vier Strolche ſtehn ihm entgegen,
Er ſteßt, — jezt ſind's nur mehr drei;
Gott helf' dir, du edler Degen,
Wär' nur dein Roß dabei.

Er blutet aus rother Wunde,
Doch ſteht noch hoch ſein Sinn,
Es ſank auf blutigem Grunde
Nun ſchon der dritte hin.

Nur Einer hält noch der Strolche, —
Da raſchelt's im waldigen Plan,
Der fünfte mit einem Dolche
Schleicht rükwärts zum Grafen heran.

Er kriecht faſt bis zur Eiche, —
Es ſäuſeln die Blätter fahl, —
Der Graf führt ehrliche Streiche,
Da traf in's Genik ihn der Stahl.

Da brechen die edlen Glieder,
Es ſchweigt der ſtolze Mund,
An der Eiche ſank er nieder:
Jezt ſteht ein Kreuz im Grund.

3.

Es ſpielt auf ſammtner Dele
Das Kind und lächelt dabei,
Grad drüber in der Ele
Hängt ſchon ſein Konterfei.

Es ſind dieſelben Mienen
Schuldloſen, frommen Blits,
Dem nie noch ein Leid erſchienen,
Kein Schatten böſen Geſchits.

Eine goldne Kette bindet
Am Bilde Hand an Hand:
O ſpiele, die Stunde ſchwindet,
Sei leicht dir ſtets dies Band!

4.

Der Falke ſtößt den Reiher
Hoch oben in blauer Luft,
Das Fräulein hält am Weiher
Im harzigen Tannenduft.

Sie ſchaut hinauf in Sinnen,
Es regt ſich faſt wie Schmerz,
Ach, möcht' er ihm entrinnen,
So wünſcht das bange Herz.

Der Graf an ihrer Seite
Erfreut ſich am Federſpiel,
Er ſpricht vom Hochzeitgeleite,
Von Federn und Perlen viel.

5.

Auf dem Hügel vor dem Kloſter
Stehn im Schmuke Abt und Pfaffen,
In dem Thale drunten reiten
Edle Ritter, blank in Waffen.

Paar um Paar, geſenkten Bliks
Ziehn vorbei die tapfern Schaaren,
Lichten Harniſch um die Glieder,
Kreuze roth auf den Talaren.

Gloken läuten, wo ſie kommen,
Daß es ſtets des Herrn ſie mahne;
Gläubig geht's nach Paleſtina,
Hoch voran die Kreuzesfahne.

Vom alten Grafenhauſe.

Es war ein uraltes Grafenhaus,
Kein edleres gab's landein, landaus;
Und ſeit alten, undenklichen Zeiten ſchon
Stand der Altgraf des Hauſes zunächſt dem Thron.

Und im Stammbaum auf Pergamente ſtrahlt
Die Kunde in guldener Schrift gemahlt,
Daß Jeder aus ihnen, vom Ahnherrn gezählt,
Zum Geſpons ſich ein adelig Fräulein gewählt.

Auf der Stammburg oben im Ahnenſaal
Da reiht ſich im Kreiſe der Bilder Zahl,
Je ein Graf mit der Kron' mit elf Perlen geziert,
Eine Gräfin je, ſchlank in Gold geſchnürt.

Dieſer prangt im Mantel des Kanzlers und trägt
Die Stirne in ſinnige Falten gelegt,
Jener ſtarrt in Eiſen, das Feldherrnſchwert
In gewaltiger Rechte, des Sieges werth.

Der trägt die Perüke, der Loken wie Gold,
Dem ſprüht's aus dem Auge, der blikt ſo hold,
Doch hinab und hinauf aus jedem Geſicht
Ein Zug voll ſeliſamer Schwermuth bricht.

Doch die Dame daneben im Prunkegewand,
In Spangen aus Gold und Rubinen die Hand,
Wirft ſtolz und befriedigt die Lippe empor,
Lächelt adelig fein aus dem Rahmen hervor.

Ei, was ſeid ihr nicht glüklich, was iſt euch nicht recht?
Seid doch aus dem älteſten, reichſten Geſchlecht, —
Zur Seite Jedem ein ſchönes Gemahl,
Aus gräflichem Hauſe die eigene Wahl.

Jede Braut, die ſich einer der Grafen erkührt,
Wird hinauf in den Saal zu den Ahnen geführt,
Der Reihe nach blikt ſie auf jedes Geſicht,
Doch den Zug voll Schwermuth gewahrt ſie nicht.

Sie denkt, auf Robe und Schmuk den Blik,
Belächelnd an uralte Mode zurük,
Den Goldſtoff prüft ſie, die Spizentracht,
Des Demants Feuer, der Perle Pracht.

Nun ſteht ſie unten am Ende der Reih',
Da hängt ſchon ihr eigends Konterfei,
Aus Sammet das Kleid, viel Gold herum,
Daneben ihr Bräutigam ernſt und ſtumm.

Und kennſt du die Mähr' nicht, hochgräfliche Braut,
Die ein alter Diener mir einſt vertraut:
Zu jedem gräflichen Konterfei
Gehören der weiblichen Bilder zwei.

Einſt trat er nachts in den Saal hinein,
Da ſah er ſchaudernd im Mondenſchein
Auch an der Grafen linker Hand
Ein liebliches Frauenbild an der Wand.

Das war nicht geſchmükt wie die Dame rechts,
Man ſah's, nicht adligen, alten Geſchlechts,
Doch den ſchmeichelnden Liebreiz der holden Natur
Erhob das Gewand ohne Zierath nur.

Bleich waren ſie Alle die Reihe hinab,
Und ein Kreuz ſtand darüber, wie auf dem Grab,
Einen Kranz trug Jede im flatternden Haar,
Als wär' ſie geſchmükt für die Jungfrauenbahr'.

Und linkwärts ſtarrte der Grafen Zahl,
Als hinge nicht rechts nur ihr adlig Gemahl,
Und Blike verwebten ſich leis in Schmerz,
Man ſah's, nur die Linke beſaß einſt ihr Herz.

Die Lezte hatte mein Alter erkannt,
War des Fiſchers Töchterlein, Lore genannt;
Oft kam der Graf ſonſt zum See hinaus,
Als er freite, zog man ſie todt daraus.

Ritter Arthur.

Kampfgerüſtet ſtehn die Ritter,
König Karl ſizt am Altan,
Und der Herold hebt das Gitter,
Und die Roſſe ſprengen an.

Sporne klirren, Lanzen ſplittern
In der ſtoßgeübten Hand,
Schilde hallen, Helme zittern,
Mancher taumelt in den Sand.

Vom Altan winkt ſüßes Zeichen,
Blike niken, Schleife weht,
Aber Alle müſſen weichen,
Und nur Ritter Arthur ſteht.

Eifrig ſpringt er dann vom Roſſe,
Schwingt die Klinge prüfend aus,
Fordert aus dem Rittertroſſe
Jeden laut zum Kampf heraus.

Schärpe lolt, die Edelgunde
Wob, des Königs Töchterlein,
Und die Ritter in der Runde
Stellen ſchnell bereit ſich ein.

Doch da hilft nicht Muth im Herzen,
Holder Dame Liebeblik,
Alle finden Schmach und Schmerzen,
Ihm nur ward des Sieges Glük.

Und zum dritten Male ſchreitet
Ritter Arthur kräftig hin,
Wirft den Helm ab, üppig gleitet
Goldnes Haar um Stirn und Kinn.

Mancher Buſen hebt ſich ſchneller,
Triebe wachſen ungeſtüm,
Blike werden feucht und heller,
Jedes Herz neigt ſich zu ihm.

Aber weithin über Alle
Wirft er Speere kraftgewandt,
Unter frohem Hörnerſchalle
Wird als Sieger er genannt.

Karol winkt, mit glüh'nden Wangen
Schaut die Tochter ſcheu vor ſich,
Spielt mit ihres Mieders Spangen,
Hat nicht Athem — wunderlich.

Aber Arthurs Kniee biegen
Sich des Königs hoher Macht:
Kämpfen will er, dulden, ſiegen,
Aber ohne Dankes Pracht.

Einmal liebt' er, einmal eben
War ein Weib ſein ganzes Glük,
Alles bot er ihr — ſein Leben,
Doch ſie wies ihn kalt zurük.

Die Geſchenke, die ihn zieren,
Webte, ach, noch ihre Hand,
Keine ſoll ihn mehr berühren,
Keiner fremden Dame Band.

O, wohl wiſſen ſie's, und ſchauen
Auf den Ritter ſchön und jung,
Wünſchen heimlich mehr Vertrauen,
Sich ſolch eine Huldigung.

Still zu Roſſe zieht er weiter,
Holde Augen ſtarren nach;
Manches Herz wird nimmer heiter,
Manch Gefühl bleibt ewig wach.

Der Graf zu Rhein.

Am Rhein, wo die Waſſer rauſchen,
Wo er reift, der duftigſte Wein,
Da ſtand ein Schloß in Reben,
Da hauſte der Graf zu Rhein.

Er ſah mit den erſten Lerchen
Des Morgens zum Strom herab,
Auch Abends ging ſein lezter,
Sein ſeligſter Blik hinab.

Es ſang ihn der Rhein in Schlummer
Schon einſt in der Wiege Raum,
Seine Sehnſucht blieb er im Wachen,
Und rauſchte durch ſeinen Traum.

Viele Ritterfahrten beſtand er,
Nie wich er dem Feind' im Strauß,
Nur Heimweh trieb ihn immer
Und immer zum Rheine nach Haus.

Und ſah er ihn wieder ziehen
Den blauen, treuen Strom,
Da mußt' er niederknieen
Und beten faſt wie im Dom.

Die ſchmeichelnde Welle küßte
Die frohe, kräftige Bruſt,
Im goldenen Weine trank er
Des Lebens ſchöne Luſt.

Nie hat er ſein Wort gebrochen,
Seinen Mund nie mit Lüge getrübt,
Die Loke war grau geworden,
Ohne daß er einmal geliebt.

Die Loke war ausgegangen,
Zu Aachen ſtand er am Thron,
Da kam der Tod und winkte,
Der Rheingraf kannte ihn ſchon.

Das Herz fing an zu brechen,
Und trübe wurde ſein Blik,
Doch konnt' er noch nicht ſterben,
Es hielt ihn noch Eines zurük.

Zu Roſſe mußten ſie ſezen
Den alten Grafen ſchnell,
Zwei Knechte mußten ihn halten,
Und weiter ging's zur Stell'.

Und zwiſchen Leben und Sterben
Ward geritten der Tage zwei,
Da hielten ſie ſtill am Hügel:
Der Rhein zog unten vorbei;

Da horchte der Graf hinunter,
Da ſtarrte der Graf hinein:
Er konnte nirgends ſterben
Als nur am heiligen Rhein.

Die ſieben Grafen von Kuenring.

1.

Herr Erneſt im Eiſen ſizt zu Gericht,
Ein Urthel iſt jedes Wort, das er ſpricht,
Der Freimann harrt im rothen Gewand,
Es zukt ihm gierig das Schwert in der Hand.

Manch Haupt, ſonſt feurig, kek und ſtolz,
Liegt blöd und erbleicht nun am blutigen Holz,
Und wer ſich im Stillen der Schuld bewußt,
Dem fährt es wie Schauder und Graun durch die Bruſt.

Da tritt der Kanzler mit heimlichem Hohn
Tief abwärts gebükt zu des Herzogs Thron:
Noch eine Klage — auf Hochverrath,
Die Grafen von Kuenring vollbrachten die That.

Die Grafen von Kuenring? das lügſt du mir!
— Auf Pergamen hab' ich's verſchrieben hier.
Lang lieſt der Herzog mit finſterer Ruh':
Auf, Grafen von Kuenring, was ſagt ihr dazu?

Aus dem Kreiſe treten ſieben an Zahl,
Mit dem goldenen Wappen am Schild aus Stahl,
Und der Aelteſte neigt ſich tief und ſpricht:
Auf Hochverrath antwortet ein Kuenring nicht.

Sprecht immer! zu rein iſt nicht Einer im Reich,
Dem Richter iſt Graf und Bettler gleich,
Und Rechenſchaft unehrt nimmer die Treu.
Doch ſie ſchweigen und ſchütteln den Kopf dabei.

Nun wohl, ſo ſeid ihr geſtändig der That,
Es zeugen fünf Freie auf Hochverrath,
Und wer ſo ſchweres Beginnen vollbracht,
Verfallen iſt er des Henkers Macht.

Doch dieweil uns einmal in alter Zeit
Ein Kuenring das Leben gerettet im Streit,
So ſei euch, damit wir auf ewig quitt,
Allen ſieben das Leben geſchenkt hiermit.

Auch eure Burgen behaltet zumal,
Schwelgt luſtig im mahnenden Ahnenſaal; —
Nur, da euch die Ehre gering und feil,
Zerbreche das Wappen des Henkers Beil!

Herzu tritt höhnend der Henkermann,
Zerſchlägt das Schild mit dem Wappen daran,
Und oben hoch am Rabenſtein
Da ſcharrt er es unter'm Rade ein.

Und die ſieben Grafen reiten fort,
Still ſchauten ſie zu und ſprachen kein Wort;
All ihre Burgen blieben leer,
Von einem Kuenring vernahm man nicht mehr.

2.

Auf der Heide iſt Schlacht, Mann gegen Mann
Stürmt wild mit gezogenem Schwerte heran,
Herzog Erneſt tummelt ſein feurig Roß,
Ficht tüchtig wie der Gemeinſte im Troß.

Sieben Reiter reiten zur Seite ihm, ganz
In Eiſen verluppt, ohne Farbe und Glanz,
Kein Wappen, kein Kettlein an Schild und Bruſt,
Ihren Namen hat Keiner zu nennen gewußt.

Und gebt's recht toll wo und ungeſtüm,
Da iſt Herr Ernſt und die ſieben mit ihm,
Ein Herze bricht auf jeden Schlag,
Als ſtänden ſie mit dem Tod in Vertrag.

Da faßt es die Feinde mit grimmiger Pein,
Und ſie drängen wild auf den Herzog ein,
Die Sieben kämpfen, — Einer fällt durchbohrt,
Mit dem Herzog reiten die Andern fort.

Und ſiebenmal kommt ſein Leben in Noth,
Und ſiebenmal retten ſie ihn mit Gott,
Doch Einer von denen im Eiſengewand
Sinkt allemal todt für ihn in den Sand.

Und als nun der Lezte im Blute liegt,
Da hat auch Herzog Erneſtus geſiegt;
Mild lächelt der Abend vom Himmelzelt,
Als gäb' es nur Friede und Lieb' in der Welt.

— Wer ſind die Sieben, wer kennt ſie? ſprecht!
Ich mach' ſie im Lande zum erſten Geſchlecht;
Auf, auf! wer mir Leben in Einem noch weiſt,
Dem ſei, was ſein Herz als das Köſtlichſte preiſt!

Die Knappen ſprengen, bald liegen zumal
Vor dem Herzog die Sieben im blutigen Stahl, —
Kein Wappen, kein Kettlein zu Zier und Luſt,
Kein Hauch des Lebens mehr in der Bruſt!

Doch ſieh! da hebt ſich ja Einer hervor,
Preßt matt das ſchwarze Viſir empor, —
Ein tapferes Antliz, ein edler Greis,
Die Wangen verblichen, das Haupt ſchneeweiß!

— Und haſt du, Erneſtus, uns nimmer erkannt,
Die weiland die Grafen von Kuenring genannt?
Die Ehr' und Treue iſt uns nicht feil,
Zerbrach auch das Wappen des Henkers Beil!

— Und liegt euer Wappen zerſchlagen vor mir,
So nehmt nun mein eigenes Wappen dafür,
Und glaubt' ich des Hochverraths ſchuldig euch,
So ſeid nun die Erſten dafür im Reich!

Da zukt wie in Lächeln des Alten Mund:
Laß gut ſein! der Lezte des Stamms ſtirbt zur Stund',
Kein Kuenring mag Graf mehr auf Erden ſein!
Da ſinkt er und ſchläft zu den Andern ein.

Eine Zaubermähre.

Aus der Liebe ſüßen Armen
Kommt begeiſtert der Geſell,
Von der Küſſe Gluth, der warmen,
Iſt noch Herz und Auge hell.

Sterne leuchten, Flammenzungen
Sprühn an abgelegnem Ort,
Heute wär' der Schaz errungen,
Wüßt' er nur das rechte Wort.

Aber Lieb' und Luſt im Herzen
Zieht er weiter unbeſorgt,
Leicht vergißt ſich unter Scherzen
Was nur Erdenſchimmer borgt.

Erſt als Liebe floh, die holde,
Die Unſterblichkeit verſprach,
Wird der Durſt nach ſchnödem Golde,
Nach gemeinem Glüke wach.

In geheimnißvollen Lehren
Forſcht er d'rauf manch langes Jahr,
Nur nach Mühe und Entbehren
Wird der Sinn dem Lehrling klar.

Und er eilt den Schaz zu heben
Mit dem hohen Zauberwort,
Doch kein Glanz will Zeichen geben, —
Er vergaß den rechten Ort.

Aber wer den Spruch gefunden,
Kommt auch noch zum wahren Plaz,
Beide öffnen dann verbunden
Ihm den wunderbaren Schaz.

Grau iſt faſt ſein Haupt, der Rüken
Krummt ſich matt und furchtſam ein,
Endlich ſieht er voll Entzüken
Luſtig bunten Flammenſchein.

Ja! hier iſt die rechte Stelle,
Und er ruft das rechte Wort,
Doch verſchloſſen bleibt die Schwelle,
Denn die rechte Zeit iſt fort.

Wiſſenſchaft läßt ſich bezwingen,
Welten öffnet der Verkehr,
Doch kein Mühen und kein Ringen
Bringt die rechte Stunde mehr!

Eine Freithofſage.

Schlechte Arbeit, Meiſter Küſter,
Baut ihr ſo der Todten Haus?
Aus dem Grab dort ſtrekt ſich düſter
Eine Todtenhand heraus.

— Seht doch! Jahre ſind vergangen,
Seit ich bett' der Todten Schrein,
Doch vom Grab heraus zu langen,
Wahrlich! fiel noch Keinem ein.

Aber warte, toller Junge!
Iſt die Dele dir zu leicht,
Spaten hilft in raſchem Schwunge,
Daß kein Lichtſtrahl dich erreicht.

Und er gräbt und ſchaufelt wieder
Zwanzig Spannen niederwärts,
Legt dann Raſen auf die Glieder,
Einen ſchweren Stein auf's Herz.

— Abend iſt's, in trauter Runde
Drängt ſich's um des Tiſches Rand,
Niemand denkt im heitren Bunde
Mehr des Herzens, das entſchwand.

Einſam liegen ſie, vergeſſen,
Sonſt des Hauſes Schmuk und Luſt,
Neues Leben! was geweſen,
Trübt kein Aug' mehr, keine Bruſt.

Und der Vollmond ſchimmert nieder,
Leiſe wächſt's am Grab empor,
Rekt und ſtrekt ſich dann, und wieder
Langt die weiße Hand hervor.

— Ach, hier iſt ſie, dir verſprochen,
Nimm ſie und vergiß es nur,
Wie ich einmal dir gebrochen —
Einmal Treu und heil'gen Schwur!

Aber ſtill bleibt's — ſtill, im Laube
Wird kein Wort gewährend wach;
Auch das Herz zerfiel zu Staube,
Dem er einſt die Treue brach.

Blumen blühen — fromme Gabe
Um ihr Mal, doch jede Nacht
Wächst die Hand hervor am Grabe,
Die einst falschen Schwur gebracht

Der lezte Damendienſt.

Herr Roland trägt eine Schleiſe blau,
Dran flattert die Loke der ſchönſten Frau,
Ihr hat er geweiht in Liebe und Kraft
Die Dienſte der Minne und Ritterſchaft.

Ihre Farbe trägt er in Kampf und Turnier,
Er nimmt den errungenen Preis nur von ihr,
Und übt er Sitte und Ritterthum,
So thut er's ihr zu Ehre und Ruhm.

Und daß ſie die treuſte der Damen ſei,
Das ruft er laut bei jedem Turnei;
Sein Schwert iſt ſcharf, man glaubt es gern,
Und preiſt ſie mit ihm als der Minne Stern.

So trieb er's lang, ob der Werbung bekannt,
Da kam aus der Ferne ein zierlicher Fant,
Der führte bald auch die Schleiſe blau
Mit der flatternden Loke der ſchönſten Frau.

Der Zant ſprengt eitel die Schranken herein,
Herr Roland hält den Rappen ein:
Herab mit der Farbe! die Dame mein,
Das Schwert und die Ehre — die will ich allein!

Trob lacht der Fremde, und ſprengt zum Altan,
Und grüßt in zärtlicher Weiſe hinan.
— Die treuſte der Damen ſei ſie geehrt!
Wer zweifelt, dem weiſet es Rolands Schwert.

Hoch, Stern der Treue! ſo tönt's zur Stell',
Nur der Fremde rüſtet zum Kampf ſich ſchnell;
Es fliegen die Klingen, ein Herz muß vergehn,
Und doch iſt's ein prächtiges Schauſpiel zu ſehn.

Die Dame droben wird bleich wie Schnee,
Ihr wühlt im Buſen ein ſeltſam Weh,
Wohl fühlt ſie's, er, den ſie ſchnöd verließ,
Iſt im Reiche der treuſte Ritter gewiß.

Die Schilde hallen, kräftig gewandt
Entſchürzt ſich der Knoten aus Arm und Hand;
Ein gewaltiger Hieb! zum Altane ſtumm
Rollt blutig ein Haupt, — da ſinkt ſie um.

Und Ritter Roland reitet herbei:
Gehalten hab' ich den Schwur der Treu,
Und die einzige Zunge, die je euch gehöhnt,
Hat daß ſich auf ewiges Schweigen gewöhnt.

Die Schleiſe löſt er, das Rabenhaar
Er bietet es flatternd den Winden dar:
Doch als des lezten Dienſtes Gewinn,
Laßt ledig und frei mich fürbaß ziehn!

Die Lairds von Cath.

1.

Habt ihr Plaz auf Schottlands Throne,
Robert Stuart, David Bruce?
Alles theilt ſich, doch die Krone
Vent nur Einem Vollgenuß.

Und ſie ſchau'n mit neid'ſchen Tüken
Jeder auf des Andern Pracht,
Keiner will ſich friedlich rüken
Auf den halben Stuhl der Macht.

Leicht erwächſt ein Wort zu Thaten,
Ohrenbläſer ſind nicht müd:
Drohend ziehn ſie, kriegberathen —
Der nach Nord und der nach Süd.

Grollend folgen ihre Clane,
Blutig lodert bald der Krieg:
Schottland dien' nur einem Manne,
Und den Einen wähl' der Sieg!

Ernſten Sinnes bei Culloden
Lagert König Roberts Macht,
Morgen raucht von Blut der Boden,
Eine Krone ſinkt in Nacht.

Wollt die Sporen ihr gewinnen,
Edler Junker Laird von Cath,
Eilt zum Feinde ſchnell von hinnen,
Kunde bringt zu unſerm Rath.

Muthig hüllt in's Plaid des Kriegers
Sich der treue Junker ein.
Kehr' ich, mög' das Schwert des Siegers
Mir den Ritterſchlag verleihn!

Furchtlos ſchleicht er, ſpäht nach Kunde,
Muth bezwingt Gefahr und Glük;
In der Dämm'rung frühſter Stunde
Sprengt ein Reiter jach zurük.

Junker Cath iſt's, eine Krone
Trägt er hoch in ſtolzer Hand:
Er iſt todt! nur eine Sonne,
Einen König hat das Land!

Frohe Hörnertöne ſchallen
Nah und fern, und Krieger ziehn.
— Laßt den Erſten mich von Allen
Mich den Treuſten vor euch knien!

König Robert frohen Blikes
Sezt auf's Haupt der Krone Hort,
Zieht ſein Schwert, im Glanz des Glükes
Denkt er an's gegebne Wort.

Schwingt nach Oſten und nach Weſten
Ernſt und feierlich das Schwert:
Nehmt die Sporne, ſeid bei Feſten
Wie im Kampfe ihrer werth!

Und zum Zeichen ſtäter Treue,
Alſo ſei's hinfür gethan,
Nehm' ein Eath des Ritters Weihe
Nur von einem Stuart an.

2.

Königwort vermag zu binden,
Der Verheißung folgt die That:
An der Stuart Thron zu finden
War nun stets ein Laird von Cath.

In des Glükes goldnem Schimmer
Blieb des Königs Gunst sein Lohn, —
Ging's auch zum Schaffote, nimmer
Wich des edlen Hauses Sohn;

Und ein jeder nahm die Sporen
Nur aus eines Stuarts Hand;
Manch Jahrhundert unverworren
Stand der Treue heilig Band.

Wild verzweifelnd von Culloden
Flieht der Stuart lezter Sproß',
Treuen Blutes raucht der Boden,
Das er, ach, umsonst vergoß;

Und die Schaar, die jubelnd grüßte,
Als er kam, iſt todt — entfloh'n,
Keine Zuflucht, die er wüßte,
Nur Verderben, Tod und Hohn.

Aber Einer goldnen Haares
Sprengt heran, faſt Knabe nur,
Späht mit hellem Blik des Aares
Nach des Flüchtlings edler Spur.

Jubel! daß ich euch getroffen, —
In der Schlacht mein Vater fiel, —
Noch ein Weg iſt — einer offen,
Folgt, ich führ' euch an das Ziel.

Über Heiden, durch der Treue
Stille Wohnung ging die Bahn,
Endlich grüßte ſie der freie
Rettungvolle Ozean.

Sprich, wer biſt du? König fragt es, —
Jung an Jahren, Mann an That! —
Euer Herz befragt, und ſagt es
Euch denn nicht: ein Laird von Cath!

Fromme Thränen in dem Blike
Schaut der lezte Stuart hin:
Bleibt denn nach geſunknem Glüke
Noch die Treue friſch und grün?

Hab' kein Land mehr, keinen Degen,
Flieh' die Heimath ſchweren Banns,
Statt des Ritterſchlags den Segen
Nimm nun eines armen Manns!

Das Geiſterſchiff.

Es brauſt die Fluth, — es ſteht das Meer,
Bald wild, bald ſpiegelklar,
Da fährt ein dunkles Schiff daher,
Nun eben hundert Jahr'.

Nach ſeiner Heimath will das Schiff,
Zu ſeinen Lieben ziehn,
Der Fährmann ruft, es droht das Riff,
Sturmvögel ſchrei'n und fliehn.

Bald ringt es ſchwer durch Sturmeswehn,
Windſtille hält es drauf,
Kein Ufer hat es noch geſehn
Im hundertjähr'gen Lauf.

Das Schiffvolk müht ſich immerdar,
Die Segel treiben fort, —
Da ſteht's nun wie im erſten Jahr,
Gerad am ſelben Ort.

Burg Treue und Burg Untreue.

Dort drüben am ſchönſten Hügel im Thal
Da ſchimmert's und flimmert's im Abendſtrahl,
Es prangt die Burg auf der Felſenwand,
Zu eigen dem mächtigſten Grafen im Land.

Viele Schlöſſer hat er im Reich umher,
Viel blinkendes Gold in den Schränken ſchwer;
Doch gibt es Einen, der Gut nicht und Gold
Verlangt, nur das Töchterlein minnig und hold.

— Laßt gut ſein! ich achte Ehre und Schwert,
Doch Manches iſt ſonſt noch auf Erden was werth;
Und bis gegenüber nicht, meinem gleich,
Euer Schloß ſich erhebt, vertröſtet euch!

Stolz ſprach's der Graf, das Fräulein wird bleich,
Wohl weiß ſie's, an Lieb' nur und Ehr' iſt er reich.
— Nun wohl, Herr Graf, ich geb' es ein,
Ich bau' euch das Schloß, und das Fräulein wird mein!

Er ſieht ſie erröthen in Hoffnung zart,
Beginnt noch zur Stunde die Ritterfahrt;
Und bis er nicht Reichthum erworben im Strauß.
Da kehrt er nicht, oder nimmer nach Haus.

Das Schwert wird ſchartig, doch was er gefühlt,
Seine Liebe, ſein Muth iſt noch nicht erkühlt,
Und blutet die Wunde und täuſcht das Glük,
So denkt er an Liebe und Treue zurük.

Nichts gibt es auf Erden, das Lieb' nicht erringt,
Kampfpreiſe erwirbt ſie, der Sieg gelingt.
Der Ritter kehrt, wie das Jahr herum,
Beladen mit ſchimmerndem Golde um.

Bald regt ſich's munter, und prächtig und groß
Erhebt ſich's thalüber dem Grafenſchloß;
Der Thürmer trompetet, es ſprengt heraus,
Heut zieht der Burgherr auf Freite aus.

Ihm reiten zur Seite voll Seide und Pracht
Zwölf Edelknaben in koſtbarer Tracht;
Doch wie er nun wirbt beim Grafen frei,
Da iſt ſie vermählt ſchon und brach ihm die Treu'.

— Längſt hat er beſtanden, verwunden den Schmerz,
Zerſtäubt iſt auch längſt ſchon das treue Herz,
Das Wappen brach, es zerfiel das Haus,
Sein edles Geſchlecht mit ihm ſtarb's aus.

Doch ſtehn ſich die Burgen noch öde und wüſt
Gegenüber in Schutt und in Dornengeniſt,
Sind noch als Burg Treu und Burg Untreu
gekannt,
Wie die Mähr ſie zum ew'gen Gedächtniß benannt.

Die Hausmutter.

Die Mutter iſt todt, in Saus und Braus
Lebt wüſt der Vater und läßt das Haus,
Und was ſie gehegt und gepflegt bisher,
Ach, Niemand achtet und hegt es mehr.

Die Spindel ruht, die Harfe iſt leer,
Es klingen zu Liedern die Saiten nicht mehr;
Wer ſingt die Kinder zum Schlafen ein?
Sie mögen ſich ſelbſt nun müde ſchrei'n.

Und die Blumen pflegt nicht ſorgend die Hand,
Die Zinne mag niſten an ſtaubiger Wand,
Es regt ſich der Arm nur um Geld und Gewinn,
Wo die Hausfrau gewaltet mit liebendem Sinn.

Das läßt ſie nicht ruhen im einſamen Grab,
Ihr tönt das Weinen der Kinder hinab,
Um Mitternacht wacht ſie vom Schlummer auf,
Sie ſteigt aus dem Grabe, ſie kommt herauf.

Und raſtlos, wie ſie's im Leben gethan,
So ſchwebt ſie auch nun durch die Zimmer heran,
Gießt ſtill auf die Blumen den labenden Quell,
Und ſcheuert geſchäftig und ordnet ſchnell;

Und ſezt ſich dann leis an der Wiege Rand,
Nimmt emſig die Spindel, die Harfe zur Hand,
Und wiegt und ſegnet die Kinder ein,
Die Sterne ſchauen dazu herein.

Erwacht in der Wiege der Säugling dann,
Er kennt wohl die Mutter und lächelt ſie an,
Strekt träumend die Händchen hinauf zu ihr,
Als wollt' er ihr ſagen: biſt einmal hier!

An den Fenſtern aber duften und blüh'n
Die Blumen friſch in des Morgens Glüh'n,
Und das Auge der Kleinen glänzt und lacht,
Lieb Mutter hat ſegnend bei ihnen gewacht.

Der Tod des Hadschi.

Im Reich des Samum, in der großen Wüste
Bewegt ein langer Zug sich durch den Sand:
Vom Bosporus, von Asiens weiter Küste,

Aus dem Gebirg und von der Ströme Rand
Hat sich geschaart die heil'ge Karawane,
Gewinn verschmäht sie, allen Erdentand,

Entfaltet hat sie des Propheten Fahne,
Nach Mekka, zu der Kaaba geht der Zug,
Ernst im Gebet, verzückt im frommen Wahne.

Unzählbar wie der Wandervögel Flug,
Verschlungen wie die fabelhafte Schlange,
Die ihren Leib durch's Reich des Wassers trug,

Dehnt sich die Pilgerschaar, die bunte, lange.
Voran auf edlem Roß die stolzen Reiter,
Den Säbel blank, dem Räuber zum Empfange,

Kamele, Dromedare folgen weiter,
Und ſelbſt das Eſelein, das faule, ſchwache
Trägt manchen ſtillen, ſinnenden Begleiter.

Oed iſt es rings, zu kühlem Schattendache
Wölbt ſich zuerſt noch manchmal ein Palme,
Als hielte ſie einſame Todtenwache,

Doch bald verſchwinden Baum und Blatt und Halme,
Kein Hügelrain, ſo weit die Augen reichen,
Der Himmel ſelbſt erſtickt im gelben Qualme.

Nirgends ein Quell, vom Thaue nie ein Zeichen,
Die Lüfte brennen wie erblaßte Flammen,
Das iſt ein Dürſten, Schmachten ohne Gleichen.

Die Wüſte ſchweigt, die aus dem Walde ſtammen,
Die frohen Vögel fliehn die dürre Stätte,
Wie käm' das Lied mit ſolchem Grau'n zuſammen?

Nur die Kamele ſchnarchen um die Wette,
Es knirſcht der Sand von ihrem ſchweren Hufe,
Und fromme Hadſchi murmeln leis Gebete.

Statt auf des Springquells kühler Marmorſtufe
Geſchieht die Waſchung jezt im trokнen Sande,
Erhebt der Muezzin die Abendrufe.

Und düſtrer noch erſcheint im Nachtgewande
Die todte Wüſte, hungrige Schakale
Umſpäh'n den Zug, es heult die grimme Bande;

Die Schlange ziſcht vorbei, die ſchillernd fahle,
Der Löwe brüllt, daß alle Pulſe beben, —
Und ſtumm iſt's wieder drauf mit einem Male.

So hat es dreißig Tage ſchon gegeben,
Ob Alle folgen, Niemand wagt's zu zählen,
Groß iſt der Herr, ihm dienen Tod und Leben.

Fort wankt der Fuß, bis alle Kräfte fehlen,
Und wo der Zug das Wüſtenland durchſchritten,
Da fault viel Aas von Roſſen und Kamelen.

Lang war ein alter Hadſchi mitgeritten
Auf einer Eſelin geduld'gem Rüken,
Nun ſtürzt das Thier, das lange ſtill gelitten;

Der Tropfen Waſſer fehlt es zu erquiken,
Der Hadſchi beugt ſich traurig es zu pflegen,
Verſchmachten muß er's ſehn vor ſeinen Bliken.

Erſt als vorbei das lezte, matte Regen,
Schaut er empor, — einſam ward's in der Wüſte,
Der Pilgerzug entſchwand auf fernen Wegen.

Nach Mekka ſchaut er, das er gern begrüßte,
Und läßt den lezten Wunſch auch ohne Klagen,
Zeit iſt es, daß er ſich zum Tode rüſte.

Viel ward verſagt ihm in der Jugend Tagen,
Viel ward zu Staub auch unter ſeinen Händen,
Wornach ſein Herz einſt ſehnſuchtvoll geſchlagen,

Sein Schiff verſank, und von der Liebe Spenden
Fiel ihm das Loos der Dornen nur, das Leben
Er kennt's zu tief, um froh es nicht zu enden.

Nur wenig birgt der Pilgerſak daneben:
Sein Sterbehemde, — aus koſtbarer Seide
Ließ er ſich's einſt von theuern Händen weben,

Er langt's hervor und zieht es an mit Freude,
Geſalbt mit Roſenöl ſind ſeine Falten,
Denn ſterben will er ſchön im Feierkleide.

Er legt ſich in den Sand, die Hand des Alten
Iſt fromm gekreuzt, er ſinnt auf ferne Zeiten,
Ein langer Zug naht luſtiger Geſtalten.

Schön iſt der Abend, Purpurſtrahlen gleiten,
Staub wird zu Gold, noch einmal will ihm zeigen
Die Erde alle ihre Herrlichkeiten;

Es ſchwankt die Luft und Spiegelbilder ſteigen:
Ein Quellengrund mit lichten Roſenbüſchen
Erhebt ſich, Vogellied in grünen Zweigen,

Die Waſſer rauſchen leis in Marmornischen,
Roth aus Zipreſſen glühn Granatenblüthen,
Und die er liebte wandeln ſtill dazwiſchen.

Die Eltern erſt, die mit dem Kind ſich mühten,
Im grünen Turban nah'n ſie freundlich nikend,
Drauf die mit ihm zugleich in Jugend glühten;

Dann die Geliebte hold und lieblich blikend,
Den Kranz noch friſch wie in der Abſchiedſtunde,
In ſüßem Lächeln noch wie einſt entzükend;

Der Gruß des Friedens ſchwebt auf ihrem Munde,
Das Paradies ſteht drüber leuchtend offen,
Die Leiter Jakobs führt zu ſeiner Runde.

Leis winken ſie, die endlich ihn getroffen,
Und aufwärts wallt der Zug mit ſeel'gen Tritten,
Dort oben wird erfüllt Sehnſucht und Hoffen;

Es ſchweben Engel in den Wolken mitten,
Der müde Pilger lächelt ſolchen Boten.
Da kommt der Samum wild dahergeſchritten

Im Sand der Wüſte, und begräbt den Todten.

Ständchen.

Sie hat ihm geſchworen ewige Treu',
Und brach ihm loſe ihr Wort,
Mit ihrer Liebe iſt's längſt vorbei,
Auch er zog lang ſchon fort.

Und ſeit dem lezten Neumondſchein
Da reitet in jeder Nacht
Ein Reiter die einſame Straße herein,
Gar laut, daß das Fräulein erwacht.

Sie horcht mit Schaudern, dumpf und leer
Dröhnt's langſam das Pflaſter dahin,
Als wäre der Mann dem Roſſe zu ſchwer,
Und trüge viel Leid im Sinn.

An der Straßeneke wohnt ein Schmied,
Der hämmert ſpät und früh,
Oft iſt er um zwölfe noch nicht müd,
Doch ſah er den Reiter nie.

Todtengräbers Brautnacht.

Was ſtehen die Gräber in Blumen und Pracht?
Für Todtengräbers Hochzeitnacht.

Sonſt verſtummte vor ihm die Freude, der Scherz,
Heut glüht ihm in Liebe das eigene Herz.

Die Hochzeiter gehen, da führt er ſogleich
Das ſüße Lieb in ſein ſtilles Bereich.

Scheu über die Hügel ſchleicht die Braut,
Sie iſt mit den Gräbern noch nicht vertraut.

Gar ſchaurig liegt es im Abendſchein:
Ach, bleib' und tritt mit mir herein!

— Noch darf ich nicht kommen, ſchließe nur zu,
Muß ehe noch legen die Kinder zur Ruh'.

Süß Lieb ſchlüpft bang und trüb in's Haus,
Er ſchreitet mit Schaufel und Spaten hinaus,

Und gräbt gar fleißig, und denkt dabei
An's Auge wie Stern, an die Wange wie Mai.

Da hört er ſie weinen im Hauſe ſehr,
Noch niemals fiel ihm die Arbeit ſo ſchwer.

Ich vergehe vor Angſt, ach, eile zu mir!
— Sechs Schuh' tief grab' ich, dann komm' ich zu dir.

— Ich ſterbe vor Grauen, und kommſt du nicht ſchnell,
So ſchaufle für mich auch ein Grab zur Stell'!

Da kann er nicht zögern, da eilt er hinein,
Läßt bettlos die Kinder im Mondenſchein.

Es heult der Wind durch der Gräber Kreis,
Im Häuschen flüſtert's von Seufzern leis.

Sie deckt ihn ſo warm mit Küſſen zu,
Seine Kinder gingen auch gern zur Ruh'.

Mit den weißen Hemden, lang und ſchmal
Spielt traurig der einſame Mondenſtrahl.

Und wie es nun zwölfe ſchlägt vom Thurm,
Da werden ſie wach im kalten Sturm.

Sie reken ſich mühſam und ſtreken ſich lang,
Als hätten ſie böſe geſchlafen und bang.

— Und ſind wir denn noch nicht der Mutter im Arm,
Und liegen im Bette nicht tief und warm?

Ei ja, die armen Kinder ſein
Vergißt der Vater bei Liebchen ſein.

Da rauſchen ſie auf in blaſſem Glanz;
— So gehn denn auch wir nun zum Hochzeittanz!

Es fiedelt der Sturm, der Kauz iſt nicht ſtumm,
Welch ſeltſamer Brautzug flattert herum;

Und näher und näher ſchwirrt es um's Haus,
Der Bräutigam ſchlägt ein Kreuz hinaus.

— Komm Bräutchen, und tanze mit uns erglüht,
Spielmann iſt der Sturm, das Irrlicht ſprüht!

Das Bräutchen bebt an Arm und Bein,
Da braust es schon jubelnd die Kammer herein.

— Nicht länger gezögert, die Füße gerührt!
Da hat sie's schon Beide mit Sausen entführt.

Da ringelt's, da gaukelt's, da flirrt es wie irr
Rund über die Gräber in tollem Geschwirr.

Mit Knochenhand hält es das Pärchen gefaßt,
Und schleppt es und schleift es in tobender Hast.

Eins schlägt es dumpf, der Spuk ist vorbei,
Klar leuchtet der Mond, von Wolken frei.

Im Brautgemach aber wird's nimmer laut:
Das ist die Mähr von des Küsters Braut.

Normannenerbe.

In dem Schloß zu Altaville,
An dem Meer der Normandie
Sizt Graf Tankred, tiefe Stille
Herrſcht im Saale, ernſt wie nie.

Schöne Töchter, hold die Wangen,
Tapfre Söhne, ſtark die Hand,
Schweigen wie in Scheu befangen,
Gleich den Ahnherrn an der Wand.

Und er gibt dem Erſtgebornen
Sein Panier, im Nord geehrt,
Den elf andern Roß und Spornen,
Ritterſchlag und dann ein Schwert.

Unſer Lehn in dieſem Lande
Klein iſt's, Einem kaum genug,
Was hier unſer, Möw' am Strande
Ueberſchaut's in ihrem Flug.

Drum beſehl' ich Schloß und Mannen
Auch nur Einem, karg beſtellt,
Und ihr Andern zieht von dannen,
Euer Erbe iſt die Welt.

Stolzer als auf dieſem Throne,
Beſſer ſizt ſich's hoch zu Roß,
Für das Schwert iſt keine Krone
In der Kriſtenheit zu groß.

Aufgeſeſſen, fortgeritten,
Schöne Normandie leb' wohl!
Stolz getrozt und kühn geſtritten,
Glük geſucht von Pol zu Pol.

Auf der Väter ſteilem Schloſſe
Bleibt der Eine, meerumſchränkt,
Während ſeiner Brüder Roſſe
Bald des Südens Welle tränkt.

Nebel irrt dort um die Klippen,
Hier iſt Alles ſonnenroth,
Rothe Wunden, rothe Lippen,
Der Genuß iſt hier Gebot.

Und die Stadt, wo der Karthager
Mehr als eine Schlacht verlor,
Wird die Beute leker Wager,
Wer nicht zugreift iſt ein Thor.

In dem Kampf des goldnen Südens
Macht Normanne ſich bekannt,
Nach dem Arm des Meermüdens
Wilhelm Eiſenarm genannt.

Er zerhaut mit einem Hiebe
Einen Ritter aus Bizanz,
Während Humfried ſich durch Liebe
Glük erwirbt und ſeltnen Glanz.

Roberts Haar im Blut wird's röther,
Schreken zieht vor Drogos Spur:
Zwingen plözlich Eddas Götter
Südens glükliche Natur?

Alles beugt ſich ſolchen Rieſen,
Nords gewaltigem Geſchlecht,
Ihr Geſez iſt ſchnell bewieſen,
Immer hat der Stärkre recht.

Thais.

In Perſepolis im Königſal
Da feiern die Helden das Siegesmal,
Wer furchtlos den blutigen Ares beſtand,
Heut ſchmückt ihn das feſtliche Purpurgewand.

Entgürtet die Lenden, das Haupt bekränzt,
Hier ruht was in Hellas an Helden glänzt,
Geſalbt die Glieder, durchduftet das Haar,
Wie im hohen Olimp der Unſterblichen Schaar.

Und dazwiſchen auf ſchwellenden Polſtern liegt
Was in Hellas im Streite der Schönheit ſiegt;
Wer iſt's, den der ewige Lorber noch freut,
Wenn das göttliche Weib nicht den Kranz ihm beut?

Drum iſt auch ſo ſchön und ſo feſtlich der Tag,
Weil nicht der Barbar nur im Kampf erlag,
Es hebt ſich der Griechin auch ſtolzer die Bruſt,
Seit des Siegs ſie der Schönheit ſich voll bewußt.

Sie fühlt ſich entbunden des zweifelnden Streits,
Seit ſie ſah der Barbarin hinfälligen Reiz,
Und ſtolzer erfreut ſie der Glieder Pracht,
Die Hoheit der Stirne, der Augen Macht.

Und er, dem Kronion als Vater ſich preiſt,
Faßt die goldene Schale, die ſchäumend kreiſt:
Was die Helden auch thaten, mein Lebehoch,
Das erſte ich bring' es der Schönheit doch!

Die Helden jubeln und ſtimmen ein,
Wie heimlich Entzüken durchperlt es den Wein,
Nur Thäis ſchweigt ſinnend und ernſt im Kreis,
Die vor Allen errungen der Schönheit Preis.

Was kündet die Wolke, die kräuſelnde, ſprich,
Die trüb die ambroſiſche Stirne beſchlich, —
Und der Wonne entträufelt aus Blik und Mund,
Was ſinnt ſie, was ſchweigt ſie, und gibt es nicht kund?

Da erhebt ſie ſich hoch wie ein Götterbild:
Warum ſoll ich mich freuen des Sieges ſo mild?
Heut herrſchen wir hier, doch es wechſelt das Glük,
Bald kehrt in die Hallen der Perſer zurük, —

Der Perſer, der prahlend vor ſeinem Heer'
Gepeitſcht das heilige griechiſche Meer,
Der in Feſſeln geſchlagen Oceanos' Fluth,
Zu Thermopile ſchwelgte in griechiſchem Blut, —

Der Perſer, der an des Keſiſſus' Strand'
Verhöhnt und geſchändet mein Vaterland,
Der, gegen die ewigen Götter empört,
Athen mit Schwert und mit Flammen zerſtört.

Sprach's eine Sibille in delfiſchem Grimm,
Den König entzüket ihr Ungeſtüm;
Komm', reich' mir, es neidet mir Zeus den Genuß,
Die zürnende Lippe zum feurigen Kuß!

Doch ſie ſtößt ihn zurük in heiligem Groll,
Wie ſüß und bethörend die Lippe auch ſchwoll:
Es öffne, ich ſchwör' es, kein Kuß mir den Mund,
Bis in Flammen nicht ſinkt Perſepolis rund.

Er hört ſie, er ſchaudert, es glüht ihm das Blut,
Er ſieht ſie, es faßt ihn begeiſterte Wuth:
Und gäbſt du den Kuß für den Brand nur der Welt,
Sie flamme verlodernd zum Himmelzelt!

— Du liebſt mich, ich wußte, du faſſeſt mein Wort,
Fünf Adler die ſchweben zur Rechten uns dort,
Von Griechenland rauſchen ſie ſtolz daher,
Zu ſchauen die Rache gerecht und ſchwer.

Sie ſchwingt die Fakel in ſchimmernder Hand,
Um glänzende Hüften das Purpurgewand,
Der König er ſtürmt ihr der Erſte nach,
Bald ſteht verlaſſen das Prunkgemach.

Wie ein Thirſusſtab, von Reben umrankt,
Wird die Fakel geſchwungen, ſie flattert und ſchwankt,
Das Getäfel von Zedern, den hohen Palaſt
Hat bald die gefräßige Flamme erfaßt.

Sie lekt an den Wänden, ſie klettert empor,
Als gält' es zu ſtürmen der Ewigen Chor,
Es jauchzen die Helden in trunkener Luſt,
Für Klage und Jammer verſchloſſen die Bruſt.

Es ſtürzt der Balken, die Säule ſinkt,
Für immer dahin iſt was ziert und blinkt,
Und woran manch Jahrhundert gebaut mit Macht,
Die Rache verwiſcht es in einer Nacht.

Und bald, ſo weit das Auge dringt,
Iſt ein Meer von Flammen, das wogt und ringt,
Es ſchwelgt ſich die Rache die gierige ſatt,
Heut ſank für immer die Perſerſtadt.

Und droben vom Söller aus ewigem Stein
Da ſchaut in die Flammen die Griechin hinein,
Sie lokt aus der Lira der Saiten Getön,
Zu ſchau'n iſt ſie furchtbar, doch prächtig ſchön.

Der König lehnt ihr zu Füßen und lauſcht
Dem wilden Geſang, der den Lippen entrauſcht,
Und mitten in praſſelnder Flammen Erguß
Da gibt ihm die Griechin den ſüßeſten Kuß.

Meerſturm.

Am einſamen Meeresſtrande
Da ſizt das Waſſerweib,
Halb ruht auf feuchtem Lande,
Im Waſſer halb ihr Leib.

Sie ſchaut mit traurigen Bliken
Hinaus in die wilde See,
Viele Balken ſah ſie zerknikken,
War Zeugin von manchem Weh.

Die ſchäumenden Wirbel zerſchellen
Neben ihr am Felſenriff,
Und draußen mit den Wellen
Ringt auf Tod und Leben ein Schiff.

Es heult der Sturm, es brauſen
Die Waſſer, die Möwen ſchrei'n,
Unheimlich in's wüſte Sauſen
Stimmt ihre Klage ein.

Sie ſingt ein Lied ein leiſes,
Das Herz erkrankt dabei,
Und wer es hört, der weiß es,
Daß nahe das Unglük ſei.

Der Freiwillige.

Es iſt Schlacht. Das Karré muß in Trümmer gehn,
Soll der Sieg gewonnen ſein;
Wer will freiwillig den Kampf beſtehn,
Doch der Tod ſelbſt ladet ihn ein?

Ein Augenblik Stille; dreihundert drauf
Reiten ernſt und entſchloſſen herbei,
Und Einer rollt die Fahne auf,
Noch ein Jüngling in des Lebens Mai.

Der Feldherr winkt, der Pfaffe weiht
Sie betend wie vor'm Altar;
Der Fähndrich ruft das Kommando, es reiht
Sich in ſchöner Ordnung die Schaar.

— Warſt auf Erden verloren für mich, Marie,
Will im Himmel erringen dich!
Er ſchwingt die Fahne, da ſieht er ſie
Süß lächelnd ſchweben vor ſich.

Auf den Feind! — er voran; die Kartätſche flog,
Er ſinkt; friſch drüber und drein!
Das Karré iſt geſprengt, wo die Fahne zog,
Liegt unkenntlich zerſchmettert Gebein.

Alpengang.

Im Thale tief unten, am Bache klar
Da lieben zwei Herzen sich innig und wahr,
Und that's auch kein einziges Wort noch kund,
Schon lange verband sie ein inniger Bund.

Oft wollt' er gestehn ihr den seeligen Schmerz,
Oft sie ihm schon sinken an's glühende Herz,
Doch immer erfaßt es im Busen sie scheu,
Da gehn sie so fremd an einander vorbei.

Auf duftiger Alpe, in blumiger Au,
Hoch über der Erde beim himmlischen Blau
Da traf sich im Lenz einst das liebende Paar, —
Die Wiese ist blüthig, der Himmel klar.

Da drängt sich's nicht länger im Busen zurük,
Sie sinken an's Herz sich mit leuchtendem Blik,
Und hoch in der Alpenwelt, kräftig und frei
Da schwören zwei Herzen sich ewige Treu.

Der Bazar.

Seht die reiche Galeone
Seltnen Inhalts, beuteſchwer,
Mit dem ſchönſten jeder Zone
Kommt der Kaufmann über's Meer.

Am Bazar beginnt ein Lärmen
Frohen Volks, das kauft und fragt,
Weiber wählen, Kinder ſchwärmen
Zwiſchen Moslims ernſt, betagt.

Tücher prangen heller Farben,
Roſenöhl und Pfeifenkopf,
Perlenſchmuk, Juwelengarben,
Reiherbuſch und Ambraknopf.

Aber holder zum Beſchauen
Als die Menge bunten Tands
Stehn geſchmükt die ſchönſten Frauen
Zum Verkaufe jedes Lands:

Seltne Schönheit welt Entzüken,
Blonde Loken, Rabenhaar,
Feuerſtrahl aus dunklen Bliken,
Schmachtend blaues Augenpaar —

Schlanker Wuchs, willkommne Fülle,
Was die Laune nur begehrt;
Reizend munter leichter Hülle
Schwillt die Jugend unverſehrt.

Lächelnd ſchlau, mit Kenneraugen
Schaut und forſcht der Muſelmann,
Rechnet heimlich, Blike ſaugen
Durſtig all' die Reize an.

Doch dem Großherrn iſt bereitet
Jezt die Wahl, und dann erſt frei,
Seht, der Kislar-Aga ſchreitet
Ernſter Würde ſchon herbei.

Mit dem Blike wohlerfahren
Aus den Aeuglein klein und grau
Schaut und prüft er an den Waaren,
So wie Keiner ſtreng und ſchlau.

Zehn hat er ſich auserleſen,
Streicht den Bart, zählt Beutel ſchwer,
Sieh', da führt mit klugem Weſen
Eine noch der Kaufmann her;

Hebt den Schleier, und Erſtaunen
Faßt des alten Kenners Blik;
Hat Natur in mächt'gen Launen
Hier gezeugt ihr Meiſterſtük?

Mährchenaugen, feenklare
Glühn an Schmerz und Wonne reich,
Süße Züge, wunderbare,
Wangen Schiras Roſen gleich.

Funfzehn Beutel. — Schaut genauer. —
Zwanzig denn. — Der Preis iſt klein,
Selbſt des lezten Himmels Mauer
Schließt kaum ſolche Schönheit ein.

Und ſie lächelt, eine Roſe
Fängt den Kelch zu öffnen an;
Ich biet' mehr noch! aus dem Troſſe
Ruft es ernſt ein fremder Mann.

Wie, du wagſt es? hundert Beutel! —
Ich biet' mehr. — Was, toller Knecht!
Hund und Gjauer frech und eitel! —
Frei iſt ſchon des Marktes Recht.

Sinnend ernſt, im ſchwarzen Kleide
Steht der Fremde, dunklen Bliks,
Dieſes Antliz hat die Freude
Nie gefärbt, kein Strahl des Glüks.

Seiner Augen wildes Feuer
Brennt in's Herz der Sklavin ein.
Tauſend denn! — Mir nicht zu theuer;
Biet' was immer, ſie iſt mein!

Der Eunuche rauft am Barte,
Näher tritt der Fremde her,
Auf die Stirne ihr, die zarte
Legt er kalt die Hand und ſchwer.

Du biſt mein! Wie er's geſprochen,
Ragt er furchtbar aus dem Schwarm,
Aber ſie ſinkt ſchnell gebrochen,
Matt und blaß in ſeinen Arm.

Seines Kleides dunkle Falten
Breiten ſich zu Schwingen auf,
Fort mit ſich im Arm im kalten
Trägt er ſie in Geiſterlauf.

Ueber die erſchrekten Gaſſen
Rauſcht der Todesengel Flug,
Plözlich ſteht der Markt verlaſſen
Von der Freude lautem Zug.

Nächtlicher Ritt.

Wer im Walde ſoll reiten in finſtrer Nacht,
Darf den Muth, den entſchloßnen nicht miſſen,
Viel Spuk wird ihm ſicher vor's Auge gebracht,
Viel Gräuel, an den er nimmer gedacht,
Drum braucht er ein reines Gewiſſen.

Es huſcht ihm vorüber, es poltert ihm nach,
Es droht ihm mit wüſtem Verderben,
Und horch, das war eines Schuſſes Gekrach,
Drauf wird tief im Walde ein Jammer wach,
Als gält' es einſames Sterben.

Der Kreuzweg zumal iſt ein böſer Ort,
Unheimlich iſt's dort zu verweilen,
Es lokt und es raſchelt, es flüſtert dort,
Kein Menſch verſteht's, 's iſt kein kriſtlich Wort,
Und Roß und Reiter enteilen.

Und es brauſt durch die Wipfel ein eiskalter Wind,
Daß Einem die Eichen Erbarmen;
Er müßte im Froſt verzagen geſchwind,
Wüßt' er nicht daheim ein herzliebes Kind
Sein harrend mit weichen Armen.

Das neue Mährlein vom deutſchen Kaiſer.

Tief innen im Kieffhäuſer
In ſchwerer Bezauberung ſtarr
Sizt Rothbart der alte Kaiſer,
Und neben ihm ſein Narr.

Er ſizt mit ernſten Mienen,
Faſt Zorn im ſtieren Blik,
Er denkt in traurigem Sinnen
Wohl über deutſches Geſchik.

Und als ſie in ihren Retorten
Das Kaiſerlein fertig gebraut,
Da ward auch aller Orten
Um Hoſen und Krone geſchaut.

Ein Kaiſer ohne Kleider,
Der nüzt zu ſchnell ſich ab,
Darum holten ſie einen Schneider
Mit Schere und Ellenſtab.

So wie dem alten Kaiſer
Soll der Mantel dem neuen auch ſtehn,
Es mußte in den Kleiderhäuſer
Der Schneider auf Kundſchaft gehn.

Ein Schneider iſt ſelten verwegen,
Er wurde vor Schrecken blaß,
Und nahm ganz zitternd, verlegen
Statt beim Kaiſer am Narren das Maß.

D'rauf ſchnitt er in Pfellel und Seide
Und nähte Tag und Nacht,
Bis er endlich das Prunkgekleide
Und die Krone fertig gemacht.

Doch als ſie's probiren thäten,
Da kam's am Ende aus,
Es ſah aus allen Nähten
Der arge Schalk heraus.

König Koribut.

Ein ſtattlicher Ritter war Koribut,
Voll männlichen Feuers ſein adelig Blut,
Und das Herz, noch berauſcht von der Maienzeit,
Hedwigen war es allein geweiht.

Gebot er auch mächtig nicht, Andern gleich,
Es machte die Liebe ihn glüklich und reich
Und das ſtolze Gefühl, daß ein Rittermann
Im Polenland König ſelbſt werden kann.

Mit offenem Muth, ſeine Hedwig im Sinn,
Zieht froh er in's lärmende Wahlfeld hin;
Wer künftig König im Lande ſei,
Den wählen die Ritter nun frank und frei.

Und der's nimmer verlangte, der's nimmer gedacht,
Den haben ſie jubelnd zum König gemacht,
Und wie nun die Flur dekt Abendſchein,
Zieht König Michael Koribut ein.

Grüßend drängt die Menge ſich zu und ab,
Ein Fräulein ſchaut einſam vom Erker herab,
Das Auge läuft ſtille in Thränen an, —
Iſt's Luſt, iſt es Schmerz, kein Menſch denkt daran,

Und vergehend und zitternd, beſeeligt, betrübt
Schaut ſtolz auf den König ſie, den ſie geliebt,
Hoch prangt er vor Allen, gar ſtattlich und hehr,
Doch als Gatten umfängt ſie ihn nimmermehr!

Wie auch das Herz ſich noch rührt und bewegt,
Beſchloſſen iſt es, bedacht, überlegt;
Als zum König ihn ſalbt des Prieſters Hand,
Da fleht ſie für ihn ſchon im Nonnengewand.

Und als er's erfährt, wird zur glühenden Laſt
Die Krone, die ſchimmernd die Stirne umfaßt,
Und der weiche, der flatternde Purpurtalar
Beengt ihn, ein Dornenkleid drükend und ſtarr.

Sein Leben iſt aus, — ſie noch einmal zu ſehn,
Iſt ſein lezter Wunſch, und dann einſam vergehn;
Und wie es nun Abend iſt, kommt es leis
Durch des Kloſtergartens blühenden Kreis.

Wo der Springquell ſprudelt in tollem Scherz,
Da ſanken ſie ſtill einander an's Herz,
Und ſie wußten es faſt in vergehender Qual,
Heut war es auf Erden das lezte Mal.

Es zog der Vollmond am Himmelzelt,
Sie ſahen ihn nicht und nichts auf der Welt,
Die Thränen floſſen in ſtillem Lauf,
Und nichts hielt die brechenden Herzen auf.

Früh morgens betrat er den Königſal,
Zur Huldigung kam der Großen Zahl; —
Doch es füllt ein meilenweit blühendes Land
Nicht den Riß, der durch Liebe im Herzen entſtand.

Manche Schlachten ſchlug er, das wandelnde Glük
Bald nahte es reizend, bald floh es zurük,
Und Tag um Tag bot Sorge und Luſt,
Nur die Liebe die kam ihm nie mehr in die Bruſt.

Und nach vielen Jahren, als er ein Greis
Mit Haaren und Bart ſtand ſilberweiß,
Da ging ſeine Herrſchaft auf Erden aus,
Da trugen ſie ihn in des Todes Haus.

Die Krone zu Häupten, dem Altar nah
Lag König Koribut im Purpur da.
Viele küßten die Spizen des goldenen Saums,
Doch nicht Einer gedachte des Jugendtraums.

Im Kloſter zu Karmel ſtand längſt ſchon ein Sarg,
Der ſtill eine junge Nonne barg,
Jadwiga war's, — ach, ein weiblich Herz
Trägt ſo lang nicht gebrochener Liebe Schmerz.

Der Wildschüz.

Wenn nachts schon längst von Haus zu Haus
Der Schlaf zu ziehn begann,
Da rauscht es aus dem Wald heraus, —
Ein langer, dunkler Mann.

Vorbei an Gräbern schleicht er dicht,
Die Todten lieben ihn,
Er hat nicht Ruhe, ging er nicht
Zu Röschens Fenster hin.

Der Wildschüz liebt, — am Kirchengang
Sah er sie einmal stehn,
Seitdem wird ihm die Nacht so bang,
Wenn er sie nicht gesehn.

Es steht ein Dornenzaun zur Hut
Um Liebchens Aufenthalt,
Was kümmert's ihn wohl, ob sein Blut
Weißrose röther malt.

Sie flicht juſt drin ihr goldnes Haar
Beim matten Lampenſchein,
Kniet fromm dann hin zum Hausaltar
Und lächelt betend drein.

O Gott! da möcht' er knien, auch ſo
Fromm beten, ach, wie ſie; —
Wohl Jedem ſteht ein Blümlein wo,
Für ihn blüht Roſe nie!

Luftſchloß.

Stand ein Schloß mit blanken Zinnen
Stolz im allerſchönſten Thal,
In die Fenſter gleich Rubinen
Fiel der Morgenſonne Strahl.

Schlanken Säulen alter Weiſe
Paarte ſich die Maurenzeit,
Unter gothiſch buntem Kreiſe
Flog der Bogen kühn und weit.

Und das Schönſte aller Zeiten,
Jedes Alters Zier und Pracht
Schien um hohen Preis zu ſtreiten
Wie in tauſend einer Nacht.

Im Verborgenſten der Zimmer
Saß ein Mägdlein ſeltner Art,
Im Gelocke Goldes Schimmer,
Auf den Wangen Roſen zart.

Und ein Minſtrel, Sohn der Lieder
Lehnte an des Schämels Rand,
Sah empor und ſang es wieder,
Was in ihrem Antliz ſtand.

Aber einſt an einem Morgen
War das Schloß in Schutt zerſtreut,
Unter Trümmern lag verborgen,
Was ſonſt Aug' und Herz erfreut.

Durch Ruinen irrt der Sänger,
Läßt nicht was er fromm geliebt,
Feſter währt die Treu und länger
Als das Glük, das leicht zerſtiebt.

Und er ſingt vom ſchönen Leben
Eine Sage wunderbar,
Lächelt leiſ', als ſäh' er ſchweben
Einen Engel licht und klar.

Der Nachtwandler.

Da drüben im einſamen Kämmerlein
Da ſchläft er verlaſſen und ſtill und allein,
Sonſt hielt ſein Liebchen ihm freundliche Wach',
Nun nimmer, ſeitdem er die Treue ihr brach.

Und kommt nun der bleiche Vollmond heran,
Und ſchaut er ihn winkend durch's Fenſter an,
Da faßt's ihn im Schlummer ſo ängſtlich und wirr, —
War oft ja geſeſſen im Monde mit ihr.

Da treibt's ihn vom Bette, da drängt's ihn hinaus,
Da kommt er allnächtlich in's Freie heraus,
Mit glanzloſem Auge, mit bleichem Geſicht,
Eine wandelnde Leiche im Mondenlicht.

Er ſchleicht durch das Dunkel gar unſtät und ſcheu
An jeglichem Plätzchen der Liebe vorbei,
Schwankt leiſe vorüber an Baches Rand,
Wo einſt ihm ſein Klärchen die Liebe geſtand.

Es treibt ihn wüſt ohne Raſt und Ruh'
Durch einſame Heide dem Freithof zu,
Da eilt er über die Gräber durch's Grün
In verlaſſene, heimliche Eke hin.

Dort drunter ſchlummert ein treues Herz,
Die Treu' ward gebrochen, da brach's auch der Schmerz;
Still ſinkt ihm die Thräne aus ſtarrem Blik,
Als dächt' er in Reue zurük, zurük.

Er beugt ſich leiſe zum Hügel herab,
Pflukt ſeufzend ſich Gräſer und Blumen vom Grab,
Schleicht ſtill dann, wie er gekommen, nach Haus,
Manch mahnend Vergißmeinnicht trägt er im Strauß.

Und weicht nun dem Morgen die ſcheidende Nacht,
Und wenn er dann müde zu Bette erwacht,
Da liegen Vergißmeinnicht' rund um ihn, —
Wohl weiß er, auf welchem Herzen ſie blühn.

Trauung.

Der Pfarrer ſteht mit Buch und Strauß,
Der Meßner ſchlingt ſchon am Hochzeitſchmaus.

Die Orgel tönt und das Glöklein hell,
Braut und Bräutigam ſind nun auch ſchon zur Stell'.

Sie rauſcht in Spizen und Seidendok,
Er trägt ein Uhrband am ſchwarzen Rok.

Die Leute erbaut was der Pfarrer ſagt;
In der Eke ſteht eine arme Magd.

Schön iſt ihr Antliz und rührend zu ſehn, —
Weiß nicht, ob ſie je zum Altare wird gehn.

Sie ſtarrt auf den prangenden Jungfernkranz,
Im Auge bebt's ihr wie Thränenglanz.

Die Braut ſpricht: ja, denkt Mancherlei,
Nichts denkt der Bräutigam harmlos dabei.

Die Magd in der Eſe die hört es kaum,
Sie gäb' nicht dafür ihren ſchönen Traum.

Aben-Hamet und Donna Blanka.

Aus Granadas ſchönen Fluren
War der Mauren Stamm getrieben,
An dem Darro hob ſich wieder
Hoch das Kreuz, — ſo ſtand's geſchrieben.

Das Geſchlecht Abencerage,
Das die Krone einſt erworben,
Irrt verbannt in fernen Wüſten,
Bis auf Einen ausgeſtorben.

Doch den Einen litt's nicht länger
An dem heißen Maurenſtrande,
Wollte ſchau'n der Väter Gräber,
Seines Stammes alte Lande.

Pfeilſchnell flog das Schiff herüber
Durch des weiten Meers Beſchwerde,
Endlich küßt er weinend wieder
Seiner Heimath heil'ge Erde.

Zu des Maurenritters Füßen
Floß des Darro goldne Welle,
Bangend ſtand er, ſüß verworren
An Alhambras hoher Schwelle.

Und ihm ſchien die Flur begabter,
Glühender das Licht zu fallen;
Um die Heimath, ihm verloren,
Schien des Segens Hauch zu wallen.

Aber mächtiger als Kummer,
Als der Hang zum Vaterlande
Iſt die Liebe: wo ſie waltet,
Reißen alle andern Bande.

Und er ſieht die Kriſtin wandeln
Aus dem Stamm der Maurentödter,
Fühlt das Herz durch ſie gefangen,
Aug' bethört und Wange röther;

Sieht ſie, und das Recht der Väter,
Schmach und Schmerz iſt ſchnell vergeſſen,
Blanka liebt er, — o, was rührt ihn,
Wer einſt hier zu Thron geſeſſen!

Freundlich weiſt ſie Gäng' und Hallen,
Hohes Denkmal ferner Tage,
Labirinthiſch reich, die Hofburg
Einſt des Stamms Abencerage.

Auch der ſchöne Maurenritter
Weht des Herzens ſtille Triebe,
Wo ſein Ahn' einſt ſaß als König,
Weilt er nun ein Gott durch Liebe.

Trennung naht, wie Mord beſchleicht ſie
Das geheime Glük der Beiden;
Kuß um Kuß, und Thrän' um Thräne —
Halbes Sterben dünkt das Scheiden.

— Bleibſt du Kriſtin, o ſo bin ich
Dein troſtloſer Sklave immer;
Für die Moslim aber werd' ich
Gatte, reich an Ruhm und Schimmer.

— Hängſt an Allah du, ſo bleib' ich
Deine liebende Betrübte;
Wirſt du Kriſt, umfängt als Gattin
Still beglükt dich die Geliebte.

Und ſie weinen, und ſie können
Sich nicht trennen, — Maure, Kriſtin
Bleiben doch ſie; treu zu ſehn ſich,
Schwören ſie, iſt Jahres Friſt hin.

Traube reift, der Winter ſtürmet,
Auch der ſchöne Lenz kehrt wieder,
Sieh, da fliegt ein Schiff herüber,
Froh ertönen Maurenlieder.

Und am Ufer harrt und ſchauet
Donna Blanka, treu in Sehnen,
Aben-Hamet ſpringt vom Schiffe, —
Still Umarmen, ſüße Thränen!

Doch beglückt vom Wiederſehen
Wagen ſie doch kaum zu fragen,
Herz erbebt und Lippe zittert
Endlich dennoch es zu ſagen.

Bin noch Kriſtin! — Blieb noch Maure! —
Alles nimm, dies laß beſtehen! —
Lebe wohl, mein Herz! ich traure. —
Lebe wohl, auf Wiederſehen!

Und mit jedem jungen Jahre
Kam das Schiff herangeflogen;
Treu blieb Jedes ſeinem Glauben,
Traurig wurde heimgezogen.

Und ſie liebten ſich, und blieben
Doch getrennt des Daſeins Tage;
Zwei Geſchlechter ſind vergangen,
Santa Fé, Abencerage.

Klange.

In's ſtolze Reich des Nordens, in König Sigurds Haus
War der Verrath geſchlichen und brachte Mord und Graus;
Das Trinkhorn ging im Kreiſe, der Harfner ſang beim Mal,
Da traf die frohen Reken der Feinde ſcharfer Stahl.

Erſchlagen ſank der König und ſeine hohe Frau,
Die Furſtenkinder lagen gekniilt in rothem Thau,
Nur eines blieb vergeſſen, beiſeite wimmert's leis,
Nur Einen faßte Keiner, das war der Harfnergreis.

Jezt irrt er durch die Hallen, die oft ſein Sang erfreut,
Er ſchlug zum lezten Male die edle Harfe heut,
Aus dunkler Ele flüſtert das ſcheue Königkind,
Er nimmt's in ſeine Arme, er hegt es treu und lind.

Mit ihm und mit der Harfe entflieht er in die Nacht.
Die Flammen ſpringen lüſtern ſchon um der Zinnen Pracht;
Alauga iſt gerettet noch nicht von Mörderhand,
Sie ſchreien wild und ſtürmen ihm nach hinaus zum Strand.

Es bläht kein Schiff die Segel am Ufer öd und leer,
Da ſchleudert er die Harfe hinunter in das Meer,
Und legt auf ihre Saiten, als wär's ein Kahn, das Kind,
Mehr als auf Menſchenherzen vertraut er Fluth und Wind.

Und ſieh', die Lüfte koſen, mitleidig rollt die Fluth,
Als wär' das Kind gegeben in guter Geiſter Hut,
Die Harfe gleitet leiſe, das Kind ſizt lächelnd drin,
Sein Purpurkleid es flattert als Segel drüber hin.

Die Morgenröthe trifft es ſchon fern vom Unglükſtrand,
Und aus den Fluthen hebt ſich ein blühend Inſelland,
Und wie oft ſeltne Mähre weit wandert über's Meer,
So ſchwimmt auf treuer Harfe das Königkind daher.

Den Männern, die's begrüßen, iſt der Geſang gar werth,
Sie ehren hoch die Götter und führen ſtolz das Schwert,
Drum wird das holde Wunder in frommer Art gehegt,
Im Tempel hängt die Harfe, das Kind wird treu gepflegt.

Zur Jungfrau wächſt es leiſe, ſo ſchön wie keine war,
Im Schmuke goldner Loken, mit Augen ernſt und klar,
Und wie ihr treu die Harfe, blieb ſie der Harfe treu,
Und hielt daran in frommer, in gottgeweihter Scheu.

Im ſtillen Tempeldunkel, im alten, heil'gen Hain
Erklang oft ihre Harfe, ſang ihre Stimme drein,
Und wunderbare Sagen, die nie ihr Ohr vernahm,
Entfloſſen ihren Lippen, wenn die Begeiſtrung kam.

Sie ſang von alten Helden und von der Minne Glük,
Von feſtlich frohen Tagen, von gräßlichem Geſchik,
Bald ſchien's, daß ſie's erlebte, bald, daß ſie es erfand,
Nie hat ſie es verkündet, wo ihre Wiege ſtand.

Ein hoher Götterwille erſchloß oft ihren Mund,
Dann gab ſie ſeltne Runen und viel Geheimes kund;
Kein Arm hat ſie umſchlungen, kein Mann um ſie gefreit,
Die Jungfrau blieb den Göttern und dem Geſang geweiht.

Der Großvezier und ſein Eſel.

1.

Die Sultanin Wimpum-Wampum
Wakelt mit dem Doppelkinne,
Wakelt mit dem Haupt, es liegen
Schwere Sorgen ihr im Sinne.

Scherbet trinkt ſie, Tſchibuk raucht ſie:
Leicht wär' wahrlich das Regieren,
Spricht ihr Mund, doch müßt' es geben
Gute Auswahl an Vezieren.

Aber thöricht wird verrichtet,
Was ich wohlbedacht befohlen,
Und was hilft dann ſeidne Schnur und
Baſtonad auf Bauch und Sohlen?

Einen Tritt der Sklavin gibt ſie,
Springt dann von der Ottomane,
Schwer von Seufzern ſteigt der Buſen
Mimpum-Wampum der Sultane.

Sorgenvoll durch's Zimmer rennt ſie
Peitſcht den Bauch mit ihren Knieen,
Bis ihr des Proſeten Gnade
Inſpirazion verliehen.

Thöricht bleibt des Menſchen Wahl, nur
Allah fördert hohe Zweke:
Großvezier ſei, wer der Erſte
Heute kommt um jene Eke.

2.

Um dieſelbe Stunde ſchritten
Nach des Bosporus' Geſtaden
Schaffet-Bei der Eſeltreiber
Und ſein Maulthier ſchwerbeladen.

Nächſten Wegs ſoll's nach dem Hafen,
Doch konſervativ und träge
Hielt ſich's in gewohnten Gaſſen,
Nichts erzielten Fluch und Schläge.

Wie er's auch erbärmlich prügelt,
Mag's wie täglich um die Ecke,
Als gerade Wimpum-Wampum
Harrte, wen ihr Gott entdeke.

Und als ſie den Eſel ſah und
Hinter ihm den Eſeltreiber,
Ließ ſie rufen den Eunuchen
Durch das treuſte ihrer Weiber,

Ließ ſie rufen durch den Schwarzen
Schaffet-Bei mit ſeinem Thiere,
Und, ſobald er kam, ernannte
Sie ihn ſchnell zum Großveziere.

Doch da er erfuhr, warum er
Plözlich kam in Amt und Würde,
Bat er, daß ſein wakrer Eſel
Mit ihm theile Glük und Bürde.

Und ſein edles Herz vergaß nicht,
Wem der erſte Dank zu ſpenden,
Weiters, dacht er, iſt ein Eſel
Mannigfaltig zu verwenden.

3.

In Palaſt und Land regiert er,
Geſtern noch ein Eſeltreiber,
Für der Unterthanen Geiſter
Sorgt er, wie für ihre Leiber;

Hält auf Ruhe, hört Geſandte,
Gibt dem Muſti weiſe Lehren,
Prägt Piaſter, hängt und viertheilt,
Schilt das Schiff nach allen Meeren.

Wimpum-Wampum nilt zufrieden,
Wie noch nie, ob ſolchem Streben,
Und beſcheiden ſein Gewerbe
Treibt der Eſel auch daneben.

Nicht ergründen konnt' ich's, ob er
Je als Praktikant begonnen,
Doch gewiß iſt's, daß er bald gar
Viel Geſchik im Amt gewonnen.

Oft mit Akten ſchwer beladen,
Hinter'm Ohr die lange Feder,
Schlich er ehrbar durch die Gänge,
Solchen Anſtand lobte Jeder.

Und ſobald er wem begegnet, —
Eſel können ſich nicht büken, —
Wedelt er mit ſeinem Schwanze,
Legt die Ohren auf den Rüken.

Doch wenn die Sultane nahte,
Fing er luſtig an zu ſpringen,
Schrie ſo laut er konnte: Vivat!
Derlei mußte Gunſt erringen.

4.

Nichts beſteht, und Alles zeigt ſich
Wandelbar auf dieſer Erde,
Gegen den Vezier auch gab es
Bald gar mancherlei Beſchwerde.

Wimpum-Wampum ſchüttelte
Leis zuerſt mit ihrem Kopfe,
Endlich lag's auf flacher Hand, es
Ging nicht mehr mit dieſem Tropfe.

Auf den Bauch aus dem Palaſte
Warf man ihn an einem Morgen;
Wieder ſtand er an der Ecke,
Frei von des Regierens Sorgen.

Klug verfuhr dabei ſein Eſel:
Treu dem höheren Berufe
Mied er ihn und ſchlug zum Abſchied
Rücklings ihn mit ſeinem Hufe.

Solche Größe des Gemüthes
Mußte Anerkennung finden,
Im Palaſte blieb der Eſel,
Segelnd ſchlau mit allen Winden.

Und er ſtieg von Stuf' zu Stufe,
Wimpum-Wampum pries die Reiſe
Seines Geiſtes, endlich trug man
Vor dem Eſel fünf Roßſchweiſe.

Des Zigeunerweibs Profezeiung.

Ein armer Verliebter irrte
Herum durch Feld und Wald,
Da kam eine braune Zigeun'rin
Verſchrumpft und häßlich und alt.

Auf Güter hielt er wenig
Und nichts auf Prunk und Geld,
Um Liebe nur wollte er werben,
Um dies einzige Glük auf der Welt.

Die dürre Alte winkte:
Gib mir ein blankes Stük,
So leſ' ich dir aus den Händen
Dein ganzes künftiges Glük!

Er beſann ſich nicht lange und warf ihr
Den lezten Thaler vor,
Sie nahm ihn gierig und zerrte
Die Hand beim Gelenk empor.

Sie ſchaute und krächzte heiſer:
Ei, ei, wie glatt und weiß,
Seltſame Lineamente,
Ein wild verworrener Kreis.

Ihr kommt noch einmal zu Ehren,
Erlangt auch viel Geld dabei,
Doch die, ſo ihr nun liebet,
Die bricht euch vorher die Treu'.

Waldreſe.

Ja, großmüthig Herz, du liebſt mich,
Aber laß die Hoffnung fahren,
Möge ſeine klare Ruh'
Sich des Waldes Kind bewahren.

Darfſt mich zum Altar nicht führen,
In dem Forſt am Kohlenmeiler
Schafft mein Vater, rußig, arm,
Deiner war des Thrones Pfeiler.

Oft im alten Tannenſchatten
Hört' ich deinen Ruhm erzählen,
Pries die Glükliche, die einſt
Deine Minne würde wählen.

Hätt' 's für Mährchenſpuk gehalten,
Dich von Aug' zu Aug' zu ſchauen,
Noch in deinen erſten Kuß
Miſchte Liebe ſich und Grauen.

Stehſt an Schönheit und an Ehre
Weit vor Allen ohne Gleichen,
Doch an Lieb' und Demuth ſoll
Dir Waldroſe nimmer weichen.

Ohne Brautkranz, ohne Ringe
Sei für immer ſie dein eigen,
Reizt dich noch ihr junger Leib,
Will ſie ſich als Magd dir zeigen.

Eines nur verlangt die Thörin,
Eines magſt du ihr gewähren:
Laß drei Tag' in jedem Jahr
Wie dein Ehgemahl ſie ehren.

Liebe kennt kein Selbſtbedenken,
Faſt verwirrt ob ſolcher Spende
Stürzt der Graf gerührt auf's Knie,
Küßt Waldroſe ohne Ende.

In dem Wald, im ſtill umhegten
Keimt und ſproßt ein Liebeleben,
Wonn' um Wonne wird getauſcht,
Sorglos um die Welt daneben.

Aber eingedenk des Wunſches,
Treu dem ſtill gegebnen Worte
Führt er ſie in jedem Jahr
Einmal durch die Grafenpforte.

Huldvoll ſizt ſie auf dem Zelter,
Stolz der Graf an ihren Seiten;
Sieht den Zug der Thurmwart nah'n,
Stößt in's Horn er ſchon von weiten.

In der reichgeſchmükten Halle
Stehn die Pagen ſittig ſchweigend,
Einen Goldpokal kredenzt
Ihr der Mundſchenk tief ſich neigend.

Perlenreihe blizt im Haare,
Sammt und Seide dekt die Glieder,
Und der Buſen ſteigt voll Glanz
Aus dem golddurchwirkten Mieder.

Glüklich ſchaut ſie von dem Söller,
Durch den Roſengarten geht ſie,
Ruft die Doggen ſchmeichelnd her,
Und die ſchlanke Spindel dreht ſie.

Reitet, auf der Hand den Falken,
Nimmt ihm ab die Schellenhaube,
Seltſam krallt es ihr in's Herz,
Faßt er oben hoch die Taube.

Im Geheg, in Feld und Gaden
Gibt der Graf ihr das Geleite,
Birſcht den Edelhirſch mit ihr,
Lauſcht im Saal an ihrer Seite.

Abends dann, wenn durch den Himmel
Leis der Glanz des Mondes gleitet,
Führt er ſie in's Prunkgemach,
Wo ein Hochzeitbett bereitet.

Weiſt ihr Polſter und Geſtühle,
Schürt die Gluth, die lodernd warme,
Und ſie ſchmiegt ſich minniglich
Eine Braut in ſeine Arme.

Aber ſchwand die dritte Nacht ſo,
Schlüpft ſie leiſe aus den Deken,
Hält den Athem furchtſam an,
Nicht den Grafen zu erweken;

Schaut noch einmal ſeine Züge,
Seine Stirne, ſeine Wangen;
Ach, wär' er ein Jägersmann,
Dürft' ſie ihn als Weib umfangen!

Schleicht hinaus dann, naſſen Auges
Eilt ſie fort wie angſtbeklommen,
Und bald hat der grüne Wald
Treu ſie wieder aufgenommen.

Dunkle Föhren, hohe Tannen
Wölben einen dichten Bogen,
Selbſt die Stätte ihres Glüks
Iſt dem Blike bald entzogen.

Was ſie fand, was ſie erlebte,
Seel'ger Minne ſchönſte Stunden
Wie ein Mährchen flog es fort,
Wie ein Traum iſt's hingeſchwunden.

Der gehörnte Siegfried.

Held Siegfried erſchlug den Drachen
Und wuſch ſich in ſeinem Blut,
Drob ward die Haut ihm gehörnet
Und feſt gegen Schwertes Wuth.

Nur zwiſchen ſeinen Schultern
Da hing ein Lindenblatt,
Die Stelle blieb verwundbar
Und frei für böſen Verrath.

Und als er gebükt am Quelle
Einſt klares Waſſer trank,
Traf Hagen grad dieſe Stelle,
Daß er zu Tode ſank

Das Blatt auf ſeinem Rüken
Verdarb den deutſchen Mann,
Das hat von der ſlaviſchen Linde
Ein einziges Blatt gethan.

Bertrand de Born.

In der Provence ſchönen Gauen,
Im Glanze ſüdlicher Natur
Sang — Held des Lieds und Hort der Frauen
Bertrand de Born, der Troubadour.

Er ſchlug die Harfe, ſchwang den Degen,
Ein tapfrer Sohn der heitern Kunſt,
Er ſang und focht auf allen Wegen,
Und warb um ſeiner Dame Gunſt.

Die Seele will ich Gott vertrauen,
Mein Leben ſoll des Königs ſein,
Mein Herz bleibt ſtets ein Leh'n der Frauen,
Nur meine Ehre die iſt mein!

Und als ihm war, als ſollt' er ſterben,
Des edlen Stammes leztes Reis,
Da blieb er unbeſorgt der Erben,
Nur ſeiner Ehre pflag der Greis.

Er ließ ſein eigen Grab bereiten,
Und zog dabei auf Wache aus,
Wer ſeine Ehre will beſtreiten,
Beſteh' mit ihm den lezten Strauß!

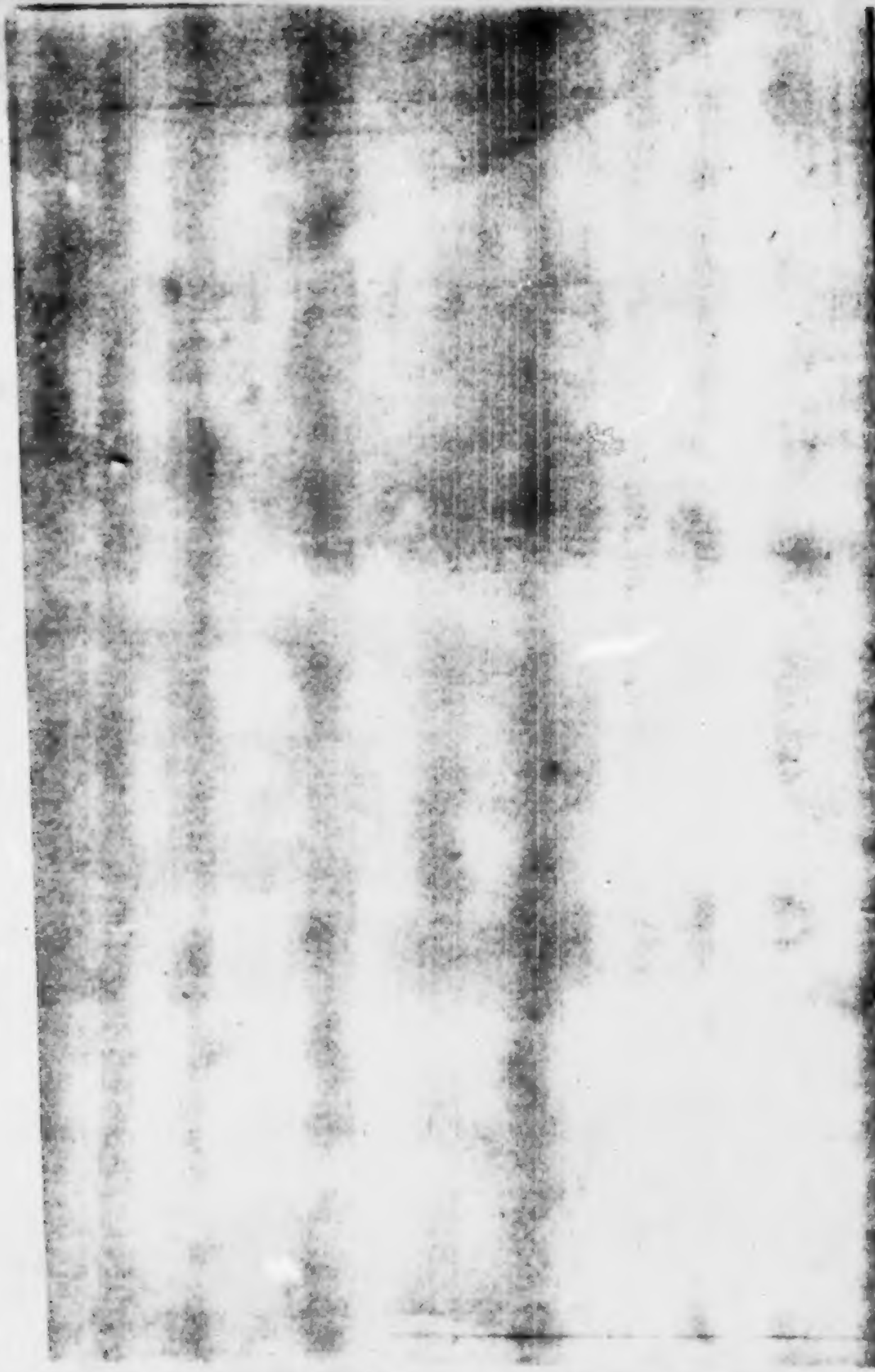
Im Lande reiten ſeine Boten,
Sein Wappenherold ruft es laut,
Kein Feiger ſchmähe auf den Todten,
Dem's vor dem Lebenden gegraut.

Am eignen Grabe ſieben Tage
Hat er bereit des Kampfs gewacht,
Kein Kläger kam auf ſeine Frage,
Da war ſein Waffendienſt vollbracht.

Rein laß ich hinter mir die Ehre!
Er ſprang vom Roß, er brach ſein Schwert,
Und hing an's ſchwarze Kreuz die Wehre,
Den Schild daneben — umgekehrt.

Bekrittelt frei was ich geſungen,
Was ich gethan, da greift nicht drein,
Und keine wag' ſich eurer Zungen
An meine Ehre, die iſt mein!

Er rief es aus, und focht nicht wieder,
Und nimmer ſang er mehr und ſchwur;
Noch gilt, wo's Ehre gibt und Lieder
Bertrand de Born, der Troubadour.



Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Erster Band.
Novellen.

Bremen, 1876.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
H. v. Fr. Kirchhof 4.

Druck von Liebr. Soltau in Norden.

Ak 4151 - 1

Novellen

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Erster Band.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Inhalt.

	Seite
Onkel Tobias	1
Metamorfosen	97
Holländische Gespenster	167
Der Hochzeittag	211

Tukel Tobias.

Onkel Tobias.

Die Frühmesse war vorüber, die Kirchgänger zerstreuten sich über den Freithof und in die nächsten Gassen. Die Dreifaltigkeitkirche des Landstädtchens war in dieser Gegend berühmt, sie erschien den Einheimischen als eine wolgelungene Nachahmung des Domes von Freiburg, und wurde selbst von Fremden wegen der feinen Spizbogen und zierlichen gothischen Rosen gepriesen. Sie stand auf einer geringen Anhöhe, die einige Aussicht über die Umgegend gewährte; der Kirchhof umgab sie, und daran schloß sich ein weiter, freier Plaz, der sich auf der einen Seite zum Mittelpunkte des Städtchens absenkte, auf der andern aber mit einigen Gartenhäusern besezt in Felder und Wiesen verlief. Es war heute ein Frühlingsonntag, den das hellste Himmelblau verherrlichte, über den thauigen Fluren sangen Lerchen, und die Städter trugen ihren besten Puz zur Schau. Die Residenz war weit genug

entfernt, um die Moden, die ſich hier ausſtellten, für reizend zu halten; die alterthümliche Bürgertracht aber, in der noch manche Matrone und manches ſchöne Kind erſchien, blieb über alle Launen des Geſchmackes erhaben. Die goldne Flügelhaube mit den weißen flatternden Bändern glich einem Sturmhelme der Liebe, das dunkle knappe Leibchen ſchwäzte alle Reize des Wuchſes aus, und die wogende Vorſtekroſe verrieth den raſchen Pulsſchlag des ſehnſüchtigen Herzens. Aber auch der gefältelte Reifrock der gealterten Bürgerfrau nahm ſich ſtattlich aus, ſilberne Trodeln ſchmükten den Bruſtlaz der Wolhäbigen, und ſtatt der Buſenroſe trug die verwelkte Hand einen Levkoiſtengel oder eine Riechnelke. Die alte und die neue Zeit wandelten hier in Eintracht neben einander, der ewig junge Lenz lachte über beiden, und die Toilette der Natur bekümmerte ſich auch heuer um die Modezeitungen nicht im geringſten. Alle Begegnenden kannten und bewillkommten ſich, man war längſt darüber einig, wer von ihnen zuerſt grüßen mußte, und wer ſich am tiefſten verneigen ſollte. Aus der Koſtbarkeit und dem Wolſtande der Kleider ließ ſich diesfalls ein beinahe untrüglicher Schluß ziehen; nur bei dem Paare, das eben jezt aus der Kirche trat, wies ſich eine ſeltene Ausnahme. Weder

die alte Frau noch das Mädchen, das an ihrer Seite schritt, schienen vermöge ihrer Tracht auf Auszeichnung Anspruch zu haben; der Rok der ersten war zwor ehemals aus schwerem Seidenzeuge angefertigt worden, aber die Zeit hatte die grosen Blumen daran bereits gebrochen, ihre schwarze Haube war verschossen, und die wenigen Granaten um ihren Hals hilt ein altes Seidenband zusammen. Dennoch schritt sie in Selbstgenügsamkeit durch die Menge, ihre knappen Lippen lächelten wolwollend, und alle Begegnenden machten ihr in aufmerksamer Gefälligkeit Plaz und beeilten sich, sie rücksichtsvoll zu grüssen. Frau Katharina rauschte geehrt und befriedigt durch die Menge, sie dankte Allen freundlich, aber doch auf eine Weise, die nur einen schuldigen Tribut hinzunehmen schien. Das Mädchen, das sie an der Hand führte, trug sich nicht minder unscheinbar; sein weisses Kleidchen war zwar reinlich aber verwaschen, es mochte ihm seit geraumer Zeit entwachsen sein, das enge Leibchen, der kurze Saum genügte nicht mehr die jungen Reize zu fassen. Ein Halstuch, das fest zusammen gesteckt war, beseitigte jeden möglichen Uebelstand, und der furchtsame Schritt des schönen Kindes gab seiner Erscheinung den sittsamsten Liebreiz. Aber kein Gold der Erde hätte die Fülle seines blonden

Haares zu überbieten vermocht, der Blik, den jezt die lange Wimper verdeckte, war Saffire und Brillanten aus, und nach solchen Perlenzähnen hätte man vergebens in den Meeren Indiens gesucht.

Frau Katharina richtete an Diesen und Jene eine kurze Rede, während ihre Begleiterin kaum die Augen aufschlug. Wo sie vorüber kamen, sahen ihnen die Leute nach.

— Agathe wird doch wunderschön, vertraute hier ein Kleinburger seiner Nachbarin.

— Wer mit Onkel Tobias verwandt ist, antwortete diese spizig, braucht gar nicht schön zu sein, um alle Männerherzen zu erwerben.

— Der Alte ist reich wie ein Heide, das hat seine Richtigkeit, aber das Mädchen bleibt doch ohneweiters schon — wie ein Engel.

— Ja für denjenigen, dem blonde Haare und strozende Wangen gefallen; antwortete eine blasse, schwarzgelokte Schöne.

— Aber sündlich bleibt der Geiz der zwei alten Leute in jedem Falle; lassen sie das Kind nicht einhergehen wie eine Ausläuferin?

— Ja, ja, der Alte ist ein Neidhart.

— Und die Schwester noch schlimmer.

— Wo das Nichtchen nur die vollen rothen Wangen herbekommt?

— Das wundert mich nicht, sie ist nicht verliebt.

— Aber doch hör' ich die lezte Zeit Dies und Jenes flüstern.

— Ei, was nicht noch?

— Wie, sprecht doch!

— Glaubt ihr, sie sei nicht auch aus Fleisch und Beine? Das hat sich, — ihr kennt doch den langen Waldemar?

— Was, der Waldemar?

— Still, das ist nicht ohne, seht ihr ihn dort.

Hinter der Reihe der Heimgehenden, die sich vor Frau Katharina öffnete, eilte nahe an den Häusern ein blonder Mensch; er war von so beträchtlicher Länge, daß ihm über die Köpfe der Leute hier und dort ein Blik auf Agathe vergönnt war, den er auch in der That nicht versäumte. Er war noch recht jung und die Schönheit seiner Züge ließ sich nicht leugnen, obwohl sie frühwelk aussahen und ein unerfreulicher Ausdruk von Heftigkeit und Leichtsinn mitten durch lief. So oft sein Blik bis zu Agathe vordrang, blizte darin ein gähes Feuer auf, das seine Nahrung aus leidenschaftlicher Neigung ziehen mochte. Er ging bald

ſchneller, bald langſamer an der Häuſerreihe dahin und verlor das Paar nicht aus dem Auge. Als Frau Katharina ihre Schritte der einſamen Gartengaſſe zuwendete, wählte Waldemar den halbverborgnen Steig hinter den Heken, und erſt als die beiden Frauen ſchon gegen die Thüre eines einzelnen, unanſehnlichen Hauſes traten, drängte er ſich plötzlich ganz in der Nähe hervor. Agathe wendete ſich am Hausthore um, ſah ihn und verſchwand erröthend im Flurgange. Noch eine Weile blieb Waldemar mit gekreuzten Armen ſtehen und ſah auf das Haus, dann ſchlug er einen Feldweg ein und eilte längs einer grünen Wieſe dahin.

Die Kleinſtädter hätten nicht ganz ſo wizig ſein müſſen, als es wirklich der Fall war, wenn ihnen dieſer unbedeutende Vorfall nicht das Geheimniß zweier Herzen verrathen hätte. Daß Waldemar und Agathe eine Liebſchaft zwiſchen ſich unterhilten, war nunmehr außer Zweifel geſezt; daß jener keine üble Wahl getroffen habe, blieb noch gewiſſer; aber daß Onkel Tobias ein ſchiefes Geſicht dazu ſchneiden werde, ſchien das Zuverläſſigſte, denn Waldemar war eigentlich ein Vagabund und befand ſich noch überdies durch ſeine Mutter in ungünſtigen Beziehungen zum alten Herrn.

Wer unter den Heimkehrenden nicht mit dem Romane

seines eignen Herzens beschäftigt war, spann an diesem Sonntage alle Zwischenfälle der seltsamen Liebschaft durch, und die angeborne Misgunst der Meisten ließ es an tragischen Katastrofen nicht fehlen.

Unterdessen hatte Frau Katharina die Hausthüre bereits hinter sich geschlossen, und sie und Agathe schikten sich an, jenen Theil der Kleidungsstücke, der nur für den Kirchgang berechnet war, abzulegen oder zu wechseln. Das Häuschen, in dem sie wohnten, gehörte dem Onkel Tobias, es lag fast am Ende der Vorstadt zwischen Gärten und Feldern. Es enthilt nur das Erdgeschoß von drei Zimmern, deren zwei vördere die beiden Weibsleute bewohnten, während der Onkel zu seinem Gebrauche das rückwärts gelegene Kabinet auserlesen hatte. Die Thürschwellen waren niedrig, die Fenster klein, schwere drohende Tragbäume bildeten den Oberboden. Die ganze kleine Wohnung trug ein düsteres Aussehen, die Malerei der Zimmer war seit einem Menschenalter rauchig und unscheinbar, die schweren, anbrüchigen Schränke, die paar alten ledernen Lehnstühle mit den messingnen Nagelstiften hatten ihre Zeit längst überlebt. Wenige Bürger des Städtchens würden sich mit einer so geringen Wohnung begnügt haben. Selbst das Dach hätte einer gänzlichen Erneuung bedurft, war

aber ſtatt deſſen nur oberflächlich ausgebeſſert worden. Eines der vorderen Fenſter hatte zwiſchen dem Eiſengitter einen nach aufwärts geöffneten Flügel, durch welchen Tobias und ſeine Schweſter ihren Tabak-Kleinhandel betrieben. Durch ihre Baſe ließen ſie ſich dabei nur ſelten vertreten, denn derlei Verkehr mit Jedwedem hielten ſie nicht ſchicklam für eine ehrbare Jungfrau. Mit einem Worte, Alles im Hauſe zeigte faſt Aermlichkeit und doch, wenn man um den reichſten Mann im Orte fragte, ſo wies Einen Alt und Jung an Onkel Tobias. So hieß nämlich der alte Hageſtolz im ganzen Orte, wahrſcheinlich darum, weil er Agathe, die Tochter einer frühe geſtorbenen Schweſter, bei ſich auferzog. Seine zweite Schweſter Katharina, die ſeit vielen Jahren eine kinderloſe Witwe war, führte ſeinen Haushalt, das junge Mädchen half ihr dabei; ſo unzureichend ſich auch die innere Einrichtung der Wohnung auswies, ſo war doch der Fleiß und die Aufmerkſamkeit der zwei Frauenzimmer jeder Kleinigkeit anzuſehen und der Hausrath erſchien ungeachtet ſeiner Hinfälligkeit jederzeit geſcheuert und auf das Genauſte geordnet. In mancher kleinen Beſtellung zeigte ſich ſogar ein ſchöner Sinn für Zierlichkeit, der ohne Zweifel Agathen zuzuſchreiben war; ſo fand man zum Beiſpiele den Flurſand ſtets ſorg-

fältig gereinigt und geebnet, die Fensterscheiben und nöthigen Geschirre blinkten im besten Glanze, und zwei Blumenkrüge, die vor einem grob gemalten Marienbilde standen, waren täglich mit frischen Blumen geschmükt. Hinter der Kammer des Onkels lag ein Gärtchen, das kaum ein paar Tuzend Schritte in's Gevierte maß und aus dem gleichwohl das nöthige Zugemüse für den kleinen Haushalt herbeigeschafft werden mußte; aber Agathe, der die Besorgung desselben vorzugweise anvertraut war, verstand noch überdies Rosmarin und Rosen dazwischen aufzuziehen. Jedes Flekchen des Gartens war auf das Genauste benuzt, keine Jahrzeit durfte ohne besondere Anpflanzungen vorübergehen.

Die zwei Frauenzimmer hatten die Führung des Hauswesens übernommen, Onkel Tobias behilt sich insbesonders den Verschleiß des Tabakes bevor. Er verstand es, die einzelnen Sorten durch geringe Nachhilfe angenehmer zu machen, er pflegte jedes Topfes mit unverbrüchlicher Genauheit, hilt stets auf frische Ware und gab Maß und Gewicht mit gewissenhafter Redlichkeit. So geschah es denn, daß sich seine Kunden selbst in üblem Wetter den längeren Weg bis zum Vorstadthäuschen nicht gereuen ließen, und daß Onkel Tobias' Tabak jedem ändern vorgezogen wurde. So

klein auch sein Geschäft sein mochte, es nahm doch den größten Theil seiner Zeit in Anspruch, denn Onkel Tobias führte es mit der ängstlichen Fürsorge des wichtigsten Großhandels. Er hilt Bücher und Rechnung über jeden kleinsten Verkauf, kopirte jede Zeile, die er an Jemand absendete, und drehte in der Zwischenzeit Tüten von verschiedener Größe. Das hierzu nöthige Papier pflegte er niemals zu kaufen, sondern wo er ein unnützes reines Blatt Papier fand, steckte er es ohneweiters ein und trug es mit sich nach Hause, seine Auflesbegierde war so groß, daß wenn er Kinder bei ihren Spielen Papier vergenden sah, er ihre Aufmerksamkeit unmerklich durch Märchen, die er geschikt vorzutragen wußte, oder durch Schmetterlinge, die er für sie einfing, abzulenken verstand, bis sie auf das Papier vergaßen und er es ohne Bedenken in seine Tasche schob. Diese Ersparung war gewiß eine geringe, dennoch behauptete er, nur auf diese Weise in die Lage zu kommen, seine Abnehmer genauer und besser bedienen zu können; insbesonders gefiel er sich sehr wol in dem Ergebnisse einer Rechnung, die er durch alle Bruchtheile durchgeführt hatte, und die nachwies, wie viele Millionen Gulden Adam, wenn er seit dem ersten Erdentage bis auf heute Tabaktrafikant gewesen wäre, und diese

Weise sich Papier zu verschaffen ausgeübt hätte, für seine Nachkommen erspart haben würde.

Onkel Tobias war die ganze Woche hindurch mit seinem Gewerbe hinlänglich beschäftigt, nur am Vormittag der Sonntage hilt er seinen Laden geschlossen, dann besuchte er den Gottesdienst und machte darauf, wenn es das Wetter erlaubte, regelmäßig einen Spaziergang. Es war sein blauer Tag, und er nach der Arbeit der sechs Werktage und nach der Morgenandacht in der stillsten, herrlichsten Laune. Da ging er wol mit aufwärts gewendeten Bliken, leichten Schrittes über die Raine und Stoppelfelder und vergaß, daß der Thau seinen lakirten Schnallenschuhen und weißen Strümpfen beschwerlich falle; er horchte auf die unsichtbaren Lerchen, blieb bei manchem Rasenstücke, in dem eine Grille zirpte, stehen und senkte den Kopf und lauschte. Dem Tabakverschleißer mochte dabei zu Muthe sein, wie der Schmetterlingpuppe am Vorabende ihres Ausflugs.

Diesen Morgenspaziergang machte Onkel Tobias an jedem Sonntage regelmäßig und allein, seine Weibsleute wußten, daß er oft bis weit hinaus durch Au und Wald herumstreife, und wunderten sich nicht, wenn er erst zum Mittagmale nach Hause kam. Nur heute schaute Schwester Katharina, bald nachdem sie den

Kirchenstaat abgelegt hatte, zu wiederholten Malen durch's Fenster und schien ungeduldig die Rückkehr des Bruders zu erwarten. Auch die sanfte Agathe, obwol sie sich nichts wollte anmerken lassen, war in ihrem Innern von einer Erwartung bedrängt, die wol nur den frohen zuzuzählen gewesen sein mochte; Frau Katharina betrachtete manchmal das liebe Kind lächelnd von der Seite, hatte dann aber gleich wieder durch das Fenster zu blicken oder in des Onkels hinterer Stube, die sie heute jederzeit hinter sich abschloß, etwas zu schaffen. Ein Ausruf von Zufriedenheit entschlüpfte ihrem Munde, als Onkel Tobias endlich, und zwar viel früher als an anderen Sonntagen zurückkehrend, an der Gartenecke sichtbar ward. Vor dem Hausthore wurde er noch eine Weile aufgehalten; er hatte die Gewohnheit, alle Sonntage unter die Armen des Ortes ein bestimmtes Almosen zu vertheilen, und so warteten sie auch heute vor der Thüre seines Hauses auf ihn. Wer an einem anderen Tage zu Onkel Tobias um eine Gabe kam, wurde ohneweiters abgewiesen. Als er jetzt näher trat, umringten sie ihn mit demüthigem Gruße, er hieß sie freundlich willkommen und wies ihnen eine besonders heitere Miene.

— Gott zum Gruße, meine Kinder, begann er mit

sanfter Stimme, ich habe für uns Alle eine angenehme Nachricht; es findet heute ein kleines Fest in meiner Familie statt, und da bin ich in der Lage, euch eine doppelte Theilung zu reichen.

Die Bettler und Krüppel erschöpften sich in Lobpreisungen; Onkel Tobias trug in seiner Tasche in der That eine größere Menge kleiner Kupfermünzen, und indem er die Einzelnen bei ihren Namen vorrief, übergab er Jedem so viel, als er für ihn bestimmt hatte. Man sah dem alten Manne dabei die stille Freude an; er fragte den Einen nach seinem Befinden, dem Andern fügte er auch die Spende für sein bettlägeriges Weib bei, und schüttelte Manchem dazu wolwollend die Hand. Einer nach dem Andern schlich oder hinkte mit geheucheltem Danke davon, aber wie sie sich weiter unten in der Gasse wieder zusammen fanden, da warfen sie gemeine, rohe Blike auf den Vertheiler zurük und schmähten laut über seinen niederträchtigen Geiz.

— Doppelte Theilung, — ja, daß sich Gott erbarme! Der Geizhals! für sechs Pfennige plagt er ein altes Mütterchen bis zu seiner babilonischen Wohnung heraus.

— Ihr habt es noch gut, Mutter, rief ein humori-

ſüicher Stelzfuß, aber ich nüze mir das Dreifache an meiner Krüke ab.

— Die Peſt über ihn! wer nicht die ſchweren Kiſten voll des ſündhaften Mammons mit eigenen Augen geſehen hätte, der müßte den alten Kniker für einen Bettelhund wie Unſereines halten; aber was ich geſehen habe, das habe ich geſehen.

— Nun, erzählt doch, was habt ihr bei Onkel Tobias denn eigentlich geſehen?

— Was ich geſehen habe? Gold und Silber die Hülle und Fülle.

— O je! der Neidhart!

— Wie kam's denn, daß euch ein Blik in ſeine Schäze gegönnt war? fragte mit lüſternen Augen ein greiſer Taugenichts, der ſich dereinſt durch Spiel an den Bettelſtab gebracht hatte, der Alte iſt doch eiferſüchtig darauf, als könnten die Augen Volke ſchlagen.

— Ihr kennt das Hinterſtübchen, das Onkel Tobias bewohnt?

— Ei, ob wir es kennen!

— Das heißt, je nachdem, — darin dächt' ich, war noch keiner von uns.

— Wir nicht.

— Wir auch nicht.

— Der Alte ist eifersüchtig darauf, wie auf ein junges Weib.

— Nun, ein Mal finde ich denn die Hausthüre offen, und schleiche ohneweiters hinein —

— Aha, ich verstehe, Pfiffmichel!

— Nun, was riechst du denn wieder, du Galgenvogel?

— Ich riech einen Vetter von mir, nichts weiter:

Geht erst schief der Pfiff,
Nutzt ein Kniff, ein Griff!

— Du Rabe! daß du schon auf dem Dreibeine Schuhe machtest!

— Da müßt' ich erst von dir das Handwerk gelernt haben, Altmeister!

— Still, meine Herren! schrie ein Invalide, der seiner Zeit beinahe Marschall geworden wäre, lassen sie vor Allem die geschichtlichen Thatsachen darlegen, das Raisoniren mag darnach kommen.

— Weiter, Michel!

— Nun, wie war's?

— So war's: Als ich mich im Hause befand und sorgfältig umsah, da gewahrt' ich eine Zimmerthüre angelehnt, ich tappe hin, und siehe da, ich stecke die Nase in Onkel Tobias' Geheimstube; riß ich was

die Augen auf, das könnt ihr denken! Ich vergaß Hören und Horchen, und so geschah's denn, daß ich nicht merkte, wie der Alte hinter mir herkam, der mich denn ohneweiters aus dem Hause wies.

— Nun, und was sahst du denn?

— Eine schwarze Katze mit feurigen Augen —

— Pfui über das Vieh! rief der Spieler.

— Ja, aber auf was sie saß!

— Nun, worauf saß sie denn, Michel?

— Auf einer mächtigen, vollen Geldkiste.

— Was du sagst!

— Nicht anders, und gegenüber stand eine zweite nicht kleinere.

— Oh, oh!

— Aber das Geld, das Geld?

— Das sah ich freilich nicht, — das lag darin unter Schloß und Riegel.

— Der Geizhals, der Blutsauger!

— Ja, ja, das Geld ist geraubt und gestohlen; ich kann' euch Onkel Tobias noch als windigen, jungen Gesellen mit mehr Fingern als Thalern in der Tasche, und mit einem Male kam er als ein Nabob, als ein Millionär zurück.

— Ich aber sage euch, der Alte hat mit dem Teufel

ein Pakt, er kann Gold machen! Ihr ließet mich früher nur nicht enden, aber außer den unbändigen Schäzen sah ich auch allerlei unheimliches Zeug in der Stube; Tiegel, Kohlenpfannen, Retorten und anderes Zauberwesen.

— Der Schuft, der Hexenmeister!

— Die Pest über ihn!

— Dem sollte man das Dach über dem Kopfe anstecken.

— Das wär' ein Gaudium, wer noch das erlebte!

— Kann Gold machen und prellt uns mit Kupferpfennigen.

— Unerhört!

— Ist ein Krösus und dreht Tabakdüten!

— Aber Eines muß man ihm nachsagen, bemerkte ein alter Gichtbrüchiger, der so eben eine Prise nahm, er gibt gutes Gewicht, und seine Ware schmekt wie Märzveilchen.

Die Bettler zerstreuten sich jezt in die verschiedenen Gassen des Städtchens, ihr heilloses Geschwäz endete. Onkel Tobias war bereits in sein Häuschen getreten, die zwei Frauenzimmer begrüßten ihn mit freudiger Herzlichkeit, und auf seinem Gesichte, das Alles mehr als schön war, lag es wie die Ruhe eines reinen Ge-

wiſſens, wie der ſanfte Schimmer einer guten That. Er drükte der Schweſter die Hand zum Willkommen, und legte ſie dann grüßend auf Agathens Stirne.

— Nun, iſt Alles bereitet, Katharina?

— Ja wol, Herr Bruder, im Gegentheile wartete ich ſchon eine Weile auf ihn, und das Nichtchen hatte vor Ungeduld wol Herzklopfen.

— Aber Baſe!

— Laß dir den Verrath nicht nahe gehen, Kind, jezt aber wollen wir nicht länger ſäumen. Du weißt wol, Agathe, daß du heute achtzehn Jahre alt wirſt; nachdem wir nun allgeſammt dem Gottesdienſt beigewohnt haben, iſt es an der Zeit, daß wir dir unſere Glükwünſche darbringen. Laß uns dir zuerſt ſagen, daß wir bereits in der Kirche, ja ſchon vorher und auch darnach wieder für dein Wolergehen gebethet haben, denn alles Heil muß in Gott beginnen und ohne ihn ſind unſere Wünſche Nebel und Schatten. So werde denn recht glüklich, gutes Kind! und wenn dir dies verſagt wäre, ſo bleibe doch ſo fromm und tugendhaft wie du es bis jezt geweſen biſt. Bethe für deine Aeltern, die uns vorangegangen ſind, vermiſſe ſie aber nicht zu ſchmerzlich, und betrachte uns Beide als ihre

Stellvertreter, wasmassen wir stets bestrebt sein werden, es zu sein und zu bleiben.

Auch Katharina brachte ihren Glükwunsch an; Agathe sank aus Onkel Tobias' Arm in den ihren. Ihr junges Herz wallte über in froher Rührung, und auch die beiden alten Leute fühlten sich seltsam bewegt. Onkel Tobias neigte sich einen Augenblik zurük und betrachtete seine Verwandte.

— Laß dir gestehen, Agathe, daß du nachgerade schön geworden bist, aber vergiß nie, daß Schönheit und Jugend ein reines Gefäß des Herrn bleiben muß. Ein schmuziger Inhalt würde sich darin doppelt abscheulich ausnehmen; bewahre dein Herz wie den Kelch einer Lilie, und vertreibe selbst einen bösen Gedanken von seiner Schwelle. Jezt aber laßt uns auch zu weltlichen Dingen zurükkehren.

Tante Katharina war bereits vorausgeeilt und hatte die Thüre zu ihres Bruders Zimmer geöffnet, Tobias nahm Agathe an der Hand und führte sie in dasselbe. Agathe betrat diese Stube nur selten, Katharina selbst besorgte das Scheuern, und, ohne ausdrükliches Verboth, kam die Nichte doch nur an besonderen Festtagen in dieselbe. Dieser enge, unansehnliche Raum erfüllte sie aber auch jederzeit mit Ehrfurcht; als Kind war

ſie gewohnt dieſe Stube gleichſam als ein Märchenland zu betrachten, und verſezte den Schauplaz alles Außergewöhnlichen ohneweiters in dieſelbe. Später verlor ſich zwar dieſer abenteuerliche Reiz, aber ihre kindliche Anhänglichkeit an Onkel Tobias verlieh in ihren Augen dieſer Stube eine nur noch werthere Bedeutung. Sie konnte auch heute nicht umhin, ſogleich beim Eintritte den ganzen Raum mit einem Blike zu überfliegen. In der Ete ſtand des Onkels reinliches aber übrigens faſt ziniſches Bett; der hohe Chrituhl mit dem Ueberzuge aus gepreßtem Leder, der alte Schreibſchrank, der Bettſchämel mit der vergriffenen Poſtille gewannen durch die Beziehung zu Onkel Tobias einen ehrwürdigen Werth in ihren Augen. Einige Töpfe und Fiolen ließen bei Onkel Tobias in der That Neigung zu fünkaliſchen Experimenten vorausſezen, auch die zwei Eiſentruhen ſtanden richtig im Zimmer; ſo wie aber der Onkel nie von ihnen zu ſprechen pflegte, ſo erging ſich Agathe bei geringem Fürwize auch faſt nie im Nachdenken über ihre Bedeutung.

In dieſer Stube brannte heute auf dem eichenen Rundtiſche eine bunte Wachskerze in einem Blumenkranze, eine kleine Torte mit Agathens Namenzuge in Zuker ſtand davor, ein Kleid aus dunklem Stoffe lag

daneben auf einem Seſſel und eine Schnur rother Glasperlen hing darüber. Ein Ausruf des Vergnügens entſchlüpfte Agathens Lippen, ſie preßte lieblich die Hände ineinander und küßte dann die der Beſchenker.

— Es freut uns, Agathe, begann Onkel Tobias, wenn wir deine Erwartungen befriedigt haben; wir waren nach Möglichkeit bemüht das Erfreuliche mit dem Nothwendigen zu verbinden. Das ſchmuke Kleid hier, das dunkle, zierlich gefertigte hilft einem ſchon länger eingetretenen Bedürfniſſe ab, Katharina hat es geſchnitten und beendet, manche Frühſtunde, wenn du noch ſchliefeſt, hat die Gute daran gewendet. Dieſe Korallen mögen dir zu heiterem Schmuke dienen, aber vergiß nie über irdiſchem Zierathe, daß der beſte Schmuk die Furcht des Herrn iſt. Zugleich ward die Luſt des Gaumens nicht vergeſſen; an dieſer Torte wirſt du ein Meiſterſtük von Katharinens preislicher Kochkunſt bewundern. Damit endlich dem kleinen Feſte die fröhliche Ausſchmükung nicht fehle, findeſt du auch Blumen in Genüge und das luſtige Kerzenlicht daneben.

Die häusliche Szene hatte ſich zwiſchen Dankſagungen und andern heitern Zwiſchenreden faſt noch durch eine Stunde weiter geſponnen, man war mit den Geſchenken auch ſchon in die vorderen Wohnzimmer her-

über gegangen, als es an die Thüre pochte und Waldemar hereintrat. Noch bevor Agathe ſehen konnte, wer zu ihnen käme, hatte ihr Herz ihr den Beſuch im voraus verrathen.

— Ich komme, Agathe, begann der junge Menſch in ſichtbarer Bewegung, um ihnen zu ihrem Geburttage meine beſten Wünſche darzubringen; es kann keinen Menſchen in dieſer Welt geben, der innigere für ſie zu hegen vermöchte, geht auch nur der tauſendſte Theil davon in Erfüllung, ſo werden ſie das glüklichſte Weſen unter der Sonne.

— Ich danke ihnen, Herr Waldemar, erwiderte Agathe mit faſt zitternder Stimme, ich weiß es wol, daß ſie mir nur Gutes wünſchen.

— Nur das Beſte, Vortreflichſte. Mögen ſie unausſprechlich glüklich werden, dann habe ich keinen Wunſch weiter in dieſem Leben.

— Wie, Waldemar, und ſie kommen ohne Angebinde? fiel Onkel Tobias ſcherzhaft ein, der den leidenſchaftlichen Ton und Inhalt dieſer Rede unterbrechen wollte.

— Sie ſpotten meiner, Herr Tobias, antwortete der junge Menſch nicht ohne bittere Erregung, was ſoll

die Armuth dem Reichthume anbieten? sie wissen ja ... ich bin ein Bettler.

— Ei, wie sie reden, wer gesunde Arme und Beine hat ist jederzeit ein Kapitalist, und ein Strauß Feldblumen, dächt' ich, kostet nur die Mühe des Aufleseus.

— Sollte ich gemeine Blumen anbieten, wo ich Kronen spenden möchte!

— Er spricht recht gut, bemerkte halblaut Katharina.

— Das gerade kann ich nicht leiden. Ei, ei, junger Mensch, wie schwülstig, wie überschwenglich; seh'n sie, das kommt von ihrem hochromantischen Namen her. Waldemar, Waldemar — das klingt so verführerisch und fabelhaft, daß einem der Kopf dabei schwindelt; hießen sie Rochus, Paul, Fabian, sie wären der trefflichste Mensch geworden und längst geborgen. Ich rieth ihnen daher schon vor Jahren ihren Namen zu ändern; Waldemar — es kommt nichts damit heraus, man könnte keine Dita damit errichten: Waldemar Stark & Comp., nein, das klingt nicht; auch in Schreibstube und Kramladen taugt der Namen nicht; wer getraute sich, selbst seinen Bedienten Waldemar zu rufen.

— Sie wissen, mein Herr, ich ward auch nicht dazu geboren.

— Das versteht sich, daß ich es weiß; aber wozu

Einen die Geburt zu bestimmen schien, klebt nicht durch's Leben an, sondern der wankelmüthige Augenblik wirft ein Mal um das andere die Würfel über unser Schikal. Nicht das, wozu wir geboren sind, müssen wir vorstellen, sondern wozu wir nach einander gezwungen werden.

Der junge Mensch stand hochgeröthet vor Onkel Tobias, seine Stirnader war angelaufen und bewies, daß diese lezte Rede seine gereizte Stimmung bis zu aufbrausendem Grolle gesteigert habe. Dennoch schwieg er, und Katharina, der die Worte ihres Bruders vielleicht zu hart erschienen sein mochten, oder auch nur aus Widerwillen gegen jede Aufregung forderte Agathe auf, Waldemar die erhaltenen Geschenke vorzuweisen. Das Mädchen war jederzeit von der Gerechtigkeit und guten Absicht ihres Onkels so innig überzeugt, daß, so wie sie selbst ehrerbietig jeden seiner Winke als Richtschnur annahm, sie auch sonst Niemand dadurch für verlezt halten konnte. So übersah sie auch jezt Waldemar's Unmuth und zeigte ihm mit harmloser Befriedigung die Geburttagangebinde. Waldemar starrte sie an, aber seine Gedanken folgten anderer Richtung und seine Augen blikten ohne zu sehen. Erst als Agathe ihm die Vortrefflichkeit des Kleides und den Glanz der Korallen in kindlichem Wolgefallen anpries, erwekte

ihn der Klang ihrer Stimme aus seiner Träumerei, und ein spöttischer Zug um seinen Mund verrieth, daß er über den eigentlichen Werth der Geschenke hinlänglich aufgeklärt war. Das Mädchen wollte ihre Besitzthümer auch von Waldemar anrühmen hören, und fragte ihn um seine Meinung.

— In der That, erwiderte er, während die beiden Alten abseits beschäftigt waren, die Feinheit und der Schnitt dieser Robe ist ganz ungemein, der Pfefferkuchen duftet nach Kirmeß, und solchen kostbaren Halsschmuk können freilich nur reiche Leute tragen. Onkel Tobias ist ohne Zweifel gütig und verschwenderisch für sie.

— Ja wol, er ist so gütig, antwortete das Mädchen mit inniger Treue, als sie aber zu Waldemar aufblikte, erstarb ihr das Wort auf der Zunge; es zukte wieder jener böse Zug um seine Lippen, der sie jederzeit erbeben machte, und scheu und geängstigt schloß sie die Gaben in den Schrank. Sie verstand zwar den Ausdruk des Spottes in Waldemar's Gesichte nicht völlig, aber ihre Lust an den Geschenken war dennoch mit einem Male getrübt.

Abermals pochte es an die Thüre, und eine Matrone von kränklichem Aussehen trat in die Stube.

Ihre Kleidung war sehr ärmlich, was um so mehr in die Augen fiel, als das völlig abgetragene Tuch mit breiten, zerrissenen Spizen besezt war, die ein Mal in nicht unbedeutendem Werthe gestanden sein mochten. Sämmtliche Hausgenossen begrüßten die Frau nichts destoweniger mit Aufmerksamkeit, und Onkel Tobias führte sie, da es in der Wohnung an einem Sofa fehlte, alsogleich zum Armsessel.

— Was verschafft uns das Vergnügen, Madame, sie bei uns zu sehen?

— Ich thue nichts als meine Schuldigkeit, und komme der Mamsell meine Glükwünsche abzustatten.

— Wie, wegen Agathens haben sie sich heraus bemüht; so sehr uns ihr Besuch erfreut, so besorge ich doch, daß der weite Weg ihrer Gesundheit beschwerlich fallen möchte.

— Die ist freilich nicht die beste, erwiderte die Matrone hüstelnd, aber ich mußte doch das liebe Kind an seinem Feste begrüßen.

Agathe ergriff die Hand der Sprechenden und wollte sie an ihre Lippen drüken.

— Ei nicht doch, Mamsell, entgegnete die Matrone mit bittersüßem Lächeln, erinnern sie sich, daß in diesem

Hauſe nur mir der Dank zuſteht, und daß ich ſelbſt meine Verpflichtungen nie vergeſſe.

— Sie haben hier gegen Niemand die geringſten, fiel Onkel Tobias ein, ſie wiſſen, daß wir Alle ſie verehren, und daß ein Freund vor ihnen ſteht, dem ihr Wol ſo wie das eigene am Herzen liegt.

Der alte Herr hatte dieſe Worte nicht ohne Befangenheit ausgeſprochen, er ſtand beinahe ſchüchtern vor der Beſucherin und erhob ſein ſanftes, blaues Auge nur ſelten. Ihr Blik im Gegentheile verweilte aufgeregt und ausdrukvoll auf ihm; dieſer Blik ſchien der lezte Reſt einer Schönheit zu ſein, die in den Wechſelfällen des Glükes frühe untergegangen ſein mochte.

— Die Gelegenheit liegt ſehr nahe, mir ihre Freundſchaft, an der ich übrigens nicht zweifeln kann, zu beweiſen, begann die Matrone, nachdem Katharina und Agathe das Zimmer zufälliger Weiſe verlaſſen hatten. Sie wiſſen, mein Sohn liebt ihre Nichte ſeit langer Zeit, auch das gute Kind iſt ihm nicht abgeneigt, geben ſie es ihm zum Weibe und machen ſie aus ihnen zwei glükliche Menſchen.

— Theure Madame, ich habe ihnen bereits erklärt, daß ich mit dieſem Vorſchlage einverſtanden bin, ſobald

ihr Sohn irgend ein ehrsames Gewerbe mit Fleiß und Ausdauer betreiben will.

— Herr Tobias, fiel Waldemar, der bisher von der Seite mit stummem Antheile zuhörte, lebhaft ein, bin ich nicht stets zu jedem Unternehmen, das sie mir bestimmen, bereit gewesen, will ich nicht noch zu dieser Stunde einen Verkaufladen öffnen, eine Pachtung übernehmen, ja wenn sie es vorziehen, ein Schiff ausrüsten und durch die weite Welt segeln.

— Alles recht löblich, Herr Waldemar, wenn sie die nothwendigen Geldmittel dazu besitzen.

— Geld und wieder Geld! rief Waldemar mit Heftigkeit. Ich fühle die Kraft in mir Berge zu ebnen, und weil ich arm bin, muß sie im Sande verkümmern und ich unselig sein.

— Verzeihen sie meinem Sohne seine Heftigkeit, sprach Waldemar's Mutter nicht ohne Bitterkeit, aber sie sezen immer Vermögen bei ihm voraus, während sie wol wissen, daß er es nicht besizt. Der Junge ist voll guten Willens, sie sehen es, es mangelt ihm nichts als Geld um es zu verdoppeln, zu verzehnfachen; ohne Geld kann er ja nichts beginnen, und Geld, nur das nothwendigste, unentbehrlichste ist es ja eben, was wir von ihnen erbitten müssen.

— Ich habe ihnen schon längst gesagt, Madame Stark, daß nur das selbst erworbene Geld Segen bringt, das geschenkte vergeudet man in der Erwartung neuer Zuschüsse.

— Verzeihen sie, ihre Umsicht ermangelt hierin der praktischen Schärfe. Geld bleibt Geld. Schlagen sie Waldemar in Gottes Namen die Hand ihrer Nichte offen und geradezu ab, doch knüpfen sie ihren Erwerb nicht an unmögliche Bedingungen.

— Welches Geschäft soll ich ohne Geld beginnen?

— Es wäre traurig, wenn alle armen Leute die Hände in den Schooß legen müßten: schnizen sie Holz, flechten sie Stroh, machen sie den Taglöhner.

— Korbflechter, Lastträger!

— Sie machen meinem Sohne Vorschläge, Herr Tobias, die sich die Armuth freilich gefallen lassen muß, aber sagen sie, wenn er sie nun auch befolgte, würden sie ihre Nichte einem schmuzigen Karrenzieher zum Weibe geben.

— Bei Gott, Sofie, wenn ihr Sohn ein braver, tüchtiger Taglöhner wird, er soll Agathe als Weib nach Hause führen. Nur der Müssigang ist ehrlos.

— Und was wollen sie mit ihrem Vermögen an-

fangen? in die Grube können ſie es dereinſt doch nicht mitnehmen.

— Vermögen, Vermögen — wem habe ich je geſagt, daß ich ein ſolches beſize? fragte Onkel Tobias mit ſichtlicher Ungeduld.

— Und wenn ſie es auch Niemand geſagt hätten, genug daß man weiß, daß es ſo iſt. Wäre es nun nicht ſchön, wenn ſie in ihre Truhe griffen und ein Geringes herausnähmen, um das Glük der jungen Leute damit zu gründen.

— Eben wenn ich ſie glüklich wiſſen will, muß ich die Sorge für ihren Unterhalt ihnen ſelbſt überlaſſen. Noch ein Mal, ihr Sohn möge meine Muhme als ein ganz armes Mädchen betrachten, will er ſie dann dennoch heirathen und erwirbt er ſo viel, um ſich und ſie zu ernähren, ſo geb' ich ſie ihm mit meinem Segen.

— Sie ſpringen ſeltſam um mit Menſchenglük, ſprach Madame Stark in bitterem Tone und ſtand auf, ſie ſind ein harter Mann geworden, Tobias; einſt hab' ich ſie weichherziger gekannt und ſie hätten damals meine Bitten nicht ſo kalt zurükgewieſen. Doch ich darf nicht klagen, ſie üben ja nur Wiedervergeltung.

— Nein, Sofie, ſie thun mir Unrecht; welchen Anſchein auch die Sache haben mag, ich kann nicht anders

handeln. Glauben sie mir, ich bin Waldemar sehr wol gesinnt.

— Dann verstehen sie es, ihre Neigung zu verbergen.

— Zeige ich sie ihm nicht stündlich und immer, indem ich seine Bewerbung um Agathe bewillige.

— Ja, und dennoch darf er nur wie ein Dieb in's Haus schleichen, und muß auf Gassen und Straßen das Mädchen vermeiden.

— Er kann so oft er will in unser Haus kommen und mit Agathe unter unseren Augen verkehren; ich habe ihm dabei nur zwei Bedingungen gestellt: Die Sache nicht auffallend zu betreiben, und dem Mädchen nicht vorzeitig den Kopf zu verrüken. Er sei zufrieden, daß sie ihn treu und ehrbar liebt, wozu sollen leidenschaftliche Reden führen? Bevor aber eine Sache unter die Leute kommt, soll sie erst in den eigenen vier Wänden in's Klare gesezt sein. Er und Agathe sind jung, sie können füglich noch warten; unterdessen wird er mit Gottes Hilfe einen festen Erwerb ergriffen haben, ohne den er Agathens Hand nie erhalten kann. Sehen sie mich nicht so böse an, Waldemar; gewiß, ich meine es gut mit ihnen. Bedenken sie die Sache wol, und wenn sie einen Beschluß über ihre Thätigkeit gefaßt haben,

so kommen sie zu mir und lassen sie uns noch ein Mal und vertraulich darüber sprechen. Heute aber genug davon, es ist Agathens Geburtstag, helfen sie uns vielmehr dies kleine häusliche Fest auf heitere Weise begehen, und kommen sie nachmittag zu uns heraus.

Fast mit Widerwillen ergriff Waldemar die Hand, die ihm der alte Herr anbot; er und seine Mutter empfahlen sich bald darauf.

Dieses Gespräch hatte Onkel Tobias die Feiertagslaune getrübt; aufgeregt eilte er in's Gärtchen hinaus, vor dessen Staketten das freie, grüne Feld ausgebreitet lag. Aber die Natur hatte nie des beruhigenden Balsams für ihn ermangelt, und so kehrte er auch heute nach einer Stunde harmlos und heiter zum Mittagmale in die Stube zurük.

Frau Katharina hatte heute ein Uebriges gethan und der Tisch war auf außerordentliche Weise beschikt. Sie aßen nicht nur Fleisch und Braten, sondern zum Geburttagkuchen blinkte auch ein Tropfen süßen Weines in den Spizgläsern. Onkel Tobias Malzeiten waren gewöhnlich von spartanischer Einfachheit, eine Milchspeise und ein einfaches Zugemüse machten ihren Anfang und Ende aus, und von beiden war wieder nur eine so geringe Menge vorhanden, daß Agathens Wangen

wie die Rosen in der That nur vom Sonnenschein und Morgenthau zu blühen schienen. Dennoch dürfte, wer Onkel Tobias heute beim Male gesehen hätte, gestehen, daß er ein Feinschmeker sein müsse; er zerlegte den Braten auf das Kunstfertigste und schon dessen Geruch genügte, sein Gesicht glänzend zu machen, er bewunderte und lobte die flokige Zartheit der Torte, lesete die Brosamen davon auf und zerdrükte jeden Tropfen Weines zuerst mit der Zunge. Die Malzeit, die er wiederholt als ganz unvergleichlich pries, erheiterte ihn vollends; er hätte allerdings den Beruf gefühlt, mehr, als er wirklich that, von den vorgesezten Gerichten zu essen, aber seine wolwollende Gutmüthigkeit veranlaßte ihn vielmehr, die zwei Frauenzimmer zum Essen anzueifern. Sein Beweggrund war vor Allem der, daß sie es nun wieder lange nicht mehr so gut haben würden. Auch auf Waldemar vergaß er nicht, und empfahl Agathen, ein Stük Torte und ein Glas Wein für ihn aufzubewahren.

So wurde denn das Mittagsmal gemüthlich und heiter verzehrt, und bald darauf erschien auch Waldemar zum Besuche. Der alte Herr war vorzüglich freundlich, er schien die strengen Aeußerungen, die er vormittags abgab, vergüten zu wollen, auch Waldemar bemühte sich

ihm möglichſt angenehm zu erſcheinen. Man ſah es dem jungen Menſchen an, daß er nicht gewöhnlichen Hang zu äußerer Zierlichkeit und Modetracht gehegt haben würde, wenn ſeine Armuth ihm die Möglichkeit der Ausführung erlaubt hätte; er trug ſeine Hare in blonden Loken, ſorgfältig geſchlichtet, und zog die blendend weißen geſteiften Manſchetten nicht ohne Selbſtgefälligkeit unter dem ſchadhaften Roke hervor; ſeine Mutter hatte ihn damit beſchenkt, ſie waren der einzige Ueberfluß, den ihnen ihre gedrükte Lage erlaubte.

Onkel Tobias wies Agathe an, Waldemar den Tafelabhub vorzuſezen, das Mädchen that es mit ſtiller Freude, aber Waldemar nippte nur am Glaſe und koſtete kaum vom bewunderten Meiſterſtüke der Kochkunſt. Dem alten Herrn miſſiel dieſe geringe Schäzung der Gottesgabe, er hatte am eigenen Vergnügen abgeſpart, um Waldemar einen guten Tag anzuthun, und jezt käute dieſer am treflichen Kuchen ohne Sinn und Verſtand. Onkel Tobias wußte die Freude der Tafel zu würdigen, und hätte ſich ihr ohneweiters ergeben, wenn ihm nicht andere unabweisliche Gründe daran gehindert hätten; er hilt jedoch das unnöthige Verſchmähen ihrer Erquikung für ein Zeichen eines unruhigen Gewiſſens oder ſonſt einer trüben Aufregung des Innern. Waldemar

war freilich mit Anderm beschäftigt als mit dem Kizel des Gaumens, seine Augen starrten berauscht und allvergessend auf Agathe, das Reich der Träume wankte mit wunderbaren Gestalten um seine Sinne.

— Trinken sie doch, ermunterte Agathe.

— Ich mag nicht süßen Wein, erwiderte er leise aber heftig, deinen Blik will ich, nichts als deinen Blik.

Da Waldemar das Bakwerk nun einmal nicht essen wollte, so trug ihm Tobias auf, es der Mutter nach Hause zu bringen. In gedankenloser Folgsamkeit nahm Waldemar einen Bogen Papier, der am Tische lag, und riß ihn mitten durch, um die Hälfte als Hülle zu verwenden.

— Holla, Junge! schrie Onkel Tobias und sprang auf und wollte ihm in den Arm fallen, was kommt dir da zu Sinne, zerreissest mir einen vollen, weißen Bogen Papier, und drüben liegen sauber geschnittene Stüke in Fülle; acht Düten hätte ich aus diesem Bogen getrichtert, sogar darauf schreiben gekonnt, dir aber hätte dort das nette Abschnizel genügt.

Waldemar sah ihn mit blöden Bliken an, es kostete ihm Mühe die Rede des alten Mannes völlig zu begreifen, aber unsäglichen Ekel fühlte er vor dem schmuzigen Geize.

Tobias wurde bald darauf mit seiner Kleinkrämerei beschäftigt, und die Base führte die zwei jungen Leute in's Gärtchen. Die Laube, in die sie sich sezten, war freilich nur mit Bohnen überwachsen, aber ihre rothen gefiederten Blüthen erschienen dem liebenden Paare reizend und duftig wie Fantasieblumen, der blaue Himmel sah auf ihre Scheitel hernieder, doch der Himmel der Liebe war blauer und sonniger. Agathe zerpflükte ein Maßlieb, Waldemar hätte sich in diesem Augenblike stark genug gefühlt Feuer vom Himmel zu holen. Armuth und Hindernisse waren vergessen, die ganze Welt schien ihm nur zum Schauplaze seines Glükes bestimmt.

Base Katharina hatte noch nicht alle Erinnerung an den Traum der Liebe verloren, sie wußte, daß sich verliebte Leute Dies und Jenes zu vertrauen haben, das für die ganze Welt ein Geheimniß bleiben sollte, heute an ihrem Geburttage gönnte sie Agathe einen solchen seligen Augenblik. Sie ging an die andere Seite des Gärtchens und schaute auf den Feldweg hinaus, den einzelne Lustwandelnde einschlugen.

O Agathe, es wird Alles gut und glüklich enden, begann Waldemar mit Heftigkeit und ergriff ihre Hand,

ich werde dich erringen, abtrozen werd' ich dich deinem Onkel.

— Nicht so, Waldemar, verwies die Geliebte mit sanfter Stimme, auch ich hoffe unser Glük, aber gerade im Vertrauen auf meinen Onkel.

— Weg mit ihm! Die Luft, die ihn berührt, riecht nach Geiz', die Blume, die er anfaßt, wird zu Futterkraut, das Herz, das sich ihm überläßt, muß jedes Gefühl verlernen. Nur du lieb' mich, was bedarf ich dann noch seiner? — Liebst du mich aber wol auch so recht, tief und innig und unerschütterlich?

— O, mein Waldemar, du bist mein Liebstes auf dieser Erde.

— Wärst du mir auch treu, und wenn ich stets der arme Lump bliebe, den mich dein Onkel schilt?

— Der Reichthum der Erde vermag nicht mein Herz zu wenden.

— Bliebst du mein, ganz mein, und wenn mich die Welt brandmarkte und ausstieße, wenn ich ein Gebannter, Verworfener wäre?

— Die Armuth ist keine Schmach, etwas Uebles aber könntest du nicht thun.

— Wodurch ich dich erringe, kann nie eine Sünde

sein; du bist für mich bestimmt, dich erkämpfen heißt nur mein Gesicht erfüllen.

— Still, Waldemar, still! lispelte Agathe und streichelte ihm besänftigend die Loken; aber sie fürchtete sich beinahe vor ihm, denn die Ader an seiner Stirne trat wieder dunkelroth hervor und schien bersten zu wollen.

— Meine Liebe überflügelt weit die deine; durch alle Welten würd' ich dich verfolgen, für dich wär' mir die Hölle nicht zu gräßlich. Er umfaßte ihren Leib, er preßte sie an sich, aber Agathe entriß sich seinen Armen und entsprang scheu aus der Laube.

— Du liebst mich nicht, rief dumpf und düster Waldemar hinter ihr, du liebst mich nicht, so möge denn das Elend mich ganz zertreten.

Agathe wendete ihr Antlitz nach ihm zurük, Thränen standen in ihren Augen. Er blieb voll wüster Gefühle und Gedanken in der Laube, aber dieser feuchte, linde Blik vertrieb allmälig die bösen Geister wieder aus seiner Seele, dieses sanfte Auge schien ihm ein Ausschnitt des Himmels zu sein. Nach einer Weile verließ auch er die Laube und trat blaß und gebändigt vor Agathe.

— Vergib mir, du milder Engel, ach es ist ja nur die Liebe, die mich zum Wahnsinn aufreizt; bist du ein

Mal mein Weib, dann werd' ich still und sanft sein wie ein Lamm.

Agathe hatte schon verziehen, sie wußte ja, daß dieser wilde, tolle Mensch dennoch in ihre Hand gegeben war, daß er seine Ruhe, seine Kraft an sie verloren hatte. ——

Die Biografie jedes Menschen ist ein Nachdruk aus der Weltgeschichte. Es gibt kein völliges Menschenherz, das nicht seinen Zug durch die Wüste gemacht, das nicht ein Mal die Perser geschlagen hätte. Der Pantheismus der Jugend und Sehnsucht, die Romantik mittelaltriger Regungen, die moderne Verständigkeit drängen sich in kurzen Abschnitten aneinander. Um die Gliederung ganz zu erkennen, bedarf es allerdings einer scharfen Lupe, denn die Mammuthe der individuellen Vorwelt sind oft nicht größer als Aufgußthierchen. Aber interessant und theilnahmewerth bleibt dennoch die Geschichte jedes Herzens.

Onkel Tobias befand sich einst als junger Mensch in der Schreibstube des ersten Kaufmannes des Landstädtchens. Sein Prinzipal hatte Verbindungen in den berühmtesten Handelstädten, ja sogar jenseits der Meere, und galt ungeachtet der Unbedeutenheit seines Aufenthaltsortes für einen gewandten Mann, dessen Unter-

schrift auch auf großen Plätzen in Ansehen stand. Er hatte den Hauptverlag verschiedener Waren für einen nicht unbedeutenden Umkreis allmälig an sich gezogen, erhilt seinen Bedarf unmittelbar aus erster Hand, und konnte so neben beliebiger Auswahl billigere Preise machen. Bei der Ausdehnung seines Geschäftes war es natürlich, daß er in seiner Schreibstube so wie in den Warenlagern eine nicht geringe Anzahl verschiedenartiger Gehilfen angestellt hatte; unter diesen befand sich auch einer, der sich eben so sehr durch Brauchbarkeit als andererseite durch sein Ungeschik auszeichnete. Herr Tobias hatte bereits das Aussehen eines etwas alternden Jünglings oder mochte eigentlich gar nie jung erschienen sein, seine quäkerische Tracht zum mindesten ließ hierüber im Ungewissen. Sein strohgelbes Har hing glatt nach rükwärts gestrichen über einen kleinen, unentwikelten Kopf, den der hohe Rokkragen gegen die Brust drükte, seine Kleidung war jederzeit eben so geschmaklos an Schnitt und Farbe, als rein und sorgfältig ausgebürstet, den glänzenden Schuhen sah man es an, daß er sie selbst und mit Neigung besorgte. Tobias hatte zwar eine langsame, alterthümliche Handschrift, aber sie bestand jederzeit aus den untadeligsten Har- und Schattenstrichen und in seinen

Abschriften war nie ein Pünktchen zu viel oder zu wenig. Er rechnete so schwerfällig wie keiner, doch dafür irrte er auch bei Millionen um keinen Bruchtheil. Sein Glanzpunkt bestand im Linienziehen, Rubriziren, im verwikelten Eintragen mit schwarzer und rother, ja wo möglich mit dreifacher Dinte. An einer solchen Ausarbeitung war nun wol kein Strich zu lang gezogen, kein Würfel größer als der andere und eine schnellere Uebersicht ließ sich unmöglich bewirken. Tobias hätte den zuverlässigsten Kassehalter abgegeben, wenn er nicht zugleich auch der langsamste gewesen wäre; einem vortrefflicheren Menschen hätte man die Bücher nie anvertrauen gekonnt, wenn durch seine Aengstlichkeit und Pedanterie nicht Alles in's Stoken gerathen wäre. Tobias kannte nur die deutsche Sprache, von allen Warengattungen hilt er jederzeit die wolfeilste für die beste, und wenn ihm eine Bestellung von so und so viel Säken Kaffee gekommen wäre, so hätte er ihn voll Unschuld pfundweise bei den Kleinkrämmern zusammen gekauft. So geschah es denn, daß Tobias, ungeachtet seiner oben gerühmten Anlagen und Kenntnisse, es nie über den Kopisten und Kalkulator hinausbringen konnte; in dieser Gattung war er allerdings die feinste Sorte und mit seinem Wirkungkreise vollkommen zufrieden.

Auf seinem Schreibpulte war nie ein Staub zu finden, auch kein Tintenfleks verunstaltete es; er selbst saß dahinter so wolgefällig wie irgend ein Sultan auf seinem Divan. Ueber seinen alten Frak pflegte er lange Leinwandärmel zu tragen, hinter jedem Ohre stekte eine Feder und die dritte klemmte er zwischen gebogene Finger. Aber diese Federn hatten es nichtsdestoweniger sehr gut bei ihm; er schnippte sie aus, säuberte sie und verwendete mehr Sorgfalt auf sie als manche Amme auf ihr Kind; er hilt sie überhaupt für ganz selbstständige Wesen und ließ sich nicht selten in eine Zweisprache mit ihnen ein. Auch die Dinte wurde nicht im geringsten vernachläßigt, schwärzere als bei Tobias ließ sich nirgends auftreiben, und die rothe und die grüne waren sogar von seiner eigenen Erfindung. Je mühesamer irgend eine Abschrift war, desto heiterer glänzte sein Angesicht, hatte er in den schwierigsten Bruchtheilen zu rechnen, so konnte er von Zeit zu Zeit ein Gelächter des Vergnügens unmöglich unterdrüken. Er war überhaupt von der Wichtigkeit seiner Arbeiten ganz durchdrungen, hilt sich für einen verwendbaren Kaufmann und verhehlte nicht, daß an die meisten Geschäfte des Hauses eigentlich doch er als Berechner oder Abschreiber die lezte Hand anlege. Daß seine Bezahlung eine der

geringsten war, beirrte ihn wenig, denn sie betrug doch mehr als er bedurfte, und er verlangte keine größere. So war Tobias eines jener Originale, das zwar zuerst den Spott der Leichtsinnigen, Boshaften erregt, ihn aber durch Gutmüthigkeit wieder entwaffnet, und durch einige grundehrliche, brauchbare Eigenschaften zulezt dennoch eine gewisse Anerkennung abnöthigt. Auch in der Schreibstube fehlte es nicht an Wizen und Neckereien gegen Tobias, ein gutmüthiger Blik aus seinen blauen Augen nahm ihnen jedoch den Stachel, und Tobias stand am Ende sogar in einem gewissen Ansehen unter seinen Gefährten. Von Seite seines Karakters ließ sich ihm auch in der That nichts Wesentliches ausstellen. Er zeigte zwar einen beinahe übertriebenen Hang zur Sparsamkeit, allein derselbe fiel in seiner Lage nicht misfällig auf; auch die fast eitle Selbstzufriedenheit mit seinen Leistungen war verzeihlich, da, was er that, so gering es auch sein mochte, in seiner Art doch untadelich war, indem ihm noch Niemand in seinen Reinschriften einen falschen Buchstaben oder in seinen Rechnungen den Irrthum eines Dezimalbruches nachweisen konnte. Tobias gefiel sich in dieser Zuverlässigkeit, und mochte eben deswegen seine Fähigkeiten auch in anderen Hinsichten, in denen er sich noch nicht

verſucht hatte, für auslangend halten. Er legte ſich von ſeiner Einnahme immer einen Theil zurük und hörte gerne, wenn man ihn als einen Kapitaliſten aufzuziehen anfing.

Im Handelhauſe, in welchem Tobias diente, beſtand die Gewohnheit, daß die erſten Gehilfen von Zeit zu Zeit vom Kaufherrn zu Tiſche gezogen wurden; obwol nun Tobias nur zu den geringeren gerechnet werden konnte, ſo wiederfuhr ihm doch regelmäßig nach vierzehn Tagen die Ehre, und diente nicht wenig dazu, ihn in jener Eitelkeit, die ein Beſtandtheil ſeines Karakters war, zu beſtärken. Tobias ermangelte nicht, am beſtimmten Tage, es war ſtets ein Sonntag, nach ſeiner Weiſe ausgeſchmükt und mit einem Blumenſtrauße im Knopfloche zu erſcheinen. Sein Prinzipal war ein Witwer, deſſen einzige Tochter das Hausweſen leitete; Sofie war ein ſchönes Mädchen, und Tobias bald der Meinung, daß ſie gerade alle jene Eigenſchaften beſaß, die er an ſeiner Gattin verlangen würde. Er unterließ es nie, Sofiechen jeden Sonntag, an dem er im Hauſe ſpeiſte, irgend eine ſchöne, in dieſer Jahrzeit ſeltene Blume zu überreichen, die das Mädchen ohneweiters vor ihren Buſen ſtekte und die dann das Ziel ſeiner vergnügten Blike während der Malzeit zu ſein

pflegte. Er fragte ſie, ſo oft er ſie ſah, regelmäſſig um ihr verehrtes Befinden, und küßte ihr beim Fortgehen ehrerbietig die Hand.

Nichts deſto weniger war Sofiens Vater auf das Aeußerſte erſtaunt, als Tobias an einem Feiertage nach höflichem Anpochen in ſein Zimmer trat, und ohneweiters um die Hand der Tochter anhilt. Der alte Herr konnte dieſen Antrag, ſo gern er es auch gethan hätte, unmöglich für Scherz halten, denn über Tobias' Züge und Haltung war eine zu feierliche Ehrlichkeit, eine rührende Beängſtigung verbreitet. Er machte Tobias zuerſt auf die Vorzüge ſeines Junggeſellenſtandes und auf den unruhigen, lebhaften Karakter ſeiner Tochter aufmerkſam. Tobias brach in ein warmes Lob über ſie aus, und verſicherte, daß er dies Alles wol bedacht habe und nichts deſto weniger von dem beiderſeitigen Glüke überzeugt ſei, das dieſe Verbindung nach ſich ziehen werde. Der Vater ſah ſich jetzt genöthigt, ihm zu erklären, daß Sofie ihn ganz gewiß nicht liebe, aber auch dieſer Einwurf prallte an Tobias erfolglos ab, denn er verſicherte, des Gegentheiles gewiß zu ſein.

— Und woher ſchließen ſie das, Herr Tobias? hat es ihnen meine Tochter je geſagt oder geſchrieben?

— Das würde ſich für eine ehrbare Mamſell wenig

geschikt haben, und hätte meine Liebe zu ihr ohne Zweifel nur vermindert.

— Also woher kennen sie denn ihre Liebe für sie?

— Sie nimmt jetzt schon an fünf und sechszig Sonn- und sieben Feiertagen eine Blume von mir, und dankt freundlich dafür, auch legt sie mir bei Tische allezeit ein treffliches Stük Braten vor. Verlangen sie mehr, Herr Prinzipal?

— Dennoch, lieber Tobias, kann ich sie versichern, daß meine Tochter, wenn sie ihnen auch gut ist, sie nicht im geringsten liebt.

— Das weiß ich besser.

— Wollen sie aus ihrem eigenen Munde meine Behauptung bestätigt hören?

— Wie es sich nicht anders von einem so wol erzogenen Tämchen erwarten läßt; ich wünsche ihr erstes Geständniß erst nach der Trauung.

Diese Hartnäkigkeit entrüstete den Kaufherrn beinahe und um die Bewerbung zu enden, schlug er dem Freier ihre Hand endlich ohneweiters ab.

— Und weswegen, wenn ich bitten darf? fragte Tobias durch diese Verneinung auf das Aeußerste überrascht.

— Weswegen, weswegen —

— Bin ich nicht ordentlich und arbeitſam, fleißig und redlich? Liefert ihnen Jemand reinere Abſchriften und genauere Rechnungen?

— Das nicht, Herr Tobias, aber um ihnen rund heraus die Wahrheit zu ſagen, ſie beſizen kein Vermögen.

— Kein Vermögen, wenn man ſich ehrlich ſein Brod erwerben kann? kein Vermögen, — lege ich nicht jährlich ſo und ſo viel zurük?

— Verzeihen ſie, Tobias, rief der Kaufherr ungeduldig, den Betrag ihrer Erſparniſſe kenne ich nur zu genau, ſie liegen in meiner Handlung. Sie ſelbſt haben meine letzte Bilanz berechnet, und werden einſehen, daß, wo es ſich jährlich um viele Tauſende handelt, ein paar hundert Thaler kein Vermögen ſind.

— Ich habe auch noch Geld zu erben.

— Das iſt recht ſchön für ſie, aber wie viel, von wem?

— Von meinem Vetter, der Schloſſermeiſter zu *— iſt.

— Da bekommen ſie altes Eiſen.

— Ich bedarf nur wenig, das wiſſen ſie, ich will auch hinfür nicht verſchwenderiſch ſein, ihre Tochter mag von ihrem Gelde ſo prächtig leben als ſie will, was ich bedarf, werd' ich mir ſelbſt verdienen.

— Sie malen ein reizendes Bild ihres künftigen häuslichen Glükes.

— Der iſt reich, der mehr hat als er bedarf. Ich werde nie ſo viel ausgeben als ich einnehme, und der Reichthum gälte mir nicht mehr, als ein großer verſiegelter Sak, den ich mir mit Gold angefüllt dächte.

— Dieſe Gattung Reichthum wäre für mich zu eigenthümlicher Art, ich halte mich an die gewöhnliche Sorte.

— Und wie viel Geld müßte ich denn eigentlich beſizen, um dero Tochter zum Weibe zu erhalten?

— Hunderttauſend Thaler, beſtimmte der Vater ohne Bedenken, um das läſtige Geſpräch nun ein Mal für immer abzuſchneiden.

— Hunderttauſend Thaler — gut, ich werde mich bemühen und mich melden, ſobald ich dieſe Summe erworben habe.

— Und wie glauben ſie wol ihrer habhaft zu werden? fragte Sofiens Vater, der ſeine Neugierde nicht unterdrüken konnte.

— So wie ſie ihr Geld gewonnen haben, antwortete er mit naiver Redlichkeit; bin ich nicht ein tüchtiger Kaufmann?

— Lieber Tobias, vertreiben ſie ſich ſolche Ein-

bildungen, die sie nur von dem geraden, sicheren Wege abführen können; bleiben sie mein tüchtiger Kopist und überlassen sie eigne Unternehmungen anderen Leuten.

— Ich würde es, wenn ich Sofie nicht über alle Maßen liebte, antwortete Tobias, und ein Bliz des Gefühls gab seinem Antlize einen edleren Ausdruk.

— Bedenken sie wol, daß sich hundert Leute zu Grunde richten, bis es einem gelingt reich zu werden.

— Ja, aber ich verstehe mein Geschäft; haben sie mich nicht selbst oft und vor Allen gelobt?

— Mein Freund, eine gelungene Kettenrechnung füllt die Kasse des Kaufmanns noch nicht; oft ist ihm zu seinem Kalkül nur ein Faktor bekannt, und doch bringt ihn ein kleiner Verstoß an den Bettelstab. Wind und Wetter blasen seine besten Unternehmungen zu Grunde, Laune und Menschenwiz vereiteln die Ernte vieler Jahre, und die Errungenschaft schlafloser Nächte besteht oft nur in jammervollen Tagen.

— Sie sind reich geworden, ich werde es auch werden; es ist ihnen nicht unbekannt, daß ich ein tüchtiger Kaufmann bin.

Tobias empfahl sich jezt, und Sofiens Vater glaubte, die Sache sei hiermit geendet; aber am nächsten Tage erschien statt des Schreibers ein artiger Brief von ihm,

in dem er von dem Kaufherrn und Sofie Abſchied nahm und ſein Erſparniß bei dem befreundeten Handelhauſe einer großen Stadt anzuweiſen erſuchte. Er erklärte beſtimmt, von ſich nichts weiter hören zu laſſen, bis er als ein reicher Mann zurükkehren werde. Die Sache kam allen Hausgenoſſen faſt unbegreiflich vor, und Sofie fand ſich durch dieſe heftige, unwillkommene Zuneigung um ſo mehr bedrängt, als ſie ſich jetzt den Vorwurf machen mußte, dieſelbe durch manchen Scherz, den ſie ſich gegen den unbeholfenen Anbether erlaubt hatte, nur noch mehr angefacht zu haben. Auch ein paar Schreiber des Hauſes hatten ihn durch verſchiedene Neckereien in ſeiner Leidenſchaft beſtärkt, aber, obwol ſie nicht unbemerkt blieb, hatte doch Niemand den Grad dieſer Liebe geahnt und ermeſſen.

Die erſte Zeit nach Tobias' Abreiſe hegte man die Ueberzeugung, daß er alſobald geheilt zurükkehren und ſeinen Tiſch in der Schreibſtube, der noch immer leer ſtand, wieder einnehmen werde. Aber Wochen, Monate, Jahre vergingen und Tobias kam nicht zurük, ſeine Spur ſogar war verloſchen. Sein Schreibpult war längſt wieder beſezt, Sofie trug die ſchönſten Roſen vor der Bruſt, ohne ſich ihres altfränkiſchen Verehrers weiter zu erinnern, und bevor ſie zwei und zwanzig Jahre

alt wurde, hilt Herr Stark, ein reicher Kaufmann einer größeren Handelsstadt, um sie an, und Vater und Tochter genehmigten die Bewerbung ohne Bedenken. Die Hochzeit wurde auf einen der Karnevaltage anberaumt, alle weiblichen Hände im Hause waren mit Zustandebringen der Ausstattung beschäftigt, und während der Winter an den Fenstern Eisblumen auftrieb, schoßen frische Blumen des Glüks und der Liebe im Herzen der Braut empor.

Der Abend war schon sehr vorgerükt, ein heftiges Schneegestöber wetterte um die Fenster, im Hause wurde eben noch am Hochzeitlinnen gearbeitet. Der Bräutigam war vor der Hochzeit noch ein Mal nach Hause gereist; seine Abwesenheit ließ sich durch Arbeit am besten ausfüllen. Da riß es heftig an der Thorklingel, und die Magd, die nachsehen ging, meldete einen bereisten Landstreicher. Eine solche Erscheinung um diese Stunde konnte im spießbürgerlichen Landstädtchen nur überraschen, und der Herr des Hauses ging selbst hinaus, um den Besuch auszukundschaften.

Der Mann in den zerrissenen Kleidern, mit dem verwilderten Barte war Niemand anders als Tobias. Obwol er zur Unzeit erschien, führte ihn der Kaufherr doch mit einem Gemische von Antheil und scherzhafter

Laune in das Zimmer, in welchem ſich ſeine Tochter befand; da des Ankömmlings Geldverluſt an und für ſich nur gering war, und Alles durch ſeinen Wiedereintritt in die früheren Dienſtverhältniſſe ausgleichbar erſchien, ſo fand ſich der alte Herr um ſo weniger veranlaßt, ſeinen nekenden Anmerkungen Einhalt zu thun. Er fragte Tobias im Verlaufe ſeiner Scherze, ob ihm an den hunderttauſend Thalern noch Einiges fehle. Dieſer geſtand, ohne ſeine Faſſung zu verlieren, daß er dies Mal allerdings von allem Gelde entblößt zurükkehre, daß er aber nichts deſto weniger feſt entſchloſſen ſei, jene Summe noch zu erwerben. Bis nun war er theils hintergangen und zum Theile vom Zufalle verfolgt worden; es war auf dieſe Weiſe nicht nur allein ſeine ganze Barſchaft verloren gegangen, ſondern er mußte am Ende auch alle ſeine übrigen Habſchaften aufzehren, er beſaß nichts weiter als den armſeligen Anzug, den er am Leibe trug und einen goldnen Ring, den ihm Sofie einmal geſchenkt hatte. Aber er hilt ſich auch um koſtbare Erfahrungen, die ſeinen Verluſt aufwogen, bereichert, und glaubte wenigſtens einige Arten zu kennen, die man im Streben nach Gelderwerbe zu vermeiden hätte. Sein Augenmerk war jezt auf einen fremden Welttheil gerichtet und ſeine Zuverſicht

durch das Mislingen nicht gestört worden. Der Kaufherr hatte bei Tobias' Wiedererscheinen sicher darauf gerechnet, ihn von seinen unhaltbaren Plänen geheilt zu finden, dies Beharren in seiner früheren Schwäche erfüllte ihn daher mit Ungeduld, die in einige spöttische Bemerkungen ausbrach. Tobias nahm jeden Ausfall mit ruhigem Gleichmuthe an, und behauptete, daß ein so hoher Preis als Sofiens Hand jeder Anstrengung würdig sei. Jezt erst eröffnete ihm ihr Vater, daß sie Braut sei, und in wenigen Tagen ihre Vermählung gefeiert werde. Tobias hatte das Mislingen aller seiner Unternehmungen ruhig mit angesehen, er hatte die bitterste Armuth mit sanfter Gelassenheit und Hoffnung ertragen, diese Nachricht brach mit einem Male seine Fassung. Er war leichenblaß geworden und starrte auf Sofie hinüber, die diesen dumpfen, trostlosen Blik kaum auszuhalten vermochte. Auch der Vater fühlte sich befangen, und bemerkte in seinem Unmuthe endlich gegen Tobias, daß er sein einziges Kind doch nicht etwa einem Bettler zum Weibe geben sollte.

— Wer verlangt dies? rief Tobias mit klangloser Stimme, nur Zeit, Zeit, — ich hätte die verlangte Brautgabe gewiß gestellt.

— Verschonen sie mich damit, Herr Tobias, und

glauben sie mir, der Gelderwerb ist kein so leichtes Unternehmen.

— Und dennoch werd' ich reich werden.

— Lassen wir das jezt!

— Ich will und muß reich werden!

Der Kaufherr war froh, daß der Diener endlich zur Malzeit abrief, und lud Tobias zur Theilname ein; aber der Gast fühlte keinen Hunger. Um ihm Zeit zur Fassung zu lassen, befahl er, ihm ein Wohnzimmer anzuweisen. Tobias verließ nach einem traurigen Gruße Sofie und ihren Vater und folgte dem vorleuchtenden Diener. Am nächsten Tage war er wieder wie jenes erste Mal verschwunden, und obwol sein Schikal einigen Antheil einflößte, war man unter den gegenwärtigen Umständen doch froh eines so trübseeligen Gastes entledigt zu sein.

Die Hochzeit wurde am festgesezten Tage begangen, und Sofie zog bald darauf mit ihrem Gatten in ihren neuen Wohnort; an Tobias dachte keine Seele mehr. Die Stellung des Ehepaars war so günstig als möglich; sie besaßen genug Vermögen um alle wahren und angewöhnten Bedürfnisse des eleganten Lebens zu befriedigen, sie fühlten jenen Grad von Neigung für einander, der die häuslichen Verhältnisse angenehm macht,

ohne durch Leidenschaftlichkeit zu verwirren, und das Schikſal ſchien ſie in allen ihren Wünſchen zu begünſtigen. Die Firma des Herrn Stark war überall geachtet, ſeine Unternehmungen wurden vom Glüke gekrönt, und ſein Wolſtand ſtieg bald bis zu wirklichem Reichthum. Es konnte nicht fehlen, daß auch der Schwiegervater von dieſen günſtigen Ergebniſſen Vortheil zog; ſchon im Anfange hatten die beiden Handelhänſer die Verabredung getroffen, ihre Mittel und Kredit gegenſeitig zu benüzen, und nach und nach wurde der alte Herr von ſeinem rüſtigen Schwiegerſohne in Unternehmungen gezogen, gegen die ſein früheres Geſchäft nur als kleinlich erſcheinen mußte. Wurde hiebei nun allerdings größeres Wagniß übernommen, ſo ſtand auch der jezige Gewinn andererſeite mit den früheren Vortheilen in keinem Verhältniſſe. Sofiens Vater fühlte ſich durch ihren Gatten gehoben und verjüngt, erſt jezt dünkte ihm die volle Bedeutung ſeines Standes aufgegangen zu ſein, und Tag und Nacht trug er neue und ſtets großartigere Pläne im Kopfe.

Doch auch das innere Hausweſen ſeiner Tochter ſollte ſich des beſten Fortganges erfreuen; als ſie ihren Gatten mit einem Sohne beſchenkte, ſchienen alle Wünſche erfüllt. Dem ſentimentalen Aufſchwunge der jungen

Mutter verdankte das Kind den Namen Waldemar, der ihm in der Taufe gegeben wurde; der Junge zeichnete sich frühe durch Schönheit aus, und verrieth einen lebhaften, vielversprechenden Geist. Als Waldemar das einzige Kind des glüklichen Paares blieb, wurde er vollends der Abgott seiner Aeltern, seine mitunter heftigen Launen galten für liebewürdige Ausbrüche eines begabten Geistes, sein Eigenwille seiner Umgebung als Geiez. Die Mutter sah schon frühe Außerordentliches in ihm heranreifen, und auch ihr Gatte hielt ihn zum besten Lebensglüke berufen. Der Stand eines Kaufmannes schien für ihn ohneweiters zu gering zu sein, sein Vater wollte sich noch recht anstrengen und bemühen, Waldemar sollte dann seiner Zeit nur die Erfolge dieses Fleißes genießen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der heranwachsende Knabe in Allem unterwiesen wurde, was als Erforderniß eines vornehmen Standes betrachtet wird, während die müheſame Vorbereitung zum Broderwerbe und die ſich darauf beziehenden beſchwerlichen und doch unſcheinbaren Kenntniſſe vernachläſſigt wurden. Waldemar gewöhnte ſich daran, als ein Wunderknabe gerühmt zu werden und alle ſeine Wunſche erfüllt zu ſehen. Die Früchte einer ſolchen Erziehung blieben nicht aus: während er einer-

seits in gewissen auf Schaustellung berechneten Kenntnissen und Fertigkeiten die glänzendsten Fortschritte machte, entbehrte sein junges Gemüth der echten wissenschaftlichen und sittlichen Grundlagen. Der Ehrgeiz war der Hebel seiner Anstrengung, der Erfolg der Maßstab des Werthes. Seine frühreife Fantasie verleitete zu Ueberschäzung seiner Leistungen, seine Unkenntniß über manche einfachste Forderungen der Moral und über erste Grundsäze des Wissens hatte für seine Umgebung den Reiz naiver Eigenheit. Schon an der Schwelle des Jünglingsalters beherrschte ihn eine gewaltsame Leidenschaftlichkeit, die den unbestochenen Beobachter für die Schiksale seines Herzens zittern ließ, die aber seinen Aeltern nur das Vorzeichen eines kräftig ausgeprägten Karakters zu sein schien. Mit schmeichelndem Lobe konnte man bei dem jungen Menschen Vieles erreichen, Tadel empörte und verhärtete sein Gemüth. Dabei war Waldemar allerdings gefühlvoll und edler Wallungen fähig, wer an seine Großmuth sich berief, konnte des Erfolges gewiß sein, wenn man sich auf sein Herz verließ, wurde man selten getäuscht. Reichthum und äußeres Glük sind für solche Naturen die günstige Athmosfäre, ohne die Versuchungen, denen die Armuth ausgesezt ist, lösen sie die Aufgabe des Lebens gewöhnlich mit gutem

Erfolge. Dieſer wäre ohne Zweifel auch Waldemar zu Theile geworden, aber das Schikſal unterwarf ihn ſchwererer Prüfung.

Sein Vater und ſein Großvater ergaben ſich immer größeren Wagniſſen; um ſehr viel zu gewinnen, ſezten ſie Alles auf das Spiel. Die lezten Karten, denen ſie ihr kaufmänniſches Daſein anvertrauten, täuſchten, in Amerika wurden entſcheidende Zahlungen eingeſtellt, Stark und ſein Schwiegervater waren faſt mit einem Schlage zu Grunde gerichtet. Herr Stark hatte in der lezten Zeit dieſen Unfall vorausgeſehen, er hatte in ſeiner Angſt noch jeden Ausweg verſucht; es war zu ſpät und alles unwiederbringlich verloren. Er erbrach und durchlas noch die entſcheidenden Briefe der jüngſten Poſt, bis dahin war noch ein Schimmer der Hoffnung geblieben, jezt war auch dieſer, jezt war Alles dahin. Bis zu dieſem Augenblike hatte er gebangt und gezittert, nun war er ruhig, fürchterlich ruhig. Er reichte ſeinem Weibe wie vor einem gewöhnlichen Ausgange die Hand, fragte nach Waldemar, und da man ihm ſagte, daß dieſer mit dem Hofmeiſter ausgeritten ſei, verließ er ohneweiters das Haus. Er ſtieg im Schritte eines Spaziergängers auf einen Hügel, von dem ſich die beſuchteſte Promenade überſehen ließ; Waldemar

ritt eben nach Hauſe zurük. Der junge Menſch flog in der ſchönen Haltung eines vollendeten Reiters über die Bahn, ſeine Loken flatterten im Winde, die Reitkunſt des Knaben erregte Bewunderung. Auch zwei Augen, die feucht wurden, ſtarrten ihm nach, jezt verſchwand er in der Tiefe der Allee, jezt ſchoß ſich ſein Vater eine Kugel durch das Gehirn.

Sofiens Vater hatte faſt gleichzeitig die verzweifelte Lage ihrer Geſchäfte erfahren; er wollte zum Schwiegerſohne eilen, gemeinſchaftlich zu berathen und zu handeln, um wenigſtens das Aeußerſte abzuwenden. Als er ankam, fand er die Leiche eines Selbſtmörders und bereits Alles verloren; er überließ das Vermögen des Todten ohne irgend einen Gegenverſuch der Gantverhandlung, nahm Tochter und Enkel mit ſich in den Wagen, und eilte ſo ſchnell er konnte in ſein Landſtädtchen zurück, um zu ſeiner eignen Rettung das zu verſuchen, was vielleicht noch möglich war.

Schon einige Zeit vor dieſen lezten Ereigniſſen hatte ſich daſelbſt das Gerücht verbreitet, daß Tobias plözlich wieder in einer unſernen Stadt erſchienen ſei und zwar dieſes Mal als ein ſteinreicher Mann. Man wollte wiſſen, daß er in Kalifornien geweſen ſei, und daſelbſt ungeheure Ausbeute gemacht habe, Andere ſchrieben

einen bedeutenden Theil seines Vermögens der Erbschaft nach einem Verwandten zu, der zwar nur Schlossermeister gewesen sei, aber als bekannter Geizhals nichts destoweniger namhafte Summen hinterlassen habe, die Tobias auf seine Anweisung nach seinem Tode ausgegraben und jeder gerichtlichen Aufnahme entzogen habe. Als Sofiens Vater diese letzte Reise zu seinem Schwiegersohne unternahm, sah er in einem Posthofe, während die Pferde umgespannt wurden, zwei eiserne Kaffetruhen auf einem Wagen und erfuhr auf seine Fragen, daß sie mit Silbergeld gefüllt und nach dem Landstädtchen bestimmt seien. Zugleich erzählte man ihm, daß sie das Eigenthum seines gewesenen Schreibers Tobias seien, der als reicher Mann zurükkehrte und sich wieder in der Heimath niederlassen werde. Diese Nachrichten veranlaßten ihn auf der Hinreise zu mannigfaltigen Betrachtungen, es überkam ihn eine tiefe Sehnsucht nach jener beschränkten ruhigen Zeit, als noch Tobias in rothen und schwarzen Linien den mäßigen aber gesicherten Jahresabschluß seines Geschäftes berechnete, und der Spott, mit dem er ihn später, als er arm zurükkehrte, empfing, klang ihm bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wie ein Echo eines bitteren, gegen ihn selbstgerichteten Hohnes durch die Seele.

Jetzt befand sich der einst Abgewiesene richtig im Besitze der damals bestimmten Summe, ja wol gar noch einer größeren, in seiner Hand lag jetzt die Macht, ihn vom Verderben zu erretten, das sonst unabwendbar hereinbrach.

Auf der Rükreise war Sofiens Vater zu sehr von den eben erhaltenen vernichtenden Schlägen betäubt, um nicht auf Tobias und dessen Reichthum zu vergessen; zu Hause angelangt zwang ihn der Drang der Umstände seinen Schmerz als Familienvater bei Seite zu sezen und die lezten Anstrengungen als Kaufmann zu versuchen.

Die Kunde der neusten Ereignisse war ihm voraus geeilt; seine Gläubiger und ihre Gewaltträger warteten nur auf seine Rükkehr, um Zahlung oder Sicherstellung zu verlangen und gewaltsame Schritte gegen ihn einzuleiten. Es hatte allerdings seine Richtigkeit, daß er von vielen Seiten bedeutende Einnahmen zu erwarten hatte, aber diese waren theils unsicher theils noch entfernt, während alle an ihn gestellten Forderungen sich nahe und dringend darstellten. Seine Lage war verzweifelt; was der alte Mann von seiner Ehre, von Geduld und Nachsicht sprach, hatte schlechten Klang auf der Börse; sein Falliment schien unvermeidbar. Da

meinte eine Stimme, wenn er genügende Bürgschaft, zum Beispiele die seines früheren Handlungdieners Tobias beibringen könnte, dann wäre allenfalls auf seine Vertröstungen einzugehen; dies Wort fand Anklang und auch vor dem bedrängten alten Manne öffnete sich eine neue Aussicht.

Tobias selbst war nemlich unterdessen im Landstädtchen angekommen, und hatte in aller Stille ein schlechtes Haus in der Vorstadt bezogen; der Ruf bezeichnete ihn als reich, zwar auch als sparsam und geizig, aber wer verschmäht in der äußersten Lage das lezte Mittel zu versuchen.

Sofiens Vater eilte also zum Vorstadthause, und begrüßte bald darauf seinen früheren Diener in dessen Wohnung. Zimmer und Einrichtung war unansehnlich, aber der Gedanke an des Bewohners Reichthum gab diesem selbst und seiner Umgebung ein anderes Aussehen. Er erschien nicht mehr lächerlich; was sich sonst als werth des Spottes an ihm dargestellt hatte, gab sich jezt als die rüksichtwürdige Eigenheit eines reichen, unabhängigen Mannes. Die Begrüßung der beiden Männer war von Seite des Kaufmanns hastig und gedrängt, von Seite Tobias' überrascht, fast verlegen. Die Umstände duldeten keinen Aufschub, Sofiens Vater

begehrte von Tobias nach ihrer kurzen Entwikelung einen bedeutenden Vorſchuß oder doch ſeine Bürgſchaft.

— Was fällt ihnen ein, mein Herr? rief Tobias und wich einige Schritte zurük.

— Ich weiß, daß ich viel verlange, ich habe nicht vergeſſen, daß ich und vielleicht auch meine Tochter ſie einſt gekränkt haben, aber laſſen ſie diesmal Vergeſſenheit walten.

— Wie ſollte ich nur, — dazu brauchte es Geld, viel Geld; haben ſie ihre eigenen Worte vergeſſen: Geld ſei ſchwer zu gewinnen, und ich wiſſe nichts, was dazu führen könne.

— Sie haben ein genaues Gedächtniß für Unbilden.

— Ich verſtände nichts von dem Kaufmannweſen: ich geſtehe, es hat mich damals tief verlezt, doch laſſen wir das jezt.

— Ja laſſen wir es, die Augenblike ſind koſtbar; helfen ſie, edler Mann, retten ſie mich!

— Aber wie?

— O wenn ſie wollen, dann iſt ja Alles gewonnen. Wollen ſie doch! — Sie zögern, ſie haben Mistrauen? ſehen ſie hier meine Briefta ſche, ich beſize noch manche Forderungen, ich brauche nur Zeit, Zeit um ſie ein-

zutreiben; — da, da, zwei Ladungen für mich sind noch auf der Reise, auch dieses Papier bringt Hülfe —

— Mein Herr, sie vergessen, daß, wenn ich auch nach dem Tode meines Verwandten eine Erbschaft gemacht habe, dieser doch nur Schlossermeister eines unbedeutenden Fleken's war.

— Herr Tobias, sie sammeln die Worte, die ich einst in thörichter Verblendung gesprochen habe, als glühende Kohlen auf mein Haupt. Wenn sie nicht helfen wollen, Herr, dann, ja dann bin ich allerdings verloren.

— Und wenn ich sie retten wollte, wie könnte ich es?

— Sie liefen kaum eine Gefahr dabei; sogar ihre Bürgschaft genügte schon, man weiß, sie sind ein reicher Mann.

— Und woher weiß man denn dies? fragte Tobias und schaute den Kaufmann mit einem Blike an, von dem sich schwer verrathen ließ, ob er Befriedigung oder Ueberraschung ausdrüken sollte.

— Wie, sie wollten es verleugnen, stehen nicht hier die wahrhaften Zeugen dafür neben uns. Er wies auf die zwei Kassetruhen, die im Zimmer bereits aufgestellt waren.

— Ja ſo, erwiederte Tobias mit einem ſeltſamen Ausdruke der Stimme, und ging dann einige Male mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und nieder.

— Sie haben ihr Wort glänzend gelöſt, aber ich kam unterdeſſen auf den Bettelſtab, retten ſie mich!

Tobias ſchwieg noch immer.

— Sehen ſie, es handelt ſich nicht nur um mein Vermögen, es handelt ſich auch um meine Ehre; Soſiens Gatte konnte den Verluſt der ſeinen nicht überleben; wenn ſie mich abweiſen, iſt auch meine letzte Zuflucht das Grab. Helfen ſie!

— Ich kann nicht, mein Herr, aber verlieren ſie darum nicht ihr Vertrauen auf den Himmel.

— Er möge ihr Herz erweichen; wenn ſie mich nicht retten wollen, bin ich vernichtet.

— Ich vermag es nicht.

— Wie, er will dir nicht helfen, Vater! ſchrie Soſie, die in heftiger Leidenſchaft ſo eben durch die Thüre herein ſtürzte. Meinen Gatten ließ ich von mir gehen, und ich ſah ihn lebend nicht wieder; dich, Vater, verläßt das Auge des Kindes nicht mehr! Er will dich nicht retten!

Tobias ſtand blaß und kraftlos vor der Leid-

tragenden, dieſes Antliz hatte ſeine Gewalt über ihn noch nicht verloren.

— Wie, ſie könnten einen jammernden Greis von ſich ſtoſſen, weil ſeine Tochter ein Mal ihre Liebe verſchmaht hat!

— Ich bin außer Stande zu helfen, Sofie!

— Nicht helfen können, — kalter Menſch, wo es ſich um Menſchenleben handelt! Sieh' mich hier zu deinen Fuſſen. Meine Reize ſind dahin, aber das thränenſchwere Auge des unſeligen Weibes möge dich rühren!

— Sofie, Sofie! ſtehen ſie auf, ich ertrage es nicht, ſie ſo gebeugt vor mir zu ſehen.

— Nicht, bis du meinem Vater geholfen haſt.

— Ich will ja Alles thun, was ſie wünſchen, — Alles, was ich vermag.

— Das iſt ſchön, das iſt brav von ihnen, begannen ein paar zufriedene Stimmen in ſeinem Rüken, ſie haben nichts weiter zu thun, als einſtweilen dieſe Bürgſchaftsurkunde zu unterſchreiben. Um Weitläufigkeiten abzuwenden haben wir das Dokument bereits mitgebracht; alle Gläubiger ſind damit einverſtanden.

Diejenigen, die dies ſprachen, gehörten zu den vorzüglichſten derſelben, und waren in Tobias' Wohnung

gefolgt um von jeder günſtigen Wendung alſogleich Vortheil ziehen zu können. Sehr befriedigt verweilten ihre Blike auf den Goldtruhen.

— Unterſchreiben ſie! flehte die Tochter händeringend.

Mit zitternder Hand ſezte Tobias ſeinen Nahmen darunter, und die leidenſchaftliche Szene war damit beendet. Das Bankerott blieb auf dieſe Weiſe abgewendet, gleichwol wurden neue Handelgeſchäfte eingeſtellt, und der Abſchluß aller Rechnungen, die Eintreibung ſämmtlicher Guthaben auf das Emſigſte eingeleitet. Tobias ſaß jezt wieder in der Schreibſtube und beſorgte ſelbſt alle Auszüge und Kalkule; er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen über die Unordnung, die er in allen Schreibgeſchäften zu entdeken glaubte. Wo waren noch jene netten, bunten Würfel zu finden, durch die er ſeiner Zeit Alles ſo klar und überſchaulich aufgeſtellt hatte? Die ſondernden Linien fehlten an den wichtigſten Stellen, die Kopiatur lag allerhalben darnieder. Tobias brachte den ganzen Tag auf der Schreibſtube zu; die Fülle von Geſchäften erhilt ihn durch ihre Ueberſpannung aufrecht, da er ſonſt dem Gedanken der auf ſich genommenen Verantwortlichkeit erlegen wäre. Er zog ein zuverläſſiges Verzeichniß des ganzen Vermögenſtandes ſo wie aller Verpflichtungen aus den

Büchern und Briefſchaften, und ſtellte es zum faßlichſten Ueberblike zuſammen. Unterdeſſen wurde auch der Verkauf der vorhandenen Waren ſo wie die Einbringung aller Ausſtände ſorgfältig betrieben, Tobias nahm ſelbſt die häuslichen Habſeligkeiten der Familie zum Stande der Maſſe, und miethete ihr eine kleine, geringe Wohnung, die nur mit den nothwendigen Geräthen verſehen war. Er kam nicht auf den Gedanken, ihr dadurch zu nahe zu treten, denn ſein eigenes Hausweſen erfreute ſich keiner größeren Bequemlichkeit; gleichwol betrachteten Sofie und ihr Vater den harten Freund mit trüben Augen, und vermißten mit ſchweren Herzen ihre erfreulichen Angewöhnungen. Das ganze Geſchäft lief allmälig einem beſſeren Ausgange entgegen, als man zuerſt erwarten konnte; die Sendungen und Gelder kamen ein, die Vorräthe wurden zu bedeutenden Preiſen abgeſezt, und nach Verlauf mehrer Monathe waren alle Gläubiger befriedigt, und Tobias hatte aus Eigenem nur ein paar hundert Thaler zugeſchoſſen. Mit dem heiterſten Herzen überbrachte er dem alten Herrn dieſe Nachricht; die Ehre des Kaufmannes war gerettet, aber freilich auch ſein ganzes Vermögen aufgezehrt worden. Tobias' Haare hatten ſich während der Beſorgniſſe, in

die ihn die übernommene Gewährleistung versezte, zum größten Theile grau gefärbt.

Der Dank, den er bei Sofiens Vater für seinen Freundschaftdienst erntete, war nur ein zweideutiger, und schien zum größten Theile von der Bedingung abzuhängen, daß er ihm nun auch die nöthigen Gelder zu Errichtung eines neuen Geschäftes vorstrekе. Dies Mal wies Tobias die Zumuthung mit entscheidendem Ernste, der fast an Entrüstung gränzte, zurük, er blieb unerschütterlich in seiner Verweigerung, und schied in schwankendem Freundschaftverhältnisse von der Familie.

Tobias war im Landstädtchen bereits in Aller Munde gekommen; da er seine Nichte bei sich hatte, hieß er, wie schon bemerkt, auch außer dem Hause immer der Onkel Tobias. Alle Leute priesen seinen Reichthum, und nicht wenige versuchten ihn zudringlicher Weise in Anspruch zu nehmen. Aber Onkel Tobias war in diesem Anbetrachte nunmehr unzugänglich, er führte die einfachste, beschränkteste Haushaltung von der Welt, und statt große Spekulazionen einzuleiten, eröffnete er einen Tabakkleinverkauf im abgelegenen Vorstadthäuschen. Es konnte daher nicht unterbleiben, daß Onkel Tobias alsobald als der schmuzigste Filz und größte Kniker im Landstädtchen und in der Umgebung

berüchtigt wurde; er aber kümmerte sich wenig darum, lebte still und nach seiner Weise, und fand in seinen abgeschränkten äußeren Verhältnissen und in der Ruhe seines Innern heitere Zufriedenheit.

Seine Schwester Katharina, die ebenfalls zu ihm gezogen war, beobachte ihn anfangs manchmal, wenn er in seiner Stube zwischen den zwei Kassetruhen auf und ab ging; er pflegte dann vor einer oder der andern stehen zu bleiben und begann mit sich selbst eine heimliche Unterhaltung.

— Fünfzigtausend Thaler — ja, ja, mehr ließe sich in dieser Truhe nicht unterbringen; dort in jener in gar nur Raum für fünftausend weniger. Ein schönes Summchen hunderttausend Thaler, wenn die Schlösser und Schrauben gut halten. Ei, ei —

Dies und Aehnliches pflegte er bei solchen Gelegenheiten zwischen den Zähnen zu murmeln, untersuchte dann Riegel und Zwangen auf das Sorgfältigste, und schritt hierauf wieder vergnügt und händereibend zwischen den zwei Truhen auf und nieder. Seine Schwester nahm sich ein Mal den Muth, trat nach einem solchen Selbstgespräche in die Stube und bath ihren Bruder, sie doch ein Mal, nur ein einziges Mal all das viele, blanke Geld ansehen und betasten zu lassen. Aber

Onkel Tobias schlug es ihr brummend und ohneweiters ab, und als sie darüber zu schmollen anfing, nahm er Hut und Stok, schloß die Stube sorgfältig hinter sich ab und ergriff Frau Katharina unter dem Arme. Er führte sie schweigend den grünen Wiesgrund hinaus und hilt nicht früher an, als bis der tiefe, breite Strom zu ihren Füßen dahin rollte. Jezt zog er einen gewaltigen Schlüsselbund aus der Tasche und bedeutete der Schwester, daß damit jene zwei Truhen, die dereinst ihr seeliger Verwandter, der kunstfertige Schlossermeister verfertigt habe, zu öffnen wären. Auf daß sie ihn aber nicht ferner mit ihrer Neugierde plage, werfe er diese Schlüssel in den Fluß, wo dieser am tiefsten sei. Er that es auch wirklich ohne Zaudern. Sie möge ihre Haushaltung nur so einrichten, daß nicht mehr Geld aufgezehrt werde, als er ihr zuschieße, um seine übrigen Besizthümer aber unbekümmert sein. Da sie auch mit diesen Erklärungen nicht zufrieden sein wollte, so vertröstete er sie auf seinen Tod, wo sie Alles, was ihm gehöre, nicht nur allein sehen, sondern es mit Agathe gemeinschaftlich auch besizen werde. Die empfindsame Seite im Herzen der liebenden Schwester war hierdurch berührt, sie fiel ihrem Bruder gerührt um den Hals,

und erklärte, aller Neugierde bar zu ſein und außer ſeiner Liebe nichts weiter auf Erden beſizen zu wollen.

So war denn dieſer Gegenſtand einmal für allemal zwiſchen ihnen erledigt, und Frau Katharina führte das Hausweſen mit größter Sparſamkeit und war damit befriedigt, als die Schweſter des reichen Onkel Tobias in allgemeinem Anſehen zu ſtehen. Mit Sofie und ihrem Vater kam dieſer nur in geringe Berührung, die faſt nur darin beſtand, daß er an jedem Sonnabende nach dem Abendläuten regelmäßig bei ihnen erſchien und einen beſtimmten, geringen Geldbetrag zu ihrer Unterſtüzung überbrachte. Nur die Noth bewog die herabgekommene Familie dieſes Geſchenk anzunehmen, das weder zu Tobias' Reichthume noch zu ihrer früheren Lebensweiſe in irgend einem Verhältniſſe zu ſtehen ſchien; obwol es faſt ihre einzige Einnahme ausmachte, ſo konnten ſie beim jedesmaligen Empfange doch eine aufwallende Bitterkeit gegen ihren geizigen Wolthäter nicht unterdrüken. Er ſeinerſeits machte auf keinen Dank Anſpruch, und ſchien in ihrem Benehmen nichts Anſtöſſiges zu gewahren. Der Tod befreite Sofiens Vater ſchon nach einem Jahre aus allen Banden des Unmuthes. Onkel Tobias fuhr fort, am Ende jeder Woche Sofien die kleine Gabe zu überbringen,

ja die aufopfernde Sorgfalt, die ihr Freund bei diesem lezten Unfalle bewiesen hatte, stimmte ihr Gemüth sogar zu größerer Anerkennung. Unterdessen beklagte sie sich doch fortwährend auf das Bitterste über ihr hartes Schikſal und ihr Sohn fand es vollends unerträglich. Waldemar war im Schoße des Glükes auferzogen worden, mit dreizehn Jahren sah er sich plözlich der Armuth und allen damit verbundenen Entbehrungen preisgegeben. Zu ihrem wirklichen Druke geellte sich für ihn auch noch das Gefühl falscher Scham. Dabei war er bereits für die meisten Lebenrichtungen, insoweit sie ihm jezt noch offen standen, verdorben: die Beschäftigungen aber, die sich ihm anboten, dünkten ihm schmachvoll und unzukömmlich, und der junge Mensch, ja sogar seine Mutter schienen auf eine plözliche günstige Wendung des Schikſals zu harren. Die Hoffnung, daß Onkel Tobias endlich ein Mal nachhaltigere Hilfmittel aufschließen werde, mochte daran allerdings keinen unbedeutenden Einfluß üben, um so mehr, da sich im Laufe der Jahre ein Liebeverhältniß zwischen seiner Nichte und Waldemar gebildet hatte, dem der Onkel mindestens nicht entgegen trat. Die Geschäftlosigkeit wirkte übel auf den jungen Menschen, seine Anlagen und allenfalls schon errungenen Kenntniſſe verkümmerten, der Müssig-

gang führte ihn auf unnütze Gedanken und in verderbliche Gesellschaft. Der Abscheu, mit dem er die Armuth trug, verwilderte sein Gemüth, seine Leidenschaften wuchsen ungezügelt, und sogar seine schönen Züge nahmen den Stempel höhnender Gewaltthätigkeit an. Er hatte zwar noch nichts Uebles begangen, aber sein Herz war schwach im Guten und der Verführung zugänglich. Er brachte die Tage müssig zu, indem er sich über Mangel einer geeigneten Beschäftigung beklagte, und durchschwärmte manche Nächte im Freien, da seine unsicheren Gefühle in Gewitterstürm' so wie unter'm Sternenhimmel unersprießliche Nahrung und Aufregung suchten. Es konnte dabei nicht fehlen, daß die wesenlose Sentimentalität manchmal von gemeiner Ausgelassenheit verdrängt wurde, die Verleitung eines bösartigen Gefährten genügte hiezu, und je seltener der Besuch einer Schenke möglich war, desto größer war die Begierde darnach.

Einmal noch trat der weiße Engel seines Lebens vor Waldemar, er hatte diesmal den reizenden Schmuk der Liebe angethan, sein unsterbliches Antliz umwolkten die schönsten Blumen dieser Erde. Waldemar hing an Agathe in wirklicher Liebe, ihr Besiz erschien ihm als das höchste Gut des Lebens, in ihrer Macht war es

gelegt seinen Verkehr mit dem Unlautern abzubrechen und ihn wieder ganz dem Guten zu gewinnen. Freilich mußten sich dabei auch die äußeren Verhältnisse günstiger zeigen, denn Waldemar ertrug rauhe Behandlung sogar vom Schicksale nicht ohne mismuthiges Widerstreben. Der Fortgang seines Lebens hing eigentlich davon ab, daß Onkel Tobias sich herbeiließe, ihm durch eine Summe Geldes irgend ein anständiges Lebenloos zu begründen; der junge Mensch war bereit etwas zu beginnen und zu unternehmen, das nach seiner Meinung angemessen erschien; nur Elend und Niedrigkeit hilt alle seine Kräfte gefesselt und gebannt. Aber Onkel Tobias, wie wir schon gesehen haben, überließ die Sorge für künftigen Erwerb dem jungen Menschen selbst und allein, er ermunterte ihn wol zu Thätigkeit, doch jene Vorschüsse, ohne die Waldemar nichts beginnen zu können glaubte, verweigerte er ihm hartnäkig. So gewöhnte sich der junge Mensch daran, Tobias als das eigentliche Hindernis seines Glükes und eines ehrlichen Erwerbes anzusehen, und diese feindseelige Betrachtung gewann gerade dadurch an Schärfe, daß dieser Agathens Onkel war. Er schien nicht nur allein gegen ihn hartherzig und unerbittlich, sondern gegen seine Nichte vollends ungerecht und grausam zu sein. Er wußte ja,

daß auch ihr Wol von dem Schikſale des Geliebten abhing, und unterließ dennoch dieſes zu begründen; ſie mußte doch einſt die Erbin des größten Theiles ſeines Vermögens ſein, und jezt, wo ſo wenig zu ihrem Glüke genügt hätte, verſchmähte ſein niedriger Geiz ihr dieſes kleine Opfer zu bringen. Dazu kam noch, daß Onkel Tobias faſt fortwährend dies oder jenes an Waldemar auszuſtellen hatte, er maßte ſich das Recht eines väterlichen Verwandten über ihn an, ohne die entſprechenden Pflichten auf ſich zu nehmen. Manchmal, wenn er übler Laune war, verwies er ihm ſogar ſeine häufigeren Beſuche, da ſie Agathe in der Ausübung ihrer Pflichten und in einem gottgefälligen Lebenwandel zerſtreuen könnten; er drohte zulezt geradezu jeden Verkehr zwiſchen den jungen Leuten abzubrechen, wenn Waldemar nicht eheſtens ein ordentliches Gewerbe ergriffen haben würde.

Auf dieſem Punkte ſtanden die Sachen, als Agathe achtzehn Jahre alt wurde; die neuerliche Anweiſung, die ihm Onkel Tobias bei dieſer Gelegenheit gegeben hatte, veranlaßte ihn zu reiferem Nachdenken, und der Wunſch, das Mädchen eheſtens ſein Weib nennen zu können, drängte ihn zu einem ſchnellen Entſchluſſe. Er hatte ſich früher geſchmeichelt durch Zögern den Onkel

zum Nachgeben zu vermögen; jezt zwang ihn dessen Beharrlichkeit zu thätigerem Einschreiten.

Waldemar überlegte Dieses und Jenes, und glaubte endlich, den für beide Theile füglichsten Ausweg in Folgendem gefunden zu haben. Nicht ferne vom Landstädtchen stand ein kleines Gut zu verpachten, um den jährlichen Betrag von fünfhundert Thalern und eine Gewährleistung von andern tausend konnte man es alsogleich beziehen. Eine solche Pachtung wäre nun ganz nach seinem Sinne gewesen; es fand sich dabei genügende Beschäftigung für ihn, und Onkel Tobias hatte sich bei seinem großen Vermögen doch sicher nicht über die entstehenden Unkosten zu beklagen.

Waldemar nahm sich also ein Herz, und machte Onkel Tobias bald darauf diesen Vorschlag, aber der alte Herr wies ihn ohneweiters zurük, indem er noch ein Mal erklärte, daß Waldemar einen Weg einschlagen müsse, der ihm unabhängig von fremder Unterstüzung ein wenn auch nur sehr mässiges Auskommen verschaffe. Waldemar drang mit dem Eifer eines Menschen, der um sein ganzes Glük unterhandelt, in den alten Herrn, er ließ sich zu flehenden Bitten herbei, die sonst seinem Karakter so sehr entgegenliefen; Onkel Tobias blieb bei seiner Entscheidung.

— Was red' ich noch weiter von mir, rief Waldemar mit Heftigkeit, nachdem ihre Unterredung schon lange gedauert hatte, was geht es sie an, wenn ich zu Grunde gehe und verkümmere; aber auch über das Glük ihrer Nichte wird diese Stunde entscheiden.

— Agathe ist fromm, sie wird in jedem Falle glüklich werden. Frömmigkeit und Arbeit sind die Pfeiler des irdischen Wohlergehens.

— Und was werden sie mit ihrem Reichthume anfangen, wenn dereinst der Tod mit entfleischten Händen sie von ihren Schazen reißt? Wol wird er dann ihren Verwandten zufallen, aber um ihr Glük wird es schon geschehen sein, und ihr Dank wird nur in einer Verwunschung gegen sie bestehen.

— Reichthum, Reichthum, — hab' ich dir schon anvertraut, was ich besize, und bist du der Verhab meines Eigenthums?

— Sie wollten es wol gar verleugnen, und den Geiz durch die Sunde der Lüge beschönigen?

— Wol trägt die Lüge eine große Schuld mit sich, sprach Onkel Tobias in ernstem Nachsinnen und wie zu sich selbst, ich aber habe Niemand den Stand meines Besizes mitgetheilt, und bin auch Keinem darüber Rechenschaft schuldig. Wirf dich nicht auf zum Richter

über Andere, und Gott vergebe uns Allen unſere Fehler und Schwächen!

— O laſſen ſie ſich erweichen, denn von dieſem Augenblike hängt viele Zukunft ab. Wenn ſie mich jezt aufrichten und erhören, will ich ſie preiſen als meinen zweiten Vater, als den Schöpfer meines Glükes, und was ſie wollen, ſo ſchwer es auch fallen möge, will ich üben und befolgen; aber ich fühl' es, wenn ſie mich heute von ſich ſtoßen, bin ich geliefert und verloren. D'rum ſeien ſie barmherzig!

— Mein Sohn, mäſſige deine Leidenſchaft! begann Tobias und ergriff wolwollend die Hand des jungen Menſchen, ſieh', ein langer Lebenlauf trägt Falten und Winkel, die kein fremder, flüchtiger Blik ganz durchſchaut. Vertraue mir, ich wünſche nur dein Beſtes, ich will es befördern, ſo weit ich es zu thun vermag. Du wendeſt dich ab? — Soll ich dir denn, ſo jung du biſt, die Geheimniſſe dieſes alten Herzens anvertrauen? oder glaubſt du nicht lieber meiner treuen Verſicherung, daß ich deine Bitte nicht abweiſen würde, wenn nicht —

— Ha, ha, ha! ſchrie Waldemar auf und riß ſeine Hand aus der ſeinen, ſpart eure ſüßen Worte, ich höre nur eure Verneinung.

— So höre denn nur ſie, entgegnete Onkel Tobias ernſt und zog ſich nun auch ſeinerſeits zurük; ſoll ich mein greiſes Haupt in die Hand der Jugend hingeben! du ließeſt mich frühe genug den ſchlechten Erfolg errathen.

— Alſo ihr wollt mir die geringe Summe nicht vorſtreken?

— Nein, mein Sohn!

— Nun, ſo komme die Frucht dieſer Stunde über euch, ſo wie die Ausſaat euer iſt! Eure Entſcheidung erſchlägt meine Hoffnungen, mit meinem Glüke iſt's für immer vorüber!

— Faſſe dich; es bleibt dir nicht benommen durch eigne Anſtrengung deine Wünſche zu erreichen; und wie erfreulich iſt es dann, ſich ſelbſt das Gute des Lebens verdanken zu können.

— Pfui über den Troſt eines Geizhalſes! Aber erwägt noch ein Mal, iſt dieſe Abweiſung euer lezter, euer unabänderlicher Entſchluß?

— Mein Sohn bedenke —

— Ein kahles Nein oder Ja, wenn es euch beliebt.

— Er iſt es.

— Genug, — jezt bin ich frei von euch. Wißt denn, daß ich euren Geiz, eure gleißneriſche Heuchelei

von jeher verachtet habe, daß die Gabe, die von euch kam, wie siedendes Blei in mein Herz träufelte. Gott schüze und tröste eure Nichte, — ich bin verloren!

Er stürzte bei der Thüre hinaus, Onkel Tobias wollte ihn noch zurükhalten, doch er war schon entschwunden.

Waldemar trug den wilden Brand der Leidenschaft in seinem Herzen, die Schlangen der Verzweiflung schnürten seine Brust zusammen. Er irrte über Thal und Berg, es war ein trüber Tag; Regenschauer verbarg wie ein Nebel die Fernen. Er hätte sein eigenes Leben abschütteln und mit Füssen treten mögen. Hundert dumpfe Gedanken und wüste Pläne durchkreuzten seinen Kopf, ohne daß er eine klare Ansicht, einen festen Entschluß gewinnen konnte. Er fühlte weder Hunger noch die Nässe der Witterung, der weite, ungeregelte Weg vermochte nicht seine Glieder zu ermüden. Gegen Abend begegnete ihm ein Bekannter, jener alte Spieler, dessen im Anfange dieser Geschichte beiläufig Erwähnung geschah. Bettelei und manche Kunstgriffe, die ihm von seinem früheren Gewerbe übrig geblieben waren, sorgten für seinen Lebensunterhalt. Heute war Daniel ein reicher Mann, ein Pröbchen seiner Schlauheit hatte ihm einige Thaler eingetragen; kaum wurde er Waldemars ansichtig, als

er ihn ohneweiters in Beſchlag nahm und ihn ungeachtet ſeines Widerwillens in eine Schenke zog.

Obwol der junge Menſch einige ähnliche zweideutige Bekannte beſaß, ſo fühlte er im Grunde doch nur Verachtung gegen ſie und hilt insbeſonders die Angelegenheiten ſeines Herzens vor ihnen geheim. Daniel entging jedoch ſeine heutige Troſtloſigkeit keineswegs, auch errieth er die Veranlaſſung derſelben zum Theile; aber weit entfernt, ihr durch Fragen nachzuforſchen begnügte er ſich, dem jungen Menſchen im Weine Faſſung und Muth zuzutrinken. Daniel hegte für ihn nach ſeiner Weiſe eine beſondere Zuneigung und pflegte zu behaupten, daß aus ihm auf eine oder die andere Art noch Großes werden müſſe. Waldemar ſei ſchön und begabt wie Wenige, er ſei gleichſam ein Herkules am Scheidewege, auf einer der beiden Seiten winke ihm ganz ſicher der Erfolg, es käme nun nur auf das Glük an, ob es ihn zur günſtigen Wahl beſtimme. Der junge Menſch ſprach dem Weine allerdings nicht mit beſonderem Rükhalte zu, aber weit entfernt ſeinen Gram zu mildern, diente er nur dazu, um die Flammen ſeiner Leidenſchaft noch mehr anzufachen. Der alte Gauner ſpannte durch Erzählungen von plözlichem Glükwechſel ſeine Einbild-

kraft auf das Höchste, wüste Bilder wälzten sich durch Waldemars Seele.

So vergingen die ersten Stunden der Nacht, die Rundwache verwies sie endlich aus der Schenke, und, jeder in eigenthümlicher Weise aufgeregt, taumelten sie durch die Gassen. Keiner von beiden fühlte Beruf nach Hause zu gehen; sie schwärmten also im Städtchen umher und kamen endlich auch an Onkel Tobias Wohnung vorüber.

— Ist das Mädchen da drinnen was schön, wie das jüngste Herchen zu Walpurgis! rief Daniel und blinzelte auf seinen Kameraden; der aber blieb still und finster.

— Glückselig der, dem ein Mal ihr süßer Leib zu Theile wird, aber drei Mal beglückt wird er noch überdies sein durch die Schätze des Alten.

Waldemar gab keine Antwort.

— Pfui Bursche, du bist dukmäuserig; wer seinem Kumpan sein Lieb verleugnet, ist kein guter Kamerad! Glaubst du denn, der alte Daniel sei so schwachen Hirns, daß er nicht längst deine Liebe für das Mädchen weg hätte?

— Schweig, Rabe, unterbrach ihn Waldemar auffahrend und herrisch, du bist nicht werth, daß du an sie denkst.

— Ei ſeht doch! weil ihn der alte Filz vielleicht brummig gemacht hat, will er ſeine Galle an ſeinem beſten Freunde auslaſſen. Wäre ich der ſchöne Waldemar, das Mädchen wäre längſt ſchon mein.

— Spare deinen Athem, ich will nicht, daß du von ihr redeſt.

— Der Alte iſt ſteinreich und geizig, der Liebhaber blutarm, wer verwundert ſich noch, daß dieſer abgewieſen wird. Aber der Junge iſt auch bildſchön und Liebchen zärtlich wie eine Taube: ſteigt dir noch kein Bratenduft zur Naſe?

— Still, ſag' ich dir!

— Die Hirnſchale eines Verliebten iſt freilich nicht mehr werth als eine taube Nuß; ich aber würde das ſchöne Kind verführen oder entführen.

— Willſt du von ihr nicht ſchweigen Schuft, ſo muß ich dir dein Bischen Athem ausdrehen.

Waldemar ſprang auf Daniel herüber und faßte ihn an der Kehle.

— Mädchen bleibt Mädchen — das End' vom Liede iſt — aber ſchon verſagte Daniel die Stimme, ſeine Bruſt ſchnaufte mühſam unter des jungen Menſchen kräftigen Fäuſten. Endlich als er ihn genügend gezüchtigt zu haben glaubte, ließ er ihn los.

— Junger Tollkopf! Glaubſt du, ich ſei ein Molch, daß ich ohne Luft leben könne! An ſolchen Feuchtohren iſt der kluge Rath des Alters verſchwendet; noch einfacher wäre es freilich, wenn der Alte die Gefälligkeit hätte ohne Weiters aufzuſchnappen und dem Buhlen die holde Braut und eine halbe Million hinterließe.

— Ja, wenn er ſtürbe! wiederholte Waldemar faſt unwillkührlich bei ſich ſelbſt, und ſeine Augen funkelten.

— Aber, holla, es iſt ja noch Licht in des Neidharts Stube, die Fenſterladen ſchließen ſchlecht, da fällt ein Lichtſtreif über das Gras. Der Alte zählt jezt ſeine Thaler, oder macht ſo eben Gold, das wollen wir auch mit anſehen; komm' Junge!

Er zog ſeinen Gefährten mit ſich ans Hinterhäuschen, und ungeachtet der inneren Abneigung beugte ſich doch auch Waldemar an die Oeffnung des Fenſterbalkens. Der alte Mann zählte nicht Geld, er bereitete nicht Gold; er kniete auf der Diele des Fußbodens und bethete.

Faſt erſchrekt ſprang Waldemar vom Fenſter, ein kalter Schauer rieſelte über ſeinen Rüken: der Alte bethete! Daniel zog ſeinen Begleiter noch ein Mal ans Fenſter und hatte ihm noch Dies und Jenes zu bemerken.

Unterdeſſen ſchwebten unſchuldige Träume durch

Agathens Schlummer; sie wußte noch nichts von der gestrigen Unterredung zwischen dem Onkel und dem Geliebten, und ihr Schlaf war gelind wie der eines Kindes. Plözlich erschien auch Waldemar unter den Bildern ihrer Träume, und bald darauf verloren sie ihr harmloses Ansehen. Auf seiner Stirne trat die dunkle Zornader hervor, Agathe wollte ihn besänftigen; ihr Wort klang mild, doch es schien nicht bis zu ihm zu reichen. Ein tiefer Abgrund trennte sie Beide, nur ein schmaler hochgewölbter Steg führte herüber, sie schwindelte schon beim Anblike. Nun stürmte Waldemar den gefährlichen Bogen hinauf, die Balken schwankten und krachten, eine dunkle Riesenhand, im Nebel kaum erkennbar, stieß nach ihm, er stürzte mit Gepolter an den Klippen hinunter.

Tödtliche Angst hatte Agathe schon am Anfange dieses Traumbildes erfaßt, jezt wollte sie laut aufschreien, das Entsezen hielt ihre Stimme gefesselt, auch sie fiel zu Boden und — erwachte. Ein dumpfes Gepolter, das sie zu vernehmen glaubte, schien ihren Traum fortsezen zu wollen; jezt war es wieder still, sie mochte nur einen Nachhall des Traumes gehört haben. Um sich völlig zu ermuntern, riß sie die Augen weit auf, ein feiner, nebliger Mondstrahl fiel in die Stube, das Wetter

mußte ſich ein wenig aufgeheitert haben. Das Mondlicht gaukelte geiſterhaft durch das Dunkel, ihr angſtvolles Herz konnte ſich vom Schreken des Traumes nicht erholen, es ſchlug ſo bang und beklemmt. Sie vermochte wirkliche Furcht nicht zu unterdrüken und rief endlich nach der Baſe. Frau Katharina erwachte alſobald und fragte beſorgt um ihr Befinden. Als das Mädchen die klare Stimme der Baſe hörte, fühlte es plözlich das Herz erleichtert, gleichwol klagte es ihr ſeine Noth.

— Dich hat der Alp gedrükt, mein Kind, ja ja! nimm einen Trunk Waſſer und ziehe den Daumen der rechten Hand. Aber noch beſſer wird es ſein, wenn du das Zeichen des Kreuzes über die Stirne ſchlägſt und einen frommen Gedanken faſſeſt.

Das Mädchen folgte.

— Wart', laß uns ein gottesfürchtig Lied beginnen, der Onkel hört wol nichts hinüber, uns Frauenzimmern aber wächſt der Muth dabei. Wie heißt denn gleich die ſchöne Weiſe?

Iſt auch recht wetterſchwarz die Nacht,
Uns doch der liebe Gott bewacht. u. ſ. w.

Die Baſe verſuchte ein paar Strofen mit feiner, hoher Stimme, aber von Zeile zu Zeile ward dieſe

ſchwächer, bis ſie im Schlafe völlig verklang. Auch Agathe ſchlummerte bald darauf wieder ein.

Ungeachtet der nächtlichen Störung waren die zwei Frauenperſonen doch in aller Frühe wieder wach. Agathe hatte die Schauer des Traumes vergeſſen und wuſch ihr morgenrothes Angeſicht mit friſchem Waſſer und flocht ihre Zöpfe; die Baſe aber ſchalt ſie wegen ihrer nächtlichen Furcht, ihr verdrehe die Liebe den Kopf. Es wurde ein kleines Feuerchen angeſchürt und Frau Katharina maß Zichorien und Kaffee für das Frühſtük, am Dache zwitſcherten die niſtenden Schwalben.

Der Kaffee war jezt bereitet und wurde in der Baſe Stube auf den Tiſch geſezt, den ein blaues Tuch bedekte; Frau Katharina pries ſeinen Duft. Auch die Schalen zum kleinen Frühſtüke waren jezt zurecht geſezt, und vom Dreifaltigkeitsthurme ſchlug es ſieben Uhr. Die Baſe ſchalt den Bruder einen Langſchläfer, und das Nichtchen ging in den Garten eine Nelke zu brechen, die des Onkels Lieblingsblume war. Aber mit einem Angſtrufe ſtürzte ſie in die Hauslaube zurük: an einem Fenſter des Hinterſtübchens waren die Balken ausgehoben. Frau Katharina fand nicht Zeit, daran nachzuſehen, ſondern rief in tiefem Schreke des Bruders Namen. Es blieb ſtill im Zimmer, und ihre zitternde

Hand konnte kaum den Hauptſchlüſſel im Bunde, der ihr an der Seite hing, auffinden. Endlich gelang es ihr doch die Thüre zu öffnen, aber mit einem Schrei des Entſezens taumelten die zwei Weiber zurük: Onkel Tobias lag in ſeinem Blute am Boden. Der gräßlichſte Schrek erſtarrte Agathe, ihre Kniee ſchlotterten, Katharina trieb der Inſtinkt der Brauchbarkeit alſogleich zur füglichſten Maßregel. Sie nahm ein Beken Waſſer und wuſch das Blut von Tobias' Kopfe. Die Hirnſchale war ihm eingeſchlagen, er war todt und ſchon erkaltet; ein ſpiziger blutiger Stein lag an der Seite.

Jezt erſt überließ ſich Katharina ihrem Schmerze, ſie fiel heulend über die Leiche des Bruders und ſchrie Vorübergehende und Nachbarn zuſammen. Die Kunde der Unthat lief ſchnell durch das Städtchen, das Vorſtadthäuschen wurde in Kurzem von Theilnehmenden und Neugierigen umlagert, und auch die Gerichte ließen nicht auf ſich warten. Der Augenſchein ſezte außer Zweifel, daß die That mit jenem Stein, während der Ermordete im Bette lag, verübt wurde, und daß der Verbrecher nach eingedrükten Balken und Gittern durch das Fenſter eingeſtiegen ſei. Vor demſelben außer dem Hauſe zeigten ſich undeutliche Merkmale von Fußtritten; andere Spuren des Mörders ließen ſich nicht entdeken.

Die Leiche wurde jezt ungesäumt zur ärztlichen Untersuchung abgeführt, während andere Abgeordnete des Gerichtes zurükblieben um die Verzeichnung des Vermögens einzuleiten. Diese Vornahme schien um so dringlicher, da sich das Verbrechen nach aller Wahrscheinlichkeit als Raubmord darstellte. Das erste Augenmerk des Gerichthalters fiel natürlicher Weise auf die zwei schweren eisernen Kassetruhen, die sich jedoch verschlossen und vielfach verriegelt zeigten, und vom Mörder wenigstens mit Gewalt ganz sicher nicht eröffnet waren. Man forderte Katharina auf, den Verwahrungsort der Schlüssel anzuzeigen, sie erzählte, daß diese seit Jahren im Flusse lägen, und so seltsam diese Geschichte klang, so traf das Gericht doch ungesäumt die Anstalten zu gewaltsamer Sprengung der Schlösser. Unterdessen saßen Katharina und Agathe im vorderen Vorzimmer, Beide waren unfähig sich auf den Füssen zu erhalten. Agathe lehnte blaß und lautlos im Lehnsessel, das Entsezen schien sie in ein Marmorbild verwandelt zu haben; Frau Katharina hatte mindestens die Kraft ihrer Zunge gerettet, und erzählte den versammelten Gevatterinnen die Ereignisse dieses Morgens immer wieder von Neuem.

Jezt erschien auch die Witwe Stark mit ihrem Sohne; man konnte an der Matrone den Antheil und

Schrek, den ſie über den gewaltſamen Tod ihres einſtigen Liebhabers fühlte, nicht verkennen; auch Waldemar war bleich und tief ergriffen. Sie kamen den zwei verwaiſten Frauenzimmern ihre Dienſte anzubieten. Sobald Agathe Waldemar's anſichtig wurde, warf ſie ſich mit einem lauten Schrei des Schmerzes in ſeine Arme, das Außerordentliche des Augenbliks ließ ſie alle anderen Rükſichten vergeſſen, nur an ſeinem Herzen glaubte ſie nach dem entſezlichen Vorfalle Erleichterung zu finden. Die erſten Thränen entſtürzten ihr jezt, ſie fühlte den erſten Troſt, die erſte Erleichterung. Waldemar verſuchte ſie zu tröſten, auch er weinte; die Umſtehenden waren über die nächſten Ereigniſſe keinen Augenblik mehr im Zweifel und Alle betrachteten Waldemar als den Bräutigam der reichen Erbin. Ihm ſchien der nächtliche Mörder die Frucht ſeiner That hinterlaſſen zu haben.

Unterdeſſen gelang es, an den Kaſſetruhen eine Spange, ein Schloß nach dem anderen abzubrechen, und als man endlich im Begriffe ſtand ſie zu eröffnen, wurden auch die zwei Weiber herüber gerufen. Katharina nahm die Witwe Stark und ihren Sohn mit ſich, und wer ſich ſonſt noch im Hauſe befand, drängte nach.

Aber wie ungemeſſen war das Erſtaunen Aller, als

in beiden Truhen ſtatt Geldes ſich uralte Eiſentrümmer vorfanden und keine weitere Aufklärung hierüber zu entdeken war. Waldemar verfärbte ſich bei dieſem Anblike, kreideweiß ſtarrte er in die geöffneten Truhen, was er ſo eben vor ſich ſah ſchien ihm nicht mehr als ein bösartiger Zauberſpuk zu ſein.

— Aha! rief er plözlich durch den Kreis der Umſtehenden, der Alte wollte durch dieſe Liſt jedem räuberiſchen Angriffe entgehen, das Gold aber liegt im Garten verſcharrt. Er ſprang auch in der That ohne Zaudern in das Gärtchen hinaus, und von Einigen, die ſeine Anſicht wahrſcheinlich fanden, begleitet, ſchikte er ſich an, alle Beeten und Räume zu umwühlen.

Katharina hatte unterdeſſen ihre beſonderen Gedanken, längſt vergeſſene Bedenken erwachten in ihr, und der Reichthum des Bruders ſchien ihr keineswegs unbeſtreitbar. So ſehr ſie ſonſt immer jeden Zweifel daran unterdrükt hatte und ſo ſchwer ihr in der Behaglichkeit früherer ruhiger Zeiten jedes ähnliche Geſtändniß gefallen wäre, ſo erzählte ſie heute doch Alles getreulich was ſich auf dieſen Punkt beziehen mochte. Aus ihren Mittheilungen und ſonſtigen in der Eile vorgenommenen Erhebungen ergab ſich denn nun, daß dieſe zwei Kaſſetruhen und wahrſcheinlich auch die Eiſenreſte von der

Erbſchaft jenes Verwandten, der das Schloſſerhandwerk in einer nicht entfernten Stadt ausübte, herrührten, daß Niemand den vorausgeſezten Reichthum des Onkel Tobias jemals ſelbſt geſehen, und daß dieſer ſich darüber auch gegen Niemand deutlich geäußert habe. Der Schluß war alſo allerdings möglich, daß er einen ſolchen vielleicht auch nie beſeſſen habe, und daß nur ein Zuſammenfluß zufälliger Ereigniſſe, deren Schein er aus irgend einem Grunde nicht abwendete oder auch beſtärkte, ihm den Ruf eines reichen Mannes verſchafft haben mochte. Auch Waldemar kam aus dem Garten zurük; es hatte ſich nirgend auch nur die geringſte Spur eines vergrabenen Schazes vorgefunden; der junge Menſch ſah wüſt und ſtumpf in dieſe unerwarteten Entwikelungen.

Unterdeſſen wurden auch die übrigen Habſeligkeiten des Ermordeten durchſucht, ſie fanden ſich ſämmtlich in einem Zuſtande, wie er bei einem Manne von beſchränkten Mitteln voraus zu ſezen war. Ganz zulezt fand ſich ein Sak mit beiläufig hundert Thalern vor, dem ein Aktenſtük beigelegt war, das von der Handſchrift des Geſtorbenen als ſein Teſtament bezeichnet war.

Der Inhalt deſſelben erwies die zulezt geſchöpften Vermuthungen als die richtigen. Onkel Tobias hatte

nicht mehr als diese kleine Summe besessen, unwillkürlich war er in den Ruf eines reichen Mannes gekommen, im Drange der Ereignisse hatte er verabsäumt ihn alsogleich ernstlich zurük zu weisen, seine Eitelkeit, eine Schwäche die man seiner Menschlichkeit nachsehen möge, verschob später die Entdekung der Wahrheit. Gleichwol sezte er in seinem Testamente voraus, daß er vor seinem Ende zum Bekenntnisse seiner Armuth Kraft gefunden haben werde. Es war nicht geschehen, der Tod hatte ihn übereilt; oft mochte jenes Geständniß auf seinen Lippen geschwebt haben, aber Umstände, deren Einflüsse der Mensch in dieser Endlichkeit unterliegt, hatten es immer wieder zurükgedrängt. So blieb er im Rufe großen Reichthums und lebte sparsam und knikerig von seinem geringen Verdienste, während er sich selbst beinahe an den Gedanken gewöhnte, in den beiden Kassetruhen ein bedeutendes Vermögen emsig und unantastbar aufzubewahren. Er mochte sich sogar manchmal wenn er sich die Befriedigung eines geringen Bedürfnisses versagte, der Täuschung hingegeben haben, als stehe es nur bei ihm, Geld herauszunehmen und jeden Wunsch zu befriedigen. Seine Entbehrungen gewannen allmälig den Schein einer fortgesezten freiwilligen Entsagung. Viele Jahre seines Lebens lebte

er nuzlos geſchmeichelt durch den Ruf des Reichthums, gedrükt und beſchimpft von der Anklage ſchmuzigen Geizes; ſein mildes Herz ſpendete ſo viel er zu geben vermochte, und doch wurde ſeine Gabe undankbar und mit kaum unterdrüktem Vorwurfe angenommen; er konnte jene Hilfe, die man ihm zumuthete, die er ſo gerne geboten hätte, nicht aufbringen, und die Leute verwarfen ihn als unbarmherzig und brachen verwünſchend den Stab über ihn. Er hatte die lezten Jahre ſeines Lebens faſt nur eine Schwäche beſeſſen, und doch mußte er ſo hart dafür büſſen, ſelbſt ſeine Ermordung ſtand offenbar damit im Zuſammenhange; ſo ſeltſam iſt der menſchliche Karakter, daß er lieber vielfache Schmach ertrug, als daß er ſich zum gewiß nicht entehrenden Bekenntniſſe ſeiner Armuth zu entſchließen vermocht hätte. Er war ob eines Fehlers verkannt und verworfen worden, mochte er jezt, dieſer bewegten verlokenden Welt entrükt, friedliche Urſtände finden!

Aber mit der zärtlichen Liebe eines Vaters ſprach er in ſeinem Teſtamente von den zwei hinterlaſſenen Verwandten, er dankte ihnen gerührt für ihre treue Anhänglichkeit, und hinterließ ihnen ſeinen beſten Segen. Auch Waldemar's gedachte er darin mit liebevollem Wolwollen, er beſtimmte ihn Agathe zum Bräutigam,

er bath ihn zu verzeihen, wenn er ihm manchmal hart erſchienen ſei, und hinterließ ihm und ſeiner Nichte die ſchwer erſparten Thaler als Brautgeſchenk.

Jezt ſchlug ein gräßlicher Schrei durch die Menge, und Waldemar ſtürzte auf die Kniee und raufte ſich verzweiflungsvoll die Haare aus.

— Haltet ein, haltet ein! Ich bin ſein Mörder!

Ein Gewitterſchlag ſchien alle Verſammelten getroffen zu haben, ſie fuhren zurük vor dem jungen Verbrecher, und Agathe fiel beſinnungslos auf das Eſtrich nieder.

Der Vorhang möge jezt über die ſchauerliche Szene fallen, der Fantaſie des Leſers bleibe ihre Beendigung ſo wie die Erwägung der ſittlichen Bedeutung dieſer Geſchichte überlaſſen. Zur Ergänzung des Thatbeſtandes dürfte genügen hier noch beizufügen, daß Waldemar in tiefſter Reue die Strafe, die ihm für ſein Verbrechen zu Theil wurde, erduldete, und daß Agathe, wenn auch erſt nach manchen Jahren ihre Jugendliebe verſchmerzte, und als fromme tugendhafte Gattin und Mutter das Glük einer Familie ausmachte und bewahrte. Sie vergaß nie der traurigen Ereigniſſe ihrer Jugend, ein hoher Ernſt wich nur ſelten von ihrer ſchönen Stirne, aber während ſie die Todten in ihr Gebeth einſchloß, erfüllte ſie treu und freudig ihre Pflichten gegen die Lebenden.

Metamorfosen.

Metamorfoſen.

Erſtes Kapitel.

Ovidius ex Ponto. Ohne Datum.

Mein Freund! ich lebe in der Wüſte. Mein Haus iſt die Höhle eines Löwen, ich ernähre mich von Heuſchreken und Wurzeln, Thierfelle ſind meine Kleidung, Kanibalen meine Geſellſchaft. Hundert Meilen von hier dürfte ſich, nach meinen Berechnungen, die nächſte menſchliche Wohnung befinden, tauſend — das erſte fühlende Herz. Mein Kind, ich ſpiele nicht einmal Boſton. Lezteres ausgenommen, iſt zwar Alles nur Metafer, doch darum nicht minder traurig. Du kennſt meinen Onkel, Fedor; er iſt reich wie ein moderner Krösus, liebt mich wie ein Vater, und mishandelt mich wie ein Nero. Ich hatte das Vergnügen in deiner Geſellſchaft um die Welt zu reiſen, oder vielmehr du hatteſt es; wir haben Beide zuſammen die zwei Wendekreiſe von Petersburg und Palermo mit Nuzen durchſchnitten, die Linie bei Paris, London und Wien paſſirt, und kamen

mit einer Fülle gelehrter Entdekungen bereichert in unſer glukliches Vaterland zurük: was war natürlicher, als daß ich mit Anſtrengung und Koſtenaufwand an der Herausgabe der Reiſereſultate arbeitete. Ich ſchaffte mir ein paar Longchamp-Tilbury an, legte mir einige irländiſche Windhunde bei, gab ruſſiſche Parforce-Jagden, engliſche Hahnenkämpfe und deutſche Gaſtmahle, bewirthete meinen Onkel mit wälſchen Makaroni, Paſteten aus Straßburg und Rechnungen aus allen Enden der Welt, und führte einige Zeit ein recht gemüthliches Leben. Aber endlich fand ich auch im Vaterlande die traurige Entdekung beſtätigt, daß Onkel ungern Geld hergeben; wir hatten erſt unbedeutende Mißhelligkeiten mit einander, dann bedenklichen Streit, endlich offene Fehde. Mir konnte nicht gelingen, meinen theuren Onkel zu überzeugen, daß ich mein ſozielles Naturalienkabinet nur zum Beſten des Vaterlandes unterhielte, er ſtellte ſeine Zuſchüſſe ein, und erklärte mich endlich für — wie ſoll ich es nennen, für — etwas leichtſinnig. Ich fühle mich gekränkt, ich verneine, betheure, beſchwöre, und laſſe mich zuletzt in einer ſchwachen Stunde zur Behauptung verleiten, daß ich ohne Beſchwerde ein paar Monate im abgelegenſten Winkel der Erde leben könne. Das Wort war kaum ausgeſprochen, als ich deſſen unſeligen

Inhalt bereue, doch zu ſpät; mein Onkel hat es ſchon erfaßt, und giebt ſein Ehrenwort darauf, daß er nur unter der Bedingung meine Verbindlichkeiten gegen Gaſtwirthe, Puzhändler, Roßkämme, Juwelire und Tod und Teufel in Richtigkeit ſtellen, und mir ein zukömmliches Jahrgeld auswerfen wolle, wenn ich vorher ſechs Wochen im Pontus zugebracht haben würde; dann ſollt' ich auch Gräfin Aurore heirathen. Das Ehrenwort eines Onkels, zumal eines reichen, iſt eine heilige Sache, ich machte vergebliche Verſuche und Vorſtellungen und mußte endlich nachgeben. Ich glaubte in irgend eine Stadt zweiten Ranges, allenfalls nach Stokholm, Lion, Piſa zu gehen, auf einer Herrſchaft meines Onkels zu idilliſiren, oder in Genf, im Chamounithale die Molkenkur zu gebrauchen; nein, Kind, die Grauſamkeit meines Onkels hatte keine Grenzen, mir ward dieſes unbekannte Städchen auserleſen, ich mußte ſchon am nächſten Tage abreiſen, und hier ſiz' ich nun in der Schenke zum Löwen und erfülle die Luft mit Seufzen und Gähnen. Dem Glüklichen läuft die Sanduhr zu ſchnell, dem Unglüklichen zu langſam, für den Gelangweilten liegt ſie horizontal. Ich verſichere dich, Junge! blieb' ich ein Jahrhundert hier, ich würde nicht älter, ja ich brauchte mich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal raſiren

zu laſſen. Ich ſann auf verſchiedenen Zeitvertreib, zuerſt wollt' ich ein Hündchen abrichten, aber ich fürchte, es wird geſcheidter als ich, — dann wollt' ich einen neuen Knoten für Kravaten erfinden, die Kunſt iſt erſchöpft, — mir bleibt nichts übrig als die Langweile zu ſtudieren. Es iſt eine herrliche Erfindung um das Verliebtſein — ich wollt', ich wäre es, ſo könnt' ich nun doch Liebesbriefe ſchreiben und vor Sehnſucht ſterben, — ich wollt' ich würde es, dann möchte ich vielleicht Kabriolets, Hunde und Hähne vergeſſen, dann könnt' ich wenigſtens Verſe machen! Doch vergeblich: ich durchſtrich die zweihundert drei und achtzig Häuſer bereits von Oſt nach Weſt, es gibt nichts als große Füße und Mäuler, wenige Haare, ſchlechte Zähne, ſpize Naſen, platte Stirnen, ſtumpfe Augen, und allüberall widerwärtigen Fiſchottergeruch. Ich kam auf den närriſchen Einfall, mich in meine Braut zu verlieben, aber erſtens ſchikt es ſich nicht, zweitens ſah ich Aurora als zehnjähriges Mädchen das lezte Mal, und erinnere mich kaum an ſie. Damals hatte ſie freilich ſchöne, große Augen, Haare wie Magdalena, Füßchen klein wie Edelſteine, hatte den Wuchs einer jungen Elfe, die Zartheit einer Kamelie — ſeitdem ſoll ſie noch ſchöner geworden ſein, — o Aurore, Aurore, wärſt du hier! — nein,

nein! es geht nicht, es geht nicht! wenn ich aus dem Exile zurükkehre, werd' ich ſie heirathen, wie ſollt' ich mich nun in ſie verlieben?

Verzeihe mir, guter Junge, daß ich, während ich ſchreibe, ganz auf dich vergeſſen habe, aber die Langweile verleitet zu allen Laſtern, man wird ſogar ſentimental. In aller Eile habe ich heute ein paar Silhouetten abgeriſſen, und ſende ſie dir hierbei als Fortſezung unſerer fiſiognomiſchen Forſchungen. Seit wir uns das lezte Mal ſahen, habe ich erſtaunliche Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht. Man kann nicht vor jedem Begegnenden artig den Hut ziehen und ihn erſuchen, ſich die Wölbungen und Einbüge des Schedels gefälligſt abfühlen zu laſſen, alſo iſt Gall unpraktiſch; — und wo hat Lavater einen feſten Anhaltspunkt, ein oberſtes Prinzip der Unfehlbarkeit? Ich hab' es, mein Kind! Jedes Menſchengeſicht gleicht einem Thiere; der Karakter der Thiere liegt offener da; wer wird z. B. am Muthe des Löwen, an der Furchtſamkeit des Haſen, an der ſtoiſchen Filoſofie des Eſels zweifeln? Finde nun die wahre Aehnlichkeit des Herrn N. und der Frau N. mit dem kongruirenden Thiere heraus, und der Stein der Weiſen iſt dein. Siehe gefälligſt den Schattenriß a an, was lieſeſt du aus dieſem Kopfe, deſſen

Periferie allenthalben vom innern hohlen Zentrum gleichweit abſteht, — was in den zirkelrunden Augen, in dem lieblich verſchmizten Zuge um dieſen Mund, der ſich nie ſchließt, an der platten Naſenknorpel, am mangelnden Hinterkopfe, an den langen, rükwärts gelegten Ohren? Fedor, du müßteſt aus meinem Umgange geringen Nuzen gezogen haben, wenn du nicht das raſirte Kaninchen erkenneteſt. Schwieriger geht es mit dem Abriſſe b; zerfließende Züge, ſaftige, vertriebene Naſe, — ſchleimige Wangen — doch was hilft es, du biſt Anfänger, ich muß dir auf die Spur helfen: kannſt du den Eingeweidewurm, das Infuſionsthierchen in dieſer Dame verkennen? Sage nicht ja, Fedor! ich müßte dich bedauern. Du weißt nun, wem dieſe zwei Weſen gleichen, du kennſt nun auch ihren Karakter, ihre nothwendige Biografie. Was meinſt du, Fedor, ſoll ich mir ein Privilegium auf meine Erfindungen geben laſſen? Kenne dich ſelbſt, ſo heißt der älteſte Saz der Weisheit; Grund genug, daß ich ſeit Jahren meine eigene Fiſiognomie ſtudiere. Anfangs hielt ich mich freilich für einen Schmetterling, aber es war Täuſchung: mir fehlen die Fühlhörner, meine Flügel ſind zu wenig entfaltet. Tieferes Studium leitete mich auf den wahren Weg: Eingedrükte Stirne, vorquellender

Mund, verfallendes Kinn, dabei etwas Stupidität in allen Zügen — guter Junge! bald hatt' ich's weg, einem Fiſche ſehe ich gleich, nur die Art iſt ſchwer zu ermitteln. Man hat mit Fiſchen zu wenig Umgang, von einigen behalten uns die Holländer widerrechtlich ſogar den Kopf bevor. Doch dächt' ich, gleiche ich einer Makrele, einer Schmerle oder einer Forelle. Daher meine Unbeſtändigkeit, meine Neigung für Sonnenſchein und Geſellſchaft, daher die Ungeſchicklichkeit meiner entſloßten Hände, die mich außer dem Federſchneiden keine Handarbeit erlernen ließ. Aus dieſer Aehnlichkeit fließt noch mancher fruchtbare Folgeſaz. Ich könnte dir zürnen, Fedor, da ich dich mir eben mit einem ſchlauen, zweifelnden Geſichte vorſtelle; guter Junge! vermehre nicht noch das Elend meiner Lage und glaube mir! Ach, eine Forelle in dumpfer, dunkler Pfüze! In der Seelenwanderung liegt das begründende Prinzip meiner Theorie: entweder wanderte unſere Seele aus Thierleibern in unſere, oder ſie übergeht dahin. Bei jeder neuen Bekanntſchaft erforſche ich zuerſt die Thierähnlichkeit, habe ich dieſe weg, ſo kenne ich meinen Mann, und bin in meinem Benehmen zuverläſſig. Im Geiſte meines Siſtems erwarb ich mir einſt die Gunſt einer Dame, weil ich ihren Schwanenhals bewunderte, eine

andere zog ich unwiderstehlich an mich, indem ich täglich ein Sträußchen Kazenkraut in's Knopfloch stekte, einen Nebenbuhler erfand ich durch eine rothe Weste zu ärgern, einen zweiten vertrieb ich ganz einfach durch Stoktragen. Ich hoffe, du findest nichts Abenteuerliches in meinen Ansichten; in dieser Voraussezung theile ich dir halb geborne Gedanken mit. Selbst Vegetabilien und Mineralien gleicht manches Menschenantliz: der Vergleich der Mädchen mit Rosen ist alt, ich berufe mich nicht darauf, aber ich habe einen allerliebsten Bekannten, dessen großer staudiger Kopf offenbar zum Geschlechte des Blumenkohls gehört, und siehe, in der That hat der Gute die bleichgelbe Kalkiorfarbe, und muß, um genußbar zu sein, etwas weniges gesettet werden.

Unter Andern, Freund! schik' mir einen bequemen Divan in die namenlose Stadt, einen echten Schooß Abrahams, weich, weit, mit Federn und niedrig. Ist es eine schöne Erfindung um die Sofa's! nach der Liebe wol die beste. Denk' dir, ich habe nicht einmal ein gesittetes Sofa. —

Holla! was seh' ich dort um die Eke huschen? — elegante Füßchen, allerliebste Taille, Raketenaugen — leb' wol, Freund! — Jean, den nelkenbraunen Frak und das Merkurhütchen, — sie ist ein Engel — leb'

wol, ſchik' mir den Divan — ich muß ihr nach — in Eile dein Felix.

Zweites Kapitel.

Ein Bok, der Flöte bläſt. Ein Boſtonvirtuos, Amatigeigen, Paganini, nichts als Muſikaliſches.

Felix war in den nelkenbraunen Frak gefahren, ſtülpte das Hütchen über den duftigen Haarſtrauß, und rannte auf die Gaſſe. Die Erſcheinung war verſchwunden. Er lief einige Male am holprigen Trottoir auf und ab, muſterte die Vorübergehenden, prüfte die verſchiedenen Hausthore an der Sympathie des Herzens, und beſah die Fenſter mit dem Scharfblike eines Zöllners. Seine Blike wurden jezt geblendet; war's ein Sonnenreflex, waren es die paar Augen, die dort hinter einem Roſenkrautſtoke ſichtbar wurden? Die Augen waren es, und ſie gehörten zu den eleganten Füßchen, zur allerliebſten Taille, es waren die beſprochenen Raketenaugen. Felix hatte nur Blike für ſie, er rannte vorwärts, unter ihrem Fenſter ſtieß er und ein Unbekannter auf das heftigſte an einander. Auch dieſer hatte nur Augen für das Feuerwerk hinter den Blumentöpfen gehabt, und Felix ihn ungeachtet der gold'nen Lorgnette überſehen.

— Hol' ſie dieſer und jener, Herr!

— Bitte ergebenſt, Wertheſter!

— Halt, Herr! was Teufel! das iſt ja unſer kleiner Benjamin.

— Felix, du biſt's! welcher Wind treibt denn dich her?

— Staatsgeſchäfte, Finanzoperazionen, geheime diplomatiſche Sendungen. Doch laſſen wir das. Was machſt du hier?

— Ich bin der Äskulap des Ortes.

— Was fällt dir ein! laß ihn ausſterben, du machſt dich um die Edukazion des Menſchengeſchlechtes verdient.

— Wo kommſt du her, Felix?

— Seit der Univerſität habe ich die Welt einige Male umreiſt, den Urſprung des Nils und die Polarſtraße entdekt, einen Plan zum Anbau der Wüſte Sahara und zur Austrokknung des Weltmeeres entworfen, und die Seelenwanderung in den Piramiden Egiptens ſtudiert; baſta! Aber beim Angedenken unſerer Jugend! wie ſiehſt du aus, Herz! was ſoll dieſes lichtgraue Ungeheuer bedeuten, das dir dein Schneider für einen Frak verkauft hat? glaubſt du vielleicht, dieſe ſchlappen Fuchsſchwänze ſeien zwei Schooße, und dieſes weiße Turbangewinde um deinen Hals eine Kravate? Benjamin, es wäre dir beſſer geweſen, deine Mutter hätte

dir einen Mühlſtein an den Hals gehängt, und dich in das Meer geworfen, wo es am tiefſten iſt.

— Nun, nun, was giebt's, was ſoll es geben? Freiherr, ich ſehe, die Blüthe deines Gehirns treibt noch immer Waſſerſchößlinge.

— Benjamin! überlaſſe dich mir, ich werde dich aus deiner unſaubern Kruſte ſchälen, ich werde die urſprüngliche Menſchenwürde in dir herſtellen. Wer wohnt hier, Benjamin?

— Hier — hier? der Kanzleidirektor der ungenannten Stadt.

— Heraus mit der Farbe, Kleiner! der Kanzleidirektor, deſſen Tochter nebenbei dein Herz dirigirt. Führ' mich bei der doppelten Buchhaltung auf.

— Freiherr! das wird nicht gehen; doch ja: ſpielſt du?

— Menſchenkind, ob ich ſpiele! Boſton wie ein Engel.

— Felix, ich meine Inſtrumente.

— Iſt das eine Frage für das neuſte Jahrhundert?

— Beim Direktor wenigſtens: er iſt Muſikus mit Leib und Seele, und hat die fixe Idee, keinen Staubgebornen die Schwelle ſeines Hauſes überſchreiten zu laſſen, der nicht Muſik treibt; er muſizirt, ſein Weib

thut es, ſeine Tochter; jeder ſeiner Freunde und Bekannten muß ein Inſtrument ſpielen; ſeine Dienerſchaft nimmt die lezten Stellen im Orcheſter ein: alle Monate großes Konzert, täglich Proben. Verſtehſt du weder zu ſpielen noch zu ſingen, ſo iſt es geradezu unmöglich dich in des Direktors Haus zu führen.

— Und ſeit wann biſt du denn ausübender Muſikus, Benjamin?

— Auf der Univerſität trieb ich allerdings nicht Muſik, doch ſpäter, Neigung, Kunſtſinn — Verhältniſſe — Liebhaberei —

— Benjamin, Benjamin! wie ſchlecht ſteht die Lüge zu deinem holzernen Quäkerfrake. Die zwei Augen hinter der Roſenkrautſtaude haben dein verliebtes Eingeweide in Saiten aufgewunden; vor der Sonne klingt die Memnonſäule.

— Nun ja, und wenn —, genug, ich lernte Flöte ſpielen, und bin ein Mitglied des muſikaliſchen Thees.

— Flöte ſpielen — richtig, das mußteſt du. Drehe dich gefälligſt etwas nach der Seite; ganz recht: kurze Naſe, knappe Lippen, unter dem Kinne ein Bart; Benjamin, blaſe immerhin die Flöte! Mich aber führſt du in dieſem Augenblike in das Heiligthum des Direktors: ich bin Violinvirtuoſe.

— Du, in der That?

— Guter Junge! du blaſeſt die Flöte, warum ſollte ich nicht die Gambe führen? Vorwärts und hinauf!

Felix hatte den Doktor am Arme gefaßt, und ſchleppte ihn zuverſichtlich in das Haus des Direktors; dem Doktor ward auf der Treppe ſchwindelig, doch alſobald hatte der Freiherr die Thüre aufgeriſſen, es galt keine Wahl mehr, ſie ſtanden vor dem Direktor.

Der Alte ſtimmte eben ein Spinet. Von der Maultrommel bis zur großen türkiſchen befanden ſich alle Inſtrumente im geräumigen Zimmer, Pikelflöte und Drachenpoſaune, Viole d'amour und Baßgeige; das Gemach glich einem Himmel voll Geigen. Der Alte war ein hageres, bukeliges Männchen, er hatte ein ſüßes rundes Geſicht mit großen Augen, wenigen Bartharen, er ſchlekte die Lippen und glich einem gutmüthigen ſpinnenden Kater. Gleichwol ſchien er grämlich über die unerwünſchte Störung; er ſchnitt einen Bukel, drükte den Kopf ein, und kroch langſam. Benjamin präſentirte den Freiherrn und Virtuoſen. Des Direktors Geſicht ward ein weites Lächeln, er gähnte allerliebſt, ſchnalzte mit Zunge und Lippen, er ſoff ſette Milch.

— Seien ſie mir tauſendmal und beſtens willkommen, Schäzbarſter! üben alſo auch die göttliche Kunſt,

die allmächtige Herzenbezwingerin? Schönes Instrument die Violine! treiben sie es schon lang, Wertheſter?

— Seit meiner Geburt. Ich wurde muſikaliſch erzogen, ſpielte eher Sonaten, als ich Sonette ſchrieb. Ich kann wol ſagen, daß ich mit ihr aufgewachſen bin. Zuerſt hatt' ich ein Geiglein, klein und winzig wie ein Spanferkel, dann eine größere und endlich eine gewöhnliche; Viola, Bratſche, Baſſetgeige folgten; als ich die Mannsgröße erreicht hatte, nahm ich auch die Baßgeige vor.

— Verwunderlich, ſehr verwunderlich: die Baßgeige!

— Ja! auch die Baßgeige; mein eigentliches Inſtrument blieb aber doch immer die Violine; wenn ſie es nicht für Eitelkeit auslegen wollten, ſo würd' ich ſie fragen, ob ſie in den Zeitungen nicht von dem lezten diplomatiſchen Konzerte geleſen haben, in dem ich zu London zu ſpielen die Ehre hatte?

— London, diplomatiſches Konzert, Zeitungen —

— Freilich nur engliſche Blätter —

— Engliſche Blätter, Allervortrefflichſter!

— Ja, ich hatte die Ehre vor dem geſammten Hofe ein Konzert mit Paganini zu ſpielen.

— Menſchenkind, mit Paganini haben ſie geſpielt!

— Allerdings; ſollten ſie es nicht aus den eng-

liſchen Blättern wiſſen? Alſo ich ſpielte mit Paganini. Herr, es war keine geringe Aufgabe. Wir ſpielten ein Duett, eine Doppelfantaſie ohne Noten, ohne Kompoſizion. Erſt ging's durch all' Wendungen der diatoniſchen, enharmoniſchen und chromatiſchen Tonleiter. Wir rangen mit einander, Arm um Arm, mit gebogenen, windenden Leibern; nun hatt' ich den Proteus gefaßt, nun zerrann er in Sturm und Feuer; ich ſtürzte auf ihn als Fels und Waſſer. Er ſpielte auf der g Saite, ich auf der e Saite; in unſichtbarer Ferne lag das viermalgeſtrichene a hinter uns. Der Kampf blieb unentſchieden; Paganini ward blaß, ſeine Züge bebten; jezt floh der Kolumbus der Muſik zwiſchen Pizzikato und Doppelgriffen in die unentdekten Regionen des Flageolets, ich hinter ihm drein. Nun ging der Kampf auf Tod und Leben: die Geigen ſtöhnten, die Saiten wimmerten und Töne ſprangen auf, flogen, zukten, blizten wie Sterne, Vögel und wilde Thiere. Einige Duzend Damen lagen bereits in Ohnmacht, den übrigen ſtand der kalte Schweiß vor der zitternden Stirne. Paganini weiß ſich nicht zu helfen, mit einem Ruk' verſtimmt er abſichtlich die Saiten und beginnt himmliſche Töne mit umgekehrtem Bogen hervorzurufen; ich verſtumme verblüfft; Triumf glüht aus ſeinen dunklen

Augen, mit hocherhobenem Haupte ſteht er gebietend unter dämoniſchen Tönen, wie Merlin unter den Geiſtern. Nun hatt' ich's: ich riß die Saiten ab und ſpielte ohne Bogen. Einen Augenblik horcht er gerührt, einen Augenblik ſtarrt er mich an, dann wirft er ſeine Guarneri weit von ſich und fällt mir in die Arme. Wir ſchluchzen Beide; die Menge erwacht aus der Verzauberung, und die engliſchen Blätter erzählen es.

Der Direktor ſtöhnte.

— Iſt Paganini der Meiſter der romantiſchen Kunſt, ſo hat die klaſſiſche, antike an mir ihren Heroen gefunden: die engliſchen Blätter haben es längſt entſchieden. Sein Spiel iſt Malerei, meines Plaſtik; er häuft Farbe auf Farbe, ich arbeite in's Gevierte; — die engliſchen Blätter berichten es.

Der Direktor fiel ihm in die Arme.

— Heraus, Weib und Kind! ſchrie er, hervor! beſtaunt den Homer der Muſik, den Orfeus der Violine.

Felix verneigte ſich. Ein invalides Windſpiel erſchien mit einem weißen Edelfalken am Arme.

— Meine Frau, meine Tochter.

Felix blikte bewundernd in die Falkenaugen.

— Spielen ſie oft, Freiherr?

— Oft, beinahe alle Abende.

— Komponiren ſie auch?

— Tabellen.

— Was ſagen ſie zu den Kompoſizionen des Bratſchiſten Fidelius?

— Neue Erfindung, ſchöne Gedanken, zukömmliche Ausführung, aber —

— Aber — nicht wahr: aber — Vortrefflichſter, wir verſtehen uns. Weib, Pamela! in der Tiefe dieſes Abers liegt eine ganze Kunſttheorie.

Pamela war erröthet, ſobald ſie Felix anſichtig geworden war; ihr ſcharfes leuchtendes Auge hatte den Fremdling aus dem Löwen, den blinden Augenglasmann vor ihrem Fenſter ſogleich erkannt; mit dunkelglühendem Auge, in dem ſich die zarte Scheu der Jungfrau mit der ſtolzen Offenheit des makelloſen Mädchens paarte, betrachtete ſie den ſchönen, jungen Mann, deſſen Blike, Haltung, ja ſelbſt deſſen Hierſein der weibliche Scharfſinn ſie als eine ſtumme Huldigung für ſich errathen ließ. Der Bok wußte ſich während des ganzen ſo eben beſchriebenen Geſpräches nicht recht zu faſſen; ſeit Pamela gekommen war, ſchnitt er verliebte Geſichter und mäkerte nun ein paar Artigkeiten.

— Woher kommen ſie? winſelte das Windſpiel, und legte die Ohren rükwärts.

— Aus der Reſidenz, antwortete der Baron.

— Da werden ſie den Abſtand ungeheuer finden, bemerkte Pamele.

— Er iſt der von der Erde in den Himmel, fügte Felix leiſer hinzu.

Pamele erröthete.

Der Direktor hatte unterdeſſen ein halbes Duzend Geigen von der Wand genommen, abgeſtaubt, geſchraubt und nach der Reihe auf den Tiſch gelegt.

— O, Vortreflichſter! laſſen ſie mich die Goldbüfte ihrer Töne einſaugen, laſſen ſie mich nicht länger nach der Silberquelle ihrer Melodien ſchmachten.

Felix ging auf die Geigen los.

— Geigſt du denn wirklich? flüſterte Benjamin verblüfft. Felix warf ihm einen ſtolzen Blik zu.

— Geben ſie mir gefälligſt die Amati.

— Amati — Herr, hier iſt eine Stainer, eine Kloz, ein paar Kremoneſer —

— Die Amati, wenn ich bitten darf.

— Aber eine Amatigeige beſize ich nicht.

— Nicht, — ich bedauere; in meinen Adern kocht gerade ein muſikaliſcher Strom; meine Bruſt iſt ein Ätna voll Töne, ſie kommen um einen vorzüglichen Kunſtgenuß: Ich ſpiele nur auf Amatigeigen.

— Nur auf Amatigeigen?!

— Gewiß. Keine andere hat den vollen klingenden Ton, und dann: Künſtlerkaprice. Er zog ſich zurük.

— Aber ſehen ſie doch gefälligſt dieſe allerliebſten Violinen an: breite und ſchmale Zargen, hohe und niedere Stege, herrliches Korpus, Hälſe wie Schwäne, allerliebſte Seelen.

— Umſonſt, vortreiflichſter Direktor! Lord Flie verlor an Sir Perci tauſend Pfund, weil er wettete, daß ich auf den Wunſch der Miß Alice auf Paganini's Guarneri ſpielen würde. Er verlor die Wette, die engliſchen Blätter erzählten es. Nur eine Amati, ſage ich. Schade, daß ich die meine in die Bäder nach Piſa ſchiken mußte, der deutſche Winter hat ihr geſchadet.

— Halt, ſie ſollen eine Amati haben; ich ſchreibe an Fidelius, in acht Tagen wird ſie hier ſein.

Drittes Kapitel.

Zweite Epiſtel. Doppelte Liebe. Preisfragen. Fänomene und Nachſchriften.

Das Genie, mein Fedor, iſt Löwe und Maus zugleich; wie jener treibt es ſich urkräftig durch die Wüſten des

Lebens, wie dieſe zernagt es ſeine eigenen Feſſeln, wenn es je in welche fällt. Es gelang mir, auch im Pontus eine Intrigue einzuleiten; Intriguen aber ſind das Perpetuum mobile des Daſeins. Ich habe die Bekanntſchaft eines ſanften Windſpiels, eines muſikaliſchen Katers und eines allerliebſten Falken gemacht, und einen Bok unſerer Bekanntſchaft wiedergefunden. Beiläufig geſagt, der Kater begeht keine anderen Falſchheiten außer muſikaliſche, der Falke ſchlägt ſeine Krallen in mein Herz und hat Diamantenaugen, und das mäkernde Weſen iſt kein Anderer als unſer Freund Benjamin. Du erinnerſt dich oder erinnerſt dich nicht, daß Benjamins Antlitz, als wir ihn auf der Univerſität verließen, undezidirt an der Grenzlinie zwiſchen dem Hammel und dem Boke ſchwebte. Jetzt iſt ſein Gepräge ſolider; die wilde Weide der anonimen Stadt, das ſterile Felsgebirge hieſiger Sozietät hat ſeinen Karakter etwas verwildert und ſeine zahmen Eigenſchaften verwiſcht. Ich ſpiele nun Violine, nebenbuhle mit Paganini, werde mich in Privatkonzerten hören laſſen, und — doch was erzähle ich dies Alles, leſe die engliſchen Blätter. Ich unterhalte mich gar nicht übel, Fedor! — ich bin verliebt; vielleicht machſt du mich fragen, in wen? In einſamen Träumen ſehe ich Aurorens Bild: — ſie ſizt

— beim Stikrahmen allenfalls, zwei Hände weiß wie Lilien tippen in allerliebſter Geſchäftigkeit am köſtlichen Gewebe herum; das Oval ihres Geſichtes iſt der Rahmen eines Morgentraums, ihre Augen die zwei ſchönſten Sterne einer mondloſen Frühlingsnacht, ihre Loken ein goldenes Gewölke. Die Gräfin iſt noch in Negligée, ſieh' die edlen Falten der griechiſchen Mantille, dieſes Füßchen nur vom ſammtnen Pantoffel umhüllt, dieſes Füßchen klein und weiß, wie — Nichts in der Welt. Der Onkel wird mir eheſtens ihr Portrait ſenden; aber, halt! welchem Thiere ſoll Aurore gleichen? — einer Taube — matt und albern; einer Gazelle, — zu gemein und wild; einem Goldfiſchchen — weg damit, Faſtenſpeiſe; gewiß Aurore kann nur einem Engel gleichen.

Und nun Pamele?! ihr Gegenbild; üppig und bunt wie alle Blumen des Frühlings, narkotiſch wie der Duft der Tuberroſe, die Augen ſcheinen zwei Korke, die nur mühſam den Campagnergeiſt, die Flammen eines Zaubertopfs verſchließen. Du ſiehſt, Fedor, meine Fantaſie ſizt auf dem Iſolirſchämel der Einſamkeit. Pamele liebt Benjamin, wenigſtens glaubt ſie es, und er noch mehr. Die Liebe gefällt ſich in Paradoxen, und Vulkan und Venus ſind nicht die einzige unbegreifliche Sintheſe.

Ich glaube, daß ſich der Bok nicht wol zum Gärtner ſchikt, ich mache mir daher kein Gewiſſen daraus, die Blume ſchmetterlinghaft zu umfliegen; ich will es ja nicht weit bringen, allenfalls nur bis zu einem Kuſſe. Sechs Wochen und ein Kuß! Benjamin bleibt noch immer genug zurük. Es wäre eine Preisfrage, wer die ſolidere, dauerhaftere Natur hat: eine Blume oder ein Schmetterling? Ich entſcheide mich zu Gunſten des lezteren: Fedor! eine Blume verblüht nur zu leicht und ſchnell, die Schmetterlinge flattern auch noch mit zerriebenen Flügeln. Überdies ſind heute zu Tage die meiſten Falter in Asbeſt gekleidet, und die arme Flamme verzehrt eher ihr eignes Lebensöhl, als ſie.

Einen Händedruk habe ich nun in den erſten Tagen ſchon weg, und zwar in Benjamins Gegenwart. Sie ſang ein Lied, wirklich ſchön und klar wie die Sirenen des Odiſſeus; ich war entzükt, und was iſt einem Enthuſiaſten nicht Alles erlaubt. Ich nahm ihre Hand, hielt ſie, drükte ſie. Benjamin ſelbſt ſah vergnügt und treuherzig zu.

Noch muß ich dir berichten, daß ich neulich der Zeuge einer außerordentlichen Naturerſcheinung war: ich ſah einen Sonnenaufgang. Weite, thaufeuchte Wieſen, dunkle, dampfende Wälder, unſichtbare Lerchen in

den Morgennebeln und nun purpurne Blize, die den großen Sonnengott verkündeten. Er ſelbſt fuhr endlich ſtill und gigantiſch herauf, als Genius des Lebens, der Kraft und des Genies. Gern ſenkt' ich mein Aug' vor dem gebornen Gotte. Um nicht hinter der Zeit zurükzubleiben, wird er eine Eiſenbahn über den Himmel errichten laſſen und künftig ohne Roſſe in einem Dampfwagen fahren.

Nachſchrift. Vielleicht, Fedor! bin ich doch beſſer, als ich ſcheine.

Viertes Kapitel.

1680. Singende Majoratherren, muſikaliſche Autokrate. Eine Gartenizene.

Der Direktor rieb ſich vergnügt die Hände, und ſiſtulirte vergnügt das ut, re, mi, fa, ſol, was er nur in den Stunden innerſter Zufriedenheit zu thun pflegte. Bald ging er an das Fenſter und ſchien Jemand zu erwarten, bald nahm er eine alte, verſchoſſene Geige von einem ſammtnen Polſter, gukte in die geheimnißvollen f-Löcher, blies ſorgfältig ein Sonnenſtäubchen vom Reſonanzboden, und bewunderte Steg,

Griffbret und Schrauben. Nun zog er die Knoten der Saiten feſter, dann fütterte er den Bogen übermäßig mit Kolofonium, jezt ſtemmte er den Geigenkaſten an die linke Schulter, ſenkte das Köpflein mit zugedrükten Augen auf ihre Deke, und hielt lüſtern den Bogen in der rechten Hand. Er wiſchte den Mund mit der Zunge, ſpann in innerer Freude jammernd; legte aber gleichwol die Violine wieder bei Seite, ohne auch nur den geringſten Ton verſucht zu haben. Ein zierliches Notenpult ſtand an der Seite, und am Tiſche lag eine Regiſtratur von Muſikalien.

Als er endlich Felix und Benjamin von Weitem kommen ſah, hüpfte ihm das Herz im Leibe; in aller Eile wiſchte er noch mit dem Ärmel ſeines ſchwarzen Fraks über den Boden der Geige, ſtrich mit dem Harze noch ein paar Male am Bogen, ſchob das Notenpult zurecht und rief Frau und Tochter.

— Herein, herein, Kinder! endlich werden wir den unvergleichlichen Virtuoſen hören, den Rivalen Paganini's. Weib, halte deine muſikaliſchen Seufzer zurük, wenn er in den Doppelgriffen herumſpringt, wie ein Eichhörnchen auf den Äſten, — Tochter, ich beſchwöre dich, verkümmere mir nicht die viermal geſtrichene Oktave mit unzeitigem Beifall; aber wenn er die Sonate,

Variazion, Fantaſie beendet hat, dann brecht in Gottes Namen in euere Verzükung aus, klatſcht, ruft, lacht oder weint, aber ja nicht früher. — Nur herein, nur herein, Unvergleichlicher! rief der Direktor und faßte den Freiherrn am linken Arme, den er heute zwiſchen den Bruſtknöpfen des Fraks trug. Felix ſchnitt ein Geſicht und ſchien einen geheimen Schmerz zu unterdrüken.

— Hier iſt die echte Amati, Vortreflicher, ergreifen ſie dieſelbe, laſſen ſie den Bogen über die Saiten fliegen, entzüken, begeiſtern, vergöttern ſie uns.

Felix nahm die Geige in die rechte Hand.

— Doch halt, noch eins! ſie iſt aber denn auch eine wahre Amati, eine, wie ſie ſein ſoll, mit der Stimme Filomelens, mit der Chanterelle, die wie ein Stich durch's Herz dringt, — iſt es denn auch eine Amati vom Jahre des Heils 1680?

Der Direktor erblaßte und ſchnappte nach Luft.

— 1680! 1680! Böſe Geſchichte — Unglüksjahr, wer kann wiſſen, ob ſie denn gerade im Jahre 1680 zur Welt gekommen. Aber, Theurer! warum denn gerade vom Jahre 1680?

— Wie, ſie können fragen? — Künſtlergrille.

— Künſtlergrille! jammerte der Direktor.

Er hatte unterdeſſen die Violine zitternd ergriffen, drehte ſie hin und her, hielt ſie gegen das Licht und gukte in den innern Boden der Geige. Ein Strahl der Freude durchzukte ihn nun, er ſtotterte, rieb ſich die Augen; endlich rief er laut: Sie iſt es, ſie iſt es! hier ſteht es ſchwarz auf weiß: Nikolaus Amati anno 1680. Spielen ſie immer zu, Vortrefflicher! anno 1680! ſie iſt ihrer würdig.

— Haben ſie einen Begriff von der Schadenfreude des Schikſals, Direktor aller Direktoren! begann nun Felix, und hielt die Violine in der rechten Hand gegen Himmel, während er die linke noch immer vom Jabot nicht entfernt hatte, — da haben wir die allein echte Amati, und dieſe Hand, die ſich nach der Harpeggirung der Saiten ſehnte, wie ein Bräutigam nach der Braut, iſt gequetſcht, der Arm faſt zerſchmettert.

— Gequetſcht — zerſchmettert —

— So iſt es; haben ſie nicht bemerkt, Unglüklicher, daß ich die Hand heute nicht aus der Bruſttaſche zog, daß ich nur mühſam ein Ächzen unterdrükte, als ſie mich ſo bieder und deutſch am Arme ergriffen?! Hier dieſen unvergleichlichen Doktor fragen ſie, ſeine Salben haben Wunder gewirkt, nur ſeiner Geſchiklichkeit verdanke ich es vielleicht, daß dieſe Schöpferin ſüßer Töne nicht

für immer dahin iſt. Benjamin, ich danke dir! Sei nicht zu beſcheiden, Benjamin, und ſenke den Blik nicht vor dem Lobe eines Dankbaren, der dein Freund iſt.

Der Doktor ſcharrte mit den Füßen und ſtotterte Unvernehmliches.

— Aber, wie, ſprechen ſie, wie haben ſie ſich — was ſich — wie haben ſie mir dieſes Unglük zuziehen gemocht?

— Es würde meine Beſcheidenheit verlezen, wenn ich ihnen den Hergang erzählen wollte; es ſei ihnen genug zu wiſſen, das eine edle That, eine ſehr edle die Veranlaſſung gab. Leſen ſie die engliſchen Blätter, ſie werden ohne Zweifel davon zu erzählen wiſſen.

— Edle Thaten und engliſche Blätter! was habe ich davon! können die mir den Silberklang einer echten Amati, das Spiel eines Meiſters, den größten Kunſtgenuß der Welt erſezen!

— Beruhigen ſie ſich, Direktor! ich werde ſpielen, ſie ſollen mich hören. In einigen Wochen wird mein Arm hergeſtellt ſein; vorbereiten ſie einen ſpirituellen muſikaliſchen Thee auf heute über vier Wochen, und ich werde dabei Einiges vorzutragen die Ehre haben, deſſen Ähnliches ſie gewiß noch nie gehört haben.

— In vier Wochen erſt, ach, ach!

— In vier Wochen, und nun genug davon. Wiſſen ſie aber auch, Pamele! daß ihr Auge mehr Balſam in ſich ſchließt, als die Thäler Indiens, und daß ihr Blik alle Wunden heilen würde, wenn er nicht neue ſchlüge.

— Sie ſprechen im Wundfieber, Freiherr, ich werde unſern Doktor bitten, ihnen einen Theil des fantaſirenden Blutes abzulaſſen.

— Für ſie, Göttliche! möcht' ich es bis zum lezten Tropfen verſprizen.

— Aber halt, begann nun der Direktor wieder, vielleicht treiben ſie noch ein anderes Inſtrument, vielleicht ſingen ſie?

— Sie haben es getroffen. Ich hatte in der That als Knabe einige Anlage zum Auswachſen und zum Singen. Jenes geſtattete man mir nicht, deſto mehr mußte ich mich auf dieſes verlegen; ich machte wirklich Fortſchritte. Später hatte ich vorzügliche Neigung gehabt, den Pagen Cherubin zu ſingen, und ich hätte meinerſeits keine Beſchwerde geſcheut, dieſen Part auf das Punktlichſte einzuſtudieren, allein mein Hofmeiſter meinte, es ſchike ſich nicht wol für einen Majoratherrn, und ich ſtand davon ab; ſang jedoch ſeitdem aus Verdruß keine Note mehr.

— Schade — Jammerſchade! Ihre Stimme hätte ſich für den erhabenen Stil geeignet.

— Treffend bemerkt, dasſelbe ſagte mir ſchon manche berühmte Sängerin.

— Haben ſie viele gehört?

— Alle.

— Berühmte Sängerin! ein ſchönes Ding um eine berühmte Sängerin, wie ſehr hätte ich gewünſcht, daß Pamela eine geworden wäre.

— Wünſchen ſie es nicht mehr, die Zeit der berühmten Sängerinnen iſt vorüber. Einige der reichſten Operdirekzionen, gereizt durch die immer übertriebener werdenden Forderungen der Primadonnen, die noch ihre Kehlen nach ihrem Tode um ſchweres Geld verkaufen, gekränkt durch Schnupfen, Rheuma, Katarrhe u. ſ. w. derſelben, ſind nunmehr zuſammengetreten, und haben einem der erſten Mechaniker Englands den Auftrag gegeben, ein halbes Duzend berühmter italieniſcher Sängerinnen zu fabrizirer; das Werk fördert, und er verſpricht mit der Pferdekraft von 100—120 das unvergleichlichſte Automat zu Stande zu bringen.

— Seltſam, ſeltſam! die Welt ſchreitet erſtaunlich vorwärts.

— Fein bemerkt. Wir ſind in der Epoche, wo

Archimed's Verſprechen, die Welt aus ihren Angeln zu heben, erfüllt werden könnte. Der Dampf iſt ein neues, das mächtigſte Element; — Alles, Pamele, kann er bewegen, nur unſere Herzen bleiben noch ausſchließlich den Weiberaugen vorbehalten.

— Die Ehre iſt zweideutig; das ſchwächſte Lüftchen vermag Federn zu treiben.

— Immer wizig und liebewürdig: ich aber ſchlage unvorgreiflich vor, in den Garten zu gehen; ſie ſollen ſich mehr mit ihren duftigen und bunten Schweſtern beſchäftigen, Pamela! ach, der Sturm des Winters raubt ihnen ſchon dieſe zarten vergänglichen Geſchwiſter.

Die Geſellſchaft begab ſich in den Garten. Er lag hinter dem Hauſe des Direktors und hatte das freie Feld zum Hintergrunde. Der Garten war einfach, doch ſchön angelegt, und endete mit einer Terraſſe, unter der der Fluß der namenloſen Stadt vorbeifloß. Die ganze Gegend trug durchaus nichts Großartiges an ſich, aber der Mai machte ſie reizend, wie die Jugend jedes Mädchen. Das Gras am Ufer war hoch und voll Blumen, Heuſchreken und Grillen zirpten darin. Das Waſſer ging ſtill und blau, die Blätter der Bäume wieſen die mannigfaltigſte grüne Schattirung, und der Abendhimmel lag goldathmend darüber. Der Direktor hatte

den Doktor gefaßt und ſprach mit ihm vom ſingenden Thee; ſeine Gattin ſammelte Maikäfer; Felix und Pamela gingen auf der Terraſſe auf und ab.

— Sie werden, begann Pamela, die Umgebung unſeres Städchens todt und abgeſchmakt finden; aber für mich hat dieſe ländliche Einfachheit, dieſe prunkloſe Natur einen Reiz, den mir die Freuden einer großen Stadt nicht erſezen könnten. Ich glaube, es wäre mir nicht wol, wenn ich das einſame ſchöne Gebirg dort nicht mehr ſehen könnte.

— Gewiß, Pamela, jede Landſchaft, in der ſie wandeln, muß gefallen, das Thal, wo ſie wohnen, wird zum Eliſium.

Das Mädchen blikte ihn ernſt an: Wie, Felix, auch hier eine Schmeichelei? für die Geſellſchaft iſt die Maſke ganz artig und allerliebſt, aber ich glaubte bei ihnen zwei natürliche, glänzende Augen darunter zu entdeken, und das Lüftchen des Abends weht kühl und einladend.

— Gegen manche Andre wäre das Schmeichelei, was bei ihnen nur Wahrheit iſt.

— Ich ſehe, ſie wollen in meinen Ton nicht einſtimmen; ſo werd' ich denn den ihren verſuchen.

— Bei ihnen iſt nichts Verſuch, Alles Gelingen. Pamela, ſie wären die Zierde unſerer Salone.

— Getrauten ſie ſich dies ihren Damen zu wiederholen?

— Der ganzen Welt; wer es bezweifelt, hat mit mir eine Lanze zu brechen.

— Sie vergeſſen, daß ihr Arm gelähmt iſt, und daß mein Ritter unterliegen müßte.

— Ihre Berührung würde ihn heilen. Gewiß, Pamela, ein Kuß von ihnen müßte unverwundbar machen.

— Bis zur Ferſe, und nur — Achilles.

— Sie treiben Spott und grauſamen Scherz mit mir, während ihre Reize mich zum Sklaven machen.

— Der gebieten möchte.

— Nur bitten, flehen und im Staube. Felix knieete vor ihr.

— Der ſchöne Sklave würde in Verlegenheit kommen, wenn man ihn fragte, um was er bittet.

— Nicht um mehr, als die Sultana gewähren wird: um einen Kuß.

— Den erhalten ſie nach dem unvergleichlichen Konzerte, antwortete Pamela ſpöttiſch.

— Nein, jetzt, Himmliſche! küſſe mich hier im Duſte der Blumen, im Leuchten des Frühlings und Abends.

Mit verſchränkten Armen ſtand das Mädchen vor ihm und betrachtete ihn ernſt: Ich werde den Doktor,

ihren Freund erſuchen, mehr Sorgfalt auf ihre Fieber zu verwenden, es ſcheint bedenklich zu werden.

Pamela verließ ihn; einen Augenblik blieb er verblüfft im Graſe knieen, dann ſprang er verdrüßlich auf und rannte aus dem Garten.

Felix hatte ſeltſame Gedanken im Kopfe, er irrte die halbe Nacht durch's Thal, am Fluſſe, unter der Terraſſe; Johanneskäferchen flogen durch's dunkle Grün, und Sterne kamen und verſanken am Himmel.

Fünftes Kapitel.

Felix an Fedor. Liebe. Theorie der Geſellſchaft. Menagerie.

Ich habe ihr Bild erhalten, Fedor! Aurore iſt wirklich ſo ſchön, als ich ſie mir dachte. Stundenlang kann ich ihre reinen Züge betrachten, und wenn ich ſie nicht mehr anſehe, ſo ſchwebt das Urbild in Lebensgröße durch meine Gedanken; ihre Haut iſt weiß und duftend wie Jasmin, ſie ſpricht ſtundenlang mit meinen Träumen, und Liebe iſt's, was ſie mich lehrt, und ihre Stimme iſt voll des Duftes der Jugend. Fedor! bedaure deinen Freund! ich zähle zwanzig und ſo und ſo viele Jahre, und habe noch nicht geliebt, — beneide

mich, denn ich werde Aurore lieben. — Jeder Menſch iſt beſſer, als er ſich zeigt. Das Leben zieht uns ein Panzerhemd an, wir drüken einander die Hand in Glacéhandſchuhen, und hüten uns, die Weſte mit Thränen der Rührung zu beſchmuzen. Darum gerade iſt die Liebe ſo ſchön und macht dem Menſchen ſo wol, weil ſie uns wenigſtens ein Weſen zeigt, dem wir die weiche, unbewehrte Bruſt weiſen dürfen, das keinen Wiz für unſere edlen Schwächen hat, kein Epigram für unſere Rührung. Entzükt ſchließen wir da alle unbeſchüzten Tiefen und Kammern des Herzens auf, ihre milde Hand pflegt die zarten Blätter deſſelben, die kein Lüftchen ertragen können, die ein Sonnenſtrahl tödtet. Es thut uns ſo wol, uns ganz auf Gnade und Ungnade an ein Weſen ergeben zu können, — für ein Geſchöpf in Allem ſchwach, nur in der Liebe ſtark zu ſein. In dieſer Ahnung iſt jede Bruſt ſo bedürftig der Liebe, jedes Herz ſo ſehnſüchtig nach ihr.

Du lächelſt. Ich weiß nicht, ob ich dich beneiden oder bedauern ſoll. Die Maikäfer haben mir in einer lauen Nacht ſeltſame Lieder vorgeſummt; ich lernte ein Mädchen kennen, das auch den Text dazu wußte. Die Landdirnen ſind ſpröder als unſere Damen; der Sieg erfreut ſie, ſie wollen ihn genießen. Immer zu! den

Kranz erringt am Ende doch die Stärke. — Pamela liebt vielleicht unſern Benjamin. Er verdient es nicht, doch wäre er darum zu beneiden. Liebe iſt immer köſtlich, obwol ſie der Erfahrene allein verdient, der ſicher durch's Treiben der Welt geht, der in ſich genug der Galle des Wizes trägt. Nur Bienen ſind des Honigs würdig; man muß Stachel und Saugrüſſel haben. Ich weiß, du biſt ein durchtriebener Burſche und ich heute zu aufrichtig; gleichwol trage ich dir jezt die Wette an, daß mir Pamela doch einen Kuß geben wird.

Du ſchwebſt jezt wol in tauſend geſelligen Freuden; die Sozietät erſchöpft ſich noch vor der Villeggiatur. Obwol die ſchöne Natur für unſern Egoismus eine gar nicht üble Dekorazion iſt, ſo bleibt es doch immer ein Herrliches um die Geſellſchaft. Folgende Gedanken und Träume eines Verbannten mögen für dich und Deinesgleichen dienen.

Der Menſch iſt kein vierfüßiges, geflügeltes, beſchupptes oder kriechendes Thier, ſondern ein ſozielles. Sein karakteriſtiſches Organ iſt die Zunge, ſeine unterſcheidende Eigenthümlichkeit die Sprache. Lang ſtritten ſich die Filologen, ob die Thiere ſprechen; endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie es nicht thun. Das Element

des Menſchen iſt das fünfte, Anaximanders formloſer Nebel: die Langweile. Sie iſt grau, wäſſerig, gränzenlos und die Mutter aller Dinge. In ihrer legitimen Erſcheinung heißt ſie Sozietät. Außer dem Menſchen kommt von den Vegetabilien nur der Thee, und von den Thieren die Schooßhündchen in dieſer trüben Region fort. Die vier übrigen Elemente ſind dieſem chaotiſchen beigemiſcht. In einzelnen elektriſchen Funken und Meteoren blizt das Licht durch daſſelbe, und das Prisma des guten Tons ordnet es in die ſieben Farben des Regenbogens. Violet bedeutet das Schweigen in der Geſellſchaft. In dieſer Region verkehren die unſchädlichen paſſiven Glieder der Sozietät; ſchöne Geſichter ſchweigen grazios, reiche Koſtüme ſind beliebte, ſozielle Meubel. Purpur iſt der Prunk, der Lüſter der Geſellſchaft; Repräſentazion, Titel, Schmuk, Livreen ſtellen ihn vor; ſein Erſcheinen iſt ſeine Thätigkeit, ſeine Wirkung Bewunderung und Schulden. Blau iſt das Spiel; Zank, Gewinnſucht und Liſt machen es pikant. In dieſe ſolidere Farbe verliert ſich häufig das Grün, das die Liebe, die Rührung, das Gefühl, die Empfänglichkeit bedeutet; ſein Streif iſt ſchmal, und Blau und Gelb freſſen ihn auf; er wird von allen Seiten bedrängt, und nimmt ſich unſicher und armſelig zwiſchen den

dezidirten Farben aus. Gelb iſt das Reich der Konverſazion; an der einen Seite iſt es matt, ſtrohfarb, an der andern ſchreiend. Unſchädliche Wetterdiskurſe, wiederkäuende Klatſchereien, Adorazionen, Komplimente und boshafte Anzüglichkeit umfaßt es. Nun kommt Orange, die Rubrike der Kabale, der Intrigue, des Neid's, der Selbſtſucht. Roth beſchließt als Muſik und Tanz die Reihe. An die Muſik knüpft ſich der abſolute Applaus, das obligate Erſtaunen, an den Tanz die kategoriſche Rükſicht und der Schweiß des Angeſichtes. Dieſe ſieben Farben auf eine Tafel gemalt, die ſchnell umgeſchwungen wird, ſtellen wieder das oben beſprochene Grau her. Zwiſchen ihnen ſtehen natürlich noch viele Nuancen und Übergänge.

Ich weiß nicht, ſoll ich die Bevölkerung der Erde mit 700 oder 800 Millionen Menſchen annehmen. Ich ſcheide von dieſen aber nur 50 Millionen eigentlich ſozieller aus, die andern ſind Degenerazionen, Misgeburten. Ich rechne fünfzig Perſonen im Durchſchnitte auf eine Aſſemblée, und für dieſe zwei ſolche auf die Woche. Ich liebe nicht Uebertreibungen, und zähle alſo auf das Jahr nur 194 Millionen Aſſemblées. Nach obigen Rubriken läßt ſich die Statiſtik der Sozietät ohne große Schwierigkeiten ausführen. Da ich jedoch

kein Meiſter im Rechnen bin, ſo überlaſſe ich dir ſelbſt die Details, und führe nur ein paar an, die zu eigener Auferbauung dienen. Ich getraue mich zu beweiſen, daß im Durchſchnitte Jeder die Hälfte der Anweſenden um ihr Befinden fragt; dieſe Frage wird ſomit von Jedem in [illegible]er Sozietät 25 Mal wiederholt, und von Allen darin 1250 Male angebracht, macht im Ganzen im Jahre die Summe von 30.000,000,000. Rechnet man nun auf jede dieſer Fragen ſammt Anhange nur eine Minute, ſo werden auf ſie 2.166,666,666 Stunden verwendet, und ſomit, wenn man auf einen Tag 8 Arbeitſtunden rechnet, 270.833,333 Arbeitstage. Aehnlich iſt die Berechnung des Gähnens. Der artigſte Menſch gähnt in einer Geſellſchaft doch zehnmal: macht nur 500 ſolche Akte in einer Sozietät, doch im Ganzen für das Jahr 52.000,000,000, und einen zu zwei Sekunden angeſchlagen: 3.611,111 Arbeitstage. Der geringſte Lohn eines Arbeitstages wäre doch ein Frank; die Frage: wie befinden ſie ſich? und das ſozielle Gähnen koſten daher das menſchliche Geſchlecht im Jahre mindeſtens 274.144,444 Franks. Echter Wiz und wahres Gefühl trifft man beide gleich oft; ſie koſten aber im Ganzen weniger.

Lieber Fedor! bald ſind die ſechs Wochen der Ver-

bannung vorüber, und ich werde wieder in meinem Elemente ſein. Aus Dankbarkeit für manche Kurzweile will ich dann den Direktor zu einem Diner auf Mäuſefangen einladen. Auch den Blumen bin ich Verbindlichkeiten ſchuldig; ich werde an meinem Teppiche keiner mehr auf's Haupt treten.

Ein unerwarteter großer Genuß ſteht mir bevor: eine Menagerie iſt angekündet. Gierig verſchlang ich ſchon den Anſchlagzettel; welch' eine Ausbeute für meine fiſiognomiſchen Studien. Der Direktor muß mir zu Liebe einige der zahmen Beſtien zum ſentimentalen Thee laden. Vielleicht laſſe ich mich als Freiwilligen in der Menagerie engagiren.

Sechſtes Kapitel.

Vom tanzenden Thee. Ein Liebespaar. Muſikprobe. Nichts weiter.

Der Tag rükte immer näher, auf den Felix und der Direktor das Konzert mit Tanz feſtgeſezt hatten. Muſikaliſche Geſpräche verkürzten die Zeit, und der gute Alte ſchnalzte mit der Zunge im Vorgenuſſe der Wonne.

— Allerliebſter Felix, fuhr er dann oft aus dem

vertraulichen Gespräche sorgenvoll auf, wird aber ihr Arm bis dahin auch vollkommen genesen, auf daß sie die Quinte rein greifen und das Flageolet aushalten?

— Seien sie ohne Sorgen: er wird es; ich will so schön vortragen, als je in meinem Leben; da werden sie einen Stil hören.

Der Direktor miaute.

Im Hause war man geschäftig, es wurde gekocht und gescheuert, Einladungen versendet und Instrumente gestimmt. Jede musikalische Seele des anonimen Städtchens ward eingeladen, die Landedelleute und Würdeträger der Umgebung entboten; zu einem kleinen Tänzchen hieß es, zu einem Konzert, zum Non plus ultra des Violinspiels. Alt und Jung sprach vom zweiten Paganini.

Felix hatte für das Konzert den Gartensalon bestimmt; er lag im Blumengrün zwischen einer Rotunde von Rosengebüschen. Leichte Säulen trugen ihn, die Kuppel ließ Sonne- und Sternenschein einfallen, durch die Glasthüren zog der Duft des Gartens. Er war geräumig und wurde nun in würdiger Weise dekorirt. Wenn das Wetter den bestimmten Abend begünstigte, so mußte die Wirkung vortrefflich sein. Die schönste Zeit des Jahres schmückte eben den Garten; der Junius hatte

all ſeinen Duft und Farbe verſchwendet. Rothe und weiße Roſen ſchwankten an den Gebüſchen und vereinten ſich zu langen Guirlanden, und im Hollunderbuſche pflegte jeden Abend eine Nachtigall zu ſchlagen.

Wenige Tage vor der Ausführung des Konzertes trafen ſich Felix und Pamela im Gartenſalon.

— Immer gleich grauſam und ſchön, begann Felix.

Pamela ſchlug die Augen nieder und ſchien ihn überhört zu haben.

— Sie erinnern ſich doch auf meine Bitte von neulich, und werden ſie mir gewähren.

— Und wenn ich ſie aus Achtung für ſie vergeſſen hätte?

— Das konnten ſie nicht, denn meine Blike haben ſie ihnen hundertmal wiederholt.

— Bei uns auf dem Lande verſteht man die Augenſprache nicht.

— Sie iſt die Sprache der Liebe, die Pamela nicht fremd ſein kann. Doch da ſie wünſchen, laſſen ſie mich der Augen Dolmetſch ſein: Pamela, ich liebe ſie!

— Die Redeart ſcheint ihnen geläufig zu ſein.

— Sie ſcherzen noch immer!

— Ich bin Skeptikerin.

— Wie ſoll ich ihnen meine Liebe beweiſen? Kann

ich durch Feuer für ſie gehen, ſie entführen, mich um ſie ſchlagen?

— Sie wollen den Scherz nicht enden, Baron, ſo muß wol ich ernſt werden: ich liebe den Doktor. — Eine ſchöne Röthe überflog ihr Antliz, der feurige Blik war geſenkt unter den langen dunklen Wimpern.

— Sie lieben Benjamin! er iſt mein Freund, aber reden wir aufrichtig: iſt er ihrer Liebe würdig? verdient der gute Menſch ihre glänzenden Eigenſchaften? Sie werden doch nicht zu ſeinem Flötenſpiele ſingen wollen? paſſen ihre Ideale in ſeine Menage, und wird der brave Doktor den Pulsſchlag ihrer Begeiſterung verſtehen?

— Schlichte, treue Liebe iſt der Talisman des Glüks, die ſchöne Wahrheit, die jede Fantaſie übertrifft.

— Und wenn ſie ihn denn auch lieben, was ſchadet ihm ein Kuß, den ſie dem Verſtoßenen geben?

— Wenig, doch ſo viel, als er dieſem nüzt.

— Benjamin wünſcht im Sanitätsdepartement angeſtellt zu werden; ich habe Verbindungen, ein Kuß von ihnen, Pamela, ſichert ihm das Gelingen.

— Pfui, Felix! Sie thun ihrem eigenen Herzen unrecht; es hat keinen Theil an ihren Worten. Ich wünſche, fuhr ſie feierlicher fort, daß ſie bald wahr und

innig lieben mögen, dann werden die Waſſerblüthen leichtſinniger Laune abfallen, das üppige Unkraut ihrer wilden Fülle verdorren, — dann Felix! werden ſie **der** werden, der ſie ſein können.

Pamela verließ ihn. Felix ſtand ernſt, faſt traurig da; das Mädchen hatte eine geheime Saite ſeines Innern angeſchlagen, die ſchön und rührend fortklang.

Felix ſtrich die lezte Zeit viel in der Umgegend herum; es machte ihm ein Vergnügen unter einem Blüthenbaume zu ſizen, und die Abendröthe durch ſeine weißen Zweige ſchimmern zu ſehen. Sehnſüchtig horchte er oft auf den einſamen Waldruf der Vögel, betrachtete mit gerührtem Erſtaunen das Leben und Treiben der kleinen, kaum ſichtbaren Weſen im Waldmooſe, und die Erſcheinungen der Natur fanden den verwandten Nachklang in ſeinem Innern. Seit dieſem lezten Geſpräche erſchien ihm Pamela ſchöner, geweihter; an Aurore dachte er wie an die Nimfe des Frühlings. Sie war das Bild ſeiner Träume, die gefeierte Göttin ſeiner Sehnſucht. Er holte ſeine einſtigen Studien und Fertigkeiten hervor, durchging alte Auszüge und Bemerkungen, ordnete ſeine Reiſemappe, und zeichnete fleißig und unverdroſſen nach der Natur.

Unten am Fluſſe ſaß er unter den blauen Siringen,

und hatte eben eine liebliche Stelle des Ufers gezeichnet: zwei babiloniſche Weiden, deren hängende Zweige die blaue Fluth zu entführen ſchien. Nun ruhte er aus. Ein ſanftes Waſſerlüftchen erhob ſich, die ſtummen Wellen ſchimmerten mit Sonnendiamanten beſäet und Libellen flatterten darüber. Da tönte von der Terraſſe des Gartens Pamela's Stimme herüber, rein und ſanft wie das Echo des Frühlings:

Süße, heilige Natur!
Laß' mich geh'n auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Felix horchte, und als das Lied verklang, neigte er ſich nieder und küßte den Raſen des Ufers. Da er Schritte nahen hörte, fuhr er ſich mit der Hand über die Augen.

Seine phyſiognomiſchen Scherze fanden in der Menagerie, die im Städtchen ausgeſtellt war, reiche Nahrung. Er brachte Stunden in Geſellſchaft der Thiere zu. Die antike Ruhe des Löwen ſchien ihm erhaben, die reflektirende Selbſtbeſpiegelung der Pagageien intereſſant, und die ſcheue Anmuth der Gazelle lieblich. Er gedachte der langen, mühſeligen Reiſe des Götterfunkens vom unterſten Schleimgebilde bis zur freieſten, ſchönſten

Geſtaltung. Die Kette der Metamorfoſen erſchien ihm rührend und deutungsvoll. Er ſtudirte die Fiſiognomie der Thiere, und führte die Vergleiche mit der menſchlichen weiter. Die Zähmung der wildeſten Thiere, die Macht des denkenden Willens über ihre mechaniſche Kraft war ihm lehrreich und erhebend. Felix bedauerte die Thiere. Die Einkerkerung des Prometheus-Funkens in denſelben, die ſichtbare Angſt ihrer Seele verſezte auch ihn in Unruhe; er ſah ihr vergebliches Streben und Ringen und bemitleidete ſie.

Der Vorabend des Konzertes war da. Felix begab ſich, wie gewöhnlich nach Tiſche, zum Direktor; er trug heute ſeinen Arm das erſte Mal außer Binde. Der Direktor umarmte ihn aus Freude.

— Hergeſtellt?

— Vollkommen.

— Vortrefflich und herrlich! nun aber auch gleich ein kleines Pröbchen. Hier iſt die Geige, hier Pult und Bogen.

— Pflege nie Probe zu halten.

— Nicht alſo, Vortrefflicher! bedenken ſie, daß ſie nun ſeit Wochen nicht ſpielten, daß morgen ein kennendes, ausgeſuchtes Publikum erſcheint, und daß ſie ſich als erſten Meiſter der Violine zeigen müſſen.

— Zweifeln ſie nicht.

— Ich zweifle nicht, aber nur ein paar Tuzend Striche, ſo ein Tralala durch alle Tonleitern, einen fabelhaften Lauf, nur um die Kraft des preßhaften Armes zu erproben.

— Geht gegen meine Grundſäze, thue es ungern.

— Bitte, bitte!

— Es ſei! — Er nahm die Violine in die Hand.

— Halt! iſt der Bogen geſalbt?

— Sicher, Vortrefflicher!

— Halten die Schrauben?

— Gewiß, Theuerſter!

— Geſtimmt?

— Ohne Zweifel, Geliebter!

— Laſſen ſie hören. Singen ſie a!

Der Direktor that es.

— Höher, wenn ich bitten darf. Er ergriff die Schraube.

Der Direktor ermangelte nicht.

— Gefälligſt noch höher. — Er ſchraubte noch immer.

— a. a. a! ſchrie der Direktor.

— Um eine ganze Oktave höher! — Er zog wieder an der Schraube.

— a. a. a! Dem Direktor ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne.

— Das viermal geſtrichene a, Theuerſter!

— a, a, a!

Dem Direktor ſchlug die Stimme um, alle Saiten riſſen zugleich.

— Da haben ſie's. Wußt' ich's doch, für mich ſind die Proben nicht erfunden. Leben ſie wol! Neue Saiten für morgen.

Siebentes Kapitel.

Lezтes Sendſchreiben. Fortſezung der Erzählung. Biografiſches über die vier Karten-Königinnen. Arabesken und Verſe.

Heute, Fedor! iſt der Morgen des lezten Tag's den ich in der ungenannten Stadt verlebe. Wäre ich nicht närriſch in Aurore verliebt, ich könnte vielleicht auch von dieſem Abſchiede gerührt werden. Durch Gewohnheit lernt man ſogar das Unerträgliche ertragen.

Die Einſamkeit hat mich behext, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr recht. Dieſe Gebüſche, die ich nun ſo oft im Mondſcheine durchirrte, dieſe blaue Fluth, ſtill wie

Lethe's Welle, dieſe einfachen Auen und Wieſen haben ſich ein Recht an mein Herz geſtohlen; ich fürchte, ich werde ſie ſchwer aus meiner Erinnerung bannen. Ich weiß nicht, ob hier die Leute entſezlich ſtupid ſind, aber gut ſind ſie, das weiß ich. Mögen ſie glüklich werden, wenn auch nicht weiſe. Wie einen ſchönen Stern laſſ' ich Pamela hinter mir, aber vor mir ſteigt ja Aurore! Wenn die Gräfin einmal meine Gattin iſt, muß ſie mit mir in dieſes grünfriſche Thal, ich will ihr die Stellen zeigen, wo ſie mir in Viſionen erſchien, die Pläze, wo ich ihre Briefe las. Fedor! ihre Worte ſind Duftkörner des Orients. Morgen geht es ihr entgegen.

Faſt ärgerlich iſt es mir, daß ich mir feſtgeſezt hatte, Pamela vor meinem Abſchiede zu küſſen. Nicht, daß ich keinen Kuß von ihr bekommen könnte; Fedor, das wirſt du doch nicht glauben! Fedor, glaubſt du es richtig nicht? ſieh', Fedor, es iſt doch ſo! Aber ich will troz ihres Widerſtandes einen Kuß von ihr haben, er ſei der Scheidekuß meiner wilden Jugend.

Fedor, nicht wahr, ich bin heute entſezlich langweilig. Seit der erſten Zeile verſuchte ich wizig zu ſein; es geht nicht. Finde ich meinen Humor nicht bei euch wieder, Fedor, ſo iſt er verloren.

Geſtern habe ich Muſikprobe gehabt, heute iſt die

große Akademie. Es wird alles vortrefflich gehen. Früher besuche ich aber noch die Menagerie, seltsam, daß sie und ich morgen abreisen. Für heute Nachmittag ist sie dem Publikum bereits geschlossen; ich werde sie also ungestört und allein besuchen.

Auf baldiges Wiedersehen.

Es ging gegen Abend. Felix befand sich allein im Sale der Menagerie. Er beobachtete das solide Leben einiger junger Krokodille, ließ die Boa ein Kaninchen verschluken und die Löffelgans einen Wallfisch, diskurirte mit den Papageien und war mit den Affen um die Wette unartig. Ihm fielen tolle Scherze seiner Jugend ein: wie er sich mit einem guten Bekannten nur deßhalb zertragen hatte, weil er stets seinen Pudel früher grüßte als ihn. Wie er einmal ein Fräulein kannte, das Mimi hieß und gewisse Eigenschaften besaß; da es sich nun nicht wol schikte, daß er es eine Gans nannte, hielt er sich eine Gans und nannte sie Fräulein Mimi. Felix nahm von jedem einzelnen Thiere nach der Reihe Abschied. Nun saß er eben vor dem blauen Fuchse; das anmuthige, listige Benehmen Reineke's gefiel ihm ungemein; er gedachte seiner galanten Abenteuer mit der Base Gieremund, und verwunderte sich, daß Reineke diese schlichte Art, die große Tour zu

machen, vorziehe. Der Fuchs ſprach zu angenehm, Felix mochte ſich nicht trennen. Es dämmerte. Reineke zog die Uhr aus der Taſche und ließ ſie repetiren.

— Schon ſechs, ſprach er, es iſt Zeit.

Er ſchloß die Thüre ſeines Käfigs auf, und trat artig auf Felix los.

— Nicht wahr, Baron, ſie kommen doch auch zum tanzenden Thee? wir werden ganz allerliebſte, ausſchließliche Geſellſchaft treffen.

— Allerdings.

— Ich komme nicht gern der erſte; es iſt gemein. Wenn es Ihnen beliebt, machen wir noch zuvor ein paar Gänge durch den Sal.

Er nahm Felix unter den Arm. Sie promenirten. Reineke erzählte, daß er ſeine Schäze am Buſche Hiſterloh beim Bache Krökelborn ausgegraben, und in die engliſche Bank gelegt habe. Er ſprach über die neueſten Angelegenheiten, man ſah, er las fleißig die Zeitungen; ſein Blik ging tief, er ſprach wizig, nur ließ ſich ſeine wahre Anſicht ſchwer errathen. Als Felix von ihm entſchiedene Aufſchlüſſe über die Ergebniſſe der Zeit zu erhalten wünſchte, ermahnte er in die Geſellſchaft zu gehen, und Felix konnte nicht leicht weiter in ihn dringen.

Die Flügelthüren gingen auf; ſie befanden ſich im

elegantesten Salon. Eine graue Kaze kauerte in der Tiefe des Sofas und empfing. Der Fuchs warf sich an ihre Seite, und strekte die Beine liebewürdig von sich. Er zog die Lorgnette hervor, rieb sie sorgfältig in dem battistnen Schnupftuche, schaute seine zwei Nachbarinnen durch diese an, gähnte dreimal und stand nun wieder auf.

Er ging auf Felix zu.

— Jezt gehöre ich ganz Ihnen an, ich habe mich lang genug angenehm gemacht.

Die Gesellschaft war bereits zahlreich. Die Bedienten rissen die Thüren auf. Ein grimmiger, zottiger Bär trat mit einem ungeheuren Stoke herein, an seinem Arme hing eine Schachelster. Der Fuchs bemerkte, daß Felix über das fürchterliche Aussehen des Bramarbas und über den ungeheuren Ziegenhainer erstaunt war.

— Er ist ein ganz gutmüthiger Tropf, und was den Stok anbelangt, so trägt er ihn nur, um ihn auf einen Wink seiner Gattin über die Schultern zu legen und zu tanzen, wie sie pfeift. Sie leben in glüklicher Ehe.

Einige Stuzer kamen geflogen; sie trugen lichtgrüne Windsorfrake mit gelben, blauen und rothen Gilets. Einige hatten ungeheure Kakadue. Sie plapperten

allerliebſt in verſchiedenen Sprachen. Eine Henne trat nun ein, ein halbes Duzend allerliebſter Küchlein folgte. Sie glukte, die junge Brut lief herbei; ſie pikte ihnen vor, ließ ſie unter ihre Flügel ſchlüpfen und bemutterte ſie muſterhaft.

Der Fuchs ſchnitt verliebte Geſichter; nun klirrten Sporne, er zog ſich verdrüßlich zurük.

— Wer kommt? fragte Felix.

— Die Freier der jungen Damen.

Ein paar krähende Hähne erſchienen, und gingen von entgegengeſezten Seiten auf die Beſprochenen los. Sie drehten zierlich den Hals und ließen ihre Federn ſchimmern; ſo oft ſie jedoch an einander ſtießen, krähte jeder zornig, klirrte verwegen mit den Spornen und ſprang mit einem wüthenden Blike zurük. Mama und Töchter wußten ſich nicht recht zu helfen, ſie wollten es mit keinem verderben. Es half nichts. Die Jüngſte ſprach etwas länger mit dem ſchekigen Hahne als mit dem ſchwarzen, der Begünſtigte machte die faſhionableſten Scharrfüße um ſie, aber der andere ſchaute nicht lange zu, ſondern ſprang kek gegen den erſten, indem er ihn fragte: Wie meinſt du das, Herr Bruder?

— So mein' ich das, Herr Bruder!

— Du ſollſt es nicht ſo meinen, Herr Bruder!

— Ich will es aber ſo meinen.

— Ha! das iſt zu viel! Genugthuung, Herr Bruder!

Er riß den Säbel von der Seite, und hieb auf den Nebenbuhler ein. Dieſer war nicht minder gewandt, und entgegnete den Klingenhieb. Ihre Kämme waren aufgeſchwollen, ihre Augen entzündet; ſie ſprangen ſich an und retirirten. Ihre Federn ſträubten ſich. Es war entſezlich anzuſehen. Die Damen lagen längſt in Ohnmacht. Erſt nachdem auf beiden Seiten Blut geflossen war, ſtürzten ſie ſich verſöhnt in die Arme, und wurden ohne weiters hinausgeworfen.

— Sehen ſie, begann der Fuchs, dieſe unleidlichen Herren verkümmern Einem das geſellige Vergnügen; mit den jungen Kindern dort wäre allerliebſt zu konverſiren, wenn dieſe ewigen Eiferſuchtſzenen nicht vorfielen; darum halte ich mich lieber an dieſe ſanften, gebildeten Weſen.

Er führte Felix zu einigen gepuzten Enten und girrenden Taubenpaaren und überſchüttete ſie mit Artigkeiten.

— Sie könnten ihre Laura gewiß auf das Feinſte verbinden, ſagte er zu einem zärtlichen Tauber, den er auf die Seite zog, wenn ſie ihr aus der Vaſe des anſtoßenden Salons einige Roſenknospen bringen wollten.

Dankbar für den zarten Wink drükte ihm der Tauber die Hand und flatterte in das zweite Zimmer. Unterdeſſen wußte Reineke das Täubchen in die dunkle Fenſterniſche zu loken. Felix hörte einen Seufzer, und als er umſah, konnte er eben bemerken, wie der Fuchs Laura zerriß und in aller Eile auffraß. Reineke und der Tauber kamen zugleich zurük, dieſer mit dem zierlichſten Blumenſtrauße von der Welt.

— Wo iſt Laura?

— Taß ich nicht wüßte, begann der Fuchs, indem er ſeine blutige Schnauze ableke.

— Aha, ſie ſchwärmt gewiß im Mondſcheine draußen.

— Faſt zuverläſſig, antwortete der Fuchs.

Der Tauber verſchwand.

Ein Eſel wieherte zärtlich vor einer Dame. Ein Kukuk rief ohne Unterlaß ſeinen eigenen Namen. Der Storch ſchritt nachdenklich durch die Menge. Ein Ochs rannte ein paar große Herren um und bat um Pardon. Nun hüpften und ſprangen einige Duzend Heupferde, Fröſche und Flöhe herein.

— Um Gotteswillen, was wollen dieſe Herren hier?

— Beruhigen ſie ſich, ſie ſind nur zum Tanzen eingeladen.

— Auch dort, alter Reineke, fuhr Felix fort,

bemerke ich einige Perſonen, die nicht in die Geſellſchaft zu paſſen ſcheinen. Er wies auf eine Heerde Schafe und Haſen, die verlegen mit den Klakhüten ſpielten und ihre Fächer drehten.

— Nüzliche Glieder der Geſellſchaft; die ſind hier, um nach Belieben von den andern zerriſſen zu werden.

Ein paar Löwen brüllten eben, und Felix wußte genug. Einige Hunde in Livreen erſchienen und warteten auf.

— Dieſe Trauben rathe ich ihnen nicht, bemerkte der Fuchs, ich wette, ſie ſind ſauer.

— Nehmen euer Edlen, meinte ein gutmüthiger Bullenbeißer, dieſes allerliebſte Schlüſſelbein, koſtbares Mark, duftiges Fett, und hier und dort hat der Koch auch eine Faſer Fleiſch daran gelaſſen.

Seine hängenden Mundwinkel waren feucht, er lekte anſtändig am bezeichneten Knochen. Die Einladung war zu anlokend. Felix nahm ihn und fing an, ihn abzunagen.

Die Geſellſchaft war im beſten Gange; es wurde gegakelt, geſchnattert, geheult, gezüſcht, gebellt; Alle drängten durch einander und Schmetterlinge und Skarabäen flogen darüber.

Eine Herzogin in Partibus erſchien; hinter ihr kam

eine Dame im weiten, kaffeebraunen Reifrok mit engem Mieder; ſie hatte einen hohen Hals, war à la Giraffe friſirt, und trug einen unmäßig langen Fächer.

— Ach, die Künſtlerin! ſeufzten Alle.

Sie kam an Felix vorüber, und blikte ihn zärtlich an.

— Kennen ſie mich nicht? ich bin ihre Geige und komme aus den Bädern von Piſa.

— Ah, Viola Amati! Er bot ihr den Arm und führte ſie zum Stuhle. Aber die Geſellſchaft ließ ſie nicht lange ruhig. Man nöthigte ſie zu ſingen. Viola trug eine unverdauliche Arie vor; man hielt ſich die Ohren zu und applaudirte unmäßig. Die Künſtlerin dankte gerührt.

Nun tanzte man. Eine Bachſtelze war die Heldin der Quadrille. Sie wakelte neliſch mit dem Köpflein und hielt zierlichſt die Schleppe.

— Eine vortreffliche Tänzerin, bemerkte der blaue Fuchs, ich hörte mit meinen eigenen Ohren, wie ihr einſt Ludwig der Vierzehnte zu Verſailles ein Bravo zurief.

Es ward eine Pauſe gemacht. Die Henne lobte ihre Küchlein, insbeſonders das jüngſte wegen ſeiner zarten Sentimentalität.

— Iſt es auch häuslich? fragte eine Matrone.

— Sie können zweifeln? es lernt kochen, und weiß die Äſthetik ſo geſchikt mit der Häuslichkeit zu verbinden, daß es keiner Taube den Hals abſchneidet, ohne vorher eine Elegie, ein Epitaf auf das arme Vieh zu machen, — daß es die Krapfen nur in Roſenöl bakt.

— Laſſen ſie uns in den nächſten Salon treten, meinte nun der Fuchs, ſie werden da andere Geſellſchaft, insbeſonders geſezte allerliebſte Damen mit ſoliden Anſichten treffen.

Sie gingen hinein. Felix konnte bald bemerken, daß es hier ernſter zuging. Am Ende eines langen grünen Tiſches ſaß König Farao, um ihn eine Reihe Leute, deren Aug' und Ohr nur an ſeinen Lippen hing; ihre Züge waren markirter, die Teints bläſſer, einigen ſtanden die Haare zu Berge. Der blaue Fuchs ging nur einen Augenblik zur Tafel, als er jedoch zurüktrat, konnte Felix dennoch einen gerupften Gimpel bemerken. Der Fuchs führte ihn zu einem Tiſchchen, bei dem vier Damen einander ſchweigend gegenüber ſaßen.

— Es ſind vier Schweſtern, obwol verſchieden, doch ſämmtlich gleich ausgezeichnet, ziſchelte der Blaue dem Freiherrn in das Ohr. Wir Solidere halten uns oft ganze Abende an ſie. Die älteſte iſt Witwe, ſie trägt Schönheitpflaſterchen; am dunklen Pünktchen unter der

Naie können ſie bemerken, daß ſie Tabak ſchnupft. Sie liebt es jedoch nicht, wenn die Leute davon reden. Die jüngſte iſt die Karreaudame; daß ſie ſich zur Empfindſamkeit neigt, liegt am Tage, denn ſie riecht an einem Vergißmeinnicht, ſie heißt Liſe, und iſt noch nicht unter der Haube. Wegen der Karreaudame hat ſich ſchon Mancher eine Piſtole vor den Kopf abgebrannt, nun iſt ſie einmal ſelbſt daran; bemerken ſie, wie ſie nach dem langen blaſſen Jungen hinüberſchielt? Die Piquedame hat ihrer Zeit flott gelebt, jezt iſt ſie vortreffliche Gattin und Mutter. Doch ich werde ſie präſentiren. Es geſchah; ſie neigten ſich, und alle vier wußten Felix über die Boſtontabelle, an deren Verbeſſerungen er Antheil genommen hatte, Verbindliches zu ſagen. Ein paar Matadore kamen und endeten das Geſpräch.

Nun aber ſprang ein Affe herein.

— Ach, der Poet, riefen Alle, der unvergleichliche Schöngeiſt, der Wizling, der Satiriker, der Humoriſt!

Er riß das Jabot hervor, zog an Manſchetten und Kravate, ſprang von einer Dame zu andern, ſchnitt nach allen Seiten Kratzfüße, ſchlug Purzelbäume, wies neckiſch die Zähne und Anderes und fraß Feuer.

— Welch' göttlicher Humor! riefen Alle, beim Stix, der iſt die Krone des Parnaſſes, der neue Apollo!

Er verneigte ſich gerührt, taſchenſpielte mit Worten, riß Poſſen, eskamotirte Gefühle, wiederkäute, verſchlukte ſeine eigenen Exkremente und übertraf ſich ſelbſt.

— Was bedürfen wir noch Klaſſiker? der Erſtaunungswerthe iſt die Quinteſſenz der ſieben und ſiebenzig Kamele des Morgenlands! ſchrie der Eine, — iſt der Potpourri aller poetiſchen Blumen! rief der Andere.

Der Herr vom Hauſe nahm ein kleines Peitſchchen und hieb auf ſeine Füße: Seien ſie wiziger, wenn es ihnen gefällig iſt, noch origineller und unübertrefflicher!

Jezt leiſtete der literariſche Affe das Unglaubliche. Er ſprang bis an die Deke, gaukelte poſſirlich, purzelte, kollerte, ſchrie, ächzte, pfiff, und fiel endlich in höchſter literariſcher Ekſtaſe zu Boden. Ein paar Peitſchenſchläge genügten. Deklamiren ſie, wenn es ihnen beliebt. Er wendete ſich an die Kartenköniginnen und begann:

Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unſichtbar ein Gänſerich:
Zwei Blumen, rief er, hört es Boſtonkinder!
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder:
Sie nennen ſich Miſère und Stich.

Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die and're Schweſter nicht;
Es ſpiele Stich, wer Aſſe hat, die Lehre
Iſt ewig wie die Welt, — wer Zweier hat, Miſère —
Der Fall der Karten iſt das Spielgericht.

Du hatteſt Aß, du ſollteſt Stiche wagen,
Pour onze war dein zugewog'nes Glük,
Du konnteſt die Tabelle fragen,
Was man von ſolchem Stichſpiel' ausgeſchlagen,
Giebt ſelbſt Ouverte nicht mehr zurük.

Alle waren gerührt, ſelbſt der Fuchs troknete ſich die Augen mit dem Schwanze.

— Einzig, ſcharmant! rief die Karreaudame, das nenn' ich ältere Dichter mit Geſchmak benüzen.

— Nennen ſie es vielmehr dieſe alte Herren erſt genußbar machen, Frau Schweſter, entgegnete die Piquedame, ſo was entzükt, ſo was greift an die Nerven.

— Sie fühlen ſublim, Madame, bemerkte der Poſſenreißer, und küßte allen vieren die Hände.

— Nicht wahr? mein Herr! aber meine Töchter denken noch ſublimer, antwortete ſie, und ſchielte auf Felix.

— Halten ſie um eine von den Damen an, rieth der Fuchs.

Felix ſchwankte; da ergriff ihn jemand an der Schulter und ſchüttelte ihn.

— Da ſizt er ganz ruhig im Dunkeln mitten unter den Beſtien, begann Benjamin, während der Direktor im Angſtſchweiße harrt, und die Gäſte auf ihn warten.

— Wie — hm, was, hm —

Ich glaube gar, du haſt auf das Prächtigſte geſchlafen.

— Geſchlafen, — iſt es möglich!

Benjamin zog ihn fort.

Achtes Kapitel.

Zugleich leztes. Ein Kuß Konzert. Tonkunſt en général. Kant ein Virtuoſe. Eben ſo Euklid und Euler. Muſik im Weltall. Nachtigall. Chor der Sfären. Ein Ende, wie es ſein ſoll.

Mit verwirrten Gedanken trat Felix in den Garten des Direktors; ſeine Fantaſie glühte aufgeregt, ſeine Pulſe flogen, ſein ganzes Weſen war exaltirt. Durch die Gebüſche drangen die Lichter des Gartenſalons und die gebrochnen Laute der Geſellſchaft. Benjamin ward abgerufen; ein Bote erwartete ihn. Felix ſchritt durch die Laubgänge, durch die das Mondlicht brach, die weißen und rothen Roſen ſchwankten geiſterhaft in der Dämmerung, eine Nachtigall ſchlug, auf der Terraſſe begegnete ihm Pamela.

— Wiſſen ſie auch, Pamela, daß ich morgen ſcheide, daß wir uns dieſen Abend das lezte Mal ſehen?

— Ich errathe es an ihrem Vergnügen, uns zu verlaſſen.

— Auch der Abſchied macht ſie nicht milder? Pamela, einem Scheidenden mag man nichts verſagen: geben ſie mir den Kuß, um den ich ſie gebeten, er ſei der des Abſchieds.

— Verſtümmeln ſie ihr Bild nicht noch in den lezten Augenbliken für meine Erinnerung.

— Pamela! noch einmal: für dieſen einen Kuß verſchaffe ich Benjamin die gewünſchte Stelle, die auch ihren Brautkranz flicht.

— Mög' er ſpäter gewunden werden, aber ohne ein unreines Blatt. Um die geringſte Verlezung der Treue mag ich das Glük der Liebe nicht erkaufen.

— Pamela, geben ſie einem Scheidenden einen Kuß, wie eine Gnadengabe, wie einen Beſtellohn. Ohne einen Kuß von ihnen verlaſſe ich das Städtchen nicht.

— Geben ſie ihm immerhin den Kuß, Pamele, rief Benjamin, der am Buſche, hinter dem er einen Augenblik gelauſcht hatte, hervorſtürzte, geben ſie ihm den Kuß, der edle Menſch verdient ihn. So eben habe ich dieſen Brief aus der Reſidenz erhalten: die Stelle iſt mein, und nur ſeinen Bemühungen verdank' ich ſie.

Pamela neigte ſich leiſe wie eine Lilie, die Röthe

der Freude leuchtete ſanft auf ihrem ſchönen Geſichte, die edle Beruhigung miſchte ſich bei, daß ſie Felix nicht verkannt, daß ſie ſeine launenhafte Hülle durchſchaut hatte. Sie reichte ihm die Hand, und der ſüße Blik ſchien ihm zu geſtehen, daß dem edlen Freunde kein Wunſch verſagt ſei. Felix ergriff die warme Hand, fromme Rührung hatte ſich ſeiner bemeiſtert, ſanft küßte er Pamela an die Stirne: Seid glüklich ihr guten Menſchen und betet, daß ich es auch werde — durch Liebe. Benjamin und Pamela ſanken ſich in die Arme.

— Aber um aller Welt willen, Pamela, Benjamin, wo ſeid ihr? iſt Felix noch nicht hier? ich bin unglüklich, untröſtlich, ich verzweifle! ſchrie der Direktor durch den Garten.

— Hier ſind wir, Schäzbarer, antwortete Felix, haben ſie gewartet, deſto beſſer, das vermehrt die Spannung.

— Ah, ſind ſie da. Herein, herein!

Der Direktor zog ihn in den Gartenſal, ſeine triumfirende Miene ſchien zu ſagen, hier hab' ich ihn, — da iſt er! — Die Geſellſchaft erhob ſich und begrüßte ihn mit enthuſiaſtiſchem Applauſe.

— Er iſt in der That ein erſtaunlicher Künſtler, rief Herr A, —

— Ich ziehe ihn Paganini ohne weiters vor, Frau B,

— Bemerken ſie den dämoniſchen Schnitt ſeines Fraks, flüſterte Herr C, —

— Und die ſchauerliche Farbe der Pantalon, Fräulein D.

— Erſtaunenswerth, höchſt ſeltſam, außerordentlich, abenteuerlich! ſchrie man durch einander.

Felix war unterdeſſen an das Pult getreten, hatte in den Noten geblättert, an der Violine geſchraubt, den Bogen mit Kolofonium geſtrichen. Nun nahm er die Geige, trat mit dem rechten Fuße vor, legte ſie an die Schulter, und ſchlug mit dem Bogen dreimal auf das Geſtelle.

— Stille, ſtille! er beginnt, ſchrie der Direktor.

— Still, Silenzium! wiederhallte es, kein Athem ging, man hörte nur die Nachtfalter im Garten ſummen.

Felix ſezte an.

— Halt! wiſſen ſie es aber auch, meine Herren und Damen! daß die Diskantgeige das vollkommenſte und erſte aller Inſtrumente iſt? würdigen ſie auch, wie ſie es ſollen, ihren hohen Rang, ihre glänzenden Eigenſchaften?

— Wir wiſſen es, wir thun es, ſchrie man von allen Seiten.

— Gut! rief Felix, und ſezte das zweite Mal an.

— Doch haben ſie auch die wahren Anſichten en général von der Muſik? unterbrach er ſich abermals; nein, meine Verehrteſten, das kann, das darf ich ihnen nicht zumuthen. Erlauben ſie daher, daß ich meinem Spiele ein paar Worte vorausſchike.

— Außerordentlich gründlich, jammerte der Direktor, ungeheuer ſiſtematiſch.

— Muſik, begann Felix, iſt die Darſtellung des Schönen durch Töne, ſie iſt bewegte, bewegende Luft, — die Uriprache aller Weſen der Schöpfung, — der Dampfwagen zwiſchen Ohr und Herz. Nach der Anſicht des preußiſchen Oberſtwachtmeiſters N. N. wäre ſie keine Kunſt, denn er gibt nur eine zu: die Kriegskunſt. Im Sinne der Griechen ſind Kant, die Parlamentredner und Adelung große Muſiker. Die Tonkunſt dürfte nicht viel jünger ſein, als die Geſchichte. Wenn Eva auch nach dem Sündenfalle keine Kavatine vorgetragen haben ſollte, ſo muſizirte doch Lamechs Sohn Jubal ſchon vor der Sündfluth, und Mirjam, Moſes' Schweſter, ſang gleich nach dem Durchgange durch das rothe Meer. Der egiptiſche Thaut war ein Muſikant. In Oſimandias' Piramide fand man muſikaliſche Inſtrumente, die — 2000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung irgendwo

einem Orcheſter angehörten. Was ſoll ich von Amfion, Linus, Orfeus ſagen? Marſias war der erſte Martirer der Muſik. — Töne ſind laute Empfindungen. Der Verſtand iſt der Muſik nicht ſehr hold, denn ſie braucht dieſen Zwiſchenträger nicht, wenn ſie mit der Seele unterhandeln will, dieſen Vermittler, der immer das Beſte für ſich abmäkelt. Gleichwol wird ſie von Mathematikern und Filoſofen begünſtigt. Euklid und Euler waren gleich große Muſiker. Ohne höhere Mathematik und Logarithmen iſt ſie Schimäre. Pithagoras erfand einen eigenen Kanon. Plato führte ſie in die Politik ein. Er wollte die Kinder muſikaliſch erziehen. Nach ihm applizirte man eine falſche Quinte ſtatt der Ruthe. Der Brief an die Piſonen gibt weitere Aufſchlüſſe. Wer Nero einen Tirannen nennt, hat unrecht: bei ſeinem Tode wurden 500 Kammerſänger und Hofmuſiker abgedankt.

Iſt der Rhithmus das Skelet des muſikaliſchen Körpers, ſo ſind die Töne das anmuthige Fleiſch, die Melodie iſt die Form, die Harmonie die bindenden Glieder: und Urania ſteht vollendet. Die drei Tonleitern ſind die Sproſſen des Traumes Jakobs. Niemand rümpfe über Muſik die Naſe, die Klanggeſchlechter ſind älter als die des Gothaer Almanachs. Erſt dann

wird die Welt die Stufe erreicht haben, die ihr gebührt, wenn man politiſche Debatten in Muſik ſezen, und Niemand in den Kammern Siz erhalten wird, der nicht auch eine Stimme hat, und zwar eine gute.

Was hält mich auf, nun zu beginnen und ſie mitten in die Sache zu führen. Roßhare und Darmſaiten — wie ſollten ſie, Geehrteſte! widerſtehen können? Sehen ſie, Hochanſehnliche! wie weit die Muſik bereits im Weltall verbreitet iſt: im Unterleibe eines Hammels iſt ſie eingeſchachtelt, im Schwanze eines Akergauls ſchlummert ſie, und das Herz des Menſchen ſollte ihr unzugänglich ſein? Nimmermehr! das todte Metall klingt, die Welle murmelt, das Lüftchen ſäuſelt, und in Einöden und Wäldern vernimmt man den großen Ton der Einſamkeit. Die Wipfel rauſchen, tauſend und tauſend Vögel ſingen, und der Fels wiederholt das vielfache Klingen und Singen. Iſt nicht Alles Ton in der Schöpfung, überall Ordnung und Rhithmus? Schlürft nicht jeder Sinn Melodieen ein in Duft, Tönen und Farben, und wo iſt die Stelle, wo die große Harmonie endet?

Soll ich ſpielen? das Lied der Nacht übertäuben! Horch, die Wellen des Fluſſes rauſchen geheimnißvoll herauf, die Blätter liſpeln, die Blumen klingen; ha, jezt ſchlägt die Nachtigall.

Soll ich ſpielen? Horch, wie ihr Lied nun auf-jauchzt — hoch in die Lüfte, durch die Wolken, zum Himmel — nun ſingt es, wie die Jugend, wie die Liebe, wie die Hoffnung, — nun hält es aus, ſehnſucht-voll. Still, o ſtille — — Soll ich ſpielen? — und die Sterne ziehen tönend durch einander und die Sfären klingen wundervoll.

Fort mit dir, elende Fidel, und heraus unter die Geſtirne der Nacht! Singend zieht der Schwan, Orion und Sirius ſtimmen ein, und die Glanzſaiten der Milchſtraße tönen durch die Himmel. Urania naht, laßt uns ſchweigen und horchen.

Er ſank nieder. Eine Geſtalt ſtand vor ihm, hoch und ſchön wie die Göttin der Nacht und der Sterne. Sie hatte den größten Theil ſeiner Rede gehört, ihre Wangen glühten, ihr Antliz ſchimmerte wie die Milch-ſtraße. Sie neigte ſich fromm und huldvoll über Felix, er weinte auf ihre Hände.

— Felix, Felix, rief zufrieden ſein Onkel, ich glaube, du biſt auf dem beſten Wege, die namenloſe Stadt zu verrüken. Es iſt höchſte Zeit, daß wir dich entführen. Aurore, erleuchten ſie ſeinen Verſtand.

Felix ſchaute zur jugendlichen, gläubigen Geſtalt durch Thränen empor: Ja, Aurore! ich werde dich lieben!

Holländische Gespenster.

Holländiſche Geſpenſter.

Zur Zeit, als der Blumenhandel in Holland noch ſehr im Schwunge war, lebte zu Haarlem ein Kaufmann, in deſſen Schreibſtube es ſich vorzüglich um Tulpenzwiebeln, Tuberroſen, Ranunkeln und anderes Geſäme und Blumenwerk handelte. Er beſaß mehre weitläufige Magazine, in denen Zwiebeln, Samen und Blumenwurzeln in netten Säken aufgeſpeichert zum Verkaufe bereit lagen, in ſeinen Muſtergärten war des Blühens kein Ende, er ſchikte Schiffe über das Kap der guten Hoffnung, um neue Gattungen und Abarten damals beliebter Blumen aufzuſuchen und für ihn zu erwerben. Neigung und Dankbarkeit knüpften ihn an den Blumenhandel: als armer Kaufmannsdiener hatte er einſt im Auftrage ſeines Prinzipals eine weite Seereiſe unternommen, und war dabei vom Glüke ſo ſehr begünſtigt geweſen, die beiden berühmten Zwiebeln nach Haarlem zu bringen, die den Namen Admiral Enkhuizen

und Admiral Lieskenshoek erhielten. Das warf natürlicher Weise auch für ihn einen ansehnlichen Gewinn ab, er fing damit Unternehmungen auf eigene Rechnung an, und gelangte im Laufe der Jahre in den Besiz eines großen Vermögens und eines der ausgedehntesten Blumengeschäfte in Holland.

Er war ein Mann, dem in seinem Leben fast Alles gelungen war, nur zwei Sachen nicht, wolriechende Tulpen zu Stande zu bringen, und einen Sohn als Erben und Nachfolger zu hinterlassen. Für das Leztere entschädigte ihn jedoch die einzige Tochter, deren Geburt seiner Gattin das Leben gekostet hatte. Er schritt zu keinem zweiten Ehebündnisse, und erfreute sich nur noch an Blumen und an diesem Töchterlein, das er, gleichsam um auch sie seinen Lieblingen einzureihen, Flora hatte taufen lassen. Flora gedeihte auch in der That ganz vortrefflich, sie wurde, was man eine holländische Schönheit nennt, ziemlich fleischig, von blasser feiner Haut, und in allen Bewegungen bedächtig und sittsam. Sie trug die blonden Haare völlig aus dem Gesichte gestrichen, der Glanz ihrer blauen Augen zeigte nichts Gefährliches, Beängstigendes, und innerhalb der Generalstaaten gab es kaum ein paar kleinere, niedlichere Hände. Wem die Miniaturen holländischer Maler

erinnerlich ſind, der wird ſich am leichteſten Floras landthümliche Reize vergegenwärtigen können. War Flora ſchon nach ihrem äußern Erſcheinen unverkennbar eine Holländerin, ſo merkte man ihrem Reinlichkeitſinne und ihrer Ordnungliebe noch insbeſonders die Einflüſſe ihrer Geburtſtadt an. Wer durch Haarlems reinliche Gaſſen luſtwandelte, wer die ſpiegelklaren Kanäle betrachtete, die in ſcharfen rechten Winkeln aufeinander einfallen, und ſeine Alleen, deren ſtreng gehaltene Bäume gleich viele Schuhe und Zolle von einander abſtehen: der mochte ſich, wenn er all das beobachtete und auf das Innerliche eines Mädchens zu übertragen verſtand, ein treues Bild von Floras vorwiegenden Eigenſchaften machen. Zu dieſen geſellte ſich als die erſte von ihnen auch noch eine unbegränzte Vorliebe für Blumen. Dieſe Richtung ihrer Neigungen erwarb ihr insbeſonders die Gewogenheit ihres Vaters, und wenn er das junge Mädchen oft einen Tulpenkelch lang und ſinnend betrachten ſah, da wurde es ihm leicht um's Herz und er verſchmerzte den Mangel eines Sohnes. Flora benöthigte zu ihren blumiſtiſchen Verzükungen nicht geradezu der Blüthen, auch der Anblik des Geſämes und der Zwiebeln genügte, ihre holländiſche Fantaſie vermochte vor ihrem geiſtigen Auge aus un-

ſcheinbaren Wurzeln den anmuthig ſchlanken Blätterwuchs aufzutreiben, die Kelche darüber zu wölben und mit den zarteſten Farben auszuſchmüken. Manchmal ſtiegen wol noch nie geſehene, wunderſame Blumen mit originellen Blätterzaken und neuer Farbenmiſchung vor ihr empor, und wenn ſie dann aus ihren Tulpenträumen erwachte, ſo ſchien ihr die ganze Welt blaß und leer, und ſie fühlte ein unwiderſtehliches Gelüſten nach jenen herrlichen Fabelblumen. Ihr Vater zog daraus den vielleicht nicht ganz unrichtigen Schluß, daß Flora zum Heirathen reif ſei, und, ehe ſeine Tulpengärten noch ein Mal blühten, ſtand die blaſſe volle Schönheit mit einem wolgeſtalteten kräftigen Holländer vor dem Altare, trug den herrlichſten Strauß koſtbarer Blumen vor dem jungfräulichen Buſen und antwortete auf die bedeutendſte Lebensfrage mit einem klaren Ja. Wie viel Antheil die Liebe an dieſen Vorgängen genommen hatte, findet ſich in ihres Vaters Büchern nicht eingetragen, der Eigennuz ging aber völlig leer aus, da der alte Minherr, ſobald er ſeine Tochter in der gefährlichen Kriſe zu ſehen glaubte, ohne viele Umſchweife den hübſcheſten ſeiner Handlungdiener auserleſen, und ihn mit der Tochter zum Altare beordert hatte. Seines Prinzipals treffliche Bilanzen ließen unſern Adrian

Hamſterhoek mit Freuden einwilligen, und auch Flora fühlte gegen ihn keine Abneigung, da er in der Schreibſtube ſtets die reinſte Wäſche zu tragen pflegte, auf ſeinen Unterlagen nie ein Tintenflek ſichtbar war, und ſie oft ſchon ſeine Genauheit im Ziehen rother und ſchwarzer Linien im großen Kontobuche bewundert hatte.

Die Ehe nahm auch den erwünſchten Fortgang. Im Hauſe war wenig Veränderung zu bemerken, außer daß in Floras Zimmer ein doppeltes Himmelbett erſchienen war, und ſie ſelbſt in gehöriger Zeit eines geſunden Kindleins genaß; im Uebrigen leitete der alte Blumenherr die Geſchäfte, Flora befaßte ſich mit dem inneren Regimente, und ihr Ehegatte Hamſterhoek regiſtrirte nach wie vor.

Aber dem Herrgott von Holland beliebte dies Stillleben nicht lange, er hilt plözlich großen Rechnungabſchluß mit dem alten Herrn, und rief ihn aus der irdiſchen Faktorei zu ſich in die ewigen Urſtände. Hamſterhoek legte gebührender Weiſe Trauerkleider an, konnte aber nicht umhin, im Schreibkabinete, das er jezt nach dem alten Herrn bezogen hatte, ſich vergnüglich die Hände zu reiben, da er bei voller Einſicht aller Bücher die bedeutenden Summen zuſammentrug, die der Alte im Laufe eines wolverwendeten Lebens im Blumen-

handel gewonnen hatte. Flora Hamſterhoek mußte ihrem kindlichen Schmerze mit Gewalt Einhalt thun, um ihre ſchwarzen brüſſeler Spizen nicht mit unbedachten Thränen zu verunreinigen, oder über ihrer Trauer die wolgeregelte Ordnung des Hausweſens in Verfall kommen und ihre Blumenbeete verderben zu laſſen. Im Gegentheile, — geſchah es nun um ihren Schmerz zu betäuben oder im Bewußtſein, daß ihren Schultern jezt mehr aufgelegt ſei, — Frau Flora befaßte ſich mit beiden mehr, als zu irgend einer andern Zeit. Ihr Ehemann that diesfalls ihren Neigungen keinen Einhalt: in kurzer Zeit waren die Wände der Zimmer mit Tapeten aus Arras behangen, ſchöne brabanter Teppiche verdekten den Boden, und ſelbſt die Flur des Hauſes war mit farbigem Sande in bunten Schnörkeln beſtreut. Dafür mußten es ſich freilich Gäſte und Hausgenoſſen gefallen laſſen, auf einer ſchmalen Bohle gleichſam wie auf einer gefährlichen Brüke über dies künſtliche Sandmeer zu ſchreiten, und in den Gemächern nie einen dünnen Streifen Segeltuches zu verlaſſen. Wehe dem, der dabei das Gleichgewicht verlor, und deſſen Fehltritt eine unſaubere Spur irgendwo zurükließ. Das Hausthor war gewöhnlich geſperrt, und ſo oft an der Glokе um Einlaß gezogen wurde, erſchien eine

eigens damit beauftragte Magd, die mit Borſtwiſch und Lappen die Schuhe des Eintretenden ſäuberte, und ihm Mantel, Stok und Alles, das irgend eine Störung oder Verderbniß veranlaſſen konnte, ſorgfältig abnahm. Er wurde nun in ein ziemlich unſcheinbares Zimmer geleitet, das die Hausfrau dem gewöhnlichen Verkehre vorbehalten hatte, von den übrigen, die alle Tage nur von verläßlichen ſcheuernden Mägden betreten wurden, war ihm kaum mehr als der Anblik gegönnt. Da wurde ihm nun vor Frau Hamſterhoeks Tabourette ein hoher Lehnſtuhl angewieſen, und am liebſten ſah es die Dame, wenn er ſich bis zu ſeinem Abſchiede gar nicht mehr von dieſem entfernte, da Umhergehen und Betaſten nur Beſchädigung und Verwirrung der blanken, wolgeordneten Geräthe verurſachen konnte. Nur ein paar Male im Jahre gab ſie großen Feſtſchmaus, bei dem es allerdings hoch herging, wobei aber auch auf Regel und Ordnung nicht minder geſehen wurde. Die Zahl und Reihenfolge der Gerichte war auf's Zuverläſſigſte voraus beſtimmt, jeder Schüſſel, ſo wie jedem Gaſte der unabänderliche Plaz angewieſen, zur feſtgeſezten Zeit wurden hierauf ein paar Toaſte ausgebracht, von ſo und ſo viel Trompetenſtöſſen begleitet, und wie eine gewiſſe Stunde ſchlug, verließ man die

Tafel und begab ſich in den japaniſchen Garten-pavillon, um den Nachtiſch zu verzehren. Derjenige Gaſt aber, der irgend eine Unordnung veranlaßte, oder gar etwas beſchädigte oder beſchmuzte, wurde nicht wieder geladen; ja die Nerven der Dame waren für Verunreinigungen ſo empfindſam, daß ein Weinflek ihr Zittern erregte, und daß über ein paar Teller, die einmal bei einer ſolchen Gelegenheit auf den Boden geworfen wurden, ſie ſelbſt beinahe in Ohnmacht fiel. Noch zur Zeit ihrer Großmutter galt in Haarlem ein Geſez, das Jeden, der einen todten Hund oder ſonſt ein Aas in die Stadtkanäle warf, zum Tode durch das Schwert verurtheilte, und diejenigen, welche Straßen oder Waſſer ſonſt verunreinigten, mit der Stäupe bedrohte: Frau Hamſterhoek fand oft Gelegenheit, dieſe Anordnungen zu loben und den Magiſtrat darüber zu tadeln, daß er in einer Anwandlung übel begriffener Nachſicht derlei erprießliche Maßregeln abgeſtellt habe; ſie hätte ſie im Gegentheile am Liebſten auch auf ähnliche Fälle der inneren Hausführung ausgedehnt, indem ſie erſt dann, ſo wie vor Mord und Einbruch, ſich auch vor andern Unfällen ſicher gehalten hätte.

Nach jedem Feſtmale wurde das Silberzeug auf das Sorgfältigſte gereinigt, das japaniſche Porzellan

in beſter Ordnung aufbewahrt, und auch Pogoden und andere Prunkaufſäze ſtanden bald wieder an den längſt gewohnten Plätzen. Die Ordnung, die überall im Hauſe herrſchte, war ſo groß und ging ſo vollſtändig von der Dame des Hauſes aus, daß ſie den Ort und die Stelle jedes einzelnen ſelbſt geringfügigen Gegenſtandes genau kannte, und, ungeachtet ihre Beſizthümer ſehr zahlreich waren, jedes ohne den geringſten Zweifel zu finden wußte.

Man konnte Flora Hamſterhoek nicht anders als eine gute Mutter nennen. Sie hatte jedesmal lang voraus den Tag ihrer Niederkunft genau berechnet, ſchon drei Tage zuvor mußte eine flämmiſche Amme im Hauſe ſein, unmittelbar nach der Geburt wurde das Kind gewaſchen, denn Reinlichkeit ſollte die erſte Eigenſchaft des neuen Weltbürgers ſein, und drei Tage darauf getauft, damit man das Kind bald beim rechten Namen nennen könnte. Wenn es Zähne machte, wurde ihm regelmäſſig ein in Gold gefaßter Wolfzahn umgehängt, die Stunden ſeines Eſſens und Schlafens wurden auf das Sorgfältigſte bemeſſen, und täglich um acht Uhr Morgens erhilt jedes der Kinder ein Medikament. Sie mußten außerordentlich rein gehalten werden, deſſenungeachtet wurden ſie in das Zimmer der

Mutter kaum jemals zugelaſſen, denn anfangs wollte ihnen die holländiſche Reinlichkeitlehre nicht recht eingehen, und ſpäter zeigten ſie zuviel Hang Alles zu betaſten und aus der gehörigen Lage und Stellung zu bringen.

Auf dieſe Weiſe wuchſen unſerer guten Dame allerdings mehrfältige Sorgen zu, und es war zu verwundern, daß ſie nichts deſto weniger ſo anſehnlich viel Fleiſch anſezte und in jungen Jahren ſehr beleibt wurde. Es bildete ſich ein majeſtätiſches Doppelkinn, die Arme erſchienen walzenförmig und das blühende Fett des kurzen Halſes bekam Einſchnitte. Dabei war es gut, daß die werthe Frau ein unverkümmertes Vergnügen auf der Welt hatte, nämlich die Luſt an den Blumen. Ohne dieſen harmloſen Antheil wäre ihr das irdiſche Jammerthal allerdings etwas zu ſchal geworden, ſo aber entſchädigte ſie dieſe einzige Erholung für ihre vielfältigen Sorgen und Bemühungen um Kinder und Haus. Wie jezt wol manche Damen Schmuk und Juwelen, ſo beſaß Frau Hamſterhoek koſtbare Tulpenzwiebeln in Mahonikäſtchen und zierlichen Kapſeln aus Marokin und Sammet und ergözte ſich in ihren Erholung Stunden mit dieſem lieblichen Anblike. Sie pflegte dann mit Winterende die zarten Schößlinge auf

das Sorgfältigste, trug sie eigenhändig abwechselnd in die Sonne und in die Warmzimmer, und ließ ihre Kinder dann vollends nicht mehr in ihre Nähe aus Furcht, sie möchten sich in thörichter Einfalt an ihren Lieblingen vergreifen. Unschuldig und grenzenlos war dann auch ihre Freude, wenn sich die Kelche recht reich und mächtig aufschlossen, oder wenn durch künstliche Pflege wol gar eine neue noch unbekannte Abart sich bildete. Zu herrlichen Beeten stand bald auch der Tulipanenflor im Garten hinter dem Hause, die Geschlechter verständig zueinander gesellt und entsprechende Farben kunstvoll zu Schnörkeln und Buchstaben verzogen. Draußen beim Busche vor Haarlem hatte sie überdies noch weite Tulpenfelder, wo in nett geordneten Linien Kelche an Kelche sich symmetrisch reihten.

Diese Pflanzungen und die gesammte Blumenpflege war ihr größter Stolz auf Erden; sie durfte aber auch mit gutem Grunde das schöne Bewußtsein hegen, daß keiner der vielen Blumenhändler von Haarlem an Seltenheit des Gewächses, so wie an Größe der Zwiebeln sich mit ihr messen konnte. Es gereichte zu ihrer besondern Befriedigung, wenn vornehme Fremde die bei ihr aufgespeicherten Prachtexemplare in Augenschein zu nehmen kamen, und der schlecht verborgne Neid aller

mit derselben Ware Beschäftigten stieg ganz eigentlich wie Wolgeruch in ihre Nase.

Bald aber sollte sich für Frau Hamsterhoek eine entsetzliche Begebenheit ereignen. Ein mit ihr wetteifernder Blumenhändler, gerade der, welcher ihr wegen seiner rüstigen Unternehmungen schon seit einiger Zeit zum Dorn im Auge geworden war, behauptete eine Tulpenzwiebel zu besitzen, die Alles überbieten sollte, was man in dieser Art je gesehen habe, und die er, gleichsam um ihre Unübertrefflichkeit anzudeuten, Semper Augustus nannte. Augenzeugen versicherten Frau Hamsterhoek, — denn sie selbst wollte sich vor ihrem Gegner nicht bloßstellen, daß dieselbe in der That von nie gesehener Größe und Bildung sei und alles bisher Bekannte zu überbieten drohe. Sie ließ deren Besitzer durch dritte Hände bedeutende Summen dafür bieten, die sie endlich bis auf 15000 Gulden steigerte, er aber erklärte, daß er diese Prachtzwiebel, in Holland die erste und einzige dieser Art nur an ein gekröntes Haupt ablassen wolle. Seitdem fühlte Frau Hamsterhoek weder Rast noch Ruhe mehr; was nützten ihr die zwei Admirale, die ihr Ehegatte einst von jenseits des Kaps herüber geholt hatte, sie waren durch Vervielfältigung schon gemein geworden; alle ihre Wünsche und Begier-

den bezogen sich nur mehr auf den Semper Augustus. Ihre Gesundheit litt dabei, und wenn ihr noch etwas in ihrem Harme einigen Trost gewähren konnte, so war es der Zweifel, ob der Kelch der Blumen wol dem großen Rufe entsprechen werde, welcher der Zwiebel jezt vorausging. Auch dieser Trost sollte ihr nicht lange bleiben: Der Augustus fing zu blühen an, und was sie von den wunderbar krausen Kelchblättern, von dem seltsamen Griffel und den zierlichen Staubfäden, was sie von der Größe und Farbenpracht des ganzen Blumengebildes durch Augenzeugen vernahm, übertraf bei weitem die Erwartungen, die man sich davon gemacht hatte. Die Blüthenzeit des Semper Augustus war für ganz Haarlem eine Festzeit: Fremde erschienen ihn zu bewundern, Einheimische sprachen nur von ihm, und wenn der ehrsame Lorenz Janszoon Koster, dem die Holländer voll Vaterlandsliebe bekanntlich die Erfindung der Buchdrukerkunst zuschreiben, von seinem Marmorsokel am Marktplaze der Stadt herabgestiegen wäre, und den ehrsamen Gevattern in eigener Person gegen Guttenberg Gänsefleisch Zeugenschaft abgelegt hätte, so würde der Jubel der Bürgerschaft kaum größer gewesen sein. Nur der Frau Hamsterhoek war das Leben seitdem vollends vergällt, die Zwiebel stekte

wie ein Pfahl in ihrem Fleische, und nach den eigenen Tulpen mochte sie kaum mehr sehen. Desto größer war dennoch ihre Neugierde dieses holländische Weltwunder zu sehen; sie konnte sie bald nicht mehr unterdrüken, und schlich sich einst in früher Morgenstunde, als sie ihren Nebenbuhler noch schlafend vermuthete, zu seinem Gartenhause hinüber, um die Tulipane ohne dessen Wissen in Augenschein zu nehmen und vielleicht dennoch irgend ein Gebrechen daran entdeken zu können. Aber ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihr Neid beim Anblike des eben in voller Pracht prangenden Kelches kannte keine Grenzen, er flammte und brannte in ihre Augen, er schien das endlich sichtbar gewordene Ideal ihrer Jugend zu sein. So tief war sie in dessen heimliches Anschauen verloren, daß sie das Herbeikommen des Eigenthümers gar nicht gewahrte, bis er ihr gerade gegenüber stand und sie mit den Worten: Nicht wahr, ein herrlich Gewächs! begrüßte, aber weiß sie, mein Semper Augustus hat auch überdies noch Wolgeruch. Ein Stich zukte durch das Herz der Dame, als sie sich durch dies unvermuthete Begegnen vollends gedemüthiget fühlte, gleichwol, wie von magischer Gewalt angezogen, mußte sie sich niederbeugen, um den Geruch dieser Tulpe zu prüfen. War nun

dieſer zu eindringend und narkotiſch oder hatte an und für ſich das Stündlein der Blumiſtin geſchlagen, genug — ihre Naſe hatte kaum den Rand der Blume berührt, als ſie vom Schlage getroffen zurükſank und kein Zeichen des Lebens mehr von ſich gab. Der Semper Auguſtus hatte ſie wörtlich erſchlagen; ſein Inhaber hatte an ihr eine gewaltige Rivalin und Herr Hamſterhoek eine zärtliche Ehehälfte verloren, die zwar das ganze Haus allein regiren wollte, ſonſt aber kaum mit einem Fehler behaftet war.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß der Tod der Madame einige Veränderungen im Hauſe hervorrufen mußte; vor Allem erlaubte ſich jezt Herr Hamſterhoek die ſchönen, wol geordneten Zimmer nach Belieben zu betreten, die ihm der Reinlichkeitſinn der Gemalin vorher beinahe verſchloſſen hatte, mancher Schrank wurde von oberſt zu unterſt gekehrt, um nach werthvollen Gegenſtänden zu ſuchen, die geſammte Blumiſterei aber vorläufig einem verläßlichen Faktor überlaſſen. Die Domeſtiken, die ihm Frau Flora hinterlaſſen hatte, waren jedoch ſo ſehr auf ihre Hand abgerichtet und zu ſtrenger Ordnung und unſtörbarer Reinlichkeit eingeſchult, daß Herr Hamſterhoek ſich nicht vollſtändig als Herr im Hauſe fühlte und ſeiner Beſizthümer nicht froh wer-

den konnte, bis er sie sämmtlich aus dem Hause gejagt und sich mit neuen versehen hatte.

Dem Hauswesen stand jezt eine Französin vor, die er zufällig auf einer Reise in Brabant kennen gelernt hatte. Mamselle wußte sich in ihre neue Stellung zu schiken und Alles ging zur größten Zufriedenheit des Kaufherrn; das freundliche Gesicht, das die schöne Französin immer zeigte, mochte an seiner guten Laune nicht ohne Antheil sein; ihre meist lächelnden Lippen, unter denen Zähne weißer als die des Haifisches hervorblizten, luden unabweißlich zur Theilnahme an ihrer Heiterkeit, an ihrem Lächeln ein. Dabei sah Hamsterhoek seine Kinder auf das Beste versorgt und bald zu einem Gegenstande der zärtlichen Sorgfalt der Französin werden. Sie wurden nun zwar allerdings nicht mehr wie in einer öffentlichen Pension ohne Unterschied des Alters zu derselben Stunde zu Bette gebracht und wieder zum Aufstehen angehalten, die jüngsten mochten manchmal ein unsauberes Näschen aufweisen, auch trieben sie sich jezt täglich in den ihnen früher verschlossenen Gemächern und Gärten umher, aber man sah es den lächelnden Augen, den blühenden Wangen der Kinder an, daß sie nicht nur in ersprießlicher Pflege, sondern unter dem wolwollenden Auge der Zuneigung

ſtanden. Sie hingen dafür auch mit ganzem Herzen an Mamſelle. Wenig Sinn hatte dieſe jedoch für jenen Grad von Ordnung und Reinlichkeit, wie er Holland und insbeſonders bisher dieſem Hauſe eigenthümlich war, und gar keinen für Blumen und Zwiebeln. Dieſe wurden nach Thunlichkeit aus dem Hauſe geſchafft und waren, ſo wie die Gartengründe, fortan nur mehr ein Gegenſtand der Spekulazion. Auch blieb das Haus für Spinnen und Fliegen nicht mehr verſchloſſen, auf den Geräthen war nicht ſelten Staub zu finden, und wenn man irgend ein ſeltner gebrauchtes plözlich benöthigte, ſo gab es oft ein Umherrennen und Suchen, bis es gelang, das verlangte wieder aufzufinden.

Nichts deſto weniger fühlte ſich Minherr woler als je in ſeinem Hausweſen, ſein Blik folgte oft mit beſonderem Behagen der jungen Haushälterin, und in Haarlem lief bald das Gerede, Herr Hamſterhoek werde in Kurzem zu einem zweiten Ehebündniſſe mit der ſchönen Franzöſin ſchreiten.

Unterdeſſen rief ihn ein Geſchäft zu einer längeren Handelsreiſe ab, die ihn in die ſüdlichen Provinzen führte. Mamſelle fand unterdeſſen hinreichend Gelegenheit, ihre Zeit mit den Kindern zu vertreiben, die immer

munterer wurden, und während der Abwesenheit des Vaters mehr als je das Unterste zu oberst kehrten.

Mamselle hatte sie an einem Abende bereits zur Ruhe gelegt, und so eben durch ein französisches Liedchen auch das jüngste zum Schlafen gebracht, als das heftige Ziehen an der Thorglocke einen späten und unerwarteten Besuch verkündete. Ein solcher schien der jungen lebhaften Französin in ihrem Stillleben nicht unwillkommen, sie schob ihr Häubchen zurecht und horchte nicht ohne Neugierde und Ungeduld auf die Schritte des hinabeilenden Bedienten, auf das Klirren des Schlüssels und das Knarren der Thürangeln. Aber eben dieses Knarren schien die Gehörwerkzeuge der Dame, die jezt eintrat, zu verlezen, sie schalt den erstaunten Bedienten über seine Nachlässigkeit, und ging nicht weiter, bevor er nicht auf ihr Geheiß etwas Öhl geholt und damit das Hausthor zum Schweigen gebracht hatte. Gleich darauf erregte er wieder das Missfallen der Fremden, sie verwies ihm seinen dröhnenden Gang, durch den er den Sand der Diele aufwühlte; der Bediente, der ihr schon in ablehnender Weise antworten wollte, verlor gleichwol den Muth dazu, als er zu ihrem ernsten, gebieterischen Antlize aufsah, das sie im vollen Scheine der Lampe ihm zugewendet hatte. Sie ging geraden

Wegs gegen das Zimmer des Erdgeschosses, das Hamsterhoefs selige Frau bewohnt hatte; da sie es verschlossen fand und der Bediente sie in das Stokwerk zu Mamselle wies, folgte sie brummend.

Der Diener war froh, als er durch ihren Eintritt in das Wohnzimmer sich von diesem unfreundlichen Besuche befreit sah, drinnen kam ihr Mamselle freundlich entgegen und die Fremde begrüßte sie mit vornehmem Niken. Die Französin war zu gutmüthig und lebhaft, um nicht in zuvorkommender Weise ein Gespräch einzuleiten, an dem die Dame nicht umhin konnte, wenn auch nur mit kurzen Antworten Antheil zu nehmen. Mamselle hatte ihr zuerst durch artige Wendungen Veranlassung gegeben, die Ursache ihres Besuchs zu eröffnen, die Fremde nahm darauf keine Rükſicht, und ihr ſicheres Benehmen, ihre selbstbewußte Miene lud kaum zu einer unmittelbaren Frage. Sie schien übrigens mit den Verhältnissen des Hauses genau bekannt zu sein, und die Französin sezte bald als gewiß voraus, daß sie eine nahe Verwandte der Familie sei, worin sie die Ähnlichkeit noch mehr bestärkte, die sie mit einem Bildnisse, das irgendwo im Hause hing, an ihr zu entdeken glaubte. Sie versuchte nun um so eifriger ihr Gesicht auszuforschen, das voll und blaß wie eine Tuber-

roſe war, und durch entſchiedene, gebietende Züge unwillkührlich Achtung einflößte. Die Fremde verlangte die Kinder zu ſehen; die Franzöſin führte ſie in ihre Schlafſtube, und wies ihr mit freundlichem Wolwollen die kleinen Schläfer. Ihre Wangen ſtrozten vor Geſundheit, der erſte Schlummer hatte ſie noch röther angehaucht, man ſah es ihnen an, daß ſie in guter Verſorgung ſtanden; die Fremde nikte beifällig und gab der Gouvernante einen ſanften Bakenſtreich als ein beſonderes Zeichen der Zufriedenheit, dann ging ſie von einem Bette zum andern, neigte ſich leiſe zu den Kindern und gab jedem einen flüchtigen Kuß. Die empfindſame Szene war jedoch bald vorüber und die fremde Dame fand, als ſie nach der Tagordnung der Kinder fragte, Vieles daran auszuſtellen, denn Ordnung, behauptete ſie, zu wiederholten Malen ſei die Seele der Erziehung. Sie hatte ſich im Gange des Geſprächs über die ſcherzenden Gegenreden der leichtfertigen Franzöſin ſo ſehr ereifert, daß ſie jezt die ſchwarze Mantille zurükſchlug und ſich faſt erſchöpft in's Soia warf. Es iſt hier ſehr ſchwül bei euch, ſeufzte ſie, gib ſie mir doch den elfenbeinernen Fächer dort aus der dritten Lade der Kommode, ſie wird ihn rechts über den brüſſeler Manſchetten finden. Die Mamſelle ſah ſie auflachend an,

aber die Fremde drängte sie mit wiederholtem Befehle, bis sie die angedeutete Lade herauszog, wo sie jedoch nicht den Fächer, sondern nur eine Menge anderer Gegenstände in seltsamer Vermischung vorfanden; die Fremde schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, riß Lade nach Lade auf, und traf immer auf geringere Ordnung. Im Eifer der Strafrede warf sie sich etwas unsanft in einen alten Lehnstuhl, der, lange unbenuzt, die neue Besizerin mit einer Staubwolke empfing; betreten sprang sie auf, und während sie den Staub sorgfältig aus den Falten ihres schwarzen Stoffkleides klopfte und fortblies, konnte sie des tadelnden Unwillens kein Ende finden. Überraicht schwieg zuerst die Französin und fühlte die Thränen nahe, dann aber fand sie Behagen am seltsamen Benehmen, hörte mit gefalteten Armen dem ungebührlichen Eifer der Fremden zu, und brach endlich, nachdem die gute Laune das erste herbe Erstaunen besiegt hatte, in lautes Gelächter aus. Entrüstet erhob die Fremde den diken Hals gegen sie, da aber stimmten ein paar Hausgrillen in ihre zornige Rede, und wie in unüberwindlichem Ekel rannte die Fremde aus dem Zimmer, über die Stiege und aus dem Hause.

Mamselle wußte sich den Eindruk, den sie ihr hinter-

lassen hatte, nicht recht klar zu machen; als sie jedoch nicht wieder im Hause erschien, dafür aber Herr Hamsterhoek zurückkehrte, vergaß sie bald den seltsamen Besuch, und fühlte ihre Gedanken der Gegenwart zugewendet.

Hamsterhoek war diesmal in übler Laune zurückgekehrt; mochten nun seine Geschäfte keinen erwünschten Erfolg gehabt, oder ihn sonst etwas verstimmt haben, genug: über seiner Nasenwurzel saßen nun fast immer ein paar unmuthige Falten, er schüttelte wenig zufrieden über dies und das mit dem Kopfe und zeigte der Französin ein herbes Gesicht. Bald unterließ auch diese die vergebliche Mühe den Holländer aufzuheitern, und schmollte auch ihrerseits; zuletzt wollte es zwischen Beiden gar nicht mehr gehen, und eines schönen Morgens war Mamielle aus dem Hause und beisah sich Haarlem mit dem Rücken.

Herr Hamsterhoek fühlte sich dadurch nur erleichtert und besetzte ihre Stelle ungesäumt mit einer Deutschen aus Köln. Sie war nicht mehr in erster Jugendblüthe aber aus echt teutonischem Blute, blonde Haare und blaue Augen verbürgten ihre Abkunft, dabei war sie weiß und roth wie Wachsblume und Korallenzweig und nicht ohne Anlage zu lieblicher Fülle des Leibes.

Sie nahm ſich rüſtig der Wirthſchaft an; das ſentimentale Koſen mit den Kindern unterblieb zwar, doch wurden ſie gut gehalten und derb genährt; ſie trieb mehre nachläſſige Dienſtboten aus dem Hauſe, es wurde geſpart, aber doch hatte Alles ein faſt beſſeres Anſehen als früher. Der Grund davon lag darin, daß ſie viel auf Ordnung und Reinlichkeit hilt. Sie feierte beim Antritte ihres Amts einen groſsen Waſch- und Fegetag im Hauſe, dafür glänzte auch Alles blank und weiß, als käme es eben erſt vom Markte; dann ging es an ein Aufräumen und Anordnen ſonder Ende, und es dauerte lange, bis ſich die Teutonin ganz wol im Hauſe befand. Alles lag endlich gereinigt und geordnet unter Schloß und Riegel, die Vorräthe waren zwekmäßig aufgeſpeichert und mancher alte Kram wurde bleibend in Dachſtube und Keller verwieſen. Darunter befanden ſich auch einige alte Tulpenzwiebeln, Wurzeln und Geſäme, die noch aus der Zeit von Hamſterhoeks erſter Frau ſich erhalten hatten; verächtlich wurden ſie aus dem Hauſe geſchafft, die Gärten und Blumenfelder zwekmäſſig verpachtet, und überhaupt Alles unter die Herrſchaft der unerſchütterlichen Ordnung geſezt. Hamſterhoek ſah dieſem Treiben mit Vergnügen zu, das fantaſtiſche Weſen der Franzöſin hatte die Sehnſucht nach der vorigen

Weise unter Frau Flora in ihm erwekt, und was ihm einst lästig erschienen war, gefiel jezt seinem geläuterten Geschmake. Unter den Dienern herrschte bald ein neuer Geist der Ordnung und das ganze Haus hatte ein verändertes Aussehen gewonnen. Auch im Geschäfte wurde der Blumenhandel vernachlässigt.

Das Volk von Haarlem vernahm nicht sobald Herrn Hamsterhoeks beifällige Äußerungen über die Deutsche, als es in ihr auch schon seine Zukünftige witterte und die Geschichte als etwas Gewisses umhertrug. Welche Absichten diesfalls der ehrenwerthe Holländer im Innern hegte, wissen wir nicht, jedenfalls verschob er die Erklärung bis zur Rükkehr von einer Geschäftsreise, die er eben jezt wieder antreten mußte.

Die Teutonin verstand es, sich die Zeit während seiner Abwesenheit auf das Beste zu vertreiben; sie gehörte unter die Zahl jener Damen, die es für unumgänglich nothwendig halten, von Zeit zu Zeit jedes Ding im Hause her zu nehmen, auszulüften und zu reinigen und dann nur in noch besserer Ordnung wieder beizulegen. Die Deutsche feierte ein solches Reformazionsfest, sobald ihr Prinzipal aus dem Hause war; es dauerte ein paar selige Wochen, und eben war sie damit fertig geworden, und legte nun spät abends die

Hände ermüdet in den Schooß, als ein heftiges Pochen einen Beſuch verkündete. Verdrießlich horchte die Deutſche auf den ſpäten ungewöhnlichen Lärm, und der Diener, der leiſen Schrittes zum Thore gekommen war und es faſt lautlos geöffnet hatte, verwies dem Beſuche ſein Ungeſtüm. Die Dame in der ſchwarzen Seidenrobe mit den vergilbten Spizen, die jezt eintrat, war durch dieſe Begrüßung faſt verblüfft, dennoch ſchien ſie dieſelbe zu billigen und wendete nichts dagegen ein. Auch die Teutonin warf ihr einen unmuthigen Blik über die ſpäte Störung zu, und ſchien vollends überraſcht und übler Laune, als die Fremde die Kinder des Hauſes zu ſehen verlangte. Sie ließ einen mißtrauiſchen Blik über ſie vom Scheitel bis zu den Schnabelſchuhen gleiten und beſchied ſie dann ganz kurz, daß ein ſo ſpäter Gang zur Kinderſtube die Ordnung des Hauſes in arger Weiſe ſtören würde. Die fremde Dame ſchien durch dieſe Abweiſung zuerſt betreten, fand aber daran Gelegenheit über eine weiſe Regel des Hausweſens und über die allerhalben ſo nöthige Ordnung und Reinlichkeit ſich weitläufig zu verbreiten. Sie hätte keinen Gegenſtand wählen gekonnt, der bei der Deutſchen gleichen Anklang gefunden haben würde; ſie ſtimmte der Fremden in Allem bei, wußte ſelbſt noch Vieles hinzuzufügen und

konnte ungeachtet der vorgerükten Nachtzeit, ſich an dieſem Geſpräche nicht ermüden. Eine Stunde war beiden Frauen auf ſolche Art vergangen, keine hatte ſich noch erſchöpft, das ganze Gebiet der Haushaltung wurde vorgenommen, und eine ſprach der andern aus dem Herzen. Da war des Bejahens und Weiterführens kein Ende, die Damen fanden ſolches Wolgefallen aneinander, als wären ſie ſeit Jahren vertraute Freundinnen geweſen. Jede bewunderte die Einſicht und Erfahrung der andern, und die Deutſche hatte noch den Vortheil, die ſchönſten Beiſpiele ihrer Methode um ſich zu haben und vorzeigen zu können; das unterließ ſie denn auch nicht und es vergingen kaum einige Minuten, daß ſie nicht wieder einen Schlüſſel vom großen Bunde auswählte und ihrem Beſuche ein neues Gemach, eine andere Truhe, eine noch nicht geöffnete Lade vorwies. So wurde Alles an Beiſpielen erhärtet und durchgeführt; die Fremde hatte das Regiſter der Billigungen und Beifallzeichen bereits erſchöpft, auch die Deutſche ſchon das ganze Haus vom Firſt bis zum Keller gezeigt, und es blieb ihnen nichts mehr übrig, als von Neuem in ein Schlußlob der Ordnung auszubrechen. Die ſchwarze Dame ſprach mit vieler Wärme und Salbung; da jedoch Alles in der Welt ein Ende haben muß, ſo erſtikte ihr

plözlich das Wort in der Kehle, weniger wie es schien, aus Mangel am Stoffe, als aus völligem Abgange des Athems. Sie schwieg eine Weile, gleichsam um sich zu erholen, dann erst begann sie von Neuem, einen andern Gegenstand berührend.

— Da sie nun das Haus so reichlich mit Ersprieß-lichem bedacht hat, so wird sie wol auch das Ange-nehme nicht außer Acht gelassen haben?

— Das wäre, meine Verehrte?

— Der Tulpenflor, mit dem sie sonder Zweifel Garten und Feld auf das Herrlichste bestellt haben wird.

— Tulpen, Blumen, — nein, meine Liebe, das ist zweckloses buntes Unkraut, das der Feind in den Weizen des Heils säet. Ich kenne kaum etwas, das mir so widerwärtig ist als Blumen.

— Wie, was? das ist nicht ihr Ernst, meine Gute.

— Mein voller; sieht sie, schon meine Väter und Ahnherren haßten das blühende Zeug, meine Mutter übernahm sich im Schrekе vor einer hellrothen Tulipane und leider blieb mir irgendwo ein garstig Mal davon, aber zu meinem Heile auch die Abneigung vor dem gleißenden Tande.

— Daß ich das hören muß! versezte die Fremde,

und ſprang vom Seſſel empor, einen Abſcheu vor Blumen! Schade, Schade — ich hatt' es gut vor mit ihr.

— Wie, ſo eine kluge Perſon, wie ſie, hegt eine Neigung für den thörichten Blüthenſchein, für den eitlen, tollen Betrug?

— Daß ein ſo braves Ding wie ſie dieſe Freudenpracht, dieſen Farbenjubel nicht zu begreifen vermag! Aber ich ſage ihr, mir iſt es leid, daß es ihr nicht eingeht: Um dieſes einzigen Mangels willen wird ſie verworfen werden. In einem Hauſe ohne Blumen iſt meines Bleibens nicht länger.

Damit war die ſeltſame Frau aufgeſprungen und hatte ohne weitern Gruß das Zimmer verlaſſen. Jammerſchade, daß ſie die Tulipanen nicht zu ſchäzen weiß! ſeufzte ſie noch ein Mal vor ſich hin, als ſie über die Stiege hinab eilte; unten empfing ſie der Diener des Hauſes mit einer angezündeten Laterne, um ſie in ihre Wohnung zu geleiten. Sie lehnte es ab; der Bediente, mochte es nun aus Dienſtfertigkeit oder in der Hoffnung eines Trinkgeldes geſchehen, ließ es ſich nicht nehmen, er war bereits vor ihr aus dem Hausthore geſprungen, und ſchritt, ſobald er wahrgenommen hatte, welche Gaſſe ſie einſchlug, mit der Laterne vor ihr des Weges. Es ſtanden mehre vornehme Wohnhäuſer

und Herbergen in der Nähe des Hauses, er schielte manchmal nach der Dame zurük um zu sehen, ob sie sich nicht gegen eine derselben wendete; sie ging schweigend weiter, endlich bog sie in ein langes enges Gäßchen, das in eine abgelegene Vorstadt führte. Da zu beiden Seiten des Weges nur Warenhäuser und Gartenmauern standen, schritt der Bediente, ohne weiter umzusehen, rüstig voran, und machte nach der abgelegenen Wohnung der Dame eine eben nicht erfreuliche Berechnung des gehofften Trinkgeldes. Jezt kamen sie zu einem freien Plaze vor der Kirche des heiligen Patrik, der Weg theilte sich gerade an der Kirchhofmauer nach drei Seiten, der Bediente wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, und schaute sich nach seiner Begleiterin um. So weit er aber mit der Laterne umherleuchtete und wie laut er nach ihr rufen mochte, es war keine Spur mehr von ihr zu entdeken; ohne Zweifel war sie, um einem kleinen Handgelde zu entgehen, jezt am Ziele irgendwo in ihr Haus entschlüpft, und schon fing er an laut auf sie zu schmähen, als es aber ihm vom Kirchthurme langsam und feierlich die Mitternachtstunde zu schlagen begann. Herrn Hamsterhoeks Bedienter war nicht ganz frei von jenem Schauder, der sich für Manche an diese Stunde knüpft, er sah sich betroffen um, und

wußten genau, wie sie sich zu bewegen hatten. Es wäre unnöthig hier noch zu bemerken, daß sich dieser edle holländische Geist auch in jedem Winkel des Hauses ausprägte. Das haarlemer Stadtkind fand zwar Alles bereits in guter Ordnung vor, da die Deutsche in dieser Beziehung ein ihr verwandtes Gemüth besaß, allein um ihrer Sendung völlig nachzukommen, wurde dennoch das ganze Haus gleichsam umgekehrt und jedes Ding sodann anders aufgestellt oder mindestens in einem andern Fache verwahrt. Über diesen strengen Sitten vergaß sie doch nicht die Anmuth, den Reiz des Lebens, und da es so eben Lenz wurde, so war das Haus bald mit einem Meere von Blumen überfüllt und schwamm gleichsam in Duft und Farben. Die Tulpengärten von Magnesia wären vor diesem holländischen Privatfrühlinge schamroth geworden; die Gärten und Felder des Herrn Hamsterhoet prangten nun wieder als die Lust und der Stolz seiner Mitbürger, und wenn man von etwas Herrlichem in Haarlem redete, so war seine Blumenflur der Höhepunkt des Vergleiches. Seltsame Gewächse wurden verschrieben, Zwiebeln und Wurzeln gekauft. Seine Kinder wuchsen dabei wie Unkraut unter Blumen. Er selbst hatte die größte Freude an der neuen Wirthschaft, seine Eitelkeit fand

ſich geſchmeichelt, ſeine geheimen Wünſche waren erfüllt, er lobte ſeine jezige Wahl noch mehr als die frühern, und hätte die Blumiſtin die eigene Blüthenzeit nicht faſt zu weit hinter ſich gehabt, und Haarlem hätte keinen Augenblik gezögert, ſie als ſeine Braut zu betrachten.

Unterdeſſen war mehr als ein Jahr abgelaufen, und Herr Hamſterhoek konnte ſeine Geſchäftsreiſe nicht länger verſchieben; er nahm alſo von ſeinen Blumen ſchweren Abſchied, und nur die Hoffnung tröſtete ihn, bei ſeiner Rükkehr noch vorzüglichere im Blühen zu finden.

Der ſeltſame Beſuch, der bei ähnlicher Gelegenheit nie geſäumt hatte, ſich alsbald bei den Vorgängerinnen der Blumiſtin einzuſtellen, ließ diesmal auf ſich warten. Herr Hamſterhoek wurde ſchon an dieſem Abende zurükerwartet, und man hätte faſt vermuthen ſollen, jene Dame werde diesmal ganz wegbleiben, als ſie plözlich in's Zimmer der Holländerin trat, die ſo eben alle Anſtalten zum Empfange des Hausherrn beendet hatte. Die Blumiſtin warf einen ſcharfen ausforſchenden Blik auf die Fremde, und war nicht wenig betreten, als ſich dieſe ohne weiters vor ihr im Sofa niederließ und keine Miene machte, ſie über den Grund des ſpäten

Beſuches aufzuklären. Beide Damen ſchwiegen, ohne durch dieſe Pauſe in die geringſte Verlegenheit zu gerathen.

— Es iſt heute recht ſchwül in Haarlem, begann die Fremde zuerſt, die endlich durch das hartnäkige Schweigen der Andern überwunden zu ſein ſchien.

— Es läßt ſich nicht leugnen, aber ſie hatte offenbar zu viele Güte, wenn ſie ſich, um mir dies zu ſagen, ſo ſpät noch hieher bemüht hat.

— Ich hoffe, mein Beſuch wird dieſem Hauſe jederzeit zum Vergnügen gereichen.

— Und ſie ſcheint allerdings ſehr bemüht, uns dieſes Vergnügen ohne Rükſicht auf Zeit und Stunde zu verſchaffen.

— Weiß ſie, daß es Pflicht iſt, Gäſte artig zu empfangen.

— Ich glaube, daß die der Gäſte kaum nachſteht, in anſtändiger Kleidung zu erſcheinen.

— Wie meint ſie das?

— Ich meine, daß, wenn man Jemand mit einem Beſuche beehrt, die Kleider reinlich und anſtändig ſein ſollten.

— Gewiß.

— Sie wird ſich daher nicht verwundern, wenn ich

ihr bemerke, daß sie sich mit zerrissenen, halb vermoderten Spizen in diesem ehrenwerthen Hause sehen läßt.

Betreten schaute die dike Dame auf ihren Busenstreif, und als sie denselben in der That in keinem besseren Zustande vorfand, so zeigte sich Beschämung und Verlegenheit auf ihren blassen Zügen.

— Sie hat in der That recht; es wäre mir jedoch leid, wenn sie diese Unsitte meiner Nachlässigkeit zuschreiben wollte: ich wohne in einem gar feuchten und unfreundlichen Quartiere.

— Ei sehe man, wie sie die Sache zu wenden versteht.

— Sie thut mir Unrecht, meine Gute, sprach die fremde Dame, fast mit jenem Abzeichen von Verschämtheit, der Verarmten, die bessere Tage gekannt hatten, gemein ist; wirklich trägt mein dumpfes Kämmerlein die einzige Schuld daran.

— Nun, da rath' ich ihr ein anderes zu beziehen.

— Das geht nicht an, entgegnete die Fremde mit einem kaum unterdrükten Seufzer, es hat seine ganz eigene Bewandniß damit.

Das Gespräch hatte einen unfreundlichen Anfang genommen, aber der Gegenstand, der dadurch angeregt wurde, fand bei den Damen zu viel Anklang, als daß

es nicht lebhafter hätte fortgeſezt werden ſollen, und wirklich waren ſie bald darauf in tiefſinnige Mittheilungen über die gute Ordnung des Hausweſens und der geſelligen Angelegenheiten verwikelt.

Eine Dienerin brachte Meldung über den Vollzug einer Anordnung im Blumengarten. Bei dieſem Worte entrang ſich ein wonniger Seufzer dem Buſen der fremden Dame; ein Blumengarten! wiederholte ſie, und dieſer ſchmeichleriſche Klang ſchien alle Sehnſucht in ihrem Herzen zu entzügeln.

— Und das nicht der ſchlechteſte in Haarlem. Iſt ſie eine Freundin von Blumen?

— Ob ich eine bin, bis in den Tod.

— Ei, da verdient ſie, die Zurüſtung zum Empfange Herrn Hamſterhoeks, den wir noch dieſen Abend erwarten, in unſerm Tulpengarten zu ſehen.

Die Damen ſtiegen die Treppe hinunter, und wirklich bot ſich ein Schauſpiel eigner Weiſe im Garten dar. Die Tulpen ſtanden gerade in vollſter Blüthe, um den Kaufherrn feſtlich zu begrüßen, hatte die Schaffnerin in den Beeten zu jedem Kelche eine brennende Wachskerze aufſteken laſſen. Kein Hauch bewegte die Frühlingsluft, und des Leuchtens und Blühens war kein Maß und kein Ende. Vor Freude und Ueberraſchung

ſchlug die Fremde die Hände über ihrem Kopfe zuſammen und konnte ſich an Lob und Bewunderung nicht erſchöpfen, ſo daß die Haushälterin nicht umhin konnte, Wolgefallen an ihren feinen Reden zu finden.

— Was wird ſie erſt ſagen, wenn ich ihr drüben im japaniſchen Pavillon den Stolz des Hauſes, den prächtigſten Semper Auguſtus in voller Blüthe zeige.

— Was, ein Semper Auguſtus blüht in Hamſterhoeks Hauſe?

— Ja wol, und einen ſchöneren wird ſie in ganz Holland nicht finden.

Eilend trippelten die Damen nach dem Japanſalon; dort prangte unter einer glänzenden Girandole das berüchtigte Tulpengewächs. Die Fremde konnte ſich nicht ſattſehen daran, und entdekte mit jedem Blike neue Schönheiten.

— Sie muß nun auch ſeinen Duft verſuchen, mahnte die Dame des Hauſes, die in der kurzen Zeit Simpathie für die Fremde gewonnen hatte.

Schon beugte ſich dieſe zum Kelche nieder, als ſie plözlich mit der Naſe zurükfuhr, und die Holländerin hätte nicht ermangelt, ſie darüber zur Rede zu ſtellen, wenn nicht gerade in dieſem Augenblike Herr Hamſterhoek angekommen wäre. Er ließ ſich recht freundlich

an, und brach insbeſonders über den Blumenprunk in wolgeſezte Lobſprüche aus. Die fremde Dame war im Getriebe dieſer erſten Begrüßungen von Allen überſehen worden, und erſt, als man ſich von dieſen erholt hatte, fiel der Blik des Hausherrn auf ſie. Er hatte ſeine Farbe gewechſelt, ſobald er ihrer anſichtig wurde, ſie nikte ihm ernſt aber freundlich; auch ſie ſchien durch ſeinen Anblik etwas bewegt, und hatte ihn ſchon vorher lange unbemerkt von der Seite angeſehen.

— Womit kann ich dienen, meine Liebwertheſte? begann endlich der Holländer bitterſüß und die Worte erſtikten ihm faſt in der Gurgel.

— Kommt doch nur näher, mein Freund, ſprach die Dame nicht ohne einen Anflug von Wolwollen, drei Jahre ſchon beſuch' ich euch, endlich erſt treffen wir zuſammen.

— Iſt es möglich, daß mir ſchon andere Male dies Vergnügen zugedacht geweſen war?

— Da wir uns aber endlich wiederſehen, Hamſterhoek, ſo wünſcht' ich wol ein paar Worte ohne Zeugen mit euch zu reden.

— Iſt mir ein ſonderbares Vergnügen; wollen wir uns in mein Zimmer in das Stokwerk bemühen?

— Ganz vortrefflich. Gebt mir euren Arm, Adrian.

Er bot ihn ihr mit einem Gemiſch von Galanterie und ſcheuer Ehrfurcht! ſie ſtiegen zuſammen über die Treppe, und verſchwanden bald in des Kaufherrn Geheimſtube. Mit überraſchtem, betretenen Blike ſchaute ihnen die Haushälterin nach. Sie blieben wol eine Stunde im Zimmer verſchloſſen, und da ſie ſelbes verließen, bezeigte ſich der Holländer nicht minder ehrerbietig, aber merklich befriedigter. Als ſie an der Haushälterin vorbeikamen, hilt die Fremde mit einem wolwollenden Zuge um die Lippen vor ihr: Sie wird es noch erfahren, wie zufrieden ich mit ihr bin, meine Liebe, ſagte ſie, und rauſchte leiſe an ihr vorbei. Herr Hamſterhoek begleitete ſie bis zur Hausſchwelle, die Fremde empfahl noch ein Mal, mit aller Sorgfalt des Semper Auguſtus zu warten, und die Kinder für ſie zu küſſen, dann ging das Hausthor hinter ihr zu, und Herr Hamſterhoek zog ſich bald darauf ohne Abendmalzeil in ſein Schlafzimmer zurük.

Was die Beiden mit einander geſprochen haben mochten, erfuhr kein Menſch; aber bald darauf murmelte man ſich dies und das unter Bekannten in die Ohren, und ehe viele Zeit verging, wußte Jedermann, daß das haarlemer Stadtkind Braut des reichen Herrn Hamſterhoek ſei. Alle verwunderten ſich und Viele

beneideten sie, wahren Antheil nahmen Wenige, Keiner jedoch, der geladen wurde, wies die Aussicht auf den herrlichen Festschmaus zurük.

Der ließ seiner Zeit denn auch nicht auf sich warten. Aus allen Schornsteinen des Hauses dampfte der fetteste Rauch, während das Hochzeitgeleite in der Kirche vor dem Altare stand. Alle Gäste waren auf das staatlichste gepuzt, und hatten sich bemüht, Wolstand und feine Sitte zur Schau zu stellen, um so mehr mußte eine dike blaße Frau auffallen, die im verschossenen schwarzen Anzuge mit ausgekantetem Spizenschleier etwas abseits von den Hochzeitgästen in einem Kirchstuhle Plaz genommen hatte. Herr Hamsterhoek schien von großer Aufmerksamkeit für sie, und als es sich darum handelte, daß er das verhängnißvolle Ja aussprechen sollte, blikte er fast zögernd nach ihr um, und erst, als sie ihm mit ermuthigendem Lächeln zunikte, kam es über seine Lippen.

Die unbekannte Dame hilt eine große blühende Tulipane in der Hand, die keine geringere als der Semper Augustus war, und konnte nicht umhin, sie ein Mal über das andere wolgefällig zu betrachten.

An dem Hochzeitschmause nahm sie jedoch nicht mehr

Antheil, Niemand ſah ſie mehr nach der Kirchenzeremonie, ſie mochte ſchnell abgereiſt ſein.

Ich brauche die Leſer nicht zu verſichern, daß dieſer Hochzeitgaſt mit jenem geheimnißvollen Beſuche in Herrn Hamſterhoeks Hauſe eine und dieſelbe Perſon war, noch erfreulicher aber wird die Nachricht ſein, daß der brave Holländer mit ſeiner zweiten Gemalin faſt eben ſo glüklich als mit der erſten gelebt hat.

Der Hochzeittag.

Der Hochzeittag.

Ein ſtiller Sommermorgen ging auf, die Sonne ſtand unter Veilchen, und die irdiſchen dufteten lieblicher; es war ein Tag, an dem der Menſch lächelnd vor unbekannter Wonne in's Erdengrün und Himmelblau ſchaut und tiefer athmen möchte und voller, um mehr in ſich zu ziehen vom herrlichen Lebensſtrome. Nur im Weſten ſtand über den Bergen ein dunkles Gewölke, aber die Menſchen ſahen es nicht in ihrer Freude.

In Schwarzau gingen ſchon hier und dort die netten, hell bemalten Jalouſien auf, und ſchlafrothe Geſichter ſahen rechts und links in den klaren Äthern, und die Kinder jubelten über das prächtige Wetter zur Luſtfahrt, und der Vater ſtopfte vergnügt die Morgenpfeife und ſchob die Schlafmüze ſeitwärts. Hübſche, reinliche Mägde gingen zum Rathsbrunnen, wie einſt die Töchter von Jeruſalem, aus den nahen Dörfern tönte das Sonntagsgeläute, und jedes erwachende Herz erfreute ſich des herrlichen Feiertagmorgens.

Die Tochter des Landraths ſchlich mit leiſem Segen an den ſchlummernden Ältern vorüber in das blühende Gärtchen. Der ſchönſte Traum hatte ſoeben um ſie geſpielt, doch ſchöner noch ſtand nun das Leben vor ihr mit ſeinem friſchen Strauße aus Duft und Farben. Voll Morgenthaues begrüßten ſie ihre Nelken und Levkojen, und die Rabatte hinunter duftete und ſchillerte es wie in der orientaliſchen Märchenwelt.

Verloren in Gegenwart und Ahnung ſtand Lottchen vor der Jasminlaube, ſchön wie eine Freudenhore, der Buſen ſtieg im leichten Morgenkleide, und das Auge zum Himmel — fromm wie im Gebet, und eine große Thräne perlte über die blühende Wange. Ach, heute war ja ihr Brautmorgen! Kinderträume gaukelten wie Roſenwolken um ſie, alle Blumen der Erinnerung ſchoßen auf und liebe Geſtalten wehten durcheinander, alle ihre Freuden wuchſen noch einmal und ihr ganzes Leben lag wie der ſtille, blühende Garten vor ihr. Brautthränen! ihr ſeid der Thau, der aus zwei Ewigkeiten herüber fließt, aus zwei Seeligkeiten; das goldne Abendgewölk der Kindheit und der hellere Morgen der Zukunft ſpielen durcheinander, und die Gegenwart und das Herz möchten unendlich werden wie der Himmel darüber, — Brautthränen! ihr ſeid die hellſten Perlen im Leben des

Weibes, der reinſte Juwel, der ewige Glanzbogen über der Regenlandſchaft, die vielleicht folgt, über zerknikten Blumen und erſchlagenen Ernten.

Mit heiligem Schauer trat die Jungfrau in's ſonnengrüne Dunkel, — hier war es, wo ſie ihrem Ernſt einſt unter ewigen Sternen ewige Liebe geſchworen.

— Still, Mädchen, ſprach er damals ſanft und gerührt, laß deinem frommen Herzen ſeinen ſtillen Gang; dein Herz, nicht dein Schwur verbürgt mir deine Liebe, ihm glaub' ich ohne Eid, und wir wollen treu aneinander halten und in Liebe unſern Erdenweg gehen bis an's Grab.

Wol hatte er Wort gehalten, fühlte das Mädchen; heute reichten ſie ſich die Hände zum Gange durch Blumen und Dornen, und ihre Herzen hingen nur noch inniger aneinander als damals. Die ganze Zeit, die ſie ihn kannte, hatte er ſittlich ſchön vor ihr gewandelt, mit kräftigem Sinne, mit reinem Willen, ſo ganz anders als das gewöhnliche, ſchlafſpielende Männervolk, das ſie zum Glüke nur aus Hiſtorien und aus des Vaters Skizzen kannte. Kein äußerer Schein verlokte ihn; was auch die Mädchen mit leuchtenden Bliken und ſüßem Lächeln gegen den ſchönen Mann geäugelt haben mochten, höflich gegen alle, aber nur einer huldigend blikte

er um so zärtlicher in seines Lottchens liebende Augen. Der alte Landrath, ein schlichter Biedermann, hatte sich durch seine etwas derbe Redlichkeit verfeindet, man wußte ihn anzuschwärzen, so daß er seinen Dienst verlor. Ernst erhielt von seinen Gönnern wiederholte Winke, sich vom angefeindeten Starrkopfe zurükzuziehen; treu erfüllte er seine Amtspflicht, handelte übrigens nach eigner Überzeugung: er war der einzige Angestellte, der nach wie vor im Hause verkehrte; manches Vergnügen, das sie sonst öfter genossen, verdankten sie jezt nur ihm; er ging dabei fast verschämt zu Werke, von keiner Seite hätte der durch die Kränkung nur stolzer gewordene Landrath Bedauern oder gar Unterstüzung geduldet, Ernst liebte er, von ihm hätte er den lezten halben Bissen angenommen.

Der Busen der Jungfrau schwellte vor Stolz auf den edlen Menschen; sie war ja seine Auserwählte, die Glükliche, die er sich erkoren vor allen Anderen ihres Geschlechtes. Dankend blikte sie zum Himmel und that im frommen Herzen das Gelübde, sein Leben zu verschönern und mit Blumen zu schmüken, wie sie nur könnte. Eine zahme Grasmüke flog mit den zwitschernden Jungen in die Laube und äzte sie und sang dann ein Lied von Mutterliebe. Die Jungfrau hilt an, um

das Treiben des kleinen Weſens nicht zu ſtören, und ſeelige Ahnung zitterte durch ihr Herz.

Da wurde ſie von rükwärts umſchlungen und geküßt: Ernſt war's, in Liebe und Rührung ſank ſie ihm an's Herz und legte ſeelig und träumend ihr Lokenköpfchen an ſeine Bruſt.

— Kennſt du dies Kleid noch, begann ſie nach einer Weile, und die blaßrothe Schleife?

— Ob ich's kenne! hab' ich dich nicht darin vor zwei Jahren das erſte Mal geſehen. Es war Sonntag wie heute, ich fuhr nach Schwarzau, meinem neuen Beſtimmungsorte; die netten Dächer, die Pappelwipfel grüßten freundlich herüber, doch hätte mich auch der ungaſtlichſte Flek der Erde erwartet, ich wäre befriedigt eingezogen wie ein Profet, eröffnete ſich hier doch das erſte Mal ein Amtskreis für mich, in dem ich ſelbſtſtändig auftreten ſollte. In der Pappelallee ſchritten Spaziergänger und blikten neugierig auf die ſtaubige Reiſekaleſche, — gemächliche Herren und Frauen, und unter ihnen auch du, mein holdes Kind, im blüthenweißen Sonntagkleide am Arme des gemüthlichen Vaters, — Lotte —

Er drükte ſie wärmer an's Herz, und ſie lächelte ſeelig, wie Roſenknospen ſchwellten ihm die Lippen ent-

gegen, und ein Fächelwind ſpielte um ihre volle Geſtalt. Der Gedanke: ſie iſt dein, ganz dein! drang ſchwellend durch ſein Leben und berauſchte ihn zum Halbgotte. Einen Augenblik hilt er ſie in den Armen: Komm' Lotte, laß uns in den Garten gehen, es iſt zu ſchwül in der Laube. Und die Beiden ſchritten im Bewußtſein ihres Werthes und ihres Glükes ſtolz wie Heroiden durch die Natur und ſie neigte ſich huldigend vor dem herrlichen Paare.

— Pflüken wir die Roſen zum Brautkranze, Ernſt; ſie waren mir immer die liebſten Blumen, und die beſonders, die du gepflanzt; ſorgſam zog ich ſie im kühlen Schatten am Bachrande, die Roſen in Schwarzau ſind lange verblüht, nur an deinem Stoke ſtehen noch ſechs herrliche Blumen.

Das Pärchen bog die Zitiſusranken auseinander und ging zum Roſenſtoke; aber die lezte Nacht hatte fünf Roſen abgeſtreift, und als Lotte die ſechſte brechen wollte, fielen ihre rothen Blätter vom Kelche. Mit einem leiſen Aufſchrei drükte Lotte ihr Geſicht an Ernſt's Bruſt, und wie eine unheimliche Ahnung fuhr es über ihr Herz.

— Sei ruhig, mein liebes Mädchen, tröſtete Ernſt, biſt du doch ſelbſt eine holdere Roſe und unverwelklich deine geiſtige Schöne.

Wehmüthig lehnte ſie ſich an das Geländer und ſah den Wellen nach, die die Blätter hinabtrugen.

Ernſt ſchloß ſie an's Herz und küßte die feuchten Wimpern, bis die Wehmuth verflog und ſie wieder zu lächeln begann.

— Ei, bravo! rief Vater Landrath, der plözlich im Schlafroke mit Pfeife und Käpplein vor ihnen ſtand, da läßt ſich meine Dirne küſſen, und kann es ſelbſt ſchon wie ein kleiner Profeſſor; ei, wo hat ſie denn das gelernt? Ernſt reichte dem Vater lachend die Hand, auch Lotte lächelte verſchämt, wie es einer Braut geziemt, und begann nun auch an ſeiner graubärtigen Wange ihre gelehrten Experimente. Der Vater ſtreichelte ihre Wange: Liebt euch nur immer ſo, meine Kinder, und der Kuß am Sterbebette ſei warm, wie der Brautkuß!

Verſchlungen ging das Kleeblatt zur Jasminlaube zurük, die Mutter und die kleine Schweſter warteten bereits vor der Kaffeekanne, jene ſchmollte hausfraulich, und Roſamunde knakte unterdeſſen einen ſüßen Kern der Melone, welche die Zukerdoſe vorſtellte.

— Aus dieſen Schalen trinken wir heute das lezte Mal, Väterchen; die geb' ich der Lotte mit, es ſollten freilich ſchönere ſein, aber — ja, wenn die Großtante anderen Sinnes wäre!

— Laß ſie, Mutter, die hat uns nie wolgewollt; ſie mag ſich ihres Mammons freuen, ſind wir doch ohne ſie guter Dinge.

In der Laube ſaßen glükliche Menſchen, die zweite Welt lag entſchleiert über der Glorie der erſten, und Sonne und Sterne ſpielten durcheinander. Draußen im Garten ſtanden die Bäume beiſammen wie frohe Menſchen, und die Gräſer neigten ſich heimlich zur liſternden Zwieſprache; es war ein Tag, als ob Göttin Hertha im heiligen Wagen über die Erde zöge.

Vor einer Weile ſchon war der Bediente der Frau von Wehren, Erneſtens Tante, da geweſen, und bat ihn auf einige Worte zu ihr; aber der entzükte Bräutigam wollte nicht aus Eliſium ſcheiden.

Nach einer halben Stunde mahnte ihn der Landrath ſelbſt an's Hingehen; nur ungern verließ er die Laube und das freundliche Gärtchen. Als er um die Straßenecke bog, fuhr ein Reiſewagen vorüber, der Poſtillon blies, die Pferde ſtampften und beſprizten ihn mit Gaſſenkoth. Der junge Mann der im Wagen ſaß, ſpielte nachläſſig mit einem braunen Hunde, der den Plaz ihm gegenüber einnahm.

Der Wagen hilt vor dem Gaſthofe des Städtchens.

In dem Zimmer des Landrathes ſah es aus, als ob ſoeben der heilige Kriſt beſchert hätte, Kleider verſchiedener Farbe lagen umher, Schlafhäubchen und Mieder und Linnenzeug, blüthenweiß und zierlich, der Stolz der ſorglichen Mutter, von ihr und dem Bräutchen ſelbſt genäht. Reizend vor allem hing das Brautkleid, das Ernſt geſchikt hatte, mitten im Zimmer, einfach in der Farbe der Unſchuld, zart wie Pſiches Hülle. Unweit davon lag ein fingerlanges Strümpfchen, das erſte, das Lotte einſt als kleines Mädchen getragen hatte; beim Zuſammenpaken hatte es die Mutter heute verſtreut. Zwei Lebenszeiten ſtanden aneinander, die halbbewußte Morgenſtunde und der helle Freudenmittag; aus dem Nebel ſchaute die dritte, und das Sterbehemd lag vielleicht nicht entfernter.

Die frohen Menſchen, die eben aus dem Garten kamen, ſahen nur die zwei erſten, und die Mutter hob den Kinderſtrumpf auf und wies ihn lächelnd ihrem Bernhard und der bräutlichen Tochter und fliſterte nekend: für deinen Erſtgebornen! Lottchen ſchlang erröthend die vollen Arme um die Mutter, dieſe drükte ihr einen Weihekuß auf die Fülle der Lippen, und ſah mutterglüklich an der ſchönen, jungfräulichen Geſtalt hernieder; und der Traum der Liebe und die holde Zeit ihrer

erſten und einzigen, deren Fruchttriebe noch jezt die gealterte labten, tönte ſüß und rührend wie ein Glokenſpiel in die Bruſt der Mutter; lächelnd mit feuchtem Auge ſchlich ſie hinaus, und während die Tochter noch die Vorräthe ordnete und legte, trat ſie in ihrem ſchwerſeidenen, geblümten Hochzeitkleide herein, mit der Zitterroſe aus Rubinen am Buſen und mit dem langen Ehrenfächer voll Flittergoldes und Engelköpfe.

— Marianne! rief der überraſchte Gatte aus und hilt ſeiner Geſchmükten die alten Arme entgegen, und in der grauen Wimper lief eine Thräne an, gepreßt aus allem Wol und Wehe eines langen Lebens. Sie ſank an ſein Herz, das kleinere Mädchen ſprang händeklatſchend im Zimmer: Mutter, ach, Mutter! wie ſchön du biſt, wie prächtig! Als dieſe mild lächelnd mit verweinten Augen aufſah, da flog es, gerührt durch fremde Rührung in ihre Arme; die Braut lag ſchon längſt den Ältern am Herzen, und in heiligen Schauern lispelte ſie: Vater, Mutter, o du liebes, liebes Brautpaar!

Liebt euch doch nur recht, ihr Menſchen! jeden Tag, jede Stunde liebt euch und verkümmert euch keine, denn nur zu bald verfliegen eure ſchönſten. Und ihr, Männer! mit welchem Auge könnt ihr einmal die arme, geſchmükte Geſtalt anſchauen, die all ihre Roſen zum duftigen Lager

für euch gebrochen, wenn ihr nicht treu und bieder zu ihr gehalten habt, wie unſer Bernhard. Den Schimmer der Augen, die Gluth der Wangen habt ihr ſchwelgend weggeküßt und den ganzen prangenden Mai, und was konntet ihr der Armen wol geben, die ihr Herz und Leben euch geopfert? — ach, kaum einen geringen Theil des euren, denn das gehört ja der Ewigkeit, einem unendlichen Weltleben und einem verlokenden irdiſchen!

Und du, liebes Brautpaar! deſſen Hochzeitmorgen ſo eben vor uns aufſchoß in magiſchen Farbenſtrahlen, ſei glüklich in deinem Erdenleben, glüklicher, als es der Schreiber dieſer Zeilen je ſein wird, dein Brautkleid ſinke nie zum verbrauchten Hausrathe, dein Hochzeitkranz nie unter's ſchale Wirthſchaftgerille, und der Heſperus deines Hochzeittages und deines Lebens ſei entwölkt wie ſein Morgenſtern!

Noch leuchtete die Frühſonne auf die gerührte Gruppe, als man an die Thüre des Beſuchzimmers klopfte, Thereſe und Roſine von Turteltaub traten ein.

— Guten Morgen allerſeits, rief Thereſe.

— Und ihnen einen abſonderlichen, Mamſell Braut, wünſchte Roſine.

— Wir machen uns das Vergnügen, ſagte Reschen,

— wir kommen helfen, Röschen, ſo ging die Doppelrede noch eine Weile fort, ohne daß es Jemand aus des Landraths Familie gelingen konnte, den Sprachgewandten auch nur einen guten Morgen zu bieten. Nun begann die Durchſicht des Brautſtaates, welcher Zwek die Neugierigen hergebracht hatte; jedes Stük wurde von allen Seiten beſehen und geprüft, Alles aufgelegt und herumgedreht.

— Das blaßblaue Kleid wird unſerer Lotte allerliebſt ſtehen, ſieh einmal her, Schweſter Thereſe, — unverſchämt ausgeſchnitten iſt's, wurde heimlich nachgeziſchelt, das eitle Ding will ſeine Fülle zu Markte tragen.

— Sieh', und hier das mit den zarten Sternen; — wie ſchreiend und auffallend! lautete die Privatgloſſe für die Schweſter.

— Die Taſchentücher ſind reizend, die Buchſtaben hat Lotte wol ſelbſt geſtikt; ſo eine kunſtfertige Hand, wie ſie unſer Bräutchen hat, kann den Bräutigam nur beglüken, die ſchönſten Blumen wird ſie ihm in das Daſein weben, — (leiſe): mit Überſtichen und Knopfneſtern, wie dieſe.

— Sehen die Arabesken nicht faſt ſo aus, wie jene, die in meine Saktücher kommen ſollten, als ich des Freiherrn Braut war, nur waren dort ſechs Sonnen-

blumen und die Einfaſſung von Spizen. Ja, liebe Mamſell, danken ſie dem Himmel, daß ihr Zukünftiger kein Soldat iſt, — mein Held iſt gefallen, und treu und noch immer einſam weint ihm ſein Mädchen nach. Sie ſtieß dieſe lezten Worte gar kläglich hervor, wie über ein Hünengrab. Wie oft ſeitdem auch um meine Hand geworben ward, mein Herz konnte nur einmal lieben! Zwei lange Thränen hingen am Wangenriff wie Eiszaken, und wenn man bedachte, daß der Freiherr, als er vor ungefähr fünfzehn Jahren im Spitale an einer unnennbaren Krankheit ſeinen ſchwachen Geiſt aufgab, bereits das halbe Jahrhundert hinter ſich hatte, ſo mußte man allerdings die Uneigennüzigkeit ihrer platoniſchen Liebe bewundern.

— Nu, nu, die Zeit heilt alle Wunden, tröſtete die Schweſter, wer weiß, ob nicht auch du deinen Baron noch einmal vergiſſeſt. Ging's mir doch auch nicht beſſer, als meine adligen Herren Ältern mein Verhältniß mit dem bürgerlichen Profeſſor trennten; ich wollte faſt ſterben vor Gram, aber — vielleicht ſehen wir dich in Kürze als Bräutchen; ich weiß, was ich weiß.

— Geh', Schäkerin! ſchmollte ſchnell erheitert die Lange, von dir könnte ich wol Manches erzählen; wem

gelten denn die angenehmen Serenaden, und auf wen wird im Mondſchein oft ſo lange gelauſcht?

— Loſes Mädchen, muß man denn derlei verplaudern, fiel Roſe ein und ſpielte mit dem Fächer, ja, ja, — ich gebe zu, aber, warte nur! Denk' an einen gewiſſen Forſtmeiſter.

— Ach! ſeufzte Thereſe auf, und ſchaute verſchämt über die Fläche des Buſens, Schwäzerin!

Für ein altes Mädchen, das ſchon unter den Gichtbrüchigen am Teiche Bethesda ſizt, gibt es nichts Angenehmeres, als ſich wieder einmal mit den Huldigungen eines Mannes aufziehen zu hören; ſie glaubt ſich zum zweiten Male in das goldene Buch der Berufenen eingetragen und blikt ſchmachtend der Auserwählung entgegen. Rührung erſtikt mir manchmal den Lachkizel, wenn ich eine von dieſen ſich in die Reihe der blühenden Schweſtern eindringen ſehe, und naiv tändeln und ſchäkern mit dem alten entblätterten Geſichte; jeder Triller, jeder Freudenlaut der verſpäteten Hore ſtimmt mich weicher; ging ihr doch der Wonnebecher des Lebens in den Tagen des Frühlings unberührt vorüber, ihrem erſten Kuſſe ſchlug keine Nachtigall, und Manche hat in ihrem Leben ja nichts geküßt, als einmal die Hände der Ältern und dann einen alten Mops.

Während des sich selbst genügenden Zwiegesprächs der beiden Fräulein von Turteltaub hatte die Landräthin ihren Brautanzug wieder bei Seite geschafft, und legte nun Alles, was jene in Unordnung gebracht hatten, in den reinlichen Laden zusammen; der Vater saß als Kunstgärtner zur Seite, schnitt Mirtenzweige, und band daraus seiner Tochter die Brautkrone. Die beiden Fräulein nisteten wie Spinnen in diesem Stillleben.

Sie hatten nun Alles im Zimmer gesehen und beschnüffelt und eilten an's Fenster, wohin sie die Neugierde sonst schon früher gelokt hätte, denn der Reisewagen, den sie schon auf der Gasse gesehen, war zu schön und vornehm. Noch stand er dort, ein Lakai trug Mantelsak und Schatulle, zwei Knechte des Wirthshauses schleppten den Koffer, aber interessanter als dies war der blonde Lokenkopf, der soeben im ersten Geschosse des Gasthauses sichtbar wurde, offenbar dem Besitzer der Reisekutsche gehörig. Kaum bemerkte er die Damen, so grüßte er mit gefälligem Anstande herüber; Lottchen dankte erröthend, Therese und Rosine knixten ohne Ende, und wakelten dabei zierlich mit den Rattenköpfen.

— Ein artiger junger Mann.

— Der kommt gewiß aus der Residenz.

— Vielleicht kennt er unsere Tante dort, die von

Roſenſtrauch, und bringt uns ein Briefchen oder Nachricht von ihr.

— In der That, Kind, mir ahnte ſchon geſtern ſo etwas, das Licht hatte faſt den ganzen Abend einen Glimmer am Dochte, wie ich auch mit der Schneuze ſcharren mochte, und der Kaffee wollte nicht klar werden und warf Perlen.

— Auf jeden Fall iſt er ein Adeliger, man ſieht es an ſeinem Benehmen.

— Vielleicht hat er mich erkannt, ich habe ganz den Geſichtſchnitt der Tante.

— Oder er hat mein Porträt ſeiner Zeit beim Baron geſehen, iſt Offizier, Kapitän.

Lottchen war nach dem Gruße vom Fenſter getreten, die Beiden aber ſahen ſich ihre, in einem Sinne noch recht feurigen Augen faſt blind in der Dunkelkammer gegenüber.

Der fremde Herr hatte ſich offenbar ſchon umgekleidet; er machte eben noch die lezten Meiſtergriffe in den Ringelloken; die beiden Edelfräulein konnten es nicht länger aushalten, ſie vermutheten, daß er ausgehen werde, und mußten erfahren, wohin — warum; eiligſt empfahlen ſie ſich und ſtürzten die Treppe hinunter. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ihnen am Hausthore

der Fremde entgegen kam und, vom Diener des Wirthshauſes geleitet, zur Wohnung des Landraths hinaufſtieg.

— Haſt du nichts oben vergeſſen? begann Röschen, als er an der oberſten Stufe verſchwand.

— Ach Gott, nicht das Geringſte, o, daß wir ſchon fortgingen!

— Ich weiß, was ich thue, rief die Kürzere plözlich, als ſie kaum ein paar Schritte auf der Gaſſe gethan, und humpelte wieder zurük.

— Sie verzeihen, meine Wertheſten, rief ſie in's Zimmer eindringend, haben ſie nicht meinen Fächer geſehen, meinen Fächer aus Schildbein mit der ſilbernen Familienkrone darauf? und nach ein paar Knixen, die ſie faſt nur gegen den Fremdling machte, hokte ſie nieder und rutſchte ſuchend über den Boden. An die Tiſchekе ſtieß ſie den Kopf an, mit leiſem Achzen fuhr ſie mit beiden Händen an die verlezte Stelle, und da ſie zugleich ihre Handtaſche fahren ließ, fiel der beſagte Fächer aus derſelben.

— Da iſt er, begann die Landräthin etwas unwillig; ſie hatte den Grund der Rükkehr errathen und gab ihr den Fächer.

— Ach der tükiſche Fächer, das Unterfutter hat ein

Loch, und da iſt er gewiß darin geſteckt, vergeben ſie die Störung.

Sie ſchwang ſich auf, und obwol ſie durch Küſſe und Entſchuldigungen Zeit zu gewinnen ſuchte, mußte ſie nun doch den Rükzug antreten und hatte nichts erſchnappt als ein paar lächelnde Blike des ſchönen Fremden und des Landraths: alſo willkommen, Vetter Bruno!

— Vetter Bruno! ſummte ſie geſpannt und neugierig nach; ſie hatte nie etwas von einem ſolchen beim Landrathe gehört, und als ſie ſchon längſt bei Roſe auf der Gaſſe war, klang ihr noch das leidige: Vetter Bruno! im Kopfe.

Der war der Fremde nun wirklich. Einſt in ihrer Kindheit hatten er und Lotte mit einander geſpielt; das Leben hatte ihn bald mit der aufſteigenden Schwinge fortgetragen: die alte, reiche Großtante im fernen N. nahm den Älternloſen zu ſich, und ſchien ihn zu ihrem Erben beſtimmt zu haben. Des Landraths Kinder hatten zwar auf ihren einſtigen Nachlaß gleiche Rechte, aber der Vater dachte bei ſo bewandten Umſtänden längſt nicht mehr daran. Die beiden lezten Jahre ließ die Großtante ihren Bruno reiſen, er machte die ſogenannte große Reiſe und beſah ſich auch ſonſt noch die Reſidenzſtädte und Badeorte Europas. Als er zurükkam, war

die Tante eben geſtorben. Das Teſtament wurde eröffnet, und ſiehe da, ſie hatte ſich ihrer Großnichte erinnert, und Bruno und Lottchen zu gleichen Theilen als Erben eingeſezt.

— Ich ſegnete ihr dankbar in das Grab nach, fuhr Bruno lebhaft fort, nahm Poſtpferde und bringe dir nun, liebes Lottchen, die Nachricht, daß ungefähr hunderttauſend Thaler für dich zu N. bereit liegen.

— Treib' mir nicht frevelhafte Scherze, Junge! fuhr der Landrath auf, und ſeine Herzkammern ſtießen jäher das Blut in alle Kanäle.

— Wie könnte ich dies, Herzenspapa! ſehen ſie nur ſelbſt die Papiere durch. Ja, liebes Lottchen, du biſt jezt ein reiches Mädchen, und liebenswürdig obendrein, noch weit, weit mehr. Wie biſt du doch ſchön geworden ſeit den lieben, vergangenen Tagen. Er faßte vertraut und zärtlich ihre Hand, und die Erröthende, Beſtürzte ließ ſie ihm gerne, war doch Alles, was er ſagte, gut und herzlich, und ſein Auge ſchien ſanft und treu.

Sie hatte ſich bis zu dieſem Tage immer glüklich gefühlt und keinen Wunſch mehr im Herzen genährt, aber nun empfand ſie dennoch, wie ſchön es ſich geſtalte, wenn des Vetters Nachricht wahr ſei, wenn ſie ihrem

Ernſt bei ſeinem Wiederkommen ſagen könnte: Nun bringe ich dir doch mehr mit, als nur dies arme, liebende Herz.

— Wär's möglich, kreiſchte die Landräthin, als Bruno die frohe Nachricht ausgeſprochen, und ſuchte trippelnd ihr Augenglas, das wäre ein ſchönes Hochzeitangebinde für dich, — aber du verdienſt es, du warſt eine gute, fromme Tochter all deine Tage.

— Hochzeitangebinde — wiederholte überraſcht und wenig erfreut der Vetter und ließ ihre Hand in ſeiner ſinken, du biſt alſo ſchon Braut, Lottchen, du holdes Lottchen, und für immer an einen Andern gebunden!

Mehr der ſeltſame Ausdruk, den er in dieſe Worte legte, als die gewöhnliche Brautzartheit malte ihre Wangen mit glühendem Purpur, ſchweigend und lächelnd ſenkte ſie ihr Auge, aber die kleine Schweſter hüpfte um den Vetter und rief: Freilich iſt ſie Bräutchen, ſiehſt du nicht dort den Mirtenkranz und das weiße Ehrenkleid, und unſern Ernſt wird ſie heirathen, heute noch.

— Herr Gott, es iſt wahr! rief der Landrath jezt, nachdem er eine Weile mit verſchwimmenden Augen und zitternden Händen in den mitgebrachten Papieren geleſen, da ſteht es wahrhaftig, und das große Amtsſiegel prangt darunter und die Gerichtsfertigung, reich biſt du

geworden, meine Tochter, bleibe gut wie immer, und, o Gott! wir danken dir.

— Einmalhunderttauſend Thaler! rief die Landräthin, komm' herein, alte Martha, hundertmal tauſend Thaler hat unſere Lotte geerbt, bare, blanke, — ei du Herzenskind, du! — hätt' ich nur gleich etwas, daß ich dich heute noch zum Altargange gehörig ſchmüken könnte, damit es dir die Leute doch anſehen, daß du reich geworden biſt, — ach Lotte — Lotte!

In der Altern Armen lag dieſe, und an der Thüre ſtand die Küchenmarthe ſchüchtern und hatte die weiße Schürze in der Eile umzunehmen vergeſſen, und lauſchte herein und trug die verſchwollenen Hände gefaltet in Erſtaunen vorne über einem Fettfleke.

— Ich verdiene wol ein Küßchen, Lotte, meinte Bruno, der wieder in leidlicher Faſſung zur Seite ſtand, eines für die Freudenkunde und eines für meine Vetterſchaft.

— Küſſe ihn, Mädel! rief der Vater, und wenn er zehn will; — an mein Herz, braver Junge, und der Hochſeeligen bringen wir heute den erſten Toaſt beim Hochzeitmale, ob ich ſie ſonſt auch nicht beſonders leiden mochte.

Er zog Bruno an's Herz, und ſchob ihn dann zur

Tochter hin, die ihm herzlich die Lippen bot; dreimal küßte er die frischen, und blikte ihr tief in die Augen, trunken vom köstlichen Taumelkelche.

— Du läßest lange auf dich warten, begann Tante Wehren, als Ernst endlich zu ihr in's grüne Frühstükstübchen trat, ich glaubte schon, ich bekäme dich heute nicht mehr zu sehen; die Braut hat dich wol nicht fortgelassen; es wird dir nun oft noch so gehen, armer Ernst, aber wenn sich einmal der Schmetterlingstaub verloren, dann erst —

— Ja, ich komme von ihr, wir saßen im Garten.

— Siehe, mein Ernst, du bist das einzige Wesen, das mir noch verwandt ist durch Bande des Blutes; meine arme Schwester legte dich mir sterbend in die Arme, ich habe dich treu gepflegt, sie hat dich geboren, aber ich ward doch auch deine Mutter; deinetwegen bin ich hieher gezogen.

— Gute Tante! rief er gerührt und küßte die lilienweiße, hagere Hand.

— Ich sage dir dies Alles nicht als Vorwurf, du hast mir mein Stük Mühe redlich gelohnt, jede frohe Stunde seit zwanzig Jahren hast du mir gegeben; ach, ich habe außer dir ja nur ein Mal noch einen Mann

geliebt, — das Herz war damals noch jung und thöricht, — ich habe viel darüber geweint, und möchte dich ſo gerne glüklich ſehen, — ſiehe, und ich habe dich gewarnt vor ihr, wie ich konnte, — du haſt nicht gefolgt; glaube mir, ſie iſt tükiſch, wie der Vater, — o, wie war er mir theuer, dieſer Bernhard, und hat mich dennoch betrogen, — doch ſtill davon, wenn nur du glüklich würdeſt, aber mit ihr —

— Tante, wir ſprachen oft davon, ich hörte ſie gelaſſen an, und prüfte meine Lotte, ſie beſtand jede Probe, auch der alte Landrath iſt ein Biedermann; ſie verkannten einſt ſein Herz, nahmen Achtung für Liebe, und warfen ihm dann die Schuld zu; glauben ſie mir, noch jezt hält er ſie hoch.

— Schweig' von ihm, Menſch! er hat nicht gut an mir gethan, und war auch ſein ganzes Leben kalt und ſtarrköpfig; — wenn's nur ſie nicht auch wäre, doch ich weiß es aus ſicherer Quelle. Von deiner Seite hat ſie mich getrieben, nun ſtehe ich ganz allein, und ſie werden dich nimmer zu mir laſſen.

— Heute iſt mein Brauttag, Tante, warum werfen ſie Wermuthblätter in meinen Freudenwein? Lotte wird meine zweite Mutter in ihnen verehren, und ſie werden ſich mit dem Vater durch ſie verſöhnen.

— Verzeihe mir, Ernſt, ich wollte dich nicht kränken; das war es nicht, warum ich nach dir ſchikte. Heute iſt dein Hochzeittag, ſiehe, ich wäre wol dazu in die Emporkirche gekommen und hätte an geweihter Stelle für dich gebetet; aber Gott nimmt meine Wünſche auch zu Hauſe an, und die Migräne hält mich in der Stube. Wenn die Hochzeitgloken läuten, werde ich knieen und für dich beten. Nach einem ſolchen Tage braucht man für dies und das ein Übriges in der Wirthſchaft; ich habe auf dieſer Welt nicht viel mehr nöthig, d'rum nimm hier dies Beutelchen mit Dukaten. Still, ſtill, Ernſt! weigere dich nicht und verdirb mir die Freude nicht, — und dann nimm hier mein Bild, du wirſt mich nun ohnedies ſeltner ſehen; man möchte den Maler faſt Lügen ſtrafen, wenn man jezt in mein verblaßtes Geſicht ſchaut, aber ſo war ich, als ich — ihn liebte.

— O Tante, meine liebe, gute Tante! Gott laſſe ſie ja noch recht glüklich ſein, ſie verdienen es.

In Rührung ſank er an's heftig ſchlagende, dürre Herz, dem längſt ſchon in den Tagen der Jugend alle Blumen gebrochen wurden und die Liebe und die Freude, und das ihnen doch nicht nachbrechen konnte, und noch immer ſchlug und die paar Pfunde Blut ab und zupumpte.

— Eine ſchöne Hoffnung haſt du mir freilich zerſtört, begann nach einer ſtummen Pauſe die Tante, — und ſo ſeltſam iſt das Menſchenherz, daß es mitten in der Stunde der Rührung doch auch noch kränken muß —: ich glaubte ſonſt wol, daß du mir Amalie, des Präſidenten Tochter, den lieben, ſittlich ſchönen Engel als Auserwählte zuführen würdeſt. Ich darf es dir nun geſtehen, der alte Herr ſchrieb mir öfter und ließ einige Winke fallen, und wenn er nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen deine Beförderungspatente unterſchrieb, mochte manchmal auch ſein Vaterherz ſchneller gehen; ich ſprach in meinen Briefen an ihn zwar auch nie geradezu davon, aber da du ſelbſt vor zwei Jahren, bevor wir in dies leidige Neſt kamen, Gefallen an ihr zu finden ſchienſt, und ich ſpäter dein Verhältniß in des Landraths Hauſe nur für flüchtigen Zeitvertreib hielt, wie ihr Männer, von unſerem Geſchlechte dazu verlokt, ihn euch wol manchmal macht, ſo konnte er denn doch aus meinen Antworten entnehmen, wie angenehm auch mir eine ſolche Verbindung ſein würde. Das Mädchen iſt dir gut, du darfſt es mir glauben, und der Präſident wartete ſeit deiner lezten Beförderung auf eine Anfrage von dir.

— Da ſind ſie im Irrthume, ſie misdeuten des

Präſidenten Briefe und verkennen der Tochter Herz; Amalie iſt herzensgut, aber eine von den hellen, ſtillen Seelen, die in ſich ſelbſt ihre Welt tragen, zu ſanft, zu temperamentlos für die Liebe.

— Im Irrthume bin ich?! und erhilt ich nicht eben geſtern einen Brief von dem Präſidenten, in dem er mir ſchreibt, daß ſeine Amalie verbleiche, ſie ſei ſo ſtill und weich, und die Ärzte rathen zu Bad und Landluft; da reiſe er denn bei uns vorüber, und hoffe auf unſere Begleitung, da auch dir, dem gewiſſenhaften Aktenmanne eine ſolche Veränderung wolthun werde. Seine Amalie verbleicht aus Liebegram, ſag' ich dir, und der Präſident, der noch nichts von deiner Hochzeit weiß, möchte dich zur Erklärung bringen.

— Nein, nein, Tante! und wäre es, ſo würde Amalie ihren Irrthum in der blühenden Natur bald vergeſſen.

— Nun wird er kommen, der würdige Präſident, und du wirſt ihm als Ehemann entgegen treten mit des Landraths Tochter, den er nie recht leiden mochte, und Amalie mag verbleichen und verblühen!

— Das wird ſie nicht, ihr klarer Geiſt wird ſie aufrecht halten, und ſie — liebt mich ja nicht!

— Dieſe Tage ſchon kann er kommen, er konnte

den ſichern Tag nicht angeben, weil er vorher noch dem Fürſten im Jagdſchloſſe aufwarten muß. Wie werden wir ihm unter die Augen treten?

— Frei und ehrlich; ich habe gegen Amalie nie Liebe geheuchelt, und der Präſident iſt ein verſtändiger Weltmann.

Dieſes Geſpräch verſtimmte unwillkührlich unſeren Ernſt; zwei bleiche Trauermonde hingen in ſeiner Freudenlandſchaft, die Tante und Amalie; ihm ahnte manche düſtere Stunde. So ergreifbar iſt des Menſchen Herz, daß ein Quentchen Sauerteig den ganzen Lebenskuchen in Gährung treibt.

Nach einem kurzen Spaziergange, der ſein Herz beruhigen ſollte, kam er, noch immer verſtimmt, in das Haus des Landraths zurük.

Unbemerkt trat er in Lottens Zimmer, Niemand kam ihm entgegen, ſie lag im Fenſter, umſchlungen vom Arme eines Fremden, ſcherzend neigte dieſer den ſchönen Kopf, und ſie ſah freundlich zu ihm. In hohem Grade betreten hilt Ernſt hinter der Gruppe, die ihn nicht bemerkte; bei einer plözlichen Wendung ſah ihn Lotte, ſchnell fuhr ſie aus Brunos Arme und ihm entgegen, aber die Erinnerung an die Stellung, die ſie ſo eben

verlaſſen hatte, und noch mehr der Blik in Ernſts düſteres Geſicht übergoſſen das ihre mit Erröthen; mit unſicherer Stimme verkündete ſie ihm die Neuigkeit, über die ſie ſich ſeinethalben ſo ſehr gefreut hatte. Er nahm ſie ziemlich gleichgiltig auf.

— Und dies hier iſt mein Vetter Bruno.

Er erwiderte die Mittheilung mit einer leichten Verbeugung.

Bruno kam ihm unbefangen entgegen: Gib mir die Hand, lieber Vetter! Deine Braut hat mir ſo viel Gutes und Liebes von dir geſagt, daß ich mir zum voraus zu deiner Bekanntſchaft Glük wünſchte.

— Ergebner Diener, mein Herr.

— Bruder! nicht ſo kalt; auf du um du für immer!

— Sehr verbunden, mein Herr, aber entſchuldigen ſie, Männerfreundſchaften ſchließen ſich erſt mit der Zeit durch Gedankengleichheit und wechſelſeitige Achtung.

— Das Gefühl antezipirt nach meiner Meinung, — ſie haben eine ſtrengere, — wol! ich hoffe, daß wir uns näher kommen werden. Dein Bräutigam iſt nicht bei guter Laune, Lottchen, erheitere ihn; — mismuthig ſein, ach, und ſolch eine ſchöne Braut beſizen!

— Küß' ihn, Schweſterchen, rieth der kleine Roſen-

mund, auch Bruno war früher übler Laune; ſeit du ihn geküßt, iſt er luſtig geworden.

Bruno trommelte am Tiſche, als ob er die kleine Plauderin nicht gehört hätte, Lotte ward hochroth und verlegen, Ernſt aber ging der eintretenden Mutter entgegen.

— Schon gehört? lieber Schwiegerſohn; ihre Braut iſt ſteinreich geworden, ſeit ſie weg waren; unſer lieber Bruno kam als Engel der Verkündigung; — wie geht's dir, Herzensjunge?

Nun kam auch der Landrath fröhlich wie ein gealterter Bachus: Ich gratulire, Ernſt, zu deiner Braut, ſie bringt dir eine artige Mitgift, — nu, was ſagſt du dazu? Und von allen Seiten ſtürmten luſtige Geſichter auf ihn ein, und wollten ihn hüpfen ſehen vor Freude über das unverhoffte Glük. In ſeinem Herzen aber war es unbehaglich geworden ſeit dem Morgen, kaum fand er ſein Lottchen mehr aus der reichen Erbin heraus; was hatte ſich in den paar Stunden nicht Alles geändert: hunderttauſend Thaler hatte ſie bekommen, und ein Anderer hatte ſie umſchlungen, o, und geküßt! die duftige Verklärung fiel ab von der Auserwählten und Pſiche verwandelte ſich in das gemeine Erdenweib. Wie gerne hätte er das ſchnöde Silber hingeworfen,

wäre ſie wieder vor ihm geſtanden, wie am ſchönen, herrlichen Morgen, arm und liebend, o! und ungeküßt, unberührt! Nun da ſie plözlich reich geworden, regte ſich der Stolz in ſeiner Bruſt, es fiel ihm ein, daß er ihr vielleicht glänzendere Ausſichten verſperre, daß dieſe Verbindung jezt vielleicht ſie und die Ältern gereuen könne. Nein, das möchte er um ſein beſtes Glük nicht, und er, der ihr früher ſo Manches freudig geopfert, hilt nun ſie keiner ähnlichen Geſinnung fähig. Der frohe Muth ſank ihm, er fühlte ſich fremd im lieben Kreiſe, deſſen Mittelpunkt er ſonſt geweſen.

Man ging zu Tiſche; Bruno war voll Scherz und beachtete ſeinen mürriſchen Gegenmann nach einigen vergeblichen Verſuchen, ihn in ſeine Wizreden zu verſchlingen, wenig mehr, dieſer verſank immer tiefer in peinigende Gedanken; die beiden Ältern und die jüngere Tochter waren in der frohmuthigſten Laune, ihm quoll der Biſſen im Munde; Lotte ſchwankte zwiſchen beiden Parteien, doch konnte ſie manchem ſchlagenden Wize Brunos ein unwillkürliches Lächeln nicht verſagen.

— Nicht wahr, Herr Schwiegerſohn, redete ihn die Landräthin an, jezt ſind manche unſrer Pläne zu Waſſer geworden?

— Manche, wiederholte er in anderem Sinne.

— Zum Beispiele der von der Wohnung im kleinen Hinterhäuschen, die reiche Lotte kauft sich eines vornheraus.

— Das Brautpaar zieht in die Residenz, fügte Bruno hinzu, die Stelle hier zu Schwarzau trägt so nicht bedeutend ein.

— Und dann, lieber Ernst, mit ihrer jezigen Hauseinrichtung ist es nichts; es ist zwar Alles recht hübsch, aber hunderttausend Thaler — nein, nein, dazu paßt es nicht.

— Ich besize pariser Möbelzeichnungen, nach diesen Mustern muß sich unsere Lotte einrichten.

— Seid nur nicht so jähe und hizig, Kinder, fiel der Landrath ein, hätte sie doch sonst bei ihren schlechten und rechten Tischen und Stühlen auch frohe Tage erlebt; wenn nur das Herz am wahren Fleke sizt, was trägt so ein Stük polirtes oder vergoldetes Holz, das man mit seinen leiblichen Gliedermassen kaum anzutasten wagt, zu unserem Glüke bei?

Ernsten summte es im Kopfe wie ferne Meerwellen, wol fragte den in sich Versunkenen einmal der Vater, was ihm denn fehle, war aber eben so schnell mit der Entschuldigung zufrieden, die die düstere Laune auf Amtsgeschäfte schob.

— Ja ſeht, ſo geht es Jedem, der in Amt und Würde ſteht, ganze Stöße von Akten liegen ihm im Kopfe; da ſeid nur fein ſtille, ihr Weiber, — merk' dir's, Lotte, — und laßt den Kreuzträger, bis er nach Stunden oder auch erſt nach Tagen wieder einmal freundlich zu euch in die Kinderſtube ſchleicht, euch in die Wange kneipt und wieder für Weib und Kinder Zeit hat; — nicht wahr, Mutter!

Auch Lottchen ſchwindelte es in ihrem Innern, doch froher, denn Brunos glänzende Zimmer mit eingelegten Möbeln und wandhohen Spiegeln tanzten ihr vor den Augen, Seidenſtoffe und Florkleider raſchelten um ſie und ſonſt mancher erfüllte Wunſch, deſſen Daſein ſie bisher kaum geahnt, das ganze Feenreich weiblicher Eitelkeit.

— Wüßt' ich doch nur ſogleich ein Brautkleid für meine Lotte zu bekommen, fuhr die Mutter fort, koſtbar wie das, welches die Gräfin neulich trug, ei, die hat kaum ihre hunderttauſend. Der Mouſelin iſt doch gar zu einfach.

— Es erinnere ſie daran, daß ſie vor allem Hausfrau ſein ſoll, verbeſſerte der Vater, auch im Überfluſſe vergeſſe ſie nie dieſe erſte Pflicht des Weibes, und zudem hat es ihr ja Ernſt gegeben. Pfui, du eitles Ding, du!

— Ja Vater, ſiehe, wie werden denn die herrlichen Ametiſte dazu ſtehen, die ihr Bruno gebracht?

— Im Herzen iſt der Schmuk des Weibes, außen ſei ſie rein und gefällig.

Das Mal ging zu Ende.

— Nun, auf des Brautpaars Geſundheit! begann der Vater.

— Halt! dies Lebehoch trinken wir in Champagner, fiel Bruno ein, ich beſtellte echten.

— Bravo, Champagner!

— Bleiben wir beim Rheinwein, bat Ernſt, der Franzoſe meint es nie ſo ehrlich.

— Aber ſein Wein gewiß, lächelte der Vater, laßt die Stöpfel ſpringen, eingeſchenkt!

— Das Brautpaar! ſtimmte Bruno an, und ſah auf Lotte.

— Langes, frohes Leben! fügte die Mutter herzlich dazu, —

— Und ſeeliges Sterben einſt am Ende der Bahn! der Vater.

Alle ſchlürften den Schaumwein bis zur Neige, nur Ernſt hatte kaum genippt.

— Ei, das iſt wieder die Sitte, bemerkte Bruno, der holden Braut zu Liebe tränk' ich das Glas bis zum

lezten Tropfen, und wär' es geräumig wie das Faß zu Heidelberg.

— Es kommt nur auf die Meinung der Ovazion an, war Ernſts Antwort, und ich habe Kopfwehe.

— Nun, Lotte, begann der Vater, jezt ſtopfe mir und Ernſt die Pfeifen, daß wir fröhlich ſchmauchen. Rauchſt du auch, Bruno?

— Bewahre mich vor Pfeifen, höchſtens eine feine Zigarette. Nein, Lotte, du ſollſt deine duftige Hand nicht eintauchen in die Pandorabüchſe; ich übernehme das Stopfamt. Darf ich um ihre Pfeife bitten, Herr Kommiſſär.

— Ich danke, ich kann mich ſelbſt bedienen.

— Nach Belieben; Papachen, die ihre geben ſie mir wol!

Mit zierlich geſpizten Fingern füllte er den braunen Meerſchaumkopf, der ein finſteres Geſicht zur ſchnöden, unfreundlichen Behandlung ſchnitt.

— Kommen ſie, meine Damen, fuhr er hüſtelnd fort, als die beiden Männer die erſten Rauchwolken ſteigen ließen, die Herren mögen hier bleiben, wir gehen in die friſche Luft im Garten.

Lotte, ſonſt mit allen Miſterien des Tabakrauchens vertraut, fing heute zum erſten Male auch dabei zu huſten

an, und am Arme des zierlichen Junkers ging Mutter und Tochter in die Laube hinunter.

O, wie hatte ſich Ernſt noch am heutigen Morgen dieſes Mal ſo ganz anders gedacht, als ein wahres Bundes- und Liebesmal.

Arme Menſchen! ſind eure dunklen Stunden nicht nächtlich genug und ſternlos, daß auch über eure hellſten Wolken ziehen! die Erde um euch treibt ſie auf, aus dem eigenen Herzen ſteigen ſie; den Tropfen, den der Schmerz zur Thräne verdichtet, zieht die Freudenſonne zum Wölkchen auf; o, und das Herz mit ſeinen zitternden Fibern und Nerven iſt es nicht eine Windharfe im Aprilwetter, die jedes feuchte Lüftchen verſtimmt!

Der alte Landrath ſchwazte in ſeiner frohen Laune ſich ſelbſt unterhaltend, und bemerkte in der eignen Heiterkeit kaum die trübere Stirne des Freundes. Dik und webend zog der Tabakqualm, wie aus dem Zauberkeſſel der Zukunft, die Schikſalshexen ſchienen im Nebel zu ziehen, und ſeltſame Frazen gukten grinſend hervor.

Später, als er es ſonſt gethan hätte, ſtand der Bräutigam Abends wieder im Thore beim Landrath. Er hatte ſich zu Hauſe zum Kirchgange überkleidet.

Schwer und beklommen ging ſein Herz; wie ſehr

er während der Abweſenheit auch ſich ſelbſt zugeredet hatte, und Alles für natürlich, gewöhnlich, ja für höchſt glüklich erklären wollte, — umſonſt, er kam nicht in die Stimmung des frohen Bräutigams, und das Blut ſchoß ihm in der Bruſt in dunkler, ſtürmiſcher Welle zuſammen. Beängſtigt trat er ins Zimmer. Sinnend und einſam ſaß Lotte am Sofa; auch ſie mochte über Manches nachgedacht haben, ernſt blikte das liebe Geſichtchen, und doch weich und anmuthig. Schon prangte ſie im weißen Brautkleide, am Seitentiſche lag der Mirtenkranz, vom Arme, auf den ſie den Lokenkopf ſtüzte, war der feine Flor zurükgeſunken, und ſeine lebendige Färbung beſchämte die Farbe des Stoffes. Ja, das war Lotte wieder, ſo ganz ſeine Lotte!

— Lotte! rief Ernſt und hob wehmüthig und faſt ſchüchtern das männliche Auge zur ſtillen Geſtalt. Mild und gerührt ſtrekte ſie ihm ihre Arme entgegen; o, daß du noch arm wäreſt, wie geſtern, und meine Lotte ſo ganz und gar!

— Ernſt! rief ſie faſt verweiſend und fiel ihm um den Hals, und drükte ſeine Hand an die Lippen.

— Gelt, und du nimmſt den kalten, fremden Schmuk nicht, den dir Bruno gegeben?

— Ei, bedaure, daß ich ſtöre, ſcholl's jezt plözlich

aus der offenen Thüre, und Lotte fuhr vom Size auf, oder ſoll ich mich etwa weiter trollen, ihr lieben, zärtlichen Leute?

Bruno ſtand mit widrigem Lächeln im angeröthenen Geſichte an der Schwelle.

— Lotte iſt meine Braut, in einer Stunde mein Weib.

Bruno trat herein: O ſie Glüklicher! und Lotte iſt ſchon eine wahre Hausfrau, und küßt dem Ehemann gehorſamſt die gebietende Hand. Ei, ſchöne Baſe, verwöhnen ſie ihn nicht; wir Männer fordern ohnedies nur zu bald die Vergötterung, und verſtoßen zulezt noch die Gözendienerin. Lern' bei Zeiten, Lottchen, das Geheimniß, deinen Mann durch Zurükweiſen anzuziehen, laß ihn ſchmachten, mehr als einſt den Geliebten, verwöhne ihn ja nicht an ſüße Zukerkoſt, ſie verdirbt den Magen und macht überdrüſſig, und der zärtliche Seladon wird zum bärbeißigen Koſtverächter.

— Schöne Lehren! lachte der eintretende Landrath, das Mädchen iſt ohnedies ſpringfedrig und ihre Naſe hat einen leichten Kantippezug.

— Haſt ſchon recht, mein Bruno, unterbrach die Landräthin, die zugleich hereinkam, und klopfte jenem wolwollend auf die Schulter, knöcheln muß man euch, ihr argen Adame, und an der Kette halten; drum hab'

ich meinen Alten da so verzogen, weil ich zu spät die weise Lehre begriff, und Ernst ist von gleichem Schlage. Vor der Hochzeit seid ihr alle Dukmäuser.

„Zufällig standen Bruno und Ernst beieinander vor dem Spiegel, dieser warf einen Blik hinein, der nur dazu beitrug, ihm noch unwoler zu machen. Der Mensch mag ein noch so reiches inneres Leben besizen, Kleinigkeiten im äußeren berühren ihn oft mehr, als man voraussezen sollte, und in Stunden, in denen ihm der Spiegel der Seele schwarz angelaufen ist, geht ihm oft einer aus Glas nahe über Gebühr. Das war heute Ernsts Fall. Die beiden Spiegelbilder waren in der That nicht zu seinen Gunsten verschieden. Sein dunkles Har war schlicht wie sein Leben, Brunos Haupt umfing volles Gelok mit poetischem Schwunge; sein schwarzer Frak mit den langen Schößen und breiten Klappen war ein wahrer Bratenrok neben Brunos elegantem, und welcher schadenfrohe Kobold hatte ihm die sonst so zierliche Schleife des gestikten Mouselintüchleins heute zur Kropfretorte verzogen? wehe, und die Jabots! hatte er sie denn nehmen müssen diese Wetterfahnen der Freude, die nun blähend und unverschämt über die bange, belastete Brust heraus wedelten. Wie stach dagegen Brunos einfach schöne Kravate ab, das glatte, feine Hemd mit

den Goldknöpfchen. Vergebens blikte ihm sein edles Antliz, obwol heute etwas verwirrt, das männlich klare Auge, die hohe Denkerstirne entgegen; Ernst übersah dies Alles im verhängnißvollen Augenblike, und schaute nur auf den ungestalten Pfauenfuß. Sonst waren ihm derlei Äußerlichkeiten gleichgiltig gewesen, der Schwarzrok, in dem er seinen ersten Diensteid geschworen, so ehrwürdig vorgekommen, aber heute erschien er sich als lächerliche Figur neben diesem modernen Gentleman. Wirklich ließ auch Bruno einen mitleidigen Blik über ihn vom Scheitel bis zur Ferse gleiten, und Lotte schien ihm unter der Wucht des Vergleiches verstummt zu sein.

— Ei, was bist du denn so mäuschenstille, liebes Bräutchen, nekte der Vetter, und lässest den Kopf hängen wie eine Nachtigall nach dem längsten Tage? eine Braut sei eine steigende Lerche, nach den Honigwochen ist noch Zeit genug zu ernsten Betrachtungen. Sieh' nur, wie dein Bräutigam simpathisch die wehemüthigsten Gesichter schneidet. O, du unzufriedenes Paar! ihr liebt euch und gehört nun einander für's Leben, und tragt doch keine rechte Freude im Herzen. Wie wollt' ich so froh sein, Lotte, stände eine holde Braut an meiner Seite, so wie du, — springen vor Freude und jubeln, und sie drüken und küssen und seelig sein! Sehen sie

doch nicht ſo finſter drein, Ernſt, wahrlich, ich beneide ſie um dies liebe Weſen und hunderte mit mir. Zum Beſten kam das Gute, Geldſegen zu Liebe und Liebenswürdigkeit; dieſe hat ſie bezaubert, freuen ſie ſich nun auch der werthen Beigabe. Irdiſch Gut iſt nicht zu verachten; die Ambroſia der Liebe wäre bald altbaken geworden und ihr Götterwein zum gemeinen Landkräzer ohne das holde Geſchenk des Erdengeiſtes. Sträuben ſie ſich immerhin dagegen, werther Bräutigam! ſo iſt es, — in unſerm Sibirien muß die Liebe am warmen Ofen ſizen und ſüßen Thee ſchlürfen und Bakwerk käuen, unter'm Strohdache wird ſie zur armen Sünderin, und bei Waſſer und Brod kriegt ſie die Schwindſucht. Eine reiche Braut iſt ein gar köſtlich Ding, ein Diamant in Goldfaſſung; ich gratulire ihnen zum ſchönen, reichen Bräutchen.

Ernſt blieb ſtill, die Rede verlezte ihn, gerne hätte er ein ernſtes Wort erwidert, aber er wollte nicht noch mehr Schatten in den ohnedies verdüſterten Tag werfen. Vater und Mutter umlachten den Freudebringer, Ernſt ſtand fremd unter ihnen, wie die Zipreſſe unter Roſenbüſchen. Einmal war er Lotte nahe gekommen, freundlich und liebend blikte ſie zu ihm, aber als auch Bruno hinzutrat und ſie mit dem feurigen Auge anfaßte und

ein ſpöttiſches Lachen ſein Geſicht verzerrte, ſenkte ſie ſchnell ihren Blik, und erhob ſich erſt wieder zu einer fremden, gleichgiltigen Bemerkung.

— Ich ſehe ſchon, ich muß euch an eurem Hochzeittage noch die Zeit vertreiben, meinte Bruno und ſezte ſich vor den Flügel, laßt uns ſingen; ſtimmt ein, Lotte und Ernſt!

. . . . . Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das entſchwundne Glük —

— Warum ſingen ſie denn nicht, Herr Bräutigam? uns mangelt der Baß.

— Mir iſt nicht wie ſingen, auch thue ich es ſelten.

— Ei, ſeht ihn, fuhr die Landräthin dazwiſchen, ſangen ſie nicht mit Lottchen oft ganze Abende; ſeien ſie doch willfährig!

— Singen ſie, ſingen ſie, Herr Kommiſſär!

— Das Lied iſt mir fremd.

— Wie ſie doch heute ſeltſam ſind und von böſer Laune, warf Mama verdrießlich hin, das iſt kein gutes Zeichen für den Eheſtand; iſt doch heute ihr Hochzeittag!

Bruno ſang weiter mit voller Stimme; um die Landräthin zu begütigen, wollte Ernſt einfallen, aber die Ereigniſſe des Tages ſchnürten ihm die Kehle, daß

sein Schein der Nacht zum Irrwische wurde. Bruno lachte auf, fuhr aber schnell wieder fort, Lotte wurde verlegen und sang leiser; Ernst verstummte gleich wieder, und kein Mensch nahm seinen Gesang weiter in Anspruch.

Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsgluth
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

Bruno sang in schmelzenden Tönen, und sprach dann unter leisen Saitengriffen: Ja wol, Lotte, auch sie kann dahin sein und vergangen, und an der Stelle, wo ihre Gluth loderte, ist's dann öde, und die verklungene Zeit ist zum Märchen geworden, das Traumgärtchen zur Gemeinweide des Lebens.

— Wenn ehe schon Unkraut im Boden wucherte, meinte Ernst mit abgekehrtem Gesichte.

— Das steht überall unter dem Weizen; Keiner hebe hoffärtig das Haupt; und ihr schon gar nicht, die ihr die Liebe zur Wirthschafträthin machen wollt, und Bithärens Lager zum bequemen Himmelbette, die ihr abseits geht aus Anständigkeit, wenn ihr küssen wollt, und eure Geliebte zu jedem Händedruke auf die Seite führt; die schwärmerischen Lautenklänge verrauschen nur

zu bald im Mühlengeklapper des Arbeittages, und der ſchöne Stern wird zur rauchenden Öhllampe.

— Schaumwein verdunſtet am ſchnellſten.

— Und der dike, flegmatiſche ſezt Galleblaſen an und Nierenſteine.

Der Tag war unterdeſſen auch in der Natur verdüſtert worden; Wolken ſtanden gethürmt und wetterſchwer über dem ganzen Horizonte; trüb ſchaute Ernſt in die farbloſe Nebelmaſſe hinaus, die manchmal ein einſamer Bliz zerriß ohne Donner, wie die ſeufzerloſe Bruſt ein jähes Wehe.

Die Hochzeitgäſte, — da der Akt in der Stille vor ſich gehen ſollte, waren deren nur wenige, — ſtanden ſchon in den Zimmern, und bemerkten neugierig die ſichtliche Verſtimmung im Hauſe. Bruno allein erhilt Alles in leidlichem Gange; die Mutter der Braut trippelte in hundert Geſchäften durch das Zimmer.

— Meine Geehrten, jezt iſt es Zeit! begann ſie nun im Kirchenſtaate, aber du haſt ja noch nicht den Brautſchmuk angelegt, Lottchen!

— Zum einfachen Kleide paßt er wol nicht, Mutter, laſſen wir ihn.

— Leider iſt dein Brautkleid ſo einfach; ei ja, die

prächtigen Ametiſte, gib deinen Schwanenhals her, du Närrchen!

— Wie, meine Steine willſt du nicht tragen?

Noch ein wenig wehrte Lottchen und ſchielte auf Ernſt hinüber; er ſtand abgewendet am Fenſter. Hätte ſie ſein liebes, bekümmertes Antliz geſehen, o gewiß, ſie hätte den eitlen Prunk zur Seite gelegt, und wäre gerührt zu ihm getreten.

Die Gäſte bewunderten den Glanz des Schmukes, die Mutter konnte nicht genug loben, und Lotte ſtand vor dem Spiegel und erfreute ſich ſelbſt am farbigen Glizern.

Draußen kam der Abend und hing der finſtern Wolkenkönigin den Purpurmantel um, ein zakiger Bliz fuhr auf als Zepter; Ernſt ſchaute ihr in's graue, wechſelnde Antliz; die Glükwünſche der Gäſte waren ihm ſchneidend durch das Herz gegangen.

— Hiermit aufgebrochen, Kinder! rief der Landrath in das Hin- und Herreden der Anweſenden und nahm die Mirtenkrone: laß dich ſchmüken, Bräutchen; unſer Ewald, der biedere Diener des Herrn, wartet unſer wol ſchon am Altare.

Noch bevor der Kranz in ihren Loken ſtand, kam der Küſter eilend in das Zimmer; der Pfarrer war

plözlich zu einer Sterbenden abberufen worden und ließ ſich für heute entſchuldigen. Die Gräfin im fernen Schloſſe hatte der Schlag gerührt; der Tod iſt ein raſcher Brautführer, er leidet keinen Aufſchub und geht Allen voraus.

Ein lautes Ach! entfuhr der Geſellſchaft, man drängte ſich an die Braut, die verblaſſend am Arme des Vaters ſtand; Ernſt lächelte wehmüthig in die Wolken.

— Ewald iſt ein frommer Mann, ſprach die Landräthin, ſanfte Reiſe der Sterbenden! und ihr könnt warten, Kinder. Da die Trauung nun einmal aufgeſchoben iſt, ſo kommſt du mir nicht zum Altare, bis du nicht ein neues Brautkleid aus der Reſidenz bekommen haſt.

— Ei, ihr Weiber! greinte der Landrath, dem eine ſchöne Freude verdorben war, könnt ihr doch zwiſchen Brautkranz und Sterbebette von nichts ſprechen, als vom Puze.

Das Hochzeitmal ging in einen gewöhnlichen Abendſchmaus über. Der Wein erheiterte; Bruno ſprühte Wizfunken und Redeſtröme, darunter manche Anſpielung nicht ohne Bitterkeit für Ernſt. Alle horchten nur auf ihn, belachten ſeine Worte, er war der Mittelpunkt des Geſpräches. Ernſt ſchlich noch vor Ende des Males

vom Tiſche fort, und kein Menſch bemerkte in dieſem Augenblike, daß der Bräutigam abgehe.

Ein Gewitter, das den ganzen Nachmittag aus der Ferne ſich anſagte, war eben über Schwarzau weggezogen, einzelne ſchwere Tropfen fielen noch. Durch den fliehenden Wolkenhimmel ſah ein ruhiger, blauer und der träumeriſche Mond. Ernſt mochte nicht nachhauſe gehen, er bog in den ſogenannten Schloßgarten ein; dunkel ſtanden die Taxuswände, wie von der Scheere der Parze beſchnitten, die Fontäne plätſcherte einförmig, nahe und ferne Waſſer ſprangen und ein raſchelnder Nachregen ging von den Blättern nieder.

Das alſo war Ernſt's Brautabend! Um die volle Ausſicht von ſeinem Verklärungshügel zu genießen, ging er immer mit verhaltenen Augen hinauf, und da er nun oben die geſchloſſenen öffnete, ſah er hinter ſich nichts als eine geſtorbene Hoffnung und vor ſich ein zertrümmertes Leben. Die Freuden der Menſchen ſind ſelten wie die Paradiesvögel, manchem fliegt nur eine einſame über das Leben.

O, und iſt es nicht vielleicht gut, ſehr gut, dachte er, daß der Pfarrer verhindert wurde; nun wäre ſie ſchon für immer an mich gekettet, und das Leben zog ihr doch erſt heute den Vorhang von ſeinen Reizen ab.

In diesem einsamen Winkel der Welt lernte sie fast nur mich kennen, und nahm vielleicht das Gefühl des Wolwollens, der Gewohnheit für Liebe; ich der Erfahrnere hätte dies bedenken sollen, aber die eigene Leidenschaft hat mich bestochen, gern ergriff ich die liebe, gewährende Hand, und die Ältern segneten vorschnell unsern Bund. Sie ist gut, die holde Seele, aber kann sie dem Triebe des Herzens gebieten, soll sie mit Lügenhaftigkeit den Geist des Augenbliks beschwören? Es kam ihr schwer an, mir den theuren Wahn zu nehmen, auch sie war von der Weisung des Schiksals ergriffen und mitleidig bot sie mir in der stillen Stunde noch einmal die Hand. Aber werde du jedenfalls glüklich, Lotte, und Gott schenke dir nichts als frohe Stunden für so viele, die du mir dazu gemacht hast; sei glüklich, keine Erinnerung lähme dir den Freudenflittich; ich bin ja Mann und kann tragen; muß ich denn fröhlich sein und glüklich! Ein prächtiges Brautkleid bestellen sie dir, Lotte, — mit mir gehst du wol nimmer zum Altare! sei froher, wenn du das herrliche trägst, — meines war ja nur ein schlichtes, — o, und der dir dann die Hand bietet, liebe dich auch so, wie ich dich geliebt habe, und sein Herz sei ein gutes und des deinen werth!

— Lotte, Lotte! rief er, und die Thränenbäche flossen

über und er ging haſtig weiter durch naſſe Wieſen und Laubdunkel, — drüben ſtehen die Sterne, und als der Morgenſtern aufging, lagſt du mir am Herzen! Vieles hat ſich geändert in den kurzen zwölf Stunden, du biſt zum reichen Mädchen geworden; ſei glüklich in deinem Überfluſſe, und bleibe fromm, wie du geweſen! Bruno lernteſt du kennen; gerne verzeih' ich ihm manch ſcharfes, vorſchnelles Wort, mög' er es nur gut mit dir meinen! O, und euch groll' ich auch nicht, ihr guten Ältern! ſchnell habt ihr euch dem neuen Geſtirne zugewendet, und ließet das alte verlaſſen ſtehen, weil es dunkler iſt; aber ihr ſeid gut, und der Menſch unter der Wolke zittert wie die Magnetnadel unter tauſend Erdberührungen. Großer Geiſt weit über unſerer Schattenkugel und über den Lichtwelten, ich danke dir für die weiſe Fügung, und iſt dein Kelch jezt auch ein Schmerzenskelch für mich, ſo wird er doch zu dem des Friedens, wenn das Menſchenherz folgſam deine Pfade geht. Mach' ſie glüklich meine Lotte, recht glüklich!

Im Walde ſtand er, in den der Park auslief, das Wolkenheer war verſchwunden, einige Nachzügler eilten noch am Monde vorüber, und die dunklen Fichten um ihn ſtanden wie ſtille Nachtwachen. Es ging ſchon weit in die Nacht. Eben wollte Ernſt umkehren, da war ihm,

als höre er rechts herüber weibliche Stimmen um Hilfe rufen; er hilt an und horchte; er hatte ſich nicht getäuſcht. Schnell ging er dem Schalle nach, nun verſtummte dieſer, aber bald hörte er klagende Reden unweit neben ſich. Er ſchritt haſtig durch die Bäume und kam auf die Landſtraße. Vor ihm lag ein Reiſewagen umgeſtürzt ohne Pferde, zwei weibliche Geſtalten ſaßen in Tücher gehüllt auf dem gebrochenen Size. Er eilte hinzu.

— Endlich ein menſchliches Weſen, rief die Eine und ſprang auf, die Kleinere that daſſelbe, und hing ſich ſchüchtern an ihren Arm; ſie kamen ihm entgegen.

— Mein Herr, begann die Erſte, ſie ſehen, wir hatten hier das Unglük, ein Rad zu brechen und umgeworfen zu werden; die Ziehſtränge riſſen, und unſer betrunkner Poſtillon ritt ohneweiters zurük. Als wir aus dem Wagen kamen, war er bereits in ziemlicher Entfernung, und wie wir auch rufen mochten, er trabte davon und knallte dazu mit der Peitſche. Zum Glüke ſind wir, die Erſchütterung abgerechnet, leicht davon gekommen, und bitten ſie nun ſehr, uns nach Schwarzau zu geleiten; es kann nicht weit von hier ſein, nur wußten wir nicht, welcher Weg dahin führe, da ſich die Straße vor uns theilt.

— Sehr gerne, meine Damen, in einer ſtarken halben Stunde ſind wir dort.

— Gott, ſind ſie nicht Ernſt, der Kommiſſär? fiel jezt die Kleinere ein, und ließ den Arm der Begleiterin fahren.

— Amalie, mein gnädiges Fräulein, ſie treffe ich in dieſer widrigen Lage.

— O, nun iſt Alles gut, rief ſie fröhlich und faßte ſeine Hand, und ihr Angeſicht ſah vertrauensvoll zu ihm auf im Mondlichte, — weil ſie es ſind; ich ſchmiegte mich furchtſam an Toni, und, obwol ich früher ſehr ernſtlich Hilfe herbeiwünſchte, erſchrak ich faſt noch mehr, als ich einen Mann kommen ſah. Aber nun ſind wir ja geborgen.

Sie hängte ſich zutraulich an ſeinen Arm, das Kammermädchen nahm ein Bündel vom Boden, und ſo gingen ſie gegen Schwarzau. Der Präſident hatte mit dem Fürſten noch eine kleine Seitentour machen müſſen, er ſchikte alſo die Tochter ſammt Toni voraus. Das Reiſebündelchen, das dieſe trug, war ihre ganze Habe, der Präſident, der ſchon am nächſten Tage nachkommen ſollte, führte die Garderobe der beiden Damen mit ſich. Vor vier Stunden, noch bei gutem Tage ſollten ſie ſchon bei Ernſt's Tante in Schwarzau eintreffen, aber

ein durchreiſender Prinz hatte in der lezten Stazion alle Pferde in Beſchlag genommen. Amalie mußte warten, und nun kam vor einer Viertelſtunde noch der Unfall hinzu, den der Poſtillon mit dem doppelten Trinkgelde verurſachte, das er redlich verbraucht hatte.

Sie kamen zum Hauſe der Tante; alle Fenſter waren ſchon dunkel; ſie ging täglich vor neun Uhr ſchlafen, und jezt war ſchon Mitternacht vorüber; ſollte er die Gute mit ihrer Migräne aus dem Schlafe weken, und daß für die Gäſte noch kein Gemach bereitet ſei, hatte er ja geſehen. Amalie machte keine Erwähnung von einem Gaſthofe, und gegen Mitternacht waren die Schwarzauer auch nicht mehr auf Beſuch gefaßt; bei ſich hatte er im Brautzimmer Betten für die Beiden; er machte Amalie den Vorſchlag, ihnen für dieſe Nacht ſeine Wohnung abzutreten; nach einigen Einwendungen nahm ſie an und drükte ihm dankbar die Hand.

An der Hausthüre kam ihnen die alte Martha, Ernſts gichtbrüchige Haushälterin entgegen, das Podagra hilt ſie im abgelegenen Hauſe betend für das Brautpaar zurük; in ihrer Kammer war ſie bisher aufgeblieben, und ſtand nun im geblümten, hellrothen Gallaroke, der ausſah wie der Brand von Sodoma, mit dem Schlüſſel-

bunde in der Hand, den ſie der künftigen Hausfrau glükwünſchend zu überreichen gedachte.

Aber die zierliche Anrede blieb ihr in der Kehle ſteken, und der wol einſtudirte Knix wäre beinahe zur Stegreifohnmacht geworden, als ihr Herr jezt mit zwei fremden Frauenzimmern eintrat.

Die auf den Glanz gepuzte Lampe wakelte in ihrer Hand, und die gichtiſchen Füſſe ſchwangen ihren Leichnam wie engliſche Wagenfedern; doch wagte ſie nur einen leiſen Ausruf von ſich zu geben, denn ihr Herr zeigte ihr ein Geſicht, mit dem es ſich nicht gut ſpaßen ließ.

Raſtlos klapperte ſie durch das Haus, und ſchaffte das Nöthige herbei. Als aber ihr Herr das Hochzeitbett für die beiden Damen beſtimmte, ächzte ſie und knüllte dann, als ob ſie noch etwas daran ordnen wollte, heimtükiſch in's Schwanenlager und ſtöhnte vor Ärger, als ihr die elaſtiſchen Polſter ſogleich wieder üppig entgegenſchwollen.

Noch lange bis gegen Morgen fand ſie weder Ruhe noch Raſt. Ernſt hatte für dieſe Nacht außer ſeinem Hauſe Unterkunft geſucht und gefunden.

Die Sonne ſchaut durch dein Fenſter, Lotte! Nachtigallen ſchlagen und ferne Morgengloken, ein Hänfling ſizt am Zweige, der vor deinem Stübchen grünt, und flötet ſchmelzend, als brächt' er dir ein Brautlied, und der ganze Himmel vom fernen Oſten bis tief nach Süden und vom Weſt bis zur ſteigenden Sonne iſt nebellos und rein wie die Seele eines Engels. Aber deine Wange, Lotte, iſt bleicher als Mirtenblüthe, und in deinem Auge ſchimmert nichts, als eine Thräne.

Sie hatte die Nacht nicht geſchlafen; ſeit ſich Ernſt geſtern Abend entfernt, war ihr immer geweſen, wie zum Weinen.

Als ſie jezt ihr Brautkleid drüben liegen ſah und den verwelkten Mirtenkranz, ward ihr nur noch weher um's Herz. Ernſt mußte böſe auf ſie ſein; wurde er nicht geſtern faſt wie ein Fremder behandelt, war dieſer Treue, Vielerprobte nicht vor dem neuen, leichtblütigen Bruno vernachläſſigt worden? Was ging der fremde Mann und die paar Hände voll Thaler ihre Liebe an! mochte er immer ferne geblieben ſein mit dem glänzenden Schaze, ſie wäre mit Ernſt ja doch glüklich geworden; und dieſer Zierling wagte ſich wizelnd an den Biedern, an dieſe ſtille, treue Seele! Tauſendfach that ſie Ernſt Abbitte in Gedanken, und voll warmer

Liebe lauſchte ſie ſchon in der Frühe am Fenſter, ob er vielleicht komme. O, wie wollte ſie ihm an's Herz ſinken, weinend und verſöhnend!

— Guten Morgen, Bäschen, rief der eintretende Bruno. Der Gruß ward kalt erwidert. Er fing an ſie aufzuziehen, und machte manche liebloſe Bemerkung über den Bräutigam, dieſer ſtieg in ihren Augen nur noch mehr im Preiſe, wie jener ſank.

Der Vormittag verging unter leerem Hin- und Herreden.

— Ei, warum kommt denn Ernſt nicht? bemerkte der Landrath um die Mittagſtunde, als die Köchin das zweite Mal anfragte, ob ſie auftragen dürfe.

— Schon geſtern hatte er widrige Muken im Kopfe, meinte die Landräthin, und Bruno: Ehemänner laſſen warten, und er hält ſich ſchon für einen ſolchen.

— Schiken wir doch zu ihm, liebe Mutter, bat die Tochter, vielleicht iſt er unwol.

— Ei, du engliſche Zärtlichkeit und Güte! ſpöttelte Bruno, rennt der Sauerkopf geſtern fort wie beſeſſen, und heute ſchikt ſie ihm einen Liebesboten nach. Laß ihn laufen, er kommt ja doch von ſelbſt wieder. Habe mehr Zuverſicht auf dein Venusköpfchen und auf die

Thaler. Die Herren von der Feder verſtehen ſich ganz ausgezeichnet auf die vier Spezies.

— Bruno! ſtrafte Lotte; die Mutter lächelte nikend. Ungeduldig ſtand der Vater am Fenſter und trommelte an der Scheibe; ohne Ernſt mochte er ſich nicht zu Tiſche ſezen.

— Gewiß, Amtsgeſchäfte halten ihn ab, beruhigte er ſich ſelbſt, denn krank wird er doch nicht ſein; — o, dort kommt die Magd ſchon zurük gelaufen, ſogleich werden wir es hören.

Barbara trat herein. Der Herr Kommiſſär laſſe ſich entſchuldigen, lautete ihr Bericht; hätte er aufzuhalten geglaubt, ſo würde er längſt hergeſchikt haben. Übrigens ſei er ganz wol geweſen, ſie habe ihn lachen gehört, und als die Thüre aufging, habe ſie Damen mit ihm bei Tiſche ſizen geſehen, die eine ſei ſeine Tante geweſen, die andre aber wunderſchön, und im Hauſe werde geſotten und gebraten.

— Seltſam, ſeltſam! ſagte der Landrath, und ließ verdrießlich die Suppe auftragen.

— Beim Himmel, ein netter Bräutigam! rief Bruno, vielleicht hatte er ſchon geſtern Abend Gäſte.

— Schön iſt's nicht, meinte die Mutter, Lotte iſt ſo viel als ſein Weib. Wir hätten ſo nicht gethan,

aber die Wehren iſt ein arges Weib und uns nie hold geweſen; ich weiß, wie ſie von mir und Lotte ſpricht und auch von dir, Alter! ob ſie gleich einmal närriſch in dich verliebt geweſen, und du vielleicht in Kompagnie. Eine Andere würde wehmüthig ſein in der Erinnerung, aber ſie, — zur Trauung geſtern wollte ſie auch nicht kommen, ſchaffte ſich Migräne an, um das gelbe Misgunſtfieber zu bemänteln, o, dieſe Wehren iſt ein erzſchlimmes —

— Still, Alte, pfui und ſchäme dich, — ſprichſt du ſo von deinem Nächſten? Wer dich ſo gottlos reden hört, der müßte dich für bitter böſe halten. Die Wehren iſt ein ſchwaches Geſchöpf wie wir Alle, und ſpricht ſie von uns, wie ſie nicht ſoll, ſo laſſet uns nicht ein Gleiches thun.

Lotte ſaß bleich hinter ihrem Teller, oft bog ſie ſich darüber, und eine Thräne fiel hinein. Mit Damen ſpeiſte er, — mit einer wunderſchönen! der Biſſen ward ihr zu Ameiſen im Munde, ihr Herz klopfte heftig. Wer konnten ſie ſein? Heute empfand ſie zum erſten Male Eiferſucht und ein Gefühl wie Haß gegen die ſchöne Unbekannte.

— Ei, laß es dir ſchmeken, Baſe, fliſterte Bruno, was läſſeſt du den Teller und den hellen Wein unberührt

ſtehen; er bringt wol ſoeben Toaſte aus, und vielleicht auch einen auf dich; er vergißt gewiß nicht darauf, und die Damen ſtoßen an und fragen: wer iſt denn dieſes — Lottchen? Ei, meine Braut will ich meinen, ſagt er, und Alle trinken die Gläſer aus und lachen und ſind guter Dinge.

Lotte ſchwieg erbebend, dem Alten wollte die Rede nicht gehen, noch der Wein munden; ſeine Frau hatte noch dies und jenes über Ernſt, Frau von Wehren und die Fremden zu bemerken. Bruno's Späſſe wurden heute weniger beachtet.

Eine Stunde nach dem Speiſen kamen die beiden Turteltauben angeflogen, eine geſchmükter als die andere. Falſche Glasringe, Ohrreife, durch die faſt ein Kunſtreiter ſpringen konnte, Perlen, die der Wachsgießer fiſchte, Schminke, ſpannlange Stahlſchnallen und manche Rarität vergangener Zeiten prangten auf und an den beiden Damen.

— Grüß' ſie der Himmel, mein Engel.

— An mein Herz, Wertheſte, wir konnten nicht länger ſein ohne ſie.

— Liebes Väterchen und Mütterchen, da ſind wir ſchon wieder.

— Herr Vetter, — ſie verzeihen, mein Herr, daß

ich ſie ſo wie die Familie nenne, — wir ſind ihre Dienerinnen.

— Hören ſie, Lotte, wir müſſen Duſchweſtern werden.

— Ja, liebe Seele, d u u m d u! Aber ſiehe, Thereſine, wie unſere Lotte gefaßt iſt, wir hätten es nicht gedacht, daß ſie die Sache ſo leicht nehmen würde.

— Das iſt wol Bruno zu danken. Sie hat ſchon recht; e r verdient es nicht, daß ſie ſich gräme.

— Gewiß nicht; o, es giebt genug liebenswürdige Männer auf dem Erdenrunde.

— Aber ſo ſind derlei.

— Ich muß geſtehen, dieſem Ernſt hätte ich es nicht angeſehen.

— Es kam mir ſchon verdächtig vor, als ich hörte, daß er ſich geſtern von der Tafel entfernt hat und Torte und Wein ſtehen ließ.

— Um des Himmels willen, was iſt geſchehen? jammerte Lottchen erblaſſend.

— Ach, wiſſen ſie es noch nicht?

— Nichts, nichts, ich will durchaus nichts geſagt haben.

— Kein Wörtchen; wir trieben nur Scherze.

— Schlag' dir's aus dem Kopfe, es iſt auch gar nichts an der Sache.

— Denk' an etwas Anderes, Kind!

— Spannen ſie mein armes Lottchen nicht länger auf die Folter, rief der Vater und nahm der Tochter Hand, ſprechen ſie: was giebt's mit Ernſt? ſchnell heraus damit.

— In der That eine Kleinigkeit, wir ſagten ja auch nichts Anderes: des Präſidenten Tochter hat er bei ſich.

— Geſtern noch ging er ihr entgegen, und ſie kamen zuſammen nachhauſe.

— Und ſie wohnt bei ihm. Wie ſich das für ein ordentliches Mädchen ſchiken mag, weiß ich freilich nicht, — aber Ernſt iſt gewiß außer Schuld.

— Der Vater ſchikte ſie ihm wol abſichtlich in's Haus, er wirft ſie ihm an den Hals; was will Ernſt thun, der Vater iſt Präſident, da kann er ſich nicht ſo ſchnell zurükziehen.

— Und dieſe Amalie, — man erzählt ſich ſaubere Geſchichten.

— O, wir kennen ſie.

— Freilich, die Stadt fliſtert ſchon heute dies und jenes; aber Volk bleibt Volk.

— Alles ſei ſchon abgekartet geweſen, die Tante Wehren ſtele dahinter.

— Und der Geiſtliche geſtern ſei beſtochen worden.

— Schamloſe Lügen, fuhr der Vater auf, und unverſchämt, wer ſie nachſpricht! alſo das iſt der ganze Teufelskram. Still, Mädchen, wein' keine Thräne über die einfache Geſchichte; es liegt ja Alles ſonnenhell, die Wehren ſteht in Verbindung mit dem Präſidenten, der meldete ihr wol geſtern plözlich die Ankunft der Tochter, die Tante hat ſich nicht vorgeſehen, und wie Ernſt nachhauſe kommt, triſft er überraſcht die ungebetenen Gäſte.

— Ich finde nicht Alles ſo natürlich, Alter, unterbrach ihn ſeine Gemalin; die Geſchichte iſt jedenfalls höchſt ſeltſam, abgekartet mag die Wehren auch Manches haben, und Lotte war nie ihr Augapfel. Sollte auch Ernſt — pfui, das wäre unſchön; aber die Ausſicht auf Beförderung, und Amaliens Vater verſteht ſich auf Verdienſte. Alter, man ſprach ſich ja damals, als du vom Dienſte kamſt, auch Manches über ihn in's Ohr.

— Weib, Eva! — der Präſident iſt ein ehrenwerther Herr; ich weiß nichts Übles von ihm, und glauben thue ich nur an einen Gott.

— Wenigſtens etwas Neues wäre eine ſolche Geſchichte nicht, gloſſirte Bruno ſchadenfroh, und der Bräutigam trug geſtern etwas Geheimes im Herzen, das war nicht zu verkennen.

— Stille Wäſſer ſind betrüglich.

— Wer weiß, wie der Himmel noch Alles fügt, bemerkte Thereſe und lächelte ſcharfſinnig gegen Bruno.

— Ja, ja, fügte die Schweſter bei.

Lotte ſtand da wie eine geknikte Lilie; ſo viel der Vater auch tröſten und Bruno ihr zufliſtern mochte, nichts half. Amalie! rief es nekend durch ihr Herz, und ein üppiges Antliz ſchwebte an ihr vorüber und ſchien ſie mitleidig und höhniſch anzuſehen. Gerade wenn der Menſch am weichſten fühlt, hat der Übergang zur Härte am ſchnellſten ſtatt; jede Kränkung rechnet er dann doppelt an, — Lotte war heute nur ein ſchlagendes Herz für ihren Ernſt geweſen, und er ſammelte nichts als Dornen auf ihr Haupt. Gewiß, in Amaliens Geſellſchaft hatte er an ſeine Lotte nicht gedacht. Alſo was ſie geſtern für ein Gefühl der Kränkung hilt, waren nur Gedanken in die Zukunft geweſen; während ſie einſam mit verhaltenen Thränen daſaß, war er Amalien entgegen gegangen, hatte er ſchäkernd mit ihr an der heiteren Tafel gelacht. Es war jezt bei ihr beſchloſſen: zwingen wollte ſie ſich, ſo bald er käme, gegen Bruno freundlich zu ſcheinen, lachen wollte ſie und nicht thun, als ob etwas Schmerzendes vorgefallen, mit Bruno ſchäkern und dem Zudringlichen Manches gewähren.

Ihr Herz klopfte erwartungsvoll, Eiferſucht und Rachesinn trieb ihr das Blut in das Geſicht, und ſie blühte wieder wie eine Johannisroſe — voll Dornen.

Erſt um ſechs Uhr abends kam Ernſt zum Landrathe; nach Tiſche war er mit der Tante und Amalie ihrem Vater entgegen gefahren, jene war in der beſten Laune, der Präſident äußerſt vergnügt. Ernſt konnte ſich Artigkeit halber nicht ſogleich trennen, der Präſident wohnte ſich bei ihm ein, Amalie mit ihrem Mädchen zog zur Tante. Von ſeiner bevorſtehenden Vermälung wurde keine Kenntniß genommen.

Lotte ſah ihn von Weitem kommen, Schauer überliefen ſie, aber ſie beſtärkte ſich nur in ihrem Plane; als er eintrat, lächelte ſie über einen Einfall Brunos und legte ihre Hand auf ſeine Achſel.

— Engliſches Weſen, begann dieſer, die ſchnell geahnte Abſicht zu ſeinen Gunſten benüzend, indem er kuhn ſeinen Arm um ſie ſchlang, du haſt mir dieſe zwei Tage zu den ſchönſten meines Lebens gemacht.

Ernſt ſah auf die zärtliche Gruppe, und ein jäher Stich fuhr ihm mitten durch das Herz; er geſellte ſich zum Vater und erzählte ihm die Ergebniſſe dieſes Tages.

— Hörſt du alſo, Lottchen, umgeworfen wurde die Tochter des Präſidenten, und dieſer wohnt bei Ernſt.

— So! erwiderte ſie leichthin und drehte ſich dann tändelnd zu Bruno: Vetter, da haſt du wieder einen köſtlichen Gedanken gehabt. Sie ſtreichelte ihm die Loken aus dem Geſichte und ein ſchadenfroher Dämon riß ſie immer weiter in ihrer gewaltſamen Laune, ſie ſcherzte und lachte, und der Vetter, der heute den ganzen Tag wenig Gnade in ihren Augen gefunden hatte, ward nun abſichtlich von ihr gefeiert.

— Hören ſie, ſprach er zu Ernſt, der hinzu trat, die Couſine iſt das liebenswürdigſte Mädchen unter der Sonne; ſolche Laune iſt eine Welt werth.

— Man muß bei deinen Späſſen ja wol berſten vor Lachen, ſprach ſie, wenn man ſonſt noch ſo ſittſam und geſcheit iſt. Sie glühte wie Aurore.

— Schön, wenn Lotte fröhlich iſt, ſagte Ernſt mild, und im Herzen war's ihm, als ob es brechen wollte, es gibt ſo viele dunkle Stunden im Leben, daß man mit den frohen wuchern muß.

— Sie thaten es heute wol auch, Herr Kommiſſär, erwiderte Bruno, und predigen nicht blos das Wort des Herrn, ſondern üben es auch.

Ernſt lächelte mild.

— Amalie rühmt man überall als ſehr liebenswürdig, fuhr Bruno fort.

— Sie iſt gut und ſtill.

— Ei, ei, man könnte faſt eiferſüchtig werden, drohte Lottchen, und weibliche Verſtellungskunſt gab ihr lächelnde Unbefangenheit, aber, Bruno, fahre fort von der Reſidenz zu erzählen, du ſprichſt von Allem ſo lebhaft, als ob man es ſähe.

Und er erzählte, wie ſie wünſchte, von den prächtigen Häuſern und glänzenden Warenlagern, von Promenaden, Reitern und Wagen, von Puz und Moden, von Bällen und Theatern.

Röschen und Reschen hörten auferbaut zu wie einer guten Predigt, und warfen dabei höhniſche Seitenblike auf den Kommiſſär.

Jezt kam erſt die Mutter von einem Wirthſchaftsgange zurük. Ei, ſieht man ſie einmal, wendete ſie ſich gereizt zu Ernſt, ja ſo geht es; wenn man liebe Gäſte hat, vergißt man leicht alte Bekannte, an denen man ſich, wie am täglichen Brode, ſchon ſattgegeſſen hat. Der Präſident durfte wol nicht wiſſen, daß ſie zum alten, blamirten Landrathe gehen; aber ſagen ſie ihm, es ſei uns, ungeachtet ſeiner Ungnade noch immer ſo leidlich gegangen, und unſere Tochter ſei nun geſegnet

worden, ob er auch nicht gebetet für ſie. Sie hat nun mehr als der Hochmögende in ihrem kleinen Täſchchen.

Beide Theile glaubten ſich gegenſeitig gekränkt, und gingen noch verſtimmter auseinander.

— Ja, ja, ſie iſt verloren für dich! rief Ernſt auf der Straſſe, und nun erſt fühlte er, daß ihm das, was erſt heute für ihn zur Gewißheit ward, geſtern doch nur als Befürchtung vorgeſchwebt habe. Der Schlag traf ihn noch ſchwerer, als er gemeint hatte.

Der Präſident war ein kluger Mann; er hatte mit dem erſten Blike ſolche Vorkehrungen in Ernſt's Wohnung bemerkt, daß er an deſſen naher Verehelichung nicht zweifeln konnte, aber er ließ davon nichts gegen ihn merken, ſelbſt nicht, nachdem ihm Tante Wehren von der unterbrochenen Trauung erzählt hatte. Er mochte dafür ſeine eigenen Gründe haben.

— Sie reiſen wol mit uns in's Bad, lieber Ernſt; begann er an einem der folgenden Tage; Amalie freut ſich ſchon ſehr auf die ländliche Natur, — das Mädchen iſt mir in der Stadt bleich geworden. Als der Eingeladene ſich zweifelhaft entſchuldigte, ließ er durch eine feine Wendung die Sache im Ungewiſſen.

Wirklich zeigte dieſe bleiche Amalie etwas ſehr Intereſſantes in ihrem Weſen. Sie hatte das Antliz einer altgriechiſchen Schönen, aus den braunen Augen ſchmachtete Pſiche; und um den feinen Mund zog ſich ein leiſer Gram als Amorette.

Das Leben ſchien faſt zu ſchwer für dieſe zarten Schmetterlingflügel zu ſein; man ſah es ihr an, ſie hatte ſchon eine finſtere Stunde erlebt, aber dieſe Vergangenheit gab ihr nur noch mehr des Reizes. Wenn Ernſt dachte, daß vielleicht doch er dieſe Wangen gebleicht, und dabei auf die zarte, gebrechliche Geſtalt hinſah, die in ſeiner Nähe ſo froh ſchien, da überkam ihn Rührung, und er hätte ihr ſo gerne eine recht große Freude gemacht. Der eigene Schmerz ſtimmte ihn noch milder.

Heute waren ſie bei der Tante geladen. Amalie war ſchon angekleidet, als ſie der Vater fragte, wo ſie das Goldkreuz habe, das ſie doch nie ſonſt vom Halſe zu geben flege.

— Väterchen, ich kann es leicht entbehren, antwortete ſie, und ſtreichelte ihm die Wange. Als er weiter in ſie drang, wo es denn ſei, meinte ſie, ſie habe es wol verloren.

— Ach, engelgutes Fräulein, fiel ihr das Kammer-

mädchen in die Rede, ſagen ſie dem gnädigen Herrn, doch lieber, wie Alles gekommen. Als wir geſtern am Wege nach Wies ſpazieren gingen, ſaß ein kranker Handwerksburſche am Raine, die Füſſe hatte er ſich wund gegangen, ſpärliches, ergrauendes Haar flatterte um die Kummermiene. Er bat zwar nicht, aber ſeine ganze Erſcheinung war der beſte Beweis des Elendes. Wir hatten kein Geld bei uns, da löſte das gnädige Fräulein das goldne Kreuzchen von der Seidenſchnur und gab es dem Armen.

Erröthend verbarg Amalie den Kopf an des Vaters Bruſt, und hatte die Augen geſchloſſen; der Präſident ſpielte einen Augenblik mit ſeiner Uhrkette, dann ſah er wolgefällig an ihr nieder und küßte ſie auf die Stirne.

Ernſt faßte gerührt ihre Hand, und drükte ſie huldigend an ſeine Lippen.

Bei Tante Wehren ging es ſtill aber fröhlich her. Der Präſident hatte viel gedacht und erfahren, ſeine Rede war eben ſo belehrend als unterhaltend, Amalie die heitere Unbefangenheit ſelbſt. Wenn ſie Ernſt harmlos und freundlich in's Auge ſah und ihren Blik auch vor dem ſeinen nicht abwendete, ſondern nur holder lächelte, da konnte er nicht leugnen, daß ſie ein wunderliebes Weſen ſei und daß ein wärmeres Gefühl für ihn

in ihrem Herzen zu leben ſcheine. Nach ſo mancher Kränkung, die er ſo eben von ſeinen Liebſten erfahren, fühlte er ſich wol in dieſem gemüthlichen Kreiſe. Die Tante war fröhlich wie ſelten, und ordnete als geſchäftige Wirthin und nöthigte freundlich ihre Gäſte zum Zulangen.

Nachmittags machten der Präſident und ſeine Tochter Beſuche. Die Tante winkte Ernſt zu bleiben. Als ſie ſich zuſammen auf das Sofa geſezt hatten, begann ſie: Hör' Ernſt, ich habe dieſe paar Tage geſchwiegen, habe Alles in ſeinem ruhigen Gange gelaſſen, aber nun kann ich es nicht länger, darf ich es nicht. Der Landrath und ſeine Familie ſind doch böſe Leute, wie ich dir längſt geſagt; ſeit dieſes Lottchen die Erbſchaft gemacht, biſt du ihr offenbar zu geringe, die ganze Stadt weiß es ja ſchon, ſie ſinnen nach, wie ſie abkommen können; der Aufſchub am Sonntage war verabredeter Plan; der Vater weiß von nichts mehr zu reden als von den Thalern ſeiner Tochter, die Mutter bläht ſich auf und weiß nicht wohin mit der hohen Naſe; und von dir iſt dort nicht mehr die Rede, armer Ernſt, von dir, der du ſo redlich zwei Jahre bei ihnen ausgehalten, der du dein ſicheres Lebenslos, deine heitere Ausſicht in die Zukunft treu mit der Einſamen, Verlaſſenen getheilt

hätteſt! Und dieſer Vetter, der bereits durch alle Laſterſtätten Europa's gezogen, — der Präſident weiß von ihm zu erzählen, — dieſer eitle, gemütloſe Flüchtling drängt dich in zwei Tagen aus dem unbeſtändigen Herzen der Leichtſinnigen. Iſt's etwa anders, Ernſt? du biſt zu ſcharfſichtig und zu wahr, als daß du es nicht ſelbſt bemerken und geſtehen müßteſt — iſt's nicht ſo, Ernſt?

— Manches, ja, meine gute, ſorgliche Tante iſt anders geworden; der Menſch hängt eben auch von den irdiſchen Einflüſſen des Lebens ab; doch böſe ſind ſie alle nicht, und kann die arme Lotte dafür, wenn ſie die Regung in ihrem Herzen misverſtanden hat, wenn ihr vielleicht erſt jezt die wahre Offenbarung geworden?

— Misverſtanden — Offenbarung des Herzens — du biſt ein guter Menſch, mein Ernſt, und vermagſt fremde Verworfenheit nicht zu faſſen und entſchuldigſt ſie noch; aber hätteſt du ſo gehandelt an ihrer Stelle? ſei ehrlich gegen dich ſelbſt, und geſtehe dir, wie hoch du über ihnen ſtehſt. Was haſt du nicht Alles für ſie gethan, was wollteſt du ihnen nicht noch opfern? — deine freundliche Gegenwart, deine ſchönere Zukunft, o, und Amalie, dieſen ſtillen Engel, der über die Erde fliegt wie der Paradiesvogel ohne Füße für die ſchmuzige.

— Still von Amalie, Tante! was gehört dieſe in mein Leben und in meine Schikſale, — laſſen wir ſie in reiner Höhe ziehen, und wünſchen wir ihr aus unſerer Wolke Heil und Segen.

— Wie du nun biſt, Ernſt, ſie liebt dich, du mußt es doch ſehen; für wen ſchmachtet und ſchimmert denn dies ſeelenvolle Auge, wem blüht ſie nun wieder röther auf und friſcher, weſſen Nähe macht ſie zum reizenden, ſcherzenden Kinde? — du, Ernſt, biſt der Gott dieſes Tempels, die Sonne dieſer Heliotrope.

— Sie wollen mich eitel machen, Tante, auf Koſten dieſes lieblichen Weſens; ihre Anhänglichkeit läßt ſie glauben, daß mich Alle, wie ſie, mit dem Auge der Liebe anſehen; o, Tante, ihr Ernſt hat genug dunkle Fleken: er ſcheint oft ſo kalt, die Grazien verſagten ihm die heitere Laune, den flatternden Scherz, den treffenden Wiz, ſeine Bewegungen bringen es höchſtens zur Anmuth des Winkelmaßes, und ſeine Galanterie iſt linkiſch und ſchwerfällig.

— O du Demüthiger! wer aber hat ſo viel kräftigen Ernſtes und ſtrenger Sittlichkeit, wer ſo viel Kenntniß und Feſte im Leben, und doch ſo viel Beſcheidenheit als du? wer iſt wie du ſtarker Mann und jungfräulicher Jüngling zugleich? Wirf dich nur nicht weg an dieſe

Unwürdige, dring' dich dieſer Undankbaren nicht auf, die ſich nun mit ihren Thalern zu gut, zu vornehm dünkt für dich, — dieſer Herzloſen, die Liebe um irdiſche Rükſicht und um den lokenden Frauenſtand falſchmünzte.

— Schmähen ſie die Gute nicht, Tante! ſie iſt unſchuldig; aber mit Lotte und mir iſt's wol aus für alle Zeiten, unſer Bund zerriſſen und kaum wird es einer guten Stunde noch gelingen, ihn wieder zu knüpfen.

— Iſt aus, — und dieſer Bund zerriſſen! o, dann möge ſie immerhin ſo glüklich werden, als ſie es noch ſein kann, du aber, mein Ernſt, komm' an mein Herz, in meine Arme!

Wägt jedes Wort, ihr Menſchen! jede kleine That, jeden Blik; eine unbewachte Stunde löſt den Bund, den Jahre geſchloſſen, und Herzen, die lange warm aneinander gelegen, ſinken auseinander und werden ſich fremd. Ein Schneeflökchen löſt ſich vom Herzen, und als donnernde Lawine kommt es unten im Thale der Liebe an, und begräbt Blüthenauen und Freudenſaaten und den ganzen herrlichen Mai. Ach, und wenn ſich dann einmal die zwei Menſchen, die ſich einſt liebten, weit draußen über den Marken der Jugend, in der

geregelten, ſpießbürgerlichen Straße des Lebens wieder finden, da ſehen ſie ſich blöd und fremd in die erloſchenen Augen, und will etwa das Herz in der Bruſt dabei über die Schnur hauen und einmal wieder ſchreien und lärmen wie in der Burſchenzeit, da werfen ſie einen bedächtigen Blik auf's liebe Zunftzeichen und auf ihr nettes Häuschen und auf die Frau Meiſterin, die eben Huflattich und Vergißmeinnichte aus dem Krautfelde jätet, und lächeln nun ſehr bedächtig, grüßen ſich wol gar voll Höflichkeit, und gehen, eine Priſe nehmend, weiter. Kennt ihr euch denn nicht mehr, ihr zwei Menſchen? Weib, hat dein Mai nicht an ſeinem Herzen geblüht, biſt du nicht an dieſem Munde gelegen zitternd, weinend, vergehend? — und du, alter Geſelle, war nicht dein Himmel, die ganze Unendlichkeit einmal in dieſer verſteiften, bedächtigen Geſtalt? — Aber ſchreitet immerhin zurük in eure Küchengärten, ihr Armen, Zerknüllten! und lebt fein gemächlich, und die Peterſilie und der Spinat mögen euch in den regelrechten Beeten gerathen, und je zehn Schritte auch eine Tulipane; aus dem wilden, engliſchen Garten der Jugend habt ihr ja doch keine Staude mehr hinter euren Staketten, und die exotiſchen Gewächſe der heißen Zone ſind euch längſt alle verdorrt und erfroren!

Das beſtellte Brautkleid war noch nicht aus der Reſidenz gekommen, und ſchon ſtanden Lottchen und Ernſt weit und fremd auseinander. Jeder Theil hilt ſich für den gekränkten; er vergab ihr im Stillen, und ging ruhig ſeine Straße, — ſie vergoß Thränen, wenn ſie einſam war, kam aber der, den ihr eine davon verſöhnt hätte, dann zwang ſie ſich zu frivollen Nekereien, und traten ſich je die zwei Herzen näher und hätte eine ſtille Stunde ſie wieder aneinander gelegt, ſo fuhr zerſtörend und ſchadenfroh Bruno dazwiſchen und die Kluft wurde nur noch weiter.

— Ja, ja, ſo iſt es, brummte die Landräthin, Protekzion ſtekt ihm im Kopfe, er will auch einmal Präſident werden, drum hängt er ſich an dieſe bleiche Amalie; o, wir wiſſen, was ihr die Roſen von den Wangen ſtreifte, — wir aber ſind nur ſo gemeine Leute und ſchlecht angeſchrieben obendrein. Gräm' dich nur nicht, Lottchen, du mein Herzenskind! ſiehe, — das Auge ſchon wieder verweint; o, beruhige dich, und laß den Argen, Treuloſen!

— Reiſen wir in die Reſidenz, unterbrach Bruno ähnliche Auseinanderſezungen; Lottchen zerſtreut ſich dort, wird wieder froh und luſtig, unterdeſſen hat ſich die Sache jedenfalls abgeklärt; kehren wir zurük, ſo iſt der

Präſident mit ſeiner Nachkommenſchaft über alle Berge, oder Lotte hat den Kalten, Selbſtſüchtigen vergeſſen.

— Summt mir den Kopf nicht voll wie Schmeißfliegen, rief in unbehaglichſter Laune der Landrath, ihr ſchwärzt mir da den guten Kerl an, rechts und links, und es iſt nicht wahr; — wer hilt denn treu bei uns aus in manchen trüben Tagen ſo wie er, und nun ſollte er hingehen ohne weiters und ſeine Braut blamiren? Eitler Schnak, ich ſpreche mit ihm, heute noch, das iſt das Beſte.

Ernſt kam. Lotte vermochte nicht, ſich zu verſtellen, ſie blieb einſilbig. Er blikte faſt gerührt auf ihre bleichere Wange und fragte nach ihrem Befinden.

In ihrer Bruſt zukte es, Thränen ſtiegen auf, aber ihr Dämon gab ihr plözlich Stärke: Auf Regen folgt Sonnenſchein, und umgekehrt, ich war geſtern einmal wieder zu ausgelaſſen, wir fuhren nach Wies, der Abend war herrlich.

— Übernächtig iſt Mühmchen noch und etwas abgeſpannt nach dem Freudentage; bei Tiſche mit dem Schaumweine wird ſie ſchon wieder lebhaft werden, — ja, ja, Lotte verſteht ihr Gläschen ganz artig auszuſtechen.

Bald darauf zog Bruno ſie in den Garten.

— Eben recht! ſprach der Landrath zu Ernſt, ich trage da etwas Schiefes gegen ſie auf dem Herzen; Stirn gegen Stirne, ſo lieb' ich's, das iſt Männerſitte; morgen iſt wieder Sonntag, wie wird es mit der Trauung?

— Morgen, — es iſt ja das Brautkleid noch nicht angekommen, — auch der Präſident bleibt noch ein paar Tage hier, und in dieſen kann ich mich ihm ſchwer entziehen. Ernſt, der den Vater als einen Biedermann kannte, wollte in der falſchen Auffaſſung der Ereigniſſe ſeiner Verlornen den Standpunkt in ihrer zweiten Liebe erleichtern, indem er den Aufſchub auf ſeine Schuld ſezte.

— Der Präſident — ei ja ſo! und auch Amalie iſt noch da, das ändert an der Sache — wol für immer; ſieh' Ernſt, ich hab' dich geliebt wie einen Sohn; ob du mein Mädchen heirathen würdeſt, ich dachte nicht daran; als du mit mir davon ſprachſt, nahm ich's hin als eine neue Freude; — willſt du zurük treten, ſag's ehrlich und offen, aber daß eben dieſe Amalie —

Die biedere Rede ergriff Ernſt im Innerſten, er faßte ſeine Hand, das Herz ging ihm auf, und er mußte nun Alles ſagen: Vater, o guter Vater — da ſcholl aus dem Garten ein Schrei wie ein Freudelaut; es war Lottes Stimme, er ſah durch das Fenſter gegenüber,

Lotte lag in Brunos Armen. Hätte er gewußt, daß nur eine Raupe, die auf ihrem Naken kroch, Beides veranlaßte, aber so — die Thore ſeines Herzens fielen zu, er ließ ſchnell erbittert des Alten Hand fahren.

— Dieſe Amalie, fuhr der Landrath fort, die ſich den Männern nachwirft, es iſt ſtadtkundig in der Reſidenz, — und nun — Gott weiß warum, nach einem Manne haſcht, dieſe matte, lenzloſe Roſe, dieſe ſentimentale Kokette —

— Das iſt nicht wahr, ſchmähen ſie das Mädchen nicht ungerecht! Es wäre gut, wenn alle Mädchen wie ſie wären.

— Fahre wol, Ernſt! mög' dich der ſchnelle, linke Schritt nicht gereuen; ſei frei, — aber du haſt nicht gut gehandelt, — nun ſie mag es auch verſchmerzen!

Das ausgelaſſene Aufjauchzen, die vertraute Umarmung ſtanden noch immer vor Ernſts Fantaſie; es trieb ihn fort aus des Landraths Hauſe, ſo ſchnell es nur möglich war.

— Wir reiſen nach der Reſidenz, morgen noch, rief der Landrath finſter ſeiner eintretenden Familie entgegen, und den ganzen Tag verſchwanden die Falten des Unmuths nicht von ſeiner Stirne und das trübe Hinbrüten aus ſeiner Seele.

— Noch einen Ruf will ich ihm nachſchiken in die Wüſte, und dann Gottbefohlen! ſprach der Landrath abends zu ſich ſelbſt, als die Frauen ſchon ordneten und pakten, und ſchrieb ein Billet.

Wir fahren morgen in die Reſidenz; wem wir werth ſind, der zieht mit. Dieſe Worte fand Ernſt, als er nachhauſe kam, von des Landraths Hand geſchrieben.

— Ziehet hin, und ſeid glüklich! rief er, du weißt es nicht, biederer Alter, wie dies Herz leidet; du verkennſt mich, doch es iſt ſo beſſer, als wenn du Lotte quälteſt, — ach, kann ſie denn für die Wandelbarkeit ihres Herzens!

Mit der aufgehenden Sonne fuhr Brunos Wagen mit ihm und der Familie des Landraths in die Reſidenz. Ernſt lehnte im Fenſter; hätte er doch die überſtrömenden Augen ſeiner Lotte geſehen, und wie ſie in der Eke ſaß und das Thränentuch vom rothen, verſchwollenen Geſichte nicht wegnehmen konnte!

— Sie blikt nicht einmal mehr zu meinem Fenſter herauf, keinen Scheideblik mehr, und wir ſehen uns ſo doch nicht wieder! Sie fühlt ſich wol recht glüklich! Auch ſeine Gedanken gingen unter in Weinen, und der

Schmerz drükte ihm das Herz zuſammen. Er ſegnete den Scheidenden nach.

— So geht es nicht weiter mit ihnen, meinte nach ein paar Tagen der Präſident, das viele Aktenhoken macht ſie zum Kopfhänger; kommen ſie mit uns, lieber Ernſt, einmal wieder in die freie Gotteswelt. Alljährlich ſtäubt der Kanzleidiener die Regiſtraturfaſzikel aus, laſſen ſie auch einmal reinigend den Fächelwind der Natur über ſich hinziehen und ihren Donnerſturm.

Wehemüthig lächelte Ernſt beim gut gemeinten Vorſchlage, er fühlte, wie heilſam es für ihn wäre, die Stätte ſeiner trüben Erinnerung zu verlaſſen. Die Zimmer, die er für ſein eheliches Glük vorbereitet, drükten beengend ſeine Bruſt, und wenn er bei des Landraths Hauſe vorüber ging, deſſen Fenſter nun alle verſchloſſen waren, da kam es ihm vor, als läge ſein Herz tief eingekerkert dahinter.

Nach einigen Zweifeln willigte Ernſt in die Fahrt nach dem Bade. Schon in zwei Tagen verließ auch er das Städtchen. Als er durch deſſen Gaſſen und Vorgärtchen hinfuhr und dann am Steinkreuze vorüber, bis wohin er ſonſt manchen Abendgang mit Lottchen gemacht hatte, und als er nun außer dem Weichbilde der ſtillen Stadt, in der er zwei ſchöne Jahre verlebt

hatte, angekommen war, welche Gefühle ſchauerten, bebten und ſchwellten auf dieſem kurzen Wege über ſein Herz. Nun zog eine einfach freundliche Landſchaft am Wagen vorüber, Auen mit Weidenbächen und bunte Felsſtüke wechſelten, ausgetretene Fußſteige gingen darüber, und verloren ſich bald auf Hügeln, bald im Waldesdunkel, als wäre hier der Mittelpunkt des Lebens und dem Wanderer ſtände das ganze offen nach allen Seiten. Der Strom gab dem Naturbilde kräftige Haltung, der blaue Sommeräther athmete und zitterte darüber. Der Weg wurde immer romantiſcher, langſam hob ſich die bequeme Waldſtraße, Eichen und Tannen ſtanden am Wege zwiſchen Fichten und Staudengewächſen, alle Geſchlechter der Maiſen zwitſcherten und flatterten auf den Äſten, das nette Eichkäzchen ſpielte, und der ſchwebende Geier ſchrie und die fette Waldſchnepfe. Endlich wuchſen überhangende Felſen rechts und links empor, Mooſe und Farnkräuter wucherten, der Waſſerfall rauſchte, und als ſich das geheimnißvolle Granitthor öffnete, lag oben im Bergthale das ſtille Bethesda vor dem Entzükten, — ein Ort der Ruhe.

Weniger Kunſtanlagen, als Schöpfungen der Natur ſchmükten den Badeort; die Fernſicht in die Alpen, die Grotte der Quellnimfe, die duftenden Blumenwieſen,

hundert Lauben und Gänge, die die Natur geflochten, vom lauschigen Waldplätzchen bis zum freundlichen Friedhofe, über dessen Thore der Tod als Engel, nicht als Gerippe stand, — Alles sprach mit dem milden Schauern der Freude und Rührung zum Menschenherzen, und der Genius des Lebens bot im bekränzten Becher den geheim und fleißig gebrauten Labetrunk. Für Ernst ward er zur Lethe, das Flammenstük seiner Liebe sank allmälig in die weichen, spielenden Wellen, und das Abendroth der Vergangenheit hob sich darüber und der Friedensbogen aus Thränenperlen und Lebenssonne. Der eigene Schmerz machte ihn für den Anderer empfänglicher, milder gegen jede fremde Individualität; bereitwillig hätte er die Freudejuwelen aus seinem kommenden Leben gelöst zum musivischen Wonneteppiche eines fremden, sich selbst nur philantropische Theilnahme vorbehaltend.

Der Präsident war am Lande heiter, die Tante seit ihrer ersten Liebeszeit nie mehr so glüklich gewesen wie jezt, auch Amaliens Wangen glimmten an wie rothe Rosen.

Ein nettes Dorfgärtchen wurde neben der Wohnung gemiethet, Ausflüge gemacht, im Grünen gespeist und manche angenehme Brunnenbekanntschaft geschlossen; Natur und Kunst boten den Stoff zu geist- und gemüth-

reichen Gesprächen; es that Ernst wol, wieder einmal etwas, das über die Nothdurft des Lebens hinausreichte, zu hören und zu sprechen. Alle Tage entwikelte Amalie eine neue anmuthige Seite ihres Wesens, und er mußte unparteiisch gestehen, daß Lotte, wenn sie auch in der Begeisterung der Liebe bei ihm saß, doch nie, wie Amalie, dem Gefühle des Herzens das einfache, treffende Wort zu geben verstand.

Wie leuchteten nun oft Malchens Augen in träumerischen Mondnächten, wie Sterne unter Lilien, und die Rede flog empor aus ihrer Brust wie eine singende Nachtigall; kein Aufschwung des Gespräches war ihr zu hoch, und wenn sie begeistert schwärmte, schien die leichte Hülle zerfließend der steigenden Psiche zu entflattern.

— Also mit des Präsidenten Amalie ist er in's Bad gereist, und mit uns hat er nicht kommen gewollt, keifte die Landräthin eine Woche nach ihrer Ankunft in der Residenz, als sie eben einen Brief von den beiden Turteltauben erhalten hatten, die ihnen mit besonderer Genauheit die Neuigkeit und Gerüchte und eigne Meinungen darüber mittheilten, — das ist abscheulich, das ist ehrvergessen und wortbrüchig! Die auferbauliche Rede

dauerte eine Weile, bis ſie der Vater mit dem kathegoriſchen Imperativ beſchloß: Du magſt recht haben, aber ſchweig', und Lotte muß ihn vergeſſen!

Und Lottchen ſchien in der That dem Willen des Vaters entgegen zu kommen, ſie vermochte, während ſie auf dieſe Erörterungen hinhorchte, Brunos Ausfälle und Vergnügungspläne zu beantworten.

Aber brechet nicht den Stab über ſie, ihr Hiperſentimentalen, denkt an Lottchens lebenskräftiges Herz, das die Siechheit des Grames nicht ertragen konnte, und an die verwiſchenden Eindrüke der Reſidenz. Lotte ſah ſie das erſte Mal; das Hirtenſtük des Erdwinkels, den ſie bis jezt bewohnt hatte, wich der bewegten, wechſelvollen Marionettenwelt. Um ſie ſumſte, lärmte und ſchwirrte der Schwarm der Genußſüchtigen, und ſie ſelbſt ward eine von ihnen. Die Kleiderkünſtler hatten ſie ſo metamorfoſirt, daß ſie ſich ſelbſt kaum wieder erkannte, und die eleganten Herren, die Bruno vorſtellte, fliſterten und liſpelten ihr von allen Seiten ſo viel Schönes zu, daß es kein Wunder war, wenn das Mädchen ihr Herz und ihr ganzes vergangenes Leben darüber vergaß.

Konzerte, die bei den Meiſten das Auge mehr beſchäftigten als das Gehör, wechſelten mit Theater und

Schauſtellungen anderer Art; Landpartien zeigten zwar wenig Bukoliſches, dafür aber elegante Welt; Wettrennen, Luſtfahrten, Kunſtbeſichtigungen füllten die Tage, Schauſpiele, Geſellſchaften und Tanzvergnügungen die Abende. Bruno that alles Mögliche, um die Familie aus den alten Geleiſen heraus zu reiſſen; Lotte, die reiche, ſchöne Erbin ward der Mittelpunkt vielſeitiger Huldigungen. Die alte Landräthin bekam als zärtliche Mutter auch einige Höflichkeitsabhübe und hörte in ihrer Behaglichkeit nicht die Spottreden, überſah das Naſerümpfen und erzählte voll Eifer, wie man zu Schwarzau wälſche Hühner fett mäſte und kleine Gurken einſäure. Nur dem Landrathe war es zu wirr und toll im zierlichen Kreiſe, gern hätte er ſeinen großen Meerſchaumkopf, den er ſich eben erſt beigelegt, geſtopft, und die duftenden Damen waker ausgeräuchert.

— Nun, wie weit biſt du ſchon mit dem feiſten Landengelchen? fragte ein Freund Brunos, der Vater iſt allerdings etwas fatal, und die Mutter unerträglich albern.

— Dafür hat Lotte mehr Temperament als ein Duzend eurer Mattaugigen, Bleichwangigen, — und, was mehr ſagen will, den goldenen Lebensquell, der mir, leider, in Paris und London ſeichter geworden iſt.

Mein ſoll ſie werden! ich muß den leidigen Theilungseinfall der Tante wieder gut machen.

Sechs Wochen nach der Reiſe in die Reſidenz kam ein Brief des Landraths an Ernſt: Euer Wolgeboren benachrichtige hiermit von der Verlobung meiner Tochter mit unſerm lieben Vetter Bruno. Da demnach alle Verbindung zwiſchen derſelben und Euer Wolgeboren aufhört, ſchließe ich unſern beſten Wunſch für ihr zukünftiges Leben hiebei an. Auch trage ich meine Schuld an ſie ab, und danke für das lange Zuwarten. In mein Rechnenbuch habe ich alle Ausgaben, die ihnen meine Familie verurſachte, gewiſſenhaft eingetragen, und bewerkſtellige den Rükerſaz ſammt Intereſſen durch den beiliegenden Wechſel. Leben ſie wol. Euer Wolgeboren ergebenſter u. ſ. w.

— Sei denn glüklich, Lotte! rief Ernſt in wolwollender Rührung, nicht du trägſt die Schuld an unſerer Trennung, ſondern das wechſelnde Leben; — und dein zweiter Brautkranz möge dir mehr Freude bringen als der erſte!

Mit einigen artigen Zeilen antwortete er dem Landrathe, wünſchte Lotte das beſte Glük, und ſchloß die

Quittung und den Dank der Armenkaſſe bei über jenen Betrag, den der Landrath ihm überſendet hatte.

Auch die Badezeit war allmälig zu Ende gegangen, dankbar hing Mancher ſeine Krüke an der Quelle als Votivſtük auf und kehrte rüſtiger in die Welt zurük. Auch der Präſident hatte den Tag der Abreiſe ſchon beſtimmt, nun machten ſie noch an alle Lieblingspläze ihre Abſchiedsausflüge.

Heute waren ſie am Bergkamme, der über dem Badeorte lag; die geräumige Terraſſe lief gegen eine entzükende Landſchaft, die Blumenwieſen und Kornfelder ſtanden drunten ausgebreitet wie Schmukkäſtchen, ferne, blaue Berge dämmerten, es war eine Stelle, wo der Geiſt der Erde vor den Menſchen tritt und ihm zuruft: Wirf dich nieder in den Staub und bete mich an!

Die Erfriſchungen unter den Kirſchbäumen mundeten vortrefflich. Amalie wünſchte nun noch zum Fels hinaus einen Gang zu machen; Ernſt bot ihr den Arm. Sie kamen über einige Steinmaſſen, die treppenförmig geſchichtet waren, zu einem überwachſenen Vorſprunge; die Natur hatte hier zwei Size in den Stein gehauen, und gegen das Thal hinab öffnete ſich der Fels, wie zu einem großen Fenſter. Sie nahmen Plaz und blikten in's herrliche Land, die Welt erſchien ihnen ſchön

wie am lezten Schöpfungstage, die Erdenfarben und Himmelstinten floſſen einträchtig ineinander, und ſchimmernd zwiſchen beiden wiegte ſich ein Adler, durch die Entfernung zum Punkte verkleinert.

Die Sonne neigte ſich zu den Gebirgen, und der Abend, der ſelbſt den Rauch der Schlote, den Staub verlaufender Landſtraſſen in Gold verwandelt, legte ſeinen Zauberpinſel an die Landſchaft; ferne Seen wurden zu Flammenſpiegeln, Bäche und Flüſſe zum ſchimmernden Ariadnefaden, der Abendſtern, das Herz dieſer Zauberwelt ſchwamm im Spätrothe, und der Mond ſchaute lächelnd aus dem weichen Himmelblau, als freute auch er ſich in ſeiner ſtillen Höhe des herrlichen Erdenabendes.

— O Gott, o Gott! rief Amalie nach einer Pauſe, in der die Beiden ſchweigend im Abendgenuſſe geſchwelgt hatten, wie biſt du ſo herrlich, ſo unendlich in deiner kleinen Erde; — ſagen ſie mir, Ernſt, warum muß ich weinen bei ſo viel Luſt im Herzen? Er gab ihr die Hand. Lerchen jubelten in den Lüften, und einzelne, einſame Laute eines fernen Liedes drangen bis zu ihnen herauf.

— Wenn ich denke, daß ich zum lezten Male hier oben bin, fuhr Amalie fort, daß ich zum lezten Male in das bezaubernde Thal hinunter ſchaue, daß ich von

all den trauten Plätzen keinen wieder ſehe, vielleicht nie mehr in meinem Leben, — o Ernſt, da iſt es mir faſt, als müßt' ich vom ganzen Daſein Abſchied nehmen. Wie kalt und fremd iſt Alles in der Reſidenz, ekles Treiben markloſer Menſchenſchatten, und hier Gott und Natur und ſtille, frohe Leute! Sie glauben nicht, wie wir Mädchen uns in eine Gegend einleben, der Mann trägt ſeine Thaten in die weite Welt, aber die unſere hängt wie ein Spinnengewebe an den nächſten Zweigen des Außenlebens. Mir war ſeit zwei Jahren nie mehr ſo wol geworden, als hier. Wie mich Alles freute und ſo innig vergnügt machte.

— Ernſt, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe wortloſer Gedanken fort, auch wir werden uns nun bald trennen, ihr lohnender Wirkungskreis erwartet ſie wieder und manche Freude; werden ſie dann manchmal des freundlichen Badeortes gedenken? Sie hatte während des Spazierganges Vergißmeinichte und Feldblumen gepflükt, jezt reichte ſie mit abgewandtem Geſichte den Strauß gegen Ernſt hinüber. Als er ihr in die Augen ſchaute, ſchimmerten ſie feuchter.

— Amalie! rief er gerührt und begeiſtert und drükte die weiche Geſtalt näher an ſich, nie werd' ich dieſer Abendſtunde vergeſſen; eine ſtille Feier liegt um uns

im Himmel und auf der Erde und überwältigt auch unſere Herzen; farbloſe Stunden bringt uns nur zu oft das Leben, aber eine Stunde, wie dieſe, legt ihren Nachſchimmer noch um manche künftige.

Amalie fing leiſe zu weinen an: Mögen ihnen noch viele ſo ſchöne Stunden dämmern, guter Menſch, und erinnern ſie ſich dann manchmal des Weſens, mit dem ſie die heutige verbrachten, und das weinen mußte mitten in der Freude. Eine ſtille Abendſtunde wird ihnen leuchten, da wird in Amaliens Herzen nichts mehr liegen von Erdenſchmerz, aber auch das Herz wird zu ſchlagen aufgehört haben, — Ernſt, gedenken ſie dann der Blumen, die ſie heute von ihr erhalten haben!

— Amalie, Amalie, nein, du darfſt ja nicht ſterben, holdes Weſen! rief er ergriffen aus, und ſchloß ſie in ſeine Arme; nein, nein! ſo darf es ja nicht kommen, — ſoll denn Niemand auf dieſem Erdenrunde froh ſein, und jedes ſchöne Herz brechen?

Der Präſident und die Tante waren unbemerkt in die Felſenrotunde getreten; freudig überraſcht ſtanden ſie jezt neben den Beiden. Ernſt erſchrak nicht, ſein Herz wußte ſich rein und hatte ſich nichts vorzuwerfen.

— Ihr liebt euch, begann der Präſident, ihr jungen Leutchen; ich wußt' es ſchon lange, mein Segen ſoll

euch nicht fehlen, und dieſer Abend gehört zu den ſchönſten meines Lebens.

Die Tante jubelte, Amalie hing ſtill an Ernſts Arme. Gefühl und Überraſchung zogen dieſem durch's Herz; wehmüthig dachte er an die zerſchlagenen Frühlingsſaaten ſeines Lebens zurük, und wie eine ähnliche Gewitterwolke über Amaliens Leben ſtehe. Er fühlte, daß ihm dies zarte Weſen werth ſei, und daß es in Gefahr ſtehe, ohne ihn am gebrochenen Herzen hinzuwelken.

Still ging er an ihrer Seite in das Dorf hinunter; die Würfel ſeines Lebens fielen; beim einfachen Abendmale gab er ihr den Brautkuß.

Ein fahler Herbſttag ſtand über der Erde; die Felder waren abgeerntet, die Furche, in der die Wachtel ihr Neſt gebaut hatte, war nun öde, und Looſe der Menſchen entſchieden, die ſchwankend in der Urne gelegen, als noch die Blüthe trieb ſtatt der ſchwellenden Fruchtgehänge. Es war eben wieder Sonntag.

Die Kirchengloken läuteten ſchon über eine halbe Stunde, in buntem Gedränge füllten die Schwarzauer die Betſtühle und ſtanden am Gottesaker in neugierigen Reihen. Heute gab's eine Doppeltrauung, und nebſt-

dem ſolche Pracht zu erwarten, wie man ſie ſeit Menſchengedenken im einfachen Landſtädtchen nicht geſehen. Neugierig ſaßen die Honoraziorен in der Kirche, auch ihrerſeits mit Sonntagskleidern angethan, die Schuljugend lärmte und ſchlug Rad über die bewachſenen Gräber, ein altes Mütterchen wiſchte ſorgfältig ihre Hornbrille, um dann mit ihr recht klar ſehen zu können, und der Lotterieſchreiber nahm eine Priſe Tabak und ſchneizte ſich nach Herzensluſt, und that während des Wartens immer wieder desgleichen, damit er ſpäter in der Augenweide nicht mehr durch das Bedürfniß des Leibes geſtört werde.

Ernſt ſaß im Bräutigamſtaate auf dem Divan, Amalie im weißen Atlaskleide mit den koſtbaren Spizen an ſeiner Seite. Wie Embrionen unter Weingeiſt hing er dumpf in der Fluth der Gedanken.

— Liebſt du mich denn nicht, Ernſt? begann Amalie und warf den Hiazinthenblik auf ihn.

— Wie kannſt du jezt ſo etwas meinen, erwiderte er faſt linkiſch und ſchülerhaft. Sie neigte ſich zu ihm, und drängte ihre Lippen an die ſeinen. Der Dämon des Lebens ſchwirrte um ihn: Sind das Küſſe der Unſchuld? küßt ſo das ſchüchterne Mädchen? lauſcht Pſiche hinter dieſen Umarmungen oder die lüſterne Eva?

— o, und hat Lottchen je ſo geküßt! — Lottchen, Lottchen! Er ſaß ſtarr und erwiderte keine Zärtlichkeit der Umrankenden.

Der Präſident fuhr vor; im granatfarbenen Stoffkleide mit den ungeſchlachten Blumen, die weiß Gott wo blühen mögen, ſaß die Tante bei ihm in dem Wagen, ihr Geſicht war voll Lächeln der Befriedigung, vergnügt winkte ſie mit dem Rieſenfächer aus beſſerer Zeit, auf dem ſechs Pagoden einen Gözentanz aufführten. Das Brautpaar ſtieg ein, bald hielt der Wagen am Kirchthore mitten in der gaffenden Menge.

Ernſt trat, Amalie am Arme, in die Kirche. Eben war drinnen die erſte Trauung vorüber; Bruno führte ſcherzend Lottchen als ſein Weib heraus. Ihr erſtes, einfaches Brautkleid lag wol beim Gerille zu Hauſe, roſenrothe Seide mit Blumen legte ſich im eleganteſten Schnitte um ihren reizenden Wuchs, ein großer Kranz ſchlang ſich ſtatt des Mirtenzweiges durch die hochgeſchürzten Loken. Ernſt und Lotte kamen aneinander vorüber, ihre Blike trafen ſich, — verlorne Paradieſe lagen in ihrer Seele, und das Antliz der Beiden wurde blaß wie im Tode.

Die kühle Septembernacht ſank herein, aus dem anduftenden Wetterhimmel ſchauten tief, wie aus der

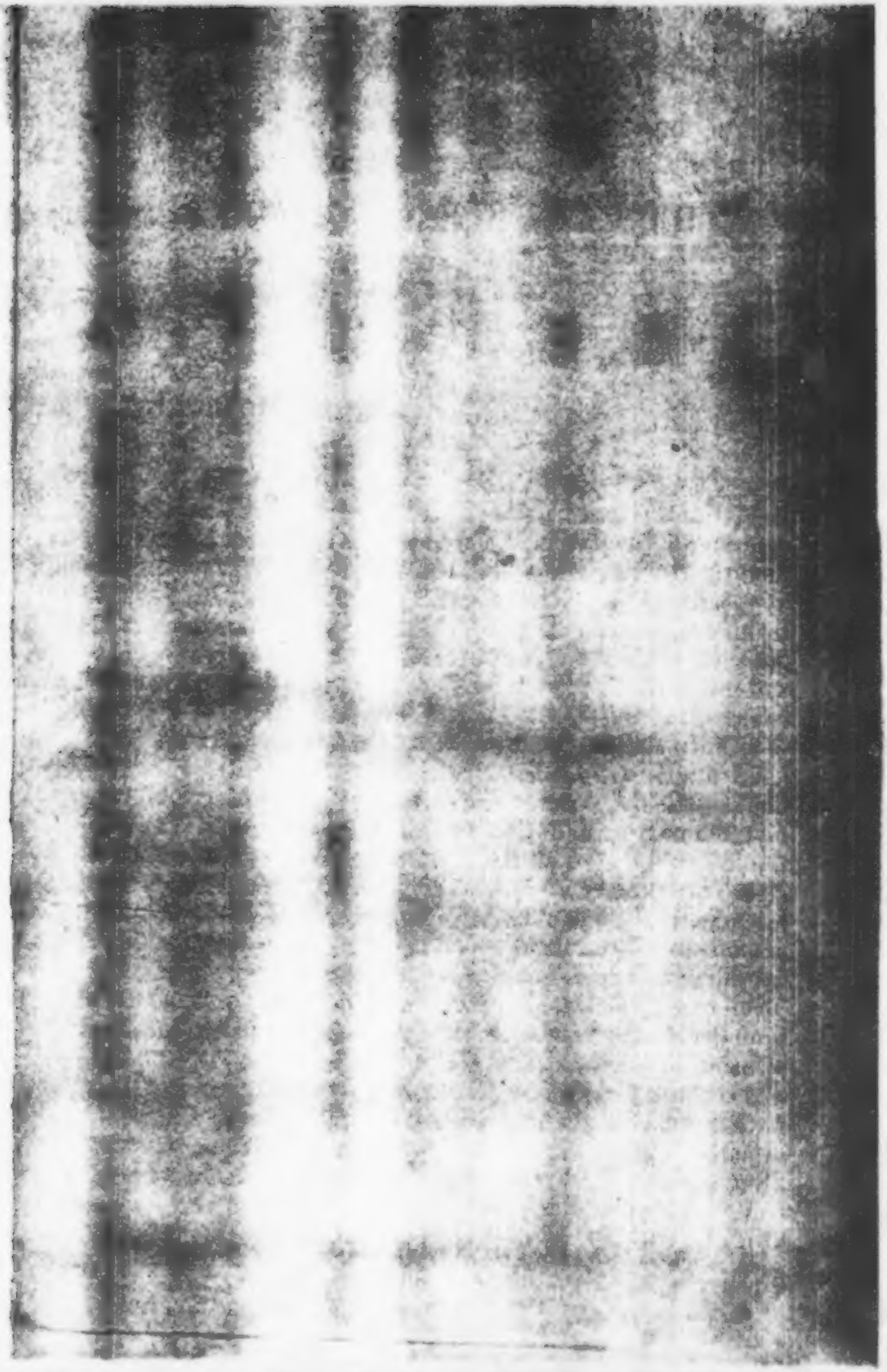
Ewigkeit, leuchtende Sterne, Nachtfalter zogen über Spätblumen, doch keine Nachtigall ſang mehr in den einſamen Wipfeln.

Beim doppelten Hochzeitſchmauſe ſaßen muntere Gäſte, aber zwei leere, gute Herzen weit auseinander, getrennt für ihren ganzen Lebensweg.

Ernſt und Lotte, du armes, zerriſſenes Menſchenpaar! über Strohblumen und geſtikte Auen auf Teppichen gehen eure Pfade, aber die Blume eurer Freude iſt geknikt wie eure liebenden Herzen; der unreine Erdennebel, der euch äffend auseinander zog, wird ſchwinden und wieder werdet ihr rein voreinander ſtehen, aber eure neuen Schwüre drohend dazwiſchen. Ihr habt keine hohe Freude mehr im Leben, o — ich weiß es ja! ſelbſt eure Kinder werden euch halbfremd ſein, und der eine dunkle Theil abgewendet von euch nach der Erde.

Aber ewige Sterne ſtehen über euch; traget, duldet, ſchmachtet, einmal muß der Menſch ja ſeelig werden, oder doch ruhig.

Ende des erſten Bandes.



Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Zweiter Band.
Novellen.

Bremen, 1876.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
H. F. Dr. Kirchhoff.

Druck von Liebr. Zoltau in Neerben.

Ak 4153-2

Novellen

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg

Zweiter Band.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Inhalt.

Das Forsthaus .....
Der sechste Akt .....
Eine Siesta 1
Stille Welt 2

Das Forsthaus.

Das Forsthaus.

— So, nun bist du wieder blank und jun
gann der Förster Waltram, und fuhr mit der
des Hirschfängers über den Ärmel seines Jag
aber die Flecken, die der Rost der Jahre in das
deines alten Kameraden gefressen hat, reibt nicht Ha
schlag und Bimsenstein mehr ab. Die Spize ist
die Schneide platt; Kinder könnten darauf Steke
reiten.

Mit bitterem Gefühle, das in seinen Zügen
bar zu lesen war, stieß er die Klinge in die S
und lehnte den Fänger ziemlich heftig an den Se
auf dem bereits sein volles Jagdkleid bereitet
Die Tressen am Roke deuteten auf besondere
daneben hing das Hüfthorn mit goldenen Tr
und der heitre grüne Jägerhut mit dem fröh
Federstrauße, zu dem das alte ernste Gesicht des
sters nicht mehr recht paßen wollte. Auch die V

ſtand dabei, ſammt Waidtaſche und Schießzeug. Gegen zweiläufige Gewehre hegte der Förſter großen Abſcheu. Der erſte Schuß ſei Waidmannsrecht, der zweite Mord, pflegte er ſonſt zu ſagen. Einſt hatte er nie ein Thier gefehlt, nun ging's anders; nur die frühere Gewohnheit und der biedere Spruch war geblieben. Die alte Hündin beroch eifrig das Jagdzeug, und ſtieß dabei manchmal ein leiſes Winſeln aus, das halb gewohnte Luſt, halb Trauer bedeuten mochte. Ein Dichter hätte in dieſer Stimmung eine Elegie geſchrieben.

— Diana! rief der Jäger, Diana! aber der Hund ſchnupperte ungeſtört am Jagdroke fort.

— Hab' vergeßen, daß du taub biſt, altes Vieh! Eine Kugel dem unnützen Brodfreſſer ins Herz. Zehn Jahre mit mir gejagt, — was macht das? nun findeſt du ſo wenig mehr eine Fährte als dein Herr je Gold. Auch biſt du triefäugig und ſchäbig. Zum Schinder mit dem Vieh; der Schuß Pulver wär' verworfen, die Leute haben recht. Biſt auf den Schweiß gegangen, wie keines, — gelaufen mit dem Winde um die Wette, — treu warſt du wie kein Weib, — was weiter? das iſt nun Alles vorbei, und das Brod, das du iſſeſt, ſtiehlſt du deinem Herrn. Je länger er ſprach, deſto unſicherer wurde ſeine Stimme; als er endete, ſtand

ein matter Schimmer wie von Thränen in seinen grauen Wimpern.

Die Stube machte einen düstern Eindruk. Abendschatten zogen über die getäfelten Wände, der alte lederne Lehnstuhl schien ein Zeuge langer Sorgen, und die zwei Hirschgeweihe erinnerten nur an die Todesmüde eines edlen Wildes, ohne das frische, kräftige Bild der Jagd zu vergegenwärtigen. Um's einsame Forsthaus lag ein kleiner grüner Plaz, auf dem einige Waldwege ausliefen; gleich daran schloß sich der finstere alte Forst. Hirsche krächzten und einzelnes Gebell wachsamer Hunde unterbrach die Stille. Durch eine Waldlichtung fiel nun ein heller Sonnenstrahl in der purpurnen Färbung des Herbstes und des Abends in das Zimmer. Draußen sprang hold und licht wie eine Waldelfe eine Gestalt vorüber, eine volle junge Stimme sang die lezte Strofe eines Liedes. Das Gesicht des Greises wurde beruhigter, er blikte theilnehmend durch's Fenster, und ein Strahl von Freude schien über die alten Züge zu schweben. Es war Marie, seine Tochter. Sie war mit einem Blumenstrauße aus dem Waldgehege zurükgekehrt, die zahmen Ringeltauben flogen ihr entgegen und umkreiseten in vertrautem Schwunge ihren Kopf, die Hunde sprangen wedelnd entgegen

und an ihr hinauf. Die ganze Natur huldigt der Schönheit und Unschuld, ihr Siegel ist die Anweisung an die Neigung aller Wesen.' Sie strekte freundlich die Hand aus, und ihre Lieblingstaube sezte sich flatternd daran, nieder. Marie streichelte ihren Hals, drükte sie an Mund und Brust. Bald darauf trat sie in's Zimmer, und wollte fröhlich dem Vater die Blumen weisen, aber der getrübte Blik des geliebten Auges dämpfte ihre Freude.

— Glaubt ihr nicht, daß dem gnädigen Grafen diese Blumen gefallen werden? begann sie eingeschüchtert.

— Die Großen der Erde, meine Tochter, sind nicht so leicht befriedigt, wie du, und wer weiß, ob er gnädig ist.

— Gewiß, Vater, ihr ängstiget euch umsonst. Der Graf wird kommen, und mit allem, was ihr thatet, zufrieden sein. Seid ihr denn nicht fleißig und treu wie Wenige, und ist der Forst hier herum nicht herrlich wie Gottes Paradies?

— Der Graf beurtheilt dies Alles nicht mit dem Auge der Liebe, wie du. Sie haben nun seltsame Ansichten von Forstwirthschaft, auch nehmen die Wilddiebe hier von Tag zu Tag überhand, und ich kann die lezte Zeit nicht wie sonst in's Revier.

— Nein, nein! Der Graf wird doch nicht wollen, daß sich seine Diener den Tod holen in übertriebener Anstrengung. Ihr seid zu pflichtgenau, Vater; und wenn er auch einen Mangel irgendwo entdekte, er kann nicht vergeßen, daß ihr es wart, der dem seligen Grafen Berthold einmal das Leben gerettet hat.

— Alte Dienste sind wie altes Brod, mein Kind, schimmelig und ungenießbar für Jeden, und hätte der Keuler dem hochseeligen Grafen den Hauer damals in die Gedärme gestoßen, so hätte Graf Hieronimus zehn Jahre früher das Regiment bekommen. Das Werk bleibt zweifelhaft, auf jeden Fall aber die jüngste Kuppelei verdienstvoller, als der alte Handstreich.

— Ihr seht Alles zu finster, Vater, quält euch selbst mit trüben Gedanken, und seid gegen Andere ungerecht. Der Graf ist ein guter Herr! Hat er nicht die Kinder des alten Küsters versorgt, und die Waise des Invaliden zu sich genommen?

— Wer weiß, ob eine dieser beiden Thaten einen Gotteslohn verdient; doch dies alles taugt nicht für dein Ohr, Marie! aber sehe ich zu finster, und plag' mich unnüz mit trüben Gedanken, Tochter? Wenn er nun kommt, und den alten Knecht wegjagt aus dem stillen Hause, wenn er den tauben, räudigen Hund mit

Füßen fortſtößt, morgen können wir betteln gehen, Marie, du deine Lieder abſingen, und der nichtsnuzige Alte die Pfennige mit der Kappe auffangen. Und wenn er auch gnädig iſt, und ein Übriges thut: hier an dieſen Wald iſt mein Daſein gekettet, und nur todt mögen ſie mich hinaustragen. Wenn er mich in ſeiner Gnade auf eines ſeiner Schlöſſer zum Ableben hinſezt, ſo mag er nur gleich auch mein Grab aufſcharren laßen; außer dem grünen Walde dorrt mein Leben aus, und mein Herz ſtirbt ab wie eine entwurzelte Tanne.

Die Stimme des Alten erſtikte ein ſchmerzliche. Bruſtkrampf, Marie hatte beide Arme um ihn geſchlungen, und lag an ſeinem Halſe.

Die Schatten des Abends wuchſen, das Gezwitſcher der Meiſen war verſtummt, und die Eule fing ihre Schwingen zu prüfen an. In der Stube war es vollends finſter geworden; das Licht, das die Tochter brachte, konnte die Schatten im Gemüthe des Vaters nicht zerſtreuen. Das Nachtmahl ward trüb und ſpärlich eingenommen.

Der Schlaf mied bis gegen Morgen das Lager des Greiſes. Er hörte die Tannen im Winde ſauſen; das Geheul des fernen Wolfes und der Ruf des Käuz-

leins tönte ihm als die Stimme der Ahnung. Über das junge reine Herz der Tochter hatten die Sorgen noch keine Gewalt. In ihr Kämmerchen angekommen, weinte sie zuerst, dann betete sie fromm, wie man es nur vor der ersten Sünde vermag, und nun fühlte sich ihr Herz erleichtert, empfand die Last des Kummers nicht mehr, und der blaue Himmel mit den tausend Sternen schien ihr der Mantel der Himmelskönigin zu sein, und der volle Mond das Antlitz ihres Schutzengels. Unter seinem Hauche entschlief sie, lichte Blumenringe liefen durch ihre Träume, zwei schöne Engel spielten mit einander: das Leben und die Liebe.

Kann es auf Erden etwas Holderes geben, als diesen Traum einer Jungfrau? ein unendliches Gefühl, das ihr wachend noch unbekannt ist, überkommt sie, sie liebt — ohne Gegenstand, sie ist seelig — ohne Bewußtsein. Die erste Leidenschaft verschließt das Paradies für immer!

Der Herbstmorgen war prächtig aufgegangen. Die Tannen des Forstes standen voll Thaues, und Vögel und Eichhörnchen spielten in den Ästen. Das frische Harz, das blühende Haidekraut und tausend Moose und Beeren verbreiteten einen frischen, angenehmen

Geruch. Die Quelle schlich kaum hörbar über den Waldboden, und an einsamen Stellen standen ein paar Hirsche oder ein scheues Reh an der Tränke.

Graf Hieronimus ritt behaglich durch den Tann. Die Waldeinsamkeit schien dem Weltmanne zu behagen; überrascht schaute er in die Schatten des Forstes und wieder durch die uralten Tannen nach der Bläue des Morgenhimmels und nach den einzelnen Sonnenstrahlen, in deren Schimmer tausend Käfer und Mücken ihren kurzen Frühling vollbrachten. Er schien den eigenthümlichen Reiz dieses Erdwinkels nicht vermuthet zu haben, und zur Behaglichkeit des Besitzes kam nun noch die Überraschung seiner Annehmlichkeit.

An seiner Seite schritten zwei junge Männer von beiläufig gleichem Alter, aber sehr verschiedenem Äußern. Der Eine hatte ein schneidiges blasses Gesicht, mit kleinen, lauernden Augen und blonden Haaren, die in's Flachsgraue überspielten; sein Körper war groß, doch etwas vorgebogen und für die Länge, insbesonders der Arme, offenbar zu schmal. Sein Gewand zeigte von Wolhäbigkeit und überdies von einer besonders feierlichen Gelegenheit. Pächter Franz war nicht häßlich, gleichwol mochte sein Gesicht Wenigen gefallen. Er lächelte immer gefällig, widersprach keiner

Behauptung, und war sichtbar bemüht, sich in die Gunst des Grafen und auch seines daneben gehenden Gefährten einzuschmeicheln. Dieser war Georg, der Leibjäger des Grafen, eine große, kräftige Gestalt, schlanken, nervigen Wuchses mit offener Stirne und einem Paare feuriger Augen, die sich noch vor keinem Blike gesenkt hatten. Die breite Brust schwellte die freie Luft der Jugend, die Glieder bewegten sich rasch und schnellkräftig und das gebräunte Gesicht zeigte Muth und Kühnheit. Das nette Jägerkleid hob das Verwegene seines Aussehens.

— Nun, Georg, was sagst du zur Gebahrung im Forste? du bist ein geschikter Jägermann, sprich offen, was du von seinem Zustande hältst.

— Soll ich offen reden, gnädiger Graf, so muß ich sagen, daß nicht Alles ist, wie es sein könnte. Der Holzschlag ist zu wenig geordnet, wir sahen geringe Stämme gefällt, während mancher mächtige verschont blieb. Dort zum Beispiele, gnädigster Herr, bemerken sie eine ungeheure Tanne, die der Wind schon vor Jahren entwurzelt hat, sie liegt noch da, und erzeugt Ungeziefer und Borkkäfer.

— Du hast recht, Georg, so dacht' ich mir's auch.

— In der That, hochgräfliche Gnaden, begann

nun auch der Pächter süßlich, man muß Euer Gnaden genaue Forstkenntniß unterthänigst bewundern. Der alte Waltram ist ein eigensinniger Mensch, die Grenzen seines Forstes hat er in diesem Jahre wol nicht öfters gesehen, als ich das Gras wachsen.

— Waltram ist ein alter Mann, entschuldigte Georg, alle Leute loben ihn, man sieht es auch im Gehege, daß er früher sehr thätig gewesen sein muß, nun ist er alt und krank, und kann nicht mehr das leisten, was er sonst gethan hat.

— Nicht blos alt und kränklich, damit hätt' es noch eine Weise, aber bequem ist er und starrköpfig.

— Er thut ihm wol zu viel, Meister Franz, fiel der Graf ein, Waltram ist ein wakerer Mann und unserem Hause sehr ergeben; ich habe ihn vor fünfzehn Jahren gekannt, kein Revier glich dem des fleißigen, geschikten Mannes.

— O gewiß — fleißig und verständig — ein höchst wakerer Mann, hochgräfliche Gnaden, ich meinte nur so, — ich hange an dem vortrefflichen Manne, wie an meinem seeligen Vater.

Georg warf ihm einen verächtlichen Blik zu, der Graf sezte mit dem Pferde über einen Zaun, und der lebhafte Braune machte nun einige ergözliche Sprünge.

— Wie steht's mit dem Wilde und mit den Raubschüzen? begann der Graf nach einer Weile wieder zum Pächter.

— Genug der einen, des andern wenig, man wollte denn Füchse, wilde Kazen und Marder zählen. Gewiß, der Förster ist sehr waker, aber —

— Ei, ei, das schöne Gehege und obendrein Wilddiebe!

— Wie ich Eure hochgräfliche Gnaden versichere, alle Ehre für den Förster, aber gegen die Wilddiebe ist er zu nachsichtig, und die Marder nisten sogar in seinem Dachboden. Da geht denn der Nachwuchs des Edelwilds verloren, und das Revier nährt nur Raubbestien. Der Förster ist zu wenig aufsichtig, er läßt —

Da kam Waltram mit dem Jägerburschen aus einem Seitenwege hervor.

— Ach willkommen, lieber Vater Waltram! wendete Franz seine Rede. Der Förster trat mit entblößtem Haupte vor seinen Herrn. Sein Aussehen war blaß und kränklich, im Jagdschmuke, den er trug, sah er aus, wie zu seinem Begräbnisse aufgeputzt.

— Sei er mir gegrüßt, Waltram! vor fünfzehn Jahren sah ich ihn das lezte Mal, als ich mit meinem hochseeligen Oheim hier war. Er stand in Gnaden

bei ihm, ich weiß, daß er ihn jederzeit sehr gelobt hat. Aber er ist alt geworden, Waltram, er sieht nicht gut aus; der Dienst ist ihm wol zu schwer, er sehnt sich nach Ruhe?

— Nur nach einer, Erlaucht, nach der im Grabe, aber so lange ich lebe, ist's mir hier im Forste nicht zu mühsam, an diesen Bäumen hängt mein Herz und mein Leben; doch Euer Erlaucht haben zu befehlen, und ich muß zur Ruhe gehen.

— So war es nicht gemeint, alter Mann! lenkte der Graf ein, als er den Schmerz des Greises bemerkte. Wir sind euch sehr wolgesinnt, wir meinten euch nur das Leben zu erleichtern, und hätten euer in Gnaden gedacht, Waltram! So mir recht ist, habt ihr meinem Theim einmal einen wichtigen Dienst geleistet, nicht wahr?

— Wenn Euer Gnaden das einen nennen wollen, daß ich einen ausbrechenden Eber von seinen Lenden abfing.

— Richtig, so war's, es hätte ein Unglük absezen können. Beruhigt euch, Alter! gewiß, wir sind euch in Gnaden gewogen.

Der Graf ritt weiter, seine Begleiter folgten. Jener sprach mit Georg. Franz drängte sich an den

Förster: Wie ihr heute staatlich aussieht, Vater; ihr habt eine bessere Farbe, als seit langem, und schreitet lustig daher, wie ein Jüngling.

Die Rede fand wenig Anklang, er ließ sich nicht abschreken: Was macht Mariechen? Sie wird wol auch im Sontagstaate sein! Wie ich dem Mädchen wol gesinnt bin, ihr könnt's nicht glauben, sie könnte längst im schönen Pachtgute als Frau und Wirthin schaffen, wenn sie nicht so seltsame Grillen hätte. Ich muß euch sagen, ihretwillen ließ ich das gute Dach abreissen, und neue Ziegel darauf thun, — es sieht nun aus wie ein rother Apfel, — ließ ein nettes Wägelchen machen, sie nähme sich gut aus darin, und mein Fuchs läuft wie der Teufel. Ihr solltet euer Ansehen gebrauchen, Vater, das Mädchen sieht sich ja selbst im Lichte. Sprecht, habt ihr etwas auszusezen an mir?

— Da sei Gott für, daß ich mein Kind zwinge, Franz! wenn euch meine Marie selbst will, in des Herrn Namen, aber gegen ihren Willen, nein, nein!

— Werdet nur nicht heftig, ich meinte nur so, es wäre nun nicht übel sich um ein warmes Haus umzusehen; seht den Burschen dort an, 's ist ein perfekter Waidmann, und der Graf hält seine Stüke auf ihn;

heißt Georg, hatte da im Walde zu mäkeln an diesem und dem — hat die neue Forstkultur im Kopfe, — es gebe Raubwild und Diebe, eine ehrliche Klaue sei aber nicht zu sehen. Waltram warf einen düstern Blik auf Georg, und seine Glieder schüttelte ein leiser Schauer.

Da schlugen die zwei Doggen des Grafen, die schon lange an der Seite des Weges herumgeschnoppert hatten, nicht weit entfernt an.

— Hollaho! schrie der Graf, darauf und d'ran, Kastor und Pollux!

Er hatte nicht in den Wind gerufen, die Doggen klafften und heulten, näher und näher kam die Meute. Waidmannslust ergriff die Jäger, jeder strekte sich höher und brachte sein Gewehr in Stand, auch über Waltram's Wange flog eine dunkle Röthe, der Graf saß kaltblütig auf seinem Pferde und spielte nachläßig mit der Reitgerte. Er war kein Jäger. Ebenso auch der Pächter.

Am Waldwege rechts ward ein Geknister hörbar, rasch kam's näher. Das ist ein Hirsch, flüsterten die Jäger. Die Gezweige schlugen auseinander, ein Sechzehnender brach nicht fünfzehn Schritte entfernt im prächtigen Sprunge hervor.

— Weist eure Kunst, Gesellen, ermunterte der Graf. Georg hatte angelegt und das Auge des Hirsches auf dem Korne. Auch Waltram schlug an; da ließ er sein Gewehr sinken. Der alte Jäger schoß, der Hirsch sprang lustig davon, jetzt erst krachte Georg's Büchse, hochauf sprang das edle Wild und sank dann ohne Zucken zusammen, er hatte das Hirn getroffen.

— Brav, wakerer Junge! rief der Graf, den die Lust des Waldes unwillkührlich ergriffen hatte.

— Ein Meisterschuß! jubelten die Jäger.

— Ihr habt euer Lehrgeld nicht umsonst bezahlt, Georg, lobte Franz, siebzig Schritte, und durch's Dickicht, ihr werdet ein ganzer Förster sein!

Der Graf galoppirte über Stok und Stein zum gefallenen Wilde, die Ruden schlugen die Zähne in die rauchenden Gedärme ein, der Jagdbursche sprang herbei, der Hirschfänger blizte, und vor den Augen des vergnügten Grafen wurde das Thier kunstgerecht abgethan.

— Es war ein purer Glukfall! begann Franz leise zum Förster, mit dem er langsam der Stelle zuschritt, der Fant wird nun noch übermüthiger werden, als er schon ist; nehmet euch in Acht vor ihm, der ist ein

Schleicher, und möchte euch gerne aus der Förſterei verdrängen.

Der Zug ging luſtig zum Forſthauſe weiter. Auf der Waldgrüne vor dem Hauſe empfing Marie den Grafen, und überreichte ihm einen Strauß friſcher Blumen und glänzender Beeren mit einem einfachen, etwas ſchüchternem Gruſſe. Sie glich der holdeſten jüngſten ihrer Blumenſchweſtern. Der Graf nahm freundlich den Strauß, drükte dem Mädchen die Hand und blikte wolgefällig in ihre Augen, bis ſie den Blik erröthend ſenkte.

— Willkommen, holde Waldfee, Königin meines Geheges. Solcher Einladung kann man nicht widerſtehen.

Er ſchwang ſich vom Pferde, wünſchte dem Förſter Glük zu dieſer Tochter, nahm ſie am Arme und folgte ihr in beſter Laune zu den friſchgefertigten Mooſſizen.

— Sie muß mein werden, ſprach der Pächter zu ſich ſelbſt, und nun habe ich den wahren Weg, — aus dem Forſthauſe mit euch, in's Elend mit der Hofart, — am Pachthofe ſollt ihr betteln, und wenn nicht Liebe, ſoll dich der Hunger in's Brautbett führen!

Georg trat aus dem Gebüſche hervor; Marie ſtand an des Grafen Seite, auch ihm ſchien ſie eine Fee — ein Engel, und die reinſte Freude überkam ihn.

Von allen Seiten kam nun das übrige Gefolge des Grafen herbei. Waldhörner stimmten nahe und ferne schöne Weisen an, ein schlummerndes Echo flog über die uralten Wipfel, und die Vögel des Waldes sangen überrascht um die belebte Stelle ihre heitersten Lieder.

Der Graf ließ seinen Imbiß auspaken, kalten Braten verschiedener Gattung und Wein. Weißes Brod, frische Milch und verspätete Erdbeeren brachte Marie in blanken Schüsseln herbei. Der Graf goß seinen Kristallbecher mit Wein voll. Kredenz' mir den Morgentrunk, Mariechen! begann er, und reichte ihr den Pokal. Sie nippte mit den Rosenlippen. Dein und mein Wolergehen, Marie! fuhr der Graf fort, und schwang den Becher, du mußt auch trinken, Mädchen. Er winkte, ein Jägerbursche bot ihr einen Becher Weins; sie lehnte ab, eilte mit einem Glase zur nahen Quelle, und kam mit dem stärkenden Tranke der Natur.

— Langes, langes Wolergehen euch und eurem erlauchten Stamme!

— Ein gleicher dir, Marie, und Glük diesem stillen Forsthause.

Sie tranken die Becher bis zum Grunde aus.

Das lieblichste Lüftchen des Morgens spielte über den Grasplaz und trug die Düfte des Waldes her-

über; so hatte noch keine Morgenrast dem Grafen behagt. Auch der alte Förster war nun beruhigter. Georg schien vom Hauche des Paradieses berauscht; Marie und er waren bald bekannt, ja bis auf einen gewissen Grad vertraut geworden. Die Freundlichkeit des Grafen hatte sie vollkommen beruhiget, und der Uebergang aus einem beängstigenden Zustande zur behaglichen Sicherheit stimmte ihr Herz zur Heiterkeit. Georg, sonst ein wilder, kühner Schüze, der im Walde nur auf Mord bedacht war, stand schüchtern vor der Jungfrau, die heimlich und schalkhaft lächelte, wenn er vor ihrem, immer muthiger werdenden Blike den seinen zu Boden schlug.

Der Graf rief ihn bei Seite: Möchtest du hier wol Förster werden, Georg?

— Erlaucht! — aber der Alte hängt mit Leib und Leben an seinem Walde; gnädigster Herr: nein, nein! Doch die Bitte gewährt mir, laßt ihn an seinem Plaze. Ihn von hier entfernen, hieße ihn tödten!

— Hab' ich dir die Stelle denn schon angetragen? aber wie wär' es, Junge, als sein Gehülfe, sein Adjunct?

— Gnädigster Graf, rief Georg erfreut aus und kußte feurig die Rechte des Grafen.

— Wir wollen ſehen, Burſche.

Die Sonne ſtand im Mittage, doch bot der tiefe Wald hinlänglichen Schatten. Es wäre gut hier bleiben, begann der Graf, aber die Gräfin Tante wartet, und nach Dunkelried ſind noch ſechs gute Stunden, alſo auf und luſtig weiter. Der Zug ordnete ſich, ſein Pferd wurde vorgeführt. Er trat freundlich zu Marie, ihren Strauß trug er vor die Bruſt geſteckt.

— Leb' wol, ſüßes Kind und blühe fröhlich fort in der lieblichen Einſamkeit. Sei ſo fromm noch und gut, wenn wir dich wiederſehen und gedenke manchmal an uns; ſei überzeugt, daß wir für dich gewiß ſorgen werden. Und ihr, ehrlicher Waltram! lebt wol, und daß ihr lebt, daß ich einen alten, treuen Diener nicht vergeſſe, ſo laſſ' ich euch meinen Georg als Adjuncten zurük; er mag euch getreulich folgen, und ein wakerer Forſtmann werden, wie ihr!

— Erlaucht —

— Keinen Dank, Alter! du haſt es verdient.

Aber Georg drängte ſich zum Grafen vor, ergriff ſeine Hand, und küßte ſie. Leb' wol, närriſcher Junge! Der Graf ſtieß in's Horn, ſeine Begleiter bliſen ein luſtiges Jagdſtük.

Bleich und finſter neigte ſich Waltram's Haupt auf

die eingepreßte Brust, Franz legte ihm die Hand auf die Achsel: Hab' ich's nicht gesagt, nun habt ihr die Natter an euerm Busen.

Der Zug war verschwunden, die Jagdhörner tönten nur mehr aus der Ferne; Marie sah ihnen traumhaft nach, und Georg hielt, ohne es selbst zu wissen, ihre Hand umfaßt.

Am nächsten Tage schaute Georg schon der Morgensonne entgegen. Er hatte in dem Oberstübchen geschlafen, wo Marie seine Unterkunft besorgt hatte. Die Ereignisse des lezten Tages schienen ihm ein Traum, und er verstand es kaum, sich in die Gegenwart zu finden, so erwünscht auch Alles gekommen. Georg war ein ungebändigter, heftiger Mensch; sein freier, muthiger Sinn hatte ihn schon als Knaben in den Wald getrieben; da allein stand sein Wille unbeschränkt, er konnte nach Willkühr über die tausend Wege kreuzen, nun in fauler Ruhe seine Glieder in das Moos streken, dann in gesteigerter Thätigkeit seine Kräfte abmüden. Im Walde schien er sein eigener Herr; Beschwerden und Gefahren lokten; der Dorn zerriß seine ermatteten Glieder, der Abgrund gähnte mordlustig keine Spanne vor seinen Tritten, der Eber, der Wolf und der Bär

warfen sich als Gegner auf, und die Kugel des Raubschüzen lauerte in der hilflosen Einöde. Der Wald hatte Georg verwildert; wenn er mit seiner Büchse in die Einsamkeit ging, überkam oft Mordlust sein Herz, und das Zuken des getroffenen Rehes, der zu Tode getriebene Hirsch erfüllten sein Herz mit grausamer Freude. Diese Art und Weise zu fühlen, kam ihm mannhaft und tüchtig vor. Georg hatte als kleiner Knabe seine Eltern verloren, kein überwältigendes Gefühl hatte jemals sein Herz bewegt. Unbegreiflich war es ihm, wenn ihn, obwol selten, beim Angstgeschrei eines Rehbokes, beim Flattern eines fallenden Geflügels eine unbekannte Regung erfaßte, wie Theilnahme, wie Heimwehe. Er schalt sich dann kindisch, und sobald das Thier verendet hatte, war auch diese Regung vorüber.

Heute fühlte sich Georg verändert. Das Waidwerk schien ihm nicht mehr das Edelste auf Erden, der grüne Wald nicht mehr nur zum Morde einzuladen, sondern zu einsamem Wandeln, zu träumerischem Sinnen in seinen Schatten. Er hatte einen Willen kennen gelernt, dem er so gerne den seinen unterworfen, einen Blik voll Sanftheit und Milde, der jedes Thier des Waldes vor seiner Mordlust bewahrt hätte.

Marie trat aus dem Hause. Lüftchen des Morgens spielten um ihre Locken, flatterten um ihre Füße. Schlank und leicht schritt die Gestalt dahin, und die Blumen und die Gräser erhoben sich schnell von ihren Tritten; nur ihr Köpfchen war gesenkt, und ihr sonst hüpfender Gang schwebte langsamer und leiser. Sie blikte kein einziges Mal nach Georg's Fenster hinauf. Sie holte Wasser von der Quelle. Georg that es wehe, daß sie sich seiner nicht zu erinnern schien, er wollte auch seinerseits den Gleichgiltigen spielen, und trat vom Fenster. Nur aus einem Winkel der Stube spähete er hinunter. Marie kehrte zurük. Auch nun war ihr Blik niedergeschlagen, diese Vernachläßigung reizte Georg's Herz, er trillerte absichtlich ein scherzhaftes Lied. Das Mädchen sah dennoch nicht auf, als er aber ihre Wangen blasser und den Zug geheimen Kummers um den Mund bemerkte, der dem Antlize eines Engels anzugehören schien, brach er plözlich die leichtsinnige Weise ab, und grüßte die Jungfrau mit einigen Worten.

Sie dankte mit bemerkbarem Erröthen, indem sie ein wenig anhielt, und einen kurzen Blik nach dem Fenster warf.

— Ist der Vater zu Hause, Marie?

— Nein, schon beim Morgengrauen ging er auf die Birsche.

— Darf ich zu ihr hinunter, Marie? Es war die schüchternste Frage seines Lebens.

— Ei freilich; auch steht ja das Frühstuk in der Stube für ihn. Er muß schon mit Milch vorlieb nehmen.

Georg hatte ihre Rede nicht ausgehört, und stand bereits an ihrer Seite. Schweigend wies sie ihm seine Schale und verließ das Zimmer. Georg war es seltsam um's Herz. Marien's Benehmen vergällte ihm die Freude des Hierseins. Unbewußt schlukte er an der Milch. Marie kam in das Zimmer, etwas zu holen. Wieder nahm sie die Klinke in die Hand. Georg hatte noch nicht zu reden vermocht, nun preßte er ihren Namen hervor. Sie hielt an, ohne die Thüre zu verlassen.

— Marie, ist sie böse auf mich?

— Wie soll ich, sprach sie, hat er mir doch nichts zu Leide gethan.

— So hab' ich mir's auch gedacht, aber doch ist sie ganz anders als gestern. Marie schwieg, und hatte das klare Auge zu Boden geschlagen.

— Gewiß, Marie! wenn sie mir nicht zürnt, hat

sie einen Kummer auf dem Herzen. O sprich sie, Marie! sie glaubt nicht, wie bange mir ihr Schweigen macht.

— Und wenn ich einen hätte, was hälf's ihm, wenn er ihn wüßte?

— Was es mir hälfe, rief Georg lebhaft und stand an ihrer Seite, er faßte ihre Hand, sieht sie Marie, vielleicht könnt' ich sie trösten, ihr rathen, für sie etwas thun und handeln. Ich fürchte mich vor nichts auf der Welt, mir ist nichts zu schwer auf Erden, o sprich sie, vielleicht — ja vielleicht könnt' ich ihr helfen. — Noch immer stumm, habe sie Vertrauen zu mir, Jungfer! ich bin nicht so rauh, als ich aussehe, nicht so toll, als man mich ihr geschildert haben mag, für sie aber, Jungfer, ging ich durch's Feuer.

— Sollt' ich munter sein und guter Dinge, und mein Vater ist alt und nicht immer wol, und ich habe sonst kein verwandtes Wesen auf Erden.

— Ist es das, Marie, da sei getröstet, nun bin ja ich im Hause; der Vater soll es nun gut haben, sehr gut; wo es eine Beschwerlichkeit gibt, da gehe ich hin, und schlicht' und ordne, die Sorge für die weitläufigen Forste, die mag er nur ganz mir überlassen, das fröhliche, bequeme Birschwerk aber kann er

in Luſt und Gemächlichkeit betreiben. Ich weiß, ein alter Jäger kann ohne Wald und Waidwerk nicht leben, aber er ſoll's nur ſo zum Vergnügen treiben, und daheim wollen wir ihn pflegen und warten und ehren und lieben wie einen Vater.

— Das wollteſt du, Georg? Ihr Blik hob ſich ſchnell nach ihm, ihre beiden Hände erfaßten ſeine Rechte.

— Ja, das will ich, närriſches Mädchen, iſt er doch ein braver, alter Jäger und dein Vater!

— Und du trachteſt nicht, ihn von der Förſterei zu bringen, und du willſt ihn nicht beim Grafen anſchwärzen?

— Pfui, Marie, wie kannſt du das einem ehrlichen Kerl zumuthen?

— Sei nicht böſe, Georg, aber laß mich ganz offen ſein, haſt du nicht gegen den Grafen den Stand des Forſtes und Wildes und die Obſorge meines Vaters getadelt?

Georg erſchrak anfangs; doch beſann er ſich nur eine Weile und erwiderte ehrlich und offen: Daß ich durch eine Lüge deine Gunſt erſchleichen ſoll, da ſei Gott für, Marie! Der Graf fragte mich, als wir in den Wald kamen, über dies und das; wie mir's vor-

kam, was ich dachte, mußte ich ihm sagen, was dein Vater ordnete, ist nicht durchaus zu loben; Manches hatte er übersehen, Vieles konnte mit geringen Kosten besser werden. Aber den alten Mann geschmäht, seine Ehre verkürzt, das habe ich nicht. Es gab mehr zu loben, als zu tadeln, und der Graf sah ein, daß dein Vater in frühern Zeiten das Beste gethan hatte, daß ein kränklicher Greis nicht mehr die Kräfte der Jugend haben kann. Darum gab er ihm mich als Adjuncten.

— Das ist's ja eben, Georg!

— Wie, bin ich dir zur Last, Marie? ist dir meine Gegenwart unangenehm? Er ließ ihre Hand fahren, und war in leidenschaftlicher Erwartung zwei Schritte von ihr getreten.

— Nein, Georg! beim ewigen Gott, nein! Ihr frommes Auge ruhte treu und wahrhaftig auf seinen bewegten Zügen.

— Und was dann, Marie?

— Mein Vater —

— Ach —

— Zürne ihm nicht, Georg! sein alter Ruf ist ihm heilig und dieser Forst das Theuerste auf Erden.

— Ich ehre den alten Jäger, und mein Benehmen

wird ihm meine Gesinnung zeigen. Ich bin sein Diener, und er soll nie über mich zu klagen haben.

Ein vertrauender Blik belohnte seine gute Gesinnung.

— Mein Vater ist heftig, Georg, aber doch so gut, so unendlich gut, dulde manche kleine Laune, und du wirst ihn lieben lernen und auch er dich. Anfangs wird er wol nicht sehr freundlich sein, aber verzeihe ihm, er ist im Irrthume, und es gibt böse Ohrenbläser.

— Gewiß, einen kenne ich bereits, der ist der Pächter Franz!

Marie schwieg.

— Dein Schweigen ist mir Bestätigung genug, du fromme Seele! deine Zunge sträubt sich, einen Menschen zu beschuldigen. Aber was trieb ihn an, einen unbekannten Menschen zu verleumden, einem Greise das Leben zu verbittern?

— Er kam sonst oft in unser Haus, obwol ihm der Vater nie recht gewogen war, er hatte bald dies, bald das in der Försterei zu thun, brachte mir wol auch Obst oder andere Kleinigkeiten zum Geschenke.

— Ich verstehe, Marie! er freit um dich, er möchte gerne deine Hand erwerben?

Marie erröthete und schwieg.

— Und du — liebſt du ihn, willſt du die ſeine werden?

— Nein! ſprach Marie, und Georg glaubte ihr.

Sie beſorgte einige Verrichtungen im Hauſe, und half der alten Dienſtmagd.

Georg beſah unterdeſſen das Gebäude, machte ſich mit den Jagdhunden bekannt und ordnete ſein Jagdzeug.

Gegen Mittag trafen ſie ſich wieder an der kleinen Bienenhütte, die auf der Waldgrüne ſtand. Sie ſezten ſich nieder, um den Förſter zu erwarten, der Strahl der Sonne fiel auf dieſes Plätzchen, nur die Bank, auf der ſie ſaßen, ſtand im Schatten einer Tanne, um die ſich Immergrün aufwikelte. Die Bienen ſummten emſig im Sonnenſtrahle, die einen kehrten von der Harzweide und dem duftigen Heidekraute zurük, die anderen drängten ſich gewerbſam aus den kleinen Oeffnungen, und erhoben ſich zum Ausfluge; Raubbienen wurden verſcheucht, Kranke krochen mit ihren lezten Kräften aus der Wohnung des thätigen Lebens, und Leichname wurden mühſam weggeſchleppt. Ein leiſes Lüftchen ſäuſelte durch die Zweige, und der ſüße Herbſtduft ſtimmte zu träumeriſchem Vergeſſen. Die Beiden ſchauten dem kleinen Getriebe zu. Marie ließ müde Bienchen an ihrem Finger ausruhen, und die beiden warteten

wolwollend, bis sie entschwebten. Waldschmetterlinge strichen über das Farnkraut; nun fing sie eine Goldfliege und betrachtete die zarten, schimmernden Flügel; Georg that desgleichen. Jedes kleinste Wesen der Natur erschien ihm an Marien's Seite beachtungswerth; so Vieles bemerkte er heute zum ersten Male, in dessen Umgebung er aufgewachsen war; unschuldiges Treiben, das er sonst gleichgiltig belächelt hätte, stellte sich ihm erst heute ernsthaft und bedeutungsvoll dar. Die Natur enthüllte ihm einige ihrer kleinen Geheimnisse, die nicht minder heilig sind, als ihre größten. Marie machte ihn auf den Fall der Quelle, auf das summende Gespräch der Fliegen aufmerksam. Ein frischer Luftzug rauschte durch die Wipfel, ein ferner Schuß tönte, und ein siebenfaches Echo erwachte. Nun sang ein kleiner Vogel und dann wurde Alles ringsum still, und nur der große Ton, der ununterbrochen in der Einsamkeit fortklingt, drang geheimnißvoll zu ihren Ohren.

Marie war beruhigt. Georg war in ihrem Herzen vollkommen gerechtfertiget, sie war von seinem offenen, ehrlichen Sinne überzeugt, und hoffte, daß auch ihrem Vater diese Erkenntniß werden würde. Georg erbot sich, mit ihm dießfalls zu sprechen, und den Pächter

zur Rede zu ſtellen; Marie lehnte Beides beſtimmt ab, und verſprach, vorher ſelbſt mit dem Vater zu reden.

Mittags kam der Förſter mißmuthig nach Hauſe, troken erwiderte er Georg's Gruß, ernſt den Mariens.

— Wart ihr glüklich im Walde, Herr Förſter?

— Machte keinen Schuß.

— Wir hörten einen windwärts krachen, und dachten, ihr hättet ihn gethan.

— Bin ich euch Rechenſchaft ſchuldig über mein Waidwerk? aber ja, es gibt zu viel Spaß, wenn ein alter Schüze blau trifft. Mir ging's ſo, 's iſt zum Lachen, thut euch nicht Zwang an.

— Herr Förſter —

— Vater.

— Ja ſieh, Kind, an derlei muß ich mich ſchon gewöhnen; vergeßt den Schuß nicht in dem Rapporte an den Herrn Grafen.

Er ging in ſein Zimmer und verſchloß es, Georg wollte noch in dieſer Stunde die Mißverſtändniſſe aufklären, Marie hielt ihn zurük, und warnte vor der finſtern Laune des Vaters. Sie befürchtete einen ernſthaften Auftritt, der die beiden Männer für immer trennen konnte, und hoffte auf eine günſtige Stunde,

in der sie dem Vater, mit seiner Denkweise vertraut, die Augen öffnen könnte.

Das Mittagmal wurde ernst und schweigend eingenommen.

Georg und Marie liebten sich. Liebe ist der erste Anflug der Vegetazion des Geisterreiches auf der Erde, an dem unwirthbarsten Felse des Lebens sezt sie ihre Kriechmoose und Schlingpflanzen an, und ohne irgend eine Beihilfe, vom Sturme des Nordens umwittert, treibt sie bald Glokenblumen aus, blüht endlich ihre herrlichste Rose.

Alles, was Marie that und redete, kam Georg gut und lieb vor, jeder Gegenstand, der ihr werth war, wurde ihm theuer. Er hatte sonst eben nicht viel auf Religion gehalten, aber seit er sie beten sah, mochte er keinen Abend ohne einen frommen Wunsch die Augen schließen. Er ward sanft und beßer, er glaubte nun fest auf die Engel und Heiligen im Himmel, denn Marie schien ihm eine auf Erden, nicht irdische Schönheit allein lag in diesem Antlize, die fromme Keuschheit ihrer Züge, der unbefleckte Glanz ihrer Augen schien eine Lichtglorie um ihre Gestalt zu verbreiten. Nun war ihm die Legende vom Monche

begreiflich, der ein Jahrhundert dem Gesange eines Vogels zugehört hatte; ihr Anblik hätte ihm für sein Leben genügt, ihre Stimme ihn in ewigen Zauberschlaf wiegen können. In seinen Träumen erschien sie ihm häufig als sein Schuzgeist, und der fromme Glaube seiner ersten Kindheit erwachte von Neuem. Oft mitten im Walde, wenn eine ferne Gloke schlug, oder der irrende Ton einer Rohrpfeife herüber klang, vergaß er auf Wild und Waidwerk, und überhörte das Anschlagen der Meute; auf seine Büchse gelehnt, schaute er hinunter in's waldige Thal, wo dünn und kaum sichtbar der Rauch des Forsthauses aufging, und versank in wortlose Gedanken.

Wie einst als Knabe hielt er Zwiesprache mit den Sternen; ein kleiner, heller Stern, der immer der früheste am östlichen Waldsaume aufstieg, schien ihm der Stern seiner Liebe zu sein. Mit dem Gefühle unsäglichen Glükes kehrte er Abends in die Försterei zurük. Wenn er das kleine Gebäude in der Dämmerung vor sich sah, und das trauliche Gezirpe der Hausgrillen vernahm, kam ihm Alles so traulich und heimathlich vor. Er hielt dann oft eine Weile an, und seine Träume flogen Jahre voraus, trugen ihn an das noch zweifelhafte Ziel seiner Wünsche. Nun

kam wol eine Gestalt an das Hausthor, und spähete sorgsam nach dem Walde; Georg stand im Dunkeln, Marie konnte ihn nicht sehen, einen Augenblik hielt er still, um sich von ihrer Theilnahme zu versichern, dann aber schritt er rasch vorwärts, pfiff den Hunden, und Marie verschwand von der Thüre, vor ihrer eigenen Liebe erschrekend.

Daß der kräftige, junge Mann so völlig von ihrer Willkühr abhängig, daß jeder Wunsch ihres Herzens ihm Gebot war, kettete ihr Herz täglich enger an ihn. Dazu halfen noch zwei Umstände und gaben zugleich ihrer Liebe einen romantischen Schwung: der erste bestand im ungewissen Schikſale ihrer Liebe, die den Erwartungen und Wunschen ihres Vaters offenbar entgegen lief, der zweite in ihrer tröstenden Zuversicht, Georg sanfter und frommer zu machen. Sie war von seiner aufrichtigen Gesinnung gegen ihren Vater, von seiner Redlichkeit überzeugt, und hoffte, früher oder später auch des Vaters Sinn zu ändern. Seine Ungerechtigkeit gegen Georg, die milde Schonung, mit der dieser die Kälte und Barschheit ertrug, rechtfertigten vor ihren Augen ihre Liebe. Mit doppelter Sanftmuth und Freundlichkeit glaubte sie ihm vergelten zu müssen.

Ihre Bemühungen, dem Vater Georg und sein Benehmen im wahren Lichte darzustellen, blieben jedoch bisher größtentheils fruchtlos. Er war und blieb überzeugt, Georg habe ihn beim Grafen verleumdet und sich in die Försterei eingedrängt, und wolle ihn zu eigenem Vortheile um seine Stelle bringen. Seine genaue Kenntniß des Forstwesens und der Jagdkunst konnte er nicht leugnen, da er selbe aber gegen sich angewendet glaubte, stimmte sie ihn nicht freundlicher gegen Georg. Marie vergoß deßwegen viele Thränen. Ihre Bemühungen zu Georg's Gunsten, sowie dessen gutes, achtungsvolles Benehmen gegen Waltram hätten diesen vielleicht dennoch endlich dem jungen Manne geneigt gemacht, wäre auf der andern Seite nicht Pächter Franz ebenso unermüdet gewesen, den Greis seinem Adjuncten abgeneigt zu erhalten.

Er kam nun nicht oft in das Forsthaus, meistens, wenn Georg abwesend war, verstand es jedoch, seine Reden so klug und tükisch zu stellen, daß er die mühsame Frucht mancher Woche, die milder werdende Gesinnung des Alten jederzeit zerstörte. Er wußte vom Lobe der Leute über den Forstadjuncten auf solche Weise zu erzählen, daß jedes Wort dem Alten durch das Herz ging, er rühmte denselben wol auch selbst,

sowie sein Ansehen beim Grafen, und tadelte nur auf hämische Weise seine Falschheit gegen den Förster. In's Gesicht sei er ihm freilich ergeben und schmeichelnd, aber hinter dem Rüken boshaft und verleumderisch. Durch ihn habe er gehört, daß der Betrieb der Waldung nicht geordnet gewesen, und daß der Förster erst kürzlich wieder einen Birkhahn gefehlt habe. Er wisse sicher, daß er alle diese Lügen auch dem Herrn Grafen berichte, und daß er Waltram von der Försterei bringen wolle. Franz haßte den jungen Jäger, weil ihm das offene, kräftige Wesen desselben vom ersten Augenblike an zuwider war. Georg benahm sich auch stolz und verachtend gegen ihn, er wußte aus dem ersten Gespräche mit Marie, daß Franz ihn gleich anfangs beim Förster verleumdet hatte, und bewies ihm unverholen seine Abneigung. Franz war gegen ihn freundlich wie eine Natter, er wußte, daß er sein Gift gegen ihn nicht gespart habe.

Hätte der Förster Georg offen die gegen ihn gemachten Anschuldigungen mitgetheilt, er hätte sich auch in seinen Augen rechtfertigen können, und den Pächter ernstlich zur Rede gestellt, so aber nährte Waltram seine Abneigung gegen Georg nur im Geheimen, nicht einmal Marie erfuhr mehr, was Franz von dem

Jäger sagte, und nur aus der gesteigerten Feindseligkeit des Vaters gegen ihn nach jedem Besuche des Pächters schloß sie auf den Inhalt seiner Gespräche. Georg war meist im Walde abwesend, und wußte oft nicht einmal vom Besuche des Pächters. Marie theilte ihm ihre Vermuthungen auch nicht mit, weil sie sich vor seiner ausbrechenden Heftigkeit und einem gewaltsamen Auftritte zwischen ihm und Franz fürchtete. Sie vertraute auf Gott, von seiner Lenkung hoffte sie endlich mit Gewißheit Änderung des väterlichen Irrthums.

Seit Georg im Hause war, begegnete Marie Franzen nur noch fremder und widerwilliger, er fing an, ein Verhältniß zwischen ihr und Georg zu vermuthen und trachtete um so mehr, diesen beim Vater verhaßter zu machen. Waltram war ein guter, braver Mann; aber das Alter und die längere Kränklichkeit hatten seinen Geist geschwächt, der erste feindselige Eindruk, den Georg's Erscheinen auf ihn gemacht hatte, haftete zu fest. Jede verleumdende Rede Franzen's fand Eingang bei ihm. Dazu kam noch, daß seine Kränklichkeit von Tag zu Tag stieg, seine Füße fingen allmälig zu schwellen an, sein Athem wurde kurz und beängstigt. Nichts destoweniger bemühte er sich eifrigst,

sein Amt genauer, als er die letzte Zeit pflegte, zu versehen. Er wollte seine Thätigkeit und Sorgfalt zeigen, und daß er auch ohne Gehilfen die weitläufigen Forste versehen könne. Jede Arbeitleistung Georg's schien ihm ein Vorwurf, eine Beschuldigung. Seine geschmälerten Kräfte verzehrten sich um so schneller, der Fittig des Todes rauschte näher und näher. Aengstlich verbarg er sein Uebelbefinden vor allen Leuten, besonders vor dem Adjuncten. Diesem fiel die Änderung am Förster nicht auf. Auch Marie ließ sich durch die vermehrte Thätigkeit, durch das lebhaftere Aussehen des Vaters täuschen, und ahnte nicht, daß sie vielleicht schon im nächsten Frühlinge als eine Waise an seinem Grabe stehen könne. Sich selbst verleugnete Waltram das Schwinden seiner Lebenskraft, und nur in schlaflosen Nächten wurde die Stimme der Ahnung laut, und er hörte in seinen Träumen dumpfe Hörner, wie bei Jägers Leichenzug. Franz erkannte seinen Zustand vollkommen, er zählte bei jedem Besuche seine Tage, und beschloß, vor seinem Tode um jeden Preis Marien's Hand von ihm zu erwerben.

Da ereignete sich ein Zufall, der in seinen Folgen beinahe dessen Pläne zerstört, und Waltram mit seinem Adjuncten ausgesöhnt hätte.

Der Winter hatte das Forsthaus eingeschneit, die Tannen um dasselbe hatten ihre dunkeln Nadeln mit silbernem Reife überzogen, und die Waldsteige zum Forsthause lagen im knietiefen Schnee. Pächter Franz hatte den Abend bei Waltram zugebracht. Der Förster und er hatten von den Zeitungen gesprochen, Georg an dem Gespräche nur wenig Antheil genommen, und Marie sich größtentheils außer der Stube im Hause beschäftigt. Das Feuer im Kamine hatte am kalten Wintertage immer lustig gebrannt, und unbemerkt war die Dämmerung angebrochen. Der Abend war mondlos und dunkel. Mit geheimem Grauen dachte der Pächter an den Heimgang durch den Forst, der überdieß die lezte Zeit wegen des kühnen Benehmens der Wilddiebe, die nach Umständen auch das Straßenräuberhandwerk trieben, verrufen war. Er schob den Rükgang von Viertelstunde zu Viertelstunde auf.

Da schlug plözlich der Wachehund an.

Die Jäger sprangen auf.

— Es ist nicht geheuer im Forste heute, rief der alte Förster.

Die Dogge bellte laut und wild, und schien einen Menschen anzuspringen; nun stieß sie ein Geheul aus, dann war sie still.

— Hilf Gott, das sind schlechte Leute, schrie Marie.

— Die Thore zu! rief der Förster, und löschte mit einem Wassergusse das Kaminfeuer aus, um die Bewegungen im Erdgeschosse des Hauses zu verbergen. Georg war schon hinaus gesprungen, und verrammelte eilends das Hofthor und die Hinterpforte. Der gähe Wechsel vom Lichte zur Finsterniß verbarg seinen Augen anfangs alle Gegenstände, aber allmälig erholte sich das Auge, und ein schwacher Schatten der umgebenden Gegenstände wurde sichtbar.

Martha, die alte Magd des Hauses war ebenfalls in das Zimmer geeilt, und hielt zähneklappernd die Jungfrau umfaßt. Die ganze Besatzung des Hauses bestand nebst den zwei Weibern aus dem Förster, seinem Adjuncten und dem Pächter. Dieser bebte und zitterte, und verwünschte den Untern, der ihn heute in die Försterei geführt hatte. Die Revierjäger und Holzwächter lebten in einzelnen Hütten im Forste zerstreut, eine Stunde im Umkreise lag keine derselben.

Der Förster hatte unterdessen die Gewehre herbeigebracht, und alle, selbst Marie und die Magd bewaffnet.

— Vakan ist abgethan, berichtete Georg, durch das Thorfenster hab' ich sein letztes Röcheln gehört, es sind Schelme, nun gilt's ihnen den Mann zu zeigen.

Um Gotteswillen, Jungfer, hier geht weg, sie könnten uns blaue Bohnen hereinsenden, — so recht, im Gewölbe seid ihr sicher.

Aber Marie mochte nicht immer im Versteke bleiben, sie war die Tochter und Geliebte eines Jägers, und die Gefahr erschien ihr nicht so fürchterlich.

Die Jagdhunde, die während der Nacht in einem Anbaue eingesperrt waren, heulten, Pfiffe tönten durch den Wald, und am Saume des Gehölzes schienen Gestalten sich zu bewegen. Es waren Wildschüzen, die theils aus Raubsucht, theils aus Rachgier in die Försterei einbrechen wollten. Das heimliche Einschleichen hatte der treue Pakan verrathen, und dafür mit dem Leben gebüßt. Gleichwol war die Gefahr keineswegs vorüber; die verwegenen Kerle schienen entschloßen zu sein, ihr Unternehmen mit Gewalt durchzusezen.

Obwol die Nacht finster war, konnte ein geübtes Auge doch, so oft sich einer bewegte, einen lichten Schatten über den Schneeboden schweben sehen. Die Wildschüzen schienen das zu wissen, und liefen nur eilig über die Blöße, Georg hatte einmal bereits auf einen derselben sein Gewehr angeschlagen, sezte jedoch wieder ab, um nicht durch voreilige That die Rache des überlegenen Gesindels zu reizen und es zum un-

mittelbaren Angriffe zu treiben. Er ſtieg mit geladenem Gewehre zum Erker, und rief mit lauter Stimme hinaus: Nahe ſich keiner, dem ſein Leben lieb iſt, der Fuß, der ſich über die Schneefläche rührt, hat den lezten Tritt gemacht.

Die Raubſchüzen hohnlachten, und zwei Kugeln ſchlugen neben ihm in das Dach. Er ſtieg herunter, an der Stiege ſchon ſprang ihm Marie entgegen, die Schüſſe waren ihr durch Mark und Bein gegangen, ſie konnten Georg getroffen haben.

— Sorg' dich nicht, Marie, meine Arme und Beine ſind noch unverlezt zum Zuſchlagen, und will's Gott, ſoll der Ausgang nicht auf der Böſen Seite ſein. Aber zurük in das Verſtek, Marie; es gilt noch immer, Förſter Waltram, es mögen ihrer wenigſtens ſieben ſein, und ſo wolfeil gehen die nicht von hinnen. Stellt euch zur hinteren Thüre, Franz, und ſchaut durch die Luke; wo ſich eine Jake ſehen läßt, feuert drein, aber treffit ſein tüchtig. Das vordere Thor will ich bedienen. Ihr, Förſter Waltram, bewacht die Fenſter, aber laßt euch ja nicht ſehen, die Kerle haben Luchsaugen, und ſind mit dem Pulver nicht kniferig.

Jeder nahm ſeinen Plaz ein, und mit Herzklopfen wurde auf das leiſeſte Geräuſch vor dem Hauſe gehorcht.

Nun dünkte es Georg, vor dem Thore einen La
zu hören, athemlos spähte er hinaus, und hielt se
Gewehr gezielt. Es mochte ihn getäuscht haben,
konnte nichts weiter hören oder sehen.

Eben wollte er sich umwenden, als ihn zwei ne
vige Hände umklammerten und ihn mit einem Sei
zu binden trachteten.

— Hollaho! schrie der riesige Geselle, der ihn z
knebeln versuchte, doch Georg riß sich für einen Augen
blik los, das blanke Waidmesser blizte ihm entgegen
er aber schlug dem Wildschüzen mit der Faust vor di
Stirne, daß er taumelte und rüklings niedersank. Au
sein erstes Geschrei war einer der Gefährten, der ihn
nachgeschlichen war, herbeigesprungen und drang jez
eben auch durch die Hinterthüre. Georg riß den Stuzen
von der Wand, hatte aber nicht mehr Zeit anzuschlagen,
und schoß ihm wie mit einer Pistole entgegen. Er
knikte jäh zusammen, raffte sich aber sogleich empor,
und wankte bei der Thüre hinaus. Dies Alles war
das Werk eines Augenblits; als der Forster und seine
Tochter herbeistürzten, hatte Georg die Thüre schon
wieder verschlossen, und schritt ihnen entgegen.

— Franz, Franz! rief er; — den haben sie ab-
gethan, oder er ist elend entlaufen. Aber seht den

Gesellen da, ich habe ihm seine Umarmung zu unsan zurükgegeben.

Als er ihn mit eben dem Strike, der vorher ih bestimmt war, gebunden hatte, erwachte der Wildschü aus seiner Betäubung.

— Wie behagt's in dem Sprenkel, du flügellahm Krähe! gelt, hast nicht gedacht, daß wir so flink hinter her sind?

Der Raubschütze schwieg finster, und schien auf da schwarze Blut nicht zu achten, das ihm von der Stirn träufelte.

Dennoch hatte sich die Lage der Eingeschlossenen wenig gebessert, es standen noch verwegene, zu allen entschlossene Kerle vor dem Forsthause, die um jeden Preis ihren Gefährten befreien und an ihren Gegnern Rache nehmen wollten. Die Besazung der Försterei bestand nur mehr aus dem alten, kranken Förster, zwei Weibern und Georg. Daß Franz entlaufen war, blieb nicht mehr zu bezweifeln. Eine Hilfe noch zu rechter Zeit, selbst wenn er sie alsogleich suchen würde, war nicht zu erwarten, weil die nächste Ortschaft sechs Stunden entfernt lag, und sich einzelne Leute dazu kaum herbeilassen mochten.

Die Nacht war finster geworden, man konnte die

Bewegungen der Raubschüzen vom Forsthause aus nicht mehr bemerken. Wo sich aber an einer Öffnung des Forsthauses etwas zu regen schien, dahin pfiff eine Kugel. Georg war durch einen Splitter leicht verwundet worden; das Gebäude war weitläufig, die Fenster nicht wol verwahrt, jeden Augenblik mußte man einen nicht mehr abwehrbaren Überfall besorgen.

Georg ergriff das lezte Mittel, er dekte sich durch einen Mauervorsprung, und rief laut hinaus: Wie ihr wißt, haben wir einen von euch gefangen und gebunden; sobald ihr einen Fuß in's Forsthaus sezt, kehrt sich mein Messer in seinen Eingeweiden um.

Eine Weile blieb es still, dann rief eine Stimme sehr nahe, sie kam aus den Ästen einer Linde, die sich bis an die Fenster des Hauses erstrekte —: Laßt den schwarzen Mathes ohne ein Leides laufen, und wir ziehen ab, bei Sankt Hubert, dem Jagdpatron!

— Daß wir Narren wären! dem Spizbuben thät' es wol, und wir wären in die Falle gegangen.

— Laßt ihn los, oder ihr seid verloren, und eure Haut verbürgt uns jedes Har an seinem Kopfe.

Ein paar Schüsse fielen, Fensterscheiben schmetterten ein, es war zwar Niemand getroffen worden, aber jeden Augenblik stand es zu erwarten.

— Seht euch wol vor, sprach nun Mathes zu den Männern, es sind entschlossene Burschе, kein Rauchfang ist ihnen zu eng, kein Gitter zu fest, und der schwarze Mathes gilt wol ihrer zwei bei ihnen; — bald dürfte es zu spät sein, laßt mich aber los, und wir ziehen zur Stunde fort, und kehren nicht wieder.

Georg erkannte das Gefährliche der Lage, seiner selbst willen hätte er das Pakt auf keinen Fall eingegangen, aber es galt Marien's Leben; er sprach leise mit Waltram.

— Und welche Sicherheit hätten wir, daß ihr Wort haltet?

— Unsere Ehre! sprach der schwarze Mathes und erhob unbedenklich sein Haupt.

— Gaunerehre und Spitzbubenparole! nein, Mathes, das sind schlechte Bürgschaften!

— Haltet ihr weniger auf unser Wort, weil wir einen Abfall dessen mit Gewalt nehmen, das ihr den ehrlichen Leuten ganz geben müßt. Doch, wie ihr wollt, mich dauert nur die Jungfer hier, es sind wilde Gesellen unter uns.

— Schweig, Hund, schrie Georg, wer sie anrührt, dem schlag' ich das Gehirn entzwei!

Mathes verzog seinen Mund zu einem kaum merklichen Lächeln, das mehr Mitleid als Spott enthielt.

Georg und Waltram verkannten ihre Lage nicht.

— Ihr zöget ab, und kehrtet nie wieder?

— Gewiß, Herr, und da euch meine Ehre nicht behagt, beim Leben meiner alten Mutter! — eine Mutter hat ja auch der Todtschläger und Gaudieb, ihr Herren! und wer möchte den Muttername eitel nennen!

Georg berieth sich abermals mit dem Förster.

— Wir wollen dir trauen, Mathes, rede mit deinen Kameraden —.

Mathes that einen gellenden Pfiff, öffnete das Fenster und redete in einer Sprache, die nur seine Gefährten verstehen mochten, eine Weile mit diesen.

— Sie sind bereit; wenn ihr mich los und ledig lasset, ziehen wir ab, und dies Haus hat nichts mehr von uns zu befahren!

— Mathes, wir vertrauen dir, aber so du uns die Treue brichst, mög' das Blut deiner Mutter verdorren und deine eigene Faust sie erwürgen.

— Hu, schauerlich! — wir ziehen fort, ihr seht uns hier nicht wieder.

Seine Bande wurden gelöst, er schüttelte Georg's Hand, grüßte die Jungfrau, und ging.

— Gute Nacht! schrie eine Stimme in das Zimmer, ein Strolch hatte schon das Fenster geöffnet. Es war

die lezte Zeit zur Rettung gewesen. Die Wegelagerer zogen fort. Nun erst sank der Förster erschöpft auf einen Stuhl, er war wachsgelb und einer Ohnmacht nahe; die Anstrengung, die Angst um seine Tochter hatte seine Lebenskräfte erschöpft, Marie und Georg sprangen herbei. Als ihm besser wurde, drukte er Georg's Hand: Du bist ein tapferer Junge, um mich wäre nichts gewesen, aber die da verdankt dir ihr Leben, vielleicht noch mehr!

Marie brach in lautes Weinen aus, es waren Thränen des Dankes und der Freude; dieß waren die ersten freundlichen Worte, die der Vater zu Georg gesprochen hatte. Auch diesem that die kurze Rede des Greises woler, als das Lob eines Mächtigen der Erde. Der Vater wurde in das Bett gebracht, die Übrigen wachten an dessen Seite.

Als der Tag anbrach, konnte man erst die Gefahr recht erkennen; der kleine Plaz vor dem Hause war stark ausgetreten, am Dache fanden sich Spuren von Menschentritten, an einem Fenstergitter war bereits eine Querstange zum Theile ausgerungen. An der Stelle, wo Georg des schwarzen Mathes Gefährten getroffen hatte, zog sich eine Blutspur hin, die jedoch draußen im Schnee plözlich wieder verschwand; dort mochte er sein Blut gestillt haben.

Wohin die Strauchdiebe gezogen waren, konnte man nicht bestimmen, denn absichtlich war jeder einen anderen Weg in den Wald gegangen.

Nun erst kam mit zwölf tüchtigen Kerlen, die mit Stangen, Säbeln und Flinten bewaffnet waren, der Pächter herbei. Er drang mit Geschrei und Gepolter in das Haus, und glaubte, dessen Einwohner erschlagen zu treffen. Nicht wenig war er erstaunt, als Georg und Marie ihm entgegen kamen, und als er erfuhr, daß Keinem etwas geschehen sei.

— Gott zum Gruß, Vater Waltram! ich habe mein Leben aus Liebe zu euch gewagt, bin ausgebrochen und ohne Rast gelaufen, um euch Hilfe zu bringen.

— Gelaufen seid ihr, das gewahrten wir; — Gott bewahre Jeden vor solchem Freunde in der Noth!

Franz stellte sich, als ob er die Rede überhört oder anders verstanden hätte.

— Die Kerle haben gemerkt, daß ich, ohne auf die Gefahr zu achten, durchgedrungen bin, und entflohen aus Furcht.

Marie würdigte ihn keines Blikes; der Förster hatte sich gegen die Wand gedreht.

— Sollte es euch nicht belieben, — begann Georg, dieses Haus und diesen kranken Mann, um dessen Wol

ihr euch in dieser Nacht so große Verdienste erworben habt, nunmehr gefälligst zu verlassen!

— Ihr seid sehr spaßhaft, Herr, gewiß! Nehmt's nicht übel, wenn ich mir auch einmal einen kleinen Scherz erlauben sollte.

Auf Georg's Benehmen an diesem Tage, und auf die Anerkennung, die die Rede des Vaters enthielt, gründete Marie ihre Hoffnungen. Sie hielt nunmehr die Abneigung des Vaters gehoben, und sah ihre gute Meinung von Georg abermals gerechtfertiget. Mit freiem Gewissen überließ sie das Herz ihrer unschuldigen Liebe. Sie stand im Gärtchen vor dem Hause; die Sonne des Januar's strahlte hell aber kalt auf das bereifte Gesträuch, auf die kleinen Beete, die voll Schnee lagen. Sie schaffte diesen von einem Blumenkorbe, ihrer Lieblingsstelle, fort, und suchte emsig nach einem grünen Halme oder nach einem lebendigen Triebe.

Sie fand zwar noch keinen, aber das flatternde Lüftchen brachte schon Düfte des Frühlings, die hellen Tropfen, die vom Dache herunterliefen, schienen ihn zu verkündigen, und wenn auch entfernt, glaubte sie schon das Rauschen seines Fittichs zu vernehmen. Wie bald trieben die ersten Blätter in diesen Beeten, wie bald

steht hier das erste Veilchen! Und wenn das erste Veilchen blüht, wie viel Frohes, Marie! kann sich bis dahin für dich ereignet haben!

Die Kindheit und die Liebe sind voll stiller, unschuldiger Täuschungen, auch in dieser wiegt die gute Amme, die Hoffnung, das große Kind mit schönen Märchen und Geschichten in den Schlaf ein. Funken werden zu Sternen, Sterne zu Engeln, aber wenn das Kind erwacht, kann es nur weinen.

Marie fand keinen Grund, ihre Meinung für Georg zu verbergen. Die Freude, die ihr Herz erfüllte, stand ihrem Gesichte so gut. Frohe Menschen — nicht lustige — erscheinen fast rührender, als traurige.

Das erste Gelöbniß der Liebe und Treue aus dem Munde des Geliebten tönte ihr so feierlich, wie der erste Orgelton, den sie als Kind vernommen hatte.

Aber die Verhältnisse fingen sich bald wieder minder günstig zu gestalten an, und kehrten in ihre alte Lage zurük.

Franz wußte wenige Tage darauf Georg's Benehmen während jener Nacht zu verkleinern. Wenn Waltram auch seinen Worten nicht völlig glaubte, so verging doch seine Achtung und die wolwollende Gesinnung für Georg, die kaum erst sich zu regen begonnen hatte.

— Und was für eine Heldenthat hat Georg denn

bei der ganzen Geschichte verübt? Daß er in einem wolgebauten Hause hinter sichern Mauern sich verborgen hilt? — ich will mich nicht loben, Waltram, aber euch zu Liebe verließ ich den sichern Plaz, drang mitten durch die Strauchdiebe, unbekümmert, ob nicht eine nachgesandte Kugel mir den Garaus machen würde; — daß er den alten Gauner überwältigte? — er war der stärkere, was mehr? — daß die Kerle abzogen? — das hat er nicht bewirkt, sie wußten, daß ich durchgeschlichen war, und fürchteten den Überfall im Rüken. Aber weiter, Waltram, ihr seid ein kluger Mann und habt Einsicht; waren die Gauner in unserm Gau, bevor dieser Georg zu uns kam? hatte je eine Seele etwas zu befürchten, ehe er uns aufgedrungen wurde? — findet ihr alles fromm und richtig, mir recht — ich aber nicht; es gibt seltsame Geschichten auf der Welt und schön angelegte Heldenstreiche! Ihr versteht mich, Waltram, es ist nicht gut, allzu deutlich von gewissen Dingen zu reden.

Waltram schwieg, seine Ehrlichkeit sträubte sich, solche Beschuldigungen zu glauben, und doch regte sich eine Stimme in ihm, die im Stillen darüber frohlokte, und den Gedanken wolgefällig ausführte. Er gestand sich nicht, daß sie die Stimme des Hasses und des

Neides war. Der Pächter kannte das Gemüth des Greises nur zu gut, pfiffig durchging er die ganze Zeit, die Georg im Hause zugebracht hatte, und stellte jene Punkte, die den Förster aufreizen konnten, in grelles Licht. Waltram war heute ohne Georg's Wissen durch ihn gekränkt worden. Es kamen die Revierjäger, und fragten zuerst Georg, dessen Verständigkeit, sowie des Grafen Gunst für ihn ihnen nicht unbekannt war, wegen gewißer Anordnungen um Weisung; im Eifer der Jugend und des Dienstes ertheilte er sie, und gedachte zu spät des alten Mannes.

— Durch Lug und Verleumdung hat er sich beim Grafen eingeschlichen, und sich euch an den Hals geschwärzt. Noch schneiden mir seine giftigen Reden im Ohre: das Wild sei nicht wol gehegt, die Holzkultur nicht regelrecht, und ihr ein alter, kranker Mann, der dem Geschäfte nicht mehr gewachsen ist! Ihr — ein alter, schwacher Mann! der Lügenhund! Stand weit und breit ein Forst so prächtig, wie der eure, kennt wer Wechsel und Birschgang besser, als ihr, gibt's wo so herrliches Hochwild, so schöne Rehe und Säue? Hundertmal hat mir mein Vater seeliger gesagt, wie der nun auch verstorbene Graf euch immer seinen Waltram geheißen hat, und wie ihn alle Kavaliere um

den bravſten, tüchtigſten Förſter beneidet haben. Kommt da ſo ein Laffe, und wagt euch zu verkleinern, euch zum Hohne ſchoß er den Hirſch euch vor der Naſe weg, — ich hab' ſein ſpöttiſches Lächeln gut geſehen, und wie er euch d'rauf hofärtig angeſchaut. Schlich ſich dann als Adjunct ein, ſtrebt aber weiter. Ihr ſeid nicht blind, alter Mann, er will Förſter werden; alle Leute munkeln davon, die Holzwächter und Jägerburſchen hat er ſämmtlich an ſich gezogen; ſeid aufrichtig, ſind ſie noch ſo gegen euch, wie ehedem, und wie ſich's gehört und geziemt? Gelt, nein! nun heißt's nur immer: der Adjunct hat dies und das gethan und aufgetragen, was aber ihr, der Herr und Meiſter ſagt, iſt in den Wind geredet, bei Gott! die Kerle lachen darüber; kann's aber anders ſein, er verleitet ſie ja ſelbſt dazu. Geht's ſo fort, ehe Jahr und Tag vergeht, haben wir den Laffen als Förſter da. Er ſagt's ja ſelbſt, und mäkelt dieß und das an eurer Gebarung.

Die Zornader auf Waltram's Stirne war angelaufen, er hatte während des Pächters Rede nur wenige Worte geſprochen, aber ſeine innere Bewegung war dieſem nicht entgangen. Er frohlokte im Stillen über das Gelingen ſeines Planes, und beſchloß, jezt den lezten Streich gegen Georg auszuführen.

— Bei dem Allem aber wundert mich sehr, wie ihr zugeben mögt, daß eure einzige Tochter mit Georg im vertrauten Umgange steht?

— Was sagt ihr, Franz?

— Gott bewahre mich, daß ich von der Aufführung eurer Tochter übel reden sollte, sie ist weit und breit als das bravste, sittsamste Mädchen bekannt, aber den Georg liebt sie.

— Marie liebt ihn?

— Ja, Vater Waltram! und das habt ihr noch nicht bemerkt? ei, seh' Einer! ist sie, seit er hier ist, noch so lustig und spaßhaft, wie sonst? überhört sie nicht oft ganze Reden, die neben ihr geführt werden? hat sie Georg nicht immer vertheidigt, so offenbar er auch im Unrecht stekte? heißt es nicht immer: warten wir doch auf Georg! wenn die Stunde zur Abendmalzeit längst schon geschlagen hat, Georg aber noch aus dem Walde nicht heimgekehrt ist? Ist das nicht genug! ich aber habe stärkere Beweise: als ich neulich Abends herüber kam, hörte ich im Seitenstübchen heimlich flüstern, ich mische mich nicht in fremde Geschäfte, doch kam mich die Lust, zu horchen, unwiderstehlich an, und ich sah, wie er ihre Hand an sein Herz drükte, was er ihr sagte, konnte ich nicht vernehmen, ich will

aber ein schlechter Kerl sein, wenn das nicht ein Liebepaar ist.

— Gerade den Menschen sollte sie lieben, der ihrem Vater der verhaßteste ist.

— Marie denkt wol auf eine Heirath mit ihm; vielleicht ist's euch genehm; sie kann ehestens hier Försterin werden.

— Ehe mag Marie sogleich eine Nonne werden, ehe ich zugebe, daß sie sein Weib wird.

— Er denkt vielleicht auch gar nicht an's Heirathen; sieht mir dazu fast zu loker aus der Georg. Marie ist schön, und hält jeden Menschen für so gut als sich, da hat so ein wilder Geselle vielleicht seine eigenen Pläne.

— Himmel und Hölle! Mein Arm ist noch stark genug; die Ehre meiner Tochter räche ich nicht mit einer Kugel, nein! den Buben erwürg' ich.

— Ihr seid zu aufbrausend, Waltram, eure Tochter ist unschuldig und rein, aber seht euch vor: im Herzen einer Jungfrau wächst die Liebe allmälig auf, ein Wort kann sie anfangs erstiken, zulezt keine Macht der Erde mehr. Das beste Mittel wäre, ihr verheirathet sie nach eurem Willen. — Waltram, gebt sie mir! seht, der Pachthof steht tüchtig und gutbetrieben da, schaut

mein Vieh an, meine Grundstüke, und die Truhen werdet ihr auch nicht leer finden.

— Wenn euch Marie nehmen will, ich bin nicht dagegen.

— Es gab Zeiten, da die Väter über die Hand ihrer Töchter bestimmten, und diese Zeiten waren gut. Was versteht so ein junges Ding, was ihm frommt; der Himmel hat die Eltern eingesezt, für sie zu überlegen und zu wählen. Überdieß ist eure Tochter in Georg verliebt, ihn wird sie zum Manne haben wollen, nicht mich.

— Sie soll ihn aber nicht bekommen, sie soll ihn nicht wollen!

— Das läßt sich nur dadurch verhindern, wenn ihr sie schnell verehelicht. Habt ihr noch nie von Töchtern gehört, die gegen den Willen der Eltern geheirathet haben? und lebt ihr ewig? ihr seid noch ein rüstiger Mann, das ist wahr, aber jedes Leben steht in Gottes Hand, und wenn er euch abrufen soll, wird sie sein Weib, und er lacht euch in euer Grab nach!

— Sie wird nicht, ich schwör's euch, sie wird nicht! Noch heute stell' ich ihn und sie zur Rede, es soll brechen zwischen uns.

— Sagt ich's nicht, ihr seid zu heftig. Will man

ein Ziel erreichen, muß man fein langsam, aber sicher zu Werke gehen. Habt ihr nicht erzählt, Georg wolle einer Erbschaft wegen auf mehre Tage in die Stadt gehen?

— So ist's!

— Seht, laßt ihn ziehen, während er fort ist, habt ihr Raum und Gelegenheit, thätig zu sein: nehmt dann eure Tochter vor, zeigt ihr die Verruchtheit, mit der er euch zu schaden trachtet, und gebt sie mir zum Weibe. Ich will euch verehren, wie meinen eigenen Vater, ihr sollt die besten Tage haben und auch Marie; ich liebe sie schon lange treu, und will ja nur ihr Bestes. Den Georg wollen wir aber aus dem Hause bringen, laßt nur mich machen, ich selbst will zum Grafen gehen.

Wenn Abneigung einmal in das Herz eines alten Menschen gezogen ist, so wirft jeder Tag ein neues Gewicht auf ihre Wagschale, und alle Wahrheit und Lauterkeit auf der andern Seite vermag sie kaum mehr zu heben. Allmälig wächst der Haß daraus, und das Glük der geliebtesten Menschen wird einem Mißverständnisse, einem Vorurtheile, einem Irrthume geopfert.

Waltram zehrte sich in diesem Gefühle gegen Georg

auf. Seine Gesundheit war das lezte Jahr schon sehr geschwächt, diese Leidenschaft zerstörte sie völlig, die Tage seines Lebens waren gezählt. Gegen Georg benahm er sich seit der lezten Unterredung gesprächiger und gleichgiltiger, nur konnte man am Lächeln, das dabei seinen Mund umspielte, einen Zug misgünstiger Freude nicht verkennen: sobald Georg fortginge, sollte er ja aus Marien's Herzen für immer gestossen werden. Gegen sein einziges Kind war der Förster rükhältig und verschloßen, nicht, daß seine Liebe für Marie geschwankt hätte, aber er glaubte sie verirrt und sich als Vater verpflichtet, wenn auch mit augenbliklichem Schmerze sie für immer von Georg loszureissen.

Bei dem Allen war Waltram dennoch ein guter Mann. Was konnte er für den Irrthum seines Verstandes; er handelte seiner Erkenntniß gemäß; während er den Frühling seines Kindes von Unkraut zu reinigen gedachte, zerstörte er alle Blumentriebe desselben.

Marie lebte in banger Ahnung, sich und Georg wußte sie unschuldig und sah doch ihren Himmel voll schwerer Gewitterwolken. Den Gesundheitszustand ihres Vaters verkannte sie nicht völlig, und hoffte auf den kommenden Frühling.

Unmuth erfaßte Georg's Herz, wenn er die Abneigung gewahrte, die ohne sein Verschulden sobald wieder in des Försters Herz' zurükgekehrt war. Sein gerader Sinn mochte sie nicht länger ertragen, unwiderruflich hatte er beschloßen, nach seiner Rükkehr aus der Stadt mit dem Vater der Geliebten zu sprechen, ihn offen um die Gründe seiner Abneigung zu befragen, und wenn er sie widerlegt hätte, um die Hand seiner Tochter zu werben.

Da er sich keiner Schuld bewußt war, schied er festen Muthes von Marie; als sie aber von überwältigendem Gefühle ergriffen, an der Schwelle des Hauses laut zu weinen anfing, kehrte er noch einmal um, wies sie auf die kurze Zeit ihrer Trennung, auf die Lauterkeit ihrer Liebe und auf den Beistand Gottes. Gleichwol vermochte er nicht sie zu trösten, und fühlte sich selbst von ihrem Schmerze angesteckt.

Dem alten Förster war es wol er, seit er, mindestens für einige Zeit, mit Georg nicht mehr eine Luft einathmen mußte; er machte sich Manches im Hause zu schaffen; obwol ihn die geringste Bewegung abspannte, gab er doch vor, sich völlig erholt zu haben. Marie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, die eine Tochter ihrem Vater erweisen kann; wenn sie nach-

mittags bei seinem Lehnstuhle saß, in dem er einiger Ruhe pflegte, und die Fliegen von dem Schlummernden abwehrte, überlief sie jedes Mal ein unendliches Wehe, sie fing seinen Zustand allmälig zu erkennen an. Seine Wange war so bleich, seine Züge so leidend und kummervoll, sein Athem kurz und gebrochen; Marie brach oft heimlich in bitteres Weinen aus, und wünschte alles Glük, jede Freude aus ihrem Leben hinüber in das des Greises. In solchen Stunden wäre sie fähig gewesen, um das Wolergehen ihres Vaters sogleich ihrer Liebe zu entsagen. Wenn sich ihr Vater regte, troknete sie die Thränenspuren aus ihren Augen, und lächelte dem Erwachenden mild und freundlich entgegen. Er küßte sie wieder wie sonst auf die Stirne und nannte sie seine gute, fromme Tochter.

Eine Woche, und die Hälfte der zweiten war seit Georg's Abreise verstrichen, der Förster fühlte sich immer unangenehm berührt, so oft er an die beschlossene Verhandlung mit seiner Tochter dachte, dennoch wuchs sein Abscheu gegen Georg, den er für die Ursache betrachtete, daß er nicht immer so stille, friedsame Tage verlebte. In einer Woche konnte Georg zurükkehren, auch drängte Franz, der sich nun öfters im Forsthause sehen ließ. Endlich bestimmte Waltram die Zeit zur

Besprechung mit seiner Tochter auf den nächsten Sonnabend.

Der Tag hatte schon merklich aufgenommen; als es zu dämmern anfing, saß Marie eben beim Vater im Zimmer.

— Sieh', Marie, begann der Förster mit sanfter Stimme, ich bin ein alter Mann, meine Haare sind grau, mein Gesicht voll Runzeln, auch bin ich seit einiger Zeit etwas kränklich, jede Stunde kann es dem Herrn gefallen, mich heim zu rufen. Marie umfaßte den Vater, und drükte weinend ihr Antliz an seinen Busen. Ich will nicht sagen, Marie, daß ich mich schon so übel fühle, aber die Tage des Greises sind gezählt; — wie schwer käme es mir an, wenn nun meine Stunde schlüge, und ich dich unversorgt, ohne Schuz zurüklassen müßte. Drum ist es Zeit, Marie, daß du einen Mann nimmst. Da meldet sich gerade der Franz, der Pächter von drüben, er hat sein rundes Einkommen, ich wünsche sehr, daß du ihm deine Hand reichst.

— Vater!

— Nun, mein Kind; was kannst du gegen Franz einwenden? er ist jung, hübsch, wolhabend und ehrsam. Wenn dein Herz, wie ich sicher glaube und hoffe, frei ist, so sehe ich keinen möglichen Gegengrund ein.

Marie schwieg.

— Du schweigst, Marie? so soll dein Herz nicht mehr frei sein, — nicht mehr! so soll es wahr sein, daß du ihn liebst, diesen Georg? Nein, da habt ihr euch verrechnet, zu diesem Bunde geb' ich nun und nimmer meinen Segen. Aber der Bube hat dich verlokt, und wol dir und mir, daß ich noch zeitig genug mich in's Mittel lege.

— Nein, Vater, Georg hat mich nicht verlokt, er kann nicht dafür, daß ich ihn liebe; ich glaube, hätte ich mir das Herz aus dem Leibe gerissen, sein Bild hätt' ich doch nicht daraus bannen können.

— Was hab' ich verbrochen vor dir, mein Gott! daß mein Kind diesen Verhaßten liebt?

— Vater! ist's denn schlecht und eine Sünde, daß wir uns lieben?

— Ob's schlecht ist? Georg hat mich verleumdet, und verrathen, er hat mein graues Haupt gehöhnt und verspottet, bei meinen Knechten mein Wort hohl und kraftlos gemacht, bei meinem Herrn mich angeschwärzt; er ist Schuld, daß mein Leib in tiefem Grame sich abhärmt, er ist's, der mich aus diesem Hause, in dem ich alt geworden bin, aus diesem Forste, auf dessen Pflege ich mein Leben angewendet habe, verdrängt.

Hab' ich einen Feind auf Erden, einen Menschen, den ich hasse, so ist's dieser Georg.

— Schrecklich, Vater! — wenn eine dieser Beschuldigungen wahr wäre, ich wäre die erste, die sich auf ewig von ihm lossagte; aber es ist nicht so. O! wenn ihr gehört hättet, wie er stets nur mit Achtung und Liebe von euch gesprochen hat, ihr wäret nicht böse gegen ihn, Vater! hat er je gegen eure Härte gemurrt, je eine rauhe Rede gegen euch geführt?

— Das ist ja eben Gewohnheit der Schlange, die in's Angesicht schmeichelt und heimlich vergiftet! Mir gegenüber war er der Heuchler, im Rüken spottet und beschimpft er mich.

— Vater! wenn dies wahr ist, so soll mein Auge ihn nicht mehr sehen; aber habt ihr einen Beweis für so große Beschuldigungen, wollt ihr ohne ihn zu hören, ohne Gewißheit und Ueberzeugung ihn verurtheilen?!

— Ohne Beweis — höre Franz reden, und dann zweifle noch.

— O Vater, glaubt diesem bösen Menschen nicht Alles, forscht selbst der Sache nach, hört Georg. Wenn nur der kleinste Theil dieser Beschuldigungen wahr ist, so will ich mich mit Abscheu von ihm wenden.

— Gut, Marie! sprach der Vater besänftigter, diese

Gewißheit ſoll dir werden; Franz hat die Beweiſe dafür.

Am nächſten Tage, während Marie abweſend war, kam der Pächter. Waltram erzählte ihm den ganzen Hergang, und bat ihn, nur um Marien's willen offene Beweiſe von Georg's Niederträchtigkeit zu verſchaffen.

— Beweiſe — als ob nicht tauſend zu Tage lägen: Hat er nicht euch zum Schimpfe damals den Hirſch geſchoßen? die Forſtknechte an ſich gezogen, euch beim Grafen verleumdet? thut er's nicht vielleicht in eben dieſer Stunde, und die ganze Geſchichte wegen der Erbſchaft iſt pfiffig erſonnen, — und ihr fordert noch Beweiſe?

— Es iſt nur wegeu des Kindes, ihr ſagtet ja oft, ihr hättet klare Beweiſe dafür, die legt dem Mädchen vor.

— So ſagte ich auch, und es iſt auch klar und bewieſen; aber wartet, ſo ein Brief von ſeiner Hand — oder ein paar oder ein Zeuge wären ja genug?

— Schafft ſie zur Stelle, und Marie will ihn nicht mehr ſehen, nichts mehr hören von ihm!

Franz dachte einen Augenblik nach.

— Wol, ich will auch dieſe ſchaffen, aber dann gebt mir Marien's Hand, — und, halt, noch Eines,

euer Wort, daß ihr und Marie mit keiner Silbe ihm merken laßet, daß ich euch die Augen geöffnet habe; der Bursche ist rachsüchtig, und auf mich ohnedies nicht wolgesinnt.

Franz sann den nächsten Tag eifrig nach, wie er den Wünschen des Försters entsprechen könnte. Er gedachte, einen Brief mit nachgeahmter Schrift zu schreiben, oder den faulen Jäger Samuel zu einem falschen Zeugniß zu gewinnen. Georg hatte immer scharf auf ihn gesehen, ihn auch bereits dem Grafen angezeigt; es war große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er diesen Taugenichts durch ein Stük Geld gewinnen werde.

Aber der Zufall, der so viel öfter das Laster unterstüzt als die Tugend, legte sich auch hier zu Gunsten des Pächters in das Mittel. Der Sekretär des Grafen, mit dem auch er in gewissen Verbindungen stand, schrieb ihm, daß dieser den alten, kranken Förster in den Ruhestand zu versezen beschlossen habe, und daß an die Kanzlei des Grafen in der Stadt bereits der Auftrag zur Ausfertigung und Zusendung der Urkunde ergangen sei. Der Pächter frohlokte und schlug in die Hände; so leichtes und schnelles Gelingen seiner Pläne hatte er nicht erwartet. Er zögerte

nicht, seinen Sontagrok anzuziehen, und eilte zur Försterei.

Marie saß beim Vater im Stübchen, als er eintrat. Ein heimliches Zittern ergriff sie, da sie seine Stimme im Vorhofe vernahm.

— Beweise will sie, Jungfer, von Georg's Bosheit, ich hab' sie, Jungfer, gewichtigere, als sie verlangt hat. Herr Förster! er hat euch gestürzt; er war nun beim Grafen, er hat euch so und so verleumdet, ihr seid eures Dienstes quitt, und Georg hat eure Stelle erschlichen.

— Das lügst du, Elender! schrie Marie, und als sie den Vater blaß werden sah wie einen Todten, und zittern wie ein furchtsames Kind, fiel sie ihm um den Hals und schrie: O! glaubt es nicht, Vater! es ist erlogen, nein! nein! das hat Georg nicht gethan, der Abscheuliche lügt es nur, schaff' ihn fort, Vater! du bist und bleibst ja Herr in diesem Hause.

— Gelogen hätt' ich, ei seh' man! es ist freilich unfein, einen Buhlen zu haben, der den Vater um Ehre und Brod bringt, aber meine Schuld ist's nicht, Jungfer!

— Schweig', Bube, oder ich schlag' dir in dein falsches Antlitz! Es ist nicht wahr, Vater! es ist nicht wahr!

— Es wird sich zeigen, es ist ja gerade die Zeit, da der Bote aus der Stadt hier anlangt; richtig! wenn mir recht ist, dort biegt er aus dem Walde; nun, Jungfer, laß sie ihre Zunge fein gehen, so lang es noch Zeit ist, mich deucht, ihr Reich geht zu Ende, richtig, da dreht er den Steigweg her, mich deucht, er trägt eine artige Briefschaft.

Unwillkührlich hatte Marie zum Fenster hinaus gesehen, der Mensch, der dort langsam daher kam, war wirklich der Bote, ihr Blut gerann zu Eis, ihr Herz zukte zusammen und war fast zu matt, einen Tropfen Blut auszustossen. Ein furchtbarer Augenblik ging in ihrem Leben vorüber, der Fußtritt des Menschen rauschte im Vorhause, nun trat er zur Thüre herein, bot freundlich einen guten Abend, und wünschte gutmüthig viele Freude an der Briefschaft, die er bringe.

Waltram war aufgefahren, und hatte sie hastig genommen. Er riß sie auf: Entlaßen! Georg an meiner Stelle.

Das Blatt entfiel ihm, er schlug mit den Händen an seine Stirne, und sank rüklings um.

— Heiliger Gott! schrie Marie, und vermochte nicht, den Vater aufzuhalten. Der Förster wurde in's Bett gebracht, er sah aus wie ein Gestorbener. Alle

Mittel wurden angewendet, erſt nach einer halben Stunde kam er wieder zur Beſinnung, aber ſeine linke Seite war gelähmt, die Zunge ſchwer und unbehilflich. Es hatte ihn der Schlag gerührt. Gleichwol kehrte ihm alſogleich das Bewußtſein der Ereigniſſe zurük: Abgeſezt — verjagt! — der Elende — der Bube —

— Beruhigt euch, Herr Förſter, vergeßt den Elenden und den Undank des Grafen; es ſoll euch nicht ſchlechter gehen bei mir im Pachthofe drüben, nicht wahr, ihr gebt mir Marien's Hand, Vater?

— Ja! biſt ein ehrenwerther Mann; er, er iſt ein Schurke; er hat mich gemordet, — ich fühl's — ich muß ſterben. Marie! gib deine Hand her — ſollſt noch vor meinem Tode Franzen's Verlobte ſein — meinen Haß gegen ihn hinterlaß' ich euch.

— Nein, nein, Vater! ſein Weib kann ich nicht werden, ſchrie Marie, und ſprang vom Lager auf, wo ſie an des Pächters Seite gekniet hatte.

— Du mußt, — du ſollſt! bin dein Vater!

— Nein, bei der Barmherzigkeit Gottes, das verlangt nicht von mir, ich muß euch ungehorſam ſein.

— Sei ſie geſcheit, Jungfer! ſie wird's gut haben bei mir; ich hab' ſie ja lieb, Käzchen, ich will ſie ſo zu ſagen, auf den Händen tragen, ſie hat hier ein

trauriges Leben geführt, nun soll sie auf alle Kirchtage, und in schönen Kleidern dazu —

— Fort, du Wicht, rühre die Hände nicht an mich, fort aus diesem Hause, das du elend gemacht hast!

— Ha! ich oder er?! aber sieht sie, ich mach' mir aus ihrer Buhlschaft nichts daraus, werd' sie nur jezt mein Weib; der Vater will's; nicht wahr?

— Sein Weib! stieß Waltram schwer hervor, und bejahte heftig mit dem Kopfe.

— Nein, Vater! das kann ich nicht, das werd' ich nicht! meine Natur schaudert auf, als sollt' ich feuchte Molche liebkosen.

— Hört nicht darauf, Förster! Georg, der falsche Bube steht ihr im Kopfe.

— Vater! wenn es nur das ist, ich schwör' euch, Vater! ich will nie — nie Georg's Braut werden.

— Wie ihr die Augen schließt, Waltram, singt sie anders. Ihre Schwüre habt ihr in das Grab mitgenommen, und sie verlacht euch in den Armen des Lebenden. Ihr seid nur sicher, wenn sie noch vor eurem Ende die meine wird.

— Elender!

— Willst ihn nicht, Weib?

— Nein, Vater! aber auch Georg's Braut will ich

nie werden, hier ſchwör' ich's euch — an eurem Sterbebette!

— Wart, Tochter! ich will's feſt und ſicher machen, und Gewißheit mit mir hinüber nehmen. Er hob ſich auf im Lager und ſeine Stimme tönte laut und hohl wie aus einem Grabe: So verfluch' ich euch denn — dich und ihn, wenn du je ſein Weib werden willſt, wenn er je in Liebe deinen Leib berührt, — ich verfluche euch diesſeit und jenſeit; ſo dies geſchieht, ſoll mein Gebein nicht Ruhe im Grabe finden, und jede Mitternacht mein faulender Leichnam vor euch erſcheinen, und von neuem den Fluch über euer Lager rufen!

Marie ſank am Bette nieder, ihre Augen ſtanden ſtarr und troken hervor, ihre Züge ſchienen in dieſer Stunde um Jahre gealtert. Der Vater lag todt im Bette.

Im Gärtchen drauſſen ſtand heute das erſte Märzveilchen halb aufgeblüht.

Es ging gegen Mittag des nächſten Tages, als Georg über die lezten Hügel dem Forſthauſe zueilte. Die Erbſchaft-Angelegenheit hatte ihn länger, als er geglaubt hatte, aufgehalten, nun war ſie günſtig beendet; er trug an zweihundert Thaler in der Taſche, und kehrte froh und leichten Sinnes, die treue Büchſe

an der Seite, zurük. Der Himmel war klar, die Luft wehte frisch, sein Herz ergab sich der Hoffnung. Vater Waltram konnte keinen verständigen Grund mehr haben, ihm Marien's Hand zu verweigern. Gern hätte er den Grafen um seine Fürsprache gebeten, doch den traf er nicht in der Stadt, er wohnte eben auf einem fernen Landsize. Je näher er dem Forsthause kam, desto größere Sehnsucht ergriff ihn, er beschleunigte seine Schritte immer mehr. Freudig eilte er über den grünen Plaz vor dem Gebäude, und nun trat er auch schon über die liebe Schwelle.

— Gott zum Gruße, Küchenmarthe.

— Wie, ihr hier — ihr mögt dies Haus jezt betreten?

— Bist toll, Martha! was gibt's?

— Was es gibt! geht nur hinein, und seht selbst nach.

Mit klopfendem Herzen riß er die Thüre auf. Zwischen vier brennenden Kerzen lag der Greis auf der Bahre; Marie saß bleich und starr wie ein Marmorbild an der Seite.

— Gütiger Gott! Marie, der Vater todt!

Sie sah nicht auf, sondern wendete den Blik ab, und strekte abwehrend die Hand aus.

— Arme, arme Marie! wie kam ſo viel Unglük über dich! Sprich! armes Kind, kann ich helfen, wo bedarfſt du meiner?

— Fort, Fort, verlaßt dies Haus! ſprach ſie mit dumpfer, klangloſer Stimme, und lieſt die Hand los, die er umfaſſen wollte.

— Um Gotteswillen, Marie, was ſprichſt du? Hat der Schmerz deinen Verſtand verwirrt, oder was gibt es, Marie?

Marie wies nach dem Schreiben des Grafen, das neben der Bahre lag. Er raffte es auf, und las.

— Entlaſſen — ja, das mußte ihn ſchwer treffen — aber wie kam's, wie geſchah's ſo plözlich, ſo unerwartet?

— Das mögt' ihr fragen, Georg! Macht euch euer Gewiſſen bei dieſer Leiche keinen Vorwurf?

— Mir — einen Vorwurf? du ſprichſt in Räthſeln.

— Ihr hättet warten können, bis der Tod das Amt erledigt hatte.

— Ha, nun verſtehe ich. Aber Marie! nein, das kannſt du nicht glauben! Marie, ich ſollte gegen ihn gehandelt haben, gegen deinen Vater?

— Georg —

— Der Graf war gar nicht in der Stadt, weder

mit ihm, noch mit seinem Sekretär habe ich ein Wort gesprochen.

— Bei der Stunde des Gerichtes, bei dem weißen Hare dieser Leiche — sprecht die Wahrheit!

— Wie mir Gott gnädig sein möge in der furchtbaren Stunde des Gerichtes, so wahr habe ich nie — nie gegen diesen Todten gehandelt.

— Georg, Georg!

Marie brach in lautes Weinen aus, es waren ihre ersten Thränen seit dem Tode des Vaters, eine unendliche Last, die ihr Herz zerdrüken wollte, sank mit ihnen von ihrer Brust. Sie blikte sanft und freundlich nach Georg auf und ließ ihm die Hand, die er heftig an sich drükte, und mit Thränen benezte.

— Faße dich, Marie! ich bin ja unschuldig gegen diesen, wie ein neugeborenes Kind. Wol hast du Grund, daß du weinst, er war dein Vater, ein braver, guter Mann, aber faße dich, ich will dir ja nur mit noch treuerer Liebe anhängen, mit heißerer, als es je ein Vater gekonnt hat.

— Das ist nun aus — Alles — Alles ist nun vorüber! Sie sank über die Leiche des Vaters und schluchzte lauter.

— Was sprichst du, Marie?

— So wiße denn, er hilt dich für ſeinen Feind und Verleumder, für die Urſache ſeiner Entlaſſung, und hat den ſchreklichſten Fluch über uns ausgeſprochen, wenn ich je die Deine werden würde.

— Ha, Marie, ſprichſt du Wahrheit? — Aber der Gott der Barmherzigkeit hat einen Fluch nicht gehört, den der gräßlichſte Irrthum geſprochen!

— Den Fluch des Todten löſet keine Macht der Welt mehr.

— Hör', Marie! ich bin ja unſchuldig, hörſt du?

— Gelobt ſei Gott! und dennoch ſind wir für immer auf dieſer Erde getrennt!

— Nein, nein, Marie! er würde ihn, er müßte ihn ja ſelbſt widerrufen, wenn er noch lebte, und meine Unſchuld wüßte.

— Er bindet feſt, wie der Schlüſſel zu Himmel und Hölle.

— Wach' auf, Todter! auf! auf! ſteh' mir Rede, auf eine Minute kehre zurük, Seele dieſes Geſtorbenen, und widerruf' das entſezliche Wort! Er rüttelte die ſteife Leiche, ſeine Augen ſtarrten rothangelaufen hervor, er glaubte, ſie müße ihm Antwort geben.

— Hinweg, Georg! wenn du mich liebſt, für dieſe Welt gibt es kein Band mehr, das uns einen kann;

aber es ist ja ein Leben noch drüben, wo uns der Vater selbst vereinen wird.

— Nein, nein, Marie! ich kann das Glük dieses Lebens mir nicht rauben lassen, ich hab' ja nichts Böses gethan auf dieser Erde, wofür soll ich so unsäglich unglüklich werden? Marie! er hat nicht das Recht gehabt, uns in Verzweiflung zu stürzen, — er widerruft dort seinen Fluch und wandelt ihn in Segen.

— Ich lieb' dich, Georg — so heiß ein Weib lieben kann, aber nie, nie — kann ich die Deine werden!

— Verruchter Alter! wo ist das Glük meines Daseins? gib mir zurük die frohen, weißen Stunden meines Lebens, — zurük, Alter, oder — auch ich fluche dir.

— Halt ein, Georg; er war betrogen; — Franz —

— Ha, hat diese Schlange auch hier gegeifert! so will ich dich erwürgen, Natter und deinen Kopf mit Füßen treten — so — so —

— Du sollst deinem Feinde vergeben, Georg! Wenn wir uns nicht auch dort verloren sein sollen, so trag' geduldig dein Kreuz, und wandle ohne Sünde deinen Erdenpfad.

— Ich kann nicht, Marie! Todtschlag und Selbstmord glüht durch meine Adern; Marie! rette mein unsterblich Theil!

— Beten will ich für dich früh und spät, Georg! auf daß dir der Vater im Himmel den Engel des Trostes und der Ergebung senden möge.

— Deine Hand, Marie, nur deine Hand kann mich vom Abgrunde, der vor mir gähnt, erretten!

— Gedenk' des ersten Gebetes deiner Kindheit, des frommen Schauders, der dich beim ersten Abendmale am Tische des Herrn ergriffen hat, an die heilige Glorie, das Halleluja, an die tausend Qualen, an den freudigen Tod aller Märterer! Georg, es gibt ein unsterbliches Leben jenseits des Grabes! wie lange haben wir noch hier zu wandeln? — eine Spanne Zeit, dann ist's ja vorüber, und wir finden uns wieder, und auch der Vater ist dann versöhnt, und gibt uns seinen Segen!

— O, du Heilige, du Heilige! und dich soll ich verlieren!

— Bei unserer Liebe, Georg! bei unserer Liebe fordere ich von dir Ergebung in den göttlichen Willen! Wir müssen scheiden für diese Erde, es ist nicht wol, daß wir uns hiernieden je wieder sehen, aber dort — dort bin ich ewig die Deine! d'rum keine Gewaltthat weder an deinem, noch an fremdem Leben, nichts kann uns für Jenseits trennen, als die Sünde!

— Iſt's unwiderruflich, daß wir uns trennen müſſen? Marie, Jahre ändern viel, auch der Machtſpruch der Kirche.

— Unwiderruflich, ſo gewiß ich für uns die Gnade des Herrn herabflehe.

— Sehen wir uns nicht wieder in unſerm ganzen Leben?

— Nicht wieder, Georg! wenn du mich lieb haſt.

— O, ſo leb' wol, leb' wol, du Himmelroſe! leb' wol, du unbefleckte Jungfrau, und bete für mich!

Er ſtürzte vor ihr auf die Kniee, er preßte ihre Hand an ſeine glühenden Lippen. Er wollte ſie in ſeine Arme ſchließen, ſie aber wich ſanft zurük, und ihr Antliz trug die Verklärung des Himmels.

— Leb' wol, Georg! ſei fromm, auf daß wir uns dort wieder ſehen; mein Gebet wird dich überall begleiten. Verſprich mir, Georg! daß du deinen Feinden vergibſt, und die Laſt deines Lebens in Ergebung trägſt.

— Kann ich dir ein Verſprechen geben, — weiß ich, ob ich die Kräfte zum Erfüllen habe?! Leb' wol, leb' wol!

— Leb' wol, Gottes Segen mit dir!

Er ſtürzte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Sie

sank auf ihre Kniee. Der Schmerz schien ihre Gestalt zarter, schmächtiger gemacht zu haben; die Glorie des Himmels öffnete sich vor ihren Augen, sie sah das Antliz der Gebenedeiten vor sich lächeln, und die Musik der himmlischen Heerscharen leise ertönen.

Georg stürzte betäubt in den Wald. Hätte die Fügung der Natur die Erfüllung seiner Wünsche unmöglich gemacht, sein Schmerz wäre nicht minder tief und zermalmend gewesen, aber er hätte ihn in geduldiger Zerknirschung getragen: nun hatte ihn nur die Willkühr eines Menschen zum Entsagen verdammt, und sein Schmerz steigerte sich bis zur Raserei. Nur das Gefühl grenzenlosen Unglüks lag in seiner Seele, alle deutlicheren Gedanken waren verwischt. So irrte er ein paar Stunden auf unwegsamen Pfaden, endlich wurden ihm seine Lage und die Ereignisse dieses Tages wieder klar, die Geister des Lebens kehrten in ihr Haus zurük, — alle, nur die Hoffnung nicht, sie war für immer geschieden. Sein von Natur heftiges Gemüth schoß in die alten Bahnen, und überbrauste sie. Marie hatte es ehedem besänftiget, — nun war sie für ihn verloren, er fühlte sich losgebunden vom Geschlechte der Menschen, vogelfrei unter Seinesgleichen; —

sein Glük hatten sie zerstört, welches Recht konnten sie auf seine Schonung haben? Alle waren in seinen Augen Thoren und Böſewichter, nur *sie* nicht. Sie war unſchuldig, an ihr hatte er nie einen Makel geſehen. Sie erſchien ihm als Lamm Gottes. Auf ihren Vater rief er den Zorn, die Gerechtigkeit Gottes herunter, die milde Lehre der Religion, die fromme Bitte Marien's war vergeſſen, nicht Gnade erbat er für ſich und ihn, nur *Gerechtigkeit!* Und Franz — alle Strafen im Himmel und auf Erden ſchienen ihm zu gering für den Verruchten: er hatte verleumdet, geheuchelt, betrogen, zwei Menſchen geiſtig erſchlagen, er hatte mehr gethan, als ein Mörder und Mordbrenner. Er hätte ihn mit den Zähnen zerreiſſen mögen. Aber ſeine Wuth ging wieder in Stumpfheit über; er fühlte ſich müde zum Sterben und hatte keinen Wunſch, als ein Wurm zu ſein, den der Fuß eines Wanderers zertritt. Dazwiſchen tauchten zwei Sterne in ſeiner Seele auf. Es waren Marien's Augen. Alle Güte und Milde der Welt lag in dieſen Bliken, und ihm kam es dann vor, als ob das Erlebte nur ein Traum ſein müßte.

Er ſank an einem Felſen nieder, die Ausdünſtung der gährenden Frühlingserde zog ſich, wie ein Nebel

um seine Seele, die Sonnenstrahlen trafen seinen Scheitel — er lag in verworrenen, widerstreitenden Gedanken auf dem Boden.

Da raschelte es plözlich auf einem unfernen Waldpfade, mechanisch hob er den Kopf in die Höhe. Franz ging in behaglichem Nachdenken durch den Wald, wahrscheinlich mit ränkevollen Plänen in die Försterei. Dieser Mensch hatte ihm sein ganzes Glük geraubt. Still erhob er sich, das Blut in seinen Adern floß plözlich wieder geregelt, obwol heftig, sein Blik war klar, und der verworrene Aufruhr in seinem Innern gebannt. Er nahm seine Büchse, und schlug auf den Pächter an. Auf den Kopf, oder in das Herz? Der Kopf vollbrachte geschikt, was dieses beschloß, der Kopf war nur klug und verständig, aber das Herz bös wie die Schlange der Verdammniß: in's Herz, in's Herz! Er zielte fest. Der Pächter ging behaglich weiter. Georg fuhr schwelgend Schritt vor Schritt mit dem Gewehre nach, das Herz war ihm in jedem Augenblike verfallen. Nun kam Franz auf die äußerste Grenze der Schußweite; Georg drükte ab, er stürzte zusammen.

Georg sah nicht nach ihm, er wußte, daß sein Herz getroffen sein mußte.

Langsam ging er im Walde weiter, seine That reute ihn nicht, nur fuhr ihm der Gedanke wie ein dreischneidiges Schwert durch's Herz, daß er Marien nun auch jenseits nicht mehr erreichen sollte; wäre ihm aber noch einmal die Wahl geblieben, er hätte den Bösewicht noch einmal erschlagen.

In tiefer Wildniß traf ihn der Abend. Auf ein Nachtlager, Speise und Trank dachte er nicht. Hier lag noch Schnee, ein eisiger Wind strich durch den Bergwald, und in den Wipfeln der hundertjährigen Bäume ließen sich Raben krächzend zur Nachtruhe nieder.

Georg stieg, als die Nacht einbrach, in eine Felsschlucht hinunter. Er war nur eine kurze Streke abwärts geschritten, als ihm das Gewehr von rükwärts entrissen wurde, und zwei Flintenläufe auf seine Brust zielten. Vier bärtige Kerle standen um ihn.

— In eurem Hause solltet ihr sicher vor uns sein, schrie der schwarze Mathes, hier aber ist das unsere.

— Wer hieß euch auch hieherkommen, wo wir hausen, rief ein zweiter, und der Kerl, den er damals im Forsthause verwundet hatte, strekte ihm die Mündung des Gewehres in's Gesicht, und höhnte: Kennst du den Streifschuß an meiner Bake, Teufeljunge! Derlei ist unwaidmännisch und verlorne Mühe; was

hilft das Bischen Schweiß, eine brave Kugel muß mitten durch's Leben gehen, wirst sehen!

Georg's Gesicht verzog sich zu einem höhnischen Lächeln.

— Was, Kerl, was zitterst du nicht?! du sollst zittern, Hund, glaubst, ich treibe Spaß mit dir! es war eine scharfe Patrone, die ich heute in die Büchse gab, der Tod ist's, Junge, der hohläugig aus dem Laufe schaut; mach' Reue und Leid; du sollst alsbald in Abraham's Schooß zu Bette gehen!

— Das ist ein Teufelskerl, schade, daß der kein Strauchschüz ist! Mach' gar, Langbein, laß ihn einen ehrlichen Jägertod sterben.

— Nein! ehe soll er zähnklappern, ich treib' keinen Spaß; und hättest du das Leben einer wilden Kaze, ein Druk und du hast verendet. Kerl! zitt're, die Müke saust um's rechte Aug'! Hallo, Feuer!

Georg lachte wild entgegen, er hoffte, nun sei es vorüber. Aber der Raubschüze ließ den Lauf wieder sinken.

— Wär's nicht Unsinn, ich thät' nicht zweifeln, daß du kugelfest bist. Kerl! wo hast du gelernt, in den Lauf einer Büchse zu lachen?

— Bravo, Erzjunge! riefen ein paar wilde Stimmen, und Mathes schüttelte ihm treuherzig die Hand.

— So Einer ist uns immer abgegangen; der nimmt's mit dem Teufel auf; thue ihm ja nichts, Langbein, es wäre jammerschade um einen solchen Jungen.

— Kameraden, der sollte einer der Unsern sein; — wie wär's Junge?

— Hab' so was faseln gehört, hast eine Liebschaft gehabt, die dir schief ging, Kerl, laß das närrische Volk und bleib' bei uns!

— Uns gehört der Wald! du hast seine Pracht, sein Gaudium erst durch's Schlüsselloch gesehen, wart', ich will dir seine Schatzkästen aufschließen.

— Frisches Wild an jedem Tage, silbernen Trunk aus der Quelle, — und den Wein und sonst was wissen wir uns auch zu holen.

— Werd' unser Hauptmann, Georg!

— Topp! ich bin euer! sie haben mich mit Füßen von sich gestoßen, ich bin frei, und so es mich gelüstet, will auch ich sie mit Füßen treten.

— Bravo, Vivat unser Hauptmann!

Sie schossen ihre Gewehre jubelnd los, daß die Raben krächzend auffuhren, und der Widerhall im Gebirge siebenfach den Knall wiederholte.

Franzen's Leiche fraßen die Wölfe auf; Niemand

erfuhr die Weise seines Todes. Auch wohin Georg gekommen war, blieb verborgen.

Die Wildschüzen lebten auf den hohen Bergkuppen und in den wilden Schluchten; ihr vorzüglichster Nahrungszweig war das Wild, das sie erlegten; litten sie Mangel, so verübten sie auch Straßenräuberei. In verborgenen Höhlen eines steilen Felsens war ihre Wohnung; es waren ihrer zwölf, und Georg ihr Hauptmann.

Von den Freuden der Menschen war er ausgeschlossen worden, er hilt sich nun für ein vereinzeltes Wesen, gleich dem Raubthiere des Gebirges, auf seine eigene Kraft angewiesen, ausgestoßen von jeder Gemeinschaft mit den übrigen, aber auch von jeder Rükficht für sie entbunden.

Nach einigen Abenden trieb es ihn unwiderstehlich zur Försterei, der schmale, wolgekannte Waldpfad, der freie Piaz vor dem Gebäude kam ihm vor, wie der Spielplaz unschuldiger Kindheit; die losgelassenen Jagdhunde sprangen an ihm hinauf und winselten vor Freude; er schlich heran, schwang sich vorsichtig über den Gartenzaun, und stand bald vor ihrem Fenster. Sie knieete vor einem großen Kruzifixe, hatte

den Kopf in beide Hände gesenkt, und schien inbrünstig zu beten. Der Lampenschein im Stübchen war nur matt, die Gestalt knieete abgewendet, Georg konnte ihr Antliz nicht sehen. Sie betete lange schweigend, endlich brach sie in lautes Weinen aus. Georg konnte sich nicht zurükhalten, unwillkührlich rief er ihren Namen. Sie fuhr empor, verlöschte das Lämpchen, und verschwand. Traurig schlich Georg aus dem Garten, und fiel draußen am Waldplaze auf das Angesicht. Es war Neumond, unzählige Sterne funkelten am blauen Nachthimmel, der wie das erleuchtete Gewölbe einer ungeheuren Kirche erschien. Georg konnte weinen und beten. Er bat nicht um Gnade und Verzeihung seiner Schuld, nicht um Glük und Trost für sich, er bat nur um ihr Glük, um Erfüllung ihres Gebetes.

Der Thau der Nacht fiel auf sein entblößtes Haupt; erst die Dämmerung des Morgens vertrieb ihn in den Wald. Er kehrte wieder. Marie hatte sich absichtlich in das Stokwerk gezogen, von der Linde vor dem Hause hätte er in ihr Stübchen schauen können, aber er getraute sich nicht, ihr stillschweigendes Gebot zu verlezen. Manchmal sah er nur mehr den Saum ihres Schattens an der Wand hinschweben.

Nach kurzer Zeit verließ Marie das Forsthaus, und zog zu einem entfernten Verwandten; wohin, erfuhr Georg nicht. Die Försterei lag unbewohnt. Der neue Förster hatte ein anderes Haus bezogen. Das Thor und die Fensterbalken waren verschlossen, im Gärtchen wuchs neben selbst versäeten Blumenpflanzen häufiges Unkraut empor, an der Schwelle hohes Gras.

Georg schlich noch in mancher Nacht dahin, wenn er am Tage etwas Gutes gethan hatte. Dort dünkte er sich entsündigt und wieder der alte Georg aus den schönen Tagen seiner Hoffnung.

Die Verhältnisse änderten sich, die Bande wurde größtentheils zerstreut, und verließ diesen Forst. Nur Langbein nnd der schwarze Mathes blieben bei Georg; sie streiften weit und breit im Lande herum, wo sich für sie ein Erwerb ergab. Sie lebten jezt größtentheils vom Straßenraube, und führten manchen verwegenen Streich aus. Grausamkeiten verhinderte Georg, so weit es ihm möglich war.

Mehre Jahre waren seit dem Zeitpunkte, mit dem diese Geschichte begann, vergangen; die Drei waren eben in eine fremde Gegend gekommen, und litten an dem Nöthigsten Mangel. Langbein hatte als

Bettler einen wolhäbigen, einzeln ſtehenden Landhof ausgeſpäht. Für die Nacht wurde der Plan gemacht, ihn zu berauben. Langbein hatte die Gelegenheit gut ausgekundſchaftet; da er von einem rüſtigen Pächter und mehren Knechten bewohnt war, ſollte der Anfall heimlich und unbemerkt ausgeführt werden.

Als es gegen Mitternacht ging, ſchlichen die drei Geſellen an den unbewohnten Theil des Hauſes, das ſchwache Fenſtergitter wurde leicht ausgebrochen, und einer ſtieg behutſam nach dem andern hinein. Sie rafften einige Sachen zuſammen, Mathes war mit Brecheiſen und Dietrichen hinreichend verſehen. Nach Langbein's Bericht ſollte auch das nächſte Zimmer unbewohnt ſein, und die Leute erſt an der andern Seite des Vorſales ſchlafen. In dieſem Zimmer befanden ſich jedoch nur wenige Sachen, die fortgeſchafft werden konnten. Langbein öffnete vorſichtig die Thüre, und ſah ſich in der Kammer um, zu ſeinem Schreken bemerkte er ein Bett darin. Als er den ruhigen Athem des Schlafenden vernahm, ſchlich er näher; ein beiläufig achtjähriger Knabe ſchlief dort. Er theilte dies den Gefährten mit, und that den Vorſchlag, ihn zu erſtechen, um ungehindert das Unternehmen auszuführen. Georg widerſezte ſich dieſem Rathe.

— So sollen wir mit den paar elenden Lumpen abziehen, und verhungern, oder wo anders unseren Balg von Neuem daran sezen, und da d'rin steht der prächtigste Schrank vollgepropft, und die Kinder kommen ja, wenn sie sterben, alle in den Himmel.

— Daß du immer Blut sehen mußt, wenn es dir leicht sein soll; Kinder haben einen festen Schlaf; treibt euer Handwerk einmal leis und vorsichtig, wie die Beutelschneider; der erwacht nicht.

Sie waren unterdessen in die Kammer getreten.

— Nun wol, obgleich es nicht nach meinem Herzen geht; wenn sich die Puppe aber rührt, will ich ihr mein Messer in die Kehle steken.

Mathes machte sich über den Kasten, Langbein packte, was jener herauslangte, in ein weites Leintuch, und war voll Freude über die schönen Sachen. Da machte der Knabe einen tiefen Athemzug, wie solcher gewöhnlich dem Erwachen voraus zu gehen pflegt; Langbein sprang herbei, und langte mit dem Messer aus, Georg wehrte ab.

— Willst du uns verderben, Thor? raunte ihm jener in das Ohr; ein Laut aus seinem Munde, und sechs tüchtige Kerle springen von drüben her, und in dem Viehhofe neben an schnarchen noch ein paar Leute.

Georg hatte ihm noch nicht geantwortet, als der Knabe völlig erwacht war. Im schwachen Mondlichte sah er schwarze Gestalten sich neben dem Bette bewegen, er machte einen gellenden Schrei, ohne völlig zu wissen, ob er träume oder wache.

Nun schwang Langbein abermals das Messer; Georg aber stieß ihn zurük, und lehnte sich zum Schuze über den Knaben.

— Elender Thor, der du bist! so ist die Beute dahin, und wenn wir nicht schnelle Füße haben, auch das Leben verloren.

Eine Jungfrau, die sich noch nicht zu Bett gelegt haben mochte, lief über den Gang, und stieß die Thüre auf. Räuber! schrie sie, riß aber in schneller Besinnung das Gewehr, das auf dem Vorsale neben der Thüre hing, herunter. Mathes und Langbein ließen die schönen Sachen liegen, und suchten ihr Heil in schleuniger Flucht, Georg legte vorerst den Knaben in das Bett zurük.

Der Schuß fiel, er traf ihn von rükwärts tödtlich in den Leib.

Von drüben her stürzte der Hausvater und seine Knechte mit eilig zusammengerafften Waffen bewehrt; zwei helle Kienfakeln erschienen, Georg hilt sich am

Bette, und drehte ſich taumelnd um, er ſchaute mit gebrochenen Augen empor: Ave Maria! ſtammelte er und ſank in die Kniee.

Bleich wie ein Geiſt ſtand Marie an der Schwelle; das Gewehr war ihr aus der Hand gefallen, ihr weißes Gewand war mit ſeinem Blute beſprizt.

Der sechste Akt.

Der sechste Akt.

Erstes Kapitel.

Summarischer Inhalt der fünf vorhergehenden Akte. Der sechste ist ein Regal des Mefistofeles. Amor und Kaffeemaschinen. Rokoko's mit fünften Rädern und Zöpfen. Nach einem déjeuné dinatoire wird die gute alte Zeit gelobt.

Der Vorhang sank. Arkadius und Laura stürzten sich in die Arme. Der fünfte Akt eines Luft- oder Rührspiels war geende. Der Inhalt des ganzen Stükes war beiläufig folgender:

Erster Akt: Arkadius und Laura sind zwei so vollkommene Menschen, wie sie selbst die jüngste Zeit nicht häufig auftreibt. Die Handlung geht im Blumenthale der Jugend vor, und besteht darin, daß Arkadius Verse macht und Laura Kränze windet. Sie lernen sich kennen, — ach!

Zweiter Akt: Diese Kenntniß, die sie wie billig allen anderen vorziehen, erschließt ihnen erst die Bedeutung des Lebens: sie heißt ohne Zweifel Liebe,

— ach, ach! Sie jauchzen himmelhoch. Die Erdenschuppen fallen ihnen von den Augen; ein Ich bespiegelt sich im andern; jedes erkennt im zweiten die getrennte Hälfte seines Urdaseins; ihnen gelingt die seit Jahrtausenden in Sehnsucht vorempfundene Wiedervereinigung: sie stürzen ineinander. Dieser Akt spielt im Himmel.

Dritter Akt: Der trübe Geist der Erde verfolgt sie bis dahin. Väter und Mütter, Onkel und Tanten wollen die Unionakte nicht unterzeichnen. Hindernisse thürmen sich, sei's, weil die Braut blutarm ist, oder der Bräutigam schon versprochen, — sei's, weil sich ihre Familien hassen, oder Rang und Geburt scheidend dazwischen treten, — sei's, weil Alter, Karakter und tausend andere Verhältnisse Einspruch thun; Laura seufzt immer mehr, Arkadius' Verse zerfließen in Thränenwasser; Beide sind zu Tode betrübt.

Vierter Akt: Die Hindernisse werden unübersteiglich. Die Szene stellt eine Heide, ein Zipressenwäldchen oder gar einen Freithof vor, an blassem Mondschein ist kein Mangel, Dolch und Gift sind angezeigt, — Laura, was säumst du?!

Fünfter Akt: Ein deus ex machina fällt vom Himmel; er kann ein großer, harter Sak Geld oder

ein kleiner, reicher Onkel sein, jedenfalls gleicht er alle Umstände und Bedenken aus. Die Eltern sehen ihren Irrthum ein, das Paar wird vereinigt. Der Vorhang sank. Arkadius und Laura stürzen sich in die Arme.

Hier schnippt der kluge Komödienschreiber seine Feder aus, das Publikum zollt stürmischen Beifall und geht zufrieden nach Hause; hundert lange, blasse und blonde Jünglinge aber, und nicht weniger schmachtende, thränenfeuchte Mädchen träumen die ganze Nacht von des glüklichen Paares unvergänglichem Liebesglüke und verwünschen das Geschik, das eben nur gegen sie selbst so hart sei. An den sechsten Akt, der nun hinter den Kulissen gespielt wird, denkt Niemand. Shakespeare war einer der ersten, der sechs Akte schrieb, er schob sie jedoch vor dem fünften ein und wendete so den Namen, aber nicht die Sache an. Der sechste Akt ist meistens interessanter als die fünf früheren, er ist das Konfekt, das Mefisto nach dem Freudenmale servirt.

Arkadius und Laura stürzen sich in die Arme; endlich war das Publikum vergnügt und trunken von der Hochzeittafel gegangen. Die kurze Serenade von Flöten und Waldhörnern tönte immer ferner und die blaue Alabasterlampe goß einen geheimnißvollen, stillen Schimmer durch die Brautkammer.

Laura war schön wie Anadiomene, als sie über der jungen Meerfluth schwebte; neugierig lauschte der Mond hinter den seid'nen Gardinen, vernahm aber nur den süßesten, seligen Schwur ewiger Liebe.

Der Frühlingsmorgen, der dieser Nacht folgte, war schön; Himmelblau und Sonnengold lächelte dem Brautpaare entgegen. Laura bereitete das erste Mal für ihren Arkadius den Kaffee in der neuen, silbernen Maschine. Er saß am damastenen Divane und lächelte glüklich zu ihr hinauf, sie hatte die Augen, mehr als es nöthig schien, auf ihr Geschäft gesenkt, eine zarte, scheue Röthe war auf ihrem Gesichte aufgeblüht. Sie sprach wenig und lächelte kaum merklich, doch hatte Arkadius ihre stille, innere Seeligkeit längst errathen. Die Weingeistflamme spielte zart und fast unsichtbar um den silbernen Zilinder; Arkadius faßte Laura am Arme, der aus der dunklen Morgenmantille herauslangte. Leis erbebte die Braut ohne aufzusehen, und hielt in ihrer Verrichtung an. Arkadius küßte diesen Arm, der aus antikem, parischen Marmor geformt schien und doch so lieblich warm seinen Lippen wich, d'rauf schlang er den seinen um das unsäglich holde Wesen, das nun für immer sein war. Jezt erst fiel an diesem Morgen ihr erster Blik voll in den seinen,

sie lächelte unter den feuchten Wimpern, breitete die Arme aus und drükte den Geliebten an die wallende Brust. Er zog sie zu sich auf den Divan, küßte wie närrisch ihre Fingerspizen, den Saum ihres Kleides, ihre sammtnen Pantoffel und wühlte in den reichen, schweren Loken, die über die blendenden Schultern hernieder hingen.

Schon früher war Amor mit ihnen aus dem Schlafzimmer herübergeschlichen, sie hatten seinen leichten Gang auf den weichen, türkischen Teppichen nicht gemerkt. Erst hatte er sich den eleganten Frühstüksalon angesehen, die Blumentapeten, die feinen Mahagonitische im Fluge betrachtet, die englischen Federn der Divane geprüft, und sein eigenes Bild in den vielen Spiegeln belächelt; dann schien ihm die Kaffeeszene langweilig zu werden, er flatterte ungeduldig umher, hokte sich schmollend in ein Winkelchen und warf auf das blöde Paar verdrießliche Blike. Zum Zeitvertreibe schärfte er sich am Gesimse des Marmorkamins seinen Pfeil und prüfte dann die Sehne des Bogens. Jezt lief er vergnügter zu den Neuvermählten, hüpfte und flatterte um sie und sprang auf Divan und Tische, zog sie an den Gewändern, kizelte sie unter der Nase und geberdete sich ganz wie ein muthwilliges Kind.

Nun tanzte er unter dem Porzellanservice herum, und halb aus Ungeschik, halb aus Tollheit warf er die Kaffeemaschine um. Die Spiritusflamme hatte sich bereits über die Tasse und den Tisch ergossen, als es die Neuvermählten erst bemerkten. Scherzend und lachend sprangen sie auf und löschten die kleine Feuerbrunst. Eine Brandblase an Arkadius' Finger brachte ihn endlich zu Verstande, er schnitt ein herbes Gesicht, Amor hielt sich den Wanst vor Lachen, Laura küßte den wunden Finger, und der Schmerz war vorüber. Aber auch der Kaffee blieb verschüttet. Arkadius läutete und befahl einem Bedienten, das Frühstük zu besorgen. Bis es kam, fütterte Amor das Paar mit Bonbon.

Die Sonne stand im Zenith, als sie das Frühstük kaum beendet hatten. Ein Wagen hielt vor dem Hause, der Bediente sprang herein. Es war kein Anderer, als Doktor Rokoko angekommen, der Onkel, der als Maschinengott bereits im fünften Akte aus fernen, goldnen Wolken mitgespielt hatte. Die junge Frau erröthete, als sie sich noch im Morgenkleide und dieses verschoben sah; der eintägige Ehemann schnitt nicht das erfreulichste Gesicht. Da man aber die Heirath eben dem ankommenden Onkel zu verdanken hatte, eilte

Laura an die Toilette und Arkadius mit ſüßem Geſichte zu dem Wagen hinunter. Einen Augenblik hatte er gezweifelt, ob ſich das für den reichen, jungen Herrn auch ſchike, die verwandtliche Liebe zu dem ſteinreichen Onkel und der Umſtand, daß das Hôtel, das ſie bewohnten, in einer Vorſtadt der Reſidenz lag, zerſtreuten jedoch ſchnell dieſe Anſtände.

Arkadius traute ſeinen Augen kaum, als ein altes, gelblakirtes Fuhrwerk vor dem Hauſe und davor ein einziger, alter Gaul ſtand, dem man die Bewältigung des Rumpelkaſtens kaum zutrauen mochte. Er ſprang an den Wagen und wollte den Schlag deſſelben aufreißen, aber ein langer, alter Bauernknecht zog ihn zurük und verwies ihm ſeinen unvorſichtigen Eifer. Er band einen kurzen Strik los, ließ den Tritt herunter und öffnete dann vorſichtig die Wagenthüre. Arkadius wollte nun eilig den Onkel umarmen, ſtatt deſſen gerieth ihm aber ein alter Mops unter die Hände. Der Doktor lag hinter Polſtern. Sein treuer Samuel zog ſie heraus, zulezt folgte der Onkel, er trug einen Wolfmantel und Pelzſtiefel.

— Grüß' dich Gott, mein Junge! iſt das Bürſchlein groß geworden, — o Jugend, Jugend, daß dich! vor ein paar Jahren kroch er noch kaum über meine Kniee.

herauf. Grüß' dich — aber halt, zuerſt das Nothwendige, die Geſchäfte, dann die Allotria. Samuel, nimm die Koffer vorſichtig ab und trag' ſie hinauf, den Wagen reinige und ſäub're, doch reib' mir den Lak nicht weg, — vergiß den Regenſchirm nicht, in der Strohflaſche muß noch etwas Ziperwein ſein, trag' ſie behutſam, — vor Allem pflege den Schimmel gut, waſch' ihm die Naſe, dann führ' ihn ein Viertelſtündchen, dann erſt fütt're ihn. Iſt das ein Vieh, mein Junge! fünfundzwanzig Meilen in acht und einem halben Tage. Kaduschen, was ſagſt du dazu? und da preiſen die Schwindelköpfe Dampfwagen und Eiſenbahnen, ſollen's einmal mit meinem Schimmelchen verſuchen. Schnapp's, Grauer! ſiehſt du, Herzensjunge, wie das kluge Thier die Ohren ſpizt, ſchnapp's! Samuel, den Mops trag' über die Treppe, das Steigen macht ihm Aſthma. Ja, noch eins, vergiß nicht das fünfte Rad vom Wagen abzubinden —

— Wie, Onkel, ſie fahren doch nicht mit fünf Rädern.

— O Jugend, Jugend, daß dich — willſt du etwa gar nur mit vier Rädern reiſen? und wenn eines bricht, was dann? Schmied und Wagner ſind auf der Landſtraße nicht zu haben, wie dann?

— Sie haben recht, lieber Onkel.

— Du wirst's erst erfahren. Und nun — wann halten wir Hochzeit?

— Ist gehalten, gestern —

— Wie, was? und auf den Onkel wartet Niemand, auf den Onkel, der die Hochzeit gestiftet, der sich vor Eile auf der Fahrt fast den Hals gebrochen hat?

— Verzeihen sie, bester Onkel, aber die Sehnsucht, die Liebe — und dann schrieben sie ja, vor ein paar Wochen schon abreisen zu wollen, und doch kamen sie bis gestern nicht, so —

— Kann ich fliegen? fünfundzwanzig Meilen in acht und einem halben Tage! wenn ich's daheim im Schwabenland erzähle, glaubt's doch Niemand. O Jugend, Jugend, daß dich —

Sie waren unterdessen über die Treppe gekommen, und in den Salon getreten. Laura hatte, so gut es ging, ihre Toilette zu Stande gebracht, und kam dem Onkel schon wie eine Freudenhore entgegen. Er mochte nicht mehr schmälen und drükte sie und Arkadius, der den Mops trug, in die Arme.

— Willkommen, meine guten Kinder, willkommen! Bursche, du hast einen allerliebsten Geschmak gehabt; die Frau Braut sieht gerade der Großmutter seligen,

deiner Urmama gleich. Nun, Leutchen, wart ihr heute aber auch schon, wie sich's gebührt, in der Kirche und habt dem Herrn-Herrn kristlich für das Glük gedankt, das er euch angedeihen ließ, und um seinen Beistand gebeten, wie er ihn Sara schenkte und der schönen Rahel?

— Nein, Onkelchen.

— Nicht! o Jugend, Jugend, daß dich — So wart ihr aber doch bei den Herren Eltern der Braut und habt ihnen eure höfliche Aufwartung gemacht?

— Auch das nicht, lieber Onkel!

— Wie, was? o Jugend, Jugend, daß dich! aber euer Gesinde habt ihr doch zusammen gerufen und ihm hausväterlich Brauch und Weise erklärt, und die Glükwünsche empfangen?

— Liebster, bester Onkel, wir haben gar nicht daran gedacht.

— Wieder nicht! Ja, aber sagt mir nur, Kinder, was habt ihr denn eigentlich heute schon Alles gethan?

Das junge Ehepaar sah sich kleinmüthig an, und bekannte dann einstimmig:

— Gefrühstükt.

— Nichts als gefrühstükt, das nenn' ich einen Appetit am Brautmorgen.

Der jungen Frau fiel das beſte Mittel ein, dem ferneren Examen auszuweichen, ſie ließ dem alten Herrn Schokolade und Kaffee, Butter, Schinken und Rheinwein bringen. Er brummte zuerſt über den Überfluß und fraß dann faſt Alles auf. Der Anblik der ſchönen, jungen Frau ſchärfte ſeinen Appetit, er ſchlang fürchterlich und warf dabei zufriedene Blike auf ſie. Als nun auch Auſtern und Käſe kamen, ſchien in des Onkels Gemüth ein Zweifel aufzuſteigen, er aß in aller Eile davon und fragte dann erſt, ob es denn in der That auf ein Mittagmal abgeſehen ſei. Als dieſes verneint wurde, ward er ärgerlich und betheuerte, keinen Biſſen mehr zu nehmen. Das Verſprechen war leicht zu halten, denn außer Kaffeeſaz und Auſternſchalen war wenig erübrigt worden.

Noch immer ſchüttelte Rokoko mit dem Kopfe; ſo oft er es that, kam abwechſelnd an einer oder der andern Seite ein kleines Zöpfchen zum Vorſcheine. Laura lächelte zuerſt abgewendet, dann brach ſie in lautes Kichern aus; der Doktor errieth den Grund.

— Liebe Tochter, belache ſie mir die Zöpfe nicht. Der Zopf iſt das Zepter der guten, alten Zeit, Perüke und Puder die Reichsinſignien der geſezten Verſtändigkeit. Aufgeblaſen und toll laufen heute zu Tage

die jungen Leute mit vollen, blonden und schwarzen Loken umher, lachen den weisen Alten unter die grauen Hare und achten die kahlen Schädel ihrer Väter nicht mehr. Einst war es nicht so: die klugen Eltern nahmen hinlänglich Puder und bestäubten damit auch das wilde, bunte Har ihrer Kinder; die Farbe der Verständigkeit war die herrschende, man sah nur graue und weiße Toupets. Strengere Väter schoren wol auch die Köpfe der Söhne glatt und sezten ihnen die Perüke auf, die sie selbst erst abgetragen hatten. Kluge Mädchen zogen den Vater dem Sohne vor; das prächtige, atlasne Gewand stand besser zu jenes gewogener Beleibtheit, als zum schwindsüchtigen Wuchse dieses. Der Zopf vollendete die Gleichheit. Damals war noch Furcht des Herrn, Treue gegen Menschen auf Erden, das vierte Gebot stand in Ansehen, und der graue Vater war das Vorbild des grauen Sohnes. Verständige Poeten und fromme Skribenten bestärkten das Volk in seiner Einfalt. Gelert schrieb lehrreiche Fabeln, Haller und Uz feierten die Unsterblichkeit, und Gleim und Hagedorn besangen sittsam die Liebe. Aber auch diese frommen Liebeslieder bekam kein Weib unter vierzig Jahren in die Hände. Bis zwanzig war es ein Kind, das die Männer noch gar nicht kannte, bis

dreißig eine Jungfrau, die kaum einen Mann ansah und stets dabei erröthete; dann heirathete sie, zeugte und erzog in stiller Beschränktheit ihre Kinder, und ging kaum mit vierzig Jahren als junge Frau in die Welt.

Zweites Kapitel.

Des Onkels Morgenstube. Rokoko detet. Das Kapitel von der sentimentalen Zärtlichkeit. Dampfmaschinen und Eisenbahnen auf Hidraulik abgezogen. Naturgenuß eines liebenden Paares schließt das Kapitel.

Unter den eleganten Gemächern des Hôtels hatte der Onkel sich eine vernachläßigte Stube ausgewählt. Arkadius und Laura mochten dagegen einwenden was sie wollten, gerade diese Stube entsprach dem Geschmake des Onkels. Sie hatte die Aussicht über ein kleines Bosket des Glacis', das seine zarten Blätteraugen vom Winterschlafe aufgeschlagen hatte, daran schlossen sich grüne, junge Saatfelder, dahinter stand ein schönes Waldgebirge. Der Berg war es eben, der den Onkel so sehr anzog; über ihm stieg alle Morgen die junge Frühlingsonne herauf. Die Wände seines Zimmers waren weiß und einfach, alte Familienbilder, die sich zu den Tapeten der übrigen Gemächer nicht recht schiken

wollten, hingen daran. Rokoko erkannte den Burgemeiſter Uronkel in der Alongeperüke, die Großmutter im granatfarbnen Reifroke mit der braunen Nelke zwiſchen den zwei geſpitzten Fingern. Das Zimmer ſchien für Rokoko geſchaffen; ſein erſter Schlaf im Hauſe war ſüß und geſegnet.

Die Sonne ſtieg auf, violetner Nebel rollte über den Berg, lange, goldne Strahlen durchzukten ihn. Durchſichtiger Frühlingrauch zitterte von den umgepflügten Äkern empor, und die ſingenden Lerchen ſtiegen und ſanken.

Rokoko ſprang aus dem Bette, er rieß die Fenſter auf, und in Schlafrok und Nachtmüze begrüßte er den Morgen. Im Seitengäßchen vor dem Hauſe war's noch ſtill, alle Laden geſchloſſen. Aber der volle Schein der Sonne fiel über die grünen Baumwipfel in das Zimmer. Der Onkel war ſo freudig, er zog die weißbaumwollene Schlafmüze und faltete die Hände. Die Welt war ſchön, wie vor tauſend und tauſend Jahren, und Gott im Himmel bezeigte ſich mild wie zu allen Zeiten. In Üppigkeit und Selbſtſucht wendet ſich die Menſchheit oft von ihm, aber ſtatt Sündfluth und Feuergarben ſendet er Sonnenſtrahlen und Frühlingregen. Die bunten Bogen in den Gewittern verkünden ſeine Verſöhn-

lichkeit. O, und sollte sich da nicht jedes Menschenherz in stillen Augenbliken erkennend zu ihm wenden, — sollte nicht Jeder, den diese Feierstunde einmal überkommen, die volle Richtigkeit der falschen Erdenrichtung anerkennen, und nie mehr zu ihr zurükkehren?

Der Onkel betete lange; als er schloß, war er noch freudiger als vorher. Daniel kam, des Onkels Toilette war bald beendet. Er verließ das Zimmer und wollte seinen Neffen und dessen Gattin zu einem Morgengange abholen. Er ging durch leere Zimmer und öffnete endlich ihr Schlafgemach. Die Thüre knarrte, Arkadius fuhr in die Höhe.

— Wer kommt, was gibt's?

— Wie, — ihr schlaft?

— Ist ein Unglük los? fuhr der Neffe fort und rieb sich schlaftrunken und erschrekt die Augen, wach' auf, Laura! bei Gott, es brennt!

Durch die rothseidnen Gardinen flammte der Morgenschein.

— Die Sonne ist's, junger Thor! o Jugend, Jugend, daß dich —

— Und was soll's also, Onkel? sprechen sie.

— Was gibt's, was gibt's? rief Laura halb in Träumen und hob das schwere Köpfchen in die Höhe;

die Spizenhaube vermochte die reichen Flechten nicht zu faſſen.

— Was es gibt?! einen herrlichen Morgen, wollt ihr mit mir ſpazieren gehen?

— Wir — um dieſe Stunde!

— Der Onkel treibt Schnak.

Sie ſanken in die Polſter zurück, Lauras blaues Auge ſah wie ein unaufgeblühtes Märzveilchen aus den halb geſchloſſenen Wimpern.

— O Jugend, Jugend, daß dich!

Der Onkel ſchlug die Thüre etwas unſanft zu, Laura ſchmollte noch einſchlafend wie ein Kind, und der Neffe wünſchte die Fledermäuſe des Morgens in des Onkels Perüke.

Rokoko war bald aus den Vorſtadtgaſſen herausgekommen, und ſtrich nun durch Felder und Wieſe. Er prüfte die Fülle und Höhe der erſtandnen Winterſaat, ſchaute vergnügt in die weißen Kirſchbäume und ſprach mit einigen Landleuten. Er fragte ſie über das Gedeihen des Klees, über den Bau der Äker und den Schlag des Viehes. Er ſtrich weit bis an den Fuß des Berges hinaus, und war dabei herzlich vergnügt.

Nach ein paar Stunden kam er in die Stadt zurük; in den Gaſſen war es nun erſt lebhaft geworden; auf

der Treppe kam ihm ein Bedienter, der nur halb ausgeschlafen schien, entgegen und verwunderte sich, den alten Herrn jezt nach Hause kommen zu sehen. Dieser fragte um die Herrschaft; sie schlief. Der Doktor ging in sein Zimmer und dort eine Stunde auf und ab, fühlte sich endlich selbst den Puls, er schlug ungeduldig.

Nun kam Arkadius und Laura zu ihm herüber; Beide begrüßten den Onkel spaßhaft und lachend und meinten, er habe sie mit dem Spaziergange im Morgengrauen wol nur zum Besten haben wollen.

Sein Verneinen half wenig; er wollte sich ärgern und greinen, allein das schöne, fröhliche Antliz der Nichte ließ die üble Laune nicht aufkommen. Ihre Loken waren noch aufgedreht und ließen den Anblik der feinen zarten Wangen, der schönen Stirne freier; vor der hoch athmenden Brust schwankte eine Rose.

Tage vergingen, Rokoko gewöhnte sich nach und nach mehr an die moderne Lebensweise des jungen Paars. Lauras schöne, erfrischende Nähe blieb auch auf den alten Doktor nicht ganz ohne Wirkung; schmollte er über die Verkehrtheit des Hauswesens, so traf er stets mehr den Neffen: vom Manne müsse die Richtung und Leitung ausgehen. An Arkadius aber gingen des Onkels Ermahnungen eindruklos vorüber, Laura lächelte auf-

merkſam und lieblich dabei, und Rokoko ſah Alles beim Alten bleiben.

— Was wirſt du denn eigentlich dein ganzes Leben hindurch treiben, mein liebes Arkadchen? begann der Onkel einmal in guter Laune nach der Mittagtafel.

— Sehr Vieles, lieber Onkel.

— Da wäre ich denn doch begierig. Wirſt du Staatsdienſte ſuchen?

— Gott behüte mich.

— Arzt oder Soldat werden?

— Meine Zeit iſt zu koſtbar.

— Den Gelehrten oder Schriftſteller machen?

— Die Wiſſenſchaften ſind zu troken, die Autorſchaft zu wäſſerig.

— Willſt du Manufakturen gründen, Handel führen, Landwirthſchaft treiben?

— Was fällt ihnen ein, Onkel! wo nähme ich Zeit dazu her?

— Nun, Kadi! ſage mir einmal, was willſt du denn anfangen?

— Was ſoll ich noch anfangen? ſehen ſie mich je müßig? Hab' ich nicht die große Bedeutung des Lebens erfaßt, und liebe Laura jeden Augenblik meines Daſeins. Erfüllt dieſe hohe Liebe nicht jeden Winkel meines

Lebens, nicht jeden Theil meiner Zeit? Sie läutert fortwährend mein Weſen und wird mich der erhabnen Ewigkeit würdig machen.

— Was ſprichſt du für Unſinn, Junge! rief der Onkel. Arkadius und Laura, die ſich am Ende der Rede des erſtern in die Arme gefallen waren, ſchauerten entrüſtet zurück.

— Wie, Onkel Rokoko! ſollte mich der Geliebte meiner Seele etwa nicht wieder lieben mit all der Unendlichkeit, mit der ich ihn liebe?

— Um Gotteswillen! ja, Lorchen! ihr ſollt euch lieb haben, ihr ſollt auch Kinder erzeugen mit einander; aber dies Alles ſoll mit Maß und nur ſo nebenbei geſchehen, gleichſam nach gethaner Arbeit, in den Erholungſtunden.

— O freveln ſie nicht, Onkel! Genügt ein Leben, die Unendlichkeit der Liebe zu erlernen, ihren hohen Sinn ganz zu begreifen? Nach einem Jahrhundert der Liebe liegen noch vor und hinter uns purpurne, unerforſchte Abgründe, ungemeßene Seeligkeiten.

— Kind, du biſt ein Stegreifdichter, ſchade, daß deine Reden ungereimt ſind.

— Liebe iſt unſere Beſtimmung; wol uns, daß wir ſie erfaßt haben — und nun keinen Augenblik von

ihr gelaſſen! Gelten etwa die nürnberger Schnizwerke und die engliſchen Fabrikarbeiten und die indiſchen Gewebe vor dem Auge der Ewigkeit? o nein, Onkel. Dieſer Tand wird vor der hohen Richterin ſchamroth werden und verſchwinden. Aber ein Herz, das in den edlen Gefühlen der Liebe geläutert wurde, ein Daſein, das ſeine ſchönere Hälfte ſchon hienieden gefunden und erkannt hat, das wird gereinigt und morgenroth in's heilige Reich der Geiſter treten und ätherblaue, kräftige Flügel ſchwingen. Laura's feuchtes Auge hing an des Gatten korallenrothen Lippen; ſeine Worte waren für ſie Thau vom Himetus, Balſam aus Morgenland.

— Rezipe Rieſewurz! du wirſt tranſzendental, Junge! ich verſtehe dich nicht, wol aber Eines, daß man dich noch ſo ein paar Monate in den Tag hinein leben und lieben laſſen muß, bis die verlor'ne Beſinnung zurükkehrt und du aus den ſieben Himmeln dich wieder zur Erde bemühſt. Ich verlange auch nicht mehr, daß du bis dahin etwas Tüchtiges und Rechtes beginnſt, aber gewiſſe Zeitvertreibe und Scherzarbeiten ſah ich ſonſt wol auch Verliebte modernſter Zeit betreiben. Du zeichneteſt einſt; treib' es jemanchmal, Laura wird daran Freude haben, male in Gottes Namen ihr Portrait.

— Können irdische Farben Laura's ewige Schönheit erreichen? Ich sauge ihre Strahlen ein, ich male sie, ja! aber mit dem Morgenrothe meiner Sehnsucht, mit dem Lichtglanze meiner Begeisterung.

— Seltsame Pigmente! So laß' denn das Zeichnen und Malen: treibt Musik. Du bliesest sonst recht leidlich die Flöte, schlugst Klavier; Laura hat gewiß eine gute Stimme.

— Musik? o ja! schwelgt uns're Seele nicht in hohen, ewigen Melodieen, sind uns're Herzen nicht ein heiliger Akord? Jedes Wort Laura's ist Gesang, jeder Gedanke an sie Sfärenjubel; — aber mit dem elenden Rohre aus Buchsbaum, voll abgeschmakter Metallklappen und Stimmlöcher, mit dem gemeinen Notenzwange irdischer Kompositzion lassen sie uns verschont.

Laura's Blike sangen dem Geliebten ein Loblied, ihr Seufzer stieg ihm tönender aus der holden Brust, als der Engel des Wollauts selbst.

— O Jugend, Jugend, daß dich — so freut euch der schönen Natur, schlendert zwischen den Blumen des Frühlings umher, — oder geht doch unter Leute. Ich bin Arzt, ich verbiet' euch die Einsamkeit, sie steigert den Paroxismus.

— Wie, unter die unerträglichen Gesichter der Sozietät sollen wir uns mischen, zu den tausend Gestalten, die irdische Gemeinheit befängt, die die hohe Sendung der Liebe nie erkannt oder nie verstanden haben? Lassen sie uns die reine Quelle unsrer Gefühle in heiliger Einsamkeit pflegen. Nur ein Wesen taugt noch in unsern Bund: es ist Valerio. Wer wie er in ewiger Liebe erstarkt ist, wer wie er nach der gebroch'nen ersten, gleich der süß klagenden Nachtigall, nur von der schönen Vergangenheit, von der schönern Zukunft singt, — nur der paßt zu uns. Er hat die seelige Qual der Liebe durchempfunden und reift nun zu ihrer ewigen Freude. Liebe und Freundschaft! hier schließt sich der heilige Dreiklang. Er wird kommen, Onkel, sie werden ihn kennen lernen.

— Ich schwimme im voraus in Wonnentzüken. — Der Junge ist toll, Laura, laß mich mit dir reden. Sieh, Lorchen, du bist ein gutes, liebes Kind, würde es dir nicht einen ergözlichen Zeitvertreib machen, so du dich zuweilen um die Wirthschaft ein wenig bekümmern wolltest?

— Nein, Rokokochen!

— Nein, also nein! Verstehe mich aber vorerst recht: Eine brave Hausfrau sieht in Küche und Speisekammer

nach, sie gibt den Mägden vor, weiß alle Tage, was auf den Tisch kommen wird, und bereitet jemanchmal auch selbst so ein Gerichtchen für Gatten oder gefeierte Gäste.

— Soll Laura Gänse braten und Würste füllen? Ehe eß' ich trok'nes Brod, als daß sich diese zarte Hand mit der Gemeinheit der Erde besudeln soll.

— Schweig', junger Narr! Lorchen ist klüger, mit ihr will ich reden. Der Schlüsselbund würde dir allerliebst stehen, jeder Bissen mundete mir besser, wüßt' ich, daß er durch deine Hand gegangen ist.

— Aber, Onkel, der Rauch verdirbt die Augen, — ich könnte kein Huhn tödten sehen, — die Speise, die man neben mir kocht, schmekt mir nicht mehr.

— Kommt nur auf die Gewohnheit an, mein Engel. Es steht einer jungen Frau so wol, wenn sie in der Wirthschaft selbst zugreift, die Kunkel ist das Schwert der Frauen, die Schürze ihr Gürtel der Venus, auch des Vorstwisches soll sie sich nicht schämen.

— Dazu bin ich nicht erzogen.

— Nicht erzogen, nicht erzogen! polterte der Onkel, ein braves Mädchen soll dazu erzogen sein, wie es unsere Mütter und Großmütter waren. Dazu nimmt der Mann eine Hausfrau, daß sie dem Gesinde vor-

ſtehe, in Fleiß, Reinlichkeit und Geſchik den Mägden zum Beiſpiele diene, die erſte aus dem Bette, die lezte darinnen ſei. Ein anderes Weib taugt nicht.

— Das iſt zu viel, hab' ich das verdient! jammerte Laura, und flüchtete in des Gatten Arme.

— Halten ſie ein, grauſamer Onkel! ſchrie Arkadius und küßte ſie, — ſehen ſie nicht, ſie wird blaß, bedenken ſie ihre Nerven. Der Onkel erſchrak ſelbſt, er rannte in ſein Zimmer, ſuchte ängſtlich herum und trug ein Riechfläſchchen und einen Schmuk herüber, den er für Laura als Hochzeitgeſchenk gebracht, ihr aber noch nicht gegeben hatte. Nun bot er ihr Tropfen und Edelſteine, die Nervenzu[illegible]gen ließen nach; noch waren ihre Augen feucht, aber ſchon lächelte ſie. Arkadius war verſöhnt und lobte die ärztliche Geſchiklichkeit des Onkels; der ſah verblüfft darein.

Der Onkel hatte vor ein paar Tagen eine kleine Landpartie gewünſcht; die dankbare Laura ſchlug ſie heute vor. Arkadius meinte: ſie ſollten zur Eiſenbahn hinausfahren.

— Damit verſchont mich, fiel der Onkel ein, Eiſenbahnen und Dampfwagen ſind ein thörichter Schnak, das muß ich wiſſen. Als ich jung war, ging's gerade wie heute zu Tage. Damals war die Hidraulik in

der Mode; sie ward zu Wasser; eure Erfindungen werden in Rauch und Dampf aufgehen.

— Aber sehen wir nicht überall die schönsten Erfolge, weist sie uns nicht insbesonders England und Amerika?

— D'rum ist es auch England und Amerika, aber nicht unser altes, treues Deutschland. Wo ein Schmied die Brautleute zusammengibt, da mag ein Kessel mit Herendampf auch Wagen treiben. Und mit der fabelhaften Atlantika laßt mich nur gar in Ruhe; hast du vielleicht gesehen, ob Land und Leute dort so sind, wie bei uns in Europa?

— Diese Erfindungen sind doch so schön und groß; durch sie wird der Mensch endlich vom Joche gemeiner Arbeit entledigt werden, diese Emanzipazion wird ihn seinem hohen Berufe, der Geisterwelt vindiziren.

— Laß die gottlosen Reden! haben wir unsere schönen, tüchtigen Füße mit Kniee und Waden, um auf solchen heillosen Rollstugmaschinen den edlen, aufrechten Gang zu verlernen?! ersezen diese abgeschmakten Eisenbahnen die alten, freien Feldwege an Blumenrainen und in Waldgebüschen, wo dem Wanderer bei jedem Schritte das Herz weiter und kräftiger aufgeht. Wollen wir aber heute einen Ausflug machen, so laßt uns

dort auf den herrlichen Berg hinauf steigen und in Gottes schöne Welt schauen und in den stillen Sonnenuntergang.

Etwas erschrekt sah Arkadius durch's Fenster auf den hohen Berg hinaus; Laura hatte noch den Schmuk in den Händen und den bittern Geschmak der Tropfen auf der Zunge; sie winkte ihrem Gatten, und Beide sagten zu.

Man aß heute früher als gewöhnlich, und fuhr dann bis zum Fuße des Berges. Lange hatte der Onkel darauf bestanden, sein Wägelchen zu nehmen, Arkadius entgegnete jedoch, der Schimmel dürfte zu angestrengt werden. Das leuchtete dem Doktor ein, seelenvergnügt lehnte er nun neben Laura im schnellrollenden Landauer, der ihn sanft schwang wie ein Lerchenfittig. Er dankte freundlich den grüßenden Bauerleuten, wollte den Namen jedes Hofes und seines Besizers wissen und ließ an einem Flurhäuschen halten, um die Baumschule zu besehen. Arkadius fand sein Treiben höchst abgeschmakt, wußte auch wenig Bescheid auf seine Fragen und versank in Laura's Anblike. Eben so ging es dieser, sie hilt des Gatten Hand zärtlich in den ihren, und als der Onkel bei den jungen Bäumen stand, küßten sie sich, was der Bediente, der hinter ihnen saß, an einem jungen Ehepaare ganz in der Ordnung fand.

Endlich waren sie am Berge angekommen, und stiegen nun hinauf. Der Weg war nicht ohne Beschwerde und Beide fanden die zwekloſe Mühe höchſt thöricht. Vergnügt ſprang der Onkel voraus, und predigte tauben Ohren von den Schönheiten der Natur. Das junge Paar ſezte ſich alle Augenblike nieder und tändelte und koſete mit einander; der Onkel verlor es aus dem Geſichte.

Nun war er auf der Bergkuppe angekommen, eben zur rechten Zeit, um den Untergang der Sonne mit zu feiern. Sie ſank gegen die Abendberge. Rokoko blikte in die reizende Ebene hinab, die in ſchöner Abwechſelung, vom blauen Fluſſe durchzogen, vor ihm lag. Entzükt hob er von ihr das Auge zum Himmel empor. Der Feuerkreis der Sonne lag eben am fernen Gebirge auf, der Abendſtern leuchtete ſanft aus dem Spätroth. Im Oſten ſtiegen die Sterne der Nacht und der Mond unter ihnen. Die Abendſtunde war ſtill und herrlich. Tiefer und tiefer ſank die Sonne, nun war ſie verſchwunden; einzelne Reflexe zukten wie Blize auf, ein purpurner Rauch zog ſich über das Gebirg, eine einzelne Wolke glänzte wie Gold. Gloken läuteten aus dem Thale, die Dämmerung brach leiſe herein, aber der Sternenhimmel war wunderherrlich. Jezt erſt er-

innerte ſich der Dokter an ſeine jungen Begleiter; er ſchrie, er ſuchte ſie, — vergebens. Ängſtlich rannte er eine Streke Weges hinunter und rief ſie wieder. Sie antworteten. Der Onkel traf ſie auf einem eingeſchränkten Pläzchen ſizen, ſie hatten wieder ihre Hände gefaßt, am Baume vor ihnen ſtand bereits ihr verſchlungener Namenzug in die Rinde geſchnizt. Arkadius hatte ein ſichtbares Zeichen ihrer ewigen Liebe geſtiftet.

— Seid ihr gar nicht weiter hinaufgekommen?

— Nein, was ſollten wir auch!

— Wie und ihr habt die herrliche Ausſicht, den wunderbaren Sonnenuntergang nicht geſehen?

— Nein, und wozu? Laura iſt mir das ſichtbare gelungenſte Sinnbild der ewigen Schönheit, in ihrem Auge leuchtet mein Himmel. Laura war derſelben Meinung.

Drittes Kapitel.

Rokoko trägt eine kurze Familienkronik aus der guten alten Zeit vor. Die dreifache Witwe, ein Muſter für zärtlich liebende Gattinen. Das Kapitel von der Schwärmerei und den fetten Bräuten. Valerio und die Adlernaſe, auf die ſich der Leſer im lezten Kapitel noch erinnern muß. Die fünfte Fakultät.

Der Onkel unterhilt ſich oft ſtundenlang allein in ſeinem Zimmer unter den alten Familienbildern. Er

hatte Laura versprochen, ihr zu jedem derselben Namen und Jahreszahl und eine kurze Biografie zu liefern. Seufzend freute sich Arkadius darauf. Doch mußte er dem Onkel nachgeben; er zog das Paar ein Mal in sein Zimmer.

— Liebe Kinder, begann Rokoko und schaute lächelnd auf die riesigen vergelbten Konterfeie in den schweren Rahmen mit vergoldetem Schnizwerke, liebe Kinder, wird euch nicht ganz wol und heimatlich unter den ehrenfesten Männern und braven Hausfrauen hier, schaut herum, so lang' ihr mögt, und ihr werdet in keinem Gesichte ein Arg und Falsch entdeken, bedächtig und bieder sehen sie euch an und mahnen an Recht und Frömmigkeit. Nehmt nur die ehrlichen blauen Augen wahr, die treuen, blonden Hare, die selbst durch den Puder hervorschimmern; diese gutmüthigen Stumpfnasen haben sich nie boshaft gerümpft, solch weichen Mund nie Neid und Misgunst verzogen. Siehe auch uns zwei an, Laura: dieselben Züge, wie sie der Ahnherr hatte, noch die alten blauen Augen und blonden deutschen Hare. Dort ist er gleich unser braver Uhrahn, der ehrliche Stammvater einer zahlreichen Familie. Wie ihm das schlichte, braune Wamms mit den Bauschen stattlich steht und das grüne plüschene Käpplein. Er

war ein ehrlicher Mann sein Lebelang und ein tüchtiger, gelernter Bäker —

— Was fällt ihnen bei, Onkel, ein Bäker, seh'n sie nicht das adelige Wappen am Rande des Bildes mit den zwei herrlichen Löwen?

— Was nicht noch, fuhr lachend der Onkel auf, schau' es nur genauer an, Junge; 's ist ein zierliches Bräzel als ehrliches Zunftzeichen von Löwentazen emporgehalten, und darunter steht: Lebrecht Wolfgang Efraim, anno 1630. Daneben hängt seine Ehewirthin Eva Dorothea; sie trägt nicht Sammt und Seide, aber das Linnenzeug ist fein und nett und die Spizen sind künstlich geneſtelt. Die Granatenschnur mit dem goldnen Herzlein bezeugt, daß sie sich im Sonntagstaate konterfeien ließ. Seht, die nächsten tragen die Haare noch schlicht und ohne Zierde, erst der Rathherr Kristian Adam anno 1720 führt eine vornehme, riesige Wolkenperüke. Aber die liebste von Allen ist mir fast sein Ehegemal Katharina. Seht mir die stattliche Frau an, wie sie anmuthig lächelt in willkommener Beleibtheit. Ich weiß es, sie ist im Brautornate gesessen; das erfahrene Lächeln darf dich gleichwol nicht wundern, Laura, denn mein Großvater war ihr dritter Ehemann.

— Wie, ihr dritter Mann! rief das junge Paar zugleich.

— Nicht anders, ihr dritter Mann! Zuerst, als sie so an die dreißig war, nahm sie aus Gehorsam den uralten Sindikus. In Nachgibigkeit und Treue pflegte sie ihn ein paar Jahre, da traf ihn ein Schläglein, fromm und zärtlich drükte sie ihm die Augen zu, und begleitete ihn zu Grabe. Der Sindikus hatte ihr aber ein schön Stük an Gut und Geld gelassen; ein Jahr trug sie die schuldigen Trauerkleider, dann trat sie in zweite Ehe mit dem Kantor der Domkirche. Er war für sie zu schmächtig, die Hektik raffte auch diesen dahin. Nun erst warf dein Urgroßvater sein Auge auf die doppelte kinderlose Witwe. Noch war sie stattlich, wie ihr sie hier vor euch seht, das Unterkinn hatte sich gemacht und die Wangen leuchteten noch unverwelkt. Katharina sprach ja zu seiner Brautwerbung, und lebte nun mit dem dritten Geiponsen noch glüklicher als mit den früheren.

— Ist es möglich, daß ein Weib zweimal Liebe und Treue vergessen kann?

— Was vergessen: Katharina war jedem ihrer Gatten in Lieb' und Treue ergeben, so lange sie lebten; nur bis dahin reicht der Schwur vor dem Altar;

dann nahm sie einen andern und ließ für die gestorbnen in frommer Andacht jährlich eine Todtenmesse lesen.

— O Barbarei des Zeitalters! kennt Treue eine Beschränkung, hat die Liebe Grenzen? Wenn Arkadius stürbe, o —

— O Jugend, Jugend, daß dich — das ist der Grund, daß ihr Alle dünn und spindelbeinig aussieht, während eure Mütter sich angenehmer Fülle erfreuten. Aber woher kommt wieder diese fade unnatürliche Schwärmerei? —: von euren Poëten. Schwatzt euch so ein schwindsüchtiger Versifex doch nichts als tolles Zeug vor, jauchzt von närrischer Liebe, heult von erdichteten Schmerzen. Mit der Muttermilch saugt ihr schon den Mondschein der neuen Poëtik ein, vor purem Seufzen kann sich die Brust nie voll und kräftig wölben. die Thränendrüse saugt dem Gehirne die beste Kraft weg. Bis die Bräute der Nachwelt nicht wieder fett werden, ist auf keine Besserung des Geschlechtes zu hoffen.

— Wie, Onkel, der Mensch sollte beim Tode eines theuren Wesens, des einzig Geliebten keinen Schmerz fühlen, keine Trauer?

— Wer sagt das? er soll ihm sein Thränenscherflein zollen, aber dann soll er sich in kristlicher Geduld

ermannen, soll für den lieben Todten beten, seiner gedenken, aber auch des eignen Lebens und der übrigen Menschheit. Auch nach dem Tode des Geliebten bleibt die Welt noch schön; wird die Sonne dabei dunkler und die Flur öder? Das Bewußtsein, den Lebenden nie gekränkt, nie verrathen zu haben, läßt uns getröstet und freier von dem Todten scheiden. Er ist hin, aber noch so viele Gute leben.

— Laura, könntest du mich je vergessen?

— Ich dich vergessen, Geliebter! die erste Thräne um deinen Tod würde mein Leben auffangen, mit der zweiten sänk' ich zu dir hinunter. Wol verlöre die Sonne nicht ihren Glanz, aber mein Auge die Lust, sie zu sehen, — die Flur trüge noch Duft und Blüthen, aber sie würden sich auf zwei Gräbern heben.

— O Laura, Laura! daran erkenn' ich dich. Ueber das Grab reicht deine Treue, und deine Liebe folgt mir in alle Himmel. Und hinge sich der Erdenstoff zu fest an deine Flügel, und könnte sich Psiche nicht zum Geliebten erheben, da kehrte auch mein Geist zurük, und würde in Tönen und Düften dich umirren. Laura säuselte er durch die Zweige der Trauerweiden, — Laura durch die Saiten der Harfe, — Laura! du würdest ihn hören, und was du im Schmerze nicht

gekonnt, in der Seeligkeit der Geisternähe würdest du dich mit ihm entschwingen.

— O Jugend, Jugend, daß dich!

— Lassen sie uns, Onkel! kein schmähend Wort taste das Heiligthum unserer Liebe an! Alle irdischen Güter möge uns das Schicksal entreißen, — nie unsere Liebe! Ein Strohdach und unsere Liebe!

Der Onkel sistulirte:

Vor meiner Hütte
Da fließt ein Bach,
Der Bach er fließet
Der Liebe nach —

— Unsere Leiber kann für kurze Zeit der Tod trennen, nie unsere Herzen —: Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!

Die Thüre ging auf, ein schöner, junger Mann trat hastig herein.

— Valerio!

Er sank dem jungen Ehemanne in die Arme. Sein schwarzes Auge sprühte Feuer und Freude, seine Adlernase sprang kühn über den feinen, reizenden Mund.

Die Freunde jubelten eine Weile, dann erst stellte Arkadius den Angekommenen der Gemalin und dem Onkel vor.

— Darf ich fragen, was sie in der Welt vor-

ſtellen? begann der Onkel alſogleich in gewohnter Genauigkeit.

— Einen Menſchen, antwortete Valerio.

— Ei ſiehe! aber Amt und Würde?

— Doktor.

— Willkommen, Kollega! Nicht wahr, ſie lachen über Homöopathie, verachten die Waſſerkur, Doktor?

— Nich' der Arzneikunde.

— Alſo utriusque?

— Eben ſo wenig.

— Theologiae ſind ſie es noch weniger, mithin der Weltweisheit.

— Nicht ſo eigentlich.

— Weſſen ſomit, Allerwertheſter?

— Der ſchönen Künſte und freien Wiſſenſchaft.

— Ho, ho, ein neuer Titel; als ich in Tübingen promovirte, wußte man noch nichts davon.

— Und doch iſt dieſe Fakultät die älteſte: Homer und Fidias hatten den Hut, Zoroaſter und Moſe waren darin graduirt.

Viertes Kapitel.

Das Kapitel von der Eiferſucht. Aloën und Piſtolen. Ein Ball, dem in dieſer Geſchichte noch einer folgen wird. Die verliebte Menagerie. Der berühmte Kanarienvogel Pipi pfeift ein Stülchen und wird erwürgt.

Schönheit iſt die geborne Königin der Erde; auch Rokoko beugte ſich ihrem Zauberſtabe. Er verließ oft auf Stunden ſein Zimmer und die Bilder ſeiner Vorfahren, und ſaß vor Laura auf dem Divane. Am liebſten wählte er die ſeltnen Stunden, wenn der Neffe außer Hauſe war. Da er nicht immer müſſig ſein wollte, zog Rokoko für Laura Faden aus oder wand Seide. Sobald Arkadius zurükkam, verließ den Onkel das volle Maß ſeiner guten Laune; dennoch blieb er meiſtens noch lange des liebenden Paares Dritter. Arkadius lobte ihm die heitre Friſche des Morgens, die ſanfte Kühle des Abends, der Onkel wollte nicht ſpazieren gehen; er pries die Dreifelderwirthſchaft der Umgegend, die Eleganz der Promenade, — der Doktor blieb ungereizt; er ſprach von Eiſenbahnen, Dampfmaſchinen und elektromagnetiſchen Apparaten und ſchmähte über die alten Zeiten, — Rokoko hielt ihm eine Strafpredigt und ſaß um ſo länger bei ihnen.

Auch Laura wurde der Onkel läſtig, dennoch ſchmei-

chelte ihr die ſtille Huldigung Rokoko's und ſie war duldſamer und gütiger. Oft, wenn ſie allein waren, bat ſie ihn, ſich den Zopf abzuſchneiden, dann wolle ſie ihn viel lieber haben. Der Onkel polterte, nannte ſie närriſch und lachte endlich. Überhaupt hatte er mit Laura viel mehr Nachſicht, als mit Arkadius. Der Mann müſſe Weib und Haus leiten, meinte er, das Üble in Beiden komme faſt allein auf ſeine Rechnung.

Valerio trat ein, ein Blik belehrte ihn von der Bedrängniß des jungen Paares.

— Haben ſie dem Daniel befohlen, ihre Equipage zu Schanden zu hezen? fährt der närriſche Kerl wie toll über das ſchlechte Pflaſter zum Stadtthore hinaus, daß der Schimmel wie ein Bok ſpringen muß, und der ſchöne Wagen im Mörſer liegt.

— Fährt wie toll — der Schimmel ſpringt — der Wagen wird zerſtoßen! — Sahen ſie aber auch recht, Doktor der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften?

— Ob ich recht ſah! ein weißer Schimmel, ein Wagen mit vier Rädern, ein Menſch, der kutſchirt! ſie können fragen?

— Richtig, richtig! o der dumme, närriſche Kauz!

Der Onkel ergriff eilig Hut und Stok und lief ſeinem Fuhrwerke durch's Stadtthor nach.

— O Freund in der Noth, Retter vom schrecklichsten Tode: von dem aus Langeweile und Ärger! Der Onkel wird von Tag zu Tage unleidlicher, seit er Laura huldiget, ist er vollends unerträglich.

— Wie, der Onkel sollte mir huldigen!

— Ganz gewiß, meine Beste! du wirst sehen, wenn du ihn nicht kurz und schnell abweisest, verliebt sich der Alte in dich.

— Ich glaube gar, du könntest auf den Onkel eifersüchtig werden?

— Und warum nicht, Valerio? ich bin es.

— Wie, wegen des alten, närrischen Rokoko's? rief Laura.

— Ich kann auf Alles eifersüchtig werden, auf den häßlichsten Greis, auf einen Mops, einen Shawl. Nicht der Akt sinnlicher Untreue ist's, den ich fürchte, — dazu steht Laura zu hoch, — sondern jeder Winkel ihrer Seele, jede Vorkammer ihres Herzens muß mein und nur mein sein. Da darf kein And'rer antischambriren: die Karesse des Schooßhunds bestiehlt mich, ihre Lieblingsblumen saugen den Duft aus meinem Herzen. Ich kenne nur ein Wesen, auf das ich nie eifersüchtig sein könnte, es ist der Freund, es ist Valerio.

— Das Kompliment ist zweideutig.

— Dein Mund scherzt, dein Herz versteht mich. Siehe, Laura, in der Seele des Freundes lernt' ich die meine erkennen; die Freundschaft gab mir zuerst ein Vorspiel der Liebe, aus Valerio's Armen erhieltest du mich deiner werth.

— Sie sehen, ich trieb mit Arkadius Transitohandel, mir blieben die Kisten und Fässer, die Puppe, in die sein Herz verhüllt war, ihnen ward die entstiegene Psiche.

— Du mußt dich an Valerio's kalten, schneidenden Scherz gewöhnen, an seinen oft toll ausbrechenden Humor; er treibt die Stachelblätter, hinter denen die abenteuerliche Aloë ihre wunderbare Blüthe, die duftenden Staubfäden und glühenden Kolben auslegt.

— Wundern sie sich nicht, wenn sie von all dem nichts sehen: die Aloë blüht im Jahrhunderte nur ein Mal, und sie leben in dem unfruchtbaren Jahrzehende.

— Ja wol hat sein Herz schon geblüht, und du kannst nur mehr den Duft des verblühenden saugen. Jammer, daß seine Liebe in Himmeln schreitet, und ihm, wie ein abgeworf'nes Kleid, nur ein Grab zurük ließ. Nicht wahr, Valerio, Adelaide und keine mehr!

Valerio verſuchte einige Male zu ſeufzen, ſchien ſich zu beſinnen und bejahte dann zuverſichtlich.

— So geht das weichſte Gefühl in Ironie über, aber auch dieſe Ironie iſt ein Ausfluß der ewigen Liebe, iſt göttlich! Komme, Valerio, und küſſe meine Laura! Dieſe Stunde beſiegle den doppelten Bund!

Er ſchwankte nicht und küßte ſie. Ihr Mund ſchien der glühende Krater eines flammenden Lebens. Alle drei umſchlangen ſich.

Der Onkel polterte im Schweiße des Angeſichts herein.

— Schon wieder küſſen und nichts als küſſen! Doktor der ſchönen Künſte, ſie haben ſich geirrt, mein Daniel liegt am Ohre, und der Schimmel frißt Hafer; lief da beim Thore hinaus, und um die halbe Stadt, ſah nicht Mann und Maus, und als ich zurükkam, fand ich Alles in beſter Ordnung. Aber macht nichts: Irren iſt menſchlich, und ganz ohne war mein Ausgang gerade auch nicht. Errathe, Lorchen, was ich dir da im Schnupftuche bringe?

Sie rieth auf Ring und Geſchmeide, Valerio beſtand darauf, es müſſe ein Honigkuchen ſein.

— Nicht Eines und nicht das Andere, ein allerliebſtes Kanarienvögelchen iſt es, das Mäulchen gibt und einer Orgel ein Stükchen nachpfeifen kann.

Der Onkel ließ das gelbe Vieh fliegen, es sezte sich auf die vergoldete Fensterstange, puzte die Federn, und als Laura es Pipi rief, schwang es sich auf ihren Finger und pfiff ihr vor, was es konnte. Der Onkel lachte vergnügt und laut wie ein Kind, Laura küßte den gelben Schnabel, das gestrekte Köpfchen, und Arkadius sah sich nach Geiern und Kazen um.

— Nicht wahr, da habe ich euch eine rechte Freude und Überraschung gemacht mit dem klugen, gelehrten Kanarienvogel?

Laura schmeichelte dem Vogel und dem Onkel, Arkadius lachte vor Ingrimm und Valerio sprach für Beide: Allerdings thaten sie es, sie sehen, wie sehr sich die junge Frau darüber freut, die Zärtlichkeit gegen ihren künftigen Liebling geht schon jezt auf sie über. Weniger vermag der Ehemann sein Entzüken auszudrüken; für diesen übernehme ich es. Der Vogel wird in das Hauswesen neues Leben bringen. Wenn unser Paar bis nun des Morgens ein spätes, einsames Lever hatte, so wird es jezt der kleine Pipi mit seinem Drehorgelstükchen in aller Frühe erweken. Auf die Bettgardine wird er sich sezen, wird das Schopfköpfchen wenden und aus vollem Halse pfeifen und schreien. Unser Paar wird von nun an

ſeine Morgengeſpräche mit lauter Stimme führen müſſen, ſonſt überſchmettert es Prinz Pipi. Das erſte Stükchen Zuker, der erſte Morgengruß gehört jezt nicht mehr dem Gatten, ſondern dem Prinzen. Jener wird geſcholten, wenn er dieſen verſcheucht, dieſer geliebkoſt, wenn jener unartig iſt. Der Prinz darf ſich ungeſcheut auf den jungen Buſen der Geliebten ſezen, er wird ihr Vertrauter und Günſtling. Läßt er die Flügel hängen, ſo ſenkt ſie das Köpfchen, thut er dieſes, ſo wird das Haus in Allarm gerufen; Diener rennen und Ärzte eilen, ſie bekommt die Migräne, der Mann wird geſcholten, und ſtirbt Pipi, ſo trägt ſie Boi und Flor.

Rokoko lächelte wolgefällig, Laura liebkoſete noch immer, der Neffe ſah grimmig d'rein.

Heute bemerkte der Onkel das erſte Mal, daß über dem Bette des jungen Paares zwei Piſtolen hingen. Er meinte, ſie wären doch nicht geladen.

— Allerdings und ſcharf.

— Das ſei gefährlich.

— Deſto beſſer.

— Und wozu haſt du ſie denn eigentlich, du Brauſekopf? in der volkreichen Stadt werden euch doch nicht Diebe und Schelme überfallen.

— Was Schelme und Diebe! rief Arkadius und hatte die Piſtolen herabgenommen, dafür ſind ſie nicht; ſie ſind die Wächter meiner Liebe, die flammenden Schwerter vor dem Paradieſe meines Herzens. Kennen ſie die Eiferſucht, Onkel?

— Halte mir nur nicht die verruchten Dinge vor die Naſe; nein!

— Wie, ſie kennen die Eiferſucht nicht? in meinem Herzen brauſet ihr Gluthſtrom; wehe dem, der ſeine Dämme bricht.

— Eiferſüchtig iſt der Junge auch noch! Der Urpapa Bäker war es nicht, mein Großvater auch nicht, die dike Wittwe auch nicht. Er iſt eiferſüchtig!

— Ob ich es bin! merken ſie ſich, Onkel, wer dieſe Furie in meinem Herzen aufregt, der muß erblaſſen, und hätte er ein tauſendfaches Leben —: fünf Schritte und nicht mehr, mein Herr! — wählen ſie das Piſtol, wenn es ihnen beliebt; zielen ſie ſicher, ich fehle nie, — ſchießen ſie — eins, zwei, drei — puff! Er fällt, er röchelt in ſeinem Blute.

Der Onkel lag jammernd im Armſtuhle: Junge, du wirſt dein Unglük machen.

— So bewahrt man ſein Liebſtes auf Erden, ſo rächt man jeden frechen Eingriff.

— Laura, ich bedauere dich!

— Warum, Onkel? nur diese Flammengluth der Liebe verbürgt mir ihre Echtheit, ihre ewige Dauer. O, auch ich wäre eifersüchtig bis zum Rasen! Der Mann tödtet seinen Gegner, das Weib sich selbst. Aus dem Fenster würde ich mich schleudern, keine Nahrung nehmen, in meinen eig'nen Flammen vergehen!

— Daran erkenne ich dich, Laura!

Sie stürzten sich in die Arme, der Kanarienvogel pfiff das Leierkastenstük.

— O Jugend, Jugend, daß dich! so war es nicht in der guten, alten Zeit; man liebte, doch quälte sich nicht, — blieb treu und war nie eifersüchtig.

— Eifersucht ist das Salz im Ozean der Liebe, begann der Doktor der freien Künste.

— D'rum ist auch die eheliche Suppe so oft versalzen.

— Aber nicht geschmaklos.

— Ihr müßt mehr in die Welt gehen, Kinder; die Gesellschaft wird euch verständiger und umgänglicher machen.

— Wozu in Gesellschaft? fiel Laura ein, wir sind uns allein genug.

— Laura iſt meine Welt, mein Mikrokosmus.

— Sollen wir all den unerträglichen Geſichtern entgegen ſtehen, fades Spiel treiben oder wüthenden Tanz?

— Kann ich die ekelhafte Schmeichelei und Galanterie der jungen Hohlköpfe ertragen?

— Und die Eiferſucht, Onkel! ſoll ich täglich Einem den Hals brechen?

— Ja, die Eiferſucht — das iſt es ja eben!

Der Bediente kam und brachte eine Einladekarte zum Balle der Gräfin X. Wie aus einem Munde ſchlugen Beide ab.

— Ihr ſolltet denn doch, meinte der Onkel.

Beide waren empört; niedergeſchlagen ſah er Valerio an; dieſer winkte dem Bedienten.

— Wenn ihr gegangen wärt, wäre zwar auch ich gegangen, und dem Onkel hätte es auch einen Spaß gemacht.

— Aber ein Ball!

— Ein großer Ball!

— Eben darum; die gemeine Welt iſt der Schleifſtein der Liebe. Onkel Rokoko würde mit einem artigen Schmuke herausrüken, flüſterte er gegen Laura; — ſie bekäme nur noch mehr Abſcheu vor der ſoziellen

Welt, raunte er Arkadius in's Ohr. Eben im Dunſtkreiſe des Gemeinen, fuhr er laut fort, muß die Liebe ihre ewige Macht beweiſen.

— So ſei es, doch nur als ein Opfer der Freundſchaft. Wir kommen mit Freund und Onkel; nicht wahr?

— Ja.

— Allerdings.

Der Bediente ging hinaus, die Antwort zu überbringen.

Arkadius war dieſe Tage in übler Laune, der Ball und der Kanarienvogel verſezte ihn darein. Auch Laura fielen die Vorbereitungen läſtig; der Schmuk blieb aus.

Seitdem Valerio das junge Ehepaar zur Zuſage für den Ball bewogen hatte, drükte ihm der Onkel oft zärtlich die Hand; eine dunkle Ahnung ſchoß ihm durch den Kopf, daß von Valerio die Bekehrung der zwei Verliebten ausgehen könne. Er pflegte den Doktor ſcherzhaft, das zum Nichtich objektivirte Ich zu nennen. Auf die Frage um Löſung des Widerſpruchs, antwortete das Ich-Nichtich mit dem bekannten koptiſchen Spruche:

Alte ſteht wie neue Schule,
Zopf und Kakadu im Pfuhle,

Leitung wird noch mehr verwirren,
D'rum ſeid klug, wenn Andre irren;
Tauſendfach iſt Lüg' und Narrheit
Und einfältig nur die Wahrheit.

Die Auswahl des Anzugs für Laura beſchäftigte das Ehepaar leidlich; es wurde ein einfacher beſchloſſen. Laura erſchien im weißen Gazekleide, eine Kamelie war die einzige Zierde der ſchönen Bruſt, aber ihre blonden Loken überſchimmerten alle Goldketten, ihre Augen verdunkelten jeden Edelſtein. Die Damen mußten es ſich geſtehen, daß ſie die ſchönſte war. Arkadius wich wenig von ihrer Seite, ſie ſchlug jeden Tanz ab.

Der alte Onkel war über die Pracht des Ballſales erſtaunt und entzükt; die rieſigen Spiegel, die Girandolen blendeten ihn; er hatte zu ſeiner Zeit nur Menuet getanzt, die fliegenden Walzerpaare, die wirbelnden Töne machten ihn ſchwindelig. Die Bedienten ſervirten Eis von jedem Geſchmake, Zukerwerk in allen Geſtalten; er fraß unglaublich und ſtekte ein. Einigen ältern Damen wollte er mit Gewalt die Hand küſſen. Valerio hing ſich an ſeinen Arm und machte Gloſſen zu Allem. Eine Quadrille hatte geendet, der Onkel fragte nach den reizenden Tänzerinnen.

— Wäre ich der Beſizer einer unabhängigen Menagerie, ſo würde ich ohne weiteres beginnen, wie folgt:

Treten ſie beliebigſt herein, Verehrteſter, gegen Erlag von ſo und ſo viel werden ſie bei mir allerliebſte Beſtien ſehen, beiläufig hier Nr. 1 zwei niedliche Simpathievögel, deren jeder, wenn der Andere ſtirbt, mit einem dritten ſimpathiſiren wird, Nr. 2 eine verliebte Blondine vom Geſchlechte der Nachteulen, ihre Leidenſchaft iſt der Mond, ſie frißt Mäuſe, Nr. 3 eine item Schneegans, ſie iſt ein Zugvogel und hat kein beſtimmtes Männchen, Nr. 4 ein Waldteufel, der ſein Weibchen vernachläſſigt und dennoch eiferſüchtig iſt, Nr. 5 ein Eisbär, etwas ſchwerfällig in der Liebe, Nr. 6 ein Kukuk, der in fremde Neſter Eier legt, Nr. 7 ein Schooßhund, der nicht frißt, wenn man ihm nicht ſchmeichelt, Nr. 8 eine Elſter, die Gold und Silber anzieht, Nr. 9 ein Leopard, der wüthet, wenn er verliebt iſt, Nr. 10 der Eſel des Filoſofen, der zwiſchen zwei Heubündeln ſteht, Nr. 11 mehre Elefanten zum Transporte der übrigen, — Nr. 12 —

— O hören ſie auf, Doktor der ſchönen Künſte, ihre Zunge iſt eine Harpie, die all die ſchönen, zierlichen Weſen mit ſcheußlichem Schleime bedekt.

— Ihn vielmehr nur enthüllt.

Vor Sehen und Hören hatte der Onkel auf das junge Ehepaar vergeſſen. Mitternacht war vorüber;

Arkadius hatte glüklich wie ein Fliegenwisch die jungen Herren von seiner Frau verscheucht. Nun gelüstete es ihn und Laura zu tanzen; den nächsten Walzer flogen sie miteinander wie verschlungene Doppelsterne hinunter; Harmonie der Sfären tönte in ihr Ohr. Er war geendet; noch schwärmten sie, da begann der zweite. Ein Tänzer erschien, Laura konnte ihn nun nicht mehr abweisen.

Mißmuthig stellte sie sich in den Reigen, Arkadius kaute seine Lippen und folgte in ihre Nähe. Ihr Tänzer tanzte sehr gut, das tröstete sie; unwillkührlich überkam die Heiterkeit des Walzers ihr Gemüth; als sie an Arkadius vorüberflog, lächelte sie. Er zerwühlte seine sorgfältig geordneten Loken und starrte ihr entrüstet nach.

Nun endete der Walzer, er faßte heftig Laura am Arme, trat ihrem Tänzer auf den Fuß, und eilte mit ihr aus dem Sale.

Die Bedienten waren Zeugen seiner Vorwürfe; der Wagen war noch nicht da, Arkadius fand den Weg nach Hause nicht weit; sie gingen zu Fuße. Laura versuchte vergeblich ihn zu besänftigen.

Sie kamen in ihr Schlafzimmer, der Strom seiner Vorwürfe schwoll wilder. Er machte Licht; Pipi er-

wachte aus seiner Nachtruhe, flog auf, sezte sich auf Laura's Kopf und sang sein Stükchen, Laura liebkoſete ihn. Nun ward Arkadius wüthend; erſchrekt verſtummte der Vogel, Laura begann zu weinen.

Wer vermag in den Honigwochen Weiberthränen zu widerſtehen? Arkadius wurde ſanfter; er ſprach leiſer, hörte auf Vorwürfe zu machen und begann zu bitten. Auch er weinte nun, und lag vor Laura auf den Knieen. Laura hatte kein Felſenherz; ſie vergab und neigte ſich zu ihm. Der Abſchluß des Friedens war nahe; Arkadius beſchwor ſie, den Kanarienvogel fortfliegen zu laſſen. Sie weigerte ſich ſchwach, endlich gab ſie nach.

— Und zwar noch in dieſer ſchönen, ſeligen Stunde.

— Jezt in der Nacht?

— Jezt. Er flehte ſo herzlich, ſo weich, ſie nikte und reichte ihm den gelben Sänger hin. Entzükt faßte er den kleinen Nebenbuhler und öffnete das Fenſter. Noch einmal ſah er ſeinen Feind an, der ihm weichen mußte, er konnte ſich einer Wallung von Haß nicht erwehren, und zog ihn ein wenig am Kopfe. Das Fenſter war nun offen, die Nachtluft wehte frühlinghaft herein; er öffnete die Hand.

— Laura, der Vogel will nicht fliegen.

— Er weiß, daß er mich verlaſſen ſoll.

— Er fliegt wirklich nicht.

Laura trat näher; er flog nicht, ſein Hälschen war etwas länger, als gewöhnlich, er lag auf der Hand mit geſchloſſenen Augen.

— Er iſt todt, du haſt ihn erwürgt.

— Den hat die Nemeſis gerichtet.

Laura liebte zu zärtlich, um Arkadius nicht auch dieſen Mord zu vergeben. Der Leichnam wurde über das Fenſter geworfen; das Paar fiel [illegible] abermals glükſelig in die Arme.

Fünftes Kapitel.

Fortſezung des Kapitels von der Eiferſucht. Laura's Wiegenfeſt: ein Zopf ſoll die junge Gattin überraſchen, wirkt aber noch mehr auf ihren Mann. Kontroverspredigen über die Liebe. Der Onkel reiſet ab.

Die Macht der Frauen wirkt auf chemiſchem Wege, die der Männer nur auf mechaniſchem. Dieſe zerſchlägt, wenn ſie überwältigt, ermattet aber, wo ſie hartnäkigen Widerſtand findet; jene äzt ſich heimlich ein, durchdringt, zerſezt und ſiegt ohne Zweifel.

Onkel Rokoko erfuhr es; ohne daß er ſich deſſen bewußt war, ſtand er unter der gelinden Herrſchaft Laura's. Aus Scherz und um ihn zu neken, wiederholte ſie dem guten Alten ſo oft die Bitte und den Befehl, ſeinen Zopf abzuſchneiden; es ging ihm dies im Kopfe umher, der Zopf gefiel ihm bei Weitem nicht mehr ſo gut als vorher. Endlich erſchien er ihm entbehrlich. Wozu taugte auch das Aushängeſchild der alten Zeit; im Herzen mußte ſie leben, in Wort und That ſich zeigen. Der Onkel machte ſtill lächelnd ſeine eigenen Pläne.

Aber dem Neffen wurde der alte Herr von Tag zu Tag unerträglicher; er ärgerte ſich über die milde Aufmerkſamkeit, die ihm Laura ſchenkte. Seine freundlich ſüßen Reden erſchienen ihm ekelhaft, ſeine fortwährende Gegenwart unausſtehlich, ſeine Zurechtweiſungen läppiſch. Der Kanarienvogel war todt, er wurde nun auf den Onkel um ſo mehr eiferſüchtig. Valerio beſtärkte ihn darin, er erklärte Rokoko für einen ſehr gefährlichen Menſchen, das Alterthümliche ſei bizarr und bei den Weibern gerade in der Mode.

Laura's Wiegenfeſt kam heran. Arkadius wählte die ſchönſten Blumen des Frühlings für den Feſtkranz; Valerio machte Vorſchläge zu deſſen Feier. Auch der Onkel

wollte die Nichte überraschen. Er verschloß sich am Vorabende in sein Zimmer und schikte Daniel aus dem Hause.

Sein Angebinde mußte schon zu Stande gebracht sein, denn in der reizenden Beleuchtung des Abends schlich er leise den Korridor hinüber und trug unter'm seid'nen Rokschoße etwas verborgen. Er schien ein wenig verlegen und fast jünger. Nun hatte er die Thüre vorsichtig geöffnet und stand im Gemache. Die Abendröthe vergoldete es; gerührt blikte er umher, und wünschte schon jezt Laura das Beste der Erde.

Sie war offenbar ein gutes Kind, nur im Getümmel der Mode und der allgemeinen Verkehrtheit hatte sie die fromme Stimme ihres Innern überhört. Dort stand ihr Nähetischchen ungebraucht und kaum geöffnet seit dem Tage ihrer Vermälung, — der Onkel wünschte ihr Arbeitsamkeit, diesen stillen Heroismus der Weiber; daneben befand sich ihr eheliches Bett, er wünschte ihr den schönen Kindersegen, das treue Herz einer Mutter und alle Glükseeligkeit keuscher Liebe; auch ein Marienbild hing an der Wand, — und der Onkel bat vor Allem um Frömmigkeit für sie, um die fruchtbare Thräne heiliger Rührung, um Vertrauen auf Gott in Lust wie in Drangsal und um den lebendigen Trost des Gebetes. Die Grazien

der Antike sind von der Erde geflohen, aber wahre Frömmigkeit gibt dem Weibe einen Liebreiz, der selbst jenen mangelte, und keuiche Tugend ersetzt hundertfach den verlor'nen Gürtel der Venus.

In seinen schlichten Gedanken hatte der Onkel vergessen, daß er hierher gekommen war, um das Angebinde für Laura zurecht zu legen. Tritte, die sich der Thüre nahten, erinnerten ihn daran. Es war nun zu spät; verrathen wollte er heute noch nicht werden; er versteckte sich unter dem Bette.

Laura kam, und trillerte fröhlich wie die Abendlerchen. Selten hatte sie das Arbeittischchen geöffnet, heute that sie es und strikte an einem winzigen Strümpfchen; sie hatte für Arkadius eine freudige Überraschung bereit. Auch Arkadius kam; Laura verbarg ihre Arbeit, und sprang erröthend auf. Der Gatte bemerkte ihre Verlegenheit und vergrößerte sie dadurch. Er wurde unruhig, sie drängte, das Zimmer zu verlassen; er schien dazu wenig Neigung zu haben.

Nun niesete es ganz vernehmlich, Arkadius und Laura sahen sich an; keines von ihnen hatte geniesst. Beide sprangen auf, Laura schrie um Hilfe, und Arkadius zog unsanft zwei Beine in seidenen Strümpfen unter dem Bette hervor.

— Donner und Hölle! ſo ward ich betrogen, brüllte der Ehemann, aber die Schlange und ihr Buhle ſollen mit dem Leben büßen!

— Laß dich verſtändigen! ſeufzte der Onkel, und ſtand nun vor ihm auf den Füßen.

— Wie — ſie ſind es, grauer Sünder! Um dieſe Spottgeburt aus vermoderter Zeit haſt du mich verrathen, Laura!

Valerio und das Geſinde war hereingeſtürzt. Schlotternd ſtand Rokoko vor dem Ehemanne, dieſer hilt ihn an der Bruſt.

— Aber um des Himmels Willen! wir ſind ja unſchuldig, wie ungebor'ne Kinder.

— Unſchuldig — ha! was thaten ſie in ihrem Verſteke?

— Iſt nicht morgen Laura's Wiegenfeſt —

— Darum finde ich ſie heute unter ihrem Bette? Arkadius würgte ihn ſanft.

— Aber mein Angebinde!

— Was ſoll's damit? Er ließ ihn fahren. Der Onkel zog ein Päkchen hervor.

— Ich wollte es zu ihrer Ueberraſchung hier verbergen.

— Dummer Schnak! Iſt es aber auch wahr?

Der Onkel betheuerte; Valerio verbürgte ſich für ihn: Laſſen ſie doch ſehen, Onkel Rokokochen, was ſie denn eigentlich erſonnen haben.

Der Onkel ſchlug verſchämt die Augen nieder, Valerio entfaltete das Papier, der alte Herr ließ Alles geduldig geſchehen. Valerio hilt des Onkels Zopf triumfirend in die Höhe: Bravo, Rokoko! dies hat den Sieg der neuen Zeit über die alte entſchieden!

Eine ſchnelle Rührung flog durch Laura's Herz, ſie drükte des Onkels Hand an den Mund; der alte Samuel ſchlug die Hände jammernd über dem Kopfe zuſammen; der Neffe war verblüfft und that Abbitte.

— Es ſei dir vergeben und verziehen, toller Junge! aber noch an dieſem Abende will ich euer Haus verlaſſen; Samuel, ſpanne den ehrlichen Schimmel ein, bring' den Wolfpelz und vergiß nicht das fünfte Rad, — ich will kein Opfer moderner Liebe werden. Du aber, junges Paar, ſei glüklich und komme vorher zu Verſtande! Ich bin ein alter, ehrlicher Doktor, und habe meine Tage nach Hippokrates und Galenus kurirt, und mochte auch in jüngſter Zeit von millionter Verdünnung und purem Waſſer nichts wiſſen; dennoch zieh' ich die Homöopathie und Hidropathie und alle Pathien eurer Simpathie vor. Auch wir

kannten zu unſerer Zeit den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier, aber er betrug ſich ſtets ſittſam und hilt auf Anſtand und Weiſe. Eure Liebe kennt keine Furcht Gottes und achtet nichts auf der Erde; ihre drei tödtlichen Krankheiten ſind: eure Zärtlichkeit, eure Schwärmerei, eure Eiferſucht. Iſt das die alte Liebe der blauäugigen, blonden Germanen? Die Zärtlichkeit macht ſie entzündlich, die Schwärmerei hektiſch, die Eiferſucht raſend und waſſerſcheu; und könnte man die erſte durch Purganzien, Aderläſſe und Schröpfköpfe heilen, mit ſchleimigen Speiſen und nahrhaften Kliſtiren die zweite vertreiben, — wer hat die Pillulen, das Rezept für Tollwuth erfunden? Spann' ein, alter Samuel, und heute noch zurük in die alte Zeit, in's ehrliche Schwaben.

— Schmähen ſie die Liebe nicht, Rokoko! fiel Valerio ein, ſie hat die Antike voll pariſchem Marmor und Akanthusblättern aus dem Chaos geſchaffen, den Olimp auf ſchlanke Säulen über Heldenbasreliefe geſtüzt und die Götter auf die reizende Erde gelokt. Schmähen ſie die Liebe nicht; war nicht ſie es wieder, die, als der alte Tempel zerfallen war, auf Regenbogen über die Erde flog. Allentſagend, alldurchdringend umgoß ſie die Welt, und ordnete ſchöner die

riesigen Trümmer. Und sollte sie nicht auch heut' zu Tage, wo Dampfschiffe und Wagen ohne Pferde neugeschaffene Pfade fliegen, wo der Aërostat mit den Adlern zur Sonne steigt, — sollte nicht auch die Liebe im Jahrhunderte der Eisenbahnen und Dämpfe unerhörte, feurigere Erfindungen auftreiben? Still, alter Onkel, schmähe nicht die Liebe, nicht die Zeit! Beider Schwingen sind himmelblau und morgenroth und tragen aufwärts, nur der Athem darf uns dort oben nicht ausgehen und die Vogelperspektive den Blik nicht verwirren.

Samuel hatte in froher Eile Alles gerüstet; nun verkündete er, daß er fertig sei. Alle drangen in den Onkel zu bleiben, er war unerbittlich. Um Erfahrungen reicher, um den treuen Zopf ärmer stieg er hinunter, und dachte an den Nekar und an's Schwabenland.

Laura war vorzüglich gerührt; um ihn zurükzuhalten, vertraute sie ihm, wofür sie Kinderstrümpfchen strike. Sie erröthete, als wäre nun eben der Engel des Herrn vor sie getreten. Arkadius brach in Jubel aus, der Onkel segnete sie still:

— So mög' euch denn die Liebe zu euren Kindern die echte, treue Liebe gegen euch und die heilige

gegen Gott lehren! Das Schimmelchen zog an, langsam wie ein Geist aus der alten Zeit, verschwand der Onkel in der Abenddämmerung.

Sechstes Kapitel.

Entdekungen in Laura's Gesichte. Wieder ein Frühstük und wieder ein Ball. Die Sängerin aus Thule.

Ein paar Wochen vergingen, es waren unseres Paares lezte Flitterwochen; der Honigmond ihrer Ehe sank in's Abnehmen. Arkadius erwachte am lezten Tage desselben, ohne seine Bedeutung zu wissen; er rieb sich die Augen und gab Laura einen Kuß.

— Mein Kind, nimm drüben vom Rosenwasser, du hast ein braunes Flekchen auf der Nase.

— Wo, mein Freund?

— Hier rechts; ein ganz allerliebstes, gelbes Pünktchen.

— Was, das siehst du heute das erste Mal?

— Wie sollt' ich auch früher!

— Allerdings, lachte Laura, es ist ein Mal, das ich seit der Geburt trage.

— Nicht möglich!

— Und du haſt es nie bemerkt?

— Nie vorher.

— Seltſam.

— Doch ich kann dir noch nicht glauben; laß' mich verſuchen, — richtig, es geht nicht weg; wie konnt' ich nur das merkliche braune Tüpfchen überſehen?

— Arkadius!

— Es ſteht dir ganz vortrefflich, gewiß!

Bei dieſer Gelegenheit bemerkte Arkadius auch, daß ein Seitenzahn Laura's anmorſche; er rieth dringend, den Zahnarzt holen zu laſſen, um mit der Feile das Übel zu heben.

— Deine Augen ſind heute ſehr ſcharf.

— Um die kleinſte Makel von der Sonne deiner Reize zu entfernen.

Arkadius wurde nun Abends gewöhnlich ſchneller ſchläfrig und erwachte des Morgens früher als vorher; Laura fing etwas zu arbeiten und zu leſen an, doch unterhilt es ſie wenig; es war ihr fortwährend zu Muthe wie am Morgen nach einer Ballnacht. Sie ſtudirten ein Duett zuſammen ein und diſtonirten, gingen ſpazieren und hilten nicht Schritt, — thaten nichts und hatten doch Langeweile. Sogar den Onkel vermißten ſie und ſchrieben ihm zärtliche Briefe. Sie

glaubten, ſein Gedächtniß nicht beſſer ehren zu können, als durch den Entſchluß, ſeinem Rathe gemäß mehr in die Welt zu gehen, und jede zukommende Einladung dankbar anzunehmen. Valerio mußte faſt den ganzen Tag bei ihnen zubringen. Er wußte immer neue Zerſtreuungen zu erſinnen, erzählte von intereſſanten, abentheuerlichen Reiſen und gloſſirte ſpaßhaft und wizig über Alles. Laura billigte vollkommen die Freundes-Wahl ihres Gatten, und dieſer pries ſich glüklich, ihn ſein nennen zu können.

Das junge Paar ſaß wieder wie gewöhnlich bei dem Frühſtüke. Laura hatte keinen ihrer Reize verloren, der junge Ehemann erſchien heute das erſte Mal in einem neuen, noch eleganteren Morgenroke, als der frühere geweſen. Sie ſprachen darüber. Zum Zeitvertreibe bereitete Laura heute wieder einmal ſelbſt den Kaffee; kaum ſichtbar ſpielte die Spiritusflamme um den ſilbernen Zilinder, ſie ſtarrte hinein, Arkadius blätterte in Journalen und Zeitungen und gähnte mitunter. Mäuschenſtille ſaß der Amor aus Gips am Kamine und ſchien zu frieren. Der Kaffee war vortrefflich gerathen, lobpreiſend ſchlürfte Arkadius an der zweiten Taſſe.

— Die Zeitungen werden doch täglich matter;

nirgend geſchieht etwas, das amüſirte, die Journaliſten ſchreien wie Fröſche nach grandioſen Kalamitäten, und leben meiſt vom Abfalle vergangener Zeiten. Wo heute nur Valerio bleiben mag?

— Auch die Novellen ſind nicht intereſſant.

— Die Gedichte matt.

— Und Räthſel und Scharaden werden ſelten.

— Dort im Blatte ſteht eine.

— Ich las ſie und errieth ſie nicht. Ich warte auf Valerio, ſo erſpare ich die Mühe.

— Was wirſt du heute machen?

— Valerio verſprach mir, mich orientaliſche Blumen malen zu lehren.

— Das wird nicht gehen.

— Warum nicht?

— Er wird mit mir ausreiten.

— Ei, das garſtige Reiten!

— Das fade Malen!

Der Bediente trat ein; Gräfin X. ließ zu einem Balle laden.

— Ganz ſcharmant, werden gewiß nicht mangeln.

— Meine Grüße an Melanie, wir freuen uns außerordentlich.

— Eine allerliebſte Dame, gibt Bälle in jeder Jahrzeit.

— Verſammelt die ganze große Welt in ihrem Salone.

Valerio eilte in's Zimmer.

— Eben ſah ich den Bedienten der Gräfin X. von euch gehen, Schade, daß ich zu ſpät komme.

— Wozu?

— Melanie gibt einen Ball —

— Allerdings.

— Ihr habt abgeſagt —

— Was fällt dir ein?

— Ja, ja, ich kenne euch, ihr habt gewiß abgeſagt.

— Daß wir närriſch wären; wir freuen uns vielmehr darauf.

— Er ſtört eure ſüße Einſamkeit —

— Ah —

— Den hohen Flug eurer begeiſterten Fantaſie —

— Ah, ah —

— Und dann, ihr ſeid zu eiferſüchtig.

— Ah, ah, ah!

— Ihr wollt alſo wirklich kommen?

— Gewiß und ganz gewiß.

— Das iſt ſchön, das iſt herrlich. Nun aber laß uns ausreiten.

— Und die Blumenmalerei?

— Wir werden malen.

— Und der Morgenritt?

— Wir werden reiten.

— Reiten —

— Malen —

— Nehmen ſie, liebe Laura, allſogleich ihre Kaſake und begleiten ſie uns zu Pferde eine Stunde; und du, guter Arkadius, ſende den Bedienten unterdeßen um eine dritte Palette, ſpäter malen wir Blumen.

— Schön.

— Herrlich.

Das Ehepaar ritt und malte mit Valerio.

Der Ball bei Melanie war diesmal glänzender, mehr beſucht als jemals. Die Damen glichen geſchmükten Frühlingfeen, die Herren glühenden Pigmalion. Aber der Glanzpunkt des Abends war Dalinda, die Sängerin aus Thule. Ihr Blik mußte das Eis des heimatlichen Pols ſchmelzen, ihre Stimme ſeine ſtarren Pulſe bewegen; ſie ſtammte ganz zuverläſſig von Odin oder Hertha. Alle huldigten dem Mädchen aus der Fremde, — da ſie nebſtbei Künſtlerin war, ſelbſt die Damen. Sie konnten es auch, denn bei der großen Anzahl und dem regen Eifer der

Kavaliere kam keine, die liebewürdig war — und das ſind nach eig'ner Meinung Alle, zu kurz, am wenigſten Laura. Sie erſchien heute im Schmuke funkelnder Brillanten, wie die Sonne in Sternen. Valerio hatte ſie in den Sal geführt und alle Herren betheuerten, daß ſie würdig ſei mit Dalinda um den Vorzug zu ſtreiten. Der Kampf befriedigte Beide, Beide waren zu ſchön um erbittert zu wetteifern; Beide ſiegten.

Laura's junges Herz ſchlug freudig im Gefühle ihrer Schönheit, im Genuſſe der Huldigung. Sie hatte als Mädchen ſo wenig von den geſellſchaftlichen Freuden der Welt mitgemacht, ſie ergab ſich heute der vollen Luſt des Tanzes. Sie war eine ſchwebende Grazie, Terpſichore ſelbſt. Der junge Buſen hob ſich ſchneller, die Pulſe flogen ſtürmiſch, ſie glühte vor Vergnügen.

Arkadius winkte ihr Beifall und als er einmal näher kam, ſprach er galant von ihrer Schönheit, vom Eindruke, den ſie mache, und bat ſie um die folgende Française. D'rauf kehrte er zu Dalinda zurük.

Valerio hatte nur einmal getanzt, mit Laura. Sie verſicherte ihn, wie froh und heiter ſie ſei, und drükte im Eifer ſeine Hand. Valerio lächelte aus dunklen, glühenden Augen. Valerio war der beſte Tänzer von Allen.

Nun ſang während einer Pauſe das Mädchen aus Thule. Ihre Stimme ſtieg ſchauervoll prächtig auf, wie das Nordlicht, Oſſian's Geiſter ſchwebten in Nebeln vorüber. Als ſie geendet hatte, blieben Alle ſtille wie nach einer Viſion. Erſt nach einer Weile lüfteten ſich die Bande des Entzükens, Huldigungen überſtrömten ſie; Arkadius blieb nicht zurük.

Bis jezt hatte ſie nicht getanzt, nun verſprach ſie es. Die Quadrille wurde geordnet, alle Herren beneideten Arkadius, der ſie zum Tanze führte.

Lächelnd bemerkte Laura zu Valerio, daß ihr Gatte ſie bei dieſem Tanze vergeſſen habe, und bot nun ihm die Hand. Sie ſtanden der Sängerin gegenüber; erſt, als er Laura im Verlaufe des Tanzes die Hand geben mußte, bemerkte es Arkadius.

Siebentes Kapitel.

Folgen eines Balles ohne Masken; eine ſchöne Hoffnung geht verloren, und Vieles wird anders. Filoſofie nach der Ehe und ein Bruchſtük aus der Theorie der Weltliebe. Ein Kuß, aber kein erſter mehr.

Noch im Verlaufe derſelben Nacht ward Laura von einem Übelbefinden befallen. Der Arzt, der alsogleich

geholt wurde, machte zuerſt ein bedenkliches Geſicht, änderte jedoch den folgenden Tag ſeine Meinung. Dennoch blieb Laura noch immer leidend und verließ nie das Haus, und täglich nur auf Stunden das Bett. Arkadius war verblüfft, als er die erſte beſorgliche Äußerung des Arztes gehört hatte, jedoch bei deſſen beruhigendem Ausſpruche auch bald wieder getröſtet. Er hilt ſich viel außer Hauſe auf und gab vor, den Kauf eines Landgutes zu unterhandeln. Wenn er zu Laura's Bette kam, freute er ſich über ihr verhältnißmäßig gutes Ausſehen und ſprach in allgemeinen Ausdrüken von ſchneller, gänzlicher Beſſerung. Dann ging er auf die Stadtneuigkeiten über, erzählte mit großer Lebhaftigkeit von des Barons neuen Pferden, von Melanie's ſozialen Projekten und von der Eleganz des Geſandtſchaftshôtels. Kam er aber auf das Mädchen aus Thule zu ſprechen, ſo fing ſeine Wange zu leuchten, ſein Blik zu ſprühen an. Laura war auf ſeine Reden wenig aufmerkſam.

Nur ein Weſen ſchien an ihrer Kränklichkeit wahren Antheil zu nehmen, Valerio. Den größten Theil des Tages ſaß er an ihrem Bette. Er erzählte ihr Manches aus ſeinem Leben, das ein Gewebe von Abenteuern und Ereigniſſen war, deren keines unintereſſant war,

oder eines gewiſſen Schwunges gänzlich entbehrte. Valerio war ein wilder Knabe geweſen, Abwechſelung und Wagniß reizte ihn damals; aber er hatte auch ſeine Mutter geliebt als das ſichtbare Bild alles Schönen und Guten. Ein Wort von ihr, ein Blik feſſelte die raſchen Flügel ſeiner Fantaſie, er ſchmiegte ſich zu ihren Füßen; ſie legte ihre Hand auf ſeine Loken und er dämmerte ein. Frühe ſtarb die Mutter, die ſtillen Stunden kehrten nicht wieder. Er ſuchte eine Liebe wie ihre, er fand ſie nimmer. Der unbändige Knabe war ein ſtolzer, ſtrebender Jüngling geworden; ſein Durſt nach Wahrheit war glühend, ſeine Sehnſucht nach dem Schönen ſinnverwirrend. Valerio fand Adelaide, doch, wo er liebte, zertrümmerte er. Sie konnte die Gluth ſeines Herzens nicht ertragen, und bald lag das Vortrefflichſte, das er auf dieſer Erde gefunden, hinter dem Vorhange zweier Gräber. Eine ſchauerliche Nacht folgte; ſie dauerte lang, wie die am Nordpole, und war voll Geiſtererſcheinungen. Eines Morgens ſtieg die Sonne wieder, doch ſie war blaß, — wieder ſah Valerio Blumen, doch matte, leichenhafte. Er verlegte ſich nun auf die Alchimie des Herzens; Gold wollte er haben — Gold, es koſte, was es wolle. Hundert Gefühle warf er in den glühenden Zaubertopf,

Blut und Thränen wurden nicht geschont und eines Tages hob sich schimmernd und glänzend der magische Sonnenbaum: sein zartes Gezweige war flüßiges Gold, seine Blüthen helle Juwelen. Matt und blaß war der Kabalist, aber er lächelte. Er hatte nun genug des Zaubergoldes, um die ganze Welt, auch die zwei Gräber damit zu verhüllen. Er legte es über die Schmerzen und lächelte, er warf es über die Abscheulichkeiten und lachte. Er hatte nur Eines den Geistern für das große Geheimniß gegeben: sein Ich, mit ihm das Gedächtniß Adelaiden's. Nun lebte er nur mehr im Ganzen, sein Herz schlug in der Tiefe des Universums; seine Freuden waren Blüthen, die vor ihm dufteten, seine Wünsche steigende Lerchen. Wie ein Blutkügelchen pulsirte er in den Adern der Erde, er durchzog den Ost und West und sank überall vor dem Gestirne der Schönheit und des Genusses in den Staub.

Laura horchte den bunten Märchen, ihre schimmernden Kreise schlossen sie in süßen, magnetischen Schlummer. Sie hörte nur mehr halb, da brach Valerio ab, stand auf, und sezte sich zum Flügel. Einzelne Akorde griff er, und sang leise ein Lied und wartete, bis Laura völlig entschlafen war; dann saß er stille und starrte

in die ziehenden Wolken oder in ihr süßes, liebliches Antlitz. Wenn sie erwachte, war er wieder ganz der aufmerksame Freund, trachtete ihre Wünsche zu errathen und verschaffte ihr jede mögliche Erleichterung. Wenn sie es wünschte, las er ihr vor, oder spielte am Klavier; wenn sie Einsamkeit zu verlangen schien, errieth er es schnell, und entfernte sich unter schicklichem Vorwande.

Heute hilten ihn Geschäfte, die Laura kannte, entfernt; diese war fast den ganzen Tag sich selbst überlassen. Ihr kränklicher Zustand hatte sie gereizt, sie verfiel in tiefe Wehmuth. Arkadius blieb außer Hause. Ihr fielen die kurzen Träume ihres Brautstandes ein, seine heiße Liebe in der ersten Zeit nach ihrer Vermälung. Auch sie hatte nun andere Ansichten von der Liebe, dennoch schien sie ihr ein schönes, verlor'nes Gut, und sie war gerührt über den schnellen, hastigen Abschied.

Nun kam Arkadius; ein leiser Vorwurf entschlüpfte ihren Lippen, eine mahnende Erinnerung an die jüngste Vergangenheit. Arkadius sah sie verwundert und ungeduldig an.

— Liebes Kind, ich hatte geglaubt, daß auch du schon die Unzukömmlichkeit jener fantastischen Liebe er-

kannt haſt, die uns ohnehin zu lange miſtifizirte. Du biſt mir angenehm und ich dir, das genüge, danken wir Gott, daß jene thörichte Verblendung vorüber iſt. Erinnere dich, was der verſtändige Onkel geſagt hat: Zärtlichkeit, Schwärmerei und Eiferſucht ſind die drei Urübel der Liebe; ſeien wir zufrieden, daß ſie endlich verſchwinden, und belächeln wir den vergang'nen periodiſchen Wahnſinn. Wenn du erſt ganz geſund ſein wirſt, wollen wir viel in die Welt gehen, unſere Jugend, unſern Reichthum genießen, dann Laura werden deine krankhaften Grillen ſich ſchnell und fröhlich zerſtreuen.

In Laura's Buſen war eine Stimme, die ihm recht gab, und wieder eine, die es nicht that: ach, jene allvergeſſende, thörichte Liebe hatte ſie damals doch ſo ſeelig gemacht!

Vierzehn Tage waren ſeit dem Balle vergangen, und Laura war noch nicht hergeſtellt. Nun erſchien plözlich die Kriſis, der Grund der Krankheit wurde gehoben, aber die ſchönſte Hoffnung des jungen Weibes ging zugleich verloren. In ſtillen Stunden hatte ſie die fromme Mutterſeeligkeit vorausgefühlt, nun war ſie dahin. Sie fühlte ſich jezt ohne dieſe heilige Ahnung und Sehnſucht ſo einſam und verlaſſen.

Arkadius kam, tief betrübt theilte ſie ihm dieſe Nachricht mit. Er ſchien überraſcht, doch weniger gerührt und ſprach bald ſcherzend von der Zukunft. Als ſie hierüber betroffen ward, fragte er, ob ſie ſelbſt ſich doch nicht übler befinde. Sie verneinte es.

— Dann iſt ja Alles gut! Ich bedaure nur, daß du heute nicht ausgehen kannſt, um Dalinden's himmliſchen Geſang zu hören. Sie wird dieſen Abend bei Melanie Nordlandſagen ſingen, und uns Alle nach Walhalla verſezen.

Laura hatte ſich nach der Seite gekehrt und ſchwieg. Arkadius blikte hinüber, er ſah ihre Augen geſchloſſen und bemerkte die Thränen nicht, die ſtill unter den langen Wimpern floſſen. Nicht unzufrieden erhob er ſich leiſe und nahm den Hut.

Valerio kam, er winkte ihm ſtille zu ſein, und ſagte, ſie ſchlafe. Valerio ſah in das blaſſe Antliz und bemerkte alſogleich, daß ſie weinte. Arkadius ging; er ſchwieg und blieb.

Er ſpielte leiſe auf dem Flügel, Laura fing vernehmlich zu ſchluchzen an.

Er ſprang auf und ergriff ihre Hand.

— Reißen ſie ihr Herz von ihm los, Laura! Er verdient ſie nicht. Er erkannte ihre Blumenſeele nie,

seine ungeschikte Hand zerdrükt die Staubfäden ihres Herzens.

— So sprechen sie vom Freunde?

— Er nennt mich seinen; ich schäze Jeden nach seinem Maße: Ist Arkadius Herz werthlos, so taugt er vielleicht in anderm Fache. Reißen sie das ihre jezt schon von seinem und ersparen sie künftige Schmerzen.

— Und meine erste Liebe?

— War ein Traum, nur die irdische Ahnung der wahren. Alles Schöne soll der Mensch lieben und anstreben; wer es an einem einzigen Wesen sucht, betrügt sich um die hohe Schönheit des Universums. Soll unsere Liebe nicht bis an die unendlich schönen Gestirne, bis zu Mond und Sonne reichen? muß sie nicht die Reize des Frühlings mit allen Sinnen umfangen, und die Schönheit in Marmor und Tönen umarmen? Der Mikrokosmus der Weltschönheit ist das Gebilde des Menschen. Laßt uns aus tausend Bliken den ewigen Strahl saugen, von jeder schönen Lippe Begeisterung trinken, an jedem edlen Busen erwärmen. Wer der Schönheit treu ist, der ist es auch der Liebe. — Aber das taugt heute nicht für das Ohr des betrübten Weibes. Arme Laura, wie schön war die Hoffnung, die sie heute verloren haben. In

der Tiefe ihres Lebens webte der verkörperte Strahl der ewigen Liebe, wie beseeligend mußte die Geisternähe des geliebten, unsichtbaren Wesens gewesen sein! Arme Laura, junge, unglükliche Mutter!

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelegt und still fort geweint. Jezt neigte er sein Antliz über das ihre, und gab ihr einen sanften, langen Kuß. Die Theilnahme that ihr so wol, wie ein gestilltes Kind hörte sie zu weinen auf.

Achtes Kapitel.

Nordische Liebe. Die erste Liebe reproduzirt sich. Eine Entführung, die mit einem seltsamen Abenteuer in der Postkutsche endet.

Während Laura krank gewesen war und sich dann besserte, brachte Arkadius den größten Theil des Tages bei Dalinda zu. Sie erzählte ihm von den Wundern des Nordens, und ihre Worte trieben empor, stark und feurig wie die Geister der lezten Thule, ihre stolzen Augen warfen Flammen, gleich den Eisvulkanen ihrer Heimath. Sie sang ihm die Lieder der Heimskringla und der Edda, und die Geister des Nordens kamen ihm erhabener, würdiger vor, als Grichenlands weich-

liche Götter. Auf Wolken eilten sie vorüber, drunter lag die einsame Heide mit den Gräbern der Helden; am meerumbrandeten Felsen saß der Barde, der Sturmwind riß seinen Bart, die Harfe brauste durch Nacht und Wetter, und Malvina sang.

Arkadius fand an Dalinda Alles neu, originell und ergreifend; seine ganze Vergangenheit kam ihm matt und farblos vor, nun erst glaubte er im Zenith seines Lebens zu schweben. Der Gedanke an Laura war ihm gleichgiltig, die Erinnerung an die Bande, die ihn fesselten, lästig. Auch das Mädchen aus Thule fand sich von seltsamen Gefühlen bedrängt. Ungeduldig und ängstlich faßte sie oft mit beiden Händen an ihr Herz und wollte es zornig beruhigen, aber sein Schlag ward nicht leiser und ruhiger, und die trozige Lippe verzog sich wehmüthig lächelnd. Tiefgeheime Träumerei senkte die schweren Wimpern und bange Frühlingnebel stiegen in ihrer Seele. Sie wußte nicht, was sie that. Streng und heftig verwies sie den Freund aus ihrer Nähe, und rief ihn dann sehnsüchtig und überwältigt zurük. Die Liebe war in ihre Brust gezogen. Bis nun war das Herz in der stillen Ruhe des Winters gelegen in der seeligen Bewußtlosigkeit eines unerwekten Keimes, jezt war der

bewegte aufſtürmende Frühling eingezogen. Er überfiel ſie raſch und haſtig, wie am Polarkreiſe: das Eis ſprang, die Sonne brannte, und ſchnell und betäubend ſchoßen die Blumen auf und ſtrahlten und dufteten. Dalinda kannte die Welt und ſich nicht mehr.

Und wieder ſang ſie Malvinens Klage am einſamen Felſen, und wie ferner Meerduft ſtieg die Sehnſucht auf. Aber die gewaltigen Töne hatten jeden zitternden Gedanken in Arkadius' Seele erſchlagen, und als ſie endete, lag er zu ihren Füßen und hatte Alles, nur nicht das Entzüken des Augenbliks vergeſſen. Sie ſprang auf und ließ die Harfe ſinken; ſchon war die Hand ausgeſtrekt, die ihn zurükſtoßen ſollte, da öffnete ſie laut weinend beide Arme und ſank an ſein Herz.

Dieſe Stunde hatte über ſie entſchieden; ſie glaubte Arkadius, als er ihr ſchwor, er habe Laura nie geliebt, und ſei nun erſt aus äffender Täuſchung zur erſten Liebe erwacht, die Krone der Liebe wollte ſie erringen um jeden Preis der Erde. In ihrer Seele wuchs der Gedanke der Flucht; jenſeits der gefrorenen Meerfluth, hinter den nebligen Geiſterfelſen wollte ſie ein geheimes Thal für ihre Liebe ſuchen. Arkadius war zu Allem bereit. Schnell, wie die Früchte des Nordens ſollte

der Entſchluß zur That reifen; der Tag der Flucht ward beſtimmt.

Nicht ohne innere Bewegung ſaß Arkadius heute das lezte Mal mit Laura beim Mittagmale, aber ſie galt weniger der Erinnerung an die Vergangenheit oder einer Anwandlung von Reue, als den Plänen der Zukunft und beſorgter Hoffnung. Er erhob ſeine Blike nur ſelten und bemerkte nicht, daß Laura, obwol ſie bereits hergeſtellt war, heute bläſſer ausſah als die lezten Tage, und daß ihre weißen, zarten Hände merklich zitterten. Beide ſprachen nur ſehr wenig; nach Tiſche ſtand er haſtig auf und eilte nach einem flüchtigen Gruße gegen die Thüre. Doch zögerte er nun einen Augenblik und Laura that eine gleichgiltige Frage. Er ſah ſie an und reichte ihr die Hand zum Abſchiede hin, ſie nahm ſie; die ihre war kalt. Beide ſchienen in Gedanken, doch ſprachen ſie nicht weiter und Arkadius ging.

Es war Abend geworden. Arkadius hatte am vorhergehenden Tage ſein Vermögen verzeichnet, redlich getheilt, die eine Hälfte zurükgelaſſen und die andere Hälfte in Gold und Papieren zu ſich geſtekt. Auch Dalinda hatte Alles zur Flucht bereitet. Im ſtillen Dunkel der einbrechenden Nacht verließen ſie ihr Haus

und ſchlichen auf Umwegen dem Poſthofe zu, unter fremden Namen hatte Arkadius zwei Pläze im Schnellwagen bis in den Badeort im Gebirge genommen; dort, wo ſie unbekannt waren, beſchloſſen ſie, unverdächtig für die bequemere Weiterreiſe zu ſorgen. Sie hatten abſichtlich gewartet, bis die Stunde zum Abfahren ſchlug. Jezt erſt erſchienen ſie in dem Poſthauſe; der Kondukteur hatte bereits über das ungebührliche Ausbleiben der Paſſagiere geſcholten und empfing ſie brummend. Flüchtig beſah er ihre Karte und drängte zum Einſteigen. Eben waren auch die zwei andern Reiſenden gekommen, und um Zeit zu gewinnen, riß der Poſtillon auch die zweite Wagenthüre auf. Der Portier hob ſeine Laterne in die Höhe, um den Fremden, die von beiden Seiten einſtiegen, zu leuchten; dieſe ſchienen kalt zu haben, denn ungeachtet der lauen Sommernacht zogen ſie ihre Kragen gewaltig über die Ohren. Dennoch geſchah es, daß der Dame, die Arkadius gegenüber einſtieg, in ihrer Haſt der Mantel hinunterſank, das Licht der Laterne fiel voll in ihr Geſicht.

— Halt, das iſt Laura!

— Himmel, Alles iſt entdekt, wir ſind verloren!

Auch Dalinda ſtieß einen Angſtſchrei aus und

Laura sank kraftlos vom Wagentritte dem Manne in die Arme, der mit ihr gekommen war und ihr beim Einsteigen geholfen hatte.

— Fassen sie sich, ich werde sie mit meinem Leben vertreten.

— Auch du hier, Valerio!

— Leugnen wäre unnüz und feig: Arkadius, du hast Laura vernachläßigt, deren du unwerth warst, ihre köstliche Liebe habe ich errungen. Meinen Bitten, meinen Beschwörungen gelang es endlich, sie zur Flucht zu bereden, das Übrige weißt du. Ich bin zur Rechenschaft bereit, — ich, ihr Entführer.

— Flucht, Entführung! das ist herrlich, das ist prächtig! o komm' her, Laura und laß dich küssen. Auch ich entführe — Dalinda.

Selbst Valerio konnte sich nur mühsam fassen. Arkadius aber drängte seine Frau nun selbst zum Einsteigen und half ihr dabei. Er präsentirte die Damen einander.

— Das findet sich köstlich zusammen, jubelte er.

Der Postbeamte mahnte mürrisch an's Abfahren, auch Valerio stieg ein.

— So laßt uns denn fröhlich die Badereise miteinander beginnen.

— Es lebe das junge Jahrhundert!

Neuntes Kapitel.

Rokoko fährt im Dampfwagen über Eisenbahnen, er hat seine Zeit und sich überlebt. Wie Familienzüge allmälig degeneriren. Häusliches Glük der Modernen.

Es waren seit dem Vermählungstage unseres Paares fast zwei Jahre vergangen; der Onkel wollte es wieder einmal besuchen. Auch Schwabenland war nicht mehr wie ehemals, in seinen Flüssen rauschte das Rad der Dampfboote und die Tannen des Schwarzwaldes sanken unter der Axt des Straßenerbauers, der nivellirend die Eisenschienen in den widerstrebenden Boden fügte. Bis in den geheimen Winkel, den Rokoko bewohnte, drang der Flügelschlag der rastlosen Neuerung. Samuel und der Schimmel waren bereits zu den Vätern versammelt worden, der ferne Neffe blieb das einzige Wesen, das dem alten Doktor verbunden war.

Er kroch heraus aus seiner Waldeinsamkeit und schaute die Welt mit großen, verwunderten Kinderaugen an. Er suchte ein Fuhrwerk für seine große Reise, und man wies ihn zur Eisenbahn. Die Entfernungen wurden nur mehr nach Stunden berechnet. Der Onkel nahm einen Plaz und saß eine Stunde vor der Abfahrt mit Regenschirm und Pelz im Wagen. Er hatte

Zeit genug, die riesigen Fahrgebäude, die aneinander hingen, zu betrachten; sie schienen für die Elefanten des Pirrhus erbaut. Endlich sprang ein junger Mann in den Wagen und that, als ob er allein wäre. Der Onkel räusperte sich und schnarrte, der Jüngling sah in die falbe Herbstlandschaft. Der Onkel zog endlich seine goldene Dose heraus, schnippte freundlich und bot ihm zuversichtlich eine Prise. Der Reisegefährte glozte ihn über seinen riesigen Schnurbart an und wendete sich gleichgiltig wieder gegen die Seite. Das erste Mal schlug dem Onkel sein feiner Spagniol nicht an. Mehre Reisende kamen und stiegen in den Waggon, jeder suchte den besten Siz und warf sich so bequem als möglich zwischen die Nachbarn. An des Doktors anderer Seite saß ebenfalls ein junger Mann, dessen Gesicht unter namenlosen Bärten unsichtbar war; auch der schaute schweigend vor sich hin. Dem Onkel ward unheimlich zu Muthe, doch galt es wieder einen Versuch. Er fragte bescheidentlich, ob nicht bald eingespannt werde. Der zweite Fremde gab keine Antwort, aber einige der übrigen Reisegefährten sahen sich nach Rokoko um und lachten ihm verächtlich unter die grauen Haare. Er schaute sie verwundert der Reihe nach an; jezt verbreitete sich ein widriger Schwefel-

dampf, und plözlich wurde das Rieſengehäuſe im Sturme entführt. Rokoko ſchlug ſich vor den Kopf.

Die Wagenburg flog mit glühenden Rädern über die Ebene, Stoppelfelder und gemähte Wieſen flüchteten in ungewiſſen, gelbgrünen Streifen vorüber, und vorne ſtieg die dunkle Rauchſäule der Wüſte. Einzelne Gebäude mit Kupferdächern und langen Fenſterreihen lagen zerſtreut in der Landſchaft, und Fabrikräder und Waſſerwerke klapperten auf allen Seiten. Statt der grünen Ufer mit Erlengebüſch und Waſſerblumen fand der Onkel heute ſteinerne Dämme und Schleußen. Die großen Lindenbäume an den Dörfern waren umgehauen und verwerthet, die Obſtzucht hatte zugenommen. Die Begegnenden trugen beſſere Hüte, doch keiner zog ihn zum freundlichen Gruße. Unfern eines Weilers ſtand ein Pfahl mit der Leiche eines Gerichteten, ein Soldat ſchritt daneben auf und ab. An der Straße ſaßen ein paar Krüppel und reichten ihnen verſtümmelte Glieder und blutige Lumpen entgegen. Alles ſchien anders, nur das Laſter und das Elend übte noch ſeine alten Rechte.

Dem guten Onkel ward ſchwindelig zu Muthe; die betäubende Dampffahrt warf in ſeltſamem Humor die Bilder des Lebens durcheinander. Nach mehren Stunden

hilt der Wagen an einem Bahnhofe; Alle eilten zur Abendmalzeit. Der Onkel kannte keine Speise und verlangte Sauerkraut mit Würsten; der Küper sah ihn an, als hätte ihn nach der Eichelmastung der alten Germanen gelüstet. Es gerathe nicht mehr, hieß der Bescheid. Der Doktor sättigte sich so gut es gehen mochte.

Hier gab es langen Aufenthalt, die Fahrt wurde erst gegen Morgen fortgesezt; bald kam er am Reiseziele an. Er fragte nach dem Neffen, man wies ihm ein noch prächtigeres Hôtel, als er das lezte Mal getroffen hatte. Der Portier wollte ihn nicht einlassen, aber mit dem goldbeschlagenen, spanischen Rohre drang er durch. Ein Bedienter übergab ihn dem andern, der Kammerdiener ließ ihn endlich achselzukend in des gnädigen Herrn Zimmer. Obwol der Neffe schlecht geschlafen zu haben schien, warf er sich doch mit einem lauten Ausrufe an des Onkels alte Brust, der Greis schluchzte vor Freude.

— Wie geht es dir, Junge?

— Recht wol.

— Was macht Laura?

— Sie befindet sich ohne Zweifel ebenfalls wol.

Er klingelte, ein Bedienter erschien.

— Iſt Madame zu Hauſe?

— Eben kommt ſie die Treppe herauf aus dem Garten.

— Sage er der gnädigen Frau, ich laſſe ſie erſuchen, ſich herüber zu bemühen, wir hätten einen ſehr werthen Gaſt.

Aber der Onkel ſprang ihr ſchon in faſt jugendlicher Lebhaftigkeit den Korridor entgegen. Mit lieblichem Lächeln und vielen Worten begrüßte ſie ihn, und bot ihm die Wange zum Kuße. Sie war faſt noch ſchöner geworden, als da er ſie verlaſſen hatte.

— Wenn ich ein Narr wäre, ſchrie der Onkel in ſcherzhafter Laune, daß mich dein Gatte erſchlägt, oder daß ich mich auf Diſtanz ſtellen muß!

— Aber, Onkel!

— He, Junge, was machen die allerliebſten Piſtölchen?

— Ich ſchieße Spazen damit.

Nun kam auch Valerio, und die Begrüßungen wurden wiederholt.

— Aber was ſchwazen wir da, laßt mich euren Buben ſehen, den Blizjungen, drei Monate hat er, he?

Es wurde bejaht, und man begab ſich in einen andern Flügel des Hauſes.

— Hat er recht blaue Augen, wie der Frühhimmel, und Haare blond wie Seidenflachs?

Er erhilt keine Antwort.

— Wem iſt er aus dem Geſichte geſchnitten, dem ehrlichen Großvater, oder der Witwe mit den drei Männern?

— Er ſieht eigentlich beiden ähnlich, nur muß man die Züge richtig auffaſſen.

Sie traten in die Kinderſtube; das Kind lächelte in der Wiege, der Großonkel nahm es auf und herzte es. Dann erſt fand er Zeit, es genauer zu betrachten.

— Aber Bliz! der Junge hat ja Augen, ſchwarz wie Kohlen, und Härchen wie ein Rabenflügel, — und Wetter! ſo jung er iſt: ſein Näschen biegt ſich ja ſchon wie der Schnabel eines Geiers; ſpaßig, die erſte Adlernaſe in unſerer Familie; ſeht, Leutchen, das kommt Alles von der Eiferſucht her, das ändert die Sitten und mit ihnen die Züge. Laura ſah ſeitwärts, auch Arkadius und Valerio ſchwiegen.

— Nicht wahr, Lorchen, dein Mann plagt dich noch recht mit Galle und Eiferſucht?

— Nein, Onkel, ſie thun ihm Unrecht.

— Ich kenne dich, du geduldiges Lamm, du ertragſt es ſtill und ſchweigſt.

— Theurer Onkel, begann Arkadius, jene Zeit kindiſcher Liebe iſt vorüber, wir wurden klüger nnd ſie werden ſich überzeugen, daß mich dieſe läſtige Leidenſchaft völlig verlaſſen hat.

— Soll ich ihm glauben, Doktor der freien Künſte?

— Ich ſage gut für ihn.

— Brav dann, junge Leutchen! laßt euch um ſo herzlicher begrüßen. Aber kommt, tragen wir den Kleinen in euer Schlafzimmer, dort wird es uns erſt recht wol und heimlich zu Muthe werden.

— Wollen ſie in mein oder in Laura's Schlafzimmer kommen?

— Wie meinſt du das?

— Laura zieht die Morgenſonne vor, ich liebe das Abendroth, wir wählten darnach unſere Schlafzimmer.

— Seid ihr närriſch? Mann und Weib gehören zuſammen. Aber ich verſtehe, das iſt ſchon wieder ſo ein ſchwärmeriſcher Einfall, den Eines oder das Andere von euch ausgeheckt hat, — das iſt hoch, das iſt poetiſch. Da ſchmachtet nun Eines nach dem Andern, und girrt und iſt ſehnſüchtig und ſucht die zweite Hälfte und findet ſie.

— Aber, Onkel!

— Schwärmerei iſt es und nichts anders!

— Sie thun uns Unrecht; ich muß ihnen noch ein Mal bemerken, daß jene thörichten Zeiten vorüber und wir feine, verständige Leute geworden sind.

— Hu, hu, das ist ein Prangen und Prunken mit Klugheit und Vernunft, und seht, ich glaube kein eitles Wörtchen.

— Bleiben sie nur recht lange bei uns und sie werden sich von unserer Besserung überzeugen.

— Lange bei euch bleiben! ich glaube, daß ihr mich lieb habt, aber das geht euch nicht ganz vom Herzen. Euch verliebten, jungen Leuten ist jeder Dritte lästig, ich weiß es leider, eure Zärtlichkeit möchte in ewiger Einsamkeit über sich selbst brüten.

— Onkel, sie können in der That recht hartnäkig sein; überzeugen sie sich endlich nach Allem, was ich ihnen gesagt habe, daß wir uns geändert — gebessert haben. Wir haben jene läppische Zärtlichkeit schon längst abgelegt.

— Daß ich euch glaubte, ihr nicht mehr zärtlich! Das wäre nächst den Dampfmaschinen das zweite Ding auf diesem Erdenrunde, das ich nicht recht begreife.

— Armer Onkel Rokoko! Der Schreiber dieses ist der unvorgreiflichen Meinung, daß dir noch Manches

begegnen dürfte, das deine ehrlichen fünf Sinne nicht recht verstehen können. Die Zeiten sind anders geworden, Alter! So war es freilich nicht anno 1700 und so und so viel, als noch deine Mutter dich jeden Abend dem Schuzengel empfahl, und ungeachtet des steifen, brokatnen Reifroks mit treuer, nie versiegter Zärtlichkeit liebte, — als deine Tante dir den Zopf das erste Mal puderte, mit dem elfenbeinernen Messer die junge Stirne säuberte und dir dann einen sanften Backenstreich auf die gesunden, rothen Wangen gab, — als sie dir den ersten Paradedegen umhingen und du mit kindischem Anstande im Kreise herumschleiftest und den Beifall nikenden, alten Damen eine halbe Stunde die Hände küßtest. So war es freilich nicht, als dein Herz dann das erste Mal in junger, furchtsamer Liebe schlug, als du mit zierlich gespizten Fingern und zitternder Hand ein Mal — ach, es geschah nicht wieder! — ihr eine Rose hinreichen durftest und dann für lange Zeit Abschied nahmst. So war es damals freilich nicht, guter Rokoko, als du im schwarzen Talare und in der langen, prächtigen Alonge da saßest und der ehrwürdige Rektor dir mit zierlicher Rede in zizeronianischem Latein den Doktorlorbeer überreichte. Ach, zwei Augen sahen

ſchüchtern auf dich aus der Menge, ſie gehörten einer frommen, jungen Hausfrau, die im bemalten Gebetbuche eine verwelkte Roſe trug. Jahre lang lebteſt du dann in ihrer Nähe, aber du ſpizeſt die Finger nicht wieder ſo zierlich wie damals, und präſentirteſt weder ihr noch ſonſt einem Weibe je eine Roſe mehr. Armer Rokoko, ich fürchte ſehr, deine Zeit iſt vorüber, und du begreifſt den Fortſchritt der Gegenwart nicht mehr. Steig' zu Grabe, ehrlicher Greis! dein Schädel iſt zu alt, um noch zu lernen, — und könnteſt du es, wer weiß, ob dich die neue Wiſſenſchaft froher machte. Steige zu den Vätern hinab! — Aber werden die alten Herren mit Haarbeutel und Rollloke dich ohne Zopf in ihre ehrwürdige Verſammlung aufnehmen, und wird deine zärtliche Mutter und das fromme Weib mit der welken Roſe dich im ſeltſam verſchnittenen Frake ohne Stahlknöpfe und Bordenweſte wieder erkennen? Doch, ich hoffe für dich, Rokoko! biet' ihnen die treue, deutſche Hand und das alte, unveränderte Herz, und ſie werden dich willkommen heißen, und die alte Tante wird dich für die Geſellſchaft wieder anſtändig friſiren, und dir dann einen zärtlichen Backenſtreich geben.

Im Verlaufe der Zeit mußte ſich der Onkel frei-

lich überzeugen, daß ſich Arkadius und Laura geändert hatten. Sie wohnten in abgeſonderten Hausthei-len, empfingen verſchiedene Beſuche. Wo eine Geſellſchaft, ein Ball gegeben wurde, fehlten ſie nie. Sie ſchwärm-ten nicht mehr, ſondern ſprachen wie feine, gebildete Leute. Sie hatten den Hang zur einſamen Zärtlich-keit verloren; wenn ſie ſich beim Frühſtüke manchmal zuſammenfanden, bot Laura dem Gatten die blühende Wange, er ſagte ihr etwas Verbindliches und küßte ſie. Auch die häßliche Eiferſucht war vorüber, jedes hatte Vergnügen, wenn das andere gefiel. Dabei waren ſie ſtets artig und voll gegenſeitiger Gefälligkeit, klagten nie, und ſchienen ſtets zufrieden mit einander. Sie galten in der Geſellſchaft als ein Muſter für jede Ehe.

— Nicht wahr, ſie haben ſich gemacht, Onkel Rokokochen? fragte Valerio den alten Doktor, können ſie ſich ein Paar denken, das glüklicher wäre?

Der Onkel lächelte ihm blöde entgegen und wußte nicht zu antworten.

Eine Siesta.

Eine Siesta.

Ich hatte Eile, den Süden Italiens zu erreichen. Die Eisenbahnen waren dort noch nicht eingerichtet, ich fuhr daher, um Zeit zu gewinnen, auch in den Nächten, und gönnte mir in den dazwischen liegenden Städten keinen Aufenthalt. Da mir diese von früheren Reisen größtentheils bekannt waren, so konnte ich mich um so leichter zu dieser Maßregel entschließen. In solcher Weise war ich ungefähr funfzig Stunden durch Seitenthäler und über die Bergketten der Apenninen gefahren, ohne des süßen Schlafes, des homerischen Sorgenbezwingers genossen zu haben. Ich hatte in dieser Zeit die Fahrgelegenheiten wiederholt gewechselt; bald vertrieb eine geschwätzige Donna den ambrosischen Schlaf in der Diligence, bald bedrohte mich, falls mir in seiner Umarmung die Glieder gelöset würden, die zweiräderige Sediola mit einem halsbrecherischen Sturze. In dieser lezteren Lage hatte ich mich seit dem jüngsten Morgen befunden; ich mußte

mich auf einem schmalen offenen Sitze fast wie im Sattel erhalten, dazu brannte die Sonne mit allem Feuer eines wälschen Junitages auf meinen Scheitel, und die gewitterschwere Atmosfäre hätte Jeden, der sich nicht, so wie ich, in fast schwebender Lage befunden hätte, zweifellos in Schlummer gewiegt. Ich widerstand, denn ich mußte es; wenig Trost gewährte es mir dabei, daß in den nahen Lorbeer- und Ginster-Gebüschen mehr Nachtigallen schlugen, als je das Ohr eines deutschen Dichters vernommen hatte; ich versuchte, da ich doch wachen mußte, eine Ode an den Schlaf zu dichten, allein die Sonne hatte heute die poetische Ader meines Gehirns bereits ausgetrocknet, und mein Zustand glich ungefähr dem der Schatten, die in dämmeriger Träumerei an den Ufern des Kozitus umher irren. Nur ein Gedanke war mir noch klar, daß ich heute noch einige Stunden schlafen werde. Ich hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß der Postwagen, mit dem ich heute noch von Spoleto nach Rom weiter reisen wollte, erst ungefähr um neun Uhr Abends abgehe, während ich bei guter Fahrt bald nach vier Uhr Nachmittags dort anlangen konnte. Die Aussicht auf gutes Trinkgeld beflügelte meinen Wagenlenker, und dessen Peitsche sein Maulthier. Wenn es in Ver-

leugnung seiner bessern Hälfte, ungeachtet der nie endenden Hiebe, im Laufe nachließ, wendete sich der Kutscher an die Eselnatur in ihm und stachelte es mit dem Stiele. Nie wäre ich weniger geneigt gewesen in einen Verein gegen Thierquälerei einzutreten als heute, das unermüdliche Geknalle und Antreiben erquikte vielmehr mein Herz und der hinter uns aufwirbelnde Staub war mir wolgefälliger Opferrauch. Es versteht sich von selbst, daß ich der Merkwürdigkeiten Spoleto's mit keinem Atome gedachte; was kümmerte mich heute der Aquädukt der Lombardenherzoge, — der Widerstand, den es einst dem siegenden Hannibal leistete, — was der Palast des Theodorich und Narses? Heute wollte ich in der berühmten Lombardenstadt nur Siesta halten und malte mir mit erhizter Fantasie bereits die Freuden des Schlummers. Zum Gluke hatte ich das in Spoleto Sehenswerthe schon ein anderes Mal in Augenschein genommen; ja ich hatte noch mehr gethan, ich konnte mich rühmen, den eigenthümlichen Karakter der Stadt, Spoleto's Genius herausgefunden zu haben: ich hatte es in stiller Mondscheinnacht in all seinen Straßen und Winkeln durchwandert.

Spoleto ist eine Stadt der Todten; seine geringfügige Gegenwart ist der Grabhügel einer großen ge-

waltigen Vergangenheit. Noch starrt sie dem Beschauer aus Häusern und Monumenten entgegen, aber nur in der Nacht, deren fahle Beleuchtung zum hohläugigen Anblike der fenster- und thorlosen Paläste paßt und die gespensterhafte Größe seiner öden Pläze und verfallenden Bauwerke genügend hervorhebt. Nicht nur seine Gassen und Märkte sind verlassen, auch die Häuserreihen, die sie bilden, sind theilweise unbewohnt, der Mond scheint geisterhaft durch ihre Giebel und Bogen, und im Innern derselben rauscht und tröpfelt es geheimnißvoll von den Wassern der gebrochenen Aquädukte.

Heute aber war ich nur ein Fanatiker des Schlafens, und als sich endlich Spoleto's Kastell vom schwülen Horizonte ablöste, gedachte ich lediglich dieses langentbehrten Genusses. Endlich polterte mein Fuhrwerk über das knollige Pflaster der Stadt; mein Befehl für den Kutscher lautete an den Gasthof zu fahren, der dem Postgebäude am nächsten lag; ich wollte mit der Minute geizen. Wir fuhren in eine aufwärts steigende Straße, mein finsteres Schikſal wollte, daß sie in der Nähe des Hôtels der ganzen Breite nach mit Leuten gefüllt, und also nur langsam vorwärts zu kommen war. Es mußte dort etwas zu sehen geben, ich war aber Alles mehr als neugierig und verwünschte das

Verhängniß; mein Kutscher wußte Auskunft, er versprach, mich durch Seitengäßchen am kürzesten Wege zur Hinterpforte des Gasthofes zu bringen, wo derselbe aber allerdings ein minder wohnliches Aussehen haben sollte. Was kümmerte mich dies, ich nikte, er lenkte ein; die Sediole schoß durch krumme Gassen, bald darauf hilt sie an, wir waren am Ziele. Das beruhigte mich, obwol der Gasthof hier fast einer deutschen Burgruine glich. Daß gleichwol das Gasthofzeichen ober der Einfahrt hing, genügte mir. Wir kamen in einen Hinterhof; in Ermanglung einer Gloke schrie mein Fuhrmann aus vollem Halse, der Garçon eilte alsobald über eine zerfallene Treppe und begann mit Vorwürfen gegen den Kutscher, daß er nicht an die Façade gefahren sei. Ich tröstete ihn und verlangte nach einem Zimmer, eigentlich nach einem Bette. Alles besezt, lautete der Bescheid; ich hätte mich an dem Kerl vergreifen mögen. Der Kutscher versprach dem Oberkellner in meinem Namen zuversichtlich ein Geschenk; ich wolle mit dem heutigen Kurier nach Rom reisen und müsse bis dahin nothwendig schlafen. Der Kurier sei allerdings eben im Salone des Hôtels, bemerkte der Junge nach einigem Zögern, aber es sei im ganzen Hause in diesem Augenblike nur noch ein Bett

disponibel, und dieſes wage er einem Gentleman nicht anzubieten.

— Und warum nicht? fragte ich gereizt.

— Weil es ſo eben erſt verlaſſen wurde.

— Friſche Wäſche darauf, ich will darin ſchlafen, ſchrie ich, und wenn ſo eben der Teufel darin gelegen hätte.

— Da ſei Gott für, meinte der Kellner, friſche Wäſche wäre übrigens ſogleich bei der Hand.

Ich ſtieg bereits die Treppe hinauf, der Garçon folgte. Zu meiner Beruhigung führte in einem obern Stokwerke ein kurzer Gang auf einen Vorſal, der ganz einladend ausſah. Der Burſche fragte, ob ich in den Salon treten wolle, um das Fahrgeſchäft zuerſt abzumachen, und etwas Imbiß zu nehmen, während mein Zimmer beſorgt würde. Ich empfahl Schnelle und verlangte nur Wein und kalte Küche.

Im Salon traf ich den Poſtſchaffner; unſere Beſprechung war kurz, er übernahm die Sorge für mein Felleiſen und ich ſtürzte ein paar Gläſer Wein hinunter. Der Kellner erſchien noch nicht, ich läutete, und als er kam, verlangte ich ungeduldig, in mein Zimmer geführt zu werden. Er wollte erſt alle Vorbereitungen beendet wiſſen, ich ſezte jedoch abermals meinen Willen durch.

Wir gingen über einen Korridor und waren bald am Ziele. Ein hohes, geräumiges Zimmer empfing uns, die geschlossenen Fensterladen hatten die Luft kühl erhalten, und die Dämmerung, die dadurch hervorgebracht wurde, hätte auch minder Müde zum Schlafen eingeladen. Ich schritt geradezu auf das Bett os, auf dem zwei andere Burschen so eben die frische Wäsche besorgt hatten. Ich prüfte es und war zufrieden; jezt wollten sie im Zimmer noch allerlei aufräumen; das hilt ich für Frevel am heiligen Schlafe und untersagte es. Ungern stellten sie ihre Dienstfertigkeit ein, es gelang ihnen, nur noch ein paar weite, dunkle Teppiche fortzuschleppen.

Ich befahl ihnen, mich zur rechten Stunde zu weken, sie wünschten mir vergnügten Schlaf; als sich die Thüre hinter ihnen schloß, fühlte ich mich vollends glüklich.

Ich legte nur die Oberkleider ab und bestieg dann das Himmelbett, das selbst in Italien unter die stattlichsten und höchsten gehören mochte; übrigens war es vortrefflich, und hätte das Zimmer nicht ein feiner Wolgeruch von Räucherwerk durchdrungen, so wäre ich ganz zufrieden gewesen. Aber die dienstfertigen Burschen hatten ja nicht wissen gekonnt, daß ich derlei nicht besonders schäze, auch versprach der Luftzug durch die

Jalouſieen nach und nach dem Übelſtande abzuhelfen. Dieſe Hoffnung war mir kaum noch ganz klar geworden, als ich bereits eingeſchlafen war und meine Gedanken allen irdiſchen Dingen abgewendet hatte.

Von dem Schlafe, der hierauf folgte, weiß ich dem Leſer nur ſo viel zu erzählen, daß er einer der tiefſten, harmloſeſten war, der je ein Menſchenauge geſchloſſen hat.

Dennoch erwachte ich, ehe die Kellner mich zur Abfahrt riefen, die Erwartung derſelben mußte es bewirkt haben oder der grelle Lichtſchimmer, der, ſo weit es die Balkenverſchiebungen erlaubten, auf den Oberboden des Zimmers fiel.

War der Schlaf auch nur kurz geweſen, er hatte mich doch wunderbar geſtärkt, und da ich von der Helle des Tages nichts mehr bemerken konnte, ſo ſtand ich auf. Die Stunde der Abreiſe mußte ſehr nahe ſein, unterdeſſen konnte ich meine Neugierde befriedigen, da der Glanz der Beleuchtung auf irgend ein Straßenfeſt ſchließen ließ.

Ich öffnete die Balken; die Nacht war bereits angebrochen, unter meinem Fenſter wogte eine dunkle Menſchenmaſſe, in welcher mehre Reihen brennender Fakeln einen ſcharf beleuchteten Kreis gerade vor dem

Gasthofe bildeten. Es war nicht zu zweifeln, daß es sich um ein feierliches Leichenbegängniß handelte. Die Fakeln wurden von vermummten Gestalten in weißen, rothen und schwarzen Talaren mit Kapuzen getragen. Von andern Gelegenheiten war es mir bekannt, daß es die Todtenbruderschaften waren, die eigens zum Behufe festlicher Leichenzüge an vielen Orten Italiens bestehen. Der Zug der Priester, der jezt heran kam und in das Haus einlenkte, zeigte an, daß die Leiche sich in selbem befand; sie mochte nach der Gewohnheit des Landes schon vorher im Thorwege ausgestellt gewesen sein, und die zuströmende Menge der Leute, die sie sehen wollten, uns beim Einfahren die vordere Gasse zum Gasthofe versperrt haben.

Das Leichenbegängniß der Reichen ist in Italien im wahren Sinne des Wortes ein Spektakel. Beinahe die eine Hälfte ihrer Mitbürger nimmt als Mitwirkende daran Theil, die andere Hälfte bildet die Zuschauer. Bahre, Leichenwagen, Kreuze sind mit Kränzen und Trauerflören überladen; obwol jeder Leichenbegleiter eine brennende Kerze trägt, sind noch überdies Fakeln in verschwenderischer Weise angebracht, die langen vermummten Züge der Bruderschaften machen einen gespensterhaften Eindruk, und die späte Abendstunde,

die meistens gewählt wird, ist mit ihrem geheimnißvollen Dunkel die rechte Folie solcher Aufzüge. Dabei fungiren lange Reihen von Priestern in reichen Talaren; Posaunenklang und Chorgesänge erheben das Feitliche des Eindrukes.

Ich lehnte im Fenster und widmete meine volle Aufmerksamkeit dem Gepränge. Jezt schlossen die Priester einen Kreis zwischen den Fakeln, die Leiche wurde in der Mitte aufgestellt und das de profundis begann.

Ein kühler Luftzug streifte in diesem Augenblike von rükwärts über mein Gesicht, es mochte die Thüre des Gemaches geöffnet worden sein; ich sah um. In der That war ich nicht mehr allein; hinter mir stand ein Mann in den mittleren Jahren, im schwarzen Habite, wie ihn die Abbés in Italien zu tragen pflegen, mit den weißen Streifen über der Brust und langen Pleurenfen aus Spizwerk.

Ich grüßte und wollte in der Fensterbrüstung bequemeren Plaz machen; mit leisem Nikken lehnte er es ab, er schien völlig mit dem Anblike der Leichenfeierlichkeit beschäftigt zu sein, die ihn nach seinem Traueranzuge zu schließen auch näher angehen mochte.

Der Fakelschein fiel voll in sein Gesicht, das in

seiner Bläſſe aus dem Dunkel des Gemaches um so schärfer hervortrat. Es trug jene feinen Züge, die uns an einigen Bildniſſen Vandiks so sehr anziehen, es war aber zugleich mit einem tiefen Ernſte übergoſſen, der darin ſelbſt das Gefühl von Trauer nicht aufkommen ließ. Unwillkührlich mußte ich noch ein paar Male nach meinem ſtummen Geſellſchafter umblikken; er ſchien meine Gegenwart nicht weiter zu berükſichtigen; er ſtand hoch aufgerichtet, die weißen Hände über der Bruſt gefaltet, die Augen auf die Leiche unten gerichtet. Ich konnte darin keinen Schimmer einer Thräne bemerken, eine unbeſiegbare Starrheit erfüllte alle ſeine Züge.

Dieſer Gaſt war mir beinahe unheimlich; ich geſtehe, daß ich es überhaupt nicht liebe, wenn Jemand, mit dem ich nicht rede, längere Zeit mir gleichſam im Genike ſteht, es erregt mir ein Gefühl von Mißbehagen, das durch den unwillkommenen magnetiſchen Rapport mit einem fremden Dunſtkreiſe entſtehen mag.

Um die trübſinnige Betrachtung meines Gefährten nicht zu ſtören, ertrug ich diesmal ganz ruhig das leiſe Schaudern, das über meinen Rüken lief, und beſah mit um ſo größerem Eifer die Leichenzeremonie. Nachdem die Bahre mit Weihwaſſer beſprengt war,

bewegte ſich der Zug. In langen, feierlichen Reihen ſchritten die Todtenbrüder vorüber, darauf die Prieſter, dann die Bahrträger, zulezt das Volk. Der Geſang tönte ferner, der Fakelſchein wurde matter, jezt verſchwand die Leiche hinter der Straßeneke.

Der Reſt war des Betrachtens nicht mehr werth; ich beſchloß, mich jezt durch ein Geſpräch vom unheimlichen Eindruke zu befreien, den mein Geſellſchafter auf mich geübt hatte, und wendete mich um.

Er war nicht mehr zur Stelle, womit ich ebenfalls zufrieden war. Das Zimmer erſchien meinem, vom Fakelſcheine geblendeten Auge jezt ganz dunkel; es mochte ſchon um die Stunde der Abreiſe ſein.

In dieſem Augenblike kam der Garçon mit Lichtern und entſchuldigte ſich, daß er mich ſo lang im Finſtern gelaſſen habe. Der Antheil am Leichenbegängniſſe hatte auch ihn in Anſpruch genommen. Der Poſtſchaffner hatte bereits nach mir gefragt, es war Zeit zum Fortgehen.

Auf meine Frage, wen ſie ſo eben zu Grabe getragen hätten, erwiderte der Junge, es ſei des Hausherrn Bruder, der Abbate geweſen. Er ſpendete ihm, während ich Reiſekappe und Mantel nahm, einiges Lob und gleichſam aus Erkenntlichkeit für das Trinkgeld,

das ich ihm jezt zukommen ließ, leuchtete er mit dem Armleuchter nach der Wand und bemerkte, daß ich hier sein Bildniß sehen könne.

Im schweren Goldrahmen hing es vor mir; der Verstorbene trug den schwarzen Mantel mit weißen Halsstreifen und Handkrausen, die Züge waren ernst und fein, wie von Vandik gemalt.

Mich überkam eine Erinnerung, als wären mir diese Züge schon irgendwo vorgekommen, als hätte ich eben erst in ähnliche gesehen. Der Bursche hatte die Lichter wieder gesenkt, das Bild zerfloß in Dämmerung.

Ich warf noch einen Blik in das Gemach, das ich zu verlassen im Begriffe stand; hohe, silberne Kandelaber, am Fußboden zusammengestellt, funkelten aus einem Winkel, dahinter schien ein Kreuz zu liegen; das Bett, das ich vor Kurzem verlassen hatte, stand hoch und dunkel in der Mitte des Gemaches. Mich überflog ein unheimlicher Einfall.

Vor der Zimmerthüre kam mir bereits der Kondukteur entgegen, unten blies der Postillon; in Gedanken versunken folgte ich dem erstern die Treppe hinunter und warf mich in den Wagen.

Noch während ich auf den Pflastersteinen von Spoleto hinrasselte, war es mir bereits klar geworden, daß

ich auf dem Paradebette, von dem erſt kurz vor meiner Ankunft die Leiche genommen wurde, Sieſta gehalten hatte. Auch fiel mir die alte Rokenſtubenmähre ein, daß die Geſtorbenen ſehr gern ihren eigenen Leichenzügen zuſehen.

Stille Welt.

Stille Welt.

Die Farben des Frühlings waren bereits kräftiger geworden, die sehnsüchtige Bläße, die schwermüthigen Nebel des Vorlenzes hatten sich verloren, und der erste Mai glänzte in voller Pracht. Wiesenblumen streuten Leben über die Fluren, und die Bäume standen im besten Blühen. Dieser rasche Frühling versprach einen lustigen Sommer und reichen Herbst. Wer heute zum Himmel empor sah, der konnte sich des Gefühls hoher Lust nicht erwehren, auf seinem azurnen Schilde leuchtete die Sonne als ein Wahrzeichen der Freude, und der Schmerz, der Mismuth, die Schwäche flohen vor diesem schönen Medusenhaupte in die alte Nacht zurük. Auf den Wassern strahlte es wieder, in den Thautropfen blizte es, der Lerchenklang schien sonnewarm und die Menschenbrust von Licht durchglüht. An einem solchen Morgen faßt der Mensch seine besten Entschlüsse, und zerreißt die unbezahlte Rechnung der Vergangenheit; da vergibt er, vergißt er, lebt, liebt und ist begeistert.

Die Landschaft war ein heiterer, wechselvoller Plan, Wiesen, Felder, Augründe grenzten aneinander, dazwischen liefen grüne, anmuthige Hage; das Wasser rauschte, die Mühle ging, und Landstraße und Feldwege waren besucht und befahren. Ein sanftes Hügelgebirge zog sich in verschiedenen Krümmungen längs des Flusses hin, Fichten umwaldeten seine Höhen, grüne Raine senkten sich in die Ebene. Einzelne Bauerhäuser standen an diesen Abhängen, auf den Grasplätzen gab es Hühnerwirthschaften, und junge Geier schwebten beutelustig in den Lüften.

Ein junger Manu war schon ein paar Stunden im Gebirge herumgestreift, sein Antliz lächelte mit dem ersten Maitage um die Wette, auch in seinem Auge lag Sonnenschein. Bei den großen, schönen Aussichten, welche einzelne Anhöhen boten, hatte er oft angehalten, aber auch das Kleinleben der Natur, das zwischen Grashalmen und im Waldmooje sich umtrieb, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Jezt stieg er rüstig das Vorgebirge herunter, am Waldsaume stand ein Haus mit Stroh gedekt, ein kleiner Gemüsegarten lag zwischen einem Holzzaune, darunter lief der grüne Rain. Hinter dem Hause außerhalb der Umfriedung war ein freundlicher Siz im hohen Grase, die Bauern-

wirthſchaft nahm den nächſten Vorgrund ein, über dem Zaune lag unten das ſchönſte Stük Landſchaft, und der Grasplaz war auf das lieblichſte von einem blühenden Elſebeerbaume beſchattet. Hier legte ſich Archimbald in's heimliche Gras und ließ hochgeſtimmt ſein Auge über die Reize dieſes Pläzchens und des Frühlings ſchweifen. Das Thal lag unten im Sonnenſcheine gleichſam wie ein Diamant in der wahren Beleuchtung. In dieſem Thale, drüben im freundlichen Städtchen, das deſſen Mitte ſchmükte, war er geboren, an der Seite lagen die Spielpläze ſeiner Kindheit, in ihrem Blumengraſe waren noch die Fußſtapfen ſeiner Freudenhoren erkennbar, dieſes Thal war auch jezt der Schauplaz ſeiner erſten Liebe. Man konnte keinen holderen Rahmen für einen edlen Lebenslauf finden. Ein Frühlinglüftchen ſäuſelte, Blüthenregen träufelte auf ihn nieder.

— Ich vergeſſe nicht dein, Genius des Frühlings! rief der junge Mann in begeiſterter Stimmung und zog ein Kriſtallglas aus der Taſche, und ging, um es zu füllen, zum nahen Waldquell. Sein Waſſer war ſo hell, daß Maithau im Becher zu perlen ſchien. Archimbald kehrte damit zum blühenden Elſebaume zurük, und goß das Glas in freudiger Begeiſterung über den

Naſen: Lebe hoch; Geiſt des Frühlings, und vor Allen du, holde Elſe des erſten Maiens! Vierundzwanzigmal blik' ich ſchon in dein reines Antliz, und ſtets leuchtet mir neue Schönheit von deiner Stirne. Wonnevoll und jauchzend ſchlagſt du dein Auge am ſchönſten Tage des Jahres auf, und ziehſt blüthenſtreuend und ſeelig über die Erde, und wenn die Sterne der Nacht am herrlichſten funkeln, ſchwebſt du hinunter und biſt dahin. Aber dein Lächeln ſchloß viele Wunden der Menſchenbruſt, und wir preiſen dich und träumen von dir, bis die Erde wieder ein Mal unter deinem Lächeln aufblüht. Lebe auch du hoch, edler Freund, dem dieſe Stunde heute fern vom Blüthenbaume der Heimath leuchtet. Lebe hoch! und wol weiß ich, daß, ob der Kiel deines Schiffes das ferne thirrener Meer durchzieht, oder ob du am Krater des Feuerbergs ſtehſt, du ſo wie ich heute und zu dieſer Stunde dem Frühlinge opferſt, und der Heimath und meiner gedenkſt.

Archimbald's Freund, der eben in Italien umzog, hieß Emanuel, Beide waren Maler, und dieſer, um ein paar Jahre älter, reiſ'te und ſtudirte ſeit einiger Zeit in Italien. Sie hatten ſeit früher Jugend viel mit einander verkehrt, der Funken edler Richtungen war beinahe gleichzeitig in ihre Herzen gefallen, der Zufall

wendete Beide demſelben Kunſtſtreben zu. Sie hatten ihre erſten Malverſuche miteinander unternommen, einer hatte an der Seite des andern die Natur bewundert, und ſeit frühen Jahren pflegten ſie ihr am erſten Maitage hier unter dem blühenden Elſebaume eine Libazion zu bringen. Ihr beiderſeitiger Verkehr blieb ſtets ein freundſchaftlicher, obwol ſich die Verſchiedenheit ihrer Karaktere nicht verkennen ließ; ſogar in ihrem Kunſtbeſtreben zeigte ſich dieſer Unterſchied. Archimbald war feurig, lebhaft, von unaufhaltſamer Aufregung und Leidenſchaft, voll aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes; Emanuel blieb ſtets in Geberden und Geſinnungen ſanft, er zog langſame, milde Entwikelungen vor, trug Scheu vor Verwirrung und Eifer, und war gegen heftige Wallungen mistrauiſch. Er liebte in der Kunſt ſtille, feierliche Gruppen, edle Geſtalten mit ruhigen, ernſtheitern Geſichtern, und friedſame wolerwogene Zuſtände; ſeine Zeichnung war ſtreng und großartig, ſeine Farben harmoniſch, mild und beſänftigt, und ſelten fehlten ſeinen Bildern blaue umbriſche Hintergründe. Archimbald verlegte ſich vorzüglich auf das Erfinden und Zeichnen kühner Stürze und Verkürzungen, leidenſchaftlicher Geſichtzüge, ſeine Kompoſizionen trugen wunderbares Leben, raſche Handlung und

aufgeregten Eifer, die Figuren trachtete er gewaltig und tititanenhaft auszuprägen, und ſeine Farben ſtanden lebhaft und in keken Gegenſäzen beieinander.

Es konnte nicht fehlen, daß Archimbald durch den friſchen Prunk, die luſtigen Umriſſe des ſchönen Lenztages befriedigt war. Er bedauerte faſt, nicht Landſchaftmaler zu ſein, und ſeine lebhafte Fantaſie verkehrte ihm alſobald in pantheiſtiſcher Weltanſicht das Grünen und Blühen des Frühlings in eine heitere Gruppe helleniſchen Götterthums. Sollte nicht Hebe die Göttin des Frühlings ſein, und war nicht der kleine Amorette, der mit den bunten Schmetterlingflügeln über ihrer Schale ſchwebte, der Genius des erſten Maies? Andere Götter lagerten ſich um ſie, Zeus-Kronion dehnte ſich hingeſtrekt auf der blauen Deke des Äthers, der luſtige Poſeidon brauſte mit dem Dreizake daher, Föbos-Apollon erſchien, und alle heiteren Gottheiten brachten der Erde ihre Gaben. Archimbald gedachte der ſchönſten Farbendichtung ähnlicher Art, es iſt die Galatea in der Farneſina in Trastevere zu Rom. Rafael wollte in jener Freiſe ſicher nicht die Fabel von Poliſems Geliebter darſtellen, ſondern die Verkörperung ſonniger Meereinſamkeit. In Liebeluſt umarmen ſich Tritonen und Nereiden, nur Galatea

segelt leise auf dem delfinengezogenen Muschelwagen über den Spiegel der See. Sie ist zu heiter, um lachen zu mögen, zu schuldlos, um zu liebkosen, sie wendet sich nach rechts, so daß ihr Antlitz dem Beschauer im Vollblike erscheint; ihre Haare flattern im Winde nach rükwärts, ihr brauner Gewandschleier bläht sich wie ein Segel ober ihr. Galatea ist voll Hoheit, ihr Antlitz heiter wie der blaue Meerspiegel, und die Linie, die über das Oval ihres Gesichtes, über Hals, Rüken und Schenkel abläuft, ist gleichsam die Schönheitlinie des ruhig fluthenden Meeres. Aus der Höhe ober ihr zielen im Dreieke bereits drei Liebegötter mit gespannten Bogen nach ihr; das Paar rechts der Göttin entbrennt in wollüstiger Umarmung, nur sie selbst zieht noch lächelnd, seelig dahin. Je mehr man diese Freike betrachtet, desto tieferen Eindruk bewirkt sie. Endlich entschwindet unsern Augen die Fabel der schönen Nimfe, ja alles Gestaltliche, und das klare, sonnenhelle Meer liegt vor uns voll freudiger, scherzender Tinten, voll klarer, wie Nixenlied klingender Töne.

So verlor sich der Maler in der Betrachtung der Natur, und im Bedenken seiner Kunst. Kühne, lustige Entwürfe stellten sich seiner Fantasie dar, er hätte keke Umrisse entwerfen mögen wie Michelangelo, und sie

mit Farben ausführen, lebensfroh und lichttrunken wie Tizian. Es überkam ihn in dieser Frühlingsstunde ein doppelter Ekel vor der modernen Sucht die Schulen des vierzehnten Jahrhunderts nachzuahmen, die Meister von Siena erschienen ihm als feige, unbegeisterte Tünchner, Fra Giovanni Angelico da Fiesole als ein matter, schwächlicher Schwärmer.

In solcher Stimmung wanderte er zur Stadt zurük. Von der Kunst überflogen seine Gedanken zur Liebe, und sie erschien ihm als die höchste, freudigste Begeisterung dieser Erde. In ihr brechen die lezten Fesseln, das Herz jauchzt, die Sinne schwelgen und der Geist stürmt glükseelig den Himmel. Archimbald trug die erste Liebe im Herzen, sein Blut stürzte wie die Quellen des Frühlings in seine Adern, er trug die Flamme des Prometheus in den Händen. Er eilte zu seiner Geliebten.

Zoe saß am Fenster und blikte über das enge Gärtchen, das darunter lag, in's Traumbuch der weißen Maiwolken. Sie hatte das Eintreten des Geliebten überhört, und schien in Betrachtung verloren. Archimbald hilt einen Augenblik an; er mochte es unangenehm empfinden, daß sie ihm nicht freudig, wie er selbst, entgegen eilte; doch die Verschiedenheit zwischen

Beiden war beim ersten Entgegenstellen auffallend. Zoe konnte nicht stürmen wie Archimbald; alle seine Züge waren rasch und ausfordernd, die ihren sanft und zögernd, sein Auftreten kek und handelnd, ihre Erscheinung still und in sich versunken; diese Abweichung sprach sich bis in die lezten Kennzeichen und Geberden aus, sie trug die Hände an die Brust gefaltet, wenn er sie thatenfroh ausstrekte, schwarze Lokeu und blonde Flechten, Feuerblik und Sehnsuchtauge standen sich entgegen. Und doch ward ihm in ihrer Gegenwart oft so wol, als läg' er in Veilchenduft.

Zoe starrte in die Wolken, und in ihren langen Wimpern schien noch der Thau der Nacht zu beben. Eine rasche Bewegung des Geliebten wekte sie endlich, sie lächelte freundlich und bot ihm die Hand.

— Und Zoe war wieder einmal der Umgebung entrükt, begann Archimbald nicht ohne Vorwurf, und hat der Erde und ihres Geliebten vergessen?

Sie drükte sanft seine Hand.

— O, daß ich dir ganz meine Liebe offenbaren könnte, fuhr er fort, in all ihrer Pracht und Unbegrenztheit, ich weiß, dann bliebest du bei mir hienieden, denn auch jenseits der Wolken gibt es nichts Schöneres als sie.

— Ich danke dir, mein Freund, für ihr theures Geſchenk, und glaube mir, ſie iſt auch in der That meine ſeeligſte Empfindung auf Erden. Er wollte ſie küſſen, ſie aber wendete ſich ſanft auf die Seite.

— Zoe, Zoe, du biſt heute kalt und abgeſchloſſen, was hat ſich zugetragen?

Sie lächelte ſtumm, aber voll ſeeliger Innerlichkeit.

— Was iſt dir begegnet, Zoe?

Sie erröthete leiſe, und faſt zögernd antwortete ſie endlich:

— Ich habe vom Paradieſe geträumt.

— Böſe Schwärmerin! rief der Maler, und ließ ihre Hand fahren, du träumteſt vom Paradieſe und beraubſt mein irdiſches Eden. O, könnte ich dein Herz abwenden von den Viſionen aus Jenſeits, ſiehe um dich, iſt die Erde nicht ſchön, was begehrſt du ein Loos, das dir noch nicht beſchieden iſt, — lieb' ich dich nicht, Zoe, was ſuchſt du in andern Welten nach Glükſeeligkeit?

— Es war ein ſüßer Traum, Archimbald, eine Flur von Lilien, der Reigen Seeliger und Engel darüber, und allüberall Frieden.

— Den findet der Menſch noch frühe genug im Grabe, bis dahin aber iſt die Bewegung, die That ſein

Erbtheil; im Schweiße des Angesichtes muß er sie ausprägen, er muß streben, er muß ringen, die Hände darf er nicht in den Schooß legen und mit verdrehten Augen Alles dem lieben Gott in der Höhe überlassen. Bei unserer Liebe, Zoe, verlaß deine wachen Träume, die wunderlich sind wie Mondschein, sieh die Sonne des Frühlings ober dir, pflüke seine Blumen, erwärme dich in ihren Strahlen, heiter und lustig wie die Müke, wie die Goldfliege. Ihr Tagwerk ist besser, als das des Schwärmers. Laß jene dunkle Richtung, die dich so gern befällt, ich sehe in ihren Schatten nur die Gefährdung unserer Liebe.

Zoe senkte den Kopf wie die thauschwere Blume, ihre Wimper war feucht, dann aber schaute sie wieder mild zu ihm auf, und aus ihren Augen brach der Blik unbezwinglicher Liebe. Archimbald stürzte zu ihren Füßen, er jauchzte zu ihr empor, und ihre Nähe war ihm wieder wie Veilchenduft.

Archimbald war der Sohn alter Ältern gewesen, er hatte sie frühe verloren, dennoch glaubte er sich ihrer noch ganz deutlich erinnern zu können. Seine Mutter schien ihm eine sehr würdige Matrone gewesen zu sein, sanft, mild und liebevoll, ihre Züge trugen jenen Adel an sich, den keine Zeit verwischt. Sein

Vater war in der Welt viel umgezogen, kurz vor seinem Tode war er aus Palestina zurükgekehrt, Archimbald gedachte seiner stets als eines ehrwürdigen Greises mit langem, weißen Barte, mit Muschelhut und Pilgerkleide. Auf einer seiner Reisen hatte ihn der Sohn begleitet, und war noch als Knabe mit ihm durch Italien gewandert. Auch aus diesem Lande der Kunst umschwebten ihn noch viele Erinnerungen, seine Fantasie wölbte noch hohe Kuppeln über ihn, Säulen und Bogen standen an der Seite, und herrliche Farbenwerke riefen ihm zu: Übertriff uns! Diesen frühen Eindrüken mochte Archimbald seinen Beruf zur Kunst verdanken; in seiner spätern einsamen Kindheit saß er oft stundenlang mit der schwarzen Kreide in der Hand, und umriß Linien und Gestalten aus seinem Gedächtnisse; seine frühe Jugend schon war ernsteren Kunstübungen gewidmet. Sein Verkehr mit Emanuel hatte seine Studien sehr gefördert, aber seine lebhafte Einbildkraft ihm dennoch eine Richtung angewiesen, die von der seines Freundes entschieden abwich. Archimbald besaß ein kleines Vermögen; als Emanuel nach Italien ging, verhinderten ihn nur äußere Zufälligkeiten, ihn dahin zu begleiten, es ward jedoch verabredet, daß er ihm bald nachfolgen sollte. Da aber

kam die Liebe dazwiſchen, und bannte den jungen Maler an den deutſchen Boden; er hatte bereits die zweite Frühlingslibazion dargebracht, ſeit ſein Freund in Italien war. Die Liebe hatte alle Flammen in Archimbald's Buſen aufgefacht, ſein Ideal ſtand nun höher, aber ſeine Kräfte ſtrebten es nur um ſo kühner an. Die Schönheit des Frühlings konnte kaum die Pracht ſeiner Liebe erreichen, um wie mächtiger mußte erſt der Aufſchwung ſein, den die Kunſt nehmen ſollte, um die Hoheit des Herzens zu erreichen. Es ſchien Archimbald's Loos zu ſein, ſeine Neigungen immer an Gegenſäze ſeiner eigenen Richtung zu verlieren; Zoe war ein ſtilles, frommes deutſches Kind. Ihre demüthige Herzenſeeligkeit paßte wenig zu Archimbald's ſtolzer Begeiſterung, ihr frommes Zagen widerſprach der Kühnheit ſeines Geiſtes. Ihr ſchwindelte bei ſeinen Plänen, ſeine irrenden Gedanken beunruhigten ſie, ja ſogar die Farben ſeiner Bilder blendeten ihre Augen. Sie liebte die Stille und Heimlichkeit, ſie hätte ſich immer in Dämmerung, in Mondſchein ergehen mögen. Die Liebe gefällt ſich in Widerſprüchen, ſie zwingt feindliche Anlagen aneinander, und die Verſchiedenheit der Töne erzeugt eben das Überirdiſche, Wunderbare ihrer Harmonie. Archimbald und Zoe

hatten auch über die wichtigsten Dinge verschiedene Ansichten: er hilt den Menschen zu unbegrenztem Fortschritte berufen, die Sterne schienen ihm eben so viele Welten, die ihm einen stets erweiterten Wirkungkreis boten; Zoe band das Schikſal einer Ewigkeit an dies irdische Leben; während er entfaltungstolz in die Sternennacht hinausblikte, sah sie demüthig zum Himmel und gedachte zagend des Richterspruchs über ihr Geschik. Die sichtbare Welt erschien zwar auch ihr als ein herrliches Werk Gottes, aber sie hegte nur wenig Vertrauen zu ihr, Irrthum und Versuchung mochte hinter ihren Schönheiten lauern. Archimbald dagegen war von ihrer Pracht begeistert und entzükt, er übergab sich rükſichtlos ihren gewaltigen Eindrüken, und versank, wie Narziß sich in der Natur bespiegelnd, in den tausend Erscheinungen ihrer Schönheit.

Diese scharfen Abweichungen ihrer Wesenheit blieben ihnen selbst nicht unbekannt, mitten durch ihre Liebe lief oft ein leiser Riß, der sie erbeben machte.

Zoe konnte manchmal nicht ohne Zagen auf die stolze, selbstgenügende Entwikelung ihres Geliebten bliken, seine Worte blendeten, seine Handlungweise erschrekte sie. Er aber, wenn er vor Zoe saß, ward manchmal plözlich an der Wahrheit seiner Bestrebungen

irre, er verzagte an seinem eigenen Werthe, und in ihrem milden, klaren Blike lag es, ungeachtet all ihrer Liebe, wie ein Zug, ein Ausdruk der Misbilligung. Dann verstummten Beide, und jedes von ihnen verlor sich in getrennte, auseinander ziehende Gedanken, sie verfolgten trauernd ihre Flüge, und Seite an Seite fühlten sie sich einsam und verlassen. Plözlich in der Ferne getrennter Ideen tauchte wieder ein Stern, ein Eiland des Verständnisses auf, sie fühlten getröstet, entzükt ihre gegenseitige Nähe, und die goldene Brüke der Liebe flog zwischen ihnen durch die Unendlichkeit.

Archimbald hatte jezt ein großes Gemälde in der Arbeit, er wollte in diesem Bilde den Werth seiner Richtung bethätigen. Der hohe Flug des menschlichen Gedankens, die Kühnheit seiner Entschlüsse, die Kraft seines Willens, sollte dargestellt werden; schöne, herrliche Gliedmassen, edle, erhabene Gestalten konnten die einzig würdige Hülle des irdischen Gottes sein. Archimbald malte die Titanenschlacht der griechi[illegible] Mithe. Die Kinder der Erde stürmten den ewigen Olimp, sie sezten den Öta auf den Pelion, und wollten die ihnen vorenthaltene Götterwohnung erringen. Die Glieder der Titanen bewegten sich im Ebenmasse der Kraft und Schönheit, auf ihrer Stirne leuchtete die ewige

Abſtammung; angeſtrengte Bewegungen, kefe Verkürzungen gaben dem Bilde das raſcheſte Leben. Die Felsblöke flogen aus den Armen der Giganten, die Erde ſchien unter ihren Füſſen zu zittern, und ſelbſt die ewige Götterhalle erbebte vor ihnen. Einer klimmte empor an des andern Rüken, ihre Glieder verſchlangen ſich, ſchon beugten ſich die Gewölke unter ihrem Fußtritte. Die Räume des Olimps durchzog es wie geheimes Entſezen, ſein unſterblicher Glanz drohete zu erbleichen, und die ſanften Götter flüchteten ſich vor den ſtolzen Söhnen der Erde. Aber Zeus-Kronion thronte auf unerſchütterter Donnerwolke, ſchon ſchmetterte ſein Bliz die kühnen Himmelſtürmer hinunter, ſie ſtürzten in gewaltigem Falle zur Erde. Der Adler an ſeiner Seite reichte die nie verſiegenden Donnerkeile, Föbos-Apollon ſchleuderte die goldenen Pfeile und Pallas-Athene focht mit dem jungfräulichen Arme, und das Schild der Meduſe leuchtete in entſezlicher Schönheit. Die Umriſſe des gewaltigen B[illegible] waren bereits gezogen, in hellen Farben hatte A[illegible]mbald ſchon manche Figuren ausgeführt; hohe, irdiſche Schönheit, der Stolz menſchlicher Selbſtgenügſamkeit glänzte auf der urkräftigen Stirne dieſer Geſtalten, ſie waren es werth, mit Göttern zu kämpfen, und konnten ver-

nichtet, doch nicht beſiegt werden. Sie ſtellten die höchſte Kraft dieſer Erde dar, den lezten Punkt der endlichen Kühnheit; die Götter erſchienen nicht mächtiger als ſie, nur glüklicher, Anadiomenes Schönheit, die Reize der Grazien flohen verzagt vor ihnen, und ſelbſt Eros wußte ſich nicht zu helfen. An Zeus hatte Archimbald ſchon oft und viel geändert: wol flogen ſeine Loken und ſein Bart in gewaltigem Sturme, ſeine Miene drohete, aber es fehlte die Würde, die Ruhe des Olimps, jene klare Hoheit wollte ihm nicht gelingen, die mit einem Winke der Augen die Welt bewegt. Archimbald zeigte das Bild keinem Menſchen, auch nicht ſeiner Geliebten, erſt wenn es vollendet ſein würde, wollte er es vorweiſen, und durch das in Einſamkeit vollführte Werk den Sieg ſeiner Anſicht bekräftigen. Seine Aufgabe begeiſterte ihn, nur der Zweifel an ſeinen Kräften machte ihn unruhig und verſezte ihn in Angſt. Er hätte das Entſezen des Gewitters, den Glanz des Blizes erreichen mögen, und verzagte an der Unzulänglichkeit ſeiner Kunſt, an der Mattheit der Farben.

Unter dieſen Unternehmungen und Zuſtänden kündigte ſein Freund Emanuel die Rükkehr aus Italien für einige Wochen an, Archimbald empfand innige Freude

über dieſe Nachricht. Die Erinnerung ſeiner früheſten Jugend knüpfte ſich an Emanuel, des Freundes Erſcheinen verſprach die ſchönſte Förderung ſeines künſtleriſchen Beſtrebens, und auch für ſeine Liebe hoffte er erfreuliche Folgen. Emanuel hatte ſoeben die Herrlichkeiten der Kunſt in Italien geſehen und ſtudirt, welchen Schwung mußte eine Fantaſie genommen haben, die ſolange unter den Götterbildern aus Marmor gewandelt, die die Meiſterſtüke der Malerei durch Jahre betrachtet hatte. Das dunkle Gedächtniß jener unſterblichen Werke dämmerte wieder in Archimbald's Seele empor; er erinnerte ſich an die hohen Gebilde vollendeter Kunſt, an die lebendigen Farben jener unerreichten Meiſter, und in der Mithe über Amor und Pſiche von Rafael erſchloß ſich leuchtend und glükſeelig der ganze Olimp vor ihm. Emanuels begeiſterte Worte, ſeine Skizzen jener unerreichten Darſtellungen mußten den zurükgebliebenen Freund in jene Begeiſterung verſezen, deren Weihe allein ihm das Gelingen ſeines großen Gemäldes erwarten ließ.

Auch Zoe mochte dann dem doppelten Eindringen heftiger Gefühle, ſchrankenloſer Begeiſterung nicht länger widerſtehen, ihre Flügel, die bis nun zaghaft und ſchüchtern geſenkt lagen, mußten ſich öffnen, und er an

ſeiner Geliebten auch die Theilnehmerin ſeiner lebhaften Gedanken, ſeiner kühnen Pläne gewinnen. Was nüzte ihm bis dahin all ihre Liebe? ſie war gleichſam nur ein Gegengewicht, eine Laſt für ſeine Einbildkraft, für ſeine Ausübung der Kunſt; anſtatt in ihrem Beifalle die höchſte Aufmunterung ſeiner Beſtrebungen zu finden, las er oft Misbilligung, und kaum jemals mehr als ein unerfreutes Dulden ſeiner Richtungen in ihren Bliken. Er fühlte es, daß ſich ſeine Anlagen, ſein Glük unter dieſem Einfluſſe zerſplittern mußten, es ſtand ihm unter ſolchen Verhältniſſen faſt nur die Wahl offen, ſeine Kunſt aufzugeben und in enger Befangenheit das Glük, die Frucht des Lebens an einem zaghaften Herzen zu ſuchen und zu genießen, oder dieſe Beſchränkung zu brechen und untreu der Liebe ſich ganz dem Berufe der Kunſt zu widmen. Dieſe herbe Wahl war ihm in der Bedrängniß, die ihm die Engbrüſtigkeit der Geliebten auferlegte, ſchon oft nahe getreten; mehr als ein Mal hatte er ſie für immer verlaſſen und nur der unſterblichen hohen Kunſt noch leben gewollt, dann aber gab es wieder Augenblike, in denen ihm ſelbſt die Gebilde dieſer und all ſein feuriges Streben nach ihnen nur als eine weltbefleckte Richtung erſchien, wo das große Auge ſeiner Zoe wie

ein Ausſchnitt des Himmels zu ihm niederleuchtete, und aller Frieden, alles Glük nur an ihrem gottreinen Herzen zu winken ſchien. Profan und vergänglich erblaßten dann die Werke der Kunſt vor ihm, die Kränze des Ruhmes hingen welk, aber ein einfältig gläubiges Herz, ein frommes Gemüth ſchien der Tempel der Gottheit auf Erden.

Dieſe Verwirrungen mochten eben durch ſeinen Freund gelöſt werden, Archimbald war fremder Billigung bedürftig, um in ſeinem Gange nicht irre zu werden, und Emanuel's edles Zeugniß für ſeine Beſtrebungen mochte dann auch Zoe überzeugen und mit ſich reißen. Archimbald fühlte, daß ein Entſchluß, ein feſter, kräftiger ihm noth thue: dieſes Schwanken drohte all ſeinen Kräften den Untergang, er mußte ſich ſelbſt klar werden, er mußte Zoe mit ſich fortreißen, oder eine ernſte Wahl treffen, die zwiſchen Kunſt und Liebe entſchied.

Er verkündete Zoe Emanuel's nahe Ankunft, er vorbereitete ſie auf deſſen einflußreiche Erſcheinung, und wies ſie zu Vertrauen und Nachfolge ſeiner Anſichten und Winke an. Aber Zoe ſchien in ſich ſelbſt ſicher und zuverläſſig, freundlich hörte ſie den Worten des Geliebten zu, und Jeder, der die beiden Menſchen ſah,

mochte nur in Archimbald's unſtetem, glänzenden Auge Unruhe und Zweifel erbliken, während Zoe's Antliz mild und friedlich auſſah wie das eines Engels.

Der Maler bemühte ſich jezt um ſo eifriger, ſein großes Bild zu beenden, um dem geläuterten Geſchmake, den ernſten Studien und Übungen des Freundes ſogleich in der Fülle ſeiner Richtung mit ſeinem beſten, größten Werke entgegen treten zu können, um ihn, wenn auch zurükgeblieben in der beſchränkten Heimath, mit der ſchönſten Geburt ſeines Kunſtberufes zu begrüßen. Er beeilte ſich in der Zeichnung und Farbengebung, und im Wunſche es ſo ſchnell als möglich zu Stande zu bringen, ließ er vielleicht Manches ſtehen, das ihm in ruhiger, ungedrängter Stimmung nicht genügt hätte. Der Entwurf war beendet, viele einzelne Theile ausgeführt, und er konnte hoffen, es wenigſtens in der erſten Zeit der Anweſenheit ſeines Freundes zu vollenden.

Da kam Emanuel an, früher als er ſich angekündet hatte. Archimbald's jugendliches Herz ſchwärmte noch rükſichtlos für die Freundſchaft, er vergaß in der Fülle einer Empfindung alles Übrige, und wie im Anblike der Sonne war er jezt in der Umarmung ſeines Freundes blind für jede Nebenbetrachtung. Auch Emanuel's

Bruſt war von den Eindrüken der Heimath, der Erinnerung und des Wiederſehens bedrängt und erſchüttert; die Stimmungen beider Freunde waren ähnlich und begegneten ſich, und ein Blik, ein Wort ſchlug Saiten an, deren leiſer Ton genügte, um die ſchönſten Erinnerungen, die edelſten Gedanken und Gefühle zu erregen. Sie verloren ſich in der Vergangenheit, und in dieſer Stunde der Rührung fühlten Beide gleich, war keine Änderung ihres Weſens, keine Verſchiedenheit ihrer Anſichten und Beſtrebungen bemerkbar.

Archimbald war von der Vergangenheit, vom Wiederſehen in Anſpruch genommen, die augenblikklichen Gedankenblize blendeten ihn ſo ſehr, daß er die merkliche Veränderung ganz überſah, die ſich mit Emanuel's Äußerem zugetragen hatte. Kaum einige Jahre älter als Archimbald, war er jezt doch von ganz gereiftem Ausſehen, nicht die Loken der Jugend umflatterten mehr ſeine Stirne, ſondern dieſe war höher und ernſt geworden und ſparſamere, ſchlichte Haare umgaben ſie. Sein Auge hatte nicht mehr den lebhaften, zerſtreuten Ausdruk, den es noch bei der Trennung wies, ſondern ruhig mit tiefer Faſſung betrachtete es die Gegenſtände und ſeine ganze Geſtalt erſchien bedächtig und geläutert. Dennoch lag in dem ernſten

Geſichte ſo viel Wolwollen, ſo viel Sanftmuth und Theilnahme, daß man zu Emanuel ſchnell Vertrauen faſſen, daß man ſich in ſeiner Nähe wol fühlen mußte. Nicht das Feuer ſchrankenloſer Leidenſchaftlichkeit glühte in ſeinen Augen, nicht das Mal der Selbſtſucht, wenn auch einer edlen funkelte auf ſeiner Stirne, ſondern der milde Blik ſchien umſichtig zu bedenken, wie er kein fremdes Recht beeinträchtigen möge, ſein Schritt gleichſam zu zögern, um nicht einmal einen Wurm, eine Blume zu zertreten. Einſt hatte er im Ausdruke ſeines Äußern viele Ähnlichkeit mit Archimbald gehabt, jezt ſtellten ſie gleichſam die Gegenſäze der Entwikelung dar, und es ließ ſich mit Gewißheit vorausſehen, daß dieſe Verſchiedenheit ihnen ſelbſt unmöglich lange verborgen bleiben konnte.

Archimbald führte ſeinen Freund zu Zoe, und zwiſchen dem Freunde und der Geliebten entſpann ſich faſt im erſten Augenblike ein edles, befriedigendes Verhältniß. Zoe konnte nicht anders, als voll Vertrauen in dieſe klaren Augen, auf dieſe freundliche offene Stirne bliken, edler Frieden ſchien über Emanuel's ganzes Weſen ausgegoſſen, ſie fühlte ſich ſo beruhigt und ſicher in ſeiner Gegenwart. Selbſt ihr Geliebter erſchien ihr ſchöner, edler in der Nähe des Freundes, und eine ſüße

Heiterkeit erfüllte ihre Seele. Sie blikte voll Hingebung auf Emanuel, sie verſank unwillkührlich in ſeinen Anblik, und lächelte ſanft und befriedigt, ohne es zu wiſſen. In Emanuel's Weſen lag eine ſtumme Billigung ihrer ſtillen Richtungen, ſie fühlte ſich angeregt, aufgemuntert in ihrem beſchränkten Wirken, und ſelbſt ihre kleinen Erfolge ſchienen von ſeinem milden Auge nicht überſehen oder verworfen zu werden. Ihr war ſo wol, ſie ſprach ſogar mehr, als ihre Schüchternheit ihr gewöhnlich erlaubte, und Archimbald ſelbſt erfreute ſich an Kenntniſſen und Entwikelungen, die er bei ſeiner Geliebten gar nicht vorausgeſezt hatte. Er war mit dieſem Beginne der Bekanntſchaft außerordentlich zufrieden, und gab Zoe heute beim Abſchiede den zärtlichſten Kuß. Aber ſie ſelbſt ſaß noch lange in der Dämmerung des Abends, wie von ſüßen Träumen befangen da; die Sterne glänzten ſchon im dunklen, mondloſen Himmel, und noch immer lehnte ſie am Fenſter und ſchaute in die laue Nacht hinaus. Es war ihr, als ſei ihr heute ein ſchönes Glük widerfahren, als könne erſt jezt ihre Liebe zu Archimbald ein frohes Ende hoffen. Sie war die lezte Zeit im Umgange mit dem Geliebten oft zaghaft geworden; ſie wußte nicht, ſollte ſie ihm mistrauen oder am eigenen

Werthe verzweifeln. Es lief ein Miston durch ihre Stimmungen, und nur Emanuel schien befähigt, diesen zu heben und zu versöhnen. Sein Auge däuchte ihr mit den milden, klaren Sternen verwandt, und er selbst ein Bote aus jenen Höhen zu sein, dessen Sendung auf ihr Leben nur vom besten Einflusse sein könne.

Archimbald und sein Freund waren jezt fast unzertrennlich, sie durchstrichen die schönen Gegenden ihrer Heimat, sie genossen und bewunderten als Menschen und als Maler die Reize der Natur. Außer dem allgemeinen Vergnügen, das jeder gefühlvolle Mensch beim Anblike einer anmuthigen Frühlinglandschaft empfindet, konnten sich die zwei Künstler stundenlang in die Einzelnheiten der schönen Natur verlieren. Ein grünes Helldunkel, der wechselnde Glanz einer Blume hatte für sie eine besondere Anziehungskraft, die stille Harmonie der Tinten, das weiche Verschwimmen des Hintergrundes beschäftigte oft lange ihre Aufmerksamkeit, sie nahmen von dem erröthenden Abendgewölke, von den springenden Farben des Flusses lieblichen Unterricht im Kolorite. An diese ländlichen Betrachtungen knüpften sich Gespräche über die Kunst; Emanuel erzählte von den Herrlichkeiten, die er gesehen

und ſtudirt hatte, und Archimbald überflügelte die ſchönen Erfahrungen ſeines Freundes noch mit ſeinen leuchtenden Viſionen, mit kühnen Entwürfen. Emanuel liebte als Grundlage des Geſpräches ein Gegebenes, das er bereits betrachtet und erforſcht hatte, Archimbald genügten innere Anſchauungen zum Stoffe ſeiner Gedanken; Fantaſie und Erfahrung gaben nach ſeiner Meinung gleich ſichere Reſultate. Er hörte gern ſeinen Freund von der Kunſt in Italien erzählen, nur hilt ſich dieſer nach ſeinem Geſchmake zu lang bei beſchränkten Einzelnheiten auf, und beliebte auch dieſe noch zu zerlegen, während er ſelbſt aus dem ſchönſten Gegebenen gern ergänzend zum noch höheren Ideale vorgeſchritten wäre.

Dieſe Verſchiedenheit der Anſchauungweiſe äußerte ſich bald auch bei ihren Streifzügen durch die Umgebungen: der ältere Freund verſenkte ſich oft in das Anſchauen kleiner Räume, ſein Gefühl gewann mehr Sicherheit, wenn er die Natur gleichſam in einem Rahmen vor ſich hatte. Er ſuchte ſich daher am liebſten Geſichtpunkte aus, wo er ein beſchränktes Landſchaftſtük durch den Gewölbbogen einer Ruine, oder zwiſchen einem Waldausſchnitte betrachten konnte; hatte er eine ſolche Stelle ausgefunden, ſo pflegte er ſich dabei zu lagern,

alle einzelnen Schönheiten des begrenzten Bildes auszuforschen und zu erschöpfen, verschiedene Beleuchtungen zu beobachten, und öfter wieder dahin zurükzukehren. Er zog nach stundenlanger Beschauung dann wol seine Mappe hervor und fing das ganz verstandene Naturbildchen abzuzeichnen an. Ein solches Kleinbild wurde dann genau wieder gegeben, mancher Baum schien mit dem Fleiße eines Portraitmalers ausgeführt, das Ganze trug die Innerlichkeit der Wahrheit an sich. Archimbald verlor bei diesem Verfahren seines Freundes die Geduld; sein Wesen hatte andere Bedürfnisse. Kaum hatte er die Anmuth des Einzelnen bemerkt, als seine Einbildkraft sie auch schon erfaßt, und als Mittel zu freieren Erfindungen gemacht hatte. Die einzelne Schönheit erwekte nur den Wunsch unbeherrschter Sehnsucht in ihm, ihn trieb es von jedem schönen Gesichtpunkte fort, um einen noch vorzüglicheren aufzusuchen; kaum hatte er von einer Anhöhe in's Thal hinabgeblikt, als ihm schon eine höhere in's Auge fiel, und er nun diese ersteigen wollte. Auf der höchsten aber fühlte er sich dann eben so wenig befriedigt, ihn überkam eine zerfahrende Regung von Ungenügsamkeit, oder er verfiel in Träume innerer Anschauungen.

Emanuel verwies seinem jüngeren Freunde diese Nei-

gung in die Ferne zu ſchweifen, ſich im Grenzenloſen zu verlieren, er bemühte ſich, ihm die Schönheit des Nächſten, die Anmuth der kleinſten Theile zu zeigen, und ihn im Neze einzelner, faßlicher Reize zu fangen. Er geſtand ihm ſeine Methode, ſeinen Wunſch, ſich des Eigenthums beſchränkter Umgebung zu bemächtigen, und wies ihm am Ende jedes Ausflugs irgend eine kleine Skizze, die er gezeichnet hatte, und die ihm nun als ſein Beſizthum Freude machte, während Archimbald von ſeinem Umherſchweifen unbefriedigt oder überſchwänglich, und faſt immer mit leeren Händen zurükkam. Archimbald lächelte dann wieder über die Kleinmeiſterei ſeines Freundes, die vom ſchönen großen All nichts als einen engen Ausſchnitt verlangte, die die Natur durch's Schlüſſelloch betrachtete, und gleichſam zertrümmerte, nur um ein kleines Stükchen ganz für ſich zu gewinnen.

— O ihr engbrüſtigen Abſchreiber und Ausleger der großen, herrlichen Weltdichtung! begann dann der Enthuſiaſt in ſcherzhaftem Unmuthe, was wollt ihr mit dem einzelnen Verſe, mit dem zerſtükelten Reime anfangen, der in dieſer Abſonderung nichts mehr vom hohen Sinne des Ganzen in ſich trägt? Wenn ihr ſchon nicht vermögt, dem großen Dichter dort oben ſein herrliches Werk mit- und nachzudichten, ſo verlegt euch doch wenigſtens

darauf, ganze Gesänge im Großen abzuschreiben und zu begreifen. Da nehmt gleich ein Mal sein nächstes Lied vom Frühlinge vor: seht die wunderbaren poetischen Blumen, die er hineingeworfen, die kühnen Gleichnisse, die er ausgelegt, und zu denen er euer eigenes Herz, all' eure Sehnsucht und Ahnung aufgebraucht hat. Gibt eine einzelne Strofe den Sinn, kann eine Zeile genügen? Nein, nein! denn sein Geist schwebt erst über dem Ganzen, und in den Trümmern erscheint sein Rhitmus zerrissen. Seht die blaue, keke Metafer des sonnigen Himmels über euch, die Apostrofe der rauschenden Frühlingluft und des Nachtigallliedes, die Antithese von Licht und Schatten; bewundert all' die andern schimmernden Figuren, die der große Poët vor euch auslegt, zerstükt aber nicht sein unsterbliches Gedicht, das, so schön auch jeder Theil ist, doch nur im Ganzen berauscht und begeistert.

Nun kam erst Emanuel's Album an, das mit seinen übrigen Effekten verpakt gewesen war. Archimbald hatte sich sehr darauf gefreut, er hoffte, dadurch die erloschenen Erinnerungen an Italien zu erweken, jene frühesten Bilder seiner Jugend wieder aufzufrischen. Er erwartete Zeichnungen nach den berühmtesten antiken Götterstatuen, Studien aus der sixtinischen Kapelle; Michelan-

gelo's und Rafael's Geſchichten der Schöpfung, die hohen feierlichen Sibillen und Proſeten des erſteren, Amor und Pſiche von dieſem; großartiges Ruinenwerk mochte damit abwechſeln, Gruppen durch abenteuerliche Trachten und ſchöne Formen ausgezeichnet. Archimbald war ſehr überraſcht, ſtatt deſſen ganz Anderes in der Mappe ſeines Freundes zu finden. Sehr Vieles darin war nach alt italieniſchen Meiſtern gezeichnet, insbeſonders nach denen von Siena; jene Konpoſizionen voll tief innigen Ernſtes, gläubiger Heiligkeit, und unwiderſtehlicher Sehnſucht nach dem Himmel, die ihre Schule karakteriſiren, waren auf ſauberen Blättern von Emanuel wiederholt. Es läßt ſich an dieſen Stüken aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bei aller Fertigkeit die Schüchternheit der Gedanken, die Befangenheit der Zeichnung nicht verkennen, ſie ermangeln faſt ſämmtlich der heitern Rundung und künſtleriſchen Freiheit, aber die ſinnige Stille der Geſtalten, die ſchuldloſe Feierlichkeit der Bewegungen berüft endlich auch den widerſtrebenden Zuſchauer, und verſenkt ihn allmälig in ein traumhaftes Wolgefallen. Eine Madonna im weißen Talare kniete vor einem Blumenkruge mit hoch aufſproſſenden Lilien, Engel in langen, ſterndurchwirkten Gewändern neigten ſich im Viereke, gleichſam als Rahmen um die holdſee-

lige Jungfrau. Die feine Schönheit in den Engelköpfen, die zarte Weichheit der Himmelkönigin waren von wunderbarer Wirkung, und um ihr schüchternes Träumen in keiner Weise zu beirren, waren von dem frommen Meister Jungfrauen-Engel ohne Flügel gewählt worden. Emanuel hatte mit Vorliebe mehre Bilder des frommen Fra Giovanni von Fiesole nachgemalt, kleine zarte Stüke, voll süßesten Liebreizes und still begnügter Seeligkeit. Die miniaturartige Ausführung des Klosterbruders war dem jungen Maler sehr zu statten gekommen, man merkte seinen Nachzeichnungen kaum die Verkleinung an: auch er hatte Goldgrund aufgelegt, und helle, festlich glänzende Glorien beigegeben, die Ausführung war voll unermüdeter Genauheit selbst in den kleinsten Beiwerken, und man merkte ihm seine Neigung für den frommen Meister an. Vorzüglich gelungen waren ihm ein paar Chöre von Engeln und Profeten; die Engel schienen in die Harmonie der Sfären einzustimmen, die Profeten glichen in der jungen unbefleften Harmlosigkeit ihrer Züge freundlichen Knaben mit umgehängten Bärten. Aber gerade durch diese Unschuld erschienen sie ehrwürdig. Es waren auf einigen Blättern auch stille Blumengründe beigefügt, durch die in der Ferne ein paar Mönche oder Pilger nach irgend einer Kapelle wallten.

Er hatte sogar aus den alten Meßbüchern, deren Ausschmükungen Fra Giovanni zugeschrieben werden, mehre Miniaturen und Zierrathen sauber auf Pergament nachgemalt: bunte heitere Arabeskenzüge, Tulpen und andere Blumenkelche, aus denen Heilige in wunderbarer Weise aufblühten, endlich reiche, hell freundliche Ornamente. Auch architektonische Skizzen wurden in der Mappe nicht vermißt, die schönste unter ihnen war wol der trefflich ausgeführte Dom von Orvieto. Der Bauriß des Ganzen blieb daran klar ersichtlich; die drei Thore zwischen den vier Thürmen zeigten genügend eben so viele Schiffe des Inneren an, die durchbrochene Steinrose über dem Hauptthore, wol das Wundervollste dieser Art, war mit Genauheit ausgeführt, die unschäzbaren Hochbilder des Nikolaus von Pisa mit den herrlichen Darstellungen von Gericht, Hölle und Himmel, die farbenglänzenden Mosaiken darüber blieben in allen einzelnen Darstellungen erkennbar. Auch stille Klosterhöfe und Kreuzgänge waren in der Sammlung Emanuel's zu finden; einer davon wies hinter gothischen Spizbogen und gewundenen Säulen frischbeschneite Gräber. Endlich besaß er auch Genrestüke von eigner Erfindung: ein festlich geschmüktes Mädchen, das von einer blassen Nonne vor die Äbtissin geführt wird. Es ließ sich daran nicht

überſehen, daß ſie Nonne werden will. Die unerſchütterte Ruhe im Geſichte der Alten, die blühende Jugend der Novize, hinter der als Schatten der Zukunft die bleiche Pförtnerin mit ſtill gefalteten Händen ſteht, finden in der alterthümlichen Kloſterkammer mit Blumengläſern und Bethſchämmel und mit dem blau hereinleuchtenden Himmelsausſchnitte hinter vergittertem Fenſter einen eigenthümlich harmoniſchen Hintergrund. Auf einem andern größern Bilde ſchritt eine braune Neapolitanerin mit gefüllter Schürze, ſpinnend und fröhlich durch ein hohes, wallendes Ährenfeld.

Der Eindruk, den dieſe bunte Sammlung auf Archimbald machte, war ein ſeltſamer, unſicherer. Zuerſt fand er ſich durch die Wahl faſt aller Stüke überraſcht, er mußte ſich geſtehen, daß die ſeine auf ganz andere gefallen wäre. Er misbilligte die ſentimentale Richtung, und fand in ſeinem Gemüthe wenige Anklänge und Fortführungen dieſer weichherzigen Gegenſtände. Gleichwol konnte er die verdienſtliche Anordnung und Ausführung nicht leugnen. Manches erſchien ihm wie eine ferne Erinnerung aus der Kindheit, und die Feierlichkeit manches Bildes verwirrte, ja beängſtigte ihn. Er ſah die Sammlung mehr mit den neugierigen Augen eines Laien, als mit dem prüfenden Blike des Künſt-

lers an. Manchmal vermochte er ſogar eine Rührung, die er doch wieder misbilligte, nicht zu unterdrüken. Er gewann kaum Faſſung genug ſich über Einiges eingehend zu äußern.

Deſto theilnehmender, ſtill vergnügter, ja in der That beglükt war Zoe über dieſe Bilder. Außer der Sammlung ihres Geliebten war die vorliegende bisher die einzige, die ihr in die Hände gekommen war. Aber Archimbald's Bilder waren ihr ſtets unbegreiflich oder doch fremd geblieben, ſie brachte es dabei höchſtens bis zum Wolgefallen an irgend einem ſchönen Kopfe, bis zum Verwundern über ein reiches Beiwerk. Seine Farben blendeten faſt ihre Augen, die Darſtellung des Nakten erfüllte ſie mit Scheu; ſie konnte ſich die mithologiſchen Namen der Gottheiten, die er manchmal malte, nicht merken, ſie blieben ihr ſtets nur heidniſche Gözen, und das blutig Gewaltige ſeiner geſchichtlichen Skizzen ſagte ihr eben ſo wenig zu. In Emanuel's Mappe hingegen war ihr Alles verſtändlich; ſie fand darin gleichſam nur bekannte Geſtalten aus ihren Träumen, mit ſanft leuchtenden Augen und lächelndem Munde überſchaute ſie die Bilder, und ihre Fantaſie erzählte ihr zu manchem eine holde Legende. Sie legte vor Vergnügen unwillkührlich die flachen Hände an die Bruſt,

und beim Anblike einiger Bilder erröthete ſie in geheimer Luſt. Vorzüglich gefiel ihr ein kleines Stük, das die Pforten des Paradieſes vorſtellte: ſeine Mauern leuchteten wie Silber, dahinter ſtand ein dichter Waldgarten mit einzelnen Früchten im Dunkel der Zweige, die Edelſteinen glichen, die goldenen Thore ſelbſt ſtrahlten wie die Sonne, die ganze Beleuchtung des Bildes ſchien von ihnen auszugehen. Vorne am Bildchen wuchſen blühende Gräſer, daneben ſtand ein Wald von Lilien, ein paar verklärte Geſtalten ſchritten durch die hohen Blumen, darüber ſchwebte eine Glorie von Engeln. Zoe blieb in dem Anblike dieſes Bildchens verſunken, während die beiden Maler Mancherlei über die Kunſt ſprachen; ſie hörte nichts von ihrem Geſpräche, es klang ihr leiſe im Ohre, als ginge ein lieblicher Ton von der ſchimmernden Pforte aus. Archimbald hatte das Stük nur obenhin angeſehen, und als eine unerſprießliche, miſtiſche Kompoſizion beiſeite gelegt. Die Freunde entfernten ſich jezt, und ließen das Album zurük, Archimbald bemerkte unmuthig die traumſeeligen Blike, mit denen ſeine Geliebte vor dem Bilde ſaß.

Nach einer Weile kehrte er zu Zoe zurük, und ſie erröthete ſelbſt darüber, daß er ſie noch in dieſelbe Betrachtung verloren fand. Sein Misмuth aber wallte über.

— Man ſollte es nicht meinen, daß du die Geliebte eines Malers biſt, da du dich ſo lange und befriedigt mit dem mislungenſten Bilde dieſer Sammlung befaſſeſt. Abgeſehen von der matten Allegorie, die es enthält, ſind die Farben ſchwach, die Kelche der Blumen außer aller Proporzion mit den übrigen Größen, die Geſichter der zwei Spaziergänger platt, und das Bein des rechtſeitigen Engels offenbar zu lang und falſch gebogen. Selbſt dem Waldwerke rükwärts fehlt die ſaftige, paſtöſe Färbung, und die Lichtſtrahlen, die von den Thürflügeln ausgehen, ſcheinen aus Blech getrieben und aufgeklebt zu ſein. Mein Freund wird zugeſtehen, dies Stük iſt offenbar ein früher, mislungener Verſuch; — deine falſchen Richtungen erfordern dieſe klare Darlegung der Wahrheit. — Nun, was ſagſt du?

Zoe hatte geſchwiegen, und ſelbſt als ſie jezt begann, that ſie es nicht ohne Erröthen.

— Du weißt, Archimbald, daß ich kein Geſchik für Bilder habe; ich folge nur meiner einfältigen Meinung, und dieſes Bild dünkt mir ſo lieblich, als wär's ein Stük meiner liebſten Träume.

— Träume, ja wol Träume! aber die Kunſt will Schönheit, nicht Schaum und Faſeleien; ſie mag ſich nicht an die kranke Einbildkraft hiſteröſer Weiber wenden,

ſondern an die frohen Sinne, an den hellen Geiſt friſcher Menſchheit. Zoe, ich ſage dir, lerne in meine Anſichten eingehen; es iſt nicht gut, wenn die Geliebte anders denkt als der Mann ihrer Wahl, wenn er ſich durch ſie in ſeinem Streben gehemmt und verkannt ſieht. Ich habe von der Gegenwart meines Freundes nur Gutes für unſere gegenſeitigen Beziehungen gehofft; doch du biſt geſchikt, an Allem die Gegenſeite meines Weſens auszufinden und zu erwählen. Er trägt ſo viel Tüchtiges und Braves an ſich, daß man ihm die zeitweiſe unkräftige Schwärmerei vergeben kann; aber Zoe läßt alles Löbliche beiſeite und kehrt ſich gerade an dieſe Abirrung, weil ſie weiß, daß ſie mir am entfernteſten liegt. So ſprich doch! wozu dieſe ſtumme Miene der Duldung, wo ich dir doch nichts Kränkendes, nur die Wahrheit ſage. Oder ſollte dieſe Zwitterdarſtellung wirklich ſchön ſein? Iſt's eine Landſchaft — mit himmliſchen Heerſcharen als verzükte Staffage? iſt's ein hiſtoriſches Bild — mit dem überwiegenden Wald- und Blumenſtüke? Lerne klar denken, Zoe, und kräftig wollen; das Verhimmeln iſt vom Übel und mir verhaßt. — Warum ſchweigſt du? Kommt doch erſt aus gegenſeitigem Beſprechen das Rechte zum Vorſchein, und das Weib ſoll dem Geliebten ihre Meinungen nicht vorent-

halten. Du weißt, ich liebe das Verſtummen nicht mit dem vorwurfsvollen Märtererblike; die freie Austragung der Anſichten geziemt dem Menſchen, Vertrauen den Liebenden. Die ſchwächliche, verzagende Richtung zum Himmel iſt mir widerwärtig; heiter und thatſeelig ſtrebe der Menſch das Unendliche an, das einzelne Mislingen, der Fehler der Ausführung entmuthige und betrübe ihn nicht, er iſt ja eben eine Folge ſeiner Endlichkeit und ſo wenig eine Sünde als das ganze Menſchenthum. In dieſem beſchränkten Kreiſe liegt auch das Bereich des Schönen; das Ewige hat keine Grenzen und kein Maß, es kann alſo nie ſchön ſein; dies iſt nur die ſterbliche Richtung nach ihm. — Du ſchweigſt noch immer! Iſt dies quäkeriſche Einduken nicht Unvertrauen, nicht Verſtoktheit? Zoe, ich denke, wir taugen nicht recht für einander, meine heitere Kunſt ſieht ſich von dir verkannt und verſchmäht, mein wallendes Gefühl wird zurükgewieſen, und ſelbſt der Vortrag meiner Gedanken und Anſichten dringt nicht ein. Wie ſoll ſich der Flug meiner Kunſt entfalten, wenn die Geliebte ſelbſt ihn darnieder drükt? deine Nähe erhebt mich nicht, und auch dich mach' ich nicht glüklich. Thränen! brav, recht ſo, Weib! ſtatt der freundlichen Worte kalte, onklagende Thränen! Du verſtehſt mich nicht: wo ein liebendes

Wort mich dir versöhnen könnte, treiben mich diese stummen Thränen von dir.

Mit der Geliebten und mit sich unzufrieden eilte er fort; lange Zeit klang der Mismuth in seinem Gemüthe nach, und Zoe weinte kaum kürzer. Ja die unzufriedene Stimmung erlosch nicht völlig in seinem Inneren, und so wie Zoe zu verzagen anfing, ob sie ihm genügen könne, kamen auch ihm ernstliche Gedanken, ob nicht die Liebe ihn vielleicht doch der Kunst entzöge. Dazu gesellte sich noch der Rath seines Freundes: bevor er heirathe noch ein Mal für längere Zeit nach Italien zu gehen. Die Einrichtung und Anlebung in der Ehe bedürfe Ruhe, diese entstehe erst aus sonstiger Befriedigung; ein unerfüllter Wunsch, eine bestehende Sehnsucht zerstöre geradezu das Gedeihen ehelicher Verhältnisse. Jeder Künstler aber müsse den Drang in sich fühlen Italien zu sehen, dort genügend zu studiren, er müsse ihn schon hegen, oder dieser Trieb werde doch einmal um so unabweislicher erwachen. Emanuel glaubte, sein Freund möge überhaupt seine Ansichten an der Welt, seine künstlerische Richtung am Anblike der Kunstwerke selbst prüfen. Bestände sein Geschmak daran die Probe, so möge er beruhigt und mit Sicherheit am eingeschlagenen Wege weiter arbeiten.

Dieſe Geſpräche fanden ein geneigtes Echo in Archimbalds Innern; ſeine Liebe für Zoe ſchwankte eigentlich noch nicht, doch die Verſchiedenheit ihrer Anſichten, ihre zurükgezogenen Gefühle, dies Verſchließen in ſich ſelbſt beängſtigte ihn; und es dünkte ihm, als ſollten ſie Beide ſich noch ein Mal prüfen, oder als müſſe ſie in der Einſamkeit erſt wieder die volle Sehnſucht nach ihm gewinnen, und er aus dem ſchönen Italien mit ſiegreichen Beweiſen begeiſterter Worte und Werke zurükkehren.

Er trug ſich mit ſolchen Gedanken und Zweifeln, verſchwieg ſie jedoch immer noch ſorgfältig vor Zoe, da er ſie dadurch zu betrüben glaubte, und da ſie ihm ſelbſt faſt wie ein Treubruch bedünkten.

Archimbald, der ſonſt mit ſeinem Freunde in Anſichten und Gefühlen ſo ſehr übereingeſtimmt hatte, wurde jezt oft unangenehm durch die Verſchiedenheit überraſcht, die die kurzen Jahre der Trennung in ihnen hervorgebracht hatten, ja er fand ſich manchmal verlezt, wenn Emanuel in Gegenwart Zoes ſeine Überzeugungen beſtritt, um ſo mehr, da die Emanuels mehr mit denen des Mädchens übereinſtimmten. Archimbald dünkte es oft, als hätten die Beiden einen ſtillen Bund gegen ihn geſchloſſen, er blikte manchmal ſcharf und plözlich auf

die Geliebte, wenn der Freund Gedanken aussprach, die schon längst schüchtern auf Zoes Lippen geschwebt zu haben schienen. Zoe sah dann still begnügt darein, und aus Emanuels Bliken auf sie ergab es sich fast, als holte er in ihren sanften Zügen Billigung seiner Worte und wolle darin den weitern Gang ihrer Ansichten ausforschen, als läge ihm mehr daran diese, als seine eigenen, in Worte zu fassen. Behauptungen, die Archimbald gegen Zoe so oft unwiderlegt ausgesprochen hatte, die er endlich von ihr angenommen glaubte, fanden jezt an seinem Freunde einen unerwarteten Gegner, der geschikt die zweifelhaften Seiten ausfand, und sie ohne Rükſicht in der Gegenwart des Mädchens widerlegte. Dieses blikte dabei oft erstaunt und freudig auf Emanuel, es fühlte sich durch seine Reden gleichsam in Schuz genommen. Archimbald wurde durch den Widerspruch zu stets gewagteren Behauptungen angereizt, seine Beweise wurden immer verwikelter, und durch die Geschiklichkeit seines Freundes sah er sich am Ende auf ein Äußerstes gebracht, das er vorher selbst nicht für seine Meinung ausgegeben hätte, und das offenbar unhaltbar war. Ach, es war so Vieles anders gekommen, als er voraus gesezt hatte.

Dazwischen malte er eifrig an seinem Bilde; es

galt ihm, durch selbes einen Sieg seiner Ueberzeugung zu gewinnen. Er trachtete an Pracht schöner Gliedmassen, an Reiz der Farben, so wie an Kühnheit der Bewegungen das Beste, das er wußte und vermochte, auszulegen und damit die Kleinbilder seines Freundes mit einem Male zu verdunkeln und zu überstrahlen. Je mehr er bei allem Widerspruche seiner Kunstrichtung dennoch das Gemüthvolle der Weise seines Freundes, das Genaue in dessen Ausführung anerkennen mußte, desto mehr schien es ihm jezt einen entscheidenden schweren Kampf zu gelten, in welchem zu unterliegen ihm einen wirklichen Schmerz verursacht hätte.

Die beiden Freunde führten aber nicht nur Gespräche über die Kunst unter sich, sondern tauschten ihre Gedanken auch über andere Gegenstände aus. So wie die Kunst in den Weltgang und in das Walten der Natur eingreift, so wie sie insbesonders von den Schönheiten dieser und vom höhern Seelenleben des Menschen untrennbar ist, und erst darin ihre völlige Deutung und Verständniß findet: so schwärmten auch die Freunde vom eigentlichen Boden der Malerkunst auf nahe und entferntere Vorwürfe über, und wiesen keinen Gegenstand zurük, den ein anderer verwandter oder die Empfindung des Augenbliks in ihnen anregte.

— Die Stoa, behauptete Archimbald im Fortgange eines ähnlichen Gespräches, ist offenbar das Erhabenste, das die Menschheit jemals aufbrachte und ersann. Die reinste Tugend war ihr Ziel, die Tugend und zwar nur um ihrer selbst willen. Der Stoiker bedurfte keiner Ewigkeit, in der die Frucht seiner Tugend reifen sollte, keines Gottes, der Beifall winkte; er übte sie, eben weil sie die Tugend war, er handelte recht, weil er so handeln wollte. Seine Stirne trug er aufrecht und stolz im Gefühle der Freiheit, der Menschenwerth leuchtete auf seinem Antlize; unerschroken stand er vor dem Tirannen, lächelnd trank er den Giftbecher und verhüllte dann sein Haupt in die Toga. Mit fest verschränkten Armen blikte er zum Himmel, wunschlos und unbedürftig, daß die olimpischen Götter vor ihm erschraken und ihn beneideten. Wäre ewiger Jammer an die That der Tugend geheftet gewesen, er übte sie dennoch; der Weltkreis mag zertrümmern, er zittert nicht. Seine Söhne, seinen Vater opfert er ihr, die schönen Träume der Jugend und Liebe stößt er für sie zurük, er wandelt einsam ohne Götter und Menschen ihren Pfad, ihr folgt er, ohne zu wanken, selbst in den Orkus hinunter. Da wachsen Karaktere empor zu einer Größe, die uns erstaunen macht, wie marmorne Götterbilder stehen die

Heroen und die Weiſen um uns, und eine That ihres Lebens wiegt die Unſterblichkeit auf.

— Du haſt allerdings Recht, entgegnete Emanuel, doch nur zum Theile und zwar zum geringeren. Die rechte Handlung wird erſt durch die Demuth zur tugendhaften, jene ſtolze Makelloſigkeit iſt ſelbſt ſchon ein Laſter, und der Menſch ſoll ſich ohne Gott und Ewigkeit nie ſelbſt genügen. Das Herz, das der Belohnung hochmüthig den Rüken kehrt, iſt kein menſchliches, ſondern das eines Titanen, denn ſelbſt der edelſte Menſch fühlt das ſchöne Bedürfniß nach Glükſeeligkeit. Ohne ſie gibt es keine Tugend, ſo wie ohne Tugend keine Seeligkeit; ſie bedingen, ſie ergänzen einander. Jene kalte Tugend der Stoiker gleicht dem Meduſenantlize, das ſchön iſt aber verſteinernd, ſie iſt eine wandelnde Leiche, der der warme Pulsſchlag des Herzens mangelt. Erſt in Demuth und Zerknirſchung wird das Gemüth gottdurchdrungen, die Krone des Sieges iſt nur im Dulden zu erringen, und ohne Glauben iſt jede Wiſſenſchaft troſtlos und weltbefleckt.

Archimbald fand ſich durch ſolche Geſpräche nicht überzeugt, nur der Heiterkeit, des Glanzes ſeiner Anſichten beraubt. Der Einfluß ſeines Freundes auf ihn war überhaupt ein ſeltſamer, ſich widerſprechender, er

fühlte sich, sobald er fern war, zu ihm hingezogen, in seiner Nähe aber unbefriedigt, manchmal sogar verlezt. Die ausgesprochenen Meinungen Emanuels warfen gleichsam den Sauerteig in des Freundes Ansichten, und so sicher sich dieser auch darin glaubte, so gährte doch sein Inneres und seine Ruhe verlor sich. Es verbreitete sich Unzufriedenheit durch seine Stimmung, er wurde empfindlich, manches Gleichgiltige konnte ihn reizen, und selbst der Beruf des Künstlers, den er sonst so sehr in Ehren hilt, und über dessen Erwählung er sich glüklich pries, erschien ihm jezt zweifelhaft und unbefriedigend.

— Es ist vorüber mit der Würde unseres Standes; so wie er ohne innere Sendung von so Vielen angetreten wird, eben so bleibt er auch ohne äußeren Erfolg und Anerkennung. Um sich angenehm zu bezeugen, bemühen sich die Unberufenen die Winke und Launen eines gemeinen Publikums zu erfüllen; um Beifall zu gewinnen, buhlen sie mit der Eitelkeit und den Begirden ihrer Gönner. Dafür bleibt dann auch jede Bestrebung unberüksichtigt, die nicht auf das Persönliche hinauslauft. Statt nach dem Ideale der Kunst wird nach dem Aberwize der Besteller gearbeitet, und um dabei doch originell zu erscheinen, will man diesen billiger Weise noch überbieten. Stolz und herrlich wie ein

Fürſt, umgeben von Schülern und Lehrlingen, erſchien Rafael von Urbino, Michel Angelo dünkte ſich auch in der Verlaſſenheit vornehm wie ein König: während der Maler der Gegenwart mit krummem Rüken im Vorzimmer ſeines Patrons harren muß, die Protekzion des Kammerdieners durch Schwänke zu gewinnen ſucht und entzükt iſt, wenn ihm ein Portrait des engliſchen Waſſerhunds anvertraut wird. Sozielle Anwendbarkeit muß die Kunſt haben, oder ſie iſt außer Kurſe; der Rafael des Jahrhunderts muß einen Speiſeſal dekoriren. Wahr iſt's, auch Sanzio that es in der Villa des Chigi, aber ſchüchtern ſtanden, ſeit ſeine Fabel von Amor und Pſiche die Wände bedekte, die irdiſchen Gäſte vor dem unſterblichen Göttermale, und jene Hallen ſind ſeit Jahrhunderten der heiterſte Tempel der Kunſt. Das Portrait iſt noch ziemlich beliebt: jeder Schelm hegt verliebte Eitelkeit über ſeine Larve. Wo die Gönnerſchaft einen höheren Aufſchwung nimmt, werden ſogar Bilder für den Salon verlangt, da die geſchnizten Goldrahmen ein angenehmes Ornament ſind, und die Meiſterſtüke des Pinſels doch unter dem Preiſe böhmiſcher Spiegel abgelaſſen werden. Wenn es tröſten könnte, Gefährten im Drangſale zu haben, ſo ginge es uns Malern allerdings gut, denn die andern Künſte liegen kaum minder

darnieder. Der Poët ſchmiedet Gelegenheitverſe, der Almanach iſt der lieblichſte Tummelplaz ſeiner Begeiſterung, der verliebte Jüngling bietet das zierliche Büchlein mit gleicher Zärtlichkeit ſeiner Dame wie deren Soubrette. Bei lezterer wird es offenbar noch beſſer gehalten. Dem Dichter dürfen die Künſte des Jongleurs nicht unbekannt ſein, nach dem Male harfenirt er, ſtimmt Toaſte an, bringt Charaden und Wizſpiele zum Deſert. Der Improviſator taſchenſpielt mit ſublimen Gedanken, das Publikum zieht aber doch den dramatiſchen Dichter allen andern vor, da er ſich am demüthigſten beklatſchen und auspfeifen läßt. Recht ſo! haſche der Poët nach dem Kranze aus Lorbeer und faulen Zitronen, ſammle der Maler den Brennpunkt ſeines Genies auf Theaterkuliſſen und Vorhang, und der Muſiker dichte und fidle anmuthige Intermezzo: dann iſt das Triumvirat der Kunſt geſchloſſen, und, glüklicher als Nero, ſchlägt das Publikum mit einem Hiebe den Zerberuskopf von den Brettern.

Emanuel hatte außer ſeinem Album auch noch ein anderes größeres Bild mit ſich, das er ſelbſt die erſten Wiedererſtandenen zu nennen pflegte. Es ſtellte einen Flek Erde dar am Tage der Auferſtehung; gelbbrauner Staub zertrümmerter Jahrtauſende wirbelte

über den kahlen Boden, auch aus den Lüften senkten sich Nebel, und im Hintergrunde stand noch verdekt, doch überall durchschimmernd, die Sonne der Ewigkeit. An der Seite lagen ein paar leere Gräber, im Vordergrunde auf sanfter Erhöhung kniete die erste, auferstandene Jungfrau, und an ihrer Seite schwebte der Jüngling, den sie einst geliebt hatte. Die schwere Trauer des Todes schien nicht ganz aus ihren Gliedern gewichen, ein Frösteln durchlief sie noch, aber im Auge funkelte es schon vom herrlich unsterblichen Morgen. Sie kniete gegen jene Gegend gewendet, wo die Ewigkeit am prächtigsten durch den Weltenstaub und Sternenbrand hereinbrach, ein Jubeln, ein Jauchzen schien schon in der Tiefe ihres Herzens aufzusteigen. Lächelnd, heiterer als sie, schwebte ihr Geliebter neben ihr, er mochte das erste Gebet nach der Auferstehung schon gebetet haben, sein gesenkter Fuß berührte kaum mit der Spize die Oberfläche der Erde, die er nun so bald für immer mit der Geliebten verlassen sollte; er wies nach oben, wohin ihr Flug sich erheben mußte. Voll Begeisterung war der Auferstehungschauer der Geliebten, seelig ihr Gebet und Lächeln, seeliger als es je vor dem Tode gewesen. Das Bild war mit seltsamen, von der Wirklichkeit abweichenden Farben gemalt, wie Ver-

klärung ſchimmerte es durch das Fleiſch der nakten Glied naſſen, in ähnlicher nur etwas verdunkelter Farbe war auch das Auferſtehungsgefilde und die geballten Wolken darüber ausgeführt; die Pracht der Ewigkeit entwikelte ſich im wallenden Sonnenrauche.

Bei Betrachtung dieſes Bildes ſprachen die zwei Freunde wiederholt von dem Wiederfinden jenſeits des Grabes, und es kam dabei die verſchiedene Anſicht beider an den Tag. Emanuel glaubte an ein perſönliches Wiedererkennen, in dem ſich unſere irdiſchen Verhältniſſe veredelt abſpiegeln würden; die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen Kindern und Eltern, zwiſchen Eheleuten ſollten ſich dort in ihrer reinſten Urform wiederholen, unſer Bewußtſein müßte ſich auf einen weiteren, ja auf den weiteſten Kreis derſelben ausdehnen, und die ganze Menſchheit, in einem Stammbaume einbegriffen, ſich als eine Familiengemeinde zueinander geſellen. Archimbald hilt auch feſt an den Fortbeſtand unſerer Seele und an ihren ewig dauernden Beruf ſtets edleren Fortſchrittes, aber die Kette irdiſcher Bezüge, einmal durch den Tod geſprengt, durfte nicht durch eine Ewigkeit mitgeſchleppt werden. Die Zeit, meinte er, fordert zu unſerm Troſte ſchon hienieden Vergeſſen, die Ewigkeit gebietet ſie zu unſerem Heile. Die Dankbarkeit und Liebe für

irdiſche Wolthat und Zärtlichkeit muß diesſeits ausgemeſſen werden; dort finden wir uns nicht wieder. In immer näheren Kreiſen werden wir zum Mittelpunkte empor ziehen, wir werden das Gute gegenſeitig an uns, aber nicht mehr uns ſelbſt erkennen. Mit der Erde zugleich verſinkt auch das Bedürfniß nach unſern Geliebten hinter uns.

Zoe horchte leiſe und furchtſam auf dieſe Geſpräche; ſo oft ſie auch Archimbald bei ähnlichen Gelegenheiten aufgefordert hatte ihre Meinung abzugeben, ſie hatte ſtets geſchwiegen, und er beklagte ſich verbittert bei ſeinem Freunde, daß er an ihr keine Genoſſin ſeiner Gedanken gefunden habe.

In ſchöner Abendſtunde kam der Maler einſt in Zoes Wohnung; er war auf den Feldern umhergeſtreift, die erſten Sterne, die funkelten, ſchienen ihm aus andern Welten Grüße der Todten zu bringen; er hatte ſeiner ehrwürdigen Eltern gedacht, der hohen Geſtalt ſeines Vaters im Pilgerkleide mit dem langen, greiſen Barte, und traurig überfiel ihn ſeine Ueberzeugung, ſie nie wieder zu finden. Seine Geliebte und Emanuel waren in ein Geſpräch verſunken; der matte Abendſchein beleuchtete noch das Bild von der Auferſtehung vor ihnen auf der Staffelei; ſie bemerkten ihn nicht. Die

volle, weiche Stimme des Mädchens sprach vom Wiedersehen über den Gräbern. Archimbald hilt an und horchte auf das Ende ihrer Rede, deren Anfang nicht gehört zu haben er bedauerte.

— Jene kalte Ansicht, fuhr sie fort, berüksichtiget nur die Vernunft und den Willen, die Gabe der Erkenntniß und des Handelns an uns, das Bedürfniß, den Drang des Herzens aber läßt sie hilflos und ungehört. Wie bitter wäre der Abschied von unseren Liebsten, wenn wir wüßten, wir sehen uns nie wieder; oder sollte es unser Loos sein, durch eine falsche Hoffnung über diese schwere Stelle hinweg zu kommen: Betrug oder Trostlosigkeit? Wären die Gefühle der Liebe, der Anhänglichkeit, des Dankes und der Zärtlichkeit vielleicht zu grob für den Himmel, weil wir durch eine irdische Gabe sie zuerst uns erworben haben. Die Empfindung bleibt rein und heilig, wenn sie auch durch das Thor unserer Sinne gekommen ist. Und finden wir nicht auch schon hienieden manchmal jene Höhe der Gefühle, wo die Nebel irdischer Wünsche sie nur wenig mehr verdunkeln, wo in der Dankbarkeit und Ehrfurcht für unsere Ältern, in der Liebe des Auserwählten, in der Zärtlichkeit zu unsern Kindern die Begierde, der Eigennuz, die Eitelkeit ausklingt, wo wir

die Ältern, den Geliebten, die Kinder mit gleicher Huld, Hingebung, Fürsorge und Schüchternheit umfangen? Und wenn Archimbald nun nie mein Gatte werden sollte, wenn er mein Bruder wäre, ja selbst wenn —

— Nun, Zoe? rief der Geliebte, und drang aus seinem Verstekе; seine Augen funkelten in Bewegung über den Inhalt ihrer Rede, sie aber brach schnell ab und versank in Schweigen; wäre ihre Wange nicht röther, ihr Auge nicht feucht gewesen, man hätte nicht geahnt, daß sie so eben gesprochen hatte.

— Sprich, Zoe, — was dann? o sprich! das einmal verschwiegene Wort wird oft auf dieser Erde nicht mehr gesprochen, und ist dann, wenn ich Recht hätte, auch für alle Ewigkeit verklungen.

Sie schwieg und senkte schüchtern den Kopf.

— So ist sie, fuhr er nach einer Weile um so verbitterter fort, je aufgeregter er vorher gewesen, so ist sie, mein Freund, stumm und in sich verschlossen, und wenn sie je für Andere laut wird, so wendet sie ihrem Freunde nur um so hartnäkiger den Rüken. Wir taugen wohl nicht für einander, sezte er nach einer Pause mit bitterem Nachdruke hinzu.

Unerwartet erhilt jezt Emanuel von dem Hofe, auf dessen Kosten er seine früheren Kunstreisen unternommen

hatte, den Ruf, nach Griechenland zu gehen, um einen befreundeten Prinzen, der die klassische Reise unternehmen wollte, in jene Zustände, Naturschönheiten und Kunstwerke einzuführen. Er sollte ihn in einer größern Stadt Oberitaliens erwarten, und sogleich, noch vor dem Prinzen dort eintreffen. Die Reiseanstalten wurden daher mit großer Beschleunigung betrieben, und Archimbald fand kaum Zeit genug, seine Götter- und Titanenschlacht eilend zu beenden, um dem Freunde dies Bild, das seine Richtung rechtfertigen sollte, noch vor dessen Abreise zu zeigen.

Er hatte endlich eben den lezten Pinselstrich daran gezogen, und die Lust des Vollendens, ein Rausch der Befriedigung bemächtigte sich seiner; die gewaltigen Gestalten bekamen für ihn Leben, sie schienen wirklich den Himmel zu stürmen, und er selbst der gewaltigste an ihrer Spize zu sein. Er warf jezt den Pinsel von sich und eilte, um seinen Freund aufzusuchen. Dieser war jedoch wegen Anordnung seiner nahen Abreise außer Hause und konnte den Maler erst nach ein paar Stunden besuchen. Archimbald war über diese Verzögerung verdrießlich geworden, die Freude des Vollendens verflog, die Sicherheit seiner ersten Anschauung schwankte; und als er Emanuel und Zoe in sein Zimmer führte,

konnte er ſich einer Spannung, die an Ängſtlichkeit grenzte, nicht mehr erwehren. Die Umwandlung, die unterdeſſen mit ihm vorgegangen war, fiel ſchwer und unerklärlich auf ihn, als er nun das Bild anſah und jede Mahnung des Wolgefallens daran in ſich verloſchen fühlte. Es ſchien ihm, als hätten unterdeſſen ſchadenfrohe Dämonen die lezte Hand an das Werk gelegt: die verwirrten Maſſen nakter Glieder dünkten ihm jezt wie ein Scheiterhaufen geſchwollener Füſſe und knochiger Arme, die Titanen ſahen ihn filiſtermäſſig an, und Zeus zeigte nur den Zorn eines Sterblichen. Hätte Emanuel jezt eine ſcharfe Meinung über das Werk ausgeſprochen, hätte er getadelt und angegriffen, ſo würde der Maler vielleicht im Triebe des Widerſpruchs und der Gereiztheit wieder das Löbliche am Werke herausgefunden und es vertheidiget haben: ſo aber lobte der Freund die große Anlage, ſprach anerkennend über die keke Zuſammenſtellung und ſuchte gutmüthig jede einzelne gelungene Stelle hervor. Zoe ſtand verwirrt vor dem ihr unfaßlichen Bilde, und wendete ſich, ſo oft es geſchehen konnte, von den Auslegungen des Nakten ab. Doch ſo ſchonend und freundlich ſich auch Emanuel äußerte, ſeinen Freund befiel die herbſte Laune vor ſeinem eigenen Bilde, und als ſie endlich fortgingen,

raunte ihm Archimbald ins Ohr: Ich bin ein Stümper, Emanuel, ich muß nach Italien; nicht meine Ueberzeugung, — mein Pinsel ist unterlegen.

Er suchte an diesem Tage noch jene seiner Bilder hervor, die ihn einiger Massen befriedigten, um sich an ihrem Anblike wieder zu ergniken. Eines seiner Lieblingsbilder war stets ein Erzengel Michael gewesen, der den höllischen Drachen mit dem Schwerte vertreibt; er hatte es in Stunden besonderer Stimmung gemalt, und dann an Zoe geschenkt, die es in schönem Goldrahmen seitdem in ihrem Zimmer aufgehängt hatte. Archimbald fühlte eine unwiderstehliche Sehnsucht, auch dies Bildchen heute noch zu sehen. Er eilte zu Zoe, und ging dort alsogleich zu der ihm wolbekannten Stelle: aber statt seines Michaels hing Emanuels Pforte des Paradieses im Rahmen, und es ergab sich, daß Zoe dieses Bildchen vom Maler geschenkt erhalten hatte, und da es gerade in der Größe des anderen Bildes war, es einstweilen mit dem ihr weniger beliebten Drachentödter vertauschte. Sie hatte dies in harmloser Unbefangenheit gethan; als sie es jezt dem Geliebten erzählte, überflog sie dennoch hohe Röthe. Archimbald vernahm es stumm, doch düsteren Blikes. Eine Weile schritt er mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, während sie

schüchtern mit den Blumen am Fenster sich beschäftigte, dann trat er langsam gegen sie und sagte ihr mit fester, ernster Stimme: Zoe, ich reise morgen mit Emanuel nach Italien. Sie schwieg, und erst allmälig verlor sich die Farbe aus ihrem Gesichte. Dieser Entschluß, der ihm bis nun noch unbestimmt vorgeschwebt hatte, reifte in diesen wenigen Minuten; ein Wort von ihr hätte ihn vielleicht noch erschüttert, aber ihr Schweigen bestärkte ihn. Er ging.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden wie im Traume getroffen; Emanuel billigte weder diesen Entschluß seines Freundes, noch misbilligte er ihn, er war nur bei der Ausführung behilflich. Archimbald raffte schnell alles Nöthige für die Reise zusammen und brachte seine Papiere in Ordnung; der Tag verging ihm in solchen Geschäften, und erst am Abende fanden sich die Freunde wieder bei Zoe. Sie war blasser als gewöhnlich, aber mild und freundlich wie immer; Archimbald fühlte bitteren Unmuth über die Gleichgiltigkeit, die seine Geliebte zeigte. Er hatte ihr nachträglich zwar gesagt, daß diese Trennung kaum ein Jahr dauern, und an ihren gegenseitigen Bezügen keine Veränderung hervorbringen sollte, allein er verkannte nicht das Schwierige eines solchen Versprechens, so wie das Ungewisse der Zukunft. Er

fühlte selbst ein bitteres Wehe in seinem Herzen über diesen Abschied, um so mehr verlezt wurde er durch Zoes Kälte. Archimbald kannte die Tiefe und Stille des weiblichen Herzens noch nicht; was nicht brauste, erschien ihm nicht als bewegt; er hatte keinen Begriff, daß man ein Gefühl hegen könne und es doch in sich verschließen. In dieser Lage befand sich Zoe; sie glaubte, daß es für Archimbalds Kunstberuf vortheilhaft sei, Italien zu besuchen, und wollte ihn also nicht davon zurükhalten; sie fühlte, wie bitter der Abschied sei, und wollte ihn dem Geliebten nicht erschweren. Zoe verstand es ihre Thränen zurükzudrängen. Die Stunde des Scheidens rükte näher, und in scharfer Laune, die nur die Rührung überdeken sollte, rief Archimbald: und welches Angedenken soll ich dir geben, Zoe?

Sie lächelte sanft.

— Sieh', im Eifer und Sturme der Reisezurüstungen habe ich auf ein schikliches vergessen; zur Aushilfe einen Ring zu verwenden, scheint zu gemein; so nimm denn das Schönste, wenn auch Vergänglichste, das ich dir bieten kann, ein Sinnbild der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht, nimm eine Rose.

Der Strauch vor ihrem Fenster trug eben noch eine Zentifolie, wol die späteste in diesem Jahre, der Maler

brach sie und reichte sie der Geliebten; schnell nahm Zoe die Blume und beugte sich darüber, wie um ihren Duft einzusaugen.

— Was funkelt hier im Kelche? rief der Maler, wie, eine Thräne, doch eine Abschiedthräne, Zoe!

— Es wird wol ein Thautropfen sein, sagte sie mit kaum merklich zitternder Stimme, und sah mit wieder trokenen Augen zu ihm empor.

— Ein Thautropfen — mag es sein, hat er mir doch so herrlich gefunkelt wie eine Thräne! Leb' wol, Mädchen, rief er bald darauf, wir sehen uns wieder; wenn die nächsten Rosen blühen, bin ich vielleicht schon hier; — aber gewiß, mein Kind, sehen wir uns wieder, — wenn diese Rose noch ein Mal blüht. Er hatte diese lezten Worte fast wie unwillkührlich in Rührung, Zorn, in der Begeisterung des Scheidens ausgerufen. Zoe reichte ihm stumm die eine Hand, und erhob die andere, wie zum Segen: der Gruß des Abschieds verschwebte auf ihren Lippen. Archimbald stürzte fort ohne weiter umzusehen, die seltsamsten Gefühle durchschauerten ihn; hinter ihm fiel das Mädchen auf die Kniee, sie sah ihm nach und segnete ihn, und ihre Augen flossen über in vollem Weinen. Archimbald verwarf sie als kalt in seinem Herzen, und doch bewahrte nur

Gott das ihre, auf daß es in dieſer Stunde nicht brechen möge.

Die beiden Reiſenden mußten ihren Weg ſchnell verfolgen, da der Prinz den Maler Emanuel in Siena, bis wohin ihn Archimbald begleiten ſollte, bereits erwarten konnte.

Die Trennung hatte die Anſichten des jungen Mannes ſchnell und bedeutend verändert. Die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt war auch nach dieſem raſchen Entſchluſſe nicht zurükgekehrt, aber die Verhältniſſe, die er verlaſſen hatte, insbeſonders Zoe ſelbſt, gewannen in ſeinen Augen Reize und einen Werth, die ſie, als er ſie beſeſſen, lange nicht mehr für ihn geäußert hatten. Es beſtätigte ſich die Wahrheit des Sazes, daß was wir innehaben für uns die friſchen Farben verliert und der Bemäkelung der Wirklichkeit anheimfällt, während das Entriſſene gleichſam in die unantaſtbare Sfäre des Idealen entrükt wird. Wir zergliedern die Mängel unſeres Beſizes, tragen aber das Bild des Verlornen, Unerreichten aus allen Reizen zuſammen, die uns je begeiſterten. Die feinſten, ſchönſten Empfindungen unſeres Herzens, die Sehnſucht, die Ahnung, die Liebe, Alles, was uns nach oben treibt, blühen aus dieſem Keime hervor, aber auch die Unbefriedigung unſeres Erdedaſeins, der Mis-

muth, der Undank sind unter seine Früchte zu zählen. Die beiden Reisegefährten ermangelten nicht, über diese Gemüthsveränderung sich zu verständigen, und so wie der jüngere sein Misbehagen an den Tag legte, suchte der ältere, welterfahrnere aus Erlebnissen und Betrachtungen Trost zu schöpfen und mitzutheilen. Emanuel verwies ihn insbesonders auf die Vorsehung, welche die Wege der Menschen oft so seltsam und dunkel verwirrt, dann aber wieder um so klarer und schöner zu schlichten weiß. Nach seiner Ansicht enthilt dieses Vertrauen auf eine unmittelbare Lenkung unserer Schikjale für jede Lage genügende Beruhigung, und die gläubige Hingebung an jene weise und milde Obmacht mußte selbst nach dem dunkelsten Ausgange unserer irdischen Loose das Gemüth aufrecht erhalten und befriedigen, da der scheinbar günstigste Erfolg schon diesseits in seiner Fortführung noch herbere Folgen haben konnte als ein augenblikliches Entsagen oder der bitterste Verlust eines vielgeliebten oder langersehnten Gutes.

— Ich aber, erwiderte Archimbald, bin nicht deiner Ansicht, auch ich glaube an eine Vorsehung des Weltgeistes, doch nur an eine mittelbare, die im erhabenen Weltplane liegt, aber nicht an das Drahtziehen eines Marionettentheaters, wo zwischen den Hampelmännern

die Hand des Maſchinenmeiſters · hervortappt. Wirſt du ein Uhrwerk für ein gelungenes erachten, deſſen Zeiger der Fabrikant ſtets eigenhändig hinter dem Zifferblatte umwenden müßte? nennt man nicht vielmehr ein Getriebe um ſo vollkommener, je länger es ohne jede Nachhilfe und Eingriff des Erfinders umläuft und beſtehen kann? und wollteſt du dem großen Räderwerke des Univerſums, deſſen Zilinder Weltaren ſind, die ſtatt in Diamanten in Sonnen umlaufen, nicht die Vollendung zutrauen, die du von jeder nächſten irdiſchen Maſchine verlangſt? Konnte der große Meiſter in Naturnothwendigkeiten und Geiſterwillen nicht die Gegenkräfte ſchon von vornherein ſo abwägen, daß die ſpätere Zuthat, das nachträgliche Flikwerk entübrigt iſt? Hat er es etwa nicht auch gethan, allüberall, ſo weit unſere Fühlhörner reichen? und kann man ihn jemals grauſam nennen, wenn er die Schläge, die uns treffen, nicht unmittelbar abwehrt, wenn er die Wunden nicht mit eigner Hand verbindet? — Trägt nicht insbeſondere der Menſch drei Kräfte in ſich, die ihn durch alle Wechſelfälle der Gefährdung, des Elendes ſicher ſteuern? Die Kraft das Üble von ſich abzuwenden, die Kraft das Unabwendbare zu ertragen, und die Kraft — denn es iſt nicht eine Schwäche — vor dem Unerträglichen

unterzugehen, pſichiſch oder körperlich, freiwillig oder unwillkührlich?

Die Reiſenden hatten Süddeutſchland durchflogen, in Haſt ging's über die Alpen, und ſelbſt in den berühmten Städten Oberitaliens, die ſie paſſirten, nahmen ſie in jeder gleichſam nur irgend ein Kabinetſtük vor. Archimbald verſparte die genaue Beſichtigung für die nächſte Zukunft. Sogar in Florenz wurde nur ein paar Stunden Stillſtand gemacht, und Archimbald ſah eigentlich nur die berühmte Tribüne. Aber ſelbſt das Wenige, das er ſah, ſchien ſeine bisherigen Überzeugungen und Übungen in der Kunſt zu widerlegen, das Gefühl eigenen Unwerthes übermannte ihn, er erlag dieſem Bilderſturme und verzweifelte an ſeinem Berufe. Dieſe kleine, köſtliche Ausſtellung von Gemälden verherrlichte in den beſten Stüken eben jene Richtung, die er bisher als unkräftig und pietiſtiſch verworfen hatte; Reinheit und Himmelſeeligkeit lächelte ihm von den Wänden entgegen, neben der die ihm theure, profane Ausſtellung des Nakten und Dämoniſchen ſich faſt roh und verworfen ausnahm. Er fand hier dieſen Gegenſaz auch thatſächlich dargeſtellt: Tizians nakte Venus, ein Weib voll gebiethender Wolluſt ſtand, ungeachtet aller Kunſt der Ausführung, gemein und nüchtern neben Rafaels Ma-

donna del carbellino, einem Bilde voll Stille, Klarheit und Frieden. Noch merkwürdiger erging es ihm mit der medizeiſchen Venus, die mitten in dieſer Rotunde unſterblicher Bilder ſteht: durch die Pracht ihrer Glieder, durch den holdlächelnden Liebreiz der Mienen ſah gleichwol eine Bedürftigkeit, ein Hangen nach niederer Befriedigung hervor, die den Ausdruk der göttlichen Schönheit beſchränkten. Der Johannes ihr gegenüber, der ſchöne, profetiſche Knabe von Rafael ſchien aus den dunklen Augen nicht ohne Verachtung auf das hinfällige Weib zu ſchauen.

Sie eilten nach Siena; der Fürſt war noch nicht da, und ſo hatten ſie Muße, die merkwürdige Stadt, einſt der Siz einer der früheſten Malerſchulen, auf das Genaueſte zu beſichtigen. Gemälde jener erſten Zeiten der wiedererwachten Kunſt waren hier in groſſer Anzahl geſammelt; Archimbald konnte nicht mehr einwenden, vom Glanze der Ausführung beſtochen zu werden, und doch war der Eindruk dieſer ſchlichten Bilder von erſtaunlicher Wirkung auf ihn. Die Gemälde der alten Sieneſen trugen in ihren ſchmalen, gebogenen Geſtalten, im grünlichen Kolorit offenbare Fehler an ſich, dennoch waren eben ſie am meiſten geeignet, durch Feier, Ernſt und Stille die raſche, gewaltſame Weltan[illegible]t, die Archim-

bald auch auf die Kunſt übertragen hatte, am ſicherſten zu widerlegen. Er fand hier nicht die durchgreifenden Mittel, techniſcher und künſtleriſcher Vollendung, wol aber die unabweisliche Wirkung eines gemüthlich betrachtſamen, frommen Beſtrebens. Die edlen, alten Meiſter von Siena traten mit ganz neuen Momenten der Kunſt vor ihn. Simone di Martino, Ambrogio di Lorenzo und Guido und Sano von Siena ſchienen Portraitköpfe der himmliſchen Heerſcharen mit unzulänglicher Technik verſucht zu haben; das Fremde, Überirdiſche darin ergreift ungeachtet der Mängel der Ausführung. Voll Heimlichkeit und Stille ſind die Madonnenbilder von knieenden, geneigten Engeln umgeben, und die Sanftheit, Unſchuld und der Himmelsliebreiz dieſer Engel finden ſich außer Siena nirgends wieder. Sie ſind mit langen Talaren angethan, und ſcheinen, auf die Erde ausgeſendet, vom Paradieſe zu träumen. Auf erloſchenen Wänden ſtehen nicht minder wunderbare, uralte Bilder. Aus viel ſpäterer Zeit ſind die Geſchichten aus dem Leben der Maria von Sodoma für die Brüderſchaft des heiligen Bernhard gemeinſchaftlich mit Pacchiarotto und Beccafumi auf die Wand gemalt. Die Madonna insbeſonders erſcheint darin auf jeder einzelnen Darſtellung in verändertem Liebreize, von

herrlichen Weibern nach dem Schlage des Landes umgeben. Das Ganze ist weich und verschmolzen, als wäre es mit Öhlfarben ausgeführt. Am gesteigertsten tritt das mistische Element der Legende in den zwei Bildern aus dem Leben der heiligen Katharina in der Kirche San Domenico auf. Die Heilige war die Tochter eines Färbers in Siena, noch zeigt man dessen Haus, ihre Kammer, den Gang, auf dem ihr Kristus erschienen ist. Sodoma malte sie, wie sie ohnmächtig der Gewalt himmlischer Anschauungen unterliegt, und das zweite Mal in höchster Extase. Sehnsucht und Schmerz, das Übermaß unterdrükter, irdischer Wollust, ringend mit himmlischer Verzükung, ist in beiden Fresken in unübertrefflicher Weise dargestellt, in dem einen Bilde sinkt sie bezwungen von der ersten, brechenden Auges ohnmächtig dahin, in dem andern ist sie verzükt und begeistert, die höchsten Visionen umgeben sie, sie horcht auf die himmlischen Chöre.

Die seltsamen Bauten der Stadt, insbesonders das Bürgerhaus, der Dom und die öffentlichen Logen versezten den jungen Maler ganz in jene Zeit, in der diese Bilder entstanden, und vermehrten durch geschichtliche Erinnerungen ihren Eindruk. Er fühlte seine Kraft, seine Zuversicht gebrochen, seine Überzeugungen schmol-

gen dahin, und Emanuel bedrängte ihn noch mit scharfen, nachsichtlosen Beweisgründen, die eben so sehr in seine Ansichten über die Kunst als über das Leben einschnitten. Er sah seine pantheistischen Träume bis in's Innerste erschüttert, er blieb ohne Halt in seinen Meinungen, so wie ohne Selbstvertrauen in seine Leistungen. Sein Geist fühlte sich wüst und verlassen von den früheren Gedanken, aber auch noch ungeneigt in neue einzugehen.

Es waren Briefe von Zoe gekommen; sie ermunterte ihn, das Leben so wie die Werke der Kunst in Italien zu genießen, sie war nur auf seine Förderung und Zufriedenheit bedacht und vergaß sich völlig über ihrer Sorgfalt und Wünschen für ihn. Die Innigkeit und Milde des weiblichen Herzens zeigten sich in ihren Briefen auf das Rührendste, sie waren von einem eigenthümlichen Gemüthe durchdrungen, dessen wunderbare Tiefe und selbstverleugnende Liebe auch unter ihrem Geschlechte selten eine Ebenbürtige finden mochte. Sie hatte vollends auf sich vergessen: sie wünschte nur sein Glük, seine Befriedigung, und in seiner Lust durfte auch ihre Liebe die schönste Freude zu finden hoffen. Gleichwol lag verborgen und heimlich in der Tiefe ihrer freundlichen Reden eine Trauer, die sich unmöglich ganz verbergen ließ; ihre Liebe verblutete unter den Blumen,

die ſie dem Geliebten bot, man fühlte, daß ſie es einſah, ihr ſtehe das Opfer der Entſagung ſehr nahe. Sie war in ihren Briefen ſogar geſprächiger, offener, als ſie es je in ihren Geſprächen geweſen; ſie berührte Gegenſtände, die ſie ſonſt ſchüchtern vermieden, ſie ſprach Anſichten aus, die ſie früher nur heimlich gepflegt hatte. In ihrem lezten Briefe verſprach ſie ihm ſogar, ihm ihre Ueberzeugungen über das Wiederſehen jenſeits der Gräber zu ſchreiben, die ſie in jenem Geſpräche zu ſeinem Verdruſſe abgebrochen hatte. Die Liebe, faſt ſchon unterdrükt, brach in Archimbald in düſterer Gluth hervor: warum hatte er nicht lieber ſeine Kunſt, wenn ſie ſchon auf falſchen Wegen befangen war, für immer aufgegeben, und im glüklichen Winkel der Erde nur ſeiner Liebe, ſeinem menſchlichen Glüke gelebt? Dennoch fand er die Kraft umzukehren nicht in ſich, es war, als zwänge ihn ein Dämon ſein Geſchik zu erfüllen.

Der Fürſt kam immer noch nicht an, und endlich erſchien eine Weiſung für Emanuel, ihn nach einiger Zeit in einer nahen Seeſtadt zu erwarten, von wo ſie ſich nach Griechenland einſchiffen ſollten. Die Zwiſchenzeit wurde zu mehren Ausflügen benüzt; die nahen Apenninen boten hiezu die beſte Gelegenheit. Allerhalben lag die romantiſche Bergwildniß mit Ginſter und

Erikeu überwachsen, mit einzelnen Öhl- und Eichenwäldern geschmükt. Dazwischen waren dann wieder denkwürdige Ortschaften zu finden, Cornetto mit den etruskischen Felsengräbern, Assisi mit der dreifachen Kirche, Orvietto mit dem unvergleichlichen Dome. Dieser Strich in den Apenninen, besonders die Umgebung von Siena, war zwar damals wegen mehrfacher Räubereien berüchtigt, aber die beiden Künstler schrekte dies, obwol aus verschiedenen Gründen, nicht im Geringsten. Archimbald pflegte diese Wanderungen nie ohne sein Gewehr zu unternehmen, die Gefahr hob seinen Antheil; Emanuel aber kannte in der Ruhe seines Gemüthes die Furcht nicht. Er war so völlig von den Reizen der Natur und den Eindrüken der Kunst befangen, daß er an Gefahren kaum jemals dachte, während der jüngere Maler gerne eine bestanden und in ihrem Gedränge mindestens die Tüchtigkeit seines Muthes erprobt hätte.

Bei einem solchen Ausfluge, den sie eigentlich ziellos in die Umgebung gemacht hatten, schikte sich Emanuel an, einen einsamen Apenninenthurm, die hier Colone genannt werden, zu zeichnen. Das überwachsende Efeu, die Thalschlucht an seiner Seite gab ihm ein romantisches Ansehen, insbesonders aber lud die Stelle, auf

der sich die Maler eben befanden, zu Rast und Stille. Archimbalds Gemüth war zu sehr aufgeregt, um diesem Winke Folge zu leisten, er streifte in der nächsten Umgebung umher, bestieg in seiner Ruhelosigkeit mehre Anhöhen, und wollte auf einer derselben seinen Freund erwarten, da der vorschreitende Nachmittag diesen ohnedies bald am Zeichnen verhindern mußte. Er lagerte sich in die blühenden Gräser am Fuße eines Ulmbaums, und schaute voll bewegter Gedanken in den grünen Thalausschnitt hinunter, der still und einsam zu seinen Füssen lag. Eine Viertelstunde abseits befand sich die Stelle, wo Emanuel zeichnete, der zerfallene Waldthurm stand thalüber. Archimbald ergab sich der Flucht rascher Gedanken, sie jagten gleich Nebeln im Sturme mit den verschiedensten Gestalten an ihm vorüber, aber der Sinn aller Bilder war am Ende dennoch ein trauriger.

Fast jeder Mensch befindet sich einmal im Leben in der Lage seine bis dahin gehegte Überzeugung ablegen, seine Bestrebungen verwerfen zu müssen. Matt und farblos erscheint dann Alles, was er bis nun getrieben und zustandegebracht, gebrechlich, woran er gehalten, trostlos, was sonst die Freude seines Lebens gewesen ist. Der Glanz entschwindet von seinen Gedanken und Thaten, und Alles um ihn wankt und zersplittert. Ein

solcher Wechsel der Weltansicht ist von Unruhe, Angst und Schmerzen begleitet, es ist uns, als müßten wir selbst in's Nichts hinabsinken, wir verzweifeln an dem eignen Werthe, ja fast am ganzen Dasein. So stand es jezt um Archimbald; er fühlte sich bis ins innerste Leben erschüttert und krank, und war ebenso wenig geneigt seine Vergangenheit abzuwerfen, als eine neue Zukunft zu beginnen. O, wären jezt die Räuber des Apennins gekommen und hätten ihm ihre kühlen Eisen mitten ins Herz gestossen, oder eine besänftigende Kugel durch das öde Gehirn gejagt. Im Taumel wüster Gedanken war ihm die Zeit schnell vergangen, die Sonne senkte sich gegen den höchsten Berggipfel, die Gewölke des Abendes rötheten sich, und endlich fiel die Dämmerung über das Thal. Emanuel mochte schon vor einer Weile das Zeichnen eingestellt und seinen Freund fruchtlos in der nächsten Umgebung gesucht haben; jezt ertönte seine Stimme ganz nahe bei Archimbald, er rief seinen Namen. Dieser aber mochte in dieser Stunde nicht antworten und seinem Freunde folgen; seine Gedanken waren in völliger Verwirrung, er bedurfte der stummen Einsamkeit und am wenigsten schien ihm jezt die Gesellschaft Emanuels angemessen. Wol waren sie die frühesten, innigsten Freunde gewesen, aber die lezte

Erniedrigung und Hilflosigkeit seines Wesens war eben durch Emanuel veranlaßt. Er hatte ihm die heitere, kühne Überzeugung und Kraft in der Kunst gebrochen, er hatte den Zwiespalt zwischen ihm und Zoe nur noch erweitert, er hatte ihn endlich auch ganz von ihr getrieben.

Ungeachtet der Erinnerungen früher Freundschaft wußte Archimbald keinen Feind, der ihn so tief erschüttert, ihn so unlösbaren, bitteren Zerwürfnissen preisgegeben hatte. Es erschien ihm unmöglich jezt mit Emanuel zu gehen; sie konnten sich ja nachts im festgesezten Burgfleken treffen. Besser mochte es für ihn sein, so dachte Archimbald im Unmuthe des Schwankens und Zweifels, wenn er Emanuel nie mehr fände, wenn er ihn nie gekannt hätte. Eine bittere Regung bemächtigte sich seines Herzens, kalt und finster stieg der Wunsch in ihm auf, daß irgend eine Fügung sie jezt und für immer auseinander führen möchte.

Unterdessen hatte Emanuel ihn bald näher, bald ferner gesucht, und in gewissen Pausen tönte seine Stimme in verschiedener Entfernung, während das Dunkel der Nacht allmälig Alles zu verdeken anfing. Archimbald verhilt sich still und ergab sich wieder ganz seinen Gedanken. Einzelne Sterne tauchten im blassen Himmel auf, der eine vor ihm gegen Norden flimmerte mit be-

sonders schönem Lichte, so daß sich der Maler bei seinem Anblike einer lieblichen Erinnerung nicht erwehren konnte. Er schien ihm der Stern seiner Liebe, seines Glükes zu sein. Archimbald sah mit einer zärtlichen Rührung nach ihm: der blaue Himmel schien um den Stern leise zu athmen, bald versank er in tiefes Dunkel, bald schwoll er in blasser Bläue hervor, und wie in Ebbe und Fluth verschwand der Stern und erschien wieder, und sein Gefunkel tröstete Archimbald. Eine Weile schon hatte er diesem lieblichen Spiele zugeschaut, da flog an jener Stelle ein helles Meteor den Himmel hinunter und verlosch in der schwarzen Tiefe. Der Maler hatte fast erschrekt den Blizstreif mit den Augen verfolgt, als er dann wieder zu seinem Sterne zurükkehren wollte, konnte er ihn nicht mehr finden. Wol funkelten viele Sterne in jener Richtung, aber keiner davon war der seine. Eine stille Trauer, ja ein wirklicher Schmerz befiel den Maler, er konnte sich des unheimlichen Aberglaubens nicht erwehren: sein Glükstern wäre als eine Sternschnuppe gefallen und verloschen.

Jezt erst bemerkte er, daß es ganz finster um ihn geworden war, er erhob sich langsam und gedachte der Heimkehr. Da fiel ein Schuß unter ihm im Thale, es pfiff im Öhlwalde, und bald darauf war noch ein zweiter

Schuß zu hören. Archimbald war sogleich aufgesprungen, und glaubte ein Geschrei, einen fernen Hilferuf zu vernehmen. In demselben Augenblike gedachte er des Freundes, der ihn zu suchen noch kurz vorher in dieser Gegend umhergestreift war. Seinetwegen hatte er sich bis zu später Abendstunde in dieser verrufenen Gegend verspätet, er konnte nun von den Räubern überfallen und ermordet, oder in die Apenninen fortgeschleppt worden sein. So wie der Hilferuf in der Tiefe des Öhlhaines verlosch, erschien ihm diese Befürchtung immer gewisser. Er erhob ein wildes Geschrei, drükte den einen Lauf seines Doppelgewehres los, und eilte, so schnell er vermochte, drohend und rufend den Hügel hinunter.

Er war nun an der Stelle angekommen, von wo das Ächzen ausgegangen sein mochte; Alles war still, nichts Ungewöhnliches ließ sich mehr entdeken. Er rief Emanuels Namen in den Wald, er streifte nach allen Seiten umher, von jenem Ereignisse ließ sich keine Spur mehr auffinden.

Nachdem er lange vergebens umhergeirrt war und in Angst gesucht und nachgeforscht hatte, kam er endlich abseite des Waldes und entdekte am Rande einer Weinpflanzung einen Lichtschimmer, dem er mit frischer Hoff-

nung entgegeneilte und bald darauf eine Bauernhütte fand. Er pochte haſtig an die Thüre, und wurde aus einem kleinen Fenſter um den Grund ſeines Lärmens gefragt; in Eile trug er den Fall vor und verlangte, man möge mit brennenden Harzfakeln mit ihm den Wald durchſuchen. Zuerſt ſchien die Familie gegen ihn ſelbſt mistrauiſch zu ſein; als ſich dies jedoch verlor, wies ſie nichts deſto weniger ſein Anſinnen auf das entſchiedenſte zurük. Ja ſelbſt nachdem er alle Barſchaft, die er bei ſich führte, angeboten hatte, blieben ſie bei ihrer Weigerung: es war die lezte Zeit ſehr unſicher in dieſer Gegend geweſen, eine Banditenbande hauſte in den nahen Wäldern, und Räubereien und Mordthaten ereigneten ſich eben ſo häufig als das Abführen anſehnlicher Perſonen in die Gebirge, von wo ſie erſt gegen bedeutendes Löſegeld freigegeben wurden. Wer ſich aber die Rache der Räuber zugezogen hatte, der konnte des ſicheren Untergangs gewiß ſein. Die Weinbauernfamilie lebte mitten in ihrem Bereiche, ſie mußte daher um jeden Preis die Misgunſt der Räuber vermeiden. Archimbald durchſchauderte Ungeduld, Angſt, Sorge und alle bitteren Gefühle. Er hätte die Bauern unter Androhung von Gewalt zur Begleitung zwingen mögen, doch leuchtete ihm der Grund der Ver-

weigerung ein, und wüst und trostlos eilte er allein wieder in den Wald.

Er hatte wenige Stunden vorher Trennung von seinem Freunde begehrt, er hatte ihr Wiedersehen verwünscht: nun plözlich schien ihm Emanuel entzogen und zu seinem Schmerze gesellte sich auch noch der Vorwurf ungerechter Treulosigkeit. Es war ihm, als hätte er ihn verrathen. Endlich fiel ihm noch die Möglichkeit ein, daß er doch nicht in die nächtliche Szene verflochten sei, und in Hast, — es galt ja seine lezte Hoffnung, eilte er über unwegsames Land in den nächsten Ort, in dem sie zu übernachten verabredet hatten. Er lief mehr, als er ging; mit Angstschweiß bedekt kam er erst am Morgen dort an: Emanuel war wirklich nicht eingetroffen. Hier endlich gelang es ihm, Leute aufzutreiben, die mit ihm den verhängnißvollen Wald zu durchstreifen sich herbeiließen. Bei hellem Sonnenscheine wies er ihnen die Stelle, auf der sich der nächtliche Überfall ereignet haben mochte, und wirklich hatten sie nicht lange gesucht, als sich auch in der That Blutspuren im Grase fanden, die der Morgenthau noch nicht ganz verwischt hatte. Archimbalds Herz bebte während der Nachforschung, bei dieser Entdekung stach es ihm durch dasselbe, als ob dieses Blut eben erst warm und rau-

chend daraus geströmt wäre. Man suchte noch eifriger hinter jedem Gebüsche, in den Thalfurchen, zwischen den dichten Bäumen, und endlich wurde auch noch ein Baret gefunden, das der Maler in tiefem Schmerze für das seines Freundes erkannte; eine weitere Spur von diesem ließ sich ungeachtet aller Mühe, allen Eifers nicht entdeken. Archimbald wendete sich an die Behörden, um seinen verschwundenen Freund ausfindig zu machen; er ließ all seine Habe als Lösegeld für ihn ausbieten; er streifte mit seiner Büchse allein oder in Begleitung im Gebirge umher. Wie gerne hätte er die Schlupfwinkel der Räuber ausfindig gemacht, wie freudig um Emanuel auf Tod und Leben mit ihnen gekämpft, oder sich selbst als Geisel für ihn hingegeben.

Jener eine Wunsch, seiner ledig zu sein, stand wie eine Unthat, wie ein scheußlicher Verrath vor seinem Gewissen, mit seinem eignen Blute hätte er ihn gerne abgewaschen.

Wochen vergingen unter solchen Nachforschungen; um die Sache besser zu betreiben, machte er nach vielen vergeblichen Streifzügen durch die Apenninen kleine Reisen in benachbarte Städte, wo mit den höheren Behörden verhandelt und mächtigere Freunde und Gönner aufgeboten werden konnten. Im Eifer dieses Treibens

war ihm jede andere Absicht, jeder ablenkende Gedanken aus der Seele geschwunden, es war ihm gar nicht aufgefallen, daß er längere Zeit keinen Brief von Zoe, ja überhaupt keine aus der Heimat erhalten hatte. Mochten sie ihn bei seinem häufigen Ortwechsel in dieser Zeit verfehlt haben, mochte ein anderer Grund für dies Schweigen vorhanden sein: er sann und dachte nur an Emanuels Befreiung, alles Übrige war ihm für diesen Augenblik gleichgiltig. Er begab sich endlich auch in jene Seestadt, um den Prinzen in sein Interesse zu ziehen; als er ankam, war dieser bereits nach Griechenland abgereist.

Eine traurige Entdekung schnitt endlich seine weiteren Nachforschungen ab: in jener Berglandschaft wurde in einer Schlucht der Leichnam eines Erschlagenen gefunden. Der Grad der Verwesung stimmte mit der Zeit jenes Ereignisses überein, der Wuchs, die Größe paßten auf Emanuel, die Züge waren jedoch schon unkenntlich, und der Kleider und anderer erkennbarer Habseeligkeiten war er beraubt. Archimbald besichtigte schaudernd und tiefbetrübt den Leichnam, doch so dringend auch die Wahrscheinlichkeit für die Identität des Leichnames sprach, so konnte er jede Hoffnung, jeden Weg zur Thätigkeit doch nicht aufgeben. Er kehrte von der Be-

erdigung des Ermordeten mit neuen Plänen zu bezüglichen Versuchen in die Stadt zurük; doch ein Unglük überfällt den Menschen selten einzeln, wie die Krähen kommen sie geschart oder doch zu Paaren, — ein Keil treibt und vertreibt den andern: er fand in der Stadt einen Brief aus Deutschland vor, der ihm Zoes Tod meldete. Sie hatte seit seiner Abreise gekränkelt, nun plözlich war sie an einer Nervenkrankheit gestorben.

Es krachte wie ein Donner in seinem Kopfe, als er die Nachricht las, dieser Schlag zertrümmerte die Welt in ihm, um ihn. Jezt stand er allein — ohne Freund, ohne Geliebte: er hatte Beide verrathen, verkauft um die Silberlinge seiner Selbstsucht, seiner Laune. Noch härter hatte er an Zoe gehandelt, seine böse zerfahrende Stimmung hatte ihr Herz oft wund gedrükt, mit Ungenügsamkeit, Mismuth, Härte hatte er sie unzählige Male betrübt, erstikt, zurükgewiesen, und endlich hatte er sie verlassen. Was konnte bei so langer und so herzloser Trennung die kühle Frase vom Wiedersehen helfen? Nun war ihr Herz gebrochen. Sie stand vor ihm als eine traurig Gestorbene, mit gesenktem Kopfe, einen Lilienstengel in der Hand, über die bleiche Stirne, über den weißen Busen schlichen einzelne Bluttropfen. Ach, sie war todt: und er hatte sie erschlagen! Man

braucht zum Morden nicht Dolch und Beil, nicht Schwert und Kugel, die moraliſchen Gifte wirken ſchneller. Sie hatte ihn geliebt, ſo hatte er ihr vergolten. In ihrem ſtillen, harmloſen Daſein hatte er ſie angegriffen, gerüttelt, verwirrt und zerſtört — zuerſt mit den Waffen wilder Liebe, dann mit hundert Bedrängniſſen und Stacheln, endlich mit Unzufriedenheit und Trennung. Das ſchöne, ſtille Leben war nun dahin, ihr mildes Herz voll Liebe war gebrochen: ach, wer Todte erweken könnte, wer es lehrte, den kalten Herzen noch eine Freude zu machen, wer ihre zerfallenen Atome noch zu einer Stunde der Wonne, zu einer Minute des Jubels vereinen könnte! Es iſt zu ſpät dazu!

Jezt gab Archimbald auch ſeinen Freund für verloren, er fühlte es, daß aus dem Schiffbruche ſeines Lebens nichts mehr zu retten ſei, und ſtand mit verſchränkten Armen, mit wüſtem Kopfe und leerem Herzen vor der ausrollenden Brandung, die Alles verſchlungen hatte. Er ſtrich zweklos im Gebirge umher, er vergaß oft einen ganzen Tag auf Speiſe, und legte ſein Haupt ermüdet auf die Felſen des Apennins.

Endlich, faſt wie zufällig, kam er wieder nach Florenz, er ſtreifte durch die breiten, ſtaatlichen Gaſſen, er folgte unabſichtlich den vor ihm Wandelnden und kam

in den Garten Boboli und von diesem in die Gallerie Pitti. Diese Bildersammlung ist wol die reichste und herrlichste, die irgendwo vorhanden ist; sie enthält nicht nur allein Prachtstüke aus der Zeit der Blüthe der Kunst, sondern neben den ältesten Meistern auch die edelsten Bestrebungen des siebenzehnten Jahrhundertes. Die Judith von Kristof Allori ist wol das beste Bild jener Zeit und von außerordentlicher Schönheit. Ihr Antliz ist voll schmachtender, lechzender Wildheit und traumhaft wahnsinnigen Mordberufs, voll düsterer Holdseeligkeit, fast wie die Cenci, sie schmachtet nach Wollust und Blut. Höchst bedeutend erscheinen die drei Parzen von Michelangelo. Kranachs Adam und Eva sind viel ausgebildeter, als man bei ihm gewohnt ist. Sarto stellt eine Madonne von originellem, wunderbaren Liebreize dar. Sarto hat den großen Fehler, daß er seine Manier so oft wechselte und also seine Unsicherheit in Ansicht und Grundsäzen selbst verräth. Ja schon, daß er überhaupt manirirt und für den Effekt malt, ist einer: so läßt er denn auch in affektirter Weise gerne einen Heiligen aus der Mitte seiner Bilder kokettirend herausblikeu. Fra Bartolomeos bestes Bild dürfte die Kreuzabnahme sein, er übertrifft darin an einfach feierlichem Ernste alle Darstellungen dieses Gegenstandes:

ſie beſteht nur aus vier Figuren, Kriſtus liegt im Schooße ſeiner Mutter, Magdalene neigt ſich in ſcharlachnem Mantel, blonden, abfallenden Haares auf ſeine Füſſe, links ſteht noch Johannes ebenfalls in rothem Kleide. Man kann in Kompoſizion und Farben nicht einfacher ſein, und doch iſt das Bild voll erſchütternden Eindruks; in andern Bildern zeigt er oft bei ſchönſter Anordnung einige Gleichgiltigkeit in den Köpfen. Katilinas Verſchwörung ſtellt Salvator Roſa in einem bedeutenden Knieſtüke dar, auch zwei Schlachten deſſelben Meiſters finden ſich vor, voll gräulich blutiger Verwundungen. Dazwiſchen ruht man gerne auf den blauen, ſaftigen Landſchaften von Rubens aus. Tizian malte ſeine Geliebte herrlich, zarter als ſonſt ſeine Frauen. Bilder von Vaſari, voll ſeiner gewöhnlichen Abſichtlichkeit fehlen nicht. Auch die alten Florentiner nehmen ſich werthvoll und ehrwürdig neben dieſen ſpätern Meiſtern aus. Boticelli lieferte eine Madonne voll Schönheit; ſein Portrait der ſchönen Simonetta iſt herrlich, bei gröſter Simplicität ſchon ganz entwikelten Stiles. Vom ältern Lippi iſt eine ſehr brav gemalte Madonne zu finden, nur das Kind iſt häßlich; auch eine höchſt bedeutende Anbetung der Könige iſt von ihm vorhanden, im Hintergrunde ſtehen in der Landſchaft kleine

Vorbilder des Hauptaltes, darunter die drei Könige, wie ſie auf einſamer Bergwacht des Sternes harren. Auch Credi und Signorelli ſtellen heilige Familien dar, erſterer in ſchlichter, klarer Weiſe, lezterer von wunderbarer Wirkung. Doch Alles wird an Meiſterſchaft durch die Bilder Rafaels übertroffen; auch daran findet dieſe Gallerie weder rükſichtlich der Anzahl noch des Werthes Ihresgleichen. Seine weltbekannte Madonne della Sedia iſt ein holdſeeliges Weib, lächelnd im vollen Schmelze der Farben, leuchtend in größter Vollendung. Weniger einheitvoll und in ſich abgeſchloſſen iſt ſeine Madonne dell' impannata, von einem Doppelfenſter ſo benannt, doch Einzelnes daran, insbeſonders die Weiberköpfe ſind von hochherrlicher Schönheit; das Weib links, das ſich vorbeugt, erſcheint blühend wie der Lenz. Seine Madonne mit dem Zunamen del Granduca iſt voll Einfachheit, Stille, Sanftmuth und Heimlichkeit, wol eine ſeiner erſten Darſtellungen dieſes Gegenſtandes. Gleich einer Lilie ſchießt ſie auf, das Haupt ſenkt ſich leiſe wie die Blume am Stengel. In Rafaels Viſion aus dem Heſekiel wird Jehovah in unvergleichlich wunderbarer Weiſe von den apokaliptiſchen Thieren getragen, ſein Har und Bart ſauſet im Sturme, ſein Antliz iſt in

Licht getaucht, in Glanz und Wolken um ihn erscheinen Cherubköpfe in schwachen, kaum faßbaren Umrissen.

In dieser hochherrlichen Sammlung irrte nun Archimbald alle Tage stundenlang umher; sein Auge verfiel allmälig, seine Wangen erbleichten. Er schien sich oft, nur wie ein Kind an bunten Farben, daran zu zerstreuen, oft aber versenkte er sich wieder in den Anblik irgend eines Bildes, so daß ihm die hellen Thränen von den Augen liefen. Von solch unabweislichem Eindruke auf ihn blieb jederzeit eine Abnahme vom Kreuze, die Perugino im Jahre 1495 vollendete. In keinem seiner Bilder erscheint sein Stil entwikelter als in diesem, die Köpfe sind freier und unbefangener, nur einer davon trägt noch jenen Tipus, den er von seiner eigenen Familie entnommen hatte. Keines seiner übrigen Bilder ist so ausdrukvoll und bewegt; es enthält zwölf Gestalten, die alle Abstufungen des Antheils und der Empfindung nebeneinander zur Schau tragen, vom bedächtigen, handelnden Ernste Josefs von Arimathea bis zum versinkenden Wehe Marias, die mit schmerzmatten Augen dahinstarrt. Das erste stehende Weib links ist außerordentlich schön, voll hilflosen, sinnenden Schmerzes, ünfern erscheint ein anderes Weib mit rothgeweinten Wangen. Vor diesem Bilde hilt Archimbald oft stun-

denlang, auch ſeine Augen liefen in Thränen über, er ſchien zur Gruppe der Leidtragenden zu gehören. Aus dieſen blaſſen, thränenmüden Geſichtern traten ihm ſtill, doch unvertilgbar die Züge ſeiner geliebten Todten entgegen. Manchem der Beſucher dieſer Gallerie fiel der ſeltſame Fremdling auf, doch da man in Italien an Sonderbarkeiten gewohnt iſt, ſo verloren ihn Alle am Ende aus den Augen; nur ein Mönch des Kloſters Skt. Markus, der, ſelbſt Maler, oft dieſe Gallerie zu beſuchen pflegte, konnte ſich des Antheils, den er bald für Archimbald fühlte, nicht ſo leicht entledigen und pflegte jederzeit bei ſeinen Beſuchen der Gallerie zuerſt den ſonderbaren Fremdling aufzuſuchen, worauf er, ohne mit ihm zu reden, in deſſen Nähe Plaz nahm und ihn und die Bilder abwechſelnd betrachtete. Archimbald ſchien nach ſeiner Vermuthung an einem tiefen Kummer, wenn nicht gar an ſtillem Wahnſinne zu leiden, und der Mönch wartete nur auf eine ſchikliche Gelegenheit um ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſein Leid zu erforſchen und es nach Möglichkeit zu lindern. Aber Archimbald wurde von Tage zu Tage bleicher und verſtörter; jene Gelegenheit wollte ſich nicht ergeben, und ſo oft ſich der Mönch wie zufällig dem Maler näherte, wich dieſer ſcheu von ſeinem Plaze.

Ihn aus der Ferne betrachtend folgte der Mönch eines Tages, als Archimbald die Gallerie verlassen hatte. Sein Gang war fast schwankend, der Ausdruk innerer Schwermuth geeignet Mitleid zu erweken. Sie kamen über die Brüke des Arno, der Mönch sann auf eine schikliche Weise den Fremden anzureden, da wankte Archimbald und fiel — in die Arme des Mönches.

Fast schon zwei Wochen waren vergangen, und noch lag der Maler zu Tode krank in einer Spitalzelle des Markusklosters, wohin ihn der mitleidige Priester gebracht hatte, und wo er und die Ordensbrüder nun seiner warteten. Die Sinne waren dem Maler damals vergangen, eine schwere Krankheit hatte ihn befallen, und die wilden Fantasieen verließen ihn noch immer nicht. Das Fenster war verhangen, so daß in der Stube Dämmerung herrschte, der Mönch saß an der Seite des Kranken, dieser aber redete irre wie aus Träumen. Sie waren ein Zerrbild seines früheren Lebens, und aus abgerissenen Worten des Fiebernden konnte sich der Geistliche Manches zusammensezen.

Archimbald befand sich viele Tage in Lebensgefahr, nur allmälig gewann der Arzt einige Hoffnung; die Fantasieen des Kranken wurden milder, er schien jezt von himmlischen Erscheinungen umschwebt, und der

Zwiespalt seines Gemüthes mochte zugleich mit der Krise seines Lebens auf der Wage stehen und zu seinen Gunsten entschieden werden. Er wendete sich die lezte Zeit wiederholt an eine beruhigende Vision, die ihm Trost und Linderung brachte, an ein Wesen, das aus den höchsten Himmelsräumen zu ihm nieder schwebte und mit überirdischem Glanze das Dunkel seines Herzens verbannte.

Endlich sank er in einen tiefen Schlaf, der lange anhilt; er erwachte gerettet; ihm gegenüber stand Maria zur Königin des Himmels gekrönt. Der seelige Fra Angeliko da Fiesole war einst Mönch dieses Klosters gewesen; er hinterließ seinen Mitbrüdern viele Bilder, in seinem Wolwollen malte er sogar jedem Ordensbruder eine Freske an die Zellenwand. In derjenigen, wo der Maler lag, befand sich ihm gegenüber die Krönung Mariä. Auf leichtem Gewölke kniet Maria, und Kristus sezt ihr die Krone auf die jungfräuliche Stirne. Schon durch seine Fieberträume war manchmal ein Abglanz dieses Bildes geflogen, jezt erfüllte es ihn mit unaussprechlicher Ruhe und beförderte seine Genesung. Es gehört unter Fiesoles beste Bilder, Maria und Kristus sind auf originelle Weise in lange weiße Gewänder gehüllt, aber die Süßigkeit ihres Antlizes, die Beseeligung

aller Gebärden iſt überaus herrlich ausgedrükt. Der Mönch erzählte dem Maler im Verlaufe der Geneſung gar Manches aus dem Leben des frommen, ſeeligen Bruders: wie er nie ohne Gebet an die Arbeit gegangen war, wie er nicht um Geld, ſondern ſtets nur zur Ehre Gottes gemalt habe. Als er Kriſtus am Kreuze unten im Kloſterſale fertigte, weinte er lang und bitter im tiefſinnigen Gefühle der Leiden ſeines Herrn und Meiſters. Er hilt die Kunſt nicht für ein irdiſches Handwerk, ſondern für eine göttliche Gabe zur Verherrlichung Gottes auf Erden; daher trug er vor ſeinen eigenen Bildern, ſobald ſie beendet waren, eine fromme Scheu und wagte es nicht, jemals wieder daran zu ändern. Im Kloſter von S. Marko befinden ſich viele Bilder von ihm; gleich in der nächſten Zelle iſt eine Auferſtehung Kriſti: der Engel im weißen Gewande ſizt am leeren Grabe und gibt den Marien die freudige Kunde. Daſelbſt befinden ſich auch die Meßbücher mit den Miniaturen des Fieſole und ſeiner Schüler. Aus wunderbaren Blumenkelchen blühen die Paſſionsinſtrumente auf, Engelköpfe und Fruchtſchnüre verſchlingen ſich, und auf Goldblättern erſcheint hier und dort irgend ein bedeutenderes Kleinbild aus der bibliſchen Geſchichte. Allüberall ſchweben darin in klaren Farben die ſeeligen

Gedanken eines gottreinen Gemüthes, Lilien aus dem Paradiese, Serafflügel, Himmelharfen: bei längerem Betrachten derselben wird die Seele unwillkührlich dem Weltgetriebe entrükt und versinkt in liebliches Träumen. Archimbald erbat sich noch während seiner Krankheit oft deren Anblik; die Kinderzeit, die erste Liebe, alles seelige Glük, das er je genossen und ersehnt, zitterte dabei über sein Herz; er vergaß, daß er so Vieles verloren; Alles erschien versöhnt und wieder erreichbar.

Endlich war es ihm vergönnt sein Krankenlager zu verlassen, und der freundliche Klosterbruder führte ihn zu Bildern jener ersten frommen Kunstrichtung, deren Florenz, zerstreut in Kirchen und Klöstern, so viele besizt. Die wunderbaren Madonnen und Magdalenen des bizantinischen Stiles mit den mumienhaft gestrekten Leibern und braunen Gesichtern, — Filippo Lippis Chöre wonniger Engel und Jungfrauen hinter Lilienhainen, — Giottos riesige, ernste Marien, — die grünblassen des Cimabue, von denen der Mönch erzählte, daß der Maler bei Abgang der Farben mit frischen Pflanzensäften fortgemalt habe, Albertinellis feierliche Dreieinigkeit auf Goldgrund in strengster Anordnung, — die lieblichen Kleinbilder von Credi: Kristus mit der Samaritanerin, Kristus als Gärtner u. s. w., rissen

Archimbalds erschüttertes Gemüth in ganz neue Bahnen. Noch gewaltiger war der Eindruk, den die Fresken, die die Kirchen in Florenz bedeken, auf ihn hervorbrachten, jene wunderbaren Geschichten aus dem Leben Mariens und Johannes', die Legenden des heiligen Kreuzes, die Darstellungen der lezten Dinge; besonders schöne Weiber und anmuthige Nebenpersonen enthalten die von Ghirlandajo in Santa Maria Novella. Die meisten derselben sind Portraite seiner Zeitgenossen; und so schreitet denn die damals wegen ihrer Schönheit hoch berühmte Ginevra de' Benci, von reizenden Frauen begleitet, mitten in den heiligen Geschichten. Die 1322 gegründete Kapelle der Spanier ist in großartig wunderbarer Weise von Thadäus Gaddi und Simon Memi bemalt. Die leeren Räume der Altarwand wurden mit seltener Ökonomie verwendet. Die Kreuztragung Kristi windet sich, links dem Altare, aus der Tiefe durch die Gassen Jerusalems über den Ölberg in wiederkehrend fortlaufenden Gruppen empor; zu oberst sprengen die rohen Soldaten in das Volk ein und treiben es zurük, daneben steht die großartig schöne Gruppe der klagenden Weiber, und im Fortlaufe der Geschichte hängt Kristus zwischen den zwei Sündern. Daran schließt sich über dem Altare die Auferstehung Kristi in feierlicher Weise,

und rechts dem Altare läßt ihn der Maler in kluger Raumbenüzung wieder in die Vorhölle hinunter steigen. Kaum minder bedeutend sind die Seitenwände der Kapelle benüzt, sie stellen das Leben des heiligen Dominik, dann in allegorischer Fassung die Weisheit der Kirche und ihren Kampf und Sieg dar. Vierzehn allegorische Gestalten, mit wundersamen, anmuthigen Gesichtern, erscheinen dazwischen unter gothischen Baldachinen, unter jeder irgend ein berühmter Mann, der sich durch sie berühmt gemacht hat. Eine wunderschöne Gestalt ist das weltliche Recht, Dante und Petrarka, Beatrice und Laura erscheinen daneben, — ja Einige wollen diesen Bildnißkopf Lauras für den einzig authentischen halten, — und selbst die berüchtigsten Kezer fehlen im Bilde nicht. Vor dem Abbilde des Doms von Florenz sizen Papst und Kaiser als oberste Schirmherren der Kirche, und ebenso bewachen weiß und schwarz gefleckte Hunde, domini canes, die kristliche Lämmerherde. Auch die Freuden und Verwirrungen der Welt treten hinzu, und himmlische Glorien erscheinen, und zuoberst wird über Alles der heilige Geist ausgegossen.

Ungeheuer war der Eindruk, den der erhabene Dom Maria von der Blume auf Archimbald hervorbrachte; Arnolfo di Lapo, ein Schüler Cimabues, begann ihn

im vierzehnten Jahrhunderte, Brunelesch wölbte die prachtvolle, dreihundertachtzig Fuß hohe Kuppel und Michel Angelo selbst erklärte sie für unübertrefflich. Uralte Malereien unbekannter Meister sind im Innern aufbewahrt, die Domgloken läuten wie Silbergesang. Schade, daß die volle Wirkung des Ganzen durch die weiß und schwarz wechselnden Würfel der Bausteine unterbrochen und verringert wird.

Archimbald blieb lang in der schönen Stadt der Blumen am herrlichen Ufer des Arno; eine fruchtbringende, großartige Bewegung hatte sein Inneres erfaßt und gefördert; der alte Mensch lag endlich wie eine ausgebalgte Schlangenhaut hinter ihm. Jene Umgestaltung, die ihm in der Fülle der Kraft schwer gelungen wäre, wurde durch die geistige Abspannung, durch die körperliche Schwäche der Krankheit befördert. Im Vollgefühle seines Wesens hätte er mit Hartnäkigkeit am Alten gehalten, die Ermattung machte ihn nachgibiger; seinem Herzen war so Vieles entrissen worden, daß es ihn wenig Überwindung kostete, diesen Verlusten auch noch Alles nachzuwerfen, was einigermassen schwankend geworden war. Es that ihm gleichsam wol, sich freiwillig, wie zur Sühne, des Restes seiner liebsten Besizthümer zu berauben. Aber so wie in der fisischen

Natur der leere Raum nicht geduldet iſt, ſo erlaubt auch die Ökonomie des moraliſchen Haushaltes nie auf lange Zeit die Verödung eines Gemüthes, und verſchafft in irgend einer Weiſe Erſaz. Archimbald hatte zwar ſeine Geliebte und ſeinen Freund, die zwei einzigen, lezten Weſen ſeiner Neigung verloren, allein, ungeachtet er in ſeinem Betragen gegen ſie nicht vorwurffrei war, ſo konnte er doch nicht überſehen, daß er gegen ſie keine nächſte unmittelbare Schuld am Gewiſſen trage. Dieſe Verluſte erfüllten ihn mit Schmerz und Trauer, ſie verſenkten ihn ſogar in eine bleibende Schwermuth, der die Beimiſchung der Selbſtanklage und des Vorwurfes nicht fehlte, doch von Unthat und böſer Schuld fühlte er ſein Herz frei, er war unglüklich aber nicht ſchlecht.

In dieſem Bewußtſein lag die Möglichkeit der Aufrichtung; wo er gefehlt haben mochte, da verſöhnte die Reue und ſein Schmerz. In der Fülle des Lebens hätte er ſeine Anſichten ſchwerlich zu verwerfen den Willen gehabt, jezt that er es, und er fühlte ſich wol in dieſer Selbſtverleugnung. Die Erinnerung an Emanuel und Zoe unterſtüzte ihn darin; ſie hatten ſeinen bisherigen Weg misbilligt, oder doch nicht getheilt, er erfüllte jezt nur den Wunſch der Todten. Auch der Umgang mit dem Mönche von Sankt Markus und der

Anblik ableitender Kunſtwerke beförderten ſeine Veränderung. Das keke Selbſtvertrauen eines ſtolzen Willens, jenes unfromme Sichgenügen eines weltverlorenen Gemüthes löſete ſich jezt plözlich von ſeinem Weſen, und da die Anſchmiegung an theure Menſchen ihm abgeſchnitten war, ſo ging die Einigung mit Gott nur um ſo ſchneller vonſtatten. Der Unendliche empfing ſein verlorenes Kind in Liebe, und Archimbald fühlte wolthuend dieſe Annahme ſeiner Huldigung. Die Verſöhnung mit Gott erſezt die ſchwerſten irdiſchen Verluſte. Aus dieſem neuen Verhältniſſe zum Ewigen ſchöpfte Archimbald Tröſtungen, deren Daſein er vorher kaum geahnt hatte.

Auch auf ſeine Kunſtanſichten war dieſe Änderung von den bedeutendſten Folgen. Er entſagte dem Pantheismus in der Auffaſſung des Schönen, jener Verherrlichung des Fleiſches, die in irdiſchen Richtungen befangen bleibt, die den Himmel für das blaue Gewölbe der irdiſchen Halle hinnimmt, und deren Begeiſterung nichts als ein Rauſch der Sinne iſt. Er lernte einſehen, daß die Kunſt wie die Filoſofie dem Ewigen zuſtreben muß, daß ſie es im Schönen, ſo wie dieſe im Wahren, ausprägen ſoll. Das Schöne, das von dieſer Richtung abirrt, wird weltlicher Prunk und dämoniſche

Erhebung. Er riß nieder was er bisher über die Malerei als Ansicht in sich aufgebaut, er verwarf was er hervorgebracht hatte. Um sich von den früheren Angewöhnungen ganz los zu sagen, machte er absichtlich eine Pause in seiner Kunstausübung; er betrachtete die vielen Kunstwerke frommer Richtung, die Italien besizt, und studirte, um jeden Rükfall zu vermeiden, jezt sogar die Baukunst vorzugweise vor der Malerei.

Allmälig kehrte Ruhe und Stille wieder in sein Gemüth, und die vielfachen hohen und verschiedenartigsten Muster des Baustiles, die ihn jezt in Rom, wohin er sich verfügt hatte, umgaben, förderten ihn auf der neuen Bahn. Das Kolosseum betäubte ihn fast durch seine feste, unerschütterte Größe, es scheint — zu groß für was immer für einen menschlichen Bedarf — die Halle längst dahingegangener Giganten gewesen zu sein; dieses Bauwerk ist ein wichtiger Beleg für römische Geschichte: so bauten sie noch, als ihr Staat bereits im Verfalle begriffen war. Das Pantheon, diese heitere Götterburg entlokt olimpisches Lächeln, sein Anblik vertreibt Gram und Sehnsucht. Genau nach seinem Muster wurde in Neapel die Kirche San Francesco di Paula in kostbarem Marmor erbaut, und doch macht sie, was unbegreiflich scheint, nur geringen Eindruk.

Man mag dieſe Kirche betrachten, wie man will, man entdekt keine Abweichung von den Maßen des antiken Bauwerks, doch muß irgendwo ein Verhältniß verfehlt ſein, und dies genügen, die Harmonie des Ganzen zu zerſtören. Selbſt die Kloaka maxima überraſcht durch ihre ernſte Größe. Die Peterskirche iſt das höchſte Bauwerk, das auf Erden beſteht, ſie iſt 485 franzöſiſche Fuß hoch, und ſomit um 37 Fuß höher als die Piramide des Cheops.

Aber der Sinn für Baukunſt war dem Maler nicht bei dieſen ihren berühmteſten Werken, ſondern in der Karthauſe nächſt der Kirche Maria degli Angeli in einer Vorſtadt Roms aufgegangen. Sie wurde von Michel Angelo über den Thermen des Dioklezian erbaut. Drei rieſige, gegeneinander ſtehende Bogentrümmer des antiken Bauwerkes erhilten durch einen viereligen Unterbau Halt und neue Bedeutung, ſo daß die Ruinen und der Anbau einander zu bedingen und zu verſchönern ſcheinen. Hier iſt der Eingang in die Karthauſe angebracht, die abgeriſſenen Rieſenbogen ſchweben darüber, ſchöne, großartige Ruinen liegen daneben und trennen das ſtille Kloſterbereich von der Welt. Nun gelangt man in einen großen Hof, der einen Garten bildet, ein hoher, luftiger Säulengang umläuft ihn an drei Seiten, die vierte

bildet das einfache Klostergebäude. Den Zwischenraum erfüllt Rasen und Blumen, im Mittelpunkte steht ein Steinbeken mit klarem, sprudelndem Wasser, überschattet von vier Zipressen, die noch Michel Angelo selbst gepflanzt hat. Das Ganze athmet tiefe Ruhe, aber nicht eine absichtliche, sondern eine heiter feierliche, die aus innerer Klarheit entsprungen ist. Archimbald wandelte oft im Schatten dieser Säulengänge, oder saß unter den dunkelgrünen Bäumen am Brunnen, er konnte sich nicht satt sehen an diesem einfachen Bauwerke, die Stille, die Michel Angelos Genius an diese Räume gebannt hatte, that ihm bei jeder Wiederkehr von neuem wol. Ihn überraschte jedes Mal, was das Genie mit so geringen Mitteln hervorbringen konnte.

Auch einige andere Klosterhöfe in Rom zogen ihn wundersam an, so der zu Sankt Johann im Lateran, zu Sankt Paul außerhalb der Stadtmauer und ähnliche. Sie sind aus den ältesten Zeiten und noch im Geschmake Konstantin des Großen erbaut; die einfache Größe des Michel Angelo, die den ausgefüllten Raum weit überragt, erreichen sie durchaus nicht, aber auch in ihnen überkommt Einen das Gefühl ungestörter Abgeschiedenheit und Vergessenheit der Welt. Der Beruf, sich in gefaßter Stille mit ewigen Dingen zu beschäftigen, über

ſich ſelbſt nachzuſinnen, ſich zum Ewigen zu erheben, läßt ſich in dieſen Räumen kaum abweiſen, und die Glaubenskraft der erſten kriſtlichen Jahrhunderte, jene begeiſterte Hingebung alles Irdiſchen tritt Einem entgegen in dieſen, aus jener Zeit herſtammenden Umgebungen. Die erſte Sorgfalt des Baumeiſters war, jede Farbe, jeden Klang der Welt von dieſen Aſilen fern zu halten, ſie ſind daher an einer Seite von der Kirche, an den andern vom Kloſter ſo hoch als möglich verbaut, und außer dieſen heiligen Gebäuden iſt nach außen nur noch der Himmelsausſchnitt darüber ſichtbar. Ein nicht hoher Gang mit Kreuzgewölben umgibt den Hof nach allen vier Seiten, der gegen den innern freien Raum mit kurzen, dünnen Säulen über einer kniehohen Mauer beſezt iſt. Dieſe Säulen ſind von größter Mannigfaltigkeit, doch durchaus im Geſchmake jener früheſten Jahrhunderte, bald erſcheinen ſie gewunden, oder in Bündel vereint, bald mit Moſaik überzogen oder gekerbt, die Kapitäle ſind von willkührlichſter Verzierung, darüber ſtehen niedere, bizantiniſche Bogen, den Hof ſelbſt füllt ein Grasplaz oder Beete niedrig blühender Blumen, irgend ein Waſſerwerk fehlt ſelten; in den Wänden findet man Steinbilder und wunderſame Bildwerke aus Marmor oder Moſaik eingemauert, häufig

liegt hier der Freithof der Ordensbrüder eingeſchloſſen. In ſolchen ſtillen, ſchönen Räumen fühlt man das Bedürfniß mit ewigen Dingen zu verkehren, Alles ladet zur Betrachtung ein, und ſelbſt bei übrigens verſchiedener Richtung erwacht die Neigung, ſich hier für immer zu verſchließen. Der Gedanke kehrt zu Allem zurük, was man verloren hat, aber nicht mit dem Ungeſtüm der Verzweiflung, des Schmerzes, ſondern mit ſtill begnügter Wehmuth, die ſich an der Erinnerung des Entriſſenen in rührender Weiſe noch ein Mal begeiſtert. Was das Herz liebt, das geht ihm nie verloren, der irdiſche Gegenſtand kann zertrümmert werden, das ewige Gefühl verklärt ſich dann oft um ſo reiner.

Archimbald waren ſolche innere Uebergänge in der lezten Zeit nicht fremd geblieben; er beſuchte dieſe Kirchen und Kloſterräume um die Baukunſt der erſten kriſtlichen Jahrhunderte zu ſtudiren, aber nach einigen bezüglichen Ausmeſſungen und Betrachtungen überkam ihn dann oft jene ſüße, wehmüthige Magie, die aus Erinnern und Vergeſſen zuſammengeſezt iſt; er ſchob Winkelmaß und Kette beiſeite und verſank in den traumhaften Anblik ſtiller Abgeſchiedenheit. Es war ihm, als lebten ſie noch Alle, die ihm je theuer geweſen waren, ſeine Eltern, ſein Freund, ſeine Geliebte, als wohnten

sie irgendwo zufrieden und glüklich, und als wäre der Verkehr mit ihnen nur für den Augenblik unterbrochen. Es war ihm, als erquikten sie sich mit ihm an dieser Frühlingsluft, als horchten auch sie der Nachtigall, die unfern im Gebüsche sang, als lächle der Himmel auch ihnen noch so sonnig und frühlingsklar. Nichts, das sein Herz einmal erfaßt hatte, schien ihm verloren, er besaß es eben im Gefühle aneignender Liebe, er besaß es um so inniger, da es aus der äußeren Welt in seine innere umgezogen war. Diese Wesen seiner Theilnahme hatten mit ihrem sinnlichen Dasein zugleich auch jede Schwankung, die Möglichkeit der Entzweiung mit ihm abgelegt, er dachte ihre Gedanken nach, er fühlte ihre Empfindungen durch, und führte sie bei neuen Ereignissen weiter. Er hatte unmittelbaren geistigen Verkehr mit ihnen, er vernahm ihren Widerspruch zu manchen Richtungen und erbaute und förderte sich an ihnen. Dabei wuchs seine Liebe für sie täglich, die gegenseitigen Bezüge wurden inniger und eine milde Süßigkeit lag in diesem liebevollen Hingeben und Auffassen.

Es mochten ein paar Jahre in dieser Weise vergangen sein; Archimbald war nicht mehr aus Italien zurükgekehrt, er fand sich an dies Land durch das Herrliche jeder Gattung, das es umschloß, gefesselt. Bei

seinem Herumziehen kam er endlich wieder an einen Ort zurük, wohin er einst bei seinem Eintritte in Italien von Siena aus reisen wollte; er ließ sich, so wie in jeder Stadt, auch hier um Briefe erkundigen, erhilt jedoch nur einen einzigen, den er, so wie er die Schrift erkannte, mit schwindelnden Augen und zitternden Händen erbrach.

— Ich habe dir, mein lieber Archimbald, meine Gedanken über das Wiedersehen jenseit der Gräber mitzutheilen versprochen, und ich will nun versuchen, wie ich damit zu Stande komme. Wir sind wol nicht Wesen, deren Beruf, deren Glük es wäre, allein ohne Verkehr mit Andern zu leben, im Gegentheil besteht unser bestes Heil eben in der Neigung für die Mitgeschöpfe, wir lernen von ihnen, wir lehren sie, und in dem Gefühle, das wir Liebe nennen, wird das edelste Besizthum des geliebten Wesens gleichsam auch unser Eigenthum. Die Liebe zwischen Kindern und Eltern, Geliebten, Geschwistern ist die unmittelbare Lehre, die innerlichste Gemeinschaft auf dieser Erde. Der Haß verwirft, die Gleichgiltigkeit trennt, die Liebe aber zieht an und vereinigt. Wir dauern fort auch nach dem Tode, das Sterben ist nur das müheseelige Anknüpfen an einen neuen Zustand, aber wir selbst erwachen dann

wieder jenſeits des Grabes und nehmen die Faden unſeres inneren Daſeins ſo wieder auf, wie wir ſie hier beiſeite gelegt haben. Es geſchieht kein Sprung, nur für den ſtillen Fortgang wird der Boden erweitert; wir werden nicht verwandelt, nur unſere Mittel ſind geſchärft. Nichts, was edel war, bleibt hinter uns. Und wieder müſſen wir dort in Verhältniſſe treten zu Weſen unſerer Art; warum zu neuen, fremden, da wir ſchon theuere Geliebte hinter uns gelaſſen? Oder ſollten die Gefühle dieſer Erde zu unedel ſein? O nein, mein Archimbald, ſollte die Fülle der Dankbarkeit für Eltern, der Inbegriff aller Zärtlichkeit, aller Wünſche des Gedeihens für Kinder, ſollte meine Sehnſucht, dich glüklich, dich edel zu ſehen, zu gemein ſein für höheres, freieres Daſein, — zu gemein, da eben ihm dieſe Sehnſucht und Wünſche zuführen möchten? Können wir Weſen aufgeben, deren Gedanken auch unſer Eigenthum geworden ſind? Gewiß nicht, — die Darlegung des Dankes, das Fortſezen der Leitung, der Ausdruk der Liebe, ja ſelbſt das Vergüten augenbliklicher Kränkung wird dann eben eine unſerer überirdiſchen Freuden ſein, und nicht deren geringſte. Die Überlieferung unſerer Väter, die Offenbarung des Herzens ſagt es uns: wir ſehen uns wieder! unſeren Gefühlen müßte ſonſt der herbſte

Schmerz oder die trübste Täuschung beigemischt sein, unser Herz müßte bei jedem Abschiede verbluten, oder der Trost unseres Gefühls nicht über den bunten Glanz einer Täuschung sich erheben. Wir werden fortdauern über den Gräbern in der Vollheit unseres Daseins, auch mit dem, was wir fühlen und wofür wir fühlen. Wir werden uns wiedersehen, mein Geliebter! Als ich dir die Hand bot in der Stunde des Abschiedes, da stand es wie ein Stern hinter den Nebeln unterdrükter Thränen: wir sehen uns wieder! Ob wir uns hienieden wieder finden? wer weiß es, — aber dort, mein Archimbald, siehst du mich wieder! Das Hinfällige dieses Herzens ist dann verschwunden, der irdische Wunsch, die endliche Besorgniß und Veränderlichkeit ist vorüber, unsterbliches Bestreben und Fortschreiten trat an seine Stelle, und jede neue Änderung strebt noch rascher zur Vollendung. Ja Archimbald, ich fühle einen Abglanz jener Zustände in mir; ich würde nicht unglüklich sein, wenn ich dich auf dieser Erde unter ganz andern Bedingungen — als Schwester, als Freundin wieder finden würde, ohne irdische Wallung und Anspruch, aber voll unsterblicher Liebe und Segnung. Folge deinem inneren Berufe, du, jezt noch mein Geliebter! wende dich dem Großen, Guten, dem Wahren und Schönen zu, — un-

gefährdet vom vergänglichen Anſpruche deiner Geliebten, ſchreite vorwärts in ungeſchmälertem Aufſchwunge, und jeder Fortgang ſoll mir ein Zeichen der Liebe ſein, jedes Gelingen eine neue zärtliche Freude. Wir werden uns wieder ſehen, Archimbald, und was macht es, wenn es nur ſpät, wenn es erſt dort geſchähe; der irdiſche Anſpruch iſt vergänglich, die ewige Liebe beſteht. . . . .

Archimbald konnte vor überwallenden Thränen nicht weiter leſen; er hilt einen Brief von Zoe in der Hand, halb erloſchen und vergelbt. Bald nach ihrer Trennung hatte ſie ihn abgeſendet; bei des Malers häufigem Ortwechſel mußte er ihn wiederholt verfehlt haben und dann liegen geblieben ſein, wie er aus den vielen aufgedrukten Poſtzeichen erſah; nun, da ſie lange todt und vermodert war, erreichte er ihn endlich und überkam ihn wie Geiſtergruß. Er weinte heftig aber nicht troſtlos; wir ſehen uns wieder! klang es aus den Lüften um ihn, wir ſehen uns wieder! wiederhallte es in ſeinem Inneren.

Archimbald hatte in lezter Zeit insbeſonders Architektur ſtudirt, ihre größeren Räume ſchienen weiteren Spielraum zu bieten, ſie mochte die dringendſte Vermittelung der Kunſt mit dem Leben ſein, die Erhöhung und Würdigung eines unabweisbaren menſchlichen Be-

dürfnisses. Es ſchwebte ihm ein Bauideal vor, halb Kloſter, halb ländlicher Aufenthalt, das den Begriff heiter abgeſchloſſener Wohnung in künſtleriſch anmuthiger Weiſe zu verwirklichen vermochte, ein feſtliches Haus, in dem geprüfte und bewährte Herzen in Frieden, in zurükgezogener Beſchäftigung und liebevollem Umgange ihren Betrachtungen, ihrem geläuterten Wirken und Genuſſe leben konnten. Eine abgeſchiedene, ſchöne Landſchaft ſollte die Faſſung des Bauwerkes ſein, ein kleines Thal zwiſchen Waldgebirgen oder an einem Seegeſtade.

Er trug lebhafte Sehnſucht in ſich dieſen Bau auszuführen, und als das lezte Ziel ſeiner Wünſche erſchien ihm, dann dort auch für immer in edler Geſellſchaft wohnen zu dürfen. Doch dieſe Pläne ſchienen unerreichbar; Paläſte, Fabrikgebäude, bürgerliche Wohnhäuſer begehrten die Leute, nach einem ſolchen Size der Ruhe und Einſamkeit verlangte Niemand. Nuzen und Genuß heißt die Loſung der Welt, Stille und Abgeſchiedenheit bringt erſt unſere lezte Wohnung, das Grab. Da Archimbald es aufgeben zu müſſen glaubte, ſein Werk je ſelbſt auszuführen, ſo ſuchte er in Kloſtergebäuden und vereinſamten Landhäuſern größere und geringere Annäherung an ſein Ideal. In dieſem Sinne zogen ihn vorzüglich die Klöſter an. Die gewünſchte Vereinſamung

fand er in anderer Weiſe im Karmeliterkloſter Kamalduli verwirklicht. Es liegt nicht in einem Thalkeſſel, ſondern auf einer Bergſpize ein paar Stunden außer Neapel. Durch Weinpflanzungen und Öhlwälder führt der ſteile Pfad den geklüfteten Gebirgſattel entlang, viele wilde, einſame Bergwinkel ſtehen an der Seite, endlich kommt man zum Kloſter Santa Maria Scala Coeli. Die Welt liegt tief, unhörbar in der Vogelperſpektive darunter, ein Kloſter, eine Kirche, ein Garten, der Freithof und der Himmel ſind das Einzige, das man hier oben findet. Die Höhe vermittelt hier die Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, keine Mauer, wie in den römiſchen Klöſtern iſt zu dieſem Zweke nöthig, die reinen blauen Luftſchichten ſind die edelſten Iſolirſtufen dieſer Himmelſtiege. Der Kloſtergarten liegt auf der vorſpringenden Felſenſpize, Neapel, Sorrent, das große, kühne Meer, das Land bis an die Apenninen, alle Herrlichkeiten der Welt ſind hier vor den Augen ausgebreitet, aber der Duft der Ferne liegt beſänftigend darüber, keine Begierde, keine Verlokung dringt bis zu ſolcher Höhe herauf, und während die Blike ſich in die Schönheit dieſer Natur verſenken, ſchwingt ſich der Geiſt aufwärts und eröffnet eine noch größere Ausſicht nach oben. Endlich erſcheint der Abend; über dem fernen

Meere steht seine feierliche Röthe, und die Sonne und alle Pracht der Erde versinkt nicht nur allein in die heranziehenden Nebel, sondern in völlige Vergessenheit; das Herz beschäftigt sich in dieser Stunde, an dieser Stelle nur mehr mit den Ahnungen des Himmels. Es ist etwas Erhabenes um die Einsamkeit der Erhöhung.

Von verschiedener Art ist die Abgeschiedenheit im Benediktinerkloster S. Trinita di Cava, abseite dieses Städtchens im Prinzipato citeriore. Zwischen den herrlichsten, lichtgrünen Waldhügeln schlängelt sich der anmuthig einsame Weg, an einzelnen Stellen gibt es liebliche Ausblike in's Hauptthal, endlich kommt man zur Abtei, die im romantischen Engthale etwas erhöht in grüner Einsamkeit gelegen ist. Das Gebäude ist reich und weitläufig, herrliche Stiegen führen in hohe, weite Kreuzgänge, ein Bibliothekſal ist mit kostbaren Büchern, darunter unschäzbare uralte Manuskripte, erfüllt, Refektorium und Zellen weisen noch manche Kunstschäze. Archimbald war vor Allem durch das stille, abgeschiedene Thal angezogen, lichtgrüne Wälder umgeben es und erheben sich gegenüber, dazwischen brauset in der Tiefe ein blauer, klarer Gießbach vorüber; in seiner Seitenfortsezung mündet das Thal in das valle dei molini und führt nach Amalfi.

Archimbald schiffte im Weiterzuge nach Sizilien hinüber, und auch dort war seine Forschung insbesonders auf Werke seines Baugeschmakes gerichtet, und die Ausbeute daran blieb nicht gering. Die Bauten der Normannen in Sizilien, jenes Gemisch arabischen und bizantinisch-gothischen Stils sind höchst interessant und einzig in ihrer Art. Die Kathedrale in Palermo, fast im Stile einer Moschee erbaut, mit den Gräbern der Hohenstaufen, die Schloßkapelle daselbst, vom Normannen Roger im Jahre 1129 erbaut, sind Werke von außerordentlichem Eindruke. Noch merkwürdiger ist die Basilika und das Kloster von Monreale. Wilhelm der Gute erbaute sie im Jahre 1189, als er nach Anweisung eines Traumes einen ungeheuren Schaz fand. Dunkle Säulen mit seltsamen Kapitälen theilen die Schiffe, das Sparrwerk des Daches ist sichtbar und zur Verschönerung bemalt und vergoldet. Die Wände schmüken uralte Mosaiken, die biblische Geschichten in naivster Weise darstellen. Der Salvator mundi ist in der Halbkuppel über dem Hochaltare in riesigem Maßstabe musivisch dargestellt, Cherube herbsten, fabelhaften Stiles, Ungethüme mit vierfachen Flügeln, ohne Kopf, umstehen ihn. Die Bauart des anstossenden Klosters gleicht fast der des Laterans in Rom, nur erheben sich

die Bogen bereits gothisch gespizt aus der bizantinischen Rundung. Jedes Säulenkapitäl ist verschieden; Trümmer von mittelalterigen Steinbildwerken liegen umher. In der Mitte des Klosterhofes plätschert ein Springbrunnen, rings von der buntesten Blumenflur umblüht.

Das Kapuzinerkloster zu Messina besuchte Archimbald ungeachtet der einfachsten Bauführung wegen der herrlichen Aussicht zu wiederholten Malen. Im Klosterhof ist ein Orangengarten, der auch hinter demselben das Felswerk hinaufreicht, von dessen oberster Terrasse man die herrlichste Aussicht über Messina und die Meerenge nach Kalabrien hinüber genießt. Auch hier ist es wunderbar einsam im Orangenhaine, und das weite Meer, das ferne Land gegenüber ladet zu innerlich geheimen Betrachtungen.

Jenseits auf Kalabrien liegt Reggio, bekannt wegen seiner Luftspiegelungen. Archimbald suchte oft eine einsame Stelle des sizilischen Ufers und lagerte sich an's Meergestade, um eine jener seltsamen Erscheinungen zu sehen, die unter dem Namen der Fata Morgana berühmt sind. Er blikte dann über das ruhige Meer nach der felsig zerrissenen Küste Kalabriens, er starrte in die ziehenden Wolken und Nebel, aber jene Lufttäuschungen wollten immer nicht erscheinen, wol aber

zogen die Bilder seines Lebens, die Gestalten der Vergangenheit in wundersam seeliger Ruhe an ihm vorüber. Er war mit sich und dem Erlebten ausgesöhnt; der herbe Schmerz, so wie die heftige Lust war von diesem genommen, es bedünkte ihn wie eine Geschichte, wie ein Märchen, das ihm erzählt wurde. Die Leidenschaften schwiegen, keine Wünsche regten sich, es lag still in seinem Innern, wie heute das glatte, sonnige Meer vor ihm sich ausbreitete. Da plözlich flog ein seltsames Zittern durch die heißen Lüfte, ein farbiger Schatten schwankte darüber, und seltsame, lokende Bilder erhoben sich. Anmuthiges Land schwebte in himmlischen Höhen, grüne Eilande, von Schiffen umsegelt, geheimnißvolles Waldwerk; Zinnen und Thürme strebten empor, wunderbare Baue, eine stille Stadt Gottes. Davor lag ein leichter, röthlicher Nebel; waren es Menschen, die sich dort im Gebete neigten, oder große Blumenstauden, die in der Abendluft schwankten? Ein Säuseln trieb über die Meerenge, als wollten Stimmen herüber dringen und erzählen und sich mittheilen, Töne wie von Äolsharfen rauschten fern in den hohen Lüften. Das wunderbare Bild schwankte, als wäre Erdbeben, Abendroth vergoldete es. Archimbald lächelte wie im Traume hinüber; das Naturschauspiel hatte einige Spaziergänger

in seine Nähe gezogen, sie hilten an und plauderten; vor ihrem profanen Geschwäze schien das magische Fernspiel zu zerfließen. Auch im Meere hilten auf ein paar Nachen die Ruder an; aber die nüchternen Blike vertrieben das liebliche Traumbild; es stieg und senkte sich, dann war es dahin.

Archimbald seufzte tief auf, da glitt ein Nachen ganz nahe am Ufer vorüber, sein Geplätscher wekte den Künstler vollends. Die Barke mochte zu irgend einer Lustbarkeit, einem Maskenspiele gehören, denn die Wimpel flatterten festlich geschmükt, Blumen zierten den Bord, und die Leute, die darin schifften, waren abenteuerlich herausgeputzt. Mittelalterliche Rittertracht, Maurenkleider und Pilgermantel fanden sich zu einander, und in der Mitte, gleichsam auf festlichem Throne, saß ein Frauenbild mit goldnem Haare; es trug eine Rose statt des Zepters und neigte sich anmuthvoll. Die seltsame Gesellschaft grüßte gegen das Ufer, Archimbald sah auf, und es war ihm, als schwebten Zoes Züge vorüber. Ein frischer Wind erhob sich, die Sonne ging unter, die Segel blähten sich, und fast ebenso schnell, als die Fata morgana, verschwand auch die seltsame Barke draussen im rothen Abendduste.

Ein wonnevoller Schauder glitt Archimbald durch

die Bruſt, traumſeelig ſchaute er den Erſcheinungen nach, ſie waren zu lieblich geweſen, als daß er durch nüchternes Ergrübeln ihre Reize hätte zerſtören mögen. Wer auch immer das holde Weſen ſein mochte, er hatte noch ein Mal mit ſeinen leiblichen Augen in die Züge der Geliebten geblikt, ein unendliches Wolgefühl, Frieden ohne Maß, volle Beruhigung war ihm durch dieſe Schau zu Theile geworden.

Archimbald hatte wiederholt mit Künſtlern über ſeine Pläne zu ſeltſamen Bauwerken geſprochen, er hatte den lebhaften Wunſch ausgedrükt ſie ausführen zu können, und ſein Leidweſen beigefügt, daß dies bei der entgegengeſezten Richtung der Bedürfniſſe und des Zeitgeſchmaks wol nie geſchehen werde. Die Bauriſſe und Entwürfe, die er davon in mannigfacher Weiſe gefertigt hatte, ließen auch in der That ein Gebäude erwarten, das, von allem Gewohnten abweichend, nur dem Drange ſtiller Gemüther, dem Wunſche nach Freiheit in Einſamkeit und Umgang entſprechen ſollte, ſo daß man darin zwar mit Vielen beiſammen leben konnte, daß aber doch jeder Mitbewohner in der Lage war, ſich in ſeinen Gemächern ohne Unzukömmlichkeit abgeſchloſſen zu halten, oder nach ſeinem augenbliklichen Berufe in dazu beſtimmten Sälen des gemeinſchaftlichen

Umgangs zu genießen. Auch die äußere Fassung sollte diesen inneren Einrichtungen entsprechen und nebst mancher Ähnlichkeit mit einem Klostergebäude doch alle Bequemlichkeit und Heiterkeit der Geselligkeit enthalten.

Welche Überraschung und Freude empfand Archimbald, als er am Ende eines Winters ganz unvermuthet durch Vermittelung eines ihm bekannten Künstlers den Ruf erhilt, in einer der schönsten Gegenden Oberitaliens einen Landsiz ganz nach eigenem Plane zu erbauen. Man bedingte nur, daß er für viele Bewohner, die nach Geschmak auch vereinzelt leben wollten, bequem sei, und daß das Werk in der kürzesten Zeit zu Stande gebracht werde.

Mit einer Empfindung rascher Lust, wie sie Archimbald schon lange nicht mehr zu Theile geworden war, begab er sich an Ort und Stelle, und wurde gleich beim ersten Anblike von den Reizen der einsamen Landschaft entzükt. Seine Befriedigung stieg und wurde um so nachhaltender, als er bereits hinlängliche Massen des besten Materials und tüchtige Arbeiter zur Ausführung vorfand. Er wurde von ihnen mit Ehrerbietung und Neigung empfangen, und Alles schien nur noch auf seine beschließende und leitende Führung gewartet zu haben. Auch hinreichende Geldbeträge fand er für seinen Bedarf

angewieſen, und ganz gegen die Gewohnheit anderer Beſteller war von Seite der Beſizer Niemand zugegen, der den Baumeiſter auf läſtige Weiſe ausgeforſcht, in Plänen und Gängen überwacht und zur Unzeit betrieben hätte.

Archimbald begann ſogleich und in gehobener Stimmung ſein Werk. Er verglich ſeine Bauriſſe, maß und betrachtete das Terrain und die Umgebung, und in der Luſt des wirklichen Ausführens ſtrömten ihm neue, helle Gedanken und zwekmäſſige Änderungen zu. Der Entwurf des Gebäudes war in Kurzem bis in die kleinſten Beiwerke in's Reine geſezt, dazu auch Fronteanſicht und Ausſchmükung in Farben ausgeführt, und mit allgemeiner Luſt und Liebe wurde nun von hundert wakeren Werkleuten die Ausgrabung des Bodens und die Legung der Grundmauern begonnen. Bald ſtiegen dieſe aus der Erde hervor, und mit jedem Tage bot ſich dem Auge ein bemerkbarer Zuwachs, die Hauptpfeiler erhoben ſich, die Eintheilung des Inneren ſchritt vor, und noch vor dem Winter war bereits auf Zierath und Schmukwerk zu denken.

So wie der Bau förderte, wurde auch Archimbalds Stimmung immer beſſer, die ſtäte Thätigkeit hob ſeine Kraft, die Befriedigung, die ihm die Ausführung ſeines

liebſten Kunſtplanes gewährte, erheiterte ihn, und das gute Gelingen erwekte edle Freude in ſeinem Inneren. Er hatte die Selbſtſucht perſönlichen Glükes aufgegeben, jenen eigenwilligen Trieb, ſich einen willkührlichen Kreis des Umlaufs und des Genuſſes abzuſteken, und erfreute ſich jezt an Entzükungen, die das ganze Weltall mit ihm theilte. Der Strahl der Sonne, die Friſche der freien Luft, die Schönheit der Natur waren ebenſoviele Quellen des Glükes für ihn, er fühlte die Luſt des nakten Daſeins, mag die Kreatur was immer für einer Gattung angehören, in was immer für einen Winkel der Erde verbannt ſein, — jene Luſt, die im Gethiere des Waldes vor Fülle aufbrüllt, im Vogel ſingt, in der Blume grünt und blüht, und im Steine glänzt und bildungsfähig iſt, — jene Luſt, die im Menſchen das Daſein bis zum lezten Zuken vertheidigt, bis zur äußerſten Grenze erſchöpft und auslebt und ſich von dort noch begeiſtert zu Gott emporſchwingt. Er nahm Theil an der ſchönen Freiheit, mit der ſich der Geier in den Lüften wiegt, er genoß mit das Wolbehagen des Fiſchleins in der klaren Welle, mit der Knoſpe, deren Blätterſpange aufſpringt, wurde es ihm frühlinghaft und ahnungvoll, er verſenkte ſich, wie der eindringende Bliz, in das Reich der Geſteine und riß die funkelnden Adern

der Metalle mit ſich. Von den Gefühlen ſeines Herzens aber waren die irdiſchen Schuppen gefallen, die Stachelſchale der Begierden und Wünſche hatte ſich gelöſet, es glänzte der helle, ſchimmernde Kern. Seine Liebe bedurfte nicht mehr des Wolgefallens der Augen, kein Händebruk brauchte ſeine Freundſchaft zu beſiegeln: ihm genügte, daß Zoe irgendwo im Weltall vorhanden ſei, ſein Geiſt war ja auch durch alle Adern deſſelben ausgegoſſen, er trieb mit den Wolken, er fiel mit den Waſſern und zog mit den Sternen.

Damit das Haus im nächſten Jahre bereits bewohnbar ſei, veranlaßte er vor Einbruch der ſtrengen Jahrzeit vorzugsweiſe die Beendung des Gemäuers und die Eintheilung des Inneren. Ein ſchlichter Mann, der unter dem Namen des Verwalters ihm bekannt wurde, gab dieſen Fingerzeig und übernahm für den Winter die Wohnlichmachung der Zimmer und das Herbeiſchaffen der Geräthe; mit dem Frühjahre ſollte dann Archimbald die äußere Ausſchmükung ausführen, und bald darauf, noch im nächſten Sommer, wollten ſchon die Bewohner herbeikommen. Der Verwalter verkündete zahlreiche Geſellſchaft; ohne ſich genauer über dieſelbe herauszulaſſen, berichtete er, daß ſie aus verſchiedenen Gegenden erwartet werde, und daß ein Theil derſelben ſich gegen-

wärtig noch in Paleſtina befinde. Er lud den Architekten ein, die Gäſte, wenn Alles glüklich beendet ſei, ſelbſt in ſeinen Bau einzuführen, und ſo lange es ihm beliebe hier zu bleiben.

Archimbald trennte ſich nun, da die kälteſten Monate herankamen, mit leichterem Herzen von ſeinem Werke, weil ſeine Reiſe die Abſicht hatte, von vorzüglichen Künſtlern gewiſſe Bildnereien und Marmorverzierungen beſorgen zu laſſen, die den Schmuk des Gebäudes vollenden ſollten. Er hatte dem Verwalter die inneren Räume völlig ausgeführt und nur noch der Einrichtung bedürftig übergeben. Er begab ſich nun nach Florenz und Rom, verkehrte dort mit den Bildhauern, wählte Marmorblöke aus und vermochte jene durch den eigenen Eifer zur ſchnellſten Ausführung. Er brachte in der That ſchikliche Hochbilder, einige reizende Säulenkapitäle und gothiſch durchbrochenes Bildwerk zuſammen, das er dann, ſobald die einzelnen Stüke fertig waren, ſorgfältig verpakt an den Ort der Beſtimmung überführen ließ.

Er verſäumte auch nicht, ſo wie die geeignete Jahrzeit erſchien, ſich dort einzufinden.

Die Thätigkeit, die unterdeſſen der Verwalter entwikelt hatte, überraſchte den Architekten: er fand nicht nur allein alle Gemächer gedielt, mit Tapetten über-

zogen oder schiklich bemalt, sondern alle Stüke der Bequemlichkeit und eines edlen Luxus, der wirklichem Kunstwerthe nahe kam, waren in reicher Auswahl und bester Vertheilung vorhanden. Der große Sal im Erdgeschosse war an den Wänden mit Bücherschränken versehen, welche die besten Werke mehrer Sprachen boten, in der Mitte standen ein paar lange Tische, auf das Bequemste zum Lesen und Schreiben eingerichtet, dazwischen sah man eine große Erdkugel mit den Gestirnkreisen aufgestellt, an der Seite befanden sich Pulte für Einzelne, und Fenster und Glasthüre gingen in den Blumenhof hinaus. Die Zimmer in den Stokwerken waren so eingerichtet, daß immer je zwei zusammenhängende mit allen Bequemlichkeiten für eine Person versehen waren, es ließ sich im voraus deutlich erkennen, welche davon für Männer und welche für Frauen bestimmt waren. Sogar die Hauptbeschäftigungen und Lieblingsneigungen der künftigen Bewohner waren angedeutet, da man in einigen Zellen musikalische Instrumente, in andern Malergeräthe, Werkzeuge zu kleinen Arbeiten oder doch Vorsorge für irgend eine besondere Bequemlichkeit oder Lebensweise vorfand.

In einem Frauengemache traf Archimbald sogar eine Kirchenorgel, die erwartete Bewohnerin schien über-

haupt für religiöse Übungen eingenommen, da über dem Betschämel ein kleiner Wandaltar zur Verehrung der heiligen Jungfrau angebracht war. Archimbald sah sich mit besonderm Behagen in dieser Klause um, wo jedes einzelne Stük der Einrichtung auf ein edles, stilles Gemüth schließen ließ. Der Frieden, der im Herzen der Bewohnerin wohnen mußte, war schon vor ihr in diese sinniggeschmükten Räume gezogen. Alles in diesem Gemache zeigte sich einfach und doch festlich; hinter grünen Vorhängen stand ein Bett, das fast für eine Nonne schiklich gewesen wäre, die Stühle wiesen gothischen Geschmak und ein Gestell für Blumentöpfe entdekte eine unschuldige Liebhaberei der Besizerin. Aber mit dem Gefühle höchster Überraschung betrachtete Archimbald das Bild, das über dem Arbeittischchen hing: es stellte eine Landschaft aus Eden vor, wie helles Silber glänzten hinter Palmen und Blumen die Pforten zum Paradiese, davor stand in der Pracht und im Zorne des Himmels der Erzengel Michael und tödtete oder vertrieb den Drachen. Dieses Gemälde schien offenbar aus zwei Bildern zusammengesezt, die in dem Leben des Malers einst von Bedeutung gewesen waren, im Paradiesgarten glaubte er überdies die Hand Emanuels erkennen zu sollen, während er den Erzengel und das

hölliſche Ungeheuer für ſeine eigene Arbeit halten konnte, wenn er nicht beſtimmt gewußt hätte, daß er nicht deſſen Maler geweſen iſt, und wenn Sankt Michael nicht den Adel und Glanz des Himmels in ſolchem Grade im Antlize getragen hätte, wie es ihm in ſeinem ähnlichen Bilde nicht gelungen war. Er eilte unmittelbar aus dieſem Zimmer zum Verwalter und fragte ihn voll Aufregung, wer der Verfertiger des Bildes und wie es hierher gekommen ſei. Der Haushofmeiſter erwiderte, daß er das erſtere nicht wiſſe, und daß es mit vielen andern Gegenſtänden ſammt der Anweiſung über die Aufſtellung von ſeinen Vorgeſezten überſendet wurde. Überhaupt ſchien er im Allgemeinen nicht geneigt, Aufklärungen über die künftigen Bewohner des Schloſſes zu geben, und verwies auf das baldige Erſcheinen derſelben.

Archimbald fand ſich von dieſem Bilde wunderbar ergriffen, ſo oft er es betrachtete, geſchah ihm, als erzählte ihm eine ſüße Stimme die Geſchichte ſeines Lebens, oder als ſchwebe ſie in Klängen und Tönen an ihm vorüber; er ſelbſt aber dünkte ſich ſchon auf einem anderen Sterne zu leben, oder jene Frühlingsgeſchichte lag doch tauſend Jahre hinter ihm. Er gewann ſogar das Zimmer lieb, in welchem dieſes Bild hing, und

faſt alle Tage, wenn er von der Arbeit ausruhte, kam er ein Mal herauf; er wußte nicht genau, ob es wegen des Bildes oder wegen der Ausſicht geſchah. Dieſes Zimmer nahm eine Ecke des Gebäudes ein, und beſtrich allerdings den ſchönſten Theil der Umgebung. Vor dem einen Fenſter lag der kleine, dunkle See, hinter dem dann abends über den Gebirgen des nahen Schweizerlands die Sonne unterging; ein Nachen pflegte hier angebunden zu ſein, ein paar uralte Ulmen ſtanden daneben. Majeſtätiſch nahmen ſich die Schneegebirge im Hintergrunde aus, Gipfel erhob ſich hinter Gipfel, und in der finſtern Seefluth ſchimmerte ihr ſilberner Abglanz. Auf der anderen Seite folgte auf kurze Mattenfläche das hügelige, wolgebaute Land, eine Vigne, die ebenfalls unter der Obhut des Hausmaiers ſtand, ſtrekte ſich über den ſonnigen Abhang. Die Landſchaft war durch den See und einen Waldkranz von fernerer Verbindung abgeſchnitten, während Blumen, Buſchwerk und Baumgruppen parkähnlich darüber ausgeſtreut waren.

Archimbald war ſchon im Februar gekommen, und während er mit den Steinmezen und Maurergeſellen die Ausſchmükung des Baues betrieb, ſchlugen die Bäume aus und blühten, ſchmükten ſich auch die Wieſen mit Grün und Blumen. Der Thätigkeit des Architekten

gelang es wirklich nunmehr schon in ein paar Monaten sein Werk völlig zu Ende zu bringen. An einem schönen Frühlingnachmittage zogen seine Werkleute und Handlanger mit bekränzten Fahnen aus, um das Thal nach vollbrachter Arbeit zu verlassen. Er hatte sie vorher Alle beschenkt, und jedem ein freundliches Wort über Fleiß und Geschiklichkeit gesagt; sie küßten seine Hände und nahmen mit feuchten Augen von ihm, wie von einem Vater, Abschied. Er hatte sie bis zum nächsten Hügel hinausbegleitet, da schwenkten sie Alle noch ein Mal die Hüte, brachten dem tüchtigen Baumeister und dem Bauherrn ein Lebehoch und zogen weiter.

Archimbald kehrte gerührt von ihrem Abschiede zurük, ohne sie fühlte er jezt zum ersten Male die Einsamkeit des Thales; als er zum Landhause gekommen war, brach sich eben das Abendroth in den Fenstern. Der Bau war nun fertig, die lustige, schreiende Schar der Arbeiter fort, und wie Archimbald jezt mit verschränkten Armen anhilt, so bedünkte es ihn gar nicht mehr, als sei dies bedeutende Gebäude aus einem kleinen Samenkorne seines Gehirnes emporgewachsen. Er konnte seine Blike nicht so bald von dem Werke abwenden, und in der That war nicht zu verkennen, daß es ein Bau von seltsamer Art und künstlerischer Aus-

führung sei. Das weitläufige Viereck und die Anordnung, daß je ein paar abgesonderte Zimmer auf den Gang ausliefen, der in hohen Bogen den inneren Hof umgab, ließ fast ein Klostergebäude vermuthen, aber die weiten, luftigen Fenster verbreiteten volle Heiterkeit in den Gemächern, deren Höhe und Geräumigkeit noch überdies nur auf weltlichen Gebrauch hinwiesen. Eine breite, prächtige Treppe führte in die zwei Stokwerke, aber in den Eken liefen überdies noch geheime Wendelstiegen, damit jeder Bewohner unbemerkt nach eignem Belieben kommen und gehen konnte. Die Stokwerke blieben für die Wohnungen der Einzelnen vorbehalten, die Säle auf ebner Erde waren zu gemeinschaftlichen Beschäftigungen und Vergnügungen bestimmt; außer der Bibliothek fand man da anmuthige Räumlichkeiten für Musik, Billardspiel, so wie einen heitern Speisesal mit herrlicher Seeaussicht. Um den weiten Hof im Innern lief ein gothisches Laubgewölbe mit durchbrochenen Kleeblättern und Rosen geschmükt, zwischen denen feingemeiselte Säulenbündel aufschossen. Die Sorge des Hausmaiers hatte den Hof bereits reichlich mit Blumen bepflanzt, und jezt blühten schon die Narzissen, Hiazinthen, Tulpen und Lilien, und die ersten Rosenknospen drangen aus den Gebüschen hervor. In der Mitte

dieſes Hofraums erhob ſich eine kleine Kapelle für den gemeinſchaftlichen Gottesdienſt, die im reinſten, gothiſchen Stile ausgeführt war. Das Äußere des Gebäudes wies die Fronte gegen die Landſeite, und verfehlte ungeachtet der wenigen Zierathen nicht eine großartige Wirkung. Man mußte erſtaunen, in dieſer Einſamkeit ein ſo wol durchdachtes, herrlich ausgeführtes Bauwerk zu finden. An der Rükſeite gegen den See befand ſich eine prächtige Loggia, aus der man über eine Steintreppe zum Waſſer hinab gelangen konnte. Das Dach des Hauſes war hinter Zinnen und Mauerkronen verborgen. Aus den lichtgrünen Matten, die ſo eben der Frühling ausſchmükte, ſtieg das weißgraue Gemäuer voll Einheit und Harmonie empor, die hohen Ulmen, die daneben ſtanden, gaben ihm einen ehrwürdigen Anſtrich, und in den Waſſern des Sees widerſpiegelte das Bauwerk.

Archimbald hatte in deſſen Betrachtung angehalten, bis die Sonne verſunken war; jezt zog der Mondſchein und die Sterne herauf, und der Bau nahm ſich nicht geringer aus; das ſanfte Silberlicht hob den Eindruk der Ruhe und Stille noch mehr hervor, Archimbald bedünkte, als ſollten ſich die zankenden Leidenſchaften, die zehrenden Wünſche ſeinen Mauern nicht nahen, und in dieſer Stunde der Begeiſterung vermochte er ſein

Werk des Aufenthalts seeliger Geister nicht für unwerth zu halten.

Nach einigen Tagen, als er in der Abendstunde im Fenster lehnte, fuhr ein Reisewagen die Strasse daher, nach der Vorausſage des Verwalters durfte er die Herren des Schlosses in demselben vermuthen. Er wollte nicht zögern, sich ihnen vorzustellen. Als er aus dem entgegengesezten Schloßflügel zur Begrüßung hinüber eilte, sah er die Gäste bereits über den Gang in ihre Gemächer gehen. Es begann schon zu dämmern; er gewahrte an der Spize des Zuges ein greises Paar, dem die Übrigen nur als Diener zu folgen schienen; die Dame erwies sich hoch und ehrwürdig in ihren Bewegungen, der Greis trug langes, weißes Haar und einen wallenden Bart von gleicher Farbe; wenn Archimbald sich nicht täuschte, war er wirklich mit einem Pilgerkleide angethan. Der Architekt hilt in einer Bewegung von Ehrfurcht an, wundersame Gedanken stiegen bei diesem Anblike in ihm auf; die Fremden waren bald in ihre Zimmer verschwunden, und als Archimbald sich zu ihrer Begrüßung meldete, verwies der Hausmaier ihn auf den nächsten Tag, da seine Gebieter heute ermüdet seien. In späterer Abendstunde fuhren noch einige Wagen heran, und die Ankömmlinge wurden eben

so geräuschlos in ihre Gemächer gewiesen; der Architekt trat vor die Thüre seines Zimmers, er bemerkte Gäste verschiedener Art, darunter auch Frauen, ja selbst Kinder. Bald war Alles still, da jeder Gast das Nöthige in seinem Gemache fand, und man konnte nur aus dem Hin- und Hergehen der Dienerschaft auf den Gängen entnehmen, daß das Schloß bereits bewohnt sei.

Archimbald lag wieder einsam in seinem Fenster, der Mond glänzte blaß und lieblich über die Gegend, leise plätscherten die Wellen des Sees, in den Ufergebüschen schlugen Nachtigallen. Eine seltsame Traumwelt zog in Archimbalds Seele herauf, früheste Erinnerungen wurden wach, die hohe Matrone, der ehrwürdige Greis im Pilgerkleide erschienen ihm wie uralte, fromme Erinnerungen, wie wol bekannte Gestalten aus der Legende seiner Kindheit. Seine Gedanken wurden wunderlich wie Mondlicht, seine Seele schwebte draussen im blassen Himmelblau der Nacht, und alle Gefilde, alle Zeiten lagen offen vor ihm. Da ertönte plözlich in schon vorgerükter Nachtstunde Orgelton aus dem gegen den See gekehrten Flügel des Schlosses, er fiel ernst und feierlich in sein Inneres, die Töne rollten wie silberne Wolken durch die Lüfte, sie schwebten wie ein Segen über die Gegend und selbst die Nachtigallen im Ufer-

gebüsche verstummten darüber. Es klang wie das Gebet eines einsamen Herzens. Die Sterne funkelten auf und versanken im Himmel. Archimbald fühlte sich im Grunde seines Herzens ergriffen, er horchte, er betete, er träumte; endlich wie unwillkührlich sprang er auf, suchte seine alte, einfache Flöte hervor und begleitete darauf das Lied, das die Orgel anschlug. Er hatte viele Jahre niemals mehr Flöte gespielt; das lezte Mal hatte er Zoe zu eben diesem Chorale begleitet, und jezt nach so vielen Jahren stimmte seine Flöte ohne jede Änderung, so wie er sie aus dem Überzuge nahm, noch völlig und genau zu diesem Liede.

Am nächsten Tage gegen Mittag begleitete ihn der Verwalter zu jenem greisen Paare; sie empfingen ihn in der Bücherei, sie schienen Eheleute oder Geschwister zu sein. Im gothischen Armstuhle nahm sich der Greis wie ein Patriarch aus, sein Antliz trug einen leuchtenden Zug der Milde und des Friedens; er war alt, doch nicht abgelebt, das dunkle Gewand, der wallende, schneeweiße Bart vollendeten den feierlichen Eindruk. Die Matrone an seiner Seite wies, ungeachtet des hohen Alters, Spuren unverwüstlicher Schönheit, ihre großen, blauen Augen besaßen noch Liebreiz, ihre Hände waren weiß und fein wie die eines Kindes.

Archimbald wurde mit jenem Wolwollen empfangen, das, wenn es alte Menſchen ſpenden, die jüngeren unwillkührlich zu ihnen in das Verhältniß von Kindern treten läßt; der Greis nannte ihn im Verlaufe des Geſpräches auch in der That ſeinen Sohn und der Architekt konnte ſich nicht enthalten, ihm den lang verlernten Namen: Vater zu geben. Jedes Wort, das der Alte ſprach, trug den vollen Inhalt edler Humanität, ſogar der Ton ſeiner Stimme klang wolthuend, es ward Archimbald bei ſeinem Geſpräche feierlich zu Muthe, wie während des Wortes des Herrn. Der Greis belobte den Baumeiſter über das Werk, er hatte ſchon am frühen Morgen Alles in Augenſchein genommen, und war damit zufrieden; der Architekt erſtaunte über ſeine Einſicht in Plan und Anlage, bei ſeinen Reden wurde ihm ſelbſt der Grund mancher Anordnung, die er gleichſam unwillkührlich getroffen hatte, deutlicher. Auch die Greiſin wußte Verſtändiges und Freundliches beizufügen, und beide entließen ihn mit elterlichem Wolwollen und mit der Einladung, Sommer und Herbſt bei ihnen zuzubringen.

Im Laufe des Geſpräches wurde der zahlreichen, verſchiedenen Geſellſchaft erwähnt, die ſich im Thalhauſe verſammeln werde: jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, jedes

menſchlich edle Beſtreben und Wollen habe Zutritt, nur das Gemeine, Unedle, Geiſtloſe und Gleichgiltige werde abgewieſen: Einer möge ſich am Andern ausbilden, anregen; Wiſſen und Können werde mitgetheilt, Namen und Stand bleibe außer der Frage, und eben ſo ſei das Geſchwäz über alles Fruchtloſe ausgeſchloſſen.

Archimbald verließ das greiſe Paar mit Gefühlen beſonderer Verehrung und Aufregung, es war ihm ſo wol, ſo vertraut und heimlich bei ihnen geworden, — hatte er ſie heute denn wirklich das erſte Mal in ſeinem Leben geſehen? Alte, dämmerige Bilder früher Zeiten wurden wach in ihm und ſchwankten ungewiß durch einander; auf den Gängen und in den Hallen begegnete er Menſchen, mit denen er ſich freundlich begrüßte, auch ſie ſchienen ihm nicht fremd, und er glaubte ſie ſchon geſehen, hochgeſchäzt, geſprochen und geliebt zu haben. Es ſchien ihm, von ihnen ſchon ein Mal irgendwo Liebes erfahren, Edles gelernt zu haben. Er lächelte ihnen bekannt entgegen und erfreute ſich an lieben Zügen, an werthen Trachten und Angewöhnungen, es dünkte ihn zurükzuſchweben in alle Zeiten, in alle Begebniſſe ſeines Lebens, er lebte noch ein Mal und zugleich als Kind, als Jüngling und als Mann.

Als er ſpäter in den Speiſeſal trat, ſchaute er ſich

wie forſchend unter all' den freundlichen Geſichtern um, von denen er nur Namen, ſo wie Zeit und Ort des Zuſammenſeins vergeſſen haben mochte; endlich begegnete er dem geliebteſten Antlize in blonden Loken, mit dem Glorienſcheine der Unſchuld umgeben. Er lächelte ſeelig wie in Träumen des Paradieſes: das war Zoe, ſie mußte es ſein! ſchon geſtern beim Orgelſpiele im Mondſcheine hatte er geahnt, daß er ſie wieder ſehen werde. Er eilte zu ihr an die andere Seite des Sales: war ſie es wirklich? ihr Auge hatte ſonſt nicht dieſen lebhaften Glanz, ihre Geſtalt war ſonſt nicht ſo hoch und ſchlank geweſen, auch erſchien ſie ſchon vor Jahren, noch vor ihrer Trennung faſt älter als heute; — war ſie es dennoch? Er ſtand nun an ihrer Seite, ihr großes Auge fiel mild und lächelnd auf ihn, ſie blikte ſo huldvoll, aber ſie ſchwieg. Ein Seufzer unnennbarer, verklärter Liebe zitterte durch ſeinen Buſen, zwei Kinder ſprangen zu ihr und nannten ſie Schweſter Beata. Was machte ein Namen, wo Gefühle walteten? Archimbald war bald in ein Geſpräch mit der Dame verwikelt: ſie redeten vom Lenze, von der Natur, vom Menſchenherzen, und ſchon der bloße Laut ihrer Stimme fiel wie Thau in Archimbalds Seele. Bei Tiſche ſaß er an

Schweſter Beatas Seite, ihr Anblik entzükte ihn zum Seeligen, ſie redeten wie zwei verklärte Geiſter.

Überhaupt war der Verkehr im Seeſchloſſe ein anderer, als er bisher irgendwo getroffen hatte, nicht Kleinliches, Eitles wurde Gegenſtand ſtundenlangen Geplauders, die Mode, die Schwächen Anderer, das Richtige, das jeder Tag mit ſich bringt, blieb unbeachtet, ſelbſt die zierliche, ſpielende Redeart des Wizes war ausgeſchloſſen. Aber was Recht auf ewigen Antheil des Menſchenherzens beſizt, was die unſterbliche Seele mit ſich nehmen wird, wenn der Staub der Erde im Grabe zurükbleibt, Alles, wovon noch die ſeeligen Geiſter nach dem Wiederſehen jenſeits reden werden, war der Stoff ihrer Geſpräche: der Gedanken an Gott lebte auch außer dem Lehrſaze, die Tugend war nicht dem Elende der Welt oder den Helden des Theaters zugewieſen, man erbaute ſich an den Begebenheiten und an den Lehren der Geſchichte, die große That der Gegenwart erfüllte mit Begeiſterung, der helle Gedanken des Geiſtes, der Bliz des Genies erwekte Antheil und Aufſchwung. Die Worte des greiſen Vaters waren feierlich wie eine Stimme von jenſeits, im Gebete erhob ſich der denkende Geiſt noch klarer, und Jeder erbaute ſich an den Andern. Aber auch die Freude war von

dem ſtillen Kreiſe nicht ausgeſchloſſen, heitere Zufriedenheit glänzte auf jedem Antlize; die Kinder ſpielten, die Erwachſenen ſcherzten; Muſik ſteigerte den allgemeinen Frohſinn, und ſelbſt der Tanz beſchloß die Luſt manches anmuthigen Tages. Die Schönheit der Natur erwärmte die Herzen, die Entfaltung des Menſchengeiſtes in Schrift und That entzükte ſie, und die Störungen trüber Leidenſchaften, roher Wünſche zerrütteten nie das klare, liebliche Daſein.

So war der erſte Mai herangekommen; die Flur um das Landhaus ſtand in voller Pracht, der Himmel lächelte ohne Wolken, und auf dem See waren reizende Sonnenlichter ausgeſtreut. Archimbald hatte der Frühlingfeier noch nicht vergeſſen, die er einſtens mit ſeinem Freunde zu begehen pflegte. Er nahm den ſilbernen Becher, den er ein Mal für ein Bild zum Geſchenke erhalten hatte, und ging hinaus in den Öhlwald zur einſamen Felſenquelle. Beeren glänzten im Mooſe, alle Kräuter blühten und blaue Gloken und Vergißmeinnichte badeten ihre Wurzeln im Waldquell. Er kniete in die wilden Gräſer, er pries die Natur und den Frühling, er wendete ſich empor zum blauen Himmelkreiſe, der über den Baumwipfeln in Sonnenglorie ſtand und betete Gott an. Erſt nach einer Weile füllte er

den Becher mit dem Kristallwasser, und goß es als Weihe des ersten Maiens über die Gräser. Da fühlte er sich von rükwärts umschlungen, er wendete sich um und schaute in Emanuels Antliz. Nicht Erstaunen, nur Seeligkeit floß über seine Seele, die beiden Freunde hilten sich lange schweigend umschlungen, Gedanken an Gott und an Freundschaft, noch unaussprechlich in dieser Feinheit für irdische Zungen, überschwebten sie. Erst nach einer Weile begrüßten sie sich mit Worten, und Emanuel klärte dem Freunde auch sein Verschwinden und Wiedererscheinen auf. Er war damals von den Räubern in entfernte Gebirge entführt und dort längere Zeit gefangen gehalten worden, endlich kamen sie in die Gegend jener Seestadt, wo er den Prinzen erwarten sollte. Einem kühnen Streifzuge der dortigen Miliz gelang es, einiger davon habhaft zu werden und auch ihn zu befreien. Er wurde in jene Hafenstadt gebracht, der Prinz fand ihn, pries den guten Ausgang seines gefährlichen Abenteuers und bestand darauf, daß er ihn auf dem Dampfschiffe, das am folgenden Morgen abreisen mußte, der Verabredung gemäß nach Griechenland begleiten sollte. Aufschub der Abfahrt war in der That nicht ausführbar, Emanuel hilt sein Wort; er reiste ab, hinterließ aber für seinen Freund einen Brief, der

Alles aufklärte. Er schrieb ihm oft noch aus Griechenland und Asien, wohin die Reise fortgesezt wurde, keiner dieser Briefe war jedoch an Archimbald gelangt. Dieser hatte seinen Aufenthalt so oft geändert, er hatte, da alle seine frühern Verbindungen aufgelöset waren, sogar einen Künstlernamen angenommen; darin mochte der Grund des Verfehlens gelegen sein. Vor einiger Zeit waren sie nach Italien zurükgekehrt, Emanuel hatte ungesäumt Archimbald nachgeforscht, aber wegen des später veränderten Namens nur schwer eine Spur entdekt, die ihn vermuthen ließ, daß er ihn vielleicht hier wieder finden könne. Der Prinz befand sich jezt in einer nahen großen Stadt, Emanuel war hierher geeilt; man hatte ihn in den Wald gewiesen, und hier endlich fand er in der That seinen Freund wieder. Nur auf kurze Zeit hatten sie sich noch zu trennen, Emanuel mußte noch ein Mal zum Prinzen zurükkehren, um von ihm Abschied zu nehmen und sein Gepäke abzuholen. Von dort wollte er so schnell als möglich zu Archimbald eilen und ihn nicht mehr verlassen. Die beiden Freunde umarmten sich nach diesen schnellen Mittheilungen von Neuem.

— Nicht wahr, begann dann Archimbald, auch Zoe ist wieder hier?

— Zoe — antwortete der Freund, — mir ist der Kreis der hiesigen Gesellschaft fremd, doch erhilt ich, als ich mich jezt im Schloß als deinen Freund ankündete, von seinem Herrn die Einladung hier bei euch zu bleiben.

Sie sprachen noch Manches, Aufklärung und gänzliche Verständigung wurde jedoch auf die Zeit verspart, wenn Emanuel zurükgekehrt und sich hier würde angesiedelt haben.

Um schneller an dies schöne Ziel der Freundschaft zu gelangen, reiste Emanuel noch an diesem Tage mit der Verabredung ab, so bald als möglich und auf lange Zeit wieder zu kehren.

Aber welche Tage begannen jezt für Archimbald! Sein Auge, einst blöd vom Erdenstaube, blikte rein und klar in's Leben und durch dasselbe in die Perspektive der ewigen Welt. Sein Gefühl verklärte sich in Entäußerung alles Persönlichen; die Schlake des Egoismus blieb dahinten, der Goldstrom brach geläutert und strahlend hervor. Archimbald hatte geliebt und diese Liebe machte ihn noch heute seelig, gleichviel, ob Zoe in Beata ihm noch ein Mal aufgegangen war, oder ob nur die Ähnlichkeit ihrer Schönheit und Vortrefflichkeit aus Sternenfernen zu ihm hernieder fiel. Waren die schönen Kinder, die sich jezt um ihn herumtrieben, nicht

hold und bildungsfroh, wie seine frühe heimgegangenen Geschwister? Waren nicht alle die edlen Menschen, die ihn hier umgaben, seine Brüder und Schwestern, und das edle greise Paar seine geliebten Eltern?

Die Liebe stirbt nie und nirgends, ihre heilige Offenbarung geht seit dem Paradiese noch unverloren auf Erden, der Ring, der an der einen Seite absinkt, knüpft sich an der andern verjüngt und schöner zur ewigen Kette. Der sichtbare Gegenstand, dem wir hier unserer Liebe unterschieben, ist nur der Kelch unseres heiligen Gefühls, das Simbol unserer ewigen Liebe. Er verblüht und schwindet dahin, unsere Liebe bleibt; sie ist unsterblich wie unsere Seele.

Wenn sich Archimbald im Kreise dieser Menschen befand, da kam es ihm oft vor, als höre er theure, altbekannte Stimmen, bei ihrem Musiziren klang es süß um ihn wie von frühesten Wiegenliedern. Aber in Beata feierte die Liebe ihre Auferstehung, sie beging ihren irdischen Unsterblichkeitprozeß, und in Archimbalds Herzen erfüllte das Ideal der Liebe die Stelle der Leidenschaft. Die Geschichte seines Lebens flatterte in fliegenden Blättern um Zoe-Beata. Die eine hatte sich aus der andern entwikelt, sie waren zwei und eins, wie Knospe und Blüthe, wie Morgenröthe und Mittag-

ſonne. Sie verklangen in einander und löſeten ſich doch gleich zwei Tönen eines Akkordes. Zoe duftete, Beata blühte, jene hatte erwärmt, dieſe ſtrahlte: Zoe ahnte, wo Beata wußte, Beata ſprach, was Zoe nur gedacht hatte.

Archimbald lebte in einem ſeeligen Taumel, die Welt ſeines Innern, die Gebilde der Kunſt waren lebendig geworden und wandelten um ihn; es bedünkte ihn oft, als habe ſich hier ein Bild des alten Meiſters von Fieſole verkörpert, als ſei er ſelbſt eine jener ſtillen, ſeeligen Geſtalten, die durch's hohe Blumengras des Paradieſes ſchritten. Der ſchöne Greis glich faſt den Profeten und Apoſteln, die holden Kinder ſchienen ſeinen Engelglorien anzugehören, und hinter dem ganzen Gemälde lag klarer Goldgrund. Hier ſtanden die Pforten des Paradieſes geöffnet, und nur das Finſtre, Unreine konnte daraus verbannt ſein.

Archimbald überließ ſich ganz dem Gefühle der Stille, die in dieſem Thale wehte, er genoß, was ihm geboten wurde, und hilt jeden Zweifel, jede Frage zurük. Nur in manchen Stunden hätte er gerne die Überzeugung gewonnen, daß Zoe wirklich nicht geſtorben ſei, daß ſie noch lebte, edler, glüklicher, daß ihn nur ein öder Traum befangen, ein wüſtes Räthſel, deſſen Löſung ihm hier im Thalhauſe werden ſollte. Er lauſchte auf Beata, er

horchte nach Erinnerungen, aber wie ihn in der Gegenwart die Vergangenheit zuerſt angezogen hatte, ſo vergaß er immer wieder dieſe in jener.

Archimbald brachte viele Zeit in Beatas Nähe zu; er machte Wanderungen mit ihr, er horchte ihren Liedern und ihrem Spiele, er lehrte ſie Blumen zeichnen, und ſie unterwies ihn dafür in der Botanik, die ſie beſonders liebte. Er half ihr Blumen und Kräuter ſuchen und legte ſie dann mit ihr in ihre Sammlungen.

Oft hatte jene Frage auf ſeinen Lippen geſchwebt, doch der Frieden ihrer Nähe unterdrükte immer wieder den Zwieſpalt jedes Zweifels.

Beata ſaß in ihrem Zimmer vor einem Pfeilertiſchchen, und war damit beſchäftigt getroknete Pflanzen in ihr Herbar zu legen; Archimbald befand ſich an ihrer Seite und half ihr bei dieſer Arbeit. Während ſie mit Ordnen einiger Hefte fortfuhr, durchblätterte er eines derſelben, das beſonders ſchöne Blumenſtüke enthilt, manche derſelben erſchienen noch lebhaft und hatten nicht einmal ihren eigenthümlichen Duft verloren. Bei einer großen Zentifolie hilt er an, ſie war weniger mit der Umſicht des Botanikers eingelegt, als vielmehr in der Art, wie man werthe Angedenken aufzubewahren pflegt. Der Stengel ſchien in Haſt abgeriſſen, die hun-

dert Blätter des Kelches waren gähe zuſammengedrükt, aber dennoch hatten ſie ihre Farben beibehalten. Archimbald nahm ſie hervor, er verſank in ihren Anblik, ein Zug der Erinnerung öffnete ſeine Lippen.

— Haben ſie ſchon geſehen, wie man welke Blumen wieder aufblühen macht, Archimbald? begann Beata, als ſie ſein bewegtes Nachſinnen bemerkte.

— Wieder aufblühen?

— Ja wol. Geben ſie her und laſſen ſie uns damit verſuchen.

Sie erwärmte Waſſer an einer Spiritusflamme, goß einige Tropfen aus einer Fiole dazu und ſtekte die Roſe hinein, nachdem ſie vorher das Ende des Stengels abgeſchnitten hatte. Man begab ſich an's Fenſter, um in Geſpräch und im Genuſſe der Ausſicht den Erfolg abzuwarten.

Ein ſchönes Antliz iſt der Mikrokosmus der Welt, in dem Beatas lag für Archimbald noch überdies der volle Wiederſchein der Ewigkeit. Ihre Stimme tönte ſanft wie die Harfe Davids in ſeine Seele. Goldene Lichter flatterten über den See, die Sonne ſank gegen die dahinter ſtehenden Berge. Vom Frühlinge, von den Blumen war ihr Geſpräch auf den klaren Himmel, auf ewige Dinge geſprungen; die ſchönen Lippen redeten

von Gott und Unsterblichkeit freudig und klar wie die Zunge eines Engels.

In einem engen Frühlingswinkel der Erde befanden sich die zwei Menschen, das Fenster eines Thalhauses genügte als Rahmen ihrer Körper, aber ihre Geister wandelten zwischen ebenbürtigen jenseits der Gewölke und der Erdendünste, sie sehnten sich darnach, ihren Flug noch freudiger und fesselos durch das Weltall fortzusezen, sie vergassen beinahe ihrer Leiber in diesem Winkel des Erdenfrühlinges. Die untergehende Sonne glühte in ihre Augen und rief sie wieder in die Tiefe zurük; — der Abend scheint eine Kundgebung der Simpathie unseres Planeten für die Wanderlust unserer Herzen zu sein.

— Beata, fügte Archimbald, als sie schon eine Weile geschwiegen hatten, dem ablaufenden Gespräche bei, werden wir uns wieder sehen über den Grenzen dieser Erde?

— Ja, Freund, wir werden uns wieder sehen.

— Wir werden uns wieder sehen! wiederholte Archimbald in hoher, seeliger Freude und Sicherheit, und auser der Lust der Auferstehung lag für ihn noch ein schönes, irdisches Wahrzeichen in diesen Worten. Ja, es gibt ein Wiedersehen! rief er noch ein Mal und fasste ihre Hände, und schaute begeistert in die längst

geliebten Züge. O, Beata! seufzte er, und seine Seele glänzte aus seinen Augen, schwebte auf seinen Lippen.

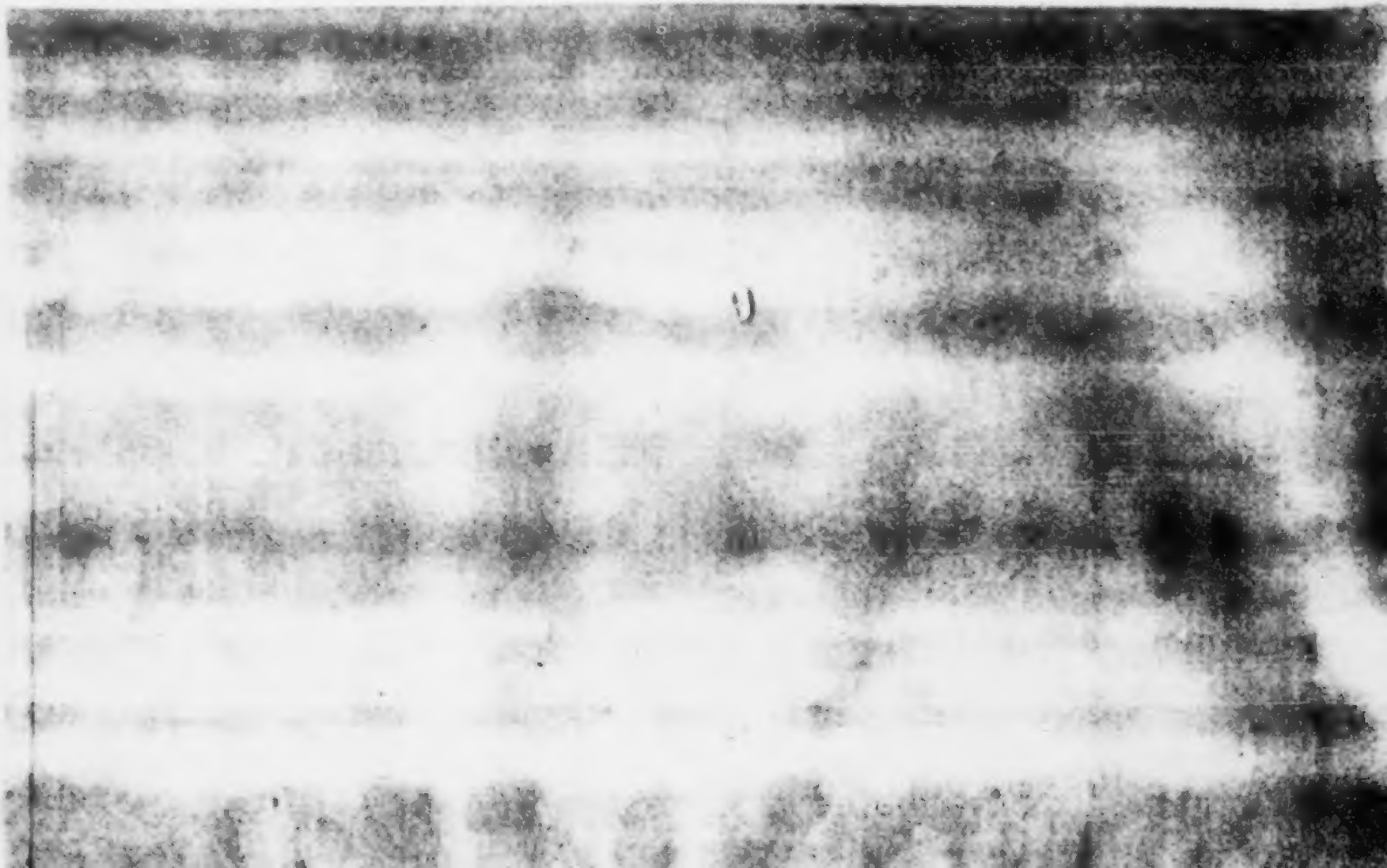
— Kommen sie, mein Freund, unterbrach sie ihn sanft, lassen sie uns nachsehen, ob mein natürliches Wunder gelungen, ob die Rose wieder aufgeblüht ist.

Sie war aufgeblüht, glühend und duftend hatte sich der verwelkte Kelch noch ein Mal geöffnet, auch ein heller Tropfen stand auf einem der Blätter; war der Thautropfen eines längst verloschenen Frühlings mit auferwekt worden, war eine Thräne hineingefallen?

— Die Rose blüht von Neuem, ja wir sehen uns wieder! rief Archimbald und sank vor der Jungfrau auf die Kniee. Sprich es aus, Beata, du bist meine Zoe! Er strekte die Hände sehnsuchtvoll nach ihr empor.

— Still, o stille, mein Freund! sprach sie lächelnd, und stand in Schönheit und Verklärung vor ihm, und versiegelte seinen Mund mit der blühenden Rose.

Ende des zweiten Bandes.



Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Dritter Band.
Novellen.

Bremen, 1876.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
H. L. Jr. Kirchhof 4.

Druck von Ludw. Zoffan in Norden.

A k 4153 - 3

- 268121 -

Novellen

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Dritter Band.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

	Seite
Klara Dänhof	1
Die Weltverbefferer	79
Bauernbreughel	165
Bruderherz	261

Klara Hühnhof.

Klara Dänhof.

Es war am Tage des heiligen Athanasius und Feierabend. Eine Woche voll Mühe und Arbeit war vorüber; es schlug sechs, der Altgeselle nahm andächtig sein Käpplein ab, sprach den Segen über die Werkstätte, legte das Geräthe an die gehörige Stelle und verließ mit den Andern die Stube. Vom Giebel des neuaufgeführten Hauses stieg es herunter, und vom Fruchtfelde kehrten die Schnitter nach Hause.

Auch die Werkstatt des Schmiedemeisters Gottwalt stand schon leer, das Feuer in der Esse war ausgegangen, und der Wassersturz rauschte freigelassen an den stehenden Rädern vorüber. Der Meister hatte das Schurzfell abgelegt, und war mit ein paar Gevattern in das Schenkhaus zur „römischen Krone" gegangen, die Gesellen und Lehrbursche hatten Gesicht und Hände gewaschen und sich bereits verlaufen, und nur die Meisterin und der blonde Friedrich waren noch zu Hause. Jene hatte, als es Feierabend läutete, auch ihrerseits die

Gartenarbeit abgethan, brach eine Riechnelke und ſezte ſich nun bequem auf die Steinbank der ſtattlichen Schmiede.

Eine Bohnenlaube umgab die behagliche Stelle, der Bach rauſchte zu Geſprächen einladend, und bald war ein eben nicht ſchweigſamer Kreis um die Schmiedemeiſterin verſammelt.

Die ſechs Wochentage hatten für die genügſamen Zungen genug Stoff geliefert, die neue Haube der Frau Senatorin, die blauen Augen von Goldſchmieds Töchterlein mußten daran, und die Kindtaufe im Ekhauſe gegenüber veranlaßte eifriges Geflüſter und ſchäzbare Gloſſen. Die Gaſſe, in der die würdigen Bürgerinnen des reichfreien Goslar Heimgarten hilten, lag im ſogenannten ſtillen Viertel der Stadt, nicht weit vom ſchwarzen Thore, das gegen den Ramelsberg hinausführt. Die Kronik verſchweigt, ob dieſe Damen zu dieſen Benennungen beigetragen haben, oder nicht. Nur von ferne lugte der alte graue Dom herüber, und die ſchöne Welt trieb ſich in den andern Quartieren der Stadt herum. Der Schmiedemeiſterin Anne war dieſe Straſſe eben die liebſte; von der Kriſtofuskirche bis zum ſchwarzen Thore machte ihr hier Niemand den Vorrang ſtreitig; mochte die regierende Bürgermeiſterin immerhin ſtol; im Oratorium des Domes ſich aufblaſen, mochte

die Stadtmiliz vor'm Kaiserhofe und an den Thorschranken ehrerbietig vor ihr die Helebarde anziehen, hier in der Kristofgasse war Mutter Anne unbestritten die erste Person. Ihr Haus war mit vorspringenden Stokwerken im gothischen Geschmake der lezten Zeit aufgebaut, die hohen Spizfenster gaben geräumigen Zimmern hinlängliches Licht und freie Luft, und vor dem weiten Thore hilten zwei grosse, in Stein gemeiselte Löwen das vergoldete Wahrzeichen; aus ihrem Schornsteine stieg der fetteste Rauch; ihr Stoffkleid rauschte an Feiertagen am kostbarsten, und die Gevatterinnen und sonstigen Frauen der Umgebung waren mit Wort und Miene bemüht, irgend einen Abfall ihrer Wolhäbigkeit zu erhalten. Mutter Anne war nicht karg, und wer es ihr zu Gefallen zu thun verstand, in dessen Wirthschaft kochte mancher Krautkopf aus ihrem Garten, dessen Täuflingen band sie gern einen Henkelthaler ein. Meister Gottwalt war ein wolhabender gewerbsamer Mann; das schöne neu hergestellte Haus besaß er schuldenfrei, den großen Garten benüzte er mehr zum Vergnügen als zu Gewinne, und in der weiten, luftigen Werkstätte gingen die Blasebälge frühe und spät, rauschte die Treibwelle, und hämmerte es auf zwölf Amboßen. Stets mußte ein munterer Gelst bei der Arbeit herrschen,

kräftige Hoie befeuerte zu Luſt und Fleiß, und der blonde Friedrich war ihm der liebſte ſeiner Geſellen, weil er bei tüchtiger Arbeit ſo ſchöne Weiſen mit wakerer Stimme zu ſingen verſtand. Werktags luſtig bei der Arbeit, Sonntags fleißig im Vergnügen, hieß Meiſter Gottwalts Werkſpruch; dafür hatte er immer die tüchtigſten hübſcheſten Geſellen, und ſeine Arbeit war weit und breit, auch außer der Reichſtadt bekannt und geſucht. Sonntags erfreute wol auch ein Glas Wein das Herz der Schmiedeknappen, und Nachmittags ging's dann zu Tanz und Fiedel, und Meiſter Gottwalts Geſellen mußten als die ſtattlichſten von der Zunft erſcheinen.

Mutter Anne kam das ganze Jahr nie in den Dom, ſie behauptete, das Pflaſter vor dem Kaiſerhofe beſchwere ihre Füſſe, der wahre Grund mochte aber das Oratorium der Frau Bürgermeiſterin ſein; in der Kriſtofuskirche dagegen hatte ſie einen eignen, mit ſchweren Schnizwerken verzierten Betſtuhl, und wenn ſie etwas zu ſpät durch die Reihen der Andächtigen in ihrer raſchelnden Seidenrobe ging, wichen Alle dienſtwillig auseinander und begrüßten die ſtattliche Frau.

Beſagte Bürgermeiſterin und manche Senatorin war nicht ohne Splitter, man war es der Wahrheit ſchuldig, derlei Balken herauszuziehen; auch hatte die Schmiede-

meiſterin vor drei Wochen von ihrem Sohne, dem wakeren Bernhard aus der berühmten Hanſeſtadt Hamburg ein Schreiben erhalten, es kam heute im Geſpräche erſt das zehnte oder höchſtens das zwölfte Mal an die Reihe. Mutter Anne zog das durch Zärtlichkeiten bereits anriſſige Papier aus dem Bruſtlaze, entfaltete es ſorgfältig und trug daraus aus dem Gedächtniße vor, als ob ſie Zeile für Zeile vorläſe; und aus Gefälligkeit erinnerte ſich keine der Nachbarinnen daran, daß nur Klara es war, die es ihr entziffert hatte. Die Frau Schmiedemeiſterin mochte nicht das beſte Gedächtniß haben, manche Angabe ſchien offenbar in einem diesfälligen Irrthume ihr Entſtehen zu haben, und war von der Art, daß nur die erfreuliche Ausſicht auf die Kohl- und Krautköpfe der Schmiedemeiſterin und das liebliche Grunzen zahlreicher Friſchlinge, die einen tüchtigen Schwartenmagen, oder doch ſonſt eine Klaue verhießen, dieſe Guten im Glauben aufrecht zu erhalten vermochte; doch kneipte Gevatterin Talgzieher die lange Lieſe irgendwo, und die magere Schneiderfrau ſtiß der herabgekommenen Schlächterin den ſpizen Elbogen in das vordere Viertel. Die gelbſüchtige Gärberin mußte gar in ein heftiges Nieſen ausbrechen, um das Geſicht, das ſie

der plözlich Aufblikenden entgegen geſchnitten hatte, geziemend zu verbergen.

— Wie ich euch ſage, Nachbarinnen, fuhr Anne, während ſie das Brieflein wieder zuſammen bog, in Mutterwallung fort, ehe einige Monate um ſind, kommt mein Bernhard als gelernter Kaufherr zurük, ſchlägt ſeinen Kram gerade an dem Rathhauſe auf, Meiſter Gottwalt ſchließt ſeine Werkſtätte zu, — ihr mögt glauben, daß wir es nicht mehr bedürfen, — Bernhard führt ein reiches Mädchen aus den Geſchlechtern in die Brautkammer, und ich wiege, ehe der Maibaum das zweite Mal ausſchlägt, einen jungen Senator da auf meinen Beinen. Oder vielleicht hat er ſich bereits im reichen Hamburg ein Mädchen erkoren, — ihr müßt wiſſen, ſein Prinzipal iſt einer der vornehmſten Kaufherren in der Hanſe, und das Töchterlein weiß ſchöne braune Haare zu ſchäzen und ein Geſicht, das kein böſes Auge anſehen darf, — was ich weiß, weiß ich, und gut iſt gut, aber beſſer iſt beſſer! — Eine Hamburgerin, ei ja, mein Bernhardchen!

Da huſchte durch's enge Seitengäßchen eine ſchlanke, furchtſame Geſtalt mit blauen, feuchten Augen.

— Pſt, Gevatterin! rief des Talgziehers Witwe, iſt das nicht des Goldſchmieds Lokere?

— Ich hätte auch wetten mögen; die hat Schliche.

— Was, des Goldschmieds Tochter, wär's also wahr?

— Da komm' ich dahinter, rief die Schneiderin; Jörge! du wakerer Balg, da spring' in den Sak und leg' dich auf Lauer, wer das feine Wild drinn ist mit der scheuen Fährte.

Der flinke Schneiderjunge sprang vor Freude mäkernd auf verdrehten Beinen hin; löbliche Eintracht umschlang nun die Damen in der Bohnenlaube, die Zungen zischten rührig, daß es dem Vergißmeinnichtauge im Sakgäßchen, wenn es das Gespräch der Mitbürgerinnen vernommen hätte, grau und dumpf vor den Bliken geworden wäre.

Jörge kam zurük.

— Ihr habt gute Witterung gehabt, Meisterin! Goldschmieds Kalle war's, hüschte flink hinunter, ich wie der Wind vorbei, und siehe, Spielmann Franz pfiff ihr alsbald ein Liedel vor.

— Da hast einen Heller, rühriger Burisch! rief die Schmiedemeisterin, also wirklich Goldschmieds spreizige Dirne, da wird bald des Vaters Waare zu gering sein, um solches Thun zu vergülden.

Und wieder wurden die Stimmen aller Zünfte wach

und klapperten wie Mühlräder. Da gukte plözlich ein dürrer Kopf in die Bohnenlaube.

— Gelobt sei Jesus Krist! rief die Alte, der er angehörte, mit heiserer Stimme.

— In Ewigkeit, erwiderten die Gevatterinnen, und betreuzten sich heimlich. Die Alte trippelte weiter. Es war aber dieselbe wirklich eine ungeheuerliche Gestalt, unter der knöchernen Stirne lauerten ein paar graufunkelnde Augen, die dünnen, tükischen Lippen schienen mit Katzenborsten besezt, und darüber flatterte graues Har im Winde; der eingebogene Leib stüzte sich auf Krüken, und die Gewänder schlotterten grell und abenteuerlich, als wären sie über ein Gesparre aus Stäben gezogen.

— Gott im Himmel! die Hexe vom Ilsenstein! flüsterte die Eine.

— Hört, hört, wie sie schauerlich kichert, bemerkte die Andere.

— Ach, wenn der wolweise Senat nur die einmal zu eitel Asche verbrännte, jammerte die Schmiedin, dann würde es hier am Harze vielleicht ruhiger.

— Käme es auf die Rathherren an, sie wäre längst schon wie Weihrauch verdunstet; entgegnete die Schneiderin, aber da ist der Freibrief, den sie erhilt, als sie des Kaisers Majestät durch höllisches Operment im

Augenblike rettete, da seinen Leibärzten die Kunst ausgegangen war. Die lacht über alle Scheiterhaufen des römischen Reichs, und nur vor dem höllischen schüzt sie dereinst kein kaiserliches Mandat.

Es schien, als ob die Alte sie vernommen hätte, noch von ferne tönte ihr heiseres, kurz herausgestossenes Lachen. Da erhob sich urplözlich ein Wirbelwind, der gewaltigen Staub auftrieb und durch die Schornsteine heulte.

— Gott sei unsrer Seele gnädig! nahm das Bürgerweib wieder das Wort, dort fährt sie eben über das Stadtthor in die braungrauen Wolken.

— Bewahren uns die himmlischen Heerscharen! wie sie mit den Krüken ficht.

— Seht, wie die Wolken fliegen, und sie allen voran, sie schiebt ein gräulich Unwetter vom Harze.

— Hu, nun bricht's los; nach Hause, nach Hause!

Der Staub war verflogen, die Alte aber nicht mehr in der langen Gasse gegen das Thor zu sehen, schwere Gewitterwolken fuhren in seltsamen Gestalten über den Himmel, Blize zischten, und im Harze widerhallte das Geroll des Donners. Es war einer der heißesten Tage gewesen, ein Gewittertag; am Broken lauerten seit Mittage graue Hagelwolken; während die Gevatterinnen

ſchwäzten, waren ſie unbemerkt herangezogen, nun blies der raſche Sturmwind darein, und das Ungewitter brach los.

Die Alte mochte ſchon in ihrem abgelegenen Häuschen am Ende der Vorſtadt gegen den Ilſenſtein angelangt ſein, denn ſie konnte ungeachtet ihrer Krüken ſehr ſchnell dahinhumpeln, und war überhaupt nicht allen Leuten ſo ſchreklich als den Damen, die wir ſo eben verlaſſen. Sie wußte aus den Lineamenten der Hand und ſonſtigen Dingen Künftiges wahrzuſagen, zeigte den Dirnen ihre dereinſtigen Eheherren, und verſtand mehre, wenn auch unheimliche doch ergözliche Künſte. Manch ſchönes, erfahrnes Kind des Reichſtädtchens ſcheute ſich nicht vor dem einſamen Häuschen der alten Martha und lächelte über den Hexenruf derſelben, aber, obwol es durch öftere Beſuche mit ihrem Haushalte vertrauter ſein mußte, vermied es doch klüglich, die Rede auf die alte Martha und ihr Treiben zu bringen; nur nachts, wenn daheim die Mutter ſchlief, ſchlich es heimlich in leichter Kleidung mit glühenden Wangen durchs Thor, an dem die Stadtwache eingeſchlafen war, und Marthe empfing es kichernd und wußte die Nacht kurzweilig zu machen. Waren es Hexenkünſte, die ſie trieb, ſo mußten es mindeſtens angenehme ſein. Auch hatte ſie oft vor-

nehmen Besuch, die Reichsritterschaft des ganzen Gaues kehrte häufig bei ihr ein, und unter dem Kriegsvolke, das am Harze vorüberzog, war Altmutter Marthe bekannt und geschäzt.

Unterdessen war die Schmiedemeisterin in das Haus zurükgekehrt; Meister und Gesellen waren, sich des Feierabends zu freuen, in die Schenke oder auf die Herberge gegangen, auch Kläre befand sich in Geschäften auswärts; nur der Friedrich mit den blonden Haren schaute in nicht unlieblichen Gedanken aus dem Erkerfenster in die grauen Wolken und auf das Wetterleuchten des Sonnabends. Es war den Tag über sehr heiß gewesen, nun erfrischte die Kühle des Gewitters; er hilt den blonden, kräftigen Lokenkopf auf die Hand gestüzt und mochte etwas Liebes im Herzen erwägen. Aengstlich suchte die Meisterin im leeren, geräumigen Hause Gesellschaft; da sie wußte, daß Friedrich ein stiller, seltsamer Mensch war, der den Feierabend nicht oft mit den Anderen in der Schenkstube verbrachte, kam sie endlich in sein Dachstübchen.

— Ach, da bist du ja, mein lieber Friedrich, sprach sie, erfreut, nicht mehr allein zu sein, komm' hinunter, Friedrich, das Unwetter zerrt mir in allen Gliedern, vorzüglich, seit ich sie auf den Wolken dahinreiten sah.

Ich bin mutterſeelenallein im weiten Gemäuer; komm herab, Friedrich, und verlaß mich nicht.

Lächelnd folgte der Gewitterſcheuen der Geſelle; er hatte das Schurzfell bereits abgebunden und Hände und Geſicht in der klaren Quelle gereinigt. Sein blaues Auge und volles, blondes Haar ſtimmten gut zur deutſchen Abkunft, männlich ſchön ſtellte ſich ſeine große, kräftige Geſtalt dar, die kühn gewölbte Bruſt, der ſehnige Arm bezeugten die makelloſe Jugend. In der Prunkſtube der Meiſterin nahmen ſie Plaz, die Schränke und Tiſche waren blank gebohnt, die hohen, eichenen Betten mit den vielen Schnörkeln ſchienen ein langes eheliches Glük zu bezeugen, und in dem Glaskaſten war Silbergeräthe und zierliches Geſchirr zur Schau geſtellt. Drauſſen vor dem Fenſter rangen die Bäume des Gartens mit dem Winde, und das Strauchwerk ſeufzte unter ſeiner Wucht. Bliz auf Bliz brach aus dem Schooße der Wolken, aber noch fiel kein erquiklicher Regen.

— Sieh' doch, Friedrich, begann die Meiſterin, wie es oben am Broken gährt, wie in einem Hexenkeſſel, als wäre Walpurgis.

— Was ihr mit eurem Bloksberge habt, — hab' ihn doch nach allen Richtungen durchſtrichen, und eben Alles geheuer gefunden wie bei uns im Schwarzwalde.

Ihr wißt, Meiſterin, ich bin aus Schwaben, mag hier und dort auch böſe Nachrede gehen von unſerem Kreiſe, es iſt ein herrlich Land das Schwaben, ihr ſolltet den Nekar ſehen mit der tiefblauen Welle, die Rebenhügel, die Tannenwälder, — o mein Schwaben! — Ich wohnte im ſchönſten Thale, Waldſchatten lagen um die freundliche Schmiede, der Sturzbach rauſchte, daneben tönte das muntere Geklapper des Hammerwerks, manche Mondnacht ſchaute ich hinaus auf die funkelnde Welle und hörte den Bach rauſchen und die Hammer gehen. Vater und Mutter waren längſt verſtorben, ich hatte ſie kaum gekannt, als armer Lehrburſche mußte ich mir mein Brod verdienen, und endlich ward ich Geſelle und ſchnürte das Wanderbündel und ade, Schwabenland! ich ging in die Fremde. Aber wir Schwaben leiden am Heimwehe, und wenn es uns auch wolergeht in der Ferne: wo wir den Nekar nicht ſehen und das Rauſchen des Schwarzwaldes nicht hören, da iſt unſer Herz nicht heimiſch, da ſiecht es an kränkelnder Sehnſucht. Seht, Meiſterin, ſo war es mir auch ergangen, an manchem Fleke des heiligen römiſchen Reichs hilt ich meinen Wanderſtab an, die Arbeit förderte, die Menſchen waren gut, aber es gab keinen Schwarzwald und keinen Nekar, und das Herz rührte ſich im böſen Heimwehe. In der

Mondnacht lag ich am Fenſter, und horchte in die traumhafte Landſchaft, doch kein Waldbach rauſchte, und des Hammers bekannter Gang tönte nicht heimatlich in mein Ohr. Mir war nicht wol, und ich ging wieder. Da kam ich endlich hieher, trat bei euch in den Dienſt, Mutter Anne, und ſeht, mir iſt hier wol und heimatlich; vor meinem Fenſter rauſcht der Bach, und dazwiſchen hör' ich des Pochwerks Klappern, und wie ihr auch immer voll böſer Rede ſeid von eurem Harzgebirge, es ſieht mich heimatlich an wie der Schwarzwald.

— Seht, ſeht, wie es blizt, Flamme um Flamme; was ihr doch immer vom Broken reden mögt, ſchlagt lieber ein kriſtlich Kreuz, und ſprecht in Gottes Namen von euerm Schwabenlande.

— Gott ſegne dich, mein herzgeliebtes Schwaben! aber euer Harzland iſt mir nicht minder werth, mir iſt, als hätte ich hier meine Ältern wieder gefunden, oder ſie nie verloren; kein Wunſch ſchweift über eure Berge, und wenn ich ſo bei euch und Vater Gottwalt am Feierabende ſize, und Kläre ein ſchönes Lied ſingt, ſei's ein geiſtliches oder ein anderes, und ich jemanchmal, wenn ihr winkt, in die rührende Weiſe einfalle, da wird mir, als ſäß' ich tief in der Heimat, und ihr könnt nicht glauben, wie's mir dabei im Herzen froh wird.

— Ei ſiehe! Kläre iſt auch noch nicht zurük, das böſe Wetter wird ſie wol am Mühlgange treffen, und das fleißige Kind wird nicht verweilen wollen und durch's Unwetter laufen.

— Wie, Klärchen iſt zur Mühle! ach hättet ihr nach dem Feierabende, als ihr das Wetter kommen ſaht, nicht mir den Gang auftragen können; nun wird ſie im wüſten Gewitter gehen, und der Hagel und der Sturm werden ihre klare Stirn umrauſchen.

— Nu, nu, vielleicht blieb ſie wol auch in der Mühle, — aber wie der Hagel ſchlägt, und die Blize näher und näher ziſchen; reich' mir den geweihten Palmzweig, daß ich davon in's Feuer werfe, auf daß der Herr das Haus bewahre vor Unglük und böſem Willen.

— Dazu gehört eine Jungfrauenhand, Mutter; ja wenn ſie da wäre und den Palmzweig in die Flamme ſtreute, gewiß das Wetter würde ſich verziehen; wo ein ſolcher Engel betet, da müſſen die Sturmgeiſter weichen. Ach der böſe Wind, wie er heult, und der ſchwere Hagelſchlag und die häßlichen Blize; Kläre, Kläre! o daß du auf Blumen ſchritteſt!

Da ging unten das Hausthor auf, und der Hofhund knurrte freundlich, und bald kam Kläre heraufgeſprungen. Der ſchnelle Gang hatte ihre Wange höher

geröthet, das Auge leuchtete lebhafter, und das reiche braune Haar fiel gelöst in üppigen Knotten über die sittsam verhüllten Schultern. Auf der ganzen Gestalt lag der Schmelz der Jugend und Unschuld.

— Da bin ich, Mutter, rief das fröhliche Mädchen, und vom Gange schlug ihr Herz rascher, euer Auftrag ist bestellt.

— O laß das, entgegnete die Schmiedemeisterin, indem sie ihr die feuchten Locken aus dem Gesichte strich, und denke zuerst, wie du dich erholest.

— Sorgt nicht, Mutter, der Sturm hat kaum mein Auge getrübt, und der Hagel näßte nicht einmal das Gewand.

Friedrich nahm ihr besorgt den Umwurf ab und legte der Meisterin warmes Überkleid um die Erhizte. Sie dankte freundlich, und er stand lächelnd vor ihr, und sein Blik versank stillbeglükt im Anschauen Klärens.

Die Meisterin reichte ihr den Palmzweig, Klärchen kniete an der Mauerblende nieder und sagte einen frommen Spruch, darauf trat sie segnend vor das Feuer, warf den Zweig in die Flamme und blikte dann mit gefalteten Händen wieder zum Himmel.

Klara war schön anzusehen wie das erste Weib im Paradiese, dieses große dunkle Auge schien mit dem

Himmel innig vertraut, während die süße, schmachtende Lippe das reinste Erdenweib verrieth.

Das Gewitter zog allmälig vorüber, in einem gelinden Regen löseten sich die Wolken auf, der Gipfel des Harzes ragte wieder frei in den blauen Himmel, und im glühensten Abendrothe strekte ein Regenbogen seinen bunten, flatternden Arm um Himmel und Erde.

Klara Tänhof war eine Waise; aus dem engsten Vorstadtgäßchen trug man vor zwölf Jahren ihre Mutter, eine arme Witwe in das dunkle Haus, in dem keine Miethe bezahlt wird. Klara, damals sieben Jahre alt, schlich weinend hinter der Bahre, und dem Leichenpaßmacher verging seine Kurzweil, so oft er das bleiche Kind mit der Todtenzitrone in der Hand anblikte, um dessen Dasein sich nun eben so wenig mehr ein Mensch bekümmerte, als um das der Lilie auf dem Felde. Aber der Vater der Lilien vergaß Klärchen nicht; vom Grabe der Mutter nahm sie die Schmiedemeisterin mit sich nach Hause, ward ihr eine zweite Mutter und die Schmiedewohnung das Vaterhaus.

Klara war anstellig und gehorsam, bald konnte Mutter Anne sie zu kleinen Geschäften verwenden, und heiter und unbefangen wuchs sie an Bernhard's Seite auf. Bernhard war der einzige Sohn des Schmiedepaars

und einige Jahre alter als Klara, ein schnell aufgeschossener, mädchenhaft zarter Junge; auf seinem Gesichte stand der schöne Sendbrief für ein reines, fleckenloses Leben. Seine Stellung zu Klara entwikelte sich wie die zu einer Schwester, nur schien die Natur in weiser Ahnung eine Ausnahme zu machen, vor Vertraulichkeiten, die sonst zwischen Geschwistern gewöhnlich sind, bewahrte sie Beide, und ihr gegenseitiges Verhältniß unterschied sich von einem geschwisterlichen nur durch größere Zartheit, ohne deßwegen an Innigkeit zu verlieren. Bernhards Eltern, wolhabend, ja fast reich, bestimmten ihn für den nach ihrer Ansicht edelsten Stand, für den eines Kaufherrn. Frühzeitig wurde er in den hierzu nöthigen Kenntnissen unterrichtet; lernte die Schreibekunst und sollte später im gereifteren Jünglingsalter die Hansestädte bereisen und sich dort völlig ausbilden.

Bernhard hatte Lust und Geschik für seinen Stand, er war den ganzen Tag fleißig und erwarb sich die volle Zufriedenheit seines Prinzipals, des ersten Kaufherrn des Reichstädtchens; aber Abends, wenn er heimkehrte in das Vaterhaus, ging es in der staatlichen Gesellschaftstube erst hoch und munter her. Mutter Anne tischte ihm irgend einen besondern Bissen auf, und Mei-

ſter Gottwalt troknete ſich vergnügt den Schweiß von der Stirne, er ſah ja, wie ſehr der Sohn gedieh, für den er die lange Woche ſich müde arbeitete, und Kläre trieb die Spindel doppelt munter und ſchaute wolwollend und vergnügt auf ihren braven, wakeren Bruder. Bernhard lehnte an ihrem Stuhle, und ihre Augen begegneten ſich unbefangen und glänzend, wenn er die Ergebniſſe des Tages oder Kunde aus fernen Ländern, die er bei dem Kaufherrn erfahren, erzählte. Ihn dereinſt erhoht und geprieſen zu ſehen, war der Endzwek des Daſeins ſeiner Eltern, für den der Vater alltäglich an der heißen Eſſe hämmerte, für den die Mutter ſchaffte und ſparte. Als reicher und erfahrner Handelherr ſollte er dereinſt in ſeiner Vaterſtadt Senator, Patrizier, und durch eine reiche oder doch anſehnliche Ehegattin, der Stolz ſeiner Eltern werden. Bernhard gedachte nicht der Zukunft, bezügliche Reden überhörte er in der Unbefangenheit der erſten Jugend. Bei ſeinen Eltern war ihm wol, an Klärchen's Seite fühlte er die volle Luſt der Jugend. Mit ihnen ging er des Feierabends ſpazieren, ſeinen Eltern und ſeiner Schweſter bot er an jedem Tage den beſten Morgengruß, mit jedem ſinkendem Abendſterne die friedlichſte Nacht. Des Sonntags war er ſchon frühe auf und lief in den Garten oder

musterte der Mutter Blumenscherben, um einen Strauß oder doch eine Blume für Klärchen zu brechen. Er legte die kleine Gabe dann zu ihrem Rosenkranze, und betete mit wallender Inbrunst, wenn er in der Kirche seine Blumen vor Klärchen's Busentuche erblikte. Die Mutter ließ ihn gewähren, daß er ihrer liebsten Blumen nicht schonte, sie wußte ja, daß er daran eine Freude fand, und Klärchen hätte sicher einigen Schmerz gefühlt, wurde sie zu einem Kirchgange seinen Strauß entbehrt haben.

Sie stekte diesen dann vor die Mauerblende in den Blumenkrug, und mochte die Blumen nicht wegwerfen, wenn sie auch schon völlig verwelkt waren.

Endlich kam die Zeit, da Bernhard das väterliche Haus verlassen mußte; es waren seitdem bis zu dem Tage, mit dem diese Geschichte beginnt, beiläufig drei Jahre verflossen.

Es war über Meister Gottwalts Haus ein Trauertag gekommen. Zwei Rosse waren gekauft worden und standen gerüstet vor dem Thore; auf dem einen beleibten, lammfrommen Thiere sollte der Sohn die Reise machen; das zweite, das ein Geselle führte, war mit seiner Habe bepakt. Bernhard hatte von Haus und Garten bereits Abschied genommen, an der Hand seiner

Eltern schritt er die Treppe hinunter; Klärchen schlich betrübt hinter ihnen. Die frühe rothe Sonne mahnte an's Scheiden, zum lezten Male lag Bernhard an der Brust seiner Eltern, die Nachbarn waren aus den Werkstätten theilnehmend herausgekommen und brachten händedrükend ihr Glükauf zur Reise.

Bernhard hatte ihnen gedankt; da stand Klärchen, die Hände vor dem Gesichte, mit gesenktem Kopfe zur Seite, das junge, frische Herz verlor sich seit der Mutter Tode das erste Mal in bitteres Weinen, Bernhard wendete sich seltsam bewegt zu ihr, um herzlichen, brüderlichen Abschied zu nehmen. Als er dann vom Rosse herunter ihre Hand wieder ergriff, als er den lezten liebevollen Blik des frommen Auges empfing, und ihm ihr weißes Tuch, wie er am Thore noch einmal umschaute, das lezte Lebewohl winkte, da überkam ihn eine ungekannte Rührung und auch ein süßes Gefühl der Zukunft, und auf einmal wurde ihm eine heimliche Tiefe seines Herzens klar.

Bernhard schrieb aus der Hansestadt, und Klärchen befleißigte sich von Tag zu Tage sorgfältiger der Les- und Schreibkunst, in der sie einst mit ihm zugleich flüchtig unterrichtet worden war, um des Bruders Briefe recht genau vorlesen und die Antwort der Eltern

ſchreiben zu können. Klara wurde dieſen immer werther, ſowol durch ihre ſtille, fromme Weiſe, als auch, weil ſie mit ſtets gleicher Wärme an ihren Geſprächen von Bernhard Theil nahm. Auch die Lüke, die Bernhards Scheiden in die kleine Haushaltung geriſſen hatte, vernarbte allmälig. Alles ging im gewohnten Geleiſe, nur der Tag, an dem Nachricht von ihm kam, blieb den Zurükgebliebenen noch immer ein Freudetag, und die Hofnung, ihn dereinſt als gediegenen Mann und Bürger wiederzuſehen, war das Öhl, das die Lebensflamme ſeiner Eltern friſch und waker erhilt.

Klara Tänhof war unterdeſſen zur vollendeten Jungfrau aufgewachſen. Jedes Weſen hat ſeinen Frühling. Der Roſenſtrauch trägt einen Monat hindurch duftende Blumen, Unkraut ſogar weiß von einer Blüthezeit, und die Aloë ſchlägt jedes Jahrhundert einmal ihr leuchtendes Blumenauge auf, — und dann iſt es Frühling wo die Natur mehr aufbietet und entfaltet, als zum Daſein jedes Weſens nothwendig wäre, wo ſie, die oft ein ganzes Leben hindurch haushälteriſch knikert, allen Sinnen ein herrliches Feſt gibt.

Klaras Schönheit und Jugend trug etwas Feierliches, Rührendes an ſich; die volle Unſchuld der Kindheit hatte ſie in ihre Jugend herübergetragen, und wer

ihr in das Auge sah, mußte ohne weiter zu forschen ihr Herz segnen und preisen.

Dies schöne Dasein blieb auch nicht unbeachtet.

Ein Geselle aus Schwaben, der blonde Friedrich trat beim Meister Gottwalt in Arbeit, und das Heimweh seines Herzens verging, aus Klarens Augen leuchtete ihm seine Heimat wieder. Er besaß die Gabe des Gesanges, mit seinen Liedern war der heitere Geist des Frohsinns in die Schmiede gezogen, die übrigen Gesellen sangen den Rundreim, und unter Hammerschlag und Wellengeräusch tönten die freundlichen Gesangweisen, und der Meister freute sich baß des neuen, tüchtigen Lebens. Trat aber Klara Tänhof in die Werkstatt, da wurde seine Stimme voller, schwungreicher, und der Blik des Gesellen hing seelig lächelnd an ihrem Auge, das ihm heller schimmerte als die Flamme der Esse. Er wußte sich jeden Abend, was Klärchen auch dagegen einwenden mochte, eine Stunde frei zu machen, um einige Geschäfte für sie zu verrichten, die ihm für die holde Jungfrau zu schwer schienen; während des Gottesdienstes kniete er mit gefalteten Händen ihr gegenüber, und versank mitbetend in Theilnahme ihres frommen Wesens; ob sie gleich nie auf ihn blikte, und ihr Auge nie abirrte vom Aufschwunge zum ewigen Vater, starrte

er doch still verzükt auf ihre reinen Züge, und aus ihrem frommen Auge schien ihm der ewige Freudenhimmel zu leuchten. Sonntag nachmittags, wenn sie manchmal mit der Meisterin in den Garten vor der Stadt ging, wo die Spielleute so hübsch aufgeigten, war Friedrich im stattlichen Feierkleide ihr ehrerbietiger Begleiter.

Der Meister hilt ihn so hoch, daß er es gerne sah, wenn er neben ihnen in der Laube saß und allerlei Kurzweiliges vortrug und erzählte; sobald das junge Volk den lustigen Reigen begann, war Friedrich gewiß der erste, der Schönklärchen zum Tanze aufzog. Klärchen liebte den Tanz als ein Vergnügen, das ganz ihrem heiteren, lebhaften Sinne zustand, und war zufrieden, Friedrichs, des flinken Gesellen Tänzerin zu sein. Wenn sie dann Beide leicht und zierlich die Runde hinabflogen, warf sie Friedrichen wol einen innigen fröhlichen Blik zu und lachelte in der Lust des Tanzes. Er aber war dann der seeligste Mensch, und wenn der heiße Hauch ihres Lebens seine Wange bestrich, wenn er das geliebte Mädchen mit seinen Armen umschlungen hilt, da kam es ihm urplözlich vor, als sollten die tanzenden Paare ferner und ferner verschweben, und er niedersinken vor der Geliebten, und sie Beide das einzige glükliche Paar am schönen Abende sein.

Heiter und innig vergnügt kehrte dann Klara am Arme der Meisterin nach Hause, stiller und nachdenklich ging Friedrich an ihrer Seite, sein Herz war ihrer allmächtigen Nähe erlegen; wie die Biene, die sich in einer Blume verspätete und nun, voll des süssen Thaues, vom Dufte berauscht den schweren Flug heimwärts nicht mehr vollenden kann, irrte seine Liebe in dunkler Einsamkeit. Ach, Klara war so gut und lieb gewesen, und doch pochte sein Herz weich und schwermüthig. Ob sie ihn liebte? an diesem einen Gedanken brach der Muth seines Lebens, — ob auch er ihr Alles, Alles sei, Eltern, Heimat, Dasein und Wonne? Er versank in banges Nachdenken; Trübsinn verlöschte die Freudensterne seines Innern, und als einsamer Mond hing nur die Liebe in seinem Herzen und hob das Meer seiner Gefühle zu brausender Fluth. Mit Hoffnung und Mistrauen prüfte er Klaras Benehmen; er konnte nie über sie klagen, sie war stets gütig gegen ihn, mit keinem Worte, mit keiner Miene hatte sie ihn je gekränkt, und als er jüngst sich den Arm verbrannt hatte, pflegte sie sorgfältig seine Wunde, und doch schnürte es ihm die Brust zusammen, so oft er von Liebe mit ihr sprechen sollte; keinem jungen Menschen begegnete sie so freundlich wie ihm, aber dies fromme Herz schien für die Leidenschaft

zu mild, zu heilig. Wenn er je nach dem Tanze ihre Hand drükte, wurde ſie ernſter und traurig, entzog ihm ſchnell den Arm, ſchüzte ein Übelbefinden vor, und mochte nicht mehr tanzen. Erſt nach einigen Tagen, wenn er ſtill und fleißig ſeine Arbeit fortgetrieben hatte und wieder muntere Lieder ſang, wurde auch ſie unbefangen und heiter wie vorher, ſah freundlich ſeiner Arbeit zu und trieb auch manchen Schwank mit ihm. War er fröhlich und heiter, ſo that ſie lieb mit ihm wie mit einem Bruder; wenn er aber in Liebe verſtummte und in ſehnſüchtige Träume verſank, vermied ſie ihn ernſt und ſcheu, oder trieb wol gar einen ſchnippiſchen Scherz mit den andern Geſellen.

Friedrich warb in heimlicher Minne und Treue. Er hatte bereits ſeit Jahren bedeutendes Spargeld bei Seite gelegt, und durfte hoffen, in einiger Zeit ſo viel beiſammen zu haben, um ſein eig'nes Gewerbe zu beginnen. Er war der geſchikteſte Geſelle und konnte erwarten, dereinſt ein wolhäbiger Meiſter zu werden. Mutter Anne ſo wie ihr Ehemann waren ihm gewiß ſehr gut, doch hilt er ſeine Liebe zu hoch, um ſie ihnen anzuvertrauen, ſeine Geliebte ſollte das erſte Weſen ſein, dem er ſie einmal geſtehen wollte. Aus den Reden der Alten entnahm er nichts deſtoweniger, daß ſie ihm

gerne ihre Ziehtochter als Weib geben würde; ohne von seiner Neigung zu wissen, machte sie manchmal einen Anwurf und meinte, Meister Gottwalt würde Klärchen eine nicht verwerfliche Aussteuer geben, und es gut aufnehmen, wenn nun, da der Sohn Bernhard bald zurükkommen, und als Kaufherr sein Haus gründen und eine angesehene Hausfrau nehmen würde, auch Kläre, die ohne sie verlassene Waise von einem rechtschaffenen Bürger als Eheweib heimgeführt würde. Stillschweigend trug sich Friedrich mit seiner Liebe, und oft, wenn er nach heißer Arbeit im Erkerfenster lehnte, und der Hammer abseits ging und die Wasser rauschten, da war ihm, als befände er sich fern im Nekarthale, und wäre Schmiedemeister und Klara Dänhof seine geliebte Hausfrau und Meisterin. Wirklich schien Klärchen immer gütiger gegen ihn, und der Gedanke, ihr seine Liebe zu vertrauen, reifte allmälig in seinem Herzen.

Da zog Freude in das Schmiedehaus, Bernhard hatte seine Lehrbahn geendet, und nun geschrieben, daß er in kurzer Zeit zurükkehren werde, um sich als staatlicher Kaufherr in Goslar nieder zu lassen.

Und auch diese Wochen vergingen, und eines Nachmittags ritt Bernhard über die wol bekannten Hügel gegen Goslar. Die Gegend erschien bereits herbstlich,

aus vergelbten Buchen und Eichenwipfeln ſchauten ihm die Burgen und Thürme entgegen, und nur das Nadelgehölze grünte noch, wiewol in matterer Färbung. Der Broken begrüßte ihn freundlich, nicht als verrufene Hexenkuppe, ſondern als die blauen Berge ſeiner Kindheit; die abenteuerlichen Felſenbildungen und Waldgeſtalten traten ihm wunderlich an wie die Träume ſeiner Jugend, und als er nach alter Gewohnheit der Harzer gegen die Gipfel ſegnete, überkam ihn ein Schauer der Erinnerung. Endlich lag die Reichſtadt vor ihm, in uralter gothiſcher Würde grüßten ihn die ſchwarzen Giebel und Thürme; der graue Dom, die dunklen Wälle und Mauerkörbe ſtanden wieder vor ihm, und als er durch's Spizthor einritt, war es ihm, als komme er nur von einem Ritte aus dem nahen Okerthale nachhauſe.

Es gingen ein paar Bekannte vorüber, die vor dem fremden ſtaatlichen Reiter die Müze zogen, er aber trieb ſeinen Gaul an, und bald ſprang er vor ſeinem Vaterhauſe vom Pferde und freudig die Treppe hinauf.

Die Eltern hatten ihn einige Stunden ſpäter erwartet, Mutter Anne ordnete noch an ihrem Sonntagpuze, ließ aber Sammethaube und Goldkette fallen und ſtürzte voll Mutterfreude in ſeine Arme. Meiſter Gott-

walt hatte den ganzen Tag nicht arbeiten mögen, durch Haus und Garten trieb es ihn raſtlos umher, nun hatte er in ſeiner Unruhe ſogar das Feld begangen, und kam froh wie ein Kind in Bernhards Arme geſprungen.

Dieſer weinte und lachte am Herzen der Eltern, und als nun auch Klärchen freudevoll hereineilte, nahm er ſie jubelnd in ſeine Arme und drükte den freudigſten Kuß des Wiederſehens auf die Lippen der Jungfrau. Sie hatte ſich ſo kindlich unbefangen, ſo ſchweſterlich zärtlich auf ihn gefreut, jezt aber hatte ihr Herz bang und ungeſtüm geſchlagen, und als ſein Kuß auf ihren Lippen glühte, war ſie tief erröthet in einem fremden, verwirrenden Gefühle.

Bernhard konnte nicht genug erzählen, die Eltern und die Schweſter hingen an ſeiner Rede, mit häufigen Liebkoſungen unterbrachen ihn die erſteren und trieben ihn doch immer zu neuer Erzählung, während ſie in ihrer Freude kaum ſeine Worte vernahmen. Klärchens Seele hing an Bernhard, ihre Sinne wünſchte ſie ſchärfer, um keines ſeiner Worte zu überhören, um ſeine edle Geſtalt und Bewegung ganz zu erfaſſen; ihr Auge war in ſeinem Anſchauen verloren, ſo oft es aber ſeinem dunkelglühenden begegnete, ſenkte ſich ſcheu die

Wimper, und ihr Blik ſchlich nur langſam wieder die liebliche Geſtalt hinan.

Eine verworrene Nacht folgte dem freudigen Tage, der Schlaf floh die Wiedervereinten, und in den wenigen Stunden, die er an ihrem Lager verweilte, gaukelten abenteuerliche Träume um die Aufgeregten. Klärchen hatte vielleicht am kürzeſten geſchlafen, ſie ſtand friſch und morgenroth mit der Sonne zugleich auf und erſchien wie die Zentifolie, an deren Knospe eine Nacht die lezte Spange gelöſt hat.

Frohe Tage folgten; in das ſtille, ſpiesbürgerliche Daſein des Schmiedepaars hatte die ſchöne Liebe verſchwenderiſche Blumengewinde geſchlungen, auf das öde Werktagleben war nun ein langer blauer Tag gekommen. Durch Haus und Garten wurde der Sohn geführt, jede Verbeſſerung beredt und freundlich gewieſen, manche künftige beſprochen.

Meiſter Gottwalt langte bei dem Rathe alſobald um die Aufnahme ſeines Sohnes in die Kaufherren-Gilde an, und bekam erfreulichen Beſcheid, der nächſte erledigte Plaz in der feſtgeſezten Zahl ſollte ihm zu Theil werden, was in einem halben Jahre beiläufig geſchehen konnte. Die Eltern beſprachen mit dem Sohne die künftige Haushaltung, der Vater wies ihm das gewichtige

Säkchen mit den Thalerstüken, dem Samen seines Lebensglükes, und sprach zuversichtlich von einer künftigen Rathherrnstelle, die Mutter ließ es nicht an Anspielungen auf die hamburger Schönen fehlen, und als der Sohn entschieden ablehnte, brachte sie einige der einheimischen Jungfrauen zur Sprache. Bernhard wich scherzend einer bestimmten Äußerung aus, doch, als die Mutter immer dringender wurde, meinte er, wenn er erst Kaufherr wäre und völlig eingerichtet, werde er sich wol um eine Hausfrau umsehen, die brav und fromm wäre, und ihn und die Eltern herzlich lieben werde.

— Und die reich ist, und vor Allem von angesehenem Hause, fiel die Mutter ein, hast recht, Söhnchen, aber drum mein' ich eben, nach solchen Mädchen steht manchem Freier der Sinn, man muß zuthun; da wäre zum Beispiele des Senators Servir Juliane, in der That ein staatliches Mädchen, und voll vornehmer Sitte, oder des reichen Kaufherrn nächst dem Rathhause Einzige, wahrhaftig, der Vater kann sich mit jedem Patrizier messen und in Ramelsberg befahrt er reiche Silbergruben, — oder gar des Bürgermeisters Schwestertochter, ein stolzes Frauenbild, von Ansehen wie ein Fräulein, und hochfahrend gleich einem Grafenkinde. Aber mein Bernhard darf auch den Blik erheben; ei, mein Junge

iſt ja ſchön und kerngeſund, und hat Thaler und wird Kaufherr werden. Nun — Junge! thue nur nicht ſo zimpferlich wie eine Landbraut.

Länger noch lobte Frau Anne die Jungfrauen der ehrſamen Stadt und ihren Bernhard, bis endlich ein Beſuch dem für dieſen widrigen Geſpräche ein Ende machte.

Es kam der Sonntag; Bernhard hatte den alten Brauch nicht vergeſſen, in aller Frühe ſprang er in den Garten, wählte aus dem Beſten, das die herbſtlichen Beete und Blumentöpfe boten, und während Kläre im Hauſe zu ſchaffen hatte, legte er einen Strauß zu ihrem Gebetbuche. Als ſie dieſes zum Kirchgange holte, bemerkte ſie ihn; wol errieth ſie alſogleich die Hand, die ihn gepflükt hatte, und als Erinnerung an eine ſeelige Kindheit befeuchtete eine Thräne die Wimper, als ſie ihn ans knappe Sonntagmieder ſtekte. Aber die Thräne ward ſchwerer und fiel in die Blumen des Strauſſes, und eine zweite folgte, und wieder eine. Langſam und matt löſte die Hand den Strauß aus dem Laze, und Klärchen brach in heftiges Weinen aus. Ach! jene Tage glüklicher Kindheit waren ja vorüber, jene Tage, da ſich die werdenden Menſchen alle gleich ſind, ſie waren unwiederbringlich dahin; ſie war nicht mehr Bernhards

Schweſter, er nicht mehr ihr Bruder, ſondern der reiche Kaufmann, und ſie die Magd ſeiner Eltern, die um Gottes Lohn aufgenommene Waiſe, das arme Klärchen. Die Gloken läuteten, ſie hatte den Strauß auf den vorigen Plaz zurükgelegt, wiſchte, ihr Gefühl bekämpfend, die Thränen aus den Augen, nahm ihr Pſalmbuch, und ging ſtill und traurig zur Kirche.

Bald kam auch Bernhard und fand Klärchen in ihrer Eke knieen. Sie erſchien ihm wie ein junger Engel, und obwol die Geſtalt zur gediegenen Jungfrau ſich entfaltet hatte, in dieſen frommen Augen, auf dieſem weichen Munde ſchwebte noch die volle heilige Kindheit.

Doch bald vermißte er ſeinen Strauß an ihr; ſorgfältig betrachtete er ſie, ſie trug ihn wirklich nicht; ſie hatte ihn alſo verſchmäht. Ach, daß er ſich nicht vorher erinnert hatte, wie viel Zeit ſeit ihrer Trennung verfloſſen war; — ihr war vielleicht das Angedenken der Vergangenheit nicht mehr ſo theuer als ihm, ſie liebte ihn nicht mehr, er war nicht mehr ihr Bruder, ihr — Geliebter! ihr Herz hatte ſeitdem gewählt, und für ihn hatte ſie nie mehr gefühlt als matte Geſchwiſterliebe, die nun ebenfalls von einer tieferen verdrängt wurde. Wer es wol ſein mochte, den ſie liebte, dachte er, und durchflog die Reihe der Bekannten; o, daß es deß

Nachbars langfüßiger Junge wäre, dem er ſchon als Knaben ſo gerne die Beine verdreht hätte, der ihm ſtets ſo widerlich geweſen war. Doch nein! Klara ſollte, Klara mußte ja glüklich werden, durfte er es ihr zur Schuld anrechnen, daß ſie ihn nie anders als ſchweſterlich geliebt hatte, daß vor dem Bilde des lang Entfernten, der ſie freilich nie vergeſſen hatte, der, ſo oft er an ſeine Zukunft dachte, unter den Träumen ſeines Glukes ſie als den ſchönſten betrachtete, daß vor dem Bilde des lang Entfernten die Zeit ihre Wolken aufgetrieben hatte, und daß dies Herz, dem er ſeine Liebe nie geſtanden hatte, nun für ihn auf ewig dahin war, und verloren! Bernhard betete in ſtiller Trauer, und Klärchens Glük war es, um das er flehte. Schweigſam und gerührt ging er an ihrer Seite nach Hauſe, auch ſie hatte während der Meſſe geweint; die Mutter ſchritt vor ihnen mit einer Bekannten. Bernhard begann ein paar gleichgiltige Reden zu Klärchen; befangen, ohne ihn anzuſehen, antwortete ſie und das Geſpräch ſtokte.

Sie kamen zu Hauſe an, Klärchen blieb in ihrem Zimmer. Einen Augenblik beſann ſich Bernhard, im nächſten öffnete er die Thüre zu ihr. Erſchrekt ſprang ſie vom Stuhle und hatte nicht Zeit mehr, den Strauß zu verbergen. Sie hatte das Tuch abgelegt und den

Strauß wieder genommen, in seine vergänglichen Blumen geschaut und ihn bewegt an ihr Herz gedrükt.

— Was beginnst du, Klärchen! redete Bernhard sie an, über ihr Weinen betreten; sie aber blikte erbleichend zu Boden und ihre Thränen strömten häufiger.

— Was haben dir die armen Blumen gethan, daß du sie verschmähtest, weil dir derjenige, der dir sie bietet, gleichgiltig geworden ist?

Klara erhob schnell das große Auge, ihre Wange wurde plözlich dunkelroth, und durch ihr ganzes Wesen zukte eine jähe Antwort, aber sie unterdrükte die Regung, und das Auge haftete wieder am Boden.

— O so rede doch nur, Kläre! laß mich den lieben Ton deiner Stimme vernehmen, wenn auch der Sinn deiner Worte wie ein Dolch durch mein Herz dringt. O, so sag es immerhin, daß Du mich nicht mehr liebst!

Noch schwieg Klara.

— Gestehe, daß du einen Andern liebst als mich — einen Glüklicheren!

Da strahlte ihr Auge fromm und wahrhaft, und betheuernd hatte sie die Hände über die Brust gefaltet, und der Strauß, den sie noch immer hilt, stand an der Stelle, für die er bestimmt war.

— Nein, Bernhard, ſo wahr mir Gott gnädig ſein möge, ich liebe keinen Andern.

— Kläre, Kläre! du liebſt keinen Andern! rief Bernhard und faßte ihre Hand, du ſagſt es, und o, ich glaube das Wort, das mich ſo ſeelig macht; und Kläre, kannſt du mich lieben, wirſt du mich ſo lieben können, wie das Weib den Mann liebt? — Kläre, Kläre!

Ihr Kopf ſank ſchweigend auf die Bruſt, aber ein Blik war ſeinen Augen begegnet, der beredter ſprach, als alle Zungen der Erde.

— Kläre! du liebſt mich, ja du liebſt mich, jubelte Bernhard, und kniete vor ihr nieder, und die Kraft des Mädchens brach und ſie ſank in ſeine Arme, und von ihren Lippen küßte er das Geſtändniß der Liebe. Klara entdekte ihm nun ihr ganzes Herz, ihre Liebe und ihre Beſorgniſſe; ſcheu entwand ſie ſich ſeinen Armen, als ſie auf ſeine Ausſichten zu ſprechen kam, und wie es ſeine Eltern nie zugeben würden, daß er die arme Kläre zum Weibe nähme.

Mit der Beredſamkeit der Liebe zerſtreute er ihre Befürchtungen, erinnerte ſie an der Eltern liebevolles Benehmen gegen ſie, — daran, daß er ihr einziger Sohn ſei, und ſie gewiß ſein Glük wollten, und verſprach,

nächſtens ihnen ſein ganzes Herz zu entdeken. Das Gelöbniß ewiger Treue beſchloß dieſe Stunde.

Klara gab ihr Herz lichten Hoffnungen hin, von ſeiner Liebe geweiht flohen ſie die vorigen trüben Gedanken. Er liebte ſie, da mußte Alles noch gut werden. Zum Mittagtiſche erſchien ſie mit glänzenden Wangen und trug ſeinen Strauß vor dem Herzen. Die Mutter wußte noch viel von dem Kirchgange zu erzählen, von dem Lobe, das ihr allerhalben über den Sohn geſpendet wurde, und von den ſchielenden Bliken der Senatortochter, der Einzigen des Kaufherrn, und der Nichte des Bürgermeiſters, an denen ſämmtlich ſie bemerkt haben wollte, daß ſie ſich heute abſonderlich herausgepuzt hätten. Bernhard lehnte es verlegen ab, Klärchen ſchlug die Augen nieder, und ihr kurzer gläubiger Frohmuth wurde von bangen Gedanken erſchüttert.

Ähnliche Reden wiederholten ſich öfter, auch Klara wurde von der geſchwäzigen Meiſterin in derlei Geſpräche gezogen; die Eltern fanden es durchaus natürlich, daß Bernhard und Kläre vertraut mit einander waren, und ſahen in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe durchaus nichts als die alte geſchwiſterliche Neigung.

Aber Klara fühlte ſich nun zum erſten Male nicht mehr als Tochter des Hauſes, der Abſtand zwiſchen der

armen Waiſe und dem reichen Bürgerſohne und Kaufherrn drängte ſich in alle ihre Gedanken, und obwol ſie in ſeiner Nähe, während ſeiner Rede ihre Liebe nicht zurükzuhalten vermochte, ſo ging es doch oft wie ein jäher Stich durch ihr Herz, und der ahndevollen drang ſich eine traurige, gewaltſame Zukunft auf.

Der blonde Friedrich war die Zeit über entweder in der Werkſtätte mit Arbeit beſchäftiget oder irrte draußen herum im herbſtlichen Felde. Seit Bernhard gekommen war, hatte er im Hauſe das ſchöne Recht eines Sohnes verloren, kein Menſch fragte mehr um Friedrich, der Meiſter verlangte nicht ſein Lied, und Sonntags ſtolzirte Frau Anne mit dem Sohne in das Freie, ohne nur zu fragen, wo Friedrich bleibe, und Kläre ging an Bernhards Seite, und Bernhard tanzte mit ihr, und der Strauß, den ſie trug, war von Bernhard. Lag Friedrich nun am Fenſter ſeines Stübchens, dann rief ihn des Baches Rauſchen, des Hammers Schlag nicht mehr ſeine Heimat zurük, und der ſtille Mond ſpiegelte ſich ſo ſchwermüthig in ſeinem feuchten Auge. Ach! er hatte ja Alles wieder verloren, — ſeine Heimat, ſeine Liebe! Klärchens Nähe vermied er, auch ſie wurde verlegen, wenn ſie zufällig allein zuſammentrafen, nur von ferne beobachtete er ihr Thun und ſah ihr oft unbemerkt

nach, wenn ſie allein zu ſein glaubte, und ſein Auge lief in Thränen an.

Länger konnte die treue, biedere Seele dieſe peinliche Lage nicht ertragen; einmal wollte er noch reden mit ihr, ihr das Geſtändniß ablegen, das er zu beſſerer Zeit zurükgehalten hatte, aus ihrem Munde das Wort der Verwerfung hören, das er ungeachtet ſeiner richtigen Bemerkungen jemandmal doch nicht völlig glauben mochte, darauf noch ein ernſtes Wort zu Bernhard ſprechen, und dann das Haus verlaſſen, wo ihm einſt ſo wol geweſen war.

Klara Dänhof führte eines Abends, als die anderen Geſellen ſchon fortgegangen waren, einen fremden vornehmen Herrn, der an ſeinem Wehrgehenke einen plözlichen Schaden ausgebeſſert verlangte, in die Werkſtätte, in der nur noch Friedrich etwas ordnete. Der fremde ſpaniſche Herr war ganz leiſe hinter Klara in das Haus gekommen, und da ſie, als er plözlich ihren Arm ergriff, zu ſchreien begann, gab er vor, daß er etwas an ſeiner Kette gebrochen hätte. Klara wies ihm nun die Werkſtätte, allein er ſchien jezt wieder nicht Eile zu haben, und wußte manche ſüſſe Rede, die dem ſchlaffen Geſichte übel ſtand und Klärchen faſt lachen machte. Als er ſie aber wiederholt am Arme faßte, machte ſie dieſen

los und führte ihn, um ſeiner los zu werden, zur Werkſtätte. Friedrich war bereit zu helfen und fragte um das Gebrechen, da aber zerrte der Alte ſein rothes Mäntelchen hin und herüber und neſtelte emſig am Gehenke, endlich wies er eine Stelle und meinte, hier müſſe der Sprung zu finden ſein. Friedrich betrachtete die Kette genau, fand ſie aber Glied für Glied im beſten Zuſtande und bemerkte dies dem Ritter lächelnd und verwundert.

— Ei! ſo beſeht ihr ſie einmal, meine ſchmuke Dirne, wendete er ſich nun zu Klärchen, der dieſe Szene ſo poſſirlich vorkam, daß ſie die Werkſtatt noch nicht verlaſſen hatte. Klärchen trat hinzu, der Ritter ſpreizte ſich zierlich und warf bedeutende Blike auf die reizende Geſtalt des Mädchens und wollte ihr eben mit den dürren geſpizten Fingern in die Wange kneipen, als auch Friedrich dazwiſchen fuhr, und Klärchen betheuerte, daß am Gehenke kein Bruch zu entdeken ſei.

— Ei! ſo hab' ich das Gehenke zu Hauſe verwechſelt, oder ihr Auge, meine ſchöne Dirne, weiß eben ſo geſchikt äuſſeren Schaden zu heilen, als es Herzen zu verwunden verſteht.

Noch einiger galanter Sprüche entledigte ſich der Spanier und verlangte endlich, Kläre ſollte ihm wieder

den Ausgang weiſen; da ſich Friedrich in abſichtlicher Höflichkeit dazu anſchikte, trippelte er eilig allein davon und ſchien noch einige unwillige Reden zu murmeln.

Klara wollte ihm nicht ſogleich folgen, erſt als ſie ihn bereits außer dem Bereiche des Hauſes glaubte, ſchikte ſie ſich zum Fortgehen an. Friedrich, der unterdeſſen durch's Fenſter in den Dämmerſchein des Abends geſchaut hatte, wendete ſich jezt um und ſprach mit ergriffener Stimme: Bleibe ſie doch noch einen Augenblik, Jungfer! Klara hilt leiſe erbebend an. Sieht ſie, Jungfer! ich hatte ihr ſchon lange Eines zu ſagen, und ſag' es ihr nun, da ich weiß, daß es zu ſpät kommt. Klara! ich habe ſie geliebt, ich liebe ſie noch, mehr als dies Leben, mehr als die ganze Welt, mehr als den Himmel. O, Klara! ſie weiß nicht, was ſo eine Liebe iſt. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich, ich wäre ihr mehr als Jeder, der auf der Straſſe läuft, da hofft' ich, ſie werde mich auch dereinſt lieben können, — nicht ſo, wie ich ſie, aber doch lieben, wie man ein Herz lieben muß, deſſen Alles man iſt, — ſo lange man kein anderes Herz liebt. Nicht wahr Kläre, nun liebt ſie ein anderes Herz, ſie liebt Bernhard?

Er hatte ihre Hand ergriffen, ſein Auge hing feſt

an der zitternden Geſtalt, ſein hoher, kräftiger Wuchs erſchien völlig entfaltet. Klara ſchwieg.

— O rede, Klara! bei Allem, was dir heilig iſt, Klara, ſieh' ich weiß es, daß du ihn liebſt, daß ich dir gleichgiltig bin, wie der Wanderer, der am Hauſe vorüber geht, und doch, ich will's dir nur geſtehen, Klärchen, mein Herz hat einen Winkel, in dem noch die Hoffnung hauſet, allein kann ich ſie nicht heraus reiſſen, und es möchte nicht wol ſein, daß mich die Närrin noch ſurder bethört; darum ſprich, Klara, du liebeſt ihn, und ich bin wieder Friedrich, wieder ein Mann.

Da lispelte Klara: Ja, Friedrich! ich liebe ihn.

Kraftlos ließen ſeine Hände ſie fahren und fielen ſchlaff hinunter, und ſein Rekenwuchs ſchien gebrochen.

— Aber du biſt mir werth wie ein Bruder, nach Bernhard mir der liebſte auf Erden, o begnüge dich mit dieſer ſchönen Liebe, der Liebe der Schweſter.

— Schweſterliebe — nach Bernhard der liebſte auf Erden, — laß es gut ſein, Kläre, die Sprache hat kein Wort, die Bruſt kein Gefühl mehr, das nach verſchmähter Liebe zu tröſten vermöchte.

— O, laß dein edles Gemüth nicht ſinken, Friedrich, und ſo es dich tröſten kann, Friedrich: ich werde ja auch nicht glüklich werden, Friedrich, — ich nicht!

nie werde ich die Seine werden, und ſchwer wird dies Herz büſſen, daß es einen ſchönen Augenblik lang vergeſſen konnte, daß es der armen Waiſe gehört.

— Du nicht glüklich werden, Kläre! du zu ſchlecht für Einen, und ſei's ein Fürſt der Erde! Du, die makellos iſt wie ein Geiſt der himmliſchen Heerſcharen! Nein, Klara, du ſollſt, du mußt ihn beſizen, und ſollt' er wanken, ſo will ich ihn zum Altare ſchleppen, und mit ſeinem Leben verbürg' er mir deine Glükſeeligkeit.

Er faßte nochmals ihre Hand, verſank noch einmal im vollen Anſchauen der geliebten Geſtalt, drükte ihre Hand an ſein Herz, an ſeinen Mund und ſtürzte in's Abenddunkel.

Mit Bernhard hatte Friedrich ſtets wenig geſprochen, wenn jener zur Eſſe kam, hämmerte er fleißig und ohne aufzuſchauen weiter; während die anderen Geſellen dem Sohne ihres Meiſters wolgefällig zu werden bemüht waren, erwies ſich Friedrich ernſt und ſchweigſam gegen ihn. Nun begegneten ſie ſich eines Sonntags im Freien. Nachdem ſie ſich gegrüßt hatten, wollte Bernhard fürbaß gehen, da wendete Friedrich ſeinen Weg.

— Mit Vergunſt, daß ich euch begleite, Herr Bernhard, begann er.

— Es freut mich, euch einmal näher kennen zu lernen, der Vater lobt euch immer vor Allen.

Friedrich ſchien das wolwollende Wort überhört zu haben, er ſchritt ſchweigend an der Seite ſeines Begleiters, der war noch ein paar Male bemüht, ein Geſpräch in den Gang zu bringen, der Geſelle erwiderte aber kurz und abbrechend. Endlich waren Beide eine Weile ſtumm geweſen, bis Friedrich begann:

— Ihr liebt Klara, Herr Bernhard?

Überraſcht wollte dieſer die Rede in einen Scherz wenden, allein ernſt drängte der Andere.

— Stehet mir Rede, Bernhard, ihr liebt Klara, und ich rathe euch, liebt ſie treu und innig.

— Geht euch das etwas an, Friedrich, antwortete Bernhard, durch die gebietenden Worte des Geſellen gereizt, habt ihr ein Recht zu ſolch keker Weiſe?

— Ob ich ein Recht dazu habe? — ja, als wär' ich Klärchens Vater oder Bruder, bei meiner Treue, — denn ich liebte ſie, wenn auch unerwidert. Liebt ihr ſie wahr, und werdet ihr ſie zu eurem Eheweibe nehmen? fragte er noch einmal entſchieden, als Bernhard noch nicht antwortete.

— Ja, ich liebe ſie wahr, und werde ſie zu meinem Eheweibe nehmen.

— Wolgesprochen, Bernhard, und Gott mach' euch glüklich! doch vergeßt eures Wortes nicht, und liebt sie ohne Unterlaß; Friedrich liebt sie auch, aber ihr Beide sollt ihn nimmer sehen. So ihr aber dem Mädchen die Treue brecht und euch an dieser Himmelsrose versündigt, dann kommt er Rechnung zu schließen, und fordert seine verlorne Seeligkeit von euch.

Ernst und schweigend schritt er feldeinwärts; erschüttert blikte Bernhard nach.

Friedrich schnürte noch diesen Abend sein Bündel, nahm beim Meister und bei der Meisterin Abschied, die erstaunt hörten, daß er plözlich wieder auf Wanderschaft gehe, — und in stiller Nacht schritt er davon. Ehe er aber das theure Haus verlassen konnte, schlich er noch einmal zu Klärchens Fenster; nur eine Ampel erhellte die kleine Kammer, sie hatte eben ihr langes Haar geschlichtet, und kniete nun vor der Mauerblende um ihr Nachtgebet zu verrichten. Draußen kniete Friedrich unter'm Sternendom, und sein Schluchzen drang leise mit dem Nachtwinde in die Kammer. Das Lämpchen verlosch, und in ihm wurde es endlose Nacht. Von einer Bettlerin, der Klärchen ein altes Kleid geschenkt hatte, löste er wenige Stunden vorher ein Stük vergelbtes Band ein, das sie lange getragen hatte. Das

war das einzige Angedenken, das er mit ſich nahm. Er ging in den Harz hinein, das abenteuerliche Gebirge bedunkte ihm nicht geſpenſtiger und unheimlicher als der Pfad des Menſchenlebens, und der Schnee des Brokens hatte nicht genug Waſſer, um ſeine Liebesgluth zu verlöſchen.

Klaras Liebe wuchs von Tage zu Tage; Bernhard erſchien ihr männlich edel wie Johannes. Und doch konnte das arme Mädchen dieſer Liebe nimmermehr froh werden; der Eltern Wunſch und Wille, daß Bernhard ein bedeutendes, reiches Mädchen heirate, ſowie Beider Ueberzeugung, daß er demſelben entſprechen werde und ſelbſt die gleichen Anſichten hege, trat faſt täglich unverholen hervor.

Alle Heiligen des Himmels waren Zeugen ihres aufrichtigen Willens, dieſer Liebe zu entſagen, ihres Ringens gegen die ſtets wachſende Gewalt derſelben. Stundenlang kniete ſie weinend im Gebete vor dem Muttergottesbilde, und bat die Gebenedeihte um Linderung, aber ſeine Geſtalt ſchlich ſich in ihr Gebet, ihre Gedanken ſchloſſen ſich alle wieder an ihn, und ſie fühlte, daß ſie eher vom Leben, als von Bernhard laſſen könne. Ihre junge Wange erbleichte, ihres Auges Glanz verdämmerte, und der Blik unter der langen Wimper wurde

feucht und schmachtender. Sie verrichtete die Geschäfte des Hauses noch wie vorher, aber nicht mehr mit der Fröhlichkeit der Jugend. Die Liebe hatte Klara nach wenigen Silberbliken in ihre dunklen Irrgänge geführt.

Klara ging eben wieder einmal von der Mühle nach Hause, da bog auf einem Nebenpfade unbemerkt von der einsam Wandelnden eine alte gebükte Gestalt herein und bemühte sich, Klara von der Seite beschielend, schneller am Stabe fortzuhumpeln, um mit der jugendlich Schreitenden gleichen Gang zu halten. Allein der Weg im weichen Schnee war zu mühsam, die Alte zu kräftelos, um ihren Vorsaz erfüllen zu können; nachdem sie einige Schritte zurükgeblieben war, rief sie hinter Klara: So ihr ein wenig sachter auftreten wolltet, so könntet ihr einer armen Frau, die gern an eurer Seite geht, einen Gefallen thun.

Klara erwachte aus ihren Gedanken, und sah nach der Sprechenden zurük.

— Ihr seid es, Marthe! entgegnete sie und hilt ihre Schritte an, kann ich euch in etwas helfen, Marthe?

— Gutes Kind, nein, ich bedarf in der That nichts, antwortete die dem Leser aus dem Anfange dieser Geschichte wol noch erinnerliche Marthe, aber ich habe euch nur so lieb, seit ihr mir den warmen Schluk Suppe

reichtet, als ich in der böſen Stadt da drinnen von plözlicher Krankheit befallen in Schmerzen dalag, und Alle hohnlachend vorbeigingen und die wimmernde Marthe eine alte Hexe nannten und ſie verwünſchten, — böſes Volk das! Meiſter Urians Kralle erfaßte ſeitdem ſchon Manchen von ihnen beim Schopfe, während Hexenmarthe noch ihre Krüken braucht. Aber euch möchte ich gern einen Gefallen thun, etwas zu Troſt und Liebe.

— Dank' euch, Marthe.

— Ei, ſüßes Klärchen, die Hexenmarthe iſt nicht ſo völlig arm, und Manches, wovon das Volk munkelt, wird mit einem feineren Rade geſponnen, als worauf ſich die Gevaterinnen verſtehen.

— Führt nicht ſolche Worte, Marthe, und bringt die Rede nicht auf Dinge, die ich euch nicht zumuthen mag.

— Soll ich euch vielleicht von dem Alraunenkräutlein geben, damit ihr eure Zukunft träumet, oder Liebestrank und Treuewurz. Oder hört, Kläre, wollt ihr euren Zukünftigen ſehen in leibhafter Geſtalt?

— Laßt das, erwiderte Klara mit leiſem Seufzer.

— Aha! weiß ja, Närrchen, den du möchteſt, den ſahſt du ſo ſchon, und nur zu oft; weiß, weiß, du armes Kind! da braucht's nicht Treuewurz und Liebestrank; dauerſt mich, Klärchen, aber gegen die Alten hab'

ich kein Mittel; ſind ein paar harte, hochfahrende Leute. Wär' ich Schmiedin, da — nimm meinen Sohn, herziges Mädel, würd' ich ſagen, dir Bernhard an die Bruſt legen und froh ſein ſolch eine Tochter bekommen zu haben; aber die haben einen vornehmen geizigen Sinn; dauerſt mich, Klärchen, und der Bernhard hat auch zu wenig Herz für etwas Tüchtiges.

Klärchen war bleich geworden, ſie vermochte nicht zu antworten, der Alten Worte fanden einen traurigen Wiederklang in ihrem Herzen.

— Aber ſei gutes Muthes, Närrchen! Bernhard iſt ja nicht der einzige Junge mit Augen im Kopfe; da hab' ich ganz andere Vögel von dir ſingen gehört, und das wie zahm und ſüß.

— Bitt' euch, laßt das!

— Und was iſt's denn auch mit Bernhard? Er iſt ein dünner markloſer Zierling; da weiß ich Andere, Klärchen, mit runden Beinen und Feuer im Auge, daß mein altes Herz mürbe werden möchte. Was iſt er denn, der aufgedunſenen Schmiedin Kind? ein Ellenritter, ein Krämer am Ende, ich habe Herren ihr Schwert dran ſezen gehört, daß du das ſchönſte Mädchen ſeiſt in allen deutſchen Kreiſen.

— Marthe! wenn ich noch zuhören ſoll, ſo ſprecht Anderes.

— Ei wie, was wahr iſt, bleibt doch wahr: ehrenfeſte Ritter haben es geſagt und vornehme Herren. Was ſchleichen ſie denn ſonſt auch zu allen Stunden um die langweilige Schmiede? Da kenne ich zum Beiſpiele Einen, eben ſo vornehm als reich, kam aus Hispanien, will ganze Ketten fliken laſſen, ha ha! ein Funke aus der Schmiede ſprang in ſeinen rothen Mantel, links eine Spanne breit unter der Achſel, und brannte ihm ein Loch durch und durch, hihihi!

— Mein Herz kehrt ſich widerwillig ab, ich mag euch nicht länger zuhören, unterbrach ſie Klara, und entfernte ſich in raſchen Schritten. Marthe blieb ſtehen, ſchaute ihr grinſend eine Weile nach, und als ſie hinter die Gartenfriedung einbog, wies ſie ihr wie drohend die Krüke nach: Geh' nur, geh' in deiner ſtolzen Unſchuld und Sicherheit, du Thörichte! die Erdbeeren ſind koſtbar, wenn noch der Schnee auf dem Felde liegt, aber es kommt eine Zeit, wo man einen Korb voll um einen Heller anträgt; Herrenmarthe muß es wiſſen, — hihihi. Damit hinkte ſie ihrem Vorſtadthäuschen zu.

Bernhard hatte unterdeſſen an jedem Tage ſich vorgenommen, den Eltern ſeine Liebe zu Klärchen zu

geſtehen, und ſie um ihre Einwilligung zu ſelber zu bitten; allein an dieſem Tage ſchien ihm ihre Laune nicht die gehörige, an jenem ergab ſich nicht die Gelegenheit, und kam Gelegenheit und Laune, ſo ließ er beide aus ahndevollem Abſcheu vor der Entwikelung entſchlüpfen. Er tröſtete Klärchen ſo viel er vermochte, und hoffte auch ſelbſt in beruhigteren Stunden, daß ſeine Eltern einwilligen würden, da es ohne Klara kein Glük des Lebens für ihn geben könnte.

So war der Frühling herangekommen; bis an die Gebirge zerfloß der Schnee, ein junger Raſen dekte das Feld, und die Bäume bekleidete das erſte zarte Laub unter duftenden Blüthen. Die Eltern waren bereits über Bernhards veränderte, unfröhliche Weiſe betreten, in den nächſten Tagen des künftigen Monats, des fröhlichen Maiens, ſollte er in die Gilde der Kaufleute aufgenommen werden und ſein Gewerbe eröffnen; ſie drängten immer mehr in ihn, ſich eine reiche Braut zu erwählen, die zu den vielen Ausgaben, die ihm nun bevorſtanden, beitragen könnte.

Bernhard beſchloß alſo unwiderruflich den Eltern jezt ſein Herz zu eröffnen. Klara war nicht zu Hauſe, er ſaß eben bei ihnen, und dieſe trieben ihn wieder an;

er faßte Muth und gestand, daß er Klara längst liebe, daß er nur sie zu seinem Eheweibe nehmen werde.

Die Eltern wußten anfangs vor Betroffenheit keine Worte, und fanden sich erst nach einer Pause in den Ernst seiner Rede, dann aber fing der Vater an, ihm schwere Vorstellungen zu machen, wie sie Beide ihr Leben lang sich abgemüht und beflissen hätten, ihn über ihren Stand zu erheben, wie sie gespart und getrachtet hätten, ihm Vermögen zu hinterlassen, und daß es nun seine erste Pflicht sei, den Erfolg ihrer Bemühungen auch seinerseits zu vollenden, und sich ein reiches, vornehmes Mädchen zum Eheweibe zu nehmen.

Umsonst betheuerte Bernhard, daß sein ganzes Herz an Klärchen hänge, daß er ohne sie nie glüklich werden könne. Der Vater meinte, dies seien jugendliche Träumereien, mit jedem wakeren Mädchen müsse ein junger Mensch des Lebens froh werden; Kläre, die arme verlaufene Waise, ihre Magd könnten sie aber nie als ihres Sohnes Gattin lieben; heirate er nicht ein reiches Mädchen, so müßten sie, um sein Gewerbe zu begründen, Haus und Garten verkaufen und in ihrem Alter in Kummer kommen. Bernhard bestand umsonst darauf, daß er gern einem glänzenden Haushalte entsagen, Krämerei treiben, aber mit Klärchen glüklich sein wolle.

— Krämerei treiben! fuhr ihm die Mutter in die Rede, ei ſieh' doch, und die Mühe unſeres Lebens ſoll dahin ſein und verloren, und dies Alles der gottloſen Larve wegen, der hergelaufenen Dirne. Aber ſo iſt das Bettelvolk, nicht genug, daß man Haus und Tiſch mit ihm theilt, es beſtiehlt Einen um den Gehorſam, um die Liebe der Kinder. Haben wir ſie doch gehegt und gehätſchelt wie eine leibliche Tochter, nun möcht' ſie gern unſere ganze Habe, Bernhard dazu, und uns von Haus und Hof verjagen.

Auch Meiſter Gottwalt ſchmähte die arme Kläre; umſonſt beſprach Bernhard den ausbrechenden Zorn, der Schlag war zu unerwartet gekommen, traf zu empfindlich theure, langgenährte Hoffnungen. Je mehr er Klärchen entſchuldigte und dadurch ſeine Liebe für ſie äußerte, deſto mehr wurden die Eltern auf ſie aufgebracht, und betrachteten ſie als die einzige Urſache ſeiner Verkehrtheit.

Sie mochten Bernhard keine Schuld geben und ſchoben alle auf die arme Waiſe.

Indeſſen war Klara nach Hauſe gekommen, und trat ohne Ahnung des Vorgangs in die Stube.

— Ah, da iſt ſie ja, die Bubldirne, fuhr die Meiſterin los, kommſt du, Undankbare, uns die Augen

zuzudrüken, oder uns die Thüre zu weiſen, ungerathene Dirne, die ich wie einen Skorpion an meiner mitleidigen Bruſt großzog. Willſt Kaufherrin werden, Bettlerin du! aber ehe müſſen ſie mich hinausſchleppen lang ausgeſtrekt, mit gekreuzten Händen, ehe ich das zugebe. Glaubſt du, Bettelmagd, wir hätten zuſammengeſcharrt, damit du in Sammet und Seide gehſt, glaubſt du, dieſe Hände hätten gefegt und geſchafft, damit du die deinen im Schoße trügeſt; nein, nein! oder war dein Vater etwa angeſehen in Stadt und Land, oder nicht der zudringliche hinkende Bettler? oder war deine Mutter eine der Geachteten in Goslar? oder nicht das Lumpenweib aus dem Nikolaigäßchen? und biſt du ſelbſt vornehm und guter Leute Kind, und haſt Geld, hundert, zweihundert Goldgulden? aber ſo mich mein Gedächtniß nicht trügt, biſt du das verhungerte Bettelkind, das wir um Gotteslohn aufnahmen, und das uns nun unſer Leben ausfrißt, unſern Sohn verführt, und für die Eltern wol einen Gifttrank miſcht.

Umſonſt hatte Bernhard mit Bitten und ernſthaften Vorſtellungen der Mutter Rede zu unterbrechen getrachtet, die Unzufriedenheit, die ſie ſchon länger gegen ihn gehegt, alle Galle über den Sturz der liebſten Ausſicht ihres Lebens kam nun zum Ausbruche, und ihr ſonſt

nicht böſes, ſondern nur gemeines Gemüth ſchob alle Schuld auf das Mädchen, das ſie bis zu dieſer Stunde gut leiden mochte und für untadelhaft erkannte.

Auch Meiſter Gottwalt kränkte die arme Waiſe mit harten, ungerechten Reden. Klara war blaß wie im Tode geworden und in den Stuhl geſunken; das zerriſſene Herz konnte keine Linderung in Thränen finden.

Bernhard ſprang zu ihr und kniete vor ihr nieder und bedekte ihre Hand mit Küſſen und Thränen.

Der Anblik erbitterte ſeine Eltern nur noch mehr.

— Nein, Meze! du ſollſt ihn nicht bekommen! ſchrie Anne, ehe ſag' ich mich los von dem Mißrathenen, — Haus und Hof ſoll in Flammen aufgehen, bevor du dich hier in das Wolleben ſezeſt.

— O haltet ein, haltet ein! jammerte Klara, und fuhr vom Seſſel und wollte weinend ihre Kniee umklammern, aber Bernhard hilt ſie in den Armen zurük: Laß ſie, ſo kenne ich meine Eltern nicht mehr, Gott hört ihre Raſerei nicht, und wird ihre Herzen gnädig zur Erkenntniß wenden. Komm, arme Klara! und ehe ich dich laſſe, ehe mögen ſie mir das Herz aus der Bruſt reiſſen. Er führte ſie aus dem Zimmer in ihr Stübchen; mit ſtiller Dämmerung umſchloſſen ſie die

engen vier Pfähle, und das Muttergottesbild ſchaute lind und ſchmerzhaft auf ſie.

Bernhard wollte ſie tröſten mit der Hoffnung, daß ſeine Eltern ihren Sinn ändern würden, daß noch Alles zum Beſten enden könnte.

— O laß das, Bernhard! bat ſie unter heftigem Weinen, und laß mich nur allein mit Gott und meinem Herzen!

Nachdem ſie ihre Bitte wiederholt hatte, verließ er ſie mit zagendem Gemüthe, und eilte, um den Geiſtlichen und ein paar Bekannte, die auf ſeine Eltern Einfluß hatten, für ſeine Wünſche zu gewinnen.

Indeſſen war der Jammer als grauſamer Sieger in Klärchens Herz eingezogen, ſie flüchtete wimmernd zu allen Engeln ihres Lebens, zum Glauben, zur Hoffnung, ſie warf ſich in Inbrunſt vor das Bild der Schmerzenreichen, umſonſt — er verfolgte ſie in alle Winkel ihres Daſeins, und trat ſie ſelbſt vor dem Altare in den Staub. Sie wollte ihre Liebe für Bernhard abſchwören als etwas Sündhaftes, das ſie höher gehalten als Alles auf der Welt, als ihr Leben, als die Ewigkeit. Doch jeder Gedanken an Vertilgung goß nur neues Öhl in die Flammen, ſie fühlte, daß ſie ſterben, aber auch daß ſie ihm nicht entſagen könne. Golden-

blaue Lüfte des Frühlings webten friedlich um ihr Fenſter, — ihr Herz wußte keine Ruhe zu finden. Da trat nach ein paar Stunden Meiſter Gottwalt in ihre Kammer.

— Wir haben dir wehe und Unrecht gethan, Klara! begann er, doch ich weiß, du vergibſt uns; ſiehe, die Macht der Leidenſchaft führt das Herz irr, wenn es auch gut iſt; auch deines geht auf falſchem Wege. Klara! du biſt ein gutes Mädchen, wir erkennen es, aber magſt du es den Eltern übel nehmen, wenn ſie das Glük ihres einzigen Sohnes auch ſonſt begründet zu ſehen wünſchen. Zum Glüke auf dieſer Welt gehört mehr, als ein reines Herz allein. Siehe, es war ſtets unſer heißeſter Wunſch, ihn dereinſt mit den Angeſehenſten der Stadt verſchwägert und als einen Ihresgleichen zu ſehen; — vor Gott mögen alle Menſchen gleich ſein, vor dem Auge der Welt ſind ſie es nicht, und Anſehen, Achtung, Lebensglük wird nach alt hergebrachter Sazung zugewogen; der armen Witwe Kind iſt in ihrem Auge eine geringe Bettlerin, und ihren Ehegatten würden ſie als einen der Niedrigen naſerümpfend und bedauernd anſchielen. Aber noch mehr, Klara! wollten wir ganz aus eigenem Vermögen Bernhards Gewerbe errichten, ſo müßten wir unſer Beſiz-

thun hingeben, unſer Gewerbe fahren laſſen, und in unſerm Alter ohne eigenen Herd leben, — das drükte mir den frohen Sinn ab. Bernhard muß ein reiches Mädchen freien. Ich wollte vergeſſen, daß du eine Magd warſt, hatteſt du wenigſtens hundert Goldgulden, die reichten allenfalls hin, — aber ſo geht es nicht. Noch Eines, Klara! Bernhard iſt ein zu redlicher Junge, hat er dir ſeine Hand verſprochen, ſo reicht er ſie gewiß keiner Andern, ehe du ihn davon entbindeſt. Sei großmüthig, liebe Klara, entſage du ihm, gib ihn wieder frei und ſeinen Eltern zurük!

— Er ſei ganz der eure, Klara hat keine Hoffnung mehr auf ihn.

— Siehe, Klärchen! ich wußte ja, daß du unſere gute Tochter biſt, aber vollende deine Großmuth ganz; ſo lange er dich um ſich ſieht, wird er dich nicht vergeſſen —

— Ach, heute noch will ich euer Haus verlaſſen.

— Komm' in meine Arme, gutes Kind! und ſei getroſt, es iſt ja keine Trennung für immer; hat Bernhard erſt gefreit, kehrſt du in unſer Haus zurük, und verlaſſen es erſt an eines wakern Gatten Seite.

— Um Gottes willen laßt das!

— Und hier, Klara! hier nimm dieſe Börſe, du

findeſt genug darin, um dich in die Welt zu wenden, und bedarfſt du wieder, ſo laß es mich wiſſen, ich will mein gutes Töchterchen ja nicht Mangel leiden laſſen.

— Behaltet, — ich habe für mein ganzes Leben genug.

Nach einigen weiteren Troſtreden verließ ſie Meiſter Gottwalt, ſie ſank vor dem Bilde der Muttergottes nieder, — ach, auch durch Klärchens Herz gingen ſieben Schwerter. Nur ein Ausweg blieb, das ſtille, tiefe Waſſer der Goſe. Im Abendſcheine verließ ſie das Haus, wie ſie es einſt betreten, als Bettlerin, nur noch ärmer, um ihr Herz betrogen. Sie irrte durch das dunkle Thor hinaus gegen das Harzgebirge, wo die Waſſer des Fluſſes liefen.

Es war der Abend vor dem erſten Maien; der frohe Frühling hatte die Natur für ſein ſchönſtes Feſt ausgeſchmükt, die Bäume ſtanden mit blühenden Sträußen geſchmükt, bunte Blumen durchwirkten den Wieſenteppich, und den Pfad, den Klärchen ging, bekränzten blühende Hage. Der Gegenſaz zwiſchen Klärchens Innerem und der Umgebung war zu ſcharf, ihr Herz kaum noch vom Dufte des Paradieſes berauſcht, fiel nun ſchwer in die Dornengewinde des Lebens, und der früheſte Stern des Maiens war der lezte ihres Glüks, ihrer frommen Liebe.

Mit gelöſtem Haare, ohne Sinn und Gedanken ſchlich ſie den einſamen Feldweg, und von fern rauſchten ſchon die Fluthen, in deren Schooße ſie ihr frühes Grab ſuchen wollte. Da wurde eine Stimme neben ihr laut.

— Ei wohin denn, Schönklärchen, wohin denn? begann Marthe, die am Kreuzwege geſeſſen, wie die Äuglein roth ſind und die Wangen blaß, ei, ei, das iſt umgekehrtes Spiel; aber ich hab' dir's geſagt, Kläre! ſind böſe Leute, die in der Schmiede drüben, und Bernhard iſt ein dünnleibiger, molkiger Junge. Haben dich wol fortgejagt aus dem vornehmen Hauſe, warſt ihnen zu ſchlecht, Kläre! aber getroſt, die alte Marthe lebt ja noch; kann ich dir helfen, Püppchen?

— Für mich gibts keine Hilfe mehr auf der Welt, aber Gott wird barmherzig ſein.

— Keine Hilfe mehr, Närrchen! wo ging die aus, ſo lange der Menſch ſich nicht ſelbſt verläßt? Willſt du Rache an den Alten, einen Talltrank für den Burſchen?

— Ich hab' ihnen vergeben, wie Gott ihnen vergeben mag.

— Oder laß ihn, — beſſer! ehe der Morgen graut, ſoll das ſchönſte Menſchenkind dein ſein; — Seufzer, Thränen — Wind und Wellen!

— Aber er wird Kläre nicht vergeſſen wollen; —

wenn ſie die blaſſe, feuchte Jungfrau hineintragen und außer der langen Mauer begraben, da wird er euch doch nicht zu Willen leben!

— Ho, ho, Kind! willſt wol gar ins Waſſer? fuhr Marthe auf, und hilt ſie am flatternden Gewande, da wird nichts daraus; der weiße Leib iſt nicht für Fiſche ſo voll gerundet, dieſe Lippen ſchwellen nicht für den kalten Tod ſo wonnevoll. Sei bei Troſt, kannſt ihn ja doch noch herzen, ſie brauchen ja nichts zu wiſſen davon. Bleib bei Marthe, ich will dir die Grillen vertreiben, ſollſt die köſtlichſte Geſellſchaft finden, und auch Bernhard ſoll kommen.

— Bernhard! — laßt mich, Alte! es iſt vorbei mit mir!

— Was nicht gar! frohe Tage ſollſt du haben; was er für Freude haben wird, der gnädige Herr, der prächtige rothe Hiſpanier. Schöne Kleider ſollſt du kriegen, Kette und Spangen, wie's dich gelüſtet, und du und Marthe ſollen reich werden.

— Reich werden — wer das könnte! hundert Goldgulden — das iſt wol viel, viel Geld?

— Viel iſt's, aber nicht zu viel, da laß nur mich machen, ich verſtehe mich auf Girren und Seufzen, auf Beiloken und Sprödethun, nur heraus mit dem blanken

ſpaniſchen Golde, mein Alter! ſollſt ſie bald bekommen die hundert Goldgulden.

— Die hundert Goldgulden bekommen, kannſt du ſo arge Künſte, Here?

— Treibe luſtigen Zauberſchwank, Dirne, — willſt auch ein Herchen werden?

— Nimmermehr! — — Hundert Goldgulden, ach, — Bernhard! — wenn ich die hätte —

— Schlag' ein, Kind! die wollen wir kriegen.

— Selbſtmord! 's iſt eine große Sünde, hu, wie die Zähne klappern! — diesſeit und jenſeit unglüklich — verworfen!

— Du ſollſt Bernhard wieder ſehen, mit ihm koſen und ſcherzen.

— Ihn wiederſehen, o nur einmal wieder an ſeinem Blike hangen.

— Schlag' ein, Närrchen! ſei die meine; es iſt heute Walpurgisnacht.

— Sünde, wie Sünde! aber ihn noch einmal ſehen, an ſeinem Herzen liegen, mit ihm diesſeits ſeelig ſein —

— Topp, Kind! es werden frohe Tage kommen; ſieh! wie der Mond ſcheint, und die Nebel fliegen; — es webt ſchon luſtig um den Blocksberg.

— Wenn ich die eure bin, könnt ihr mir hundert Goldgulden verſchaffen?

— Hundert Goldgulden? ja wol, Kind! und mehr noch.

— Hundert Goldgulden! Hexe, ich fahre mit dir zum Bloksberg; hu, hu! waker auf, Alte, ſauſend vorwärts! Bernhard, ich ſehe dich wieder!

Sternſchnuppen fielen, und Wolken flogen abenteuerlich hinüber und herüber, ein Heer ſchreiender Schuhus zog über den Harz, und durch die Schornſteine fuhr ſauſend der Wind. Es war eine tolle Walpurgisnacht.

Bernhard hatte unterdeſſen die Eltern zu beſänftigen ſich bemüht; der alte Geiſtliche ſprach lange zu ſeiner Mutter und erinnerte ſie an Klärchens gute Eigenſchaften, an die Neigung, die ſie ſonſt für die Waiſe gehegt, an die kindliche Liebe, mit der dieſe ſtets an ihr gehangen. Es war Nacht darüber geworden, die Eltern waren einiger Maßen beruhigt, insbeſonders der Vater, der unterdeſſen heimlich mit Klärchen geſprochen hatte. Als Bernhard Klärchen Troſt bringen wollte, fand er ihr Stübchen leer und ſie nicht mehr im Hauſe.

Bernhard errieth zum Theile den Zuſammenhang, wenigſtens wurde ihm klar, daß ſie das Haus in der Abſicht, nicht mehr zurükzukehren, verlaſſen habe. Da

war jede Beruhigung fruchtlos, er achtete wenig die verwilderte Herennacht und stürzte fort, sie zu suchen. Umsonst hatte er Nachbarn und Bekannte aufgewekt, Niemand wußte von Klärchen.

Er eilte ruhelos auf bekannten Pfaden; durch das Dunkel der Nacht rief er ihren Namen, in Feld und Wald suchte er die geliebte Gestalt.

Bernhard hatte die Umgebung der Stadt nach allen Richtungen durchstreift. Das flatternde Mondlicht hatte ihn manchmal mit einer süßen Hoffnung getäuscht. In gräßlicher Furcht ging er endlich auch zum Ufer der Gose hinunter und zitterte, nun und nun die Geliebte entseelt im Ufergrase zu finden. Alles Suchen war vergebens. Nirgends traf er eine Spur von Klärchen.

Die Nacht entschwand ihm in bethörender Angst; endlich schossen blaßrothe Streifen in Osten an, der erste Maien begann zu grauen; Bernhard war eben an der Harzstrasse über die Kuppen einiger Hügel gestrichen, da kam Klärchens bekannte Gestalt des Weges; mit einem Schrei des Entzükens stürzte er ihr entgegen. Aus Marthes nahem Hause schlich ein Mann im rothen Mantel, Klara aber warf Bernhard Goldstüke und Anemonen entgegen und begann in rezitirender Liederweise:

— Gold, Gold, hundert Goldstüke, Bernhard!

theurer Kauf, doch nun biſt du mein! — war eine tolle ſpukhafte Nacht- das! Ihr Auge ſtarrte glanzlos, ihr Har trieb gelöſt in der Morgenluft, und ihr loſes Gewand flatterte. Dabei hilt ſie den langen Trieb eines Maienbaumes in der Hand gleich einem Beſen, und trug um die Stirne gelbe Hexenblumen.

— O daß ich dich nur gefunden habe; — aber Klärchen, um Gottes willen, wie ſiehſt du aus, was ſollen das Gold und deine Worte?

— Will dich kaufen, Bernhard, da — Gold, Gold — hundert Stüke und noch mehr, haben ſie nicht ſo geſagt; bin ein reiches Mädel geworden.

— Woher kommſt du, Klara?

— Vom Bloksberg, Liebchen! Von der luſtigen Walpurgisnacht, bin eine Hexe geworden um dich, eine Hexe — Hexe.

Wild flammte ihr Auge, ſie wollte Bernhard faſſen, er aber ſchlug um und fiel mit einem lauten Schrei in's Gras des Haines.

Es kamen Leute, ſie fuhr in ihrem ſpukhaften Weſen fort, die Leute ſchlugen ein Kreuz und griffen ſie auf. Klara Dänhof wurde der Hexerei angeklagt und in den Thurm geſperrt. Sie verſank in ſchwermüthiges Schweigen, glanzlos ſtarrte ihr Auge zu Boden, ihre Arme hingen

ſchlaff hinunter, und das bleiche Antliz war geknikt, wie zum Streiche des Nachrichters auf die Bruſt geſunken.

So ſtand ſie bald darauf vor den Richtern, ſie blikte nicht auf und gab auf nichts eine Antwort. Die Schöppen kannten Klara Tänhof ſeit ihrer Kindheit, ihr frommer Wandel, ihr fleißiges, ſittiges Weſen war ihnen ſtets als ein Vorbild jedes Mädchens erſchienen.

— Sie ſcheint in Wahnſinn verſunken, begann wolwollend der Älteſte aus ihnen, ein Geſtändniß, in dieſem Zuſtande abgelegt, hätte ohnedieß kein Gewicht vor dem Geſeze, daher erſcheint auch jeder Foltergrad als zwekloſ; ſoll Klara Tänhof als Here verurtheilt werden, ſo gibt es nur einen Weg hierzu; nach den Sazungen des Rechtes müßte ihr Verbrechen beſiehent werden. Wer klagt Klara Tänhof an auf Leben und Tod wegen verübter Hexerei?

Sogleich traten mehre Zeugen hervor, ſechs an der Zahl, der wollte in der Walpurgisnacht Klara aus dem Schornſteine fahren, der ſie auf dem Beſen reiten geſehen haben, jener gab an, daß er ſie am Kreuzwege Zauberformeln herſagend und kabbaliſtiſche Kreiſe ziehen ſah, dieſer, wie ſie eben Bernhard beheren wollte.

Ernſt und aufmerkſam hörte der Oberrichter ihre Angaben und zählte ſie.

— Drei, vier, fünf, sechs; — ist niemand mehr, der gegen Klara Dänhof, der Hexerei angeklagt, Zeugniß ablegen kann, — niemand mehr?

Da nannten mehre Stimmen den Schmiedensohn Bernhard.

Der Rathherr winkte, Bernhard wurde vorgeführt. Er war bleich wie der Tod, seine Kniee schlotterten.

— Bernhard Walter, Bürger unserer freien Reichstadt! bei eurem Gewissen, bei eurer Pflicht, so ihr als Krist und Bürger gegen Gott und das Wol dieser Stadt aufhabt, sprecht ohne Freundschaft nnd Feindschaft die lautre Wahrheit in dieser halsgerichtlichen Sache: ist Klara Dähnhof euers Wissens und Gewissens eine Hexe?

Bis in das Innerste schauderte Bernhard zusammen und hilt sich matt an die Lehne des Stuhles und schwieg.

— Noch einmal frage ich euch, Bernhard Walter! im Namen des Allmächtigen, Dreieinigen, der zu Gerichte sizen wird am jüngsten Tage: ist Klara Dänhof eine Hexe?

— Ja, sie ist's, sie hat es mir selbst gesagt, antwortete er mit klangloser Stimme, und seine Kniee brachen.

Klara seufzte tief; er sah auf, und erblikte sie nun

erſt; Jeſus Maria! ſchrie er, und ohnmächtig mußten ſie ihn hinaustragen.

— Sieben — ſprach feierlich der Älteſte des Stuhles, nachdem er mit den Übrigen eine Weile leiſe geſprochen, Klara Tänhof, du biſt in Form Rechtens als Hexe überwieſen; wie ich dies Stäbchen breche und vor deine Füße werfe, ſo ſei hinausgeſtoſſen aus menſchlicher Gemeinſchaft, dir geſchehe, wie du verdient haſt; lebendig ſollſt du verbrannt werden.

Er brach das Stäbchen und warf es ihr vor die Füße; hierauf trat der Büttel vor, und Klara Tänhof wurde abermals in den Thurm geſezt, auf Leben und Tod.

Friedrich hatte den Winter in einer Köhlerhütte im Harze zugebracht. Seiner Liebe zu Klärchen konnte er ſich nicht entwinden, die Gegend, in der ſie lebte, mochte er nicht verlaſſen. Durch Klüfte und über die Kuppen irrte er ruhelos, und das Leben war ihm zur unerträglichen Bürde geworden.

Allmälig war der Hauch des Frühlings über den Harz gekommen, die Waldfluren fingen an grün zu werden, und die Tannengehege färbten ſich friſcher. Friedrichs Wange blieb verfallen, ganze Tage ſtrich er in der Wildniß herum, oder weckte in einſamen Bergſchluchten mit ſeiner Sakpfeife den Wiederhall.

Da kam der Köhler eines Tages aus Goslar zurük und erzählte ſeinem Eheweibe, daß die Walpurgisnacht auch ein Opfer bekommen, es werde eine Hexe zu Goslar verbrannt, ein junges, hübſches Mädchen, der man den Bund mit dem Satan gar nicht anſehe, — Klara Dänhof.

Friedrich hatte theilnahmlos hinter der Ofenbank geſeſſen und träumeriſch vor ſich hingeſtarrt, als aber der Köhler dieſen Namen ausſprach, ſprang er wie toll von ſeinem Size.

— Klara Dänhof! ſagſt du? ſchrie er, und faßte den erſchrekten Alten bei der Bruſt, Klara Dänhof — das lügſt du, Bube.

— Ei, ei, Friedrich! raſet ihr? ſprach der Köhler beruhigend, indem er ſich loszumachen bemüht war; wie ich euch ſage, — Klara Dänhof, des Schmieden am Rammelsbergerthore Ziehkind.

— Kläre, du eine Hexe! ſchrie Friedrich, indem er den Köhler von ſich ſtieß, dich wollen ſie als Hexe verbrennen, die du reiner biſt, frommer als die Weiber des römiſchen Reichs männiglich. O mein Klärchen! ſo hat er dich treulos verlaſſen, der Bernhard; aber warte, den du für gering befunden, Friedrich lebt noch,

und alle Haare deines Hauptes ſind gezählt, und für jedes ford'r ich Rechenſchaft beim wolweiſen Rathe.

Er ſtürzte aus der Stube, raffte einige Werkzeuge zuſammen und lief zur Stadt.

Als er dort ankam, war es bereits Abend geworden, die untergehende Sonne vergoldete nur noch die gothiſchen Schnörkel des Domes, die Gaſſen dämmerten bereits im Zwielichte. Haſtig drängte er ſich an den wolbekannten Häuſern vorbei; von den Giebeln der Schmiedewohnung grüßte ihn der Geiſt der Vergangenheit, aber das ſtattliche Haus ſchien ihm ſpukhaft und verödet, es hatte ja Klärchen treulos ausgeſtoſſen. Am Markte befiel ihn ein eiskalter Schauder, als er den Holzſtoß errichtet ſah, auf dem das unſchuldige Klärchen das Leben unter Martern enden ſollte. Endlich ragte die dunkle Gefängnißwarte vor ihm empor; das Hintergäßchen, in der ſie ſtand, lief an der Stadtmauer hin, und die Häuſer, die ſie begrenzten, hatten vermauerte Fenſter gegen dieſen Winkel des Jammers. Das Gebäude ſchien mehre Jahrhunderte alt; aus gewaltigen, ſchlecht gefugten Quaderſteinen war das Fundament erbaut, im erſten Stokwerke hatte es gar keine Fenſter, und die des zweiten waren mit engen Eiſengittern verſchloſſen; vor dem Thore ging eine Wache auf und ab.

Spähend umſchlich Friedrich den Thurm in der Dämmerung, und forſchte Lage und Gelegenheit aus, bald gelang es ihm zu erfahren, an welcher Seite Klärchen gefangen ſaß. Sein Entſchluß war gefaßt, und in der Kriſtofuskirche, wo Klärchen ſo oft an ſeiner Seite gekniet, ſtärkte er ſich in inbrünſtigem Gebete zu deſſen Vollführung.

Es war Nacht geworden, der Mond warf einen matten Strahl auf die Thüren und Zinnen der Reichſtadt, ihre Gaſſen ſtanden ſtill und verlaſſen, und nur der Nachtwächter rief ſchläfrig die Stunden aus, und der abgemeſſene Schritt der Schildwachen tönte einförmig auf den Quadern. Unbemerkt war Friedrich an der Wache vorbeigeſchlichen, mit einer Strikleiter verſehen prüfte er die Fugen und Schnörkel des Gemäuers. Mit ſtarker geübter Hand benüzte er jeden Vorſprung, jede Höhlung des Baues und kletterte emſig an der Wand hinauf. Nach langer gefährlicher Bemühung erreichte er endlich das bezeichnete Fenſter; am Geſimſe klammerte er ſich feſt, brach das Eiſengitter mit ſeinem Handwerkzeuge aus und befeſtigte die Strikleiter. Nun waren die Eiſenſtäbe abgefeilt; der Mond warf einen ungewißen Schein in das Gefängniß; eine dunkle Ge-

halt saß in der Kammer, leise flüsterte er ihren Namen und schwang sich hinein. Klärchen war's, zu ihren Füssen stürzte Friedrich nieder, erfaßte ihre Hand und jubelte unter Thränen.

— O so find' ich dich doch noch wieder, Kläre! wenn auch verstoßen und gebrandmarkt von der Welt; ich, ich habe ja keinen Augenblik an deiner Unschuld gezweifelt; komm, meine fromme Kläre! die Rettung ist geordnet, und außer dem Weichbilde dieses erbärmlichen Steinhaufens naht sich dir keine unheilige Henkerhand. O komm, Klärchen, weile nicht, unser Weg geht noch weit in der Nacht.

Regungslos blieb Klärchen sizen und schüttelte nur verneinend mit dem Kopfe.

— Klärchen, was zögerst du? unser Pfad ist sicher und Gott selbst sendet die nebelige Nacht zu unserm Schuze, Klärchen, komm'!

Abermals verneinte sie mit dem Haupte.

— Du eine Here, du, an deren Frömmigkeit sie alle genug hätten, um Gnade zu finden, die Weiber dieser Stadt, — du, aus deren Auge die Engel des Himmels lächeln, du, zu der ich beten könnte, wie zur Gebenedeiten. Klara seufzte tief.

— Schändlicher Wahn, der ſie befängt; du eine Hexe, — du, vor der jeder Richter als ein Sünder ſchamroth werden ſollte, deren frommen Sinn ſie nicht faſſen, nicht begreifen können! Die Welt wird toll und närriſch und hat ſich für die Ewigkeit beſudelt, ſeit ſie dich eine Hexe nannte.

— Und doch wär's ſchrecklich, flüſterte Klara vor ſich hin, wenn ich keine wäre —. Eine fürchterliche Erinnerung ſchien ſie zu überfallen.

— O ſo komm nur, Kläre! laß nicht ihren Aberwiz auch dein Herz, deinen Sinn umdunkeln; die freie Luft, der friſche Morgen werden dein Gemüth erſchließen, komm, Kläre, die Zeit iſt koſtbar!

— Nein, Friedrich! ich gehe nicht.

— Klara! was befällt dich, willſt du unſchuldig dein Leben unter Qualen verhauchen, Blutſchuld auf die Verblendeten wälzen? Klara, höre des Freundes Stimme, das dunkle Nachtſtük wird verſchwinden und dein reines Herz noch frohe Zukunft finden.

— Laß ab, Friedrich! ich darf nicht fliehen, ich will nicht fliehen.

— Wol, Klara, wenn dich dein guter Geiſt verläßt, ſchrie Friedrich und erhob ſie in den kräftigen Armen,

ſo muß ich für dich wählen, für dich handeln. Auf meinen Armen trag' ich dich aus deinem ſchmählichen Gefängniſſe.

— Laß ab, Friedrich, oder ich ſchleudre mein Gebein aus deinen Armen, und zerſchmettre es unten an den Steinquadern. Um der ewigen Barmherzigkeit willen, Friedrich! laß mich los, beim richtenden Gotte im Himmel, ich darf nicht fliehen!

Matt ließ ſie Friedrich zu Boden gleiten.

— Klärchen, bedenk' es, — Klärchen! ſprach er mit tief erſchütterter Stimme, ſie haben keine Gnade, und wenn die Sonne ſteigt, flakert dein Holzſtoß auf.

Abwehrend ſchüttelte Klärchen das Haupt, Friedrich hatte ſein Angeſicht mit beiden Händen bedekt und einzelne Thränen quollen darüber hervor.

— Verbrannt werden — gierige Flammen um die lieblichen Glieder, — verzweifelnd die Seele in unendlicher Pein, — dahin das Daſein, das ſo fromm geweſen, das ich ſo unendlich geliebt! — Aber — halt! — Eines — ſchrie Friedrich und ſchwang den Hammer in der nervigen Fauſt, er, der Bube, ſoll es entgelten, er, der dich ſchändlich verlaſſen und verrathen, er, der eine Heilige meineidig dem Holzſtoße überliefert hat.

Lebe wol, ſüße Flammenbraut, erſt er, dann du und ich!

Eben wollte er ſich aus dem Fenſter ſchwingen, da ſprang Klärchen vom Seſſel auf und hilt den Enteilenden am Gewande.

— Halt, Friedrich! du ſagteſt, daß du mich liebeſt —

— Mehr als mich ſelbſt lieb' ich dich, — mehr, als ein Kriſt lieben ſoll.

— Wol, Friedrich, Eines kannſt du mir noch gewähren: ſchwöre mir, Friedrich, bei der Barmherzigkeit Gottes, daß du keine Rache an Bernhard nimmſt.

— Keine Rache — an deinem Mörder — keine Rache?

— Keine, Friedrich! — der dort iſt ja der Born der Barmherzigkeit, und jedes Herz hiernieden ſeines Zornes würdig. Schwöre mir, Friedrich!

— Ich ſchwöre, rief Friedrich nach einer Pauſe und ſtürzte vor ihr auf die Kniee und benezte ihre Hand mit den heißeſten Thränen, und das geiſterhafte Mondlicht verklärte die ſchöne, holde Geſtalt noch einmal vor ſeinem Auge, als er zu ihr aufblikte. Keine Rache, Klara! und nun leb' wol, du fromme Heilige! in einer beſſern Welt treffen wir uns wieder!

Er drükte den lezten Kuß auf ihre Hand und enteilte durchs Fenſter.

In der Kronik der vormaligen freien Reichstadt Goslar am Harze steht aber zu lesen, daß im Maimonate des Jahres nach Kristi Geburt, als man schrieb Eintausend und vierhundert daselbst eine Hexe Namens Klara Tänhof, öffentlich verbrannt worden sei.

Die Weltverbesserer.

Die Weltverbeſſerer.

Erſter Umriß.

— Die Welt liegt im Argen! rief der Bakalaureus Quatenus und ſchüttete ein Glas Wein in die Kehle, tauſend Jahre und nicht mehr tauſend! Wenn es ſo fortgeht, finden eheſtens ſieben Menſchenkinder unter einem Scheffel Plaz, und die Welt ſtürzt ihrem Ende zu.

— Ja wol liegt ſie offenbar im Argen! beſtätigte Midas und ſchüttelte beſorgt die breiten Pankraziaſtenohren.

— Und fällt vom Argen in's Ärgſte! ſchrie Pandorel, und ſpülte ſich den edlen, aufkochenden Zorn mit Wein hinunter.

Noch zwei Geſtalten ſaßen am Tiſche und zukten beſorgt mit den Achſeln und blinzelten mit den weinklaren Augen. Die eine davon zog Ziffern mit Rebenſaft auf dem Tiſch, die andere trank ihn und vergoß Thränen über das Verderbniß der Welt.

— Und was habt ihr, meine Brüder, seit den fünf Jahren der Trennung gethan, um dem allgemeinen Verfalle zu steuern?

— Wir machten Pläne.

— Hegten fromme Wünsche.

— Experimentirten im Stillen.

— Meine Versuche, der Welt auf die Beine zu helfen, antwortete der Fünfte, Pandolo genannt, sind allerdings der Reife nahe, ich werde später die Ehre haben, meine Gedanken und Erfahrungen der Gesellschaft mitzutheilen.

So wie die fünf Gesellen nun bei einander saßen, hatte sie einst der akademische Hörsal vereint, nur waren sie damals um zwanzig Jahre jünger, an manchen Erfahrungen ärmer, an vielen Hoffnungen reicher gewesen. Sie hatten in den Schulen diese und jene Kenntnisse aufgeschnappt und so viel, als sich gerade ergeben hatte, gelernt. Jedes junge Herz hat seine Träume und Wünsche, seine Ideale; auch sie litten daran nicht Mangel. Jeder der fünf Freunde trug ein goldenes Utopien im Kopfe; wo ihm die wirkliche Welt entgegenlief, da ward sie verurtheilt. Aber die fünf Akademiker hatten sich damals Kraft genug zugetraut sie zu umstalten; sie wollten in die Welt gehen, als Profeten

der Wahrheit. Als ſie ſich dann die Hände zum Abſchiede drükten und von der Muſenhalle heimwärts zogen, waren ſie überzeugt, die deutſchen Fürſten würden um ihren Beſiz wetteifern und ſtreiten. Ihre Haltung war ſtolz und aufrecht, ihre Bruſt voll Athem und Fülle des Lebens, ihr Gang ſchnellkräftig und geflügelt. Sie kamen nach Hauſe: keine Ehrenpforte, kein Jubelruf empfing ſie; die Dürftigkeit häuslicher Verhältniſſe umſtellte ſie; nichts Außerordentliches wollte ſich ereignen. Sie ſpähten halbe Tage in engen Gaſſen hinunter nach feſtlicher Botſchaft und hoher Berufung, aber die Königſöhne bekümmerten ſich wenig um ihr Daſein, und es entbrannte kein Krieg in Deutſchland, um ſie zu gewinnen.

Der Vakalaurens liebte Emeline, des Pächters Ehrenfried Tochter. Der alte Herr wollte mit ihm von der Schafſchur und der Obſtzucht ſprechen, — er zitirte das goldene Vließ und die Äpfel der Heſperiden; der alte Herr fragte nach Amt und Geld, und Quatenus hohnlachte ihm unter die Naſe. Da gab der ehrliche Pächter ſein Mädel einem wakern Landwirthe und wies dem wüthenden Liebhaber die Thüre. Emeline weinte zuerſt, dann bekam ſie Kinder und ward fett. Quatenus beſang ſie in unzähligen Liedern, in denen ſie bald als

blasse Geopferte, bald als Frühverstorbene spukte, er konnte den Kazjammer der ersten Liebe nicht verwinden. Seine einzige Zerstreuung war sein äußeres Elend. Die sieben Mißjahre schienen für ihn kein Ende nehmen zu wollen; er begann dies und das, — Alles mißlang: er dozirte vor leeren Bänken über Stoa und Zinismus, er unternahm eine Reise und mußte sich bald nach Hause betteln, er schrieb Bücher und las sie allein. Pindars Gesang an Aurora, die knabenbringende, war häufig sein Morgenmal, Homer mußte ihm mit dem Festduft der Fasanen das Mittagbrot würzen, und der Wettgesang der Tyndariden wiegte ihn und alle seine unerfüllten Träume in Schlummer. Nächst den großen Griechen ware das Reisen seine Neigung, seine Leidenschaft gewesen, doch er mußte sich mit der Aussicht von der Zinne des heimathlichen Berges begnügen, und nur seine Fantasie flog in die Fremde. Der Lauf der Jahre hatte den Vatalaureus abgetrieben und erschöpft, der Kummer hatte sich in den Falten seiner Stirne gegen die Freude verschanzt, und nur selten blizte noch sein Auge im Anschauen eines wieder auftauchenden Ideals, einer verspäteten Hoffnung. Er war nun Journalist und balgte sich mit kleinen Blättern. Die Lorbeerkost nährte zu mager, endlich gelang es ihm, zugleich Weinprobierer

im Bremer Rathkeller zu werden. Über Verse und Weinmuster war sein Schädel kahl und seine Nase kupferroth geworden, aber aus dem Dufte des Rebensaftes stieg ihm jezt wieder manchmal der Hauch der Begeisterung, und in seeligen Weindünsten schwebten Emeline und die Griechen und die Weltfahrten vorüber.

Midas hatte seiner Zeit ein kleines Vermögen ererbt; er warf sich nach Neigung mehr auf den wissenschaftlichen Theil seines Faches, der Arzneikunde, als auf den ausübenden. Chemie war sein Lieblingstudium, er verband und zersezte, und als er den Grund des Weltelendes in der Armuth zu entdeken glaubte, legte er sich auf's Goldmachen. Er war ein kleiner, runder, stämmiger Kerl, seine Nase abgestumpft, sein Kopf kugelig, seine Glieder ohne Eke; er glich zwischen den Töpfen und Röhren des Laboratoriums vollkommen einem Gnomen. Der Schlot seiner Werkstätte war nie ohne Rauch. Er zerglühte und löste hundert Stoffe, zwang das Harte zum Flusse, nöthigte das Weiche zum Widerstande, und ängstigte Beides mit Gluth und Wasser, aber in köstlichen Dämpfen zog Geld und Zeit zum Schornsteine hinaus und der Niederschlag blieb dunkel und werthlos. Sein Vermögen war verzehrt, nun arbeitete er mit fremdem. Die Sucht nach Golde war zu

allgemein, er fand stets neue Gläubige und Jünger. Als Laborant zog er von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schlosse; jedes Mißlingen war nur ein Schritt näher zur hohen Kunst, und das entdekte Geheimniß sollte dereinst allen Jammer der Erde enden.

Malchus, der dritte Akademiker, hatte sich in den Kopf gesezt, um jeden Preis ein Staatsmann zu werden. In verschiedenen Reichen waren Ministerstellen zu vergeben, er ließ merken, daß er sie annehmen würde. Zu seinem Erstaunen überging man ihn; er beklagte sich über Kabalen. Er spannte niedriger, und lief nun in seiner Sehnsucht Jahrelang die Reihe der Rathwürden durch, bis zum Küchen- und Keller-Rathe herunter. Er fiel überall durch; Malchus bedauerte die Nazion mehr als sich um diesen Verlust. Unterdessen war er nicht müßig, er entwarf Pläne für sämmtliche Staaten, arbeitete in seiner Stube an den durchgreifendsten Verbesserungen, und stellte alle Kombinazionen zusammen. Wann immer er vom Pfluge an's Staatsruder gerufen werden mochte, die Welt sollte ihn gerüstet finden, die Völker über ihn erstaunen. Einstweilen galt es, alle möglichen Fälle geschichtlicher Ereignisse zu sezen, und für jedes die richtige Maßregel zu ersinnen. Wer die Zukunft kennt, hat mit der Gegenwart ein leichtes Spiel. Dabei

ergraute seine Loke, und über Studien der Zukunft ward ein großer Theil seines Lebens zur Vergangenheit: endlich betrat er seine öffentliche Laufbahn, er ward Kalkulator eines Lottoamtes. Malchus konnte in der That keinen weiteren, keinen ersprießlicheren Wirkungskreis finden; das unendliche Reich der Zahlen stand ihm offen, eine unerschöpfliche Reihe von Verbindungen und Zusammenstellungen winkte, und die geheime Kabala versprach endlich den Schlüssel für alle Zeiten.

Pandrerel, der vierte von der Tafelrunde, hatte ein unbändiges, unfügsames Gemüth; er gab bald alle Versuche um eine öffentliche Stellung auf, und beschloß, unabhängig zu bleiben. Sein Vater starb zu gelegener Zeit, und er übernahm die hinterlassene Schlafmüzenfabrik. Jede Beschränkung war ihm unleidlich, jede Rükficht schien ihm ein Joch. Pandrerel heirathete; Frau Xantippe ließ seine liberalen Weltpläne gewähren, nur im eignen Hause ward er geknöchelt. Zuerst stellte er sich ungebärdig gegen ihre Anmaßungen, aber ihr Wille fiel unermüdlich und tropfenweise auf den seinen; endlich ward er löcherig, der Republikaner fügte sich im eigenen Hause, und ward ganz Kosmopolit.

Pandolo endlich wurde vom Schikfale von Stufe zu Stufe über die Treppe des Glükes hinabgeworfen;

er rang wie ein Titan um jede Spanne Erdreich, aber das Geschik war gewaltiger als er; nun schor er Bärte und kräuselte Haare.

Die eignen Hoffnungen hatten die Fünfe so ziemlich aufgegeben, aber die Verbesserung der Welt lag ihnen noch immer wie beim akademischen Abschiede am Herzen. Sie hatten sich damals das Wort gegeben, eifrigst daran zu arbeiten, und alle fünf Jahre aus ihren Enden zusammen zu fahren und die gemachten Bemerkungen und Resultate auszutauschen. Dreimal hatten sie bereits Wort gehalten: heute geschah es das vierte Mal. Diesmal ward Paudrerel's Haus als Versammlungsplaz gewählt. Als es Xantippe erfuhr, wurde ihr Gatte zuerst tüchtig ausgescholten. Nachdem er tagelang gebeten hatte, wurden endlich Bedingungen aufgesezt; sie waren hart, er schwankte, — und ratifizirte sie endlich. Die Jagdflinte wurde ihm abgenommen, die Schweißhunde zum Zerberus gesendet, und Paudrerel mußte Zwiebelbrühe essen. Dafür wurde im oberen Stokwerke eine Stube in Stand gesezt, ein Tisch gebohnt, Stühle geordnet, und eine Reihe Weinflaschen für die akademischen Freunde auserlesen. Paudrerel hatte seine Freude an den großartigen Vorbereitungen, er vergaß

Gewehr und Hunde und schlürfte geduldig an der widerlichen Suppe.

Die Freunde hielten Wort, zur gehörigen Zeit erschienen sie zu Fuße und zu Wagen, und heute war nach fünf Jahren wieder die langersehnte festliche Vigilie.

Drei leere Flaschen standen bereits vor jedem der Akademiker, ihre Pfeifen waren nie ausgegangen, und Weindünste und Rauchwolken zogen in mistischen Kreisen durch's Zimmer.

— Die Welt liegt im Argen! eiferte Quatenus, und wie sollt' es auch anders mit ihr stehen? ich suche das Übel an der Wiege ihrer Bewohner, ja noch früher. Warum wandelte wol ein göttergleiches Heroengeschlecht unter griechischem Himmel, — was wölbte die Brust des Herakles zum siegreichen Kampfe, und schärfte den Blik des jonischen Sehers? In wenigen Worten will ich es euch sagen, meine Freunde, und ihr werdet zugleich begreifen, warum unsere Zeit feuchtohrig ist. Am Ufer des Okeanos spielte die Königstochter von Hellas mit Blumen und Kränzen, — die Wellen des Eurotas blähten sich um untadelige Glieder; im Stier', im Schwane bewunderte sie die edle Wildheit der Kraft, ihren träumenden, sehnsüchtigen Augen schien der Sonnenstrahl ein goldner Regen. Aber auch der Held war nicht fern,

der geliebte; sie erblikte ihn und wendete sich von der Natur und von ihren Träumen an den Einen, nur ihn sah sie mehr, ihn wünschte, ihn liebte sie. Er hatte den Drachen getödtet, die Feinde erwürgt, die Erde bewältigt. Seine Glieder strahlten, sein Naken hob sich unbeugsam, sein Hauch war Fülle des Lebens. Krokos und Anemonen schmükten den Rasen daneben, eine silberne Wolke hing in den Zweigen, die Gespielinnen waren entfernt. Aber wenn sie nach Hause kam von der Flur, da pries sie ihr Vater ob der göttlichen Nähe, geweihte Bezirke wurden gesteckt, und der Neugeborne stammte von den Kroniden. Liebe und Kraft erhielt das Geschlecht, und die erste Wallung der Jugend trug olimpische Früchte. Da gab es noch keine Sehnsucht, keinen Jammer im goldenen Alter. Die Liebe ward noch nicht bezollt und bemäkelt, und das ganze Leben war ein Wettstreit der Schönheit. Der sikeliſche Apollo gab Kränze um den gelehrteſten Kuß, die Arkadier belohnten für die schönſten Kinder, und selbſt Platon zählte schön zu ſein unter die drei höchſten Güter des Daſeins. Seht dagegen die Erbärmlichkeit der Modernen an: der blaſſe Junge liebt die schwindſüchtige Dame, Schwärmerei und Sehnſucht verdirbt ihre Säfte noch mehr, Hangen und Bangen bricht die Reſte der

Kraft. Väter und Tanten prüfen Stammbaum oder Geldbeſiz, und die erſte Liebe wird armuthhalber abgethan. O Emeline! — Nun folgen aber die Jahre der Trauer und Klage, ſei's ein Duzend oder darüber. Endlich wird aus vielen Berufenen ein Paar zuſammengeſtellt; die Braut hat bereits falſche Zähne und widrigen Athem, der Bräutigam iſt kahlköpfig und markloſ. Die zwei abgejagten Menſchen wechſeln blödlächelnd die Ringe, ſie ſind ſich widerwärtig oder doch gleichgiltig. In ſolchen Händen liegt die Fortpflanzung des Geſchlechtes, und die Greiſe zeugen noch mattere Kinder. Sollte die Welt gebeſſert werden, ſo müßte man Preiſe für jede tolle, junge Liebe ſezen, und die verliebten, närriſchen Leute einander in die Arme werfen, ehe die Wallung verraucht, ehe die Herzen ermatten. Das nächſte Geſchlecht wäre bereits markiger, und jedes folgende edler; und ſo ſollte man fortfahren, bis der alte Heldenſtamm wieder aufblüht, und die ſchönen, freudigen Menſchen.

— Ein biederer Gedanke! meinte Vaudrerel, aber was habt ihr ſchon Erſprießliches für eure Zuchtſchäferei geleiſtet?

— Ich liebte Emeline; hätt' ich ſie errungen, ihr würdet edlere Kinder geſehen haben. So aber ſing' ich

die erſte Liebe in Liedern und Epos, mal' ihre Glorie, wein' ihre Klagen. Lohn genug, wenn ich ein altes, knöchernes Vaterherz rühre, und das Glük einer jungen Liebe erſinge.

— Du biſt ein braver Mann, Bakalaureus! es lebe die erſte Liebe und deine Griechen!

— Sie leben! Mag mich die Mitzeit mißachten, weiß ich doch, daß mir die Nachwelt eine Statue ſezen wird. So laßt mich denn im Rathkeller zu Bremen bis an mein ſeelig Ende dichten und trinken!

Seine Naſe leuchtete profetiſch zwiſchen verfallenen Wangen, und der akademiſche Lorbeer genügte nicht, die Kahlheit ſeines Schädels zu verdeken.

— Dennoch ſtimm' ich deiner Anſicht nicht bei! rief Midas, — das Übel der Welt iſt die Armuth. Sie iſt der Fluch jeder Regung des Herzens, im Schmuze der Welt füttert ſie die Menſchheit mit Hunger und Thränen auf, der ewige Geiſt geht nach Brot, und das ſtärkſte Gefühl ſeines Herzens iſt der Jammer. Dieſer ſaugt das junge Blut aus den Adern, beugt zu früh den belaſteten Naken und knikt Rüken und Kniee. Laßt mich erſt das Arkanum des Goldes entdeken, und bald ſoll die Welt auf fröhlichen Beinen ſteh'n!

— Nicht materielles Wolſein bedarf die Menſchheit,

ſchrie Pandrerel weinvoll, ſondern geiſtiges Zugeſtändniß. So lange es Herren und Knechte gibt, liegt ſie im Argen.

— Der Pandrerel iſt ein arger Jakobiner! jammerte Pandolo.

— Kann ſie ihre Flügel entfalten, ſo lang' ſie im Joche geht? Keiner hat drei Augen, zwei Köpfe, fünf Beine, — alſo ſind wir alle gleich. Mit deiner Fütterungsanſtalt aber, mein Midas, gehe zu allen Wettern! Mich ſollte man die Welt verbeſſern laſſen.

Alle tranken und ſchwiegen eine Weile. Der Champagner, den Pandrerel eben aufgeſezt hatte, ſtieg ihnen mehr zu Häupten, als ſeine aufbrauſende Meinung. Stöpſel knallten, und eine Flaſche nach der andern leerte ihren Bauch mit angenehmem Gebimmel. Perlen und Schaum ſtieg in den Spizgläſern auf, und die Akademiker ſchütteten beides gierig hinunter. So wol war ihnen lange nicht geweſen.

— Ginge mein Plänchen in Erfüllung, himmelte der beglükte Lottokalkulator, ſo könnt' ich euch ſagen, wer von uns Recht hat, aber einſtweilen ohne Zweifel ich. Wüßte der Menſch erſt, welche Folgen jedes Ding hat, würde er die Zukunft kennen, da hätte er ein leichtes Spiel auf Erden, er brauchte nur das Beſte

zu wählen und wäre des Erfolges versichert. Bis ich den Schlüssel der geheimen Wissenschaft erfunden, so lange liegt die Welt ohne Rettung im Argen.

— Sie liegt im Argen, lallte der Goldmacher und fiel unter den Tisch; die Andern vermißten ihn nicht. Nur der Weinprobierer hielt sich noch auf den Füßen; mit stolzer Kraft taumelte er nun im Zimmer auf und ab, um Bewegung zu machen. Jezt wollte er durch den Spiegel in's Freie gehen und ärgerte sich über die schlechte Bauart der Häuser.

— Die Herren sprachen außerordentlich gelehrt und verständig, begann zum Schlusse furchtsam der Harkünstler, aber ihre Weltverbesserungspläne sind allzumal nicht ausführbar. Der meine wäre sicher und leicht. Es dürfte nur Jedermann einen Zopf tragen. Das Gehirn unter einem Zopfe wird klüger, — wer würde sich noch thöricht und unglücklich verlieben? Der Zopf würde die Menschheit frei machen, — könnt ihr euch einen Sklaven mit einem Zopfe denken? Sein Herr hätte Ehrfurcht vor ihm; den Negern wachsen deshalb die Haare nie über Handlänge. Der Zopf höbe wenigstens die Armuth eines Theiles der Menschen, die der Friseure. Und die Vorsicht, die Wissenschaft der Zukunft liegt nicht minder im Zopfe. Vor jeder gähen, unüber-

legten That müßte man ſich erſt den Zopf in Ordnung bringen laſſen, die erſte Hize verginge, eine Thorheit wäre erſpart. Nur vom Zopfe kann die Regenerazion der Welt ausgehen; und dies Mittel iſt auch leicht und ausführbar. Da ſeht, liebe Freunde, gleich die erſte Probe davon, euer Freund Pandolo trägt bereits einen Zopf. Er knöpfte den hohen, grauen Oberrok auf und der bis jezt verborgene Zopf ſprang in junger Schnellkraft in die Höhe. Er weinte vor Freuden.

— Nieder mit dem Zopfe! grölzte Pandrerel, aber Freiheit und Gleichheit! Er fiel zu Midas unter den Tiſch.

— Pandolo, du biſt offenbar ein Schaf! brüllte Quatenus, du verſtehſt die großen Alten nicht, du weißt nichts vom Reifen; Alles für die Alten, fort mit dem Zopfe!

Pandolo trank Wein und Thränen. Er trug noch Manches über die Vortrefflichkeit des Zopfes vor, Malchus hielt ihm noch eine Weile Stand. Dann nannte er ihn einen Eſel und umarmte ihn. Beide verloren das Gleichgewicht und verſammelten ſich zu den Andern unter dem Tiſche.

In der Stube war's nun ſtill, der Weinprobierer allein ſaß noch am Tiſche und trank. Bunte Bilder

liefen an ihm vorüber, Emeline und die Griechen, — Posthörner klangen, der Bakalaureus zog abwechselnd Reisekleider und Hochzeitstaat an, — endlich salbte er sich die Glieder zum hohen Olimpiasiege. Er hatte Alles um sich vergessen, nur trank er noch immer in mechanischem Amtseifer. Sogar die Champagnerflaschen wußte er noch zu öffnen, so eben nahm er die lezte in die Arbeit. Er lüpfte den Draht und zerschnitt den Faden. Es bedurfte nur eines leisen Rukes, und der Kork flog mit mächtigem Knalle in die Lüfte. Aber wie ward unserm Bakalaureus zu Muthe, als jezt ein Staubregen von Strahlen mit Geraßel aus der Flasche stieg und mitten in den Feuergarben ein zartes, ätherisches Wesen auftauchte! Mit offnem Munde und ausgebreiteten Händen sank er in den Lehnstuhl zurük. Der niedliche Geist schwebte in Gestalt eines kleinen, wolgestalteten Homunkulus mit nakten, rosenfarbnen Beinen über der Flaschenöffnung, und begann jezt mit feiner, allerliebster Stimme folgende Anrede: Neidwerther Sterbliche! wisse, daß du so glüklich bist, den Zeitgeist vor dir zu sehen. Bei Filippi bin ich einst Brutus erschienen; jezt befand ich mich fünfzig Jahre im Champagnerweine eingeschlossen, und nur dir, Bakalaureus gelang es, die rechte Flasche zur rechten Stunde

zu öffnen. Ich habe alle eure klugen Gespräche über die Argheit der Welt vernommen, und theile in Vielem eure Meinung. Ein Ungefähr spielte mich in eure Hände, ich will dafür alle eure Weltverbesserungspläne zur Probe in's Werk sezen, und derjenige, der nach eurer eignen Einsicht Stich hält, soll allgemein bestehen und unwiderrufliche Regel werden.

— Unvergleichlicher Zeitgeist, begann der Magister, goldene Ketten entschlüpften dem Gehege deiner Zähne, und deine Worte sind Perlen und Achat. So wäre denn unser Leben doch nicht verloren und unsere frommen Träume würden zur Wirklichkeit! Da es dir aber nicht entgehen kann, daß die vier andern Kollegen und Weltverbesserer zufälliger Weise gerade unter dem Tische liegen, so beliebe mit meinen Anschlägen und Plänen die Probe zu eröffnen. Ihr völliges Gelingen, hoffe ich, dürfte dir auch jeden weitern Versuch ersparen. Aus voller, erster Liebe soll ein neues Geschlecht entsprossen, und nur die großen Griechen und einige nicht kleinere Reisen mögen meine protoplastischen Anstrengungen unterbrechen.

— Es sei! rief der gütige Zeitgeist.

— Es waltet diesfalls nur noch ein kleiner Anstand ob, fuhr Quatenus fort, und krazte sich hinter den Ohren,

du kannst die Tonsur des Genies auf meinem Kopfe unmöglich übersehen haben, auch führe ich einige wakelige Zähne, und meine Berufstudien machten meine Nase leuchtend; nun wäre es aber immerhin möglich, daß Emeline an diesen Zufälligkeiten einen Anstoß nehmen könnte, daher —

— Nicht weiter, Staubgeborner! ich verstehe: sei wieder jung, und beginne deine Lebensfahrt im Zenithe!

Zweiter Umriß.

Über einen Waldhang des Taunus schritt ein junger, flinker Geselle; sein Ränzel schien leicht, seine Brust noch leichter. Sein Gesicht war hübsch, sein Wuchs voll und kräftig. Das altdeutsche Kleid verkündete den Studiosus; die braunen Locken hingen gescheitelt in den Nacken, und die Stirne glänzte noch im stolzen Nachgefühle des akademischen Lorbeers. Der Bakalaureus kehrte von der Musenstadt in die Heimath. Er hatte im lezten Flecken geschlafen; vor der Sonne war er schon wieder ausgezogen; hinter jenem Waldhügel lag ja schon das Ziel seiner Reise. Es war noch ziemlich frühe am Morgen, die wilden Blumen am Wege hatten den Thau

noch nicht ausgeschüttelt, in der Ferne lagen Nebel. Jezt begann eine Lerche zu jubeln; der Musensohn fuhr an die Brust und fühlte nach seinem Pulsschlage, es wollte ihm scheinen, als wäre sein Herz aufgeflogen, und jubelire über ihm in den Lüften. Dieses Waldland war seine Heimath; die Pfade stiegen und senkten sich, rund umher lagen sanfte, bewachsene Hügel, und die Natur schien trunken von Sonnenschein und Morgen. An der Kuppe hielt der Student; er spähte durch die Bäume hinunter, aber sie waren in dem lezten Jahre wieder höher und dichter geworden; er konnte nicht mehr in die Tiefe sehen, — dennoch schwenkte er, wie zum Gruße, sein Barett. Dann ging er noch rascher hinunter. Auf einer kleinen Waldtrift weideten Schafe, der Hund, der sie hütete, bellte den Wanderer an, aber bald sprang er ihm wedelnd entgegen und außer sich vor Freude an ihm hinauf. Der Bakalaureus liebkoſete den alten Bekannten; als er weiter ging, begleitete ihn der Schäferhund eine Weile, dann blieb er zuerst zweifelhaft stehen und sah sich um, und lief endlich im Gefühle seiner Pflicht zur Herde zurük. Der Student war unterdessen im Thalgrunde angekommen, dieser bestand aus keiner Fläche, sondern aus einem abgesenkten Bogen, der bald wieder am jenseitigen Hügel hinanstieg.

Eine Mühle klapperte in der Nähe, ein Waldbach ſprang durch Erlengeſträuch. Jezt öffnete ſich das Ufer, der Raſen ſtand voll Vergißmeinichte; der Junggeſell hielt an und ſchien den Mühlbach in ſeeliger Scheu nach der Vergangenheit zu fragen. Er nahm eine Handvoll Vergißmeinnichte und eilte weiter. Wo das Waldgebüſch endete, lag eine kleine offne Flur daran, ein Pachthof ſtand in herrlicher Obſtpflanzung. Der Student ſchritt ohne Athem hinüber. Er kannte den kürzeſten Fußpfad, ſprang zitternd über den Hagroſenzaun und ſtand nun vor dem Hauſe. Er hatte nicht Zeit, ſich den Staub von den Füßen zu ſchütteln; eine friſche junge Stimme erſcholl im Gehöfte; jezt trat ein muntres Mädchen an das Hausthor. Emeline, Emeline! ſchrie der Studioſus aus vollem Halſe, und die ländliche Schöne ſank in ſeeligem Schrek' in ſeine Arme. Vor dem Hauſe ſtand eine alte Linde, darunter ſprang ein lebendiger Brunnen, der Junggeſelle trug die Geliebte auf den Raſenſiz daneben. Die Freude hatte ihr alle Kraft genommen, er kniete vor ihr und küßte ihr Gewand, ihre Hand, und weinte und jubelte. Sanft und müde ſtrich ſie ihm die Loken aus der Stirne; als er aber jezt aufſprang und die feuchten, halbgeöffneten Lippen küßte, kehrte Bewußtſein und Fülle des Lebens in ihre

Adern. Sie erwiderte den erſten Kuß im feurigen Bedürfniſſe der Jugend und Liebe, nach dem zweiten drängte ſie ihn ſanft zurük, ſah ihn an, und faltete die Hände, und ihr Antliz glühte wie die Morgenſonne. Emeline war ein ſchönes, deutſches Mädchen; ihr Auge leuchtete hellblau, ihr Har zierte die alte blonde Farbe. Nach der Sitte der Taunusbewohnerinnen trug ſie es aus dem Geſichte geſtrichen, ein kleiner ſchwarzer Sammtſchirm ſaß darüber, und rükwärts fiel es in einer breiten, loſen Schleife bis an die Schultern. Sie trug, wie es in dieſer Gegend gewöhnlich iſt, ein dunkles, nicht ſehr weites Gewand und eine ſchmale, hohe Halskrauſe. Ihr Geſicht war hold und liebreich und ihr Wuchs gediegen und makellos.

Das junge Paar koſete und plauderte unter der Linde, zahme Tauben flogen über ihren Häuptern, und der Truthahn umſchritt ſie neugierig. Emeline erzählte den Gang der kleinen Wirthſchaft, von der Taubenbrut, der erſten Heuernte, von der Schafzucht und den Mühlgängen. Aber Amor gaukelte in jeder Szene des kleinen Landſchaftbildes, und als ſie mit ſtokender Stimme die Bewerbung des Forſtmeiſters um ihre Hand vortrug, ſchwor ſie ihrem geliebten Bakalaureus ewige Liebe, und er Verderben dem Filiſter, ihr aber dauerndes

Minneglük. Er erzählte ihr nun ſeine akademiſchen Fahrten, — wie er in Weltweisheit und Griechenthum weit über allen Andern geſtanden ſei, — wie er zulezt gar in helleniſcher Sprache disputirt und des Rektors Magnifizenz ihm den Lorbeerkranz auf die Stirne geſezt habe. Da hätten ihn Doktoren und Profeſſoren umarmt und geküßt, und auf Pergament mit Siegel und Kapſel hab' er darüber eine herrliche Verbriefung erhalten. Dazwiſchen gab es auch dies und das von der Kneipe, dem Turnplaze und dem akademiſchen Karzer zu erzählen. So oft es aber nur angehen wollte, pries ihr der Muſenſohn ſeine Griechen und verſprach ihr, ſie die Verba in μι eheſtens lehren zu wollen. Er hatte in dieſem Jahre auch eine Rheinfahrt unternommen, und erzählte ihr viel Hochherrliches davon; überhaupt hatte ſich nächſt ſeiner Liebe zu Emeline und ſeiner Leidenſchaft für die Griechen ein unauslöſchlicher Reiſehang in ſeinem Herzen angeſezt.

Die Mittagſtunde war unterdeſſen herangekommen, die Gloken eines unfernen Walddorfes läuteten. Da zogen auch die Knechte und Mägde von Wieſen und Feldern nach Hauſe, an ihrer Spize ſchritt Emelinens Vater, der wakere Ehrenfried.

Der Bakalaureus ſah auf, es ward ihm nicht ganz

vortrefflich zu Muthe. Es wollte ihn bedünken, als wär' er ſchon einmal ſo bei Emelinen am Brunnen geſeſſen, und der alte Ehrenfried ſei wie heute um die Mittagſtunde nach Hauſe gekommen. Nach kurzem Gruße habe er damals ohne weiters um das Begehren des Studioſus gefragt, und als er ſelbſt hierauf, nicht ohne Einmiſchung einiger beliebter lateiniſcher und griechiſcher Fraſen, um Emelinens Hand angehalten habe, hätte der Pächter deutſch und ohne Bedenken nein geſagt. Emeline habe ſodann geweint und er ſelbſt geflucht und gewüthet, der unerſchütterliche Vater aber am Ende dem Studenten ſammt dem Diplome die Wege gewieſen und ſo die Familienſzene geendet.

Eine ſolche Reminiſzenz beiläufig ging nun dem Bakalaureus im Kopfe umher, gleichwol erhob er ſich, als Ehrenfried nahe kam, und ging ihm endlich herzhaft entgegen. Aber wie gebildet und angenehm benahm ſich diesmal der Pächter; kaum hatte er ihn erkannt, als er ihm herzlich die Hand ſchüttelte, und ihn ſeinen lieben Quatenus nannte. Er hieß ihn willkommen und führte ihn in die Stube. Es war bereits gedekt, der Pächter lud ihn zu Tiſche, und entſchuldigte wiederholt, daß er leider auf einen ſo ehrenwerthen Gaſt nicht vorbereitet geweſen ſei. Er fragte die Tochter, was für

hatte gekocht wäre, und erſt als dieſe ihm auch eine gebratene Gans angekündet hatte, zerſtreuten ſich ſeine Bedenken einiger Maßen. Er ließ ein paar Rheinweinflaſchen aus dem Keller bringen, ſezte den Gaſt auf den Ehrenplaz zwiſchen ſich und Emeline und befahl, ihm ein ſilbernes Feſtbeſtek aufzulegen. Der Bakalaureus band ſich ein ſchneeweißes Tellertuch um den Hals, verſchlang in ſeinem Reiſehunger Suppe und Hammelfleiſch in unermeßlicher Fülle, und erſt als die gebratene Gans erſchien, fand er Zeit einige Liebesblike mit Emeline zu wechſeln. Nun kam das Tiſchgeſpräch erſt recht in Gang; aus den grünen Römern duftete der koſtliche Rheinwein und wetteiferte mit dem Fettgeruche der Bratgans.

— Haben der Herr Studioſus die Kollegia beendet? fragte jezt der Pächter.

— Ganz und gar, antwortete Quatenus, ich bin nun ein gemachter Menſch und obendrein Bakalaureus.

— Wie, was? Bakalaureus ſind ſie? und das haben ſie mir nicht alſogleich geſagt! Lange lebe der Herr Bakalaureus!

— Lange leb' er! ſchrien Knechte und Mägde.

— Haben der Herr Bakalaureus bereits einen Lebensplan feſtgeſezt und uber dero Zukunft entſchieden?

— Ja und nein, und dies und das! Ich habe so viele Wege vor mir, die alle zu Geld und Ehre führen, daß ich wirklich verlegen bin, welchen ich einschlagen sollte.

— Das mag ich glauben! Wird es ein Fragen und Verlangen um den Bakalaureus Quatenus sein; große Herren und Reichstädte werden sich die Füße ablaufen.

— Ich ließ bereits in die Zeitungen sezen, daß ich nur frankirte Briefe annehme.

— Das ist zu billigen. Wie aber halten sie es mit dero Junggesellschaft?

— Ich gedenke ehestens zu heirathen.

— O glükliche deutsche Jungfrau, die ein so gelehrter und gewogener Herr heimführt!

— Ich muß ihm nur sagen, mein lieber Ehrenfried, daß ich im Grunde auf seine Tochter reflektire.

— Wie, was! auf das einfältige Mädel, auf die dumme Emeline!

— Hat nichts zu sagen: ich bin desto gescheidter.

— Aber dero hoher Rang, ihre Lorbeerkrone —

— Ich erhebe sie, so zu sagen, zu mir aus dem Staube; auch soll sie bald griechisch parliren können.

— Griechisch soll das Mädel lernen! nein, ich halte das Glük nicht aus!

— Wa — was, griechisch! wiederholten die Hausgenossen des Pächters; Emeline lächelte schalkhaft, und in den Grübchen ihrer Wangen schienen sich bereits ein paar unregelmäßige Zeitwörter auf μι zu wiegen.

— Ist es aber auch dero Ernst, unvergleichlicher Bakalaureus, mein Fleisch und Bein zu heirathen? fragte noch einmal der Vater, und als der Magister feierlich bejahte, warf er ihm ungesäumt seine Tochter an den Hals, ließ sie Ringe wechseln und legte dem künftigen Schwiegersohne die eigne dike Geldkaze auf Rechnung der Ausseuer hin. Quatenus steckte sie mit vornehmer Gleichgiltigkeit zu sich, und sprach noch Verschiedenes von gelehrten Dingen.

Schon am vierten Sonntage nach seiner Ankunft im Pachthofe trat er und Emeline vor den Altar und wurden ein Paar. Er prangte im staatlichen Doktormantel, und auch Emeline hatte die ländliche Kleidung abgelegt und trug ein Brautkleid, dessen sich eine Pariserin nicht zu schämen gehabt hätte. Gleich nach der Hochzeit fuhr das junge Paar in eine große Stadt, wo der Bakalaureus seinen Wohnsiz einstweilen aufzuschlagen beschlossen hatte. Der alte Ehrenfried gab seinem Schwie-

gersohne einige schwere Geldsäke, und Emelinen den besten Segen mit. Große Thränen rollten über seine Wangen, als der Reisewagen über eine Höhe des Taunus verschwand, nur das Glük, das seine Tochter gemacht hatte, vermochte ihn zu trösten. Dennoch erschien ihm sein theures Walothal nach ihrem Abschiede verödet.

Das junge Paar fuhr im Geleite der Liebe, der Hoffnung und der Freude in die Welt; konnte diese daher anders als rosig erscheinen?

Als sie in ihrer Wohnung ankamen, fand Emeline bereits eine Wiege neben dem Ehebette stehen. Sie erröthete, aber der Bakalaureus belehrte sie, daß sie mit der Ehe zugleich die ernste Pflicht übernommen hätten, ein kräftiges, verjüngtes Geschlecht auf die Erde zu sezen, und daß sie nächst dem Studium der alten Griechen sich insbesonders darauf zu verlegen hätten.

Es vergingen Monate und Jahre, aber Emeline wußte noch kein Verbum in μι, auch die Wiege war noch leer und keine Hoffnung auf ihre Besezung da. Der weltverbessernde Musensohn krazte sich hinter den Ohren, und schob ungeduldig den Lorbeerkranz hin und her; auch Emeline schnitt zu ihren Studien ein verdrießliches Gesicht, — und die Welt lag wie immer im Argen.

Dieſer häusliche Unmuth trieb den Bakalaureus mehr als ſonſt zu den Büchern; er las die Griechen in allen Ausgaben und ſchrieb Noten dazu. Die junge Frau aber ließ die Arbeit häufig in den Schooß fallen und ſah durchs Fenſter ſehnſüchtig die Straßen entlang, als ſollten die Lenzlüfte, die Schwalben oder die Wolken von theuren, erwünſchten Dingen erzählen. Quatenus ſtudirte und erklärte eben den Heſiod; er machte zum Worte Minotaurus einen Stern, und wollte ſich nun ſehr gelehrt darüber herauslaſſen. Aber heute ließ ihn ſeine Gelehrſamkeit im Stiche: was ſollte er vom Minotaurus ſagen? war er ein Stiermenſch oder ein Menſchſtier? war ſeine Brut ausgeſtorben oder erſchienen noch manchmal Ableger von ihm? Die Drachen und Baſilisken des Mittelalters konnten ſeinem Geſchlechte angehören, und geheime Überlieferungen deuteten vielleicht auf dauernden Fortbeſtand. Man ſtelle ſich die Verlegenheit des Erklärers vor, das Sternlein war gemacht, und noch fehlte jener Überfluß von Ideen, der ihm bis nun jederzeit zu Gebote geſtanden. Quatenus wollte über den Minotaur hinweg hüpfen, aber mit wilden Klauen hatte ſich das Ungeheuer an ſein Ich geklammert, es hatte ihn auf ſeinen Hörnern aufgeſpießt, oder mit dem Meduſenblike ſeine Schritte gefeſſelt.

Er kaute die Feder und ſtarrte ins Buch. Der Schlaf floh ihn, den Hunger verlor er; wo er ging und ſtand, erſchien vor ihm der unerklärliche Minotaur in Nebeln. Eine Stimme ſeines Innern ſagte ihm, daß er ſogar früher nicht Kinder bekommen werde, bis er ſein Räthſel gelöſt haben würde. Quatenus' Wange wurde blaß, ſein Auge verfiel; es wurde ihm klar, daß nur der Augenſchein an Ort und Stelle Aufklärung bieten könne. Seine alte Reiſeluſt geſellte ſich dazu; er ſchlug Emeline vor, nach Kreta zu reiſen, ſie lachte ihm in das Geſicht und wollte nur in eine Badereiſe willigen. Quatenus ſchwankte am Rande der Verzweiflung; wäre ſein Verſtand nicht ſo ſcharf und kräftig geweſen, ſie hätte ihn auch wirklich erfaßt. O die Alten, die Griechen! jammerte er, Alles für ſie! wer ins alte Hellas reiſen könnte, auf die heilige Kreta! Da es aber nun einmal nicht möglich ſchien, ſo ging ſeine Sehnſucht darauf, wenigſtens Jemand zu Rathe ziehen zu können, der das Land ſeiner Sehnſucht geſehen hatte. Er ſaß nun häufig an Stadtthoren und Heerſtraßen, und fragte die Wanderer nach der Griechenfahrt; doch keiner von Allen war im erſehnten Fabellande geweſen, und der Minotaur blieb unerklärt. Auch ſeiner Gattin trug der

Bakalaureus auf, ſich die Leute anzuſehen, um den berühmten Reiſenden darunter zu erkennen.

Wie ſeit Monaten ſaß auch heute der Bakalaureus hoffnungslos vor dem Folianten, ſein junges Weib lag im Fenſter, gähnte und ſah in die Wolken und auf die Straße. Nun ging ein junger Mann die Gaſſe herunter. Schnitt und Zierath ſeines Kleides war elegant und fremdländiſch, ein ſchwarzer Schnurbart kräuſelte ſich über Roſenlippen, ſeine Augen trafen wie Dolchſtiche.

— Mann, ſchrie Emeline, der Menſch dort kommt gewiß aus Griechenland!

Cuatemus warf Tiſch und Stuhl um und fuhr mit dem Kopfe durch die Fenſterſcheibe.

— Du magſt recht haben, Frau!

Er ſtürzte über die Treppe, und als der Fremde nun eben an dem Hausthore vorüber kam, packte er ihn heftig am Arme.

— Kommen ſie in der That eben aus Hellas und Kreta?

Der Fremde warf die ſchwarzen, blizenden Augen auf ihn.

— Ja ſehen ſie, ich hätte es nicht errathen, aber meine Frau da oben am Fenſter hatte es ſogleich weg.

Der Fremde ſah empor, Emeline war über und

über erröthet; wie eine vollgeblühte Roſe neigte ſie ſich aus dem Fenſter.

— Ihre Frau iſt ſehr ſcharfſinnig! rief der Fremde, und ſeine Stirnader lief dunkler an; ich komme in der That ſoeben aus den genannten Ländern.

— Alſo wirklich aus Kreta! jubelte der Bakalaureus und ſchleppte den Fremden über die Treppe hinauf, — o dreimal geprieſener Tag! Emeline, der Herr war richtig in Kreta!

Emeline ſtarrte den Fremden an, aber ſein Feuerblik brannte das Sklavenmal auf ihre Stirne. Sie zitterte und war doch ſeelig. Quatenus ließ ihm keine Ruhe, er zog ihn zu ſeinem Folianten: Sagen ſie mir, Vielwandernder, wie ſah der Minotaurus aus, und beſteht noch ſein Geſchlecht?

— Jawol beſteht es noch, antwortete der Fremde nach kurzem Beſinnen mit Salbung; hören ſie nicht auf das nüchterne Geſchwäz unſerer Naturforſcher, ſie wiſſen es nicht zu klaſſifiziren, darum ſchweigen ſie davon. Mir glauben ſie, tiefſinniger Gelehrte, ich habe den Minotaur mit meinen leibhaften Augen geſehen.

— Sie haben ihn geſehen! wimmerte der Ausleger, und hatte den Mund voll Waſſer; aber wie ſah er denn aus?

— Er hatte beiläufig ihre Größe, doch wächst er bei den Patagonen auch höher, während er bei den Samojeden kleiner bleibt —

— Meine Größe — ſie erlauben, daß ich adnotire — auch größer und kleiner.

— Hat zwei Füße, verſchieden geſtaltete Geſichtzüge, iſt jedenfalls ein Männchen und läßt ſich zähmen.

— Was ſie ſagen! — die großen Alten! — Alles für die Alten!

— Aber ſein Gehörn iſt in der That groß und fürchterlich, dennoch trägt er es mit Ruhe und Anſtand.

— O erhabener Minotaurus!

— Die Stirne eines Auerochſen iſt glatt dagegen, ein Zwanzigender läuft zwiſchen ſeinen Hörnern durch. Sie müſſen ihn ſehen.

— Aber wie und wo?

— Auf Kreta, im Labirinthe.

— Wenn das möglich wäre!

— Es iſt. Hier. haben ſie Empfehlungsbriefe an Minos, ich kenne den König, man wird ſie an ſeinem Hofe ehren; das Reiſegeld muß ihr Herr Schwiegervater vorſchießen.

— Aber Emeline?

— Die bleibt zurük.

— Allein?

— Ich werde ſie behüten.

— Biſt du einverſtanden, mein ſüßes Kind?

— Vollkommen, lieber Mann; reiſe mit Gott.

— Das hoffe ich; dich aber mögen die Götter beſchüzen; wenn ich zurükkomme, wollen wir auf die Verjüngung der Welt denken.

— Lebe wol!

— Reiſen ſie glüklich; an den König entrichten ſie meine ergebenſten Grüße.

Emeline blieb mit dem Fremden in ſchimmernder Abendbeleuchtung zurük, er erzählte ihr, was die Frühlingsluft, die Wolken und die Schwalben nicht gewußt hatten. Aber Quatennus fuhr hinaus in die Welt. Aus einer Reiſekutſche warf er ſich in die andere, er reiſete zu Roſſe und zu Schiffe. Nach ſo und ſo viel Tagen ſchien der ferne Meerduft Formen zu bekommen, ein dunkler Streifen ſchwankte am Waſſerrande, eine entlegne Küſte ſtieg empor. Es war Kreta, das alte, heilige Eiland; ein waldgekröntes Gebirge lag über der Inſel, am Vorgebirge von Leuke ſtand ein prächtiger Tempel, und die grüne Meerfluth ſchäumte um Marmorklippen. Quatennus berührte dreimal mit der Stirne die mythiſche Erde, ſobald er das Ufer betreten

hatte; Milch und Honig floß, hier herrschte noch Saturnus' goldenes Zeitalter. Es fiel ihm sehr auf, als ihm die Männer nakt, und die Weiber ohne Kleider entgegen kamen; aber alle ihre Glieder glänzten in ursprünglicher Jugend, der Naken schien kräftig genug den Olimp zu tragen, die Brust wölbte sich für ambrosischen Athem. Er ließ sich zum Könige führen. Minos saß in Gold und Purpur und wakelte mit dem Kopfe.

— Sire! sie verzeihen — begann der Bakalaureus.

Minos hatte aber kaum die Siegel des Empfehlbriefes gesehen, als er aufsprang, Quatenus umarmte und seinen Gastfreund nannte. Minos winkte, einige schwarze Sklaven erschienen.

— Dieser Herr hier wünscht das Labirinth zu sehen, sprach der Herrscher mit näselnder Stimme, weiset und erklärt ihm Alles, zulezt zeigt ihm auch den Minotaurus.

Die Sklaven wälzten sich eine Weile im Staube, dann führten sie den Fremdling aus dem Sale und durch Blumenbeete zum Labirinthe.

Schon wandelte der Bakalaureus eine Weile zwischen hohen, beschnittenen Rosenwänden, bis endlich seine deutsche Seele Fabelhaftes zu wittern anfing.

— Wo bin ich?

— Kurzſichtiger Sterbliche! ſchrie der erſte Sklave, im dädaliſchen Irrbau der Liebe.

Die Gänge verliefen ineinander, nach langem Wandeln ſtand man an der alten Stelle, jedoch ohne ſie wieder zu erkennen. Einzelne traurige Paare verloren ſich in die Tiefe des Labirinthes.

— Wer ſind dieſe? fragte der Muſenſohn.

— Romeo und Julie, Laura und Petrarka, Sappho und —

— Was ſollen ſie hier?

— Die Athener opfern ſie dem Minotaurus.

— Dreimal wehe! Aber wie theilnehmend fühlte erſt der Vakalaureus, als er auch einen Landsmann, einen deutſchen Kavalier im Irrgarten der Liebe herumtaumeln ſah.

Sie waren lange weiter gegangen, bis wo die Roſen der Heken voller, ihr Duft betäubender, die Fußpfade enger und verſchlungener wurden.

— Hinter jenen Gebüſchen hauſet der Minotaur.

— Wonne mir! ich werde ihn ſehen, und eine klaſſiſche Note ſchreiben.

— Kein Ungeweihter darf ſeinen Bezirk betreten; Reinigungen und Prüfungen vorbereiten ihn, er muß die Miſterien beſtehen.

— Macht was ihr wollt mit mir, ich will den Minotaurus ſehen.

Es donnerte, Quatenus verſank einige Meilen tief in die Erde, auf Irions Rad kollerte er hinunter, Weiber mit Drachenfüßen empfingen ihn, Zwerge und Rieſen ſpielten Fangball mit ihm. Seine gelehrten Gedanken geriethen in Unordnung. Nun wurde er in drei Waſſern gewaſchen und auf den Kopf geſtellt. Man befragte ihn um dies und das, er beſtand die Probe. Ungeſtalten und Scheuſale hüpften und gaukelten um ihn; Hände mit Schlangenfingern langten nach ſeinen Gliedern, er zukte nicht. Nun erſchien ſein Weib in der Ferne, ſo ſchön als er es je geſehen, ſehnſüchtig, liebebedürftig; ſie ſaß auf der Otomane ihres Schlafzimmers; es mußte heiß ſein, ſie hatte die Gewänder gelüftet. Jezt ſtürmte ein ſchöner, junger Mann in das Zimmer, er war der Fremde aus Griechenland; Emeline ſank in ſeine Arme. Er küßte ſie.

Da wollte der Bakalaureus ſchreien, aber ein Molch hob ſich auf dem blauen Bauche empor und ziſchelte in ſein Ohr: Schweigen ſie, Bakalaureus, das ſind die kretiſchen Miſterien, ſie werden, wenn ſie ſich brav halten, den Minotaurus ſehen.

— Richtig! ſchrie Quatenus, und drükte ihm dankbar die Hand: die Alten, die Griechen, — Alles für ſie!

Was er noch weiter in der unterirdiſchen Halle geſehen, hat der Bakalaureus keines Menſchen Ohre vertraut, doch er beſtand die Prüfung; plözlich fühlte er wieder ſeine Füße unter ſich, der Spuk war vorüber, es donnerte, — der Minotaurus ſtand vor ihm. Er fiel auf die Kniee und ſtieß den Boden dreimal mit der Stirne. Aber der Minotaurus war ſehr herablaſſend, er half ihm auf und drükte ihn an ſein Herz. Der Magiſter konnte vor Rührung kaum ſprechen. Der Minotaurus war ein feiner, angenehmer Herr; er mußte verheirathet ſein, denn er trug am Mittelfinger einen einfachen Goldreif; es ließ ſich an ihm nichts Außerordentliches entdeken außer einem Hörnerpaare, das bis zu den Sternen reichte. Sie ſezten ſich und ſprachen von Manchem; der Minotaurus gab ihm einige Winke für ſein eheliches Leben, Quatenus adnotirte viel.

— Da ſie ein ſo hochverdienter Gelehrte und Ehemann ſind, begann der kretiſche Prinz, bevor er ihn entließ, und ſich ſo weit zu mir her bemüht haben, ſo darf ich ſie nicht ohne die Inſignien meines Hausordens entlaſſen.

Der Bakalaureus purzelte vor Freude. Der Prinz winkte, ein Kammerherr brachte ein paar allerliebſte kleine Hörnchen aus Gold; Minotaurus ſchlug den Reiſenden vor den Kopf, und ſezte ihm die Hörner auf. Doch kaum berührten ſie ſeine Stirne, als ſie feſt wurzelten und in die Wolken ſchoſſen.

— Es iſt ein Glük, daß ſie verheirathet ſind, nur Ehemänner bekommen meinen Orden. Reiſen ſie getroſt, ſie ſind bereits minotauriſirt.

Der Kreter entließ ihn, Quatenus dankte höflich und reiſete ab.

Nach einigen Monaten kam er in der Heimath an; er ſprang aus dem Wagen und wollte in ſein Haus eilen; aber ſiehe da, er ſtieß mit dem Geweihe am Thore an. Emeline und der Fremde eilten ihm auf die Gaſſe entgegen; Emeline warf ſich an ſeinen Hals, der Fremde übergab ihm Haus und Gattin, ja noch mehr, auch einen Sohn und Erben.

— Wie lange war ich eigentlich abweſend? fragte der Magiſter in plözlichem Nachdenken.

— So und ſo viele Monate! ſchrie ſeine Gattin und der Fremde.

— Seid mir tauſend Mal willkommen! Wo iſt mein Kind?

Man brachte es aus dem Hauſe; es hatte kretiſche Geſichtbildung.

— Wurden ſie gut empfangen? fragte der Fremde.

— Ganz außerordentlich! man trug mich auf den Händen.

— Es freut mich, daß meine Anempfehlung einigen Einfluß hatte. Sie erhielten auch die Dekorazion?

— Im größten Formate.

Man ließ alle Thüren des Hauſes höher ausbrechen; der Bakalaureus konnte wieder ſeine Wohnung beziehen, das alte Leben begann. Der Bakalaureus ſchrieb die berühmte Note über den Minotaurus und gewann damit einen Preis; aber der Sohn ſtarb, und der Fremde reiſete endlich von dannen. Es kamen jedoch andere Reiſende, und auch an Kindern fehlte es in der Wirthſchaft nicht; nur der Umſtand ſchien bedenklich, daß das Geweih des Gelehrten neue Enden aufſezte. Die kretiſchen Ehren wurden ihm immer beſchwerlicher.

So vergingen viele Jahre, da fuhr einmal ein Reiſewagen die Gaſſe herunter, er hielt vor ſeinem Hauſe, und aus der Arche ſprangen Pandolo, Pandrexel, Malchus und Midas. Sie hatten allerdings von ihres Freundes Schikſalen gehört, dennoch erſtaunten ſie über das, was ſie jezt ſahen. Seine Hörner hatten den

Oberboden durchſtoßen, waren beim Schornſteine hinausgewachſen und wie ein luſtiger Maibaum breiteten ſie ſich in alle Lüfte. Finken pfiffen in ihrem Gezweige, Sperlinge bauten Neſter darin, und Moos und Schlingpflanzen überwucherten ſie. Aber darunter ſaß der Bakalaureus gedrükt und traurig am Studirtiſche, erklärte die Alten und ſchrieb von der Kreterfahrt. Die Freunde lachten.

— Und wie ſteht es mit der Weltverbeſſerung aus, — wo iſt das Geſchlecht der modernen Heroen, das du verſprochen haſt?

— Seht ſelbſt nach, dort iſt die Kinderſtube, antwortete der Magiſter kläglich.

Sie gingen hinein; Emeline war alt und häßlich geworden, die Kleinen lagen noch im Bette: der Älteſte war bukelig, der Zweite ſchief, der Dritte ſpindelbeinig, und Alle feuchtohrig und markloſ.

— Wie! ſchrieen die vier Freunde zugleich, mit dieſen willſt du die Welt erneuern?

— O ſchweigt mir davon, ſchrie der Bakalaureus, die erſte Liebe iſt eine Tollheit, und die Welt liegt mehr als je im Argen!

Dritter Umriß.

Die Reihe, die Welt zu verbeſſern, kam jezt an Paudrerel; er wollte alle Sklaven emanzipiren und die Menſchheit groß machen. Nach einer Reiſe um die Welt gelang es ihm endlich auf Sklaven zu ſtoßen. Das war ein ſeltſames Land, Mandarine aus Gips ſaßen auf Divanen, eine Unzahl Negerſklaven tanzte vor ihnen; wenn die Pagoden eine Pfeife rauchten, bekamen die Schwarzen Schläge; gewöhnlich aber mußten ſie arbeiten, Zukerfelder anpflanzen, Piramiden bauen oder Laſt tragen. Der Schlafmüzenfabrikant erſchien, ſprach das Zauberwort und die Tabakraucher verſchwanden. Die Sklaven kauten Betel und zogen im Joche, ohne ſich um Paudrerel's Unternehmen zu kümmern. Jezt trat er mit gezogenem Hute vor ſie und begann mit feierlicher Stimme: Bürger, ihr ſeid frei!

Die Schwarzen hoben die platten Naſen ein wenig und glozten ihn an.

— Was ſoll das heißen? begann endlich einer von ihnen.

Paudrerel ſchien einen Augenblik verlegen, dann aber begann er mit ſeiner Erklärung: Das heißt, ihr könnt thun, was ihr wollt.

— Was wir wollen! alſo auch eſſen und trinken?

— Auch.

— Und ſchlafen?

— Nicht minder.

— Das iſt eine ſchöne Erfindung! riefen die Neger, wir wollen jezt eſſen und trinken!

— Ich machte mir das Vergnügen, unterbrach ſie Vaudrerel, ein Feſtgaſtmal auf eigne Koſten bereiten zu laſſen, in zwei Stunden wird gedekt ſein, bis dahin laßt uns auf das Kapitol gehen und das Beſte unſerer jungen Republik erwägen.

— Es wäre uns zwar allerdings lieber, unvergleichlicher Vaudrerel! rief ein Hottentot, ungeſäumt das Gaſtmal einzunehmen; wenn es jedoch wahr iſt, daß deine Köche erſt in zwei Stunden damit fertig werden, ſo können wir immerhin unterdeſſen das Kapitol beſuchen.

— So iſt es, Bürger!

— Auf das Kapitol! auf das Kapitol! riefen die Neger.

Man eilte in friedlichem Zuge dahin. Vaudrerel hielt eine gewichtige Rede, worauf eine zukömmliche Antwort votirt wurde. Der Koch erſchien; es war aufgetragen. Sehr zufrieden begaben ſich die Schwarzen zur Tafel. Ihre weißen Zähne zermalmten unermeß-

liches Fleiſch, ſie tranken ſüßen Moſt, die diken, geſchwollenen Lippen troffen von Fett und Wein. Am Ende der Tafel bot Paudrexel zur Verherrlichung des Feſtes rothe Schlafmüzen aus eigener Fabrik zum Verkaufe.

— Es wäre dir beſſer, Bürger, ſchrie einer der Sprecher, ſo du ſie uns zum Geſchenke machen möchteſt.

— Bedenkt, Bürger, was ich ſchon für euch that, auch ſind die Müzen nicht theuer, das Stük koſtet nur einen Obolus.

— Weil du es biſt, ſollſt du einen halben dafür bekommen; in Zukunft aber verſchone uns mit derlei Anſinnen.

Unwillig gab jeder der Neger den halben Obolus hin und zog ſich die rothe Haube über die Ohren. Paudrexel brachte ein Hoch dem heutigen Tage aus und verabſchiedete ſeine Gäſte; dieſe ſchwankten nach Hauſe und legten ſich auf die Bärenhaut.

Am nächſten Tage zur feſtgeſezten Stunde verſammelten ſich die Neger wieder im Rathhauſe und Paudrexel nahm wieder das Wort.

— Bürger, wir müſſen unſere junge Republik alſobald in allgemeines Anſehen bringen: unſere Nachbarn, die Fuchsindianer halten es offenbar mit unſern Fein-

den, Tarquinius fand bei ihnen eine Freiſtätte. Das darf nicht ſein, das iſt gegen die Würde unſerer Einrichtungen.

— Das darf nicht ſein! ſtimmten Alle ein, das verträgt ſich nicht mit unſerer Würde!

— Wir müſſen die Fuchsindianer beſiegen, ausrotten.

— Gewiß, vertilgen und ausrotten!

— Das einzige Mittel hiezu iſt ein Krieg, ein großer Nazionalkrieg.

— Richtig, ein Nazionalkrieg!

— Aber in den Künſten des Friedens dürfen wir ebenfalls nicht zurükbleiben. Der Geiſt der Zeit verlangt Dampffuhrwerke und Eiſenbahnen, laſſet uns eine ſolche gerade um die Erde errichten.

— Hört ihn, hört ihn! Allgemeiner Beifall.

— Dies Unternehmen wird uns unſterblich machen; Bürger, ſeid ihr damit einverſtanden?

— Du kannſt noch fragen, großer Pandrerel!

— Freilich wird das Unternehmen mit einigen Beſchwerden verbunden ſein.

— Das kümmert uns wenig.

— Man wird den Chimboraſſo ebnen und einen Tunnel unter dem Weltmeere durchgraben oder es troken legen müſſen.

— Deſto mehr Ruhm für uns, deſto würdiger unſeres großen Karakters.

Die Neger hoben ſo viel als möglich die gekrümmten Naken und verbargen die Spuren der Geißelhiebe unter der Toga. Einige von ihnen ſpähten ungeduldig und bedenklich nach Pandrexel's Schornſteine; er rauchte heute nicht.

— Ich habe mich in euch nicht getäuſcht, Bürger, fuhr der Fabrikant fort, alles Große findet Simpathien in eurer Bruſt, die Welt hebt ſich auf die Beine; ſo wäre denn nun Krieg gegen die Fuchsindianer und die Eiſenbahn längs des Äquators beſchloſſen?

— Einſtimmig!

— Großes Volk! Die Armeen und Koſten werden wir durch ſtarke Aushebungen unter euch und durch außerordentliche Abgaben zu Stande bringen. Wer waffenfähig iſt, ſtellt ſich; ſo und ſo viele Millionen Drachmen —

— Was faſelt der Kerl?

— Mein Herr, ich dächte, wir hätten heute genug gerathen, und ſchritten nun zur Tagesordnung.

— Wie meint ihr das? fragte Pandrexel.

— Es iſt zwölf Uhr, führe uns zu Tiſche.

— Wenn ihr wollt, Bürger, ſo können wir die

Sizung bis morgen vertagen, was jedoch die Malzeit betrift, ſo ſpeiſe ich heute in der Familie und wünſche euch guten Appetit.

Paudrerel verſchwand.

— Was, der Fabrikant füttert uns heute nicht? brüllten hundert Stimmen, das iſt gegen die Tagesordnung!

— Früher hatten wir doch täglich eine Linſe, drei Zwiebel und Kieſelſteinſuppe!

— Heute iſt es einmal nicht mehr zu ändern, ſprach ein alter Neger, ſehe Jeder, wo er etwas zu eſſen findet; aber bevor wir auseinander gehen, laſſet uns laut murren, damit der Paudrerel ſich nicht mehr unterſtehe, uns hungerig nach Hauſe zu ſchiken.

Der Rath ward angenommen, die Neger murrten.

Der nächſte Tag fand ſie wieder auf dem Kapitole. Paudrerel brachte die Frage wegen Zuſammenſezung der Armeen und Füllung des öffentlichen Schazes in Überlegung. Nach vielem Hin- und Herreden erklärten die Schwarzen endlich, weder Kriegsdienſte leiſten, noch Geld hergeben zu wollen.

— Iſt es nicht genug, fuhr ein erleuchteter Sprecher fort, daß wir rathen, daß wir den Krieg und die Eiſenbahn beſchließen; wer iſt unverſchämt genug, auch noch

die Zumuthung an uns zu ſtellen, zu zahlen und zu dienen? Wurden wir deswegen emanzipirt?

— Ja aber, Bürger — wollte Baudrexel einfallen.

— Halt, Herr, bevor wir für das Beſte des Staates weiter rathen, ſag uns gefälligſt, ob du heute wol ein Gaſtmal für uns bereitet haſt?

— Nein, Bürger!

— Wie, was? unverſchämter Emporkömmling! Und warum nicht?

— Weil ihr dafür heute wie immer ſelbſt zu ſorgen habt und ich neulich nur einen außerordentlichen Feſtſchmaus zu geben die Ehre hatte.

— Was ſoll das heißen? Wir bekommen nicht einmal zu eſſen?

— Sorget ſelbſt dafür.

— Wir wollen nicht!

— Dann kann ich euch nicht helfen.

— Hüte dich, uns zu erzürnen: wir wollen heute und immer bei dir eſſen, jedes Abſchlagen wäre ein Eingriff in unſere Freiheit.

— Aber, Bürger!

— Nichts da! gib uns zu eſſen, Fabrikant!

— Und wenn ich wollte, ich könnte nicht.

— Iſt es möglich, unſere Leichtgläubigkeit ſo gren-

zenlos zu mißbrauchen! Was nüzen uns die rothen Nüzen, wenn wir darunter verhungern? Iſt das die Emanzipazion? Wir wollen eſſen und können nicht, wir wollen Krieg führen und haben kein Heer dazu, wir wollen Eiſenbahnen anlegen und uns mangelt das Geld. Was meint ihr, Bürger, wäre es nicht am gerathenſten, den Pandrerel als Aufwiegler zu ſteinigen, und die alte Ordnung der Dinge zurükzurufen?

— Ohne Zweifel!

— Nieder mit Pandrerel! riefen die Neger und riſſen blutgierig die Augen auf und faßten nach Steinen.

Pandrerel entlief ſo ſchnell er konnte, der Negerſchwarm folgte ihm in einiger Entfernung. Er hatte fürchterliche Angſt, als er bereits Steine hinter ſich raſſeln hörte.

— Die Welt liegt doch unverbeſſerlich im Argen! ſchrie er. Da lachte es oben ihm in den Lüften, Midas ſchlug ihn vor die Stirne und ſagte: Glaubſt du mir nun, mein Freund, daß Worte und Grundſäze das Kraut nicht fett machen? Materiellen Wolſtand will und bedarf die Menſchheit, und Gold iſt der Meſſias aller Zeiten. Ich hoffe die Welt aus dem Argen zu arbeiten.

Vierter Umriß.

Midas ſtand in ſeinem Laboratorium, ſchwarze Dämpfe ſtiegen aus den Retorten und liefen in den Röhren umher; er rührte eifrig im Schmelztiegel. Der Laborant hatte eine neue Miſchung erſonnen, dieſe oder keine mußte Gold erzeugen. Es brodelte ſeltſam im Keſſel, glühende Blaſen ſtiegen auf und ſprangen mit feinem, metalliſchen Klange, Midas ſtarrte geſpannt in die gährende Maſſe. Aber ſie ward immer klarer und heller, die Hoffnung des Alchimiſten verdoppelte ſich. Das Kohlenfeuer warf einen grellrothen Schein auf ſein Geſicht, ein Karfunkel beleuchtete das übrige Gewölbe. Die Miſchung war nun in gediegenem Fluſſe; in athemloſer Spannung ſtekte Midas ein Stäbchen in die Maſſe, ein Schrei des Entzükens entſchlüpfte ihm, als das herausgezogne mit dikem Golde umſponnen erſchien. Vor Freude matt ſank er in den Ohrſtuhl, dieſer Augenblik belohnte ihn für die Anſtrengungen ſeines Lebens, nun war es kein verlornes mehr. Nachdem er ſich von der erſten Freude erholt hatte, nahm er die größten Keſſel, deren er habhaft werden konnte, und bereitete die köſtliche Miſchung in Großem. Der unedle Schaum verflog, der Niederſchlag war gediegenes

Gold. Bald vermochte sein Haus die Klumpen und Stangen Goldes nicht mehr zu fassen, alle Räume desselben waren damit erfüllt, und der Laborant hielt es an der Zeit, zum großen Werke der Weltverbesserung zu schreiten.

Er wog das Gold in weite Säke, jeden zu tausend Talenten, und berief die Menschheit zu sich. Jeder Sterbliche erhielt einen solchen Sak mit Gold, und der Magnier lachelte ins Fäustchen, wenn er daran dachte, wie schnell er der Argheit der Welt den Garaus machen werde.

Die Leute glotzten den großen Wolthäter zuerst ungläubig an, probirten dann mißtrauisch Schrot und Korn des Goldes, und als sie beides echt befunden hatten, priesen sie den Laboranten laut und nannten ihn heimlich einen Thoren. Nur einen Aerger hatte Jeder der Beschenkten, daß sein Nachbar nicht weniger als er bekommen habe.

Der Bediente stand neben dem Herrn bei der Vertheilung, und als dieser jenem zumuthete, auch seinen Sak Goldes nach Hause zu tragen, lachte ihm der bisherige Diener unter die Nase, wies ihm den eigenen Reichthum und bot ihm eine ansehnliche Summe für denselben Dienst. Nach manchem Zanke lud endlich

jeder der Beſchenkten die ihm zugefallene goldne Laſt auf den Raken und ſchleppte ſie im Schweiße des Angeſichtes nach Hauſe.

Nun aber begann ein allgemeiner Feſttag; das Arbeiten hörte auf; was gut und theuer war, wurde aufgekauft, Trüffeln, feine Weine ſtanden auf jedem Tiſche, Alle gingen in Schmuk und Seide, und nach Pferden, Zierath und Koſtbarkeiten war ungeheure Nachfrage. Eine einzige Unbequemlichkeit befand ſich im Geleite ſo vielen Genuſſes: kein Menſch wollte mehr dienen, man mußte ſich Alles ſelbſt beſorgen und bereiten.

Gleichwol wurde Abends die Stadt erleuchtet, und wo Midas an den Häuſern vorüberging, ſah er Feſtgelage, Schmaus und Freudetaumel in den Wohnungen. Der Jubel dauerte Tage und Wochen, alle Vorräthe und Waarenlager wurden aufgekauft und verzehrt, Alle prieſen den Alchimiſten, denn Arbeit, Elend und Mühſeeligkeit war für die Menſchheit vorüber.

Aber die in der frühern Zeit aufgeſpeicherten Vorräthe gingen allmälig auf die Neige; die Felder lagen brach, keiner der Millionäre wollte ſie bebauen; die Arbeitſäle ſtanden leer, wer ſollte noch Hammer und Scheere führen; die Fabriken wurden nicht mehr be-

trieben, die ſinnvollen Maſchinen verfielen. Die Folge dieſer plözlichen Umwandelungen war eine ungeheure, allgemeine Theurung, man wog jedes Bedürfniß mit Golde auf und konnte doch bald die nöthigſten nicht mehr befriedigen. Die Menſchheit murrte, aber Midas lächelte über ihre Kurzſichtigkeit: er war ja nicht müßig geblieben unterdeſſen, und veranſtaltete jezt eine zweite, noch größere Goldvertheilung. Das machte die Welt wieder flott, die ungeheuren Goldanbote lokten, was man nur noch auftreiben konnte, zu Markte, und wieder gab es einen feſtlichen Jubeltag.

Ihm folgte deſto ſchneller noch herberer Mangel: wo man hin ſah, gab er nur Gold, die Gaſſen, die Gemächer ſtrozten davon, aber alle Bedürfniſſe des Lebens blieben unbefriedigt. Man ſchrie umſonſt nach Genuß und wälzte ſich troſtlos im Golde; in Sammtlappen mit blanken Treſſen und Stikereien bedekt liefen die Leute im Froſte umher, und feilſchten erfolglos um ſchüzende Bärenhäute und Wolldeken; vor goldenen Töpfen und Tellern ſchrie man verhungernd um einen Biſſen Brod, auf goldenen Krüken irrten die Bettler umher und heulten um eine milde Gabe, und mit goldenen Knitteln erſchlug ein Menſch den andern, um ſich mit ſeinem Blute zu nähren.

Midas rannte durch die Gassen und warf Gold mit vollen Händen aus, aber die verschmachtenden Menschen kümmerten sich nicht um die werthlose Gabe und fluchten ihm. Er rief zu den Göttern um Hilfe; sie gaben ihm in vollem Maße, um was er einst gefleht hatte, ein goldner Regen fiel; er kletterte über Goldhaufen, was er berührte, ward zu Gold. Das Quellwasser, das er trinken wollte, wurde ein Goldstrom; die Rose, die er brach, hatte goldne Blätter, aber keinen Duft; das sorgsam ersparte Brod ward zum Metallklumpen; er weinte, und goldene Thränenkörner rollten aus seinen Augen. Es war schrecklich, der Fluch des Goldes lag auf ihm furchterlicher, als jemals der der bittersten Armuth auf einem Menschen: wo er hinsah, glänzte verruchtes Gold, der Weg, den er trat, das Polster, auf dem er ausruhen wollte, war hartes Gold, — in Gold verwandelte sich die Hand des Freundes, nach der er langte, und der süße Leib der Geliebten ward zum kalten, goldnen Standbilde.

Er verzweifelte im allgemeinen Elende; das eherne Zeitalter der Welt war nie so arg gewesen als das seine. Trostlos und ohne Ruhe rannte er in die Wildnisse, er wollte der Menschheit, er wollte den Vorwürfen des eigenen Gewissens entfliehen. Es gelang ihm nicht,

das Schilfrohr, das am wilden Paktolus ſtand, ſchwankte im Winde hin und her und rief in ſchadenfrohem Geflüſter: Midas, du haſt offenbar ſehr lange Ohren!

Fünfter Umriß.

— Iſt es wahr, Sterblicher, daß du die Kunſt erfunden haſt, den Erfolg jedes Dinges zu erforſchen, und ſo gleichſam im Beſitze der Zukunft biſt?

— Ganz gewiß, Sohn des Mondes und der Geſtirne! entgegnete Malchus und hob die ſchmale Adlernaſe, auf der eine Hornbrille ſaß, zuverſichtlich in die Höhe, ich habe die längſt vergeſſene Kabala wieder entdekt, und kenne mittelſt eines mechaniſchen Kunſtgriffes die Folgen jeder That.

Der Fürſt lächelte zufrieden; die ſieben Weiſen Griechenlands murrten mißvergnügt; der Fürſt warf ihnen einen vernichtenden Blik zu, ſie ſchwiegen in trotzigem Hohne.

— Mein früher Scharfblik entdekte, daß die Welt im Argen liege, fuhr Malchus fort, ich beſchloß ihr unter die Arme zu greifen. Ein Anderer hätte vielleicht durch Wiedergeburt des urſprünglichen Heldengeſchlechtes, durch Fülle irdiſcher Güter oder durch

große Redearten und erhabene Worte ihr zu helfen gesucht, ich erkannte das Unsichere eines solchen Unternehmens; wer konnte für den Ausgang gutstehen? Ich setzte mich hin und kalkulirte. Wenn man erst den Erfolg jedes Unternehmens weiß, so müßte man mehr als Thor sein, um nicht das beste zu beginnen. Ich verlegte mich also auf die Wissenschaft der Zukunft. Das Einmaleins veranlaßte mich zu fruchtbaren Kombinazionen; die Kettenrechnung vom gegenwärtigen Gewissen bis zum zukünftigen Unbekannten war lang und schwierig, aber das Ergebniß meines ausgezeichneten Verstandes würdig. Ich kann nunmehr die Folgen jedes Dinges ausrechnen, es ist somit ein Leichtes, hierauf den besten Rath zu erwählen, und die Welt lag offenbar am längsten im Argen.

— Glaube dem Prahler ja nicht, erleuchteter Fürst! schrieen die sieben Weisen; nächst der Sonne und dir sind offenbar wir die weisesten Bewohner des Weltkreises, und selbst uns ist nur die Vergangenheit, aber nicht auch die Zukunft bekannt.

— Schweigt, brüllte der Sohn des Mondes, nicht großsprechenden Worten, sondern unwiderlegbaren Proben wird meine unermeßliche Weisheit Glauben zollen. Bald werde ich herausgebracht haben, wessen Zunge

Weihrauch vor dem Throne des himmlischen Reichs ausgestreut hat, und der Lügner zittere! Er ließ sich ein Kristallglas bringen und schwang es vor der Lehne des Thrones, der in riesiger Höhe über den Marmorboden des Sales emporragte. Was wird die Folge sein, schrie er, wenn ich den Glasbecher auf diese Porzellanplatten schleudere? Jezt sprecht, auf daß ich die Spreu vom Weizen sondere.

Die Weisen steckten verblüfft die Köpfe zusammen; sie baten um Bedenkzeit und schlugen in dikken Folianten nach. Aber in dem Schuking war nichts über den halsbrecherischen Fall enthalten, und ihr Mutterwiz ließ sie heute wieder einmal im Stiche.

— Wird's werden? rief der ungeduldige Herrscher.

— Tien und Schang ti mögen dich segnen, antworteten sie, frage uns um Alles was du willst, uns ist Alles zwischen Himmel und Erde bekannt, aber was du jezt wissen willst, mag wol kein Sterblicher erforschen.

Der Kurst raufte sich am Barte und wendete sich zu Malchus. Der lächelte lieblich im Bewußtsein seiner Wissenschaft und des Sieges.

— Wenn du das Glas hier an den Marmorboden schleuderst, so wird es zerbrechen, sprach er.

Alle erstaunten über den zuversichtlichen Ausspruch;

die ſieben Weiſen wakelten mit den Köpfen; der Fürſt ſchlenderte das Kriſtallglas tauſend Toiſen tief an den Marmorboden: es zerſprang in der That in unzählige Scherben. Kein Mund war geſchloſſen, der Fürſt winkte und ſieben Köpfe rollten zu Malchus' Füßen.

— So beſtrafe ich aufgeblaſene Unwiſſenheit, ſie aber, fügte der Fürſt verbindlich hinzu, ſind von Stunde an mein geheimer Kalkulator. Entfernen ſie ſich.

— Malchus verneigte ſich wonnetrunken und ging. Zwei Unendlichkeiten gaukelten in ſeinem Kopfe, die des Stolzes und die der Hoffnung; unwillkührlich ergoß er ſich in folgendes Selbſtgeſpräche: So habe ich denn endlich das Ziel meines Strebens vollſtändig erreicht; was konnte der Welt meine geheime Wiſſenſchaft nüzen, ſo lange ich privatiſirte, ich konnte wol mein eignes Leben als Vorbild der Klugheit und Weisheit aufſtellen, doch das Beiſpiel mußte zu wenig nachgeahmt, der Erfolg für die Maſſe ohne Nachhalt bleiben. Jezt aber bin ich geheimer Kalkulator; an meinen Kenntniſſen wird ein König, ein mächtiges Reich, im Grunde der ganze Erdkreis Theil nehmen. Ich werde vorherſagen, was der Erfolg jeder Unternehmung ſein würde, die Räthe werden dann die beſte wählen, der Fürſt wird

ſie blizſchnell in Ausübung bringen. Welt, wie lang haſt du noch im Argen zu liegen?

Dieſe und ähnliche Gedanken flogen durch ſeinen Kopf, bis er nach Hauſe kam; da ſprang ihm Roſe entgegen. Roſe war das ſchönſte Mädchen des Reiches: jung, blühend, köſtlich, duftig, und ſie liebte ihn. Er erzählte ihr ſeine plözliche Erhöhung, ſie lächelte und freute ſich, nicht über ſeinen neuen Rang, ſondern über das Lächeln, die Freude des Geliebten. In ländlicher Einſamkeit war ſie aufgewachſen, ihre Wünſche, ihre Hoffnungen gingen nicht über die Flur ihrer Heimath, zu blühen und zu lieben ſchien ihr Beruf zu ſein. Mehr das Schikſal als ſein Verdienſt, ſo groß es auch geweſen ſein mag, gewann dem Kalkulator ihre koſtbare Liebe, der Duft dieſes Herzens berauſchte ihn, ohne daß er deſſen ganzen Werth erkannte. Die Miſterie der Liebe verbarg für Roſe jeden Schatten, der am Geliebten hing, ſie hatte ihr ganzes Daſein an ihn verloren. Nächſt ſeinem Weltverbeſſerungsplane war Roſe auch ihm das liebſte Gut auf der Erde. Er theilte nun ſeine Zeit zwiſchen ſeiner neuen Beſchäftigung und der Geliebten.

Der geheime Kalkulator war unbezweifelt die erſte Perſon bei Hofe. Der Fürſt fragte ihn, wie ſeine

Jagd ausfallen werde, und Malchus bestimmte, daß er acht Hasen, zwei Fasanen und einen Rehbok schießen werde; er verkündete, daß, wenn man das Getreide in das Wasser säen würde, die Ernte gering ausfallen müßte, er sagte voraus, daß, wenn man zwei Pferde vorne und zwei hinten an einem Wagen anspannen wollte, die Fahrt jedenfalls langsam vor sich gehen würde. Das pünkliche Eintreffen aller seiner Kalküle vermehrte immer mehr sein Ansehen, und bald wurde bei Hofe und im Lande nichts mehr unternommen, wenn der geheime Kalkulator nicht vorher die Folgen des Thuns so wie des Unterlassens kund gegeben hatte. Dabei flossen Ehren und Belohnungen in Fülle auf sein Haupt.

Jezt dachte Malchus ernstlich daran, auch sein eigenes Lebensglük zu gründen, und ließ seine baldige Heirath mit Rose verkünden. Er schwamm in Glükseligkeit; die Vorbereitungen dieses Festes übertrafen Alles, was man bisher an Pracht gesehen hatte. Der Himmel wurde mit dem heitersten, glänzendsten Blau ausgeschlagen und die Sonne als Zierath beigelegt; auch Abend- und Morgenröthe wurden nicht gespart, und goldne Sterne durchwirkten ihren schillernden Purpur. Die Erde war mit reichen grünen Teppichen überdekt,

welche Thauperlen und Blumenjuwelen durchſchlangen. Der Hochzeitabend kam, ſeine Goldpracht verkündete den langſten ſeeligen Tag; Nachtigallen ſangen der Roſe ihr Brautſtändchen, und ſie ſelbſt hatte den Kelch voll und prangend erſchloſſen. Klänge und Strahlen ſpielten in ihren Träumen; der Kalkulator kniete liebetrunken vor ihr und blikte zu ihr und zu den Sternen, und ſchaute abwechſelnd in zwei Himmel.

O wie ſeelig werde ich ſein! jubelte er. Da ſtieg ihm ihr Duft zu Kopfe, daß er zu nieſen anfing.

— Ich will doch im voraus ſehen, wie ſeelig ich ſein werde.

Er erhob ſich, zündete ſeine Studirlampe an und zog die Rechentafel hervor. Er ſchrieb die Zahl ſeiner Heirath auf und kalkulirte weiter. Die Rechnung war lang und verwikelt; die kürzeſte Nacht ging darüber hin, die Nachtigallen verſtummten, die Düfte erſtarben. Auch des Kalkulators Stirne wurde immer krauſer; am Ende, als das Fazit heraus und die Probe darüber gemacht war, ſchlug er ſich vor den Kopf und geberdete ſich unſinnig.

— Alſo die Roſe verblüht, und in Kurzem ſollte ich ein welkes Weib ohne Zähne, mit kahlem Kopfe ans Herz drüken, ich, der weiſe, vorſichtige Kalkulator?

Wie die Weiber betrügen können, wer hätte das hinter der Roſe geſucht! Mein Glük, daß ich ein Kalkulator bin!

Er rannte in den Garten. Mein Fräulein, begann er, ich komme da hinter ſaubere Geſchichten und dies und das; ſie haben den Plan, alle Tage älter zu werden und an Schönheit zu verlieren, und entblöden ſich nicht, einen Kalkulator, wie ich bin, in das Nez zu loken. Da wird nichts daraus, ſuchen ſie ſich gefälligſt unter den Zefiretten oder Nachtfaltern einen Gatten, mich aber laſſen ſie ungeſchoren! Ich empfehle mich.

Thränen beugten den Kelch der Roſe; ſie ſchwieg, der Dorn drang in ihr Herz, und der erſte, leichte Herbſtnebel ſchauerte über die Landſchaft.

Dem Kalkulator ſchmekten an dieſem Tage die Trüffeln nicht, er gähnte nach Tiſche weniger zufrieden als gewöhnlich, ſelbſt ſeine Hornbrille lief ihm trüb an. Er wurde zum Fürſten gerufen; ſein Leibpferd Durindana war krank geworden. Der Fürſt fragte, was der Erfolg ſein werde, wenn er es von den beſten Ärzten des Reichs behandeln laſſen würde.

— Es würde an den Medikamenten ſterben.

— Und wenn ich keinen Arzt rufen laſſe?

— So wird es an der Krankheit zu Grunde gehen.

— Was ſoll ich alſo thun?

— Das weiß ich nicht, antwortete Malchus achselzuckend, fragen sie ihre Räthe, ich bin nur Kalkulator, und kenne nur den Erfolg der Dinge.

Er warf seine Nase in die Höhe, und entfernte sich heute das erste Mal, ohne eine Gunst des Fürsten erfahren zu haben. Malchus war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um darüber unruhig zu werden. Sein Herz fühlte eine Leere, die der Weltball kaum ausfüllen zu können schien; wo er ging und stand, mangelte ihm Rosa; um sie zu vergessen, beschloß er sobald als möglich eine andere Braut zu wählen. Er besah sich die Mädchen des Landes ein paar Jahre, um sich jenes unter ihnen zu erlesen, für das sein Herz allenfalls fühlen könnte. Als er ein Duzend beisammen hatte, fing er an, die Folgen auszurechnen, wenn er das eine oder das andere von ihnen heirathen würde. Die Berechnung war wenig erbaulich: die Tulpe versprach ihm die Hahnreischaft, die Narzisse träumende Selbstbespiegelung, die Belladonna Schwindsucht, die Mimose reizbare Weinerlichkeit, die Aloe Stacheln —

— Was ich doch glüklich bin, daß ich den Erfolg jeder Sache weiß, rief der Kalkulator, ein Anderer ginge hier und dort in die Falle.

Er nahm einen Urlaub und besuchte mit erneuter

Hoffnung ferne Länder; aber die traurigen Folgen der Ehe mit den Kindern der Fremde waren noch zuverläſſiger und widerwärtiger. Es gab kein Mißgeſchik mehr, das ihn nicht in den Armen der Einen oder der Andern erwartete. Was er auch ſuchte, eine Roſe fand er nicht wieder: dieſe allein hätte ihn nur durch ihr Verblühen betrübt. Jahre waren vergangen, ohne daß er noch ein Herz gefunden, das ihn geliebt und beſeeligt hätte. Die Loken ſeines Hauptes wurden dünner, ſeine Stirne ward kahl, ſeine lezten Hare grau; da ergriff ihn die Erinnerung ſeiner Jugendliebe mit ſehnſüchtiger Rührung. Nur geſtikte Blumen, todte Düfte ſchmükten ſein Zimmer, und der Traum von der Roſe war das einzige Glük ſeines gealterten Daſeins.

Er ſchlich hinaus in den Garten: wol hatte er richtig berechnet gehabt, die Roſe war ſchnell verblüht, ein Grabhügel die einzige Spur ihres Daſeins. Sie hatte den längſten Tag nur wenig überlebt, die erſte Herbſtluft hatte ſie entblättert. Er weinte an ihrem Male: auch ſein Leben ging an die Neige, er ſtand allein mit ſeiner Wiſſenſchaft in der Welt. Sie hatte ihn richtig vor dem kleinſten Fehlgriffe bewahrt, aber die Scheu vor Mängeln hatte ihm auch den Genuß des höchſten

Glutes geraubt, die Furcht vor grauen Tagen hatte ihn um die Stunde aus Elisium betrogen.

Da schreckte der plötzliche Einfall der Hunnen das Reich und ihn empor. Der Fürst ließ ihn rufen; man bereitete sich zum Kriege; der Fürst wollte wissen, welchen Erfolg eine Schlacht, der Widerstand haben werde.

Malchus rechnete lange, endlich gelang es ihm die Gewißheit zu gewinnen, daß die Hunnen siegen und dann verderbend und zerstörend über das Reich fallen würden.

— Und wenn wir uns unterwerfen? fragte der Fürst.

— Auch dann ist, antwortete der Kalkulator nach langem Berechnen, Knechtschaft und Verderben unser Loos.

— Was ist zu thun? jammerte der unglückliche Fürst.

— Das mögen ihre Räthe ihnen sagen; ich weiß nur den Erfolg und nicht das Mittel.

— Verruchter Kalkulator! donnerte der Fürst, so möge denn, noch während ich auf meinem Throne sitze, dein Haupt zu meinen Füßen rollen.

Malchus entfloh und verbarg sich in den Sumpf zu Minturnä. Bis an das Kinn im Moraste steckend, berechnete er die Folgen, wenn er noch länger in dieser Lage bliebe. Der Hungertod binnen vier und zwanzig Stunden, war die Antwort, die ihm seine Wissenschaft

gab. Er ſezte den Fall, daß er das Verſtek verließe; auch da wies ihm die klare Rechnung Tod binnen derſelben Zeit durch die Schergen des Prinzen. Rathlos kroch er hervor; auf beiden Seiten drohte ihm der Tod, — der gewiſſe Tod binnen vier und zwanzig Stunden. Er ſezte ſich auf die Ruinen von Karthago und jammerte; aber die Verzweiflung überfiel ihn händeringend und zähneflettſchend. Er raufte ſich die Haare, zerſchlug ſich die Bruſt, und verwünſchte die troſtloſe, verderbliche Wiſſenſchaft der Zukunft, die ihm jede Hoffnung zerbrach, jede Thatkraft raubte. Da ſah er die Häſcher über das alte Mauerwerk herbeikommen; noch hätte er ſich verbergen können, die kimbriſchen Sklaven ſahen ihn noch nicht, aber die Gewißheit, in vier- und zwanzig Stunden, nicht früher, nicht ſpäter ſterben zu müſſen, unterdrükte jeden Verſuch der Rettung.

Die Schergen erſahen ihn jezt, puzten ſich die Naſe, ergriffen ihn und ſchleppten ihn in das Gefängniß. Seine Zähne klapperten in Furcht des Todes, ſeine Knöchel knakten vor Angſt, Schritt um Schritt ſchlich der Tod gegen ihn. Schnelle Vernichtung wäre ihm Wolthat geweſen; in vier und zwanzig Stunden! näſelte ihm der Tod entgegen und ſchritt nicht ſchneller und nicht langſamer.

— O verderbliche Wiſſenſchaft der Folgen, Kenntniß der Zukunft, ſchädlich jedem ſterblichen Herzen! läge die Welt nicht ſchon zur Genüge im Argen, dir gelang' es oder keinem andern Dinge, ſie in die Dinte zu bringen!

Da gab ihm der Tod einen rieſigen Naſeſtüber zum Lohne für ſeinen Weltverbeſſerungsplan.

Sechſter und lezter Umriß.

Pandolo ſtand vor dem Spiegel, ſein Anzug war jezt vollendet: er trug eine kurze, ſchwefelgelbe Hoſe und breitſchoßigen lavendelfarbenen Frak, ein gefalteter Buſenſtreif flatterte über die geſtikte Weſte und die falſchen Waden gaben ihm ein vielverſprechendes Ausſehen. Die Haare ſchwangen ſich über der Stirne in einem gepuderten Kakadu empor, den Nüken aber zierte ein ſteifer, gewaltiger Zopf. Die neueſte Mode forderte dieſes Anhängſel zwar nicht mehr, aber Pandolo hatte Grundſäze, und einer davon war, nie ohne Zopf zu erſcheinen. Er ſtellte ſich in den Hintergrund des Zimmers und ſchleifte demüthig und doch würdevoll gegen den Spiegel hervor; jezt verzog er den Mund zirkelrund und verneigte ſich bis zu beliebiger Tiefe. Pandolo hielt Probe der wichtigen Vorſtellung, der er heute en-

gegenging. Er ſchien endlich mit ſich ſelbſt zufrieden, und öffnete die Thüre des nächſten Zimmers: ein leiſer Ausruf des Erſtaunens und der Freude ließ ſich vernehmen, und ſeine Tanten und Baſen begrüßten ihn mit Genugthuung und Überraſchung. So ſtaatlich herausgeputzt hatte die Sippſchaft den Vetter nicht erwartet; man bewunderte die Schnabelſchuhe, die Rokflügel, ſeine ausgeſtopften Beine und erſchöpfte ſich in Lob und Bewunderung, nur der Zopf erregte einige Bedenken; Pandolo zukte jedoch mit den Achſeln, und da die Karakterſtärke des jungen Mannes bekannt war, betrachtete man die Sache hiermit als erledigt. Seine löbliche Haltung zerſtreute überdies jede Beſorglichkeit: er ſtand zierlich auf dem linken Fuße und ſtrekte den rechten auf der Spize ruhend hinaus, er hielt die eine Hand im Bruſtſchlize und ſpielte mit der andern an der ellenlangen Uhrkette, die Naſe ſprang kühn in die Höhe, und jede Bewegung verrieth Studium und Zuverſicht.

Es war heute in der That einer der wichtigſten Tage ſeines Lebens, er ſollte als Praktikant im Miniſterium eintreten. Die jugendlichen Matronen und alten Jungfrauen, die jezt um ihn verſammelt waren, hofften von dem jungen Manne nicht weniger, als das ſchnelle

Emporkommen der Familie, und ſeine Miene ließ allerdings Ähnliches erwarten.

Es ſchlug dreiviertel; um die Stunde mußte er bereits im Bureau ſein. Er drängte ſeine ſämmtlichen Verwandten zurük, nahm den Hut und ſchleifte tänzelnd gegen die Thüre. Die alte Großtante ſtrich ihm noch eine Falte an der Hoſe glatt, Baſe Gertrude beſprengte ihn mit duftendem Lavendelwaſſer und Muhme Käthchen zog ihm den Zipfel des geſtikten Saktuches etwas länger aus der Taſche. Er grüßte ſie Alle, und verſchwand von ihrem Segen, ihren Wünſchen begleitet.

Die ganze Sippſchaft rekte bereits die Hälſe aus den Fenſtern, als Pandolo die Hausſchwelle überſchritt. Sie nikten und winkten ihm nach, bis ihn endlich die Straßeneke ihren wolwollenden Blikken entzog.

Aber nicht in dieſem Hauſe allein beſchäftigte man ſich heute mit Pandolo; auch die weitläufigeren Gevatterinnen und Nachbarn wußten, daß Pandolo heute an das Staatsruder treten ſollte, alle Fenſter der Gaſſen, durch die er kommen mußte, waren beſezt, die Schuljugend hatte ihm Blumen geſtreut.

Jezt ſchritt der künftige Praktikant am Hauſe des Profeſſors vorüber. Der alte Herr ſtand mit ſeinen fünf Töchtern am Fenſter. Er hätte nicht gedacht, daß

aus ſeinem einſtigen Schüler noch ein ſo großer Mann werden ſollte. Mit den fünf Töchtern des Profeſſors hatte es eine eigene Bewandtniß, jede war um fünf Jahre älter als ihre nächſt jüngere, ſo daß die jüngſte gerade zehn, die älteſte dreißig Jahre zählte; daß noch keine einen Mann hatte, brauche ich nicht zu bemerken. Aus Zufall oder in geheimer Abſicht blinzelte der Praktikant zu den fünf Kindern des Profeſſors hinauf und rukte den Hut. Der Profeſſor ſchleifte tiefe Krazfüße hinunter, die Töchter knixten; der Älteſten rieth der Profeſſor, am freundlichſten zu danken.

Der Praktikant mißfiel keiner von ihnen; der Profeſſor aber brach jezt in ſein Lob aus.

— Sein Glük iſt gemacht, rief er zulezt mit Salbung, im Namen Praktikant liegt eine ganze Zukunft, was kann nicht Alles aus einem Praktikanten werden; wie Mancher fing damit an, und endete als Miniſter. Meluſina, der wäre ein Fang für dich; lege deine Reize los, mein liebes Kind, wir werden ihn auf den nächſten Sonntag zu Tiſche bitten.

Meluſina, die älteſte ſeiner Töchter trillerte eine Roulade; ſie war Sängerin und zweifelte nicht, den Praktikanten bleibend zu feſſeln.

— Aber Vater, der Zopf!

— Der iſt es ja eben, erwiderte der Profeſſor, der weiſt, daß der Praktikant einen eignen Weg einſchlagen wird.

Unterdeſſen kam Pandolo auf das Bureau. Einige Kanzleiverwandte ſtanden beieinander und plauderten; als ſie den Praktikanten eintreten ſahen, ſchnitten ſie ihm tiefe Verbeugungen und ſchwiegen aus Achtung.

— Holen ſie mir den Miniſter, ſchrie Pandolo und ſchlug die Beine übereinander, ſagen ſie ihm, der Praktikant ſei da.

Einige Diener flogen. Als der Miniſter die Nachricht erhielt, hatte ihn ſein Raſirer ſo eben eingeſeift, um ihm hierauf den Bart abzunehmen. Er wollte den Praktikanten jedoch nicht warten laſſen, fuhr in ſein Staatskleid, und eilte, ohne den Seifenſchaum abzuwiſchen, zum Praktikanten. Pandolo wollte ſich vor ihm verneigen, der alte Herr umarmte ihn jedoch. Er führte ihn in den neuen Dienſt ein, wies ihm ſein Zimmer und ſeine Beſchäftigung an.

Pandolo rührte die Dinte um und prüfte die Federn, er ſchien zufrieden.

— Ich beneide ſie in der That, mein Herr, fuhr er fort, daß ſie mich zum Praktikanten gewonnen haben; ich pflege Berge zu ebnen, einige hundert Kopiſten werden

meine Aufſäze kaum ins Reine ſchreiben können. Ich arbeite mit beiden Händen; wenn es Noth thut, konzipire ich auch mit den Füßen.

Der Miniſter vergaß den Mund offen.

— Vieles aber, das ſage ich ihnen in voraus, fuhr der Praktikant fort, muß anders werden; ich werde nicht ruhen, bis nicht das ganze Bureau Zöpfe trägt.

Dem Miniſter ſchien dies bedenklich, dennoch wagte er nicht, eine Einwendung zu machen.

Nachdem Pandolo Alles beſehen hatte, entließ er ſeinen Chef und ging, wie er gekommen war, nach Hauſe.

Er blinzelte wieder zu den fünf Schönen des Profeſſors empor, ward wieder von ſeinen Muhmen und Baſen empfangen und trat unverſehrt, wie er gegangen, in das Zimmer.

— Wie ging's, — was ſagte der Miniſter, — was haſt du ihm entgegnet? fragten die Gevatterinnen durcheinander.

Er aber warf ſich matt ob des erſten Amtstages in das Sofa, ſtrekte Arme und Beine von ſich und ſchrie mit Anſtand: Still, das ſind Amtsgeheimniſſe!

Die Tanten fuhren erſchrekt zurük, wagten jedoch keine Einwendung dagegen. Goldne Träume der Zukunft balgten ſich im Kopfe des Praktikanten, er fanta-

sirte von Ehrenstellen und Amtswürden. Nun wurde Kaffee servirt, und zwar zur Feier des Festes ohne Sirup und Zichorie. Auch die Einladung des Professors erschien und wurde nach einigem Bedenken unter dem Vorbehalte angenommen, daß es die Amtsgeschäfte erlauben.

Der Sonntag erschien und mit ihm der Praktikant im Hause des Professors; er saß am Ehrenplaze, Melusina an seiner Seite. Sie warf verliebte Blike auf ihn, auch er war nicht unempfindlich; in Kurzem waren sie zwei Liebesleute. Noch vor dem Ende der Malzeit fragte der Professor Pandolo um seine Absichten, sie waren die ehrlichsten. Der Professor pries das Glük seiner Tochter, verlobte das junge Paar und festsezte die Hochzeit auf den Tag der ersten Beförderung des künftigen Schwiegersohnes.

Unterdessen fuhr ein neues Leben in das Bureau; unser Praktikant spizte Vormittags die Federn und radirte nach Tische; Alle bewunderten seinen Stil, auswärtige Mächte schikten ihm ihre Orden, das Volk buhlte um seine Gunst. Gleichwol vergingen fünf Jahre, und die Kanzleiverwandten trugen noch keine Zöpfe und Pandolo saß noch in der Praxis. Melusina ward

ungeduldig; ein Spießbürger warb um ihre Hand; ſie reichte ſie ihm ohne weiters.

Der Praktikant wurde jezt mit Amalaſunta, des Profeſſors zweiter Tochter, verlobt; ſie hatte ſtatt blonder Haare ſchwarze, ſtatt blauer Augen dunkle, ſang nicht, aber malte; den Praktikanten beirrte das wenig, und alle Theile waren zufrieden.

Aber wieder vergingen fünf Jahre, ohne daß der Praktikant das Zopfſiſtem durchgeführt, oder eine Beförderung gewonnen hätte. Amalaſunta heirathete einen Andern, und dem Praktikanten wurde Odeſlede, die dritte Schweſter beſtimmt. Der Profeſſor lächelte pfiffig; hat der Praktikant bisher zehn Jahre warten müſſen, meinte er, ſo wird er jezt deſto ſtürmiſcher ſteigen, ich ſehe meinen Schwiegerſohn noch im Kabinette.

Pandolo hatte bereits alle Berge des Landes geebnet, er ſchrieb mehr, als die geſammte Landſchaft leſen mochte, aber auch die lezte Sonne der nächſten fünf Jahre ging über dem vereinzelten Zopfe des Praktikanten unter. Auch ſeine dritte Verlobte bekam einen Mann. Jezt ergriff die erſte Ungeduld den Praktikanten. Er ſtürzte auf's Miniſterium und forderte Rechenſchaft.

— Schreiben ſie dieſe Verzögerungen, tröſtete man ihn, lediglich den Zeitläuften zu, und haben ſie Geduld,

in ein paar hundert Jahren wird es beſſer gehen, ja vielleicht ſchon in hundert oder gar in fünfzig.

Meinen ſie in der That?

— Ganz gewiß, verehrter Praktikant.

Pandolo eilte getröſtet zum Profeſſor und hielt um die vierte Tochter an. Lindarara ward ihm verſprochen; ſie war Tänzerin, und Pandolo bewunderte ihre Reize noch mehr als die ihrer Vorgängerinnen.

Aber war glüklicher in dem neuen Brautſtande und bei ſo zuverlaſſigen Hoffnungen als unſer Praktikant. Er liebte Lindarara über alle Maßen und legte das vierte Mal den Antrag über die Zöpfe vor. Man ſchnitt Geſichter und wies ihn abermals zurük, die Vorgeſezten zukten ſogar die Achſeln über den ungeheuren Zopf des Praktikanten.

Fünf andere Jahre vergingen, der Praktikant war wieder nicht befördert worden; Lindarara ging mit einem Schauſpieler durch; man nannte den Praktikanten einen verruchten Kezer, der Profeſſor fing an zu merken, daß er etwas gefreſſen habe, und die jüngſte Tochter entdekte, daß er falſche Waden trage.

Gleichwol ward ſie mit ihm verlobt, da ſie bereits dreißig Jahre zählte, aber noch keinen Liebhaber gefunden hatte. Dem Praktikanten lag das Wol der

Welt zu ſehr am Herzen, er hoffte am Ende dennoch durchzudringen und unterſtüzte die Zopfbill mit neuen geharniſchten Gründen. Das war dem Miniſter zu arg, er verwies ihn ohne weiters aus dem Bureau und der Profeſſor aus ſeinem Hauſe.

Die Geſchichte vom Praktikanten machte Aufſehen; alle Leute kamen darin überein, daß er ein Tropf ſei, der ſelbſt ſein Glük verſcherzt habe, und keiner der fremden Geſandten verwendete ſich für ihn.

Niedergeſchlagenen Geiſtes ſchlich der Weltverbeſſerer vom Bureau nach Hauſe und klagte über die Undankbarkeit der Welt. Die Schuljugend ſtreute ihm diesmal kleine Blumen, und Tanten und Baſen klafften und ſchnurrten ihn an. Er trug noch denſelben lavendelfarbnen Rok und die ſchwefelgelbe Hoſe, in der er einſt ſeine Laufbahn begonnen hatte, nur ſahen bereits Ellbogen und Knie durch, und der Titanenmaken war gekrümmt. Die Jahre der Jugend waren längſt dahin, und außer ihm ſelbſt wollte doch kein Sterblicher einen Zopf tragen. Er hielt ſein Tagwerk für verloren und ſchwankte lebensatt und verzweifelnd durch die Gaſſen.

Doch die Gegenſäze berühren ſich oft in dieſer Welt des Zerwürfniſſes. Die einzige Tochter eines nachgebornen Mondprinzen litt an unbezwinglicher Melancholie;

die Ärzte riethen Reisen, auch diese schlugen wenig an; endlich gab das delfische Orakel die Antwort, daß nur Liebe die melancholische Prinzessin heilen könne. Aber Prinzessin Alfanz hatte den eigensinnigsten Geschmak auf dieser Welt. Keiner der werbenden Fürsten und Grafen gefiel ihr, und ihre Melancholie wuchs mit jedem Tage. Sie war so eben in der Stadt angekommen, in der Pandolo seine Praxis genommen hatte, und sah jezt aus dem Fenster.

Sie erblikte ihn und fühlte ihr Herz auf das Zärtlichste bewegt; als sie aber bei Gelegenheit gar seines Zopfes ansichtig wurde, da jauchzte sie himmelhoch und stürzte ihrem Vater zu Füßen.

— Herr Vater, rief sie, dieser junge Mann oder Keiner ist das Ideal meines Lebens! wie oft schwebte mir in ahnungsvollen Träumen solch' ein Zopf, dieser echte Rokoko vor; ich fühle es, wenn dieser nicht mein Bräutigam wird, so muß ich sterben.

— Mäßigen sie sich, Prinzessin, antwortete der Vater, lassen sie uns den jungen Mann genauer betrachten, und wenn er in der That ihren Wünschen entspricht, so habe ich gewiß nichts dagegen, daß er der ihre werde.

Der nachgeborne Mondprinz sezte den entlassenen

Praktikanten unter das Mikroskop, und war mit seiner Beobachtung ungemein zufrieden. Prinzessin Alsanz hatte unterdessen Herzpochen.

— In der That, liebe Prinzessin, rief nun der Vater, ihre Wahl macht ihnen Ehre, Pandolo ist offenbar der vollkommenste Sterbliche, und der Zopf krönt seinen Werth.

— Dieser Zopf ist es auch eben, Herr Vater, der alle Tiefen meines Herzens erschloß, der mir zurief, daß ich mich gewiß nicht täusche.

Der Mondprinz winkte, Bediente stürzten hinunter, und schleppten Pandolo in den Palast. Die Prinzessin hatte unterdessen gerade noch Zeit gefunden, sich die Hände zu waschen und einen rothen Schopf aufzusezen. Sie war das liebewindigste Geschöpf von der Welt; ihr Wuchs war schlank wie der einer Wespe, ihre Augen romantisch, ihre Bewegungen lebhaft. Sobald sie Pandolo vor sich sah, spizte sie den Mund und zog ihn zusammen, sie vermochte vor Gefühl nicht zu reden, ihr Vater aber hielt ohne weiters für sie um Pandolo's Hand an.

— Ist sie aber auch reich? fragte der Praktikant.

— Ohne Zweifel, entgegnete der Vater, treten sie beliebigst hier an das Fenster, und nehmen sie dieses

Fernrohr; so eben steigt der Vollmond dort hinter den Thurme hervor; schauen sie gefälligst mit dem Glas in seine Scheibe; Alles was sie dort sehen, gehört un serer Familie.

— Ist es möglich! rief Pandolo und starrte ent zukt durch das Glas; gehört ihnen auch der Fischteich den ich abseite gewahre?

— Ohne Zweifel, antwortete der nachgeborne Prinz

Dann bin ich der ihre! schrie Pandolo und fank vor der Prinzessin auf die Kniee; woher aber kennen sie mich und meine vortrefflichen Eigenschaften

— Der Zopf verrieth sie meiner Tochter. Sie müssen wissen, daß sie eigentlich ihr Ideal sind.

— Sagt' ich's nicht immer, fuhr Pandolo in Ent zuken fort, daß das Heil der Welt, wie jedes Einzelnen, von den Zöpfen ausgehen muß! Er küßte ihn. Sie aber, Prinzessin, werden sehr glüklich werden.

— Sie werden auch an meiner Tochter ein un vergleichliches Wesen kennen lernen. Sie kann die Augen bewegen, den Mund spizen, ja fast alle Glieder laufen in Schrauben. Sie ist das Muster für alle Damen und kleidet sich seit langem im Rokoko-Geschmake.

Pandolo war seelig; ihn kümmerte es wenig, daß ihr Gesicht in Wachs getrieben war, und daß an der

Niete des rechten Armes ein Fehler war; er preßte sie an sein Herz und hielt noch an demselben Tage Hochzeit mit ihr.

Das Fest war auf das Kostbarste angeordnet, Champagner floß in Strömen. Als aber jezt der hohe Bräutigam eine Flasche selbst entsiegelte, flog der Kork mit heftigem Knalle in die Höhe, ein bunter Perlennebel stieg empor, und mitten am leuchtenden Regenbogen ritt der Geist des Champagners mit lieblichem Lächeln.

— Nun, wie geht es, Pandolo?

— Ganz ergebenst aufzuwarten, würdiger Geist der Zeit. Zugleich siehst du aber auch, daß von allen Weltverbesserungsplanen nur einzig und allein der meine Stich hält. Ich machte durch meinen Zopf mein Glük, und ebenso könnten es noch Viele finden, wenn sie wollten. Die Mode billigt meinen Antrag, jezt liegt es nur mehr an dir, ihn überall und allgemein durchzuführen.

— In der That, Pandolo, ich habe mich überzeugt, daß du den rechten Weg eingeschlagen hast; wie ich dir und deinen Gefährten versprochen habe, so soll jezt geschehen, und alle Leute mit Zöpfen umhergehen!

— O unvergleichlicher Zeitgeist! rief Pandolo, und

sank vor ihm nieder, du Gott der Harkünstler und der —

Aber ein Geschrei und ein Tumult erhob sich um ihn, und als er in die Höhe fuhr und die Augen aufriß, befand er sich zu seiner nicht geringen Verwunderung in Vaudrerel's Feststube. Er war bisher unter dem Tische gelegen, von wo so eben auch seine Kameraden hervorkrochen; vor ihnen stand Xantippe mit gespreizten Armen, und nannte sie schreiend Gauche und Nachtschwärmer und Trunkenbolde.

Ihr Gatte, der Schlafmützenfabrikant, stand gekrümmt daneben, und beschwor zur Ruhe und erinnerte sie, daß sie ihm ja die Feier des fünfjährigen Festes in ihrem Hause erlaubt habe. Sie aber schrie, daß sie ihm nur zwölf Stunden in übergroßer Güte zugestanden habe, und daß jezt die Sonne des nächsten Tages schon im Zenithe stehe.

Der Ehemann mußte ihr Recht geben und seufzte, seine vier Kameraden purzelten schlaftrunken in die Höhe, und sie wies ihnen schreiend die Thüre.

Sobald sie ihre Mützen und Stöke gefunden hatten, schikten sie sich ohne weiters an, dieser Einladung zu folgen. Vaudrerel rang die Hände, alle fünf jammerten, daß die Welt im Argen liege, und als Xantippe

Miene machte, ihnen Flaſchen und Gläſer nachzuwerfen, liefen ſie allzumal davon. Pandolo war zu ſeinem Unglüke der lezte, er war kaum über der Schwelle, als Xantippe bereits die Thüre hinter ſeinem Rüken zuwarf. Der Traum hatte ſeinen Zopf aufgeblaſen, er war ſtolz hinter ihm drein geflogen, und ſtekte jezt geklemmt zwiſchen Thür' und Angel.

Pandolo konnte nicht weiter; im Zimmer begann eine erbauliche Gardinenpredigt, das Schloß war zugeſchnappt, Xantippe verhöhnte ihn innen.

Da ſtieß Pandolo eine Verwünſchung über die rettungsloſe Argheit der Welt aus, ſchnitt mit dem Taſchenmeſſer den Zopf von ſeinem Kopfe, und entlief, indem er ihn und ſeine Grundſäze zurükließ.

Bauernbrenghel.

Bauernbreughel.

Durch ein ſanftaufſteigendes Waldthal ging ein junger Mann in Reiſekleidung, ſein Ränzel war kaum größer als die Sammelbüchſe eines Botanikers, ſeine Schuhe verriethen noch keinen langen Marſch. So war es auch in der That. Er hatte vor kaum einer Stunde den Reiſewagen und die Heerſtraße verlaſſen und ſchlenderte nun auf anmuthigen Seitenwegen dahin.

Ein Bauer kam ihm mit etwas ſchlotterigem Gange entgegen, nichtsdeſtoweniger erſchien auf dem gutmüthigen Antlize unſeres Wanderers ein Zug der Befriedigung und ſeine waſſerblauen Augen gewannen den Ausdruk heiterer Neugierde. Es war der erſte Bauer, der ihm auf ſeinem Ausfluge Angeſicht gegen Angeſicht begegnete.

Als ſie voreinander ſtanden, lüftete der Städter den Strohhut, über deſſen breite Krämpe ein buntes Band niederflatterte, und fragte den Andern, wie lang es noch nach Lindenbach zu gehen ſei.

Der Bauer schritt, indem er dem Fragenden nicht große Aufmerksamkeit schenkte, vorüber und meinte: eine halbe Stunde dürfte wol genügen, wenn der Fremde gehen könne.

Dieser war von dem Zweifel des Landmannes überrascht und, indem er seine vollen, mit Gamaschen bedekten Waden und seinen mit einem Gemshorn versehenen Bergstok betrachtete, bedauerte er, daß sich der ehrliche Bauer hierzu keine Zeit genommen hatte, weil ihn sonst ein Blik auf diese Wanderrüstung von der Tuchtigkeit ihres Besizers überzeugt haben würde. Nun aber kam ihm seinerseits ein Zweifel, ob sich nicht etwa der Bauer über die Entfernung geirrt habe, denn in einer halben Stunde mochte man kaum zu Pferde die Anhöhe erreichen, von Lindenbach war aber diesseits keine Spur zu entdeken, und doch wußte er, daß er sich am rechten Wege nach dem Dörfchen befinde. Er war daher zufrieden, als er nicht lang darauf eines zweiten Landmannes ansichtig wurde.

— Guter Freund, wie weit ist es bis Lindenbach? fragte Amaranth, so wollen wir unseren Reisenden nennen, weniger weil er wirklich so hieß, als um dem Leser durch diesen reizenden Namen gleichsam mit einem

Worte einen Vorgeschmak von seiner empfindsamen Persönlichkeit zu geben.

— Eine Stunde, antwortete der Angeredete und schien zur Fortsezung des Gespräches kaum mehr Lust zu haben als sein Vorgänger. Aber schon hatte Amaranth bei sich einen Grund gefunden, der ihm die Schweigsamkeit dieser Leute genügend erklärte.

— Sie begreifen die Kostbarkeit der Zeit, schloß er seine stillen Erwägungen, ganz anders als der müßige Städter, und den Hauch ihres Athems sparen sie zum Gebete für Gott und zu nothwendiger, verständiger Rede mit den Menschen. Gleichwol hielt er sich über die Entfernung Lindenbachs für nicht aufgeklärter als vorher und beschloß den nächsten Menschen, der ihm nach ungefähr einer Viertelstunde entgegen kam, um selbe abermals zu fragen. Er wurde nun auf zwei Stunden vertröstet, und als er noch später einem Vierten dieselbe Frage vorlegte, hörte ihm dieser mit offenem Munde zu, schaute mit gezogenem Hute, nachdem die Frage ein paar Male wiederholt wurde, nach vorn und rükwärts die Straße entlang, blikte bedächtig in die Wolken und auf den Frager und zog sich dann, ohne geantwortet zu haben, langsam seines Weges weiter.

Einen Augenblik lang war Amaranth darüber

verblüfft, bald aber begann er: O kindlich glükliches Volk, das in seinem Paradiese das Maß der Zeit und des Raumes noch kaum zu begreifen erlernt hat, Morgenröthen und Sonnenuntergänge begrenzen sein Tagwerk, Blüthenbäume sind seine Meilenzeiger, Ernte, Schneefall und Thauwetter sein Kalender. Der gesunde Hunger mahnt diese Kinder der Natur an die Mittagzeit; rüstig schreiten sie durch die Fluren zum festgesezten Ziele ihres Ganges und geben sich, bis es erreicht ist, keine Rechenschaft über die Länge und Beschwerde des Weges; die gegenwärtige Stunde widmen sie ihrer Arbeit oder Erholung, unbekümmert um die Zukunft; sie werden geboren, wachsen heran, heirathen, bekommen Kinder und werden alt, ohne die Jahre zu zählen, und wenn einer zu sterben kommt, weiß er und seine Kinder nicht, wie lange, sondern nur, daß er thätig und glüklich gelebt hat. Sie leben hier gleichsam noch im goldenen Zeitalter, morgen schon soll meine Zilinderuhr aus der Tasche, ich will werden wie sie, und die Zeit nur an der Sonne und den Gestirnen und an den glüklichen Schlägen meines Herzens abmessen. Ich fange schon bei den ersten Schritten an einzusehen, wie viel ich unter diesen Menschen werde lernen müssen.

In solchen Selbstgesprächen hatte Amaranth die

Höhe erreicht; die Ausſicht war von friedlicher Lieblichkeit. Nach rükwärts lagen leicht geſchwungene Waldgehege, im Hintergrunde ein blauer Bergſaum, vor ihm eine vielfach bebaute, wechſelnde Flur, auf der das Getreide zu reifen begann, und über das Ganze war ein goldener Sonnenſtrom ausgegoſſen. Er hatte bisher faſt nur geſchriebene und gemalte Frühlinge gekannt, und war jezt von der wirklichen Natur, obwol ſie nicht mehr im Schmuke des Lenzes ſtand, freudig überraſcht. Einzelne Hütten ſahen hier und dort mit ihren Strohdächern aus grünen Gebüſchen, weit draußen ſtand auch ein ſchlanker Schieferthurm, er mochte der von Lindenbach ſein, es war aber offenbar noch mehre Stunden auf Feldwegen bis dahin zu wandern, und unſer Städter blikte etwas beſorgt zum wolkenloſen Mittaghimmel empor, von dem die Speere des Sonnengottes ſchonungslos auf ſeinen Scheitel hernieder fuhren. Zugleich fing ſich gelinder Appetit bei ihm zu regen an, der bedeutend zunahm, als er des kalten gebratenen Huhnes gedachte, das ſein Reiſebündel beherbergte. Es dünkte ihn gut, unter dem Schatten der drei alten Bäume, die den Hügel krönten, eine kleine Malzeit zu halten, auch ein friſches Brünnlein floß daneben in einer Röhre aus Baumrinde, er benüzte es alſogleich, um eine Flaſche

Wein, die er neben dem Huhne eingepakt hatte, darin zu kühlen. Der Plaz, auf dem er sich befand, schien zu solcher essender Ruhe geschaffen, die Linden warfen dichten Schatten, die Gegend lag wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch beiseite, und neben dem Bildstok, auf dem in anspruchloser Fresko der heilige Lorenz auf einem Roste gebraten wurde, stand ein kleines getünchtes Mauerwerk mit tieferer Abstufung, das füglich als Tisch und Bank verwendet werden konnte. Amaranth hatte seinen kleinen Imbiß bald ausgelegt und den Lederbecher aus der Tasche hervorgeholt. Wein und kaltes Fleisch schmekten nach dem scharfen Gange treflich, und während er jenen behaglam schlürfte und dieses kaute, schweifte sein Blik fröhlich über die Gegend, und es bemächtigte sich seiner dankbare Selbstseeligkeit.

Amaranth war bisher ein Städter im vollen Sinne des Wortes gewesen, sein gewöhnlicher Aufenthalt stekte zwischen rauchigen Häusern, und auch vor den Ringmauern, die ihn umschlossen, lag eine ziemlich unbedeutende Gegend. Er hatte von Eltern und Tanten ein halbes Duzend größerer und kleinerer Häuser geerbt, deren Verwaltung ihm wenig Zeit kostete, während das Erträgniß ihn von der Last eines anderweitigen Broterwerbes befreite. Um gleichwol nicht unbeschäftigt

zu ſein, hatte er ſich auf Muſik, Zeichnen und auf die anmuthige Gelehrſamkeit geworfen. Er ſpielte auf ein paar Inſtrumenten zur Ergözung aller mannbaren Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, malte ganz artige Bildchen, hatte die neueſte Belletriſtik in der Stadt immer zuerſt geleſen und ſchrieb auch Verſe. Dabei war ſein Gemüth für alles Schöne und Hohe, wie er es nannte, empfänglich, jedenfalls weich geſtimmt und ſentimentalen Rührungen ſehr zugänglich. Amaranth war ein Halbbeſchäftigter, ein liebenswürdiger Dilettant in allen freien Künſten. Er hatte bereits hundertmal Frühling und Liebe beſungen, Landſchaften nach guten Muſtern kopirt, ja ſogar Volkslieder in Muſik geſezt; aber ſo wie, ungeachtet zahlreicher zärtlicher Verhältniſſe, die Liebe in ſeinem Herzen noch nie zum eigentlichen Durchbruche gekommen war, ſo hatte er die Natur nur erſt durchs Schlüſſelloch belauſcht und eine Volksweiſe höchſtens von einem Opernſänger vortragen gehört. In ſeiner erſten Jugend hatte er Ritterromane ſehr eifrig geleſen, und wäre ihm nicht endlich Don Quijote zufällig in die Hand gerathen, er würde ſich von der Sehnſucht nach jenen Verhältniſſen nicht ſobald entledigt haben. Hierauf warf er ſich auf die Salonromane; die Franzoſen, Sternberg und Madame Hahn waren einige

Zeit seine Lieblinge; dann aber begann die Beredsamkeit der guten Gesellschaft ihn anzuekeln, er hatte sich an dem süßen Naschwerke übersättigt und lebte und webte nur mehr in den Dorfgeschichten. Er versicherte alle seine Bekannten, daß er glüklicher Weise endlich zur Natur zurükgekehrt sei, schwärmte nur mehr für Lorle und Aenneli, und beschloß endlich, was ihm Auerbach und seine Nachahmer so herzig erzählt hatten, mit eigenen Augen zu sehen, mit seinem eigenen Herzen zu erleben. War das Ritterthümliche für die Gegenwart unerreichbar, — sollte man, um der Löwe des Salons zu werden, mindestens nachgeborner Prinz sein, so stand die schuldlose Dorfwelt noch Jedermann offen. Ihre geringen Verwikelungen erschienen als ungefährlich, ihre Genossenschaften waren leicht zugänglich, und die Ernte an ursprünglichen Genüssen und an harmlosen Erfahrungen mußte sich nichtsdestoweniger überreich herausstellen. Welche Ausbeuten standen Amaranth, dem Dilettanten in Farben in der offenen Natur bevor, dort konnte Amaranth, der virtuose Amateur die einfachen reizenden Laute und Urweisen der Natur und schuldloser Menschenstimme belauschen; welche Fülle von poetischen Bildern und Gedichten mußte endlich Amaranth, der Dilettant in Worten, in den reizenden

Fluren und in den einſamen Wäldern erjagen, ja vielleicht erſchwang er ſich ſelbſt dazu, eine der beliebten Dorfgeſchichten zu ſchreiben. Sollte endlich ſein Herz nicht vielleicht gerade deswegen ſich nie bleibender Feſſelung hingegeben haben, weil nur das unſchuldige Kind des Dorfes ſeinen reinen Anforderungen, ſeinen zarten Bedürfniſſen entſprechen konnte?

Dieſe und ähnliche Vorſchwebungen hatten den Entſchluß im lezten Frühlinge in ihm herangereift, die Zeit der Roſen am Lande zuzubringen, ſich wie ein Schmetterling an den unentweihten Reizen ſüßer, heiliger Natur hinzuſchwingen, und ſich wie die Biene in das Edelſte, Beſte der Dorfwelt zu verſenken.

Sobald er ſich zur Idillenfahrt entſchloſſen hatte, wählte er ſich einen eben nicht ferngelegenen reizenden Erdwinkel, und war entzükt, daß der Mittelpunkt desſelben zufällig auch einen wolklingenden Namen trug. Eine Beleidigung ſeines äſthetiſchen Trommelfells hätte genügt, ihm die Reize einer Gegend zu verbittern, Lindenbach ſchien aber ſchon dem Namen nach geſättigt von dem Rauſchen und Duften ſeiner Lieblingsbäume, geſtärkt vom friſchen Geplätſcher eines lieblichen Silberbaches.

Sein Vorhaben wurde ſchnell ausgeführt, und er

fühlte sich heute glüklich gleich einem Geßner'schen Schäfer, daß er sich schon mitten in der Unschuldswelt befand. So wie heute hatte ihm noch selten Trank und Speise gemundet, — kein Wunder, er wiegte sich ja frei wie ein Vogel am ersten grünen Zweige des Baumes seiner Wünsche.

Als unter lieblichen Gedanken das ländliche Mal dem Ende zuging, fand er auch mehr Zeit seine nächste Umgebung genauer ins Auge zu fassen. Ein Hagerosenstrauch überwuchs die kleine Kapelle und stand eben voll blaßrother, einfacher Blumen, nahe daran begann ein Kornfeld, aus dem buntes Unkraut hervorglänzte, und in den Zweigen über ihm ließ sich das Gezwitscher von Nestvögeln vernehmen.

Es war ein Bild holder Mittagruhe. Zulezt nahm noch das nette Mauerstük, das ihm gleichsam als Hausgeräthe gedient hatte, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Einen genauerten Betschämel konnte es nicht vorstellen, eben so wenig eine Schuzmauer, endlich entdekte er vorne eine Aufschrift, die er anfangs ganz übersehen hatte. Sie lautete:

Halt an, o Wandrer, denn du hast
Vor dir hier eine Leichenrast,
Bedenk' dabei, die wahre Ruhe
Die bringt dir erst die Todtentruhe.

Die niedere Mauer war also eine sogenannte Todtenrast, auf der bei Leichenzügen, die aus entlegenen Gehöften nach dem Kirchdorfe kamen, die Todtentruhe von den Trägern, um auszuruhen, niedergestellt zu werden pflegte. Amaranth fühlte sinnlichen Abscheu bei dem Gedanken, daß er seinen ersten ländlichen Imbiß auf einem Tische eingenommen hatte, der nur zur Unterlage von Leichen bestimmt war, er warf ein Stük Huhn, das er noch nebst dem Reste der Flasche für den Schluß aufbehalten hatte, bei Seite und goß den Wein in den Brunnenquell, raffte schnell sein Bündel zusammen und eilte vom Plaze, der ihm nun unheimlich erschien, den Hügel hinunter.

Der Schlag der Wachtel, das Halmrauschen des Kornes machte sein Befinden bald wieder traulicher, ohne Scheu sah er nach den drei Linden und dem Bildstoke zurük und glaubte sich hiermit gleichsam eingeführt in das Leben und Sterben der Dorfbewohner.

Die Sommersonne brannte heiß auf seinen Scheitel, schwere Schweißtropfen perlten von seiner Stirne hernieder, und die nägelbeschlagenen Bundschuhe, die er zu seiner Fußreise neu anfertigen ließ, wurden seinen Füßen zum Fasse des Regulus. Wäre der Boden nicht voll scharfer zerschlagener Steine gelegen, er hätte vorge-

zogen, barfuß weiter zu wandeln, ſo aber blieb nichts übrig, als ſo ſchnell als möglich zu gehen, um die Länge des Weges durch die Raſchheit der Bewegung zu kürzen.

Allmälig kam der Schieferthurm immer näher, ſchon krähten ihm die erſten Hähne des Dörfchens an, und bald darauf betrat er, hocherglüht und hinkend die einzige Schenkherberge deſſelben.

Sein Reiſekoffer war bereits ein paar Tage vor ihm angekommen, er öffnete ihn und vertauſchte ſeine Reiſeſchuhe mit bequemen Pantoffeln, die obenauf lagen. Ungeachtet die Fliegen im Gaſtzimmer zahlreich wie die Heuſchreken der egiptiſchen Plage waren, beſchloß er doch vorläufig einzutreten, um ſeine idilliſchen Menſchenſtudien ohne Zeitverluſt beginnen zu können. Es war ihm daher nicht unangenehm, als ſich bald ein ältlicher Mann zu ihm geſellte, deſſen halbſtädtiſcher Anzug in ihm offenbar eine Standesperſon des Dorfes verrieth.

— Erlauben ſie, daß ich ihnen meine Dienſte anbiete, ich müßte mich irren, wenn ſie deren nicht nöthig hätten: kurzer Athem, Brand im Blute, freiwilliges Hinken — aber ſeien ſie ohne Sorge, ich ſtelle ſie her, ich mache ſie geſund. Antiſlogiſtiſche Behandlungsweiſe,

das iſt's, ich heile gleichſam auf naſſem Wege, der Afterarzt, der Hannes will's auf troknem, auf vulkaniſchem Wege durchſezen. Vertrauen ſie ſich ja nicht dem Kerl; antiflogiſtiſch, das iſt's. Die dummen Bauernlümmel verſtehen die Sache nicht, — Hundefett zum Einnehmen, Hundefett zum Schmieren, warme Umſchläge, heiße Räucherungen, glühende Bettwärme, es iſt zum Erbarmen, und die Schlingel laufen doch zum Hannes. Als er im vorigen Jahre auf Roßtauſch fort war, wird des Schulzen Haushund krank, ich kurir' ihn und rette ihn, — antiflogiſtiſch, das iſt's, — wie aber bald darauf der Schulze ſelbſt milzſüchtig wird, denken ſie ſich, da ſchikt er zum Hannes.

— Wer iſt denn der Hannes?

— Kamen ſie drüben den Hügelweg herunter, ſo ſahen ſie ſein Haus an der Waldeke — der Waſenmeiſter iſt's von Lindenbach. Sie werden ſich doch nicht ihm anvertrauen?

— Gewiß nicht, denn ich bin vollkommen geſund.

— Der Anſchein täuſcht, ihre Wangen glühen.

— Weil ich in der Sonnenhize raſch gegangen bin.

— Ihr Gang war hinfällig.

— Weil mich die Schuhe drüken.

— Dies Gefühl der Geſundheit iſt nicht ſelten die

gefährlichste Täuschung, jede Krankheit fängt gerade bei der Gesundheit an, im Beginne heilt man am leichtesten, und zumal antiflogistisch, — das ist's.

— Ich versichere sie meines vollsten Wolbefindens, ich habe Appetit.

— Krankhaften Heißhunger.

— Ich schlafe vortrefflich.

— Schlafsucht.

— Ich fühle nirgend Schmerzen.

— Dolores occulti.

— Meine Lebenskraft ist schwunghaft.

— Falsche Anreizung.

— Mit einem Worte, ich bin gesund, ich muß gesund sein, ich mag nicht krank werden, ich will mich nicht kuriren lassen.

— Beharren sie bei diesen Vorsäzen.

— Gewiß.

— Dann kann ich leider die Vortrefflichkeit meiner antiflogistischen Methode dermalen nicht an ihnen selbst bethatigen. Gleichwol hoffe ich, ihnen nicht entbehrlich zu sein. Sie haben einen starken Bart.

— Ich rasire mich selbst.

— Herr, die Kunst geht nach Brot, bedenken sie das allgemeine Recht auf Arbeit.

— Sie haben Recht, entgegnete Amaranth nach kurzem Beſinnen lächelnd. Auf der Grundlage des Barbirens werden wir uns verſtändigen. Ich nehme diesfalls, ſo lang ich in Lindenbach bin, ihre Dienſte in Anſpruch.

— Sehr wol, laſſen ſie uns alſogleich beginnen.

— Nicht doch, morgen.

— Morgen. Auch gut, aber ſie werden die Gefälligkeit haben, mich ſchon heute zu bezahlen.

— Sehr gerne. Dabei reichte Amaranth dem Dorfbarbier aus ſeiner vollen Börſe ein Silberſtük, um das dieſer bereit geweſen wäre, die Bärte der halben Gemeinde abzunehmen.

Beglükt durch die ungewohnte Gabe, verließ er unſern Reiſenden, der nun erſt Zeit gewann, die anderen Gäſte der Stube in Augenſchein zu nehmen. Es waren dies ungefähr ein halb Duzend Bauern, die ziemlich ſchweigſam und in Betrachtungen verloren um einen runden Tiſch ſaßen. Jeder von ihnen hatte einen hölzernen Löffel in der Hand, vor ihnen ſtand eine mäßige Schüſſel, aus der ſie von Zeit zu Zeit einen Löffel ausnahmen und einſchlürften. In der Zwiſchenzeit ſprachen ſie nur wenig und ſtarrten meiſt mit feuchten Augen in den Napf. Amaranth war im

hohen Grade neugierig zu ſehen, was die Burſchen hier in ſo mäßiger Weiſe verſpeiſ'ten. Er hatte zuerſt Milch in der Schüſſel vermuthet, als er aber im Auf- und Abgehen abſichtlich näher rükte und ſo genau als möglich auf den runden Tiſch ſah, bemerkte er, daß ſie eine dünne farbloſe Flüſſigkeit vor ſich hatten. Er war daher nur um ſo begieriger, die unbekannte Koſt dieſer ehrlichen Bauernleute zu verſuchen, und da ihn die eben eintretende Schenkin um ſeine weiteren Befehle fragte, beſtellte er auch einen Teller ſolcher Suppe bei ihr.

Ihr leiſes Lächeln hielt er für Verwunderung, daß er die einfache Bauernkoſt begehre, und als ſie nun die verlangte Speiſe brachte, nahm er neugierig einen vollen Löffel aus dem glänzenden Zinnteller. Wie war er aber erſtaunt, als ihn ſtarker Branntwein heftig den Schlund hinabbrannte, er fuhr die Schenkin entrüſtet an, dieſe entſchuldigte ſich damit, daß er dieſelbe Koſt wie die anweſenden Bauern verlangt habe, dieſe aber hätten Branntwein in der Schüſſel.

— Und warum eſſen ſie ihn mit Löffeln?"

— Ja ſehen ſie, damit hat es eine eigene Bewandtniß.

— Und welche? rief Amaranth, indem er ſich

von dem widerlichen Genuſſe noch immer nicht erholt hatte.

— Im heurigen Frühjahre waren Bußprediger in unſerem Thale, die gegen das Branntweintrinken eiferten, dieſe vermochten unſere Männer zum Gelübde, keinen Branntwein mehr zu trinken — bald darauf fingen ſie an, ihn mit Löffeln zu eſſen.

Amaranth konnte zwar nicht umhin, die Geſchichte für etwas derb zu halten, gleichwol erregte die kernhafte Schalkhaftigkeit des rüſtigen Völkchens ſein herzliches Lachen.

Ein ihm mehr zuſagendes Abendbrot ſtillte ſeinen Hunger, und die gefällige Hauswirthin ſtellte es am Ende ſeiner Wahl anheim, ob er in der Paterſtube oder im Schüzenkämmerchen ſein Nachtlager beziehen wolle. Er traute den geiſtlichen Herren diesfalls einen beſſern Geſchmak zu und bezog die Paterſtube. Das Unſchlittlicht malte ihm ſein Unterkommen ganz leidlich und nach ländlicher Sitte ſuchte er ziemlich früh ſein Bett, um ſich von den ungewohnten Anſtrengungen ſeiner Fußwanderung zu erholen. Zu ſeiner geringen Freude verſank er faſt in den Federbetten ſeiner Schlafſtätte und fand auch über ſich einen ähnlichen Federthurm. Er glaubte ſich in der That der vulkaniſchen Heilweiſe

des Schinder-Hannes überliefert, er konnte nicht einschlafen, und als ihm dies endlich gelang, sezte sich der Alp auf seine Brust und angelte allerlei unheimliche Mücken aus seinem Blute.

Da er sehr spät eingeschlafen war, so erwachte er auch nicht früh. Bald darauf brachte ihm die Schenkin das Frühstück. Er beklagte sich über das Federgebirge, in dessen Schacht man ihn verbannt hatte. Begierig seine ländlichen Forschungen ohne Unterbrechung fortzusezen, fragte er sie, warum dies Zimmerchen die Vaterstube heiße.

— Weil der Hauswirth einen Bruder hatte, erklärte das Mädchen ganz unbefangen, der Kapuziner war und in dieser Kammer gestorben ist.

Amaranth sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, das ihm gleichsam noch feucht vom Todtenschweiße des Vaters zu sein schien, und das Mädchen zur Thüre hinaus. Noch in derselben Stunde bezog er die Schüzenkammer.

Unser Halbbeschäftigter war in seinem ländlichen Aufenthalte bald ganz leidlich eingerichtet, das Innere seines Stübchens, obwol den Ansprüchen der Stadt gegenüber fast armselig, war doch rein und freundlich und die Morgensonne warf ihren Glanz auf seine Wände.

Auch die Landſchaft vor dem Fenſter war eine liebliche, das Haus, das er bewohnte, lag am Ende des Dorfes, ſo daß er deſſen Umgebung überbliken konnte. Bis in den Vorgrund erſtrekten ſich die Kornfelder, links wie im Halbmonde waren die Bauernhäuſer zwiſchen Linden und Nußbäumen vorgeſchoben, rechts lag der Wald und gegenüber in mäßiger Entfernung ein Hügel, auf dem ein paar weißſtämmige Birkenbäume über einem Marienbilde ſäuſelten, das auf einem Holzpfloke aufgeſtellt war. Vom ſpizen Schieferthurme drüben läuteten die erſten Morgengloken herüber, wenn die leichten Sommerwolken auf den fernen Bergen vom Purpurſtrahle des Tages anzudämmern begannen. Bald blies dann der Hirt des Dorfes und das Hornvieh der Nachbarſchaft ſammelte ſich am Brunnen und wurde auf die gemeinſamen Weiden hinausgeführt. Die Blechgloken vermiſchten ihre einfachen Töne ſchon mit dem Aveläuten, und in den Fluren und Feldern wurde es nun laut und geſchäftig. Dort riß ein Pflug den ſchwarzen Grund auf, hier wurde gemäht oder Unkraut gereutet, daneben frühreifes Korn geſchnitten, und ächzend und knarrend fuhr ein Ochſengefährt um Holz in die Waldung. Aber noch früher hatten die Schwalben und Sperlinge in Dach und Scheuer den grauenden

Morgen begrüßt, Finken und Hänflinge sangen fast den ganzen Tag in den Bäumen und im Hekenhage, der in frischgrunen Wellenlinien an den Rainen und Feldmarken hinlief. Unter die lezten Vogelstimmen gehörte dann Abends die Amsel, die vom Waldsaume in vollen tiefen Tönen herübersang, bis der Mond über dem Kirchthurme aufstieg, und noch länger. Nachts rief das Kauzlein in den alten Bäumen und sein eintöniger Schrei schien ohne Trauer, nur voll Ruhe, sei's der Nacht, des Todes oder eines guten Gewissens. Auch der Bach, der das Törfchen und die nächste Gegend in vielfach gewundenem Laufe durchzog, trug zur Anmuth des Landschaftbildes bei, bald lief er in tieferem Bette ganz unhörbar durch Wiesen, und die Vergißmeinnichte und anderen Blumengräser neigten sich über seinem Wasser fast aneinander, bald rieselte er klar und plätschernd über weiße Steine und bildete wol gar über einer tiefer ausgewühlten Stelle einen kleinen Wirbel, aber so schmal und friedlich war er, daß allenthalben Menschen und Vieh darüber hinschritten und die Kinder ohne Gefahr mit seiner Silberflut spielen konnten. Das thaten diese denn auch nach Lust und Liebe, bauten aus Schindeln kleine Mühlräder daran, ließen Wallnußschalen und Ähnliches als Kähne forttreiben,

fingen das liebliche Waſſer bald in Röhren auf, und ſprizten es in wildem Jubel gegeneinander. So wuchs das Bächlein gleichſam mit den Kindern des Dorfes auf, als Weihewaſſer ſtand es dann auch im Beken der Kirche und ein Blüthenzweig oder ein Rosmarinſtrauß lag dort, je nach der Jahreszeit, als Wedel daneben; es tränkte Menſchen und Vieh, und noch die ſeltenen Todten wurden für die Bahre in ſeinem Waſſer gewaſchen.

Doch ſo ganz ungetrübt war es Amaranth nicht gegönnt, der Ländlichkeit zu genießen. Er hatte mit Sicherheit gehofft, der Schäfer des Ortes werde ſeine Heerde mit einer Schalmei zuſammenblaſen, ſtatt deſſen dutete er auf einem Kuhhorne, das mit ſeinen rauhen Tönen ſein Ohr wenig ergözte. Ebenſo blieben die erwarteten Nachtigallen aus. Auch befand ſich zu ſeinem beſonderen Mißvergnügen gerade unter ſeinem Fenſter der Schweinekoben, deſſen Bewohner mit ihrem ſchrillen, durchdringenden Geſchrei nicht ſelten die Luft erfüllten, und den übelriechenden Inhalt für die daneben ſtauende Entenplüze lieferten. Nicht minder war dort auch der Düngerhaufen aufgeſchichtet, und der feinfühlende Amaranth war zuerſt untröſtlich, daß

der Fliegenmeister diese Hefe in seinen Freudenwein gemischt hatte.

Aber fast noch ärgerlicher war es ihm, daß er später bemerken mußte, daß er selbst sich sehr bald an diese ländlichen Beigaben gewöhnte, ja daß er, wenn er sich aus Fenster lehnte, endlich mit nicht minderem Vergnügen als in die Schönheit der Landschaft auf dies Kleinbild des Erdenhaushaltes hinblikte. Zuerst zog der buntschimmernde Hausbahn seine Aufmerksamkeit auf sich, der mit geschwollenem Kamme und stolz gehobenem Kragen vom Giebel des Misthaufens herunterkräht und die gefährliche Doktrin von mohamedanischer Vielweiberei ganz ohne Scheu vor aller Welt predigte und übte. Selbst die im Sonnenscheine wie leichter Nebel aufzitternde Ausdünstung der aufgespeicherten Abfälle war ihm bald minder ekelig, er konnte nicht länger verkennen, daß sich derlei von der Genesis des Besten und Schönsten hienieden kaum trennen lasse. Endlich machte es auf ihn sogar einen höchst drolligen Eindruk, als an einem heißen Mittage das Mutterschwein dringend geschäftig von der Weide herbeilief, und sich mit sichtlichem Gaudium im flüssigen Kothe zu walzen begann.

Hinter den blühenden Levkoien, Nelken und Herzen-

freude ſeiner Fenſter mußte er von jedem Vorgange der ländlichen Wirthſchaft Kenntniß nehmen. Die Schweine ſchrieen, wenn ſie Hunger hatten, noch mehr, wenn ihr Futter herbeikam; die Magd, wenn ſie die Kühe gemelkt hatte, trug ſingend die vollen Milchkübel daneben aus dem Stalle; die Nähe des Bokes, wenn er vorüberkam, verrieth ihm nebſt dem Mekern ein derber Geruch, der ſich durch alle Schattirungen des gewöhnlichen Geſtankes Bahn brach, und ſogar, wenn eine Henne ein Ei legte, verkündete es ihm ihr geſchäftiges Gakern. Nicht ſelten rief ihn ſelbes, wenn dies nicht ſchon früher der Fall war, an das Fenſter, denn manchmal kam dann die Schenkin heraus, um es ſogleich zum Gebrauche der Wirthſchaft abzuholen.

Sie hieß Maria Dorothea, was in dieſer Gegend eine ſeltſame Abkürzung erlitt, die Amaranth geradezu in Maritornes umwandelte. Sie war eben nicht ſchön, aber ihr ſtrozendes Antliz ſchien ein Füllhorn der Geſundheit und ihre Augen funkelten froh und unternehmend. Sobald ſie dann herausgeſprungen kam, flog ein keker Blik nach den Fenſtern hinauf und bot einen flüchtigen Gruß. Er aber erröthete beinahe und zog ſich etwas hinter das grüne Geſträuße zurük, wenn ſie dann ihren Rok flink hinaufſchürzte, die ſtrumpf-

losen Füße aus den Schuhen zog und ohne weiters durch die Pfüze schritt, um von deren anderem Rande das neugeborne Ei herüber zu holen. Ihre Waden, obwol ungemein dik, waren über den Knöcheln doch von allerliebstem Schnitte und blendender Weiße, und es war gar zu nekisch anzusehen, wenn sie nach vollendetem Geschäft dann die paar Schritte zum Bachrinnsale hinübersprang und, um den geholten Schmuz abzuspülen, in den Wellchen so lebhaft herumtrat, daß sie hell und lustig aufsprizten.

Auch zum Gottesaker des Dörfchens begab sich unser Reisender an einem der ersten Abende. Es war ein kleiner grüner Flek um das einfache, alte Kirchlein, dessen Stil vielleicht keiner bestimmten Schule angehörte, aus dem aber darum nicht minder fromme, Gott wolgefällige Gebete schon durch viele Jahrhunderte empor gestiegen waren. Am Thore stand der Todtengräber, auf eine Schaufel gelehnt, er hatte sie aber seit Langem zu seinem traurigen Geschäfte nicht mehr verwendet, denn in der gesunden ländlichen Gegend gab es nur selten einen Sterbefall, sondern sie diente ihm dazu, die Blumenstellen, die er zwischen den Gräbern angelegt hatte, zu besorgen.

Mit einem Ausdruke von Befriedigung sah er einem

jungen Mädchen zu, das an den Gräbern beſchäftigt war. Sie riß Neſſeln und anderes Unkraut aus, richtete mit Erde, die ſie mit den Händen zuſammenhäufelte, eingeſunkene Grabhügel wieder auf und ſtekte umgeſunkene Kreuze zurecht. Es war ein reizender Anblik, wie ſich die Jugend ſo mit dem Tode beſchäftigte. Amaranth ſah ihr mit Antheil zu; der erſte Blik überzeugte ihn, daß er hier keineswegs die ſtämmigen Gliedmaßen, wie ſie Maritornes wies, vor ſich hatte, im Gegentheile waren ſie bei dieſem Mädchen ſchlank und zart, und wenn ſie ihr Geſicht erhob, fiel ihm der feine Schnitt und die ſanfte Farbe deſſelben auf. Dies ſchöne Antliz hatte einen etwas leidenden Ausdruk, der es unbeſtimmt ließ, ob die höher gefärbten Wangen von der Bemühung oder von innerer Kränklichkeit kamen.

— Sind dieſe Hügel Gräber ihrer Verwandten? fragte der Reiſende den Todtengräber.

— Nein, antwortete dieſer, das fromme Kind richtet aus purer Nächſtenliebe die Gräber auf, damit auch die Todten morgen im Feierkleide prangen, wenn der Kirchzug vorübergeht. Es iſt das gar ein gottesfürchtig Tagwerk an einem Feierabende.

— Wer iſt das Mädchen?

— Des Schulzen Tochter Ammaraile. Sie ſind

wol fremd in unſerer Gegend, da muß ich ihnen auch ſagen, daß Ammaraile Anna Maria bedeuten ſoll.

Der Todtengräber ging nun zum Mädchen und ſchien ſich über den morgigen Feſttag zu beſprechen. Sie ließ ſich dadurch in ihrer Verrichtung nicht ſtören und kniete und ſchaufte bei den Gräbern, von denen ſie ſchon eine Reihe ganz ſtattlich hergeſtellt hatte.

Der Halbbeſchäftigte hatte unterdeſſen Zeit, den kleinen Kirchhof genauer zu überblikken. Er bot ein nicht unheiteres Bild ländlicher Ruhe, die Armen, die einſt draußen die Äker ſo fleißig beſtellt hatten, mochten hier im Lindenſchatten gar lieblich ausruhen bis zum Tage der großen lezten Ernte. Das Bild des Todes hatte in dieſer Umgebung nichts Abſchrekendes, auch die hohlen Schwärmereien, die gerne in Friedhöfen entſtehen, fanden hier keine Nahrung. Das Sterben erſchien in dieſem ſtillen Bezirke ſo natürlich wie das Leben ſelbſt, auch die Inſchriften lauteten darnach, faſt alle, die der Kinder ausgenommen, beſagten, daß der Schläfer unter'm Raſen geboren ward, arbeitete und ſtarb. Es wurde nichts Außerordentliches aus dem Tode gemacht, als wären die Todten einem ungeheuren Schikſale erlegen.

Unterdeſſen zog ein neuer Ankömmling die Aufmerkſamkeit des Dilettanten auf ſich. An der abgelegenen

Eke des Freithofes, wo an einem Hollunderſtrauche eben noch die lezten blauen Dolden verblühten, erſchien auswärts an der Umfriedung des Gottesakers ein Antliz, das endlich bis unter die Achſeln aus der Mauer heraufwuchs und, halb von dem grünen Buſchwerk verdekt, ſich in die Betrachtung des einfachen Fürganges zu verlieren ſchien.

Der Burſche, dem es gehörte, wurde anfangs durch die Gegenwart eines Dritten unangenehm überraſcht, er mochte zuerſt an das Zurükziehen gedacht haben, als aber Amaranth ſich ſtellte, als ob er ſeiner nicht gewahr werde, und ſich abſichtlich den Anſchein gab, durch das Freithofthor auf die ſchön ſtehenden Felder hinauszublikken, verblieb der junge Menſch in ſeiner lauſchenden Stellung, und bald ſtellte es ſich über jeden Zweifel heraus, daß das hübſche Mädchen den Gegenſtand ſeiner ſtillen Aufmerkſamkeit abgab.

Ammaraile bemerkte die Nähe des Spähers, die plözliche tiefere Röthe ihres Antlizes kam offenbar nicht von der gebükten Stellung, ihre Hand ſchien ſogar ein wenig zu zittern, als ſie den Kranz auf einem Jungfrauengrabe feſtband.

Auch der Todtengräber entdekte nicht lange nachher die Gegenwart des Burſchen und verwies den jugend-

lichen Leuten greinend aber mit kennbarer Theilnahme das Stelldichein an den Gräbern.

— Sagt ich's euch doch schon oft, es gibt kein gutes Vorzeichen, wenn sich verliebtes Volk auf Kirchhöfen zusammen bestellt.

— Gewiß, Gevatter, ich habe den Hannes nicht hergebeißen.

— So werden es ihm die Schwalben draußen von den Scheuern seines Vaters vorgesungen haben, daß du heute zu mir herauskommst. Tritt nur herein, Hannes, da du nun einmal hier bist, und du, Ammaraile, laß deine Arbeit gut sein; du könntest mir die Todten mit deinem Flitterstaate noch hofärtig machen da drunten, fügte er lachend hinzu. Wie geht es dir denn, Hannes? Wenn ihr mir versprecht, fein sittsam zu sein, und du, Hannes, von meiner Pathe keinen Kuß zu begehren, so erlaub' ich dir, Ammaraile nach Hause zu begleiten, es versteht sich, nur die Weidengebüsche entlang bis dort an die Linde, bis wohin ihr Vater von seinem Fenster euch nicht sehen kann. Verzeih' mir's Gott, daß ich euch den Alten hintergehen helfe, dafür aber rechne ich darauf, daß ihr ohne mein Wissen nie die Köpfe heimlich zusammenstekt. Geht nur, Kinder, und Gott beschüze und segne euch an diesem

schönen Abende. Nun, nun, gebt euch immerhin die Hände; die deine, Ammaraile, ist noch kühl von der Gräbererde und du faltest sie so fromm im Gebete, daß sie dich gewiß nie in Versuchung führen wird.

Die zwei jungen Leute schritten im Glanze der Unschuld und Liebe durch das Freithofthor hinaus und wandelten über den Feldweg. Die Abendröthe legte einen goldenen Hintergrund hinter das Paar. Befriedigt von ihrem Anblike und doch nicht ohne Bedenken, so schien es, blikte ihnen der Todtengräber nach, und Amaranth fand ihn, als er um die näheren Verhältnisse des Paares fragte, zur Mittheilung nicht ungeneigt.

— Was soll ich's euch nicht sagen, wissen's doch alle Kinder im Dorfe: es ist ein Liebespaar, das dahinschreitet; aber der alte Schulze will von ihrer Liebe nichts wissen, obwol das Mädchen sein einziges Kind und der Hannes der wakerste Bursche in der Gegend ist. Der Hochmuthteufel sizt ihm im Genike, weil der Junge des Schinders Sohn ist; als der ihm im lezten Jahre, da ich schon zu überlegen anfing, wohin ich den Alten eingraben sollte, mit seinen Opermenten das Leben rettete, fragte ihn der Schulze, was er wol schuldig sei. Der Schinderhannes verlangte ganz kek die Hand der Tochter für seinen Sohn. Da fing schier das Fieber

den Alten wieder zu ſchütteln an, ſo graute ihm vor der Verſippung, die Hand ſeines Kindes ſchlug er ihm rundweg ab, und da der Brautwerber ſonſt keine Bezahlung anzunehmen erklärte, ſind ſich die beiden Alten ſeitdem noch troziger entgegen als vorher. Ich pflege hier ſchon ſeit manchem Jahre meine abſonderlichen Gedanken über den Stolz und die Eitelkeit der Welt; es iſt damit vorüber, Gevatter, ſagt' ich ihm oft, wenn ſie dir einmal das Sargmaß nehmen; — es half nichts und es hilft nichts, lieber wollt' er dem alten Hannes ſein halbes Gehöfte mit Ochs und Pflug für die Wunderkur hingeben, als die Hand ſeiner Tochter für ſeinen Sohn. Vieles hab' ich in meinem Leben kommen und vergehen geſehen, wie aber dieſe Geſchichte ausgeht, das zu ſagen bin ich zu dumm, denn auch die jungen Leute wollen nicht von einander laſſen.

— Ihr ſeid des Schulzen Gevatter?

— Es wundert ſie wol, erwiderte er ſchmunzelnd, wie der alte Hochmuth, der um keinen Preis den Schinder als Schwäher haben will, den Todtengräber zum Gevatter nahm. Sie ſollen's wiſſen: der Schulze, als er jung war, hatte ein ſauberes, rüſtiges Weib faſt wie Ammarailе, nur nicht ſo fein und gebrechlich, die gebar ihm jedes Frühjahr ein Kind und in jedem Herbſte

ſcharrt' ich es dann drüben am Fliederbuſche ein, dort ſtehen noch die ſechs kleinen Gräber und ein ſchwarzes Kreuzlein über jedem; Ammaraile hat ſie erſt heute wieder aufgeſchmükt. Da ging die Schulzin mit dem ſiebenten Kinde ſchwanger und ſie begruben damals gerade ihr ſechſtes, und das Paar hatte ein Jammern und Weinen und die Ehefrau konnte ihrer Mutterhoffnung keinen Augenblik froh ſein, es war ihr, als fühlte ſie ein kleines Todtenköpfchen unterm Herzen und als ſollte ſie ſtatt der Wiege den Sarg beſtellen. So ſtanden ſie vor mir in ihrer Betrübniß und wußten ihres Wehklagens kein Ende. Da fiel mir eine alte Geſchichte ein, — denn ſeh'n ſie, Herr, hier am Gottesaker erfährt man manchmal gar abſonderliche Hiſtorien. Verſucht's einmal mit dem Todtengräber, ſagt' ich, mein Vater erzählte mir, daß Kinder, die der Todtengräber zur Taufe hält, aufkommen. Geſagt, gethan; ein halb Jahr ſpäter ſtand ich bei Ammaraile zu Gevatter und ſiehe da, das Kind blieb am Leben und wuchs auf in Reinheit und Gottesfurcht wie die Lilien des Feldes. Aber — ich hab' es dem Alten ſchon geſagt, wenn er in ſeinem Hochmuth ſo verſtokt bleibt, ſo widerfährt uns auch noch mit dem lieben Kinde ein Unglük, und ich habe das Herzeleid, auch meine Pathe einzuſcharren.

Es fing faſt ſchon an zu dunkeln, als Amaranth vom Kirchhofe nach Hauſe ging, der ſchlichte Alte hatte ihn auferbaut, als ob er das Wort des Herrn vernommen hätte. Gab es denn auch in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit herbe Leidenſchaften und Zank und Liebesnoth? Die Ähren beugten ſich im Abendwinde auf und nieder, ſonſt war es ſtill in den Niederungen und auf den Höhen.

Am nächſten Morgen läuteten ſchon zeitig die Kirchenglocken durch's Thal, über das die Frühnebel wie Weihrauchwolken aufſtiegen. Eine ländliche Gegend hat an Sonntagen ein von Werktagen verſchiedenes Anſehen, die geänderte Staffage ändert den ganzen Anblik. Ackergeräthe liegt verlaſſen auf den Feldern, Pferde und Hornvieh läuft auf den eingepfählten Weiden, und Landleute in Feierkleidern ſchreiten gemächlich über die Wieſenpfade, um ſich in das Haus des Herrn zu begeben.

Amaranth beeilte ſich, ſeinen Anzug ſo ſchnell als möglich zu beenden, Maritornes hatte ihn ſchon wiederholt gemahnt, und als er jezt aus ſeiner Kammer trat, fand er die dike Schönheit bereits im vollen Staate; ſie reichte ihm einen Strauß zum Vorſteken. Am Dorfplaze ſtanden ſchon mehre Leute verſammelt, bald darauf eilten alle vor das Dorf, und vom Marienbilde unter

den Birken ſchritt durch die thauigen Wieſen der kleine Kirchenzug. Der Geſang der Landleute war einfach, aber nicht unangenehm; an ihrer Spize ging der Pfarrer im Ornate und ſprengte das Weihewaſſer ſegnend über die Felder, vor den Jungfrauen trug eine von ihnen eine Fahne, auf deren wehendem Blatte eine Madonna gemalt war, darüber hing ein voller Kranz aus Wieſenblumen an der Stange.

Amaranth erkannte die Fahnenträgerin ſehr bald, es war Ammaraile. Andacht und das Bewußtſein ihres frommen Geſchäftes glänzte auf ihrem Angeſichte, in demüthiger Weihe ſchritt ſie vor ihren Gefährtinnen, und keine war unter dieſen, die ihr den Ehrenplaz hätte ſtreitig machen wollen. Ihre langen Wimpern dekten heute mehr als gewöhnlich die großen Augen, über den blonden Zöpfen umfaßte der Jungfernkranz ihre reine Stirn. Wer ſie erblikte, betrachtete ſie mit Wolgefallen; draußen vor dem Dorfe ſtand Hannes abſeits: als ſie vorüberzog, nahm er die Kappe ab und faltete unwillkührlich die Hände. Soweit er noch einen Saum ihres Gewandes erbliken konnte, ſah er ihr nach in Andacht und Liebe.

Unſerm Dilettanten gefiel die ländliche Tracht dieſer Leute ſehr gut; wenn die bunten Miederchen den Leib

auch etwas zu ſehr eindrükten, ſtatt wie bei den Stadtdamen die Reize gleichſam am Präſentirteller auszubieten, ſo nahmen ſie ſich mit den ſilbernen Troddeln doch ganz niedlich aus. Dieſe Trachten gewannen in ihrer Unbeholfenheit dadurch faſt eine gewiſſe Würde, daß ſie ſo wie heute auch ſchon vor Jahrhunderten getragen wurden.

Wie unſchön unſere wechſelnden Stadtmoden ſind, wird am einleuchtendſten dadurch bewieſen, daß jede kaum erſt abgelegte uns häßlich erſcheint.

Die Franzoſen erfinden wol die neuen Moden, aber doch immer nicht die Schönheit.

Seltſam nahmen ſich die ältern Weiber am Ende des Kirchzuges aus, die auf ihren ergrauten holzſchnittartigen Köpfen hohe wollige Müzen trugen, welche wie Morchelſchwämme ausſahen.

Aber in Amaranths Herz war eine ſtille feierliche Andacht eingezogen, es drängte ihn hinaus in den Wald, in die Einſamkeit. Von den Blumen der Wieſen blizten funkelnde Thaudiamanten, die Lerche ſang in blauen Lüften ihre Himnen, und über die ganze Natur war eine fromme, wolthätige Ruhe ausgegoſſen. Im Walde war es nun vollends ſtill und feierlich, nur über ihm ſäuſelte ein leiſes Lüftchen durch die Wipfel, und

aus den Gebüſchen ſahen zahme Rothkehlchen mit den großen klugen Augen. Der Glokenton drang nur nach der Wendung des Windes jemanchmal in den ſtillen Grund, aber die blauen Glokenblumen um ihn ſchienen mit leiſem Neigen den Sonntag einzuläuten, und ſein Herz ſchwamm in andächtiger Befriedigung.

Bald änderte ſich im Weiterwandeln die Szene: einige Kinder ſammelten im Waldmooſe die lezten Erdbeeren und andere kleine Waldſchäze, die ihre Begierde rege machten. Der Halbbeſchäftigte ſezte ſich, um ſie nicht zu ſtören, abſeits auf einen abgehauenen Baumſtamm ins Gebüſch und ergab ſich nun vollends dem lieblichen Eindruke. Die Märchen ſeiner Kinderzeit wurden wach in ihm: wie die Kinder immer tiefer in den Tann vordringen und endlich die Mooshütte des wilden Waldmanns finden, deren Dach mit glänzendem Flitter und ſüßem Zukerwerke über und über behangen iſt. Die Freude der Kinder iſt unbeſchreiblich, ſie ſteigen hinauf und krazen und ſcharren entzükt in ihre kleinen Körbchen, aber plözlich greift eine rieſige behaarte Fauſt aus dem Dache und — bald hätte ſich Amaranth nun ſelbſt erſchrekt, ſo unerwartet ſtand eine lange ſchwarze Geſtalt vor den Kindern, die aber hingen ſich ganz vertraut an die Arme des Fremden, und das kleinſte von

ihnen hob er zu sich herauf und küßte es; er war der Köhler, der tiefer im Walde seine Holzbarren brannte. Bald darauf kamen auch ein paar größere Buben herbeigesprungen und brachten ein Nest junger Vögel. Diese reckten hungerig die Schnäbel auf und waren eine sichere Beute baldigen Todes; Amaranth, der herzugetreten war, vereitelte den Kindern ihre grausame Lust, sie blikten ihn mit ihren harmlosen Augen an und verstanden nicht seine humanistischen Bemühungen. Fraß doch täglich vor ihren Augen die Spinne die Fliege, und der Vogel beide und den Käfer und den Schmetterling dazu, und der Habicht und Fuchs holte wieder Vogel und Taube und Huhn, und der Jäger schoß sie dann alle miteinander und freute sich ihres Blutes; das Schwein und das Schaf schlachtete der Vater, und den Ochsen kaufte der Fleischer und schlug ihn vor die Stirne; warum wollte der fremde Mann ihre unschuldige Freude stören? Die Kinder verstanden die Empfindsamkeit des Dilettanten nicht, und er nicht ihre naturwüchsige Grausamkeit.

Erst nach weiterem Wandern im Walde trat er den Heimweg an. Als er aus dem Walde herauskam, lag ein stiller Hof vor ihm; Wohnhaus und Vorwerk waren einfach aber sauber gehalten, an das Blumengärtchen grenzte eine einfache Wiese, durch die kleine Bewässe-

rungskanäle und Weidengebüsch liefen. Am Firste des Hauses saß bei einem großen Neste ein Storch im Sonnenschein und schien nachzudenken, wohin er das nächste Kindlein zu bringen habe. Die Thüre des Hauses war verschlossen, die Einwohner waren ohne Zweifel noch im Dorfe drüben in der Kirche. Als Amaranth näher kam, sprangen mehre Hunde, theils frei umherlaufend, theils an Ketten aus ihrer Ruhe und bellten und heulten um den Fremden. Das war ohne Zweifel das Gehöfte des Schinderhannes. —

Amaranth hatte in dorfgeschichtlichen Rührstüken Manches vom sogenannten Fensterln gehört; die Überzeugung, daß man dasjenige, was man selbst erlebt, am besten kennt und versteht, ließ in ihm den Plan entstehen, derlei gelegentlich zu versuchen.

Als geeigneter Gegenstand hierzu erschien ihm Maritornes; er wußte nicht nur allein genau, welche Kammer sie bewohnte, sondern kannte auch alle Örtlichkeiten des Hauses, es galt den bezüglichen Versuch zu beginnen, bei den meisten Liebesabenteuern entscheidet dann ohnedies der Zufall über den Verlauf.

Vollmond war vorüber, der abnehmende Mond ging erst spät auf, und einige Blumensträuße und sonstige zarte Anspielungen mußten nach des Gastes Meinung

die ländliche Schöne auf seinen Fensterbesuch gehörig vorbereitet haben. Mit Ungeduld erwartete er die Stunde, zu der sich die Gäste aus der Trinkstube an jedem Abende zu entfernen pflegten; als dies geschehen war, wollte er auch noch die nächtliche Stille im Hause eintreten lassen, bevor er das Abenteuer unternehmen mochte. Er hatte sein Licht absichtlich schon früh ausgelöscht, und horchte nun mit pochendem Herzen auf die ihm wolbekannten Töne, wie sie in geregelter Aufeinanderfolge das allmälige Aufhören des täglichen Treibens im Hause kundgaben. Zuerst klirrte die Thüre des Gastzimmers, — richtig, jezt verließen die Hausleute das Erdgeschoß; nun ächzte der Kellerschlüssel im verrosteten Schlosse, gleich darauf kamen schwere Schritte über die hölzerne Treppe, der Hauswirth hatte sein leztes Geschäft verrichtet, er begab sich in seine Schlafkammer. Auf den Gängen tönte noch eine Weile Geschlürfe von Schuhen, — Maritornes vorbereitete noch Einiges für den nächsten Tag; im Hofe verschwand nun auch die Laterne des Hausknechtes, darauf war es still; jezt hatte sich schon Alles zur Ruhe begeben.

Amaranth hatte seine Zimmerthüre an diesem Morgen mit Öl geschmiert, lautlos ging sie auf, lautlos schritt sein Tritt über die Fliese, das Hausthor

war nur mit einem Riegel von innen verſperrt, der ſich ohne Geräuſch beſeitigen ließ. Maritornes wohnte im ungewöhnlich hohen erſten Stokwerke, in einem alkovenartigen Vorſprunge, der nach drei Seiten Fenſter hatte; an der einen neigte ſich das Dach der Scheune ſo nahe, daß man über das aufgeſchichtete Holz auf dieſes und ſodann von dem Dache zum Fenſter gelangen konnte, allein die Sache war immerhin bedenklich, ein Fehltritt konnte leicht mit Halsbrechen enden. Amaranth hatte dieſen Weg nach reiflicher Erwägung für nicht rathſam erkannt und zu ſeinem Abenteuer die entgegengeſezte Seite gewählt. Der Umſtand, daß hier das Dach des Hauſes ausgebeſſert wurde und eine Leiter gerade am Stubenfenſter der Maritornes aufgelehnt war, erhob dieſen Entſchluß über jedes Bedenken.

Unbemerkt, wie zu erwarten ſtand, war er bis zur Leiter gekommen, im Zimmer der Schenkin brannte noch Licht, das ſchien vorzüglich günſtig, er ſtieg mit angehaltenem Athem über die Sproſſen. Als er ſich faſt ſchon in der Höhe des Fenſters befand, hätte ein Ungefähr ſeinen wolerwogenen Plan faſt vereitelt. Er hatte in der Dunkelheit der Nacht nur das Fenſter der Holden im Auge und bemerkte nicht, daß ein paar

Stufen der Leiter fehlten; plözlich machte er einen Fehltritt, der nicht nur beinahe seinen Fall nach sich gezogen hatte, sondern auch ein verdächtiges Geräusch nahe an den Fenstern der Schönen veranlaßte. Er hatte sich glüklicher Weise gehalten, aber der Lichtschein in ihrem Fenster bewegte sich; schon fürchtete er, daß über ihm das Fenster geöffnet werde, und daß durch vorzeitiges Entdeken sein ganzer Plan vereitelt werde, als ihm glüklicher Weise seine Kunstfertigkeit, die Stimmen der Kazen nachzumachen, einfiel; er miaute wie ein verliebter Kater, das Licht über ihm hielt wieder stille. Der nächtliche Gang einer Kaze erschien Maritornes offenbar zu geringfügig, um seiner Richtung durch das offene Fenster nachzuspüren.

Er pries seine Geschiklichkeit, die er sonst nur zur Ergözung fröhlicher Kameraden geübt hatte, und fand sich in seinem Glaubensbekenntnisse bestärkt, daß der Dilettantismus in allem Möglichen nicht genug zu preisen sei.

Er verhielt sich zuerst ruhig, dann kletterte er vorsichtig über die zwei fehlenden Leitersprossen, und befand sich dem ersehnten Fenster gegenüber. Ihm fiel Faust's Eintritt in Gretchens Zimmer ein; war er in Maritornes auch nicht eigentlich verliebt, so fand er seine

Lage doch höchſt intereſſant, und hatte ſich ſchon längſt all das Dörflichſeltſame, Idilliſchreizende dieſer Stunde ausgemalt. Er faßte bequemen Plaz auf der Leiter und ergab ſich vorerſt ſeinen anmuthigen Betrachtungen. Der Augenblik war günſtig: Maritornes ſtrählte ſich eben ihr Har. War es auch weder blond noch reichhaltig, ſo paßte doch aus ſeiner Erinnerung die Stelle:

Sie kämmt juſt drin ihr goldnes Har
Beim matten Lampenſchein',
Kniet fromm dann hin zum Hausaltar
Und lächelt betend drein.

Nein, das that ſie nicht, ſie nahm jezt vielmehr eine Ölflaſche, in der er bald ſeine tägliche Begleiterin beim Salateſſen erkannte, und ſalbte ſich ihre etwas kurzen Zöpfe. Das verfing nichts, hätten ihn doch Hunderte ſeiner Bekannten um das Pikante der Situazion beneidet. Jezt verſchlang ſie ihr Har in leichten Knoten. Der Anblik erſchien ganz von den Schlaken der Erde gereinigt. Sie zog die Schürze ab, legte ihr Buſentuch beiſeite. Erſchien ihr Geſicht in der Hize des Sommers und der Arbeit manchmal rohroth und aufgeſchwemmt, ſo wies ihr entblößter Naken eine zarte Weiße, um die ſie jede Salondame beneiden mußte.

Jezt glaubte er den Augenblik gekommen, ſeine

Gegenwart dem belauschten Mädchen bekannt zu geben. Sie schritt noch wie sinnend in der Stube umher, und er bedachte, welches Zeichen für sie wol das schiklichste wäre, da klirrte das Fenster an der entgegengesezten Seite des Alkovens ganz leise, es ging auf, ein bärtiges Gesicht wurde sichtbar und bald darauf stand ein Bauernbursche im Zimmer. Maritornes umfing ihn mit beiden Armen, dann verlöschte die Lampe.

Ihm ward abenteuerlich zu Muthe, der ungeschlachte Bauer war ihm durch dieses Fenster gleichsam in seine Idillenwelt hineingesprungen. Er erkannte ihn auch, er war der Knecht des nahen Pachthofes; wie schnöde hatte ihn Maritornes jederzeit behandelt, wenn er in die Schenke herüberkam, er bekam der Lezte den Trank, am ersten wendete sie ihm den Rüken, alle Burschen schienen ihr genehmer als der dikkopfige Peter, — und jezt! Also auch an den Quellen und Wiesgründen, mitten in der ländlichen Einfalt gab es so viele Verstellung und Heuchelei!

Amaranth saß auf einem Querholze der Leiter in kühlen filosofischen Betrachtungen und verlor sich in unliebliche Grübeleien. Er wußte selbst nicht, wie es geschah, daß ihm plözlich ein Mondstrahl in das Gesicht fiel; der abnehmende Mond war aufgestiegen

und auch die Ecke des Hauses barg ihn nicht mehr. Er erhob sich zu schnellem Rükzug, in demselben Augenblike stand aber auch der Flurschüz unter der Leiter, der die Marken des Dorfes und seiner Felder bewachen mußte und eben seine nächtliche Runde machte.

— Holla ho! da gibts Schelme, schrie er und nahm mit vorgestrekter Lanze von den Winken des Dilettanten keine Notiz, der über die ausgebrochenen Sprossen der Leiter nicht schnell genug hinabkommen konnte.

— Holla ho, holla ho! und die Hunde des Dorfes fingen bis weit hinaus zu bellen und zu lärmen an, und der wachsame Hausknecht brachte eine Laterne, und der Wirth sah mit der Zipfelhaube aus seinem Fenster. Nur in der Kammer der Schenkin blieb es stille. Amaranth dachte einen Augenblik daran, sich für mondsüchtig auszugeben; vielleicht waren aber die Bauern so strohköpfig, dies gar nicht zu verstehen.

— Seht ihr denn nicht, daß ich es bin, ihr Schafköpfe, rief er endlich mit gedämpfter Stimme dem hinaufleuchtenden Hausknecht entgegen.

— Ah, sie sind es, ja aber was machen sie denn um Mitternacht auf der Leiter?

— Esel, merkst du denn nicht, daß ich Sperlingnester ausnehmen wollte.

— Sperlingneſter ausnehmen, wiederholte in lautem Erſtaunen der Hausknecht, und auch der Flurſchüz wiederholte es, und der Wirth wiederholte es nicht minder aus dem Fenſter ſeiner Schlafſtube.

— Allerdings, Sperlingneſter ausnehmen.

Amaranth ſtieg nun von der Leiter, und ließ ſich in ſein Zimmer leuchten, und der Hausherr, als er in ſein Bett ſtieg und wieder einzuſchlafen begann, konnte ſich nicht genug über die ſonderbaren Liebhabereien der Stadtherren verwundern, es wurde ihm darüber allmälig ganz kraus im Kopfe, als flattere es in ſeinem Schädel voll Sperlinge, und als brüteten ſie in zahlloſen Neſtern in ſeinem Gehirn.

Am nächſten Tage ſchnitt Amaranth ein ernſtes Geſicht.

Alle Leute im Hauſe und Dorfe ſahen ihn verwundert an, auch Maritornes bezeigte ihr Erſtaunen.

— Und du hörteſt den Herrn gar nicht über deinem Fenſter?

— Mein Schlaf vor Mitternacht iſt ſchwer wie ein Heuwagen.

Das nächtliche Ereigniß war im Hauſe und Dorfe bald verklungen, den paar Leuten, die allein Einſicht

in ſelbes hatten, war daran gelegen, ſeiner nicht weiter zu erwähnen.

Amaranth dehnte unterdeſſen ſeine ſentimentalen Forſchungen nach und nach auf die verſchiedenen Fächer der Idillenwelt aus; es kam ihm Vieles entgegen, das er erwartet hatte, Manches wuchs ihm unter der Hand in ganz fremde Entwikelungen, Anderes war ihm vom erſten Augenblike angefangen überraſchend. Er hatte ſich im Voraus vorgeſtellt, daß er alle Tage einen ländlichen Gegenſtand beſingen, oder eine Volksweiſe in Noten ſezen, oder etwas nach der Natur zeichnen und malen werde. Von dem Allen geſchah nichts. In der Stadt hatte er häufig für irgend einen Salon ein Gelegenheitsgedicht anzufertigen, Stoff und Zeitpunkt waren dort ſtreng feſtgeſezt, und zur beſtimmten Stunde präſentirte er jederzeit die beſtellten Verſe auf Roſapapier und erntete von ſeinen wolerzogenen Bekanntſchaften verbindliches Lob. Hier ging die Sonne auf, ohne vorher von ihm ein Gedicht an die Aurora zu verlangen, die Roſen verblühten, der Wald rauſchte, die Vögel ſangen, unbekümmert, welchen Eindruk ihre Natürlichkeiten auf ſeine poetiſche Ader hervorbrachten; und wenn er ſelbſt ein Gedicht im ſchönſten Versmaße, mit reinſten Reimen zu Stande gebracht hätte, wem

hätte er es wol vorlesen sollen? den Hühnern, die vor seinen Fenstern gakerten, den Tauben, die davor im blauen Himmel mit glänzenden weißen Fittichen ihre Wirbel flogen, oder hätte er buchstäblich den Schweinen Perlen vorwerfen sollen? Auch Maritornes, der er, während sie Butter rührte, einmal gereimte Süßigkeit vorgesagt hatte, schien in die feinen Beziehungen der Verse nicht eingedrungen zu sein, und für Amaraille, die von allen ländlichen Schönen offenbar die zarteste war, hatte er noch keine Handhabe zum Umgange gefunden.

Er war ihr öfter im Dorfe oder auf den Feldern begegnet, aber sie hatte seinen zierlichen Gruß stets mit schüchterner Zurückhaltung erwidert; auf seine wol ausgesonnenen Anspielungen oder Lobsprüche auf die schöne Natur hatte sie nur eine nüchterne thatsächliche Antwort, die den Schmetterlingsstaub von den Schwingen seiner Fantasie rieb und den Anlauf zu den kühnen Aufflügen vereitelte. Als er sie einmal um Hannes fragte, erröthete sie und sah ihn aus ihren blauen Augen mit einem Blicke an, der ihm zu sagen schien, er habe ihr wehe gethan. Seitdem wich sie ihm bei zufälligen Begegnungen absichtlich aus. Amaranth hatte ihr über die Liebe so viel unergründlich Tiefes

zu ſagen gewußt, ſie aber trug das Geheimniß ihres Herzens ſtill und ſelbſtgenügſam wie eine Roſenknoſpe.

Nicht beſſer ging es ihm mit Hannes; der Burſch war häufig im Gebirg im Holzſchlage beſchäftigt; einmal hatte er ihn Mann gegen Mann im Thalwalde getroffen und hatte es darauf abgeſehen, das Geſtändniß ſeiner unglüklichen Liebe aus deſſen eigenem Munde entgegen zu nehmen. Diesmal glaubte er den wahren Ton der Anrede getroffen zu haben, er hilt glütliche Mitte zwiſchen der Redeweiſe, wie ſie ſich für die Geßner'ſchen Schäferknechte Mopſus und Melampus ſchikt, und den Annuthiglichkeiten der modernen Dorfgeſchichten.

Schinderhannes erröthete zwar nicht wie ſeine zartere Schöne, er gerieth über dieſe vertrauliche Zudringlichkeit faſt in Zorn, und hätte unſer Dilettant dabei nicht gar ſo gutmüthig gelächelt, es hätte leicht einen Erfolg abgegeben, der unſerem in Ländlichkeiten minder bewanderten Freunde völlig neu geweſen wäre. So aber hatte dieſer nur Gelegenheit, ſich über die Kälte der dörflichen Liebhaber zu verwundern. Allerdings hatte er aus dem Betragen Hannes' gegen ihn nicht errathen können, daß dieſer eben mit vollem, bewegten Herzen ziellos in dem Walde umhergeirrt war,

der nach leichtem Regen im Sonnenglanze zu dampfen begann, daß er auf das leise Fallen der von den Zweigen abrinnenden Wäſſer horchte und mit jedem Tropfen in der grünen Einſamkeit hätte ausrufen mögen: ach, ich liebe ſie! Naturmenſchen ſind in dieſer Beziehung wie das Edelwild unſerer Wälder, ſie tragen ihr Leid am liebſten einſam und ſchweigend.

Ungeachtet dieſer geringen Ermuthigungen ſchien es dem Dilettanten doch zu verlokend, wenn er, ſtatt Dorfgeſchichtliches zu ſchreiben, ſelbſt derlei handelnd auf die Beine bringen könnte, und ſo gleichſam den Flugwerkgott einer ſolchen Geſchichte abgeben ſollte. Er verfügte ſich daher zum Dorfſchulzen und zweifelte nicht, daß das Erſcheinen eines Gönners aus der Stadt ſehr günſtig auf das Geſchäft einwirken werde. Er ſprach in rührender Salbung von der Berechtigung der Liebe, von der Gleichheit der Stände im Allgemeinen und warb dann ohne weiters für den Waſenmeiſterſohn um die Hand ſeiner Tochter. Des Schulzen Geſicht verlor ſehr bald das gefallſame Lächeln, das den Beſuch zuerſt begrüßt hatte, er wurde vor Zorn kirſchbraun auf Stirne und Wangen, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er den Freiwerber eigenhändig bei der Thüre hinausgeworfen.

Das Verunglüken dieſer Unternehmung erfüllte den Dilettanten mit Unmuth. Er hatte hartherzige Väter und wegen Konvenienz unglükliche Liebe bisher nur in der Stadt vermuthet, er begriff recht wol, daß ein vornehmer Adelige ſeine Tochter einem Bürgerlichen nicht geben konnte, welchen Stolz aber ein Bauer gegen den andern haben ſollte, ſah er nicht recht ein und hilt es jedenfalls als einen argen Verſtoß gegen idilliſche Sitte und dörfliche Einfalt. Es fingen ihm allerlei krauſe Gedanken im Kopfe aufzuſteigen an, und ſogar die Langweile beſchlich ſein Gemüth, obwol er ſich dies nicht geſtehen wollte, und den Zuſtand bei ſich ſelbſt hartnäkig für ländliche Ruhe erklärte.

Jedenfalls war es ihm erwünſcht, als es bald darauf hieß, es werde in wenigen Tagen die erſte große Jagd für dies Jahr in der Gegend ſtattfinden. Er konnte dabei nicht recht begreifen, warum die Bauern dieſe Neuigkeit hinter dem Ohre krazend hinnahmen. Die Jagd erſchien ihm als eines der edelſten, kräftigſten ländlichen Vergnügen, der Gedanke daran erſchloß ihm gleichſam den vollen grünen Wald, er hörte im Geiſte ſchon den Klang der Hörner, die Rüden ſprangen, ihnen voran der ſtolze Hirſch, bis ihn der Muth und die Geſchiklichkeit des Waidmanns abthat. Als nun auch

der hochgräfliche Jäger im Dorfe erſchien, da ward ihm vollends recht jagdmäßig zu Muthe; das grüne Kleid ſtand der kräftigen Geſtalt vortrefflich, der Hut mit den Hahnenfedern, das Waidmeſſer mit den goldenen Quaſten und Büchſe und Jagdtaſche gaben dem jungen Manne einen eigenen Schwung. Amaranth begegnete ihm vor dem Dorfe, der Jäger ſprach ihn an, ſeine Rede war bieder und wolgeſetzt. Er wußte bereits vom nächtlichen Beſuche im Dorfe und lud ihn im Namen ſeines Herrn zur nächſten Jagd, die den Kreis dieſer Ergötzlichkeiten für dieſen Herbſt eröffnen ſollte. In den anmuthigſten Geſprächen begleitete ihn Amaranth bis zur Schenke.

Sobald die dort verſammelten Bauern den Förſter erblikten, zogen ſie die Pfeifen aus dem Munde, ihre Geſpräche ſtokten, ſie erhoben ſich und machten Reihe. Der Jäger gab ihnen den Tag der Jagd bekannt und fügte bei, daß ſie ſämmtlich bei ſelber zu erſcheinen hatten. Klang die Einladung auch etwas barſch, ſo fand es Amaranth doch ſehr freundlich, daß die Herrſchaft ihre Unterthanen an ihrem Vergnügen Theil nehmen ließ, die derbere Sprache konnte dem Waldmanne füglich zugute gehalten werden.

Es mußte mit der Bauernſchaft überhaupt mißliebige

Verwikelungen geben, denn der vorher ſo harmloſe Förſter zog ſchwere Falten auf der Stirne zuſammen, und ſeine Worte waren ein ununterbrochenes Zanken und Gepolter. Im Buchenwalde ſollte Laub widerrechtlich weggeführt worden ſein, das Aufleſen der Windbrüche und Holzabfälle ſei geradezu Diebſtahl; auf das Aufſtellen von Dohnen ſei noch vor fünfzig Jahren das Abhauen der Hand geſezt geweſen, und ſelbſt die Kinder des Dorfes wurden durch Beerenſammeln und das Schneiden von Maipfeifen zur Dieberei erzogen.

Die Bauern hörten kleinmütig und verſtokt zu, als ſich der Jäger ſo in die Bruſt warf, und wußten wenig zu erwidern. Wenn ihm ſelbſt der Athem ausging, fiel der Amtmann, der die Geſellſchaft mittlerweile vermehrt hatte, mit neuen Anwürfen ein. Er bildete gleichſam die Kehrſeite der gräflichen Adminiſtrazion. Sein Gewand war grau und abgeſchaben, ſein Geſicht glich altem Papiere, ſein Kopf war kahl. So oft ſich der Förſter ſeinen ſchwarzen Haarſtrauß in die Höhe wirbelte, ſtrich ſich der Amtmann ſeine grauen Haarreſte glatt nach dem Schädel. In der Glaze ſchien ſich ſeine Pſiche gleichſam von Haren und ähnlichem Unrathe entpuppt zu haben und ſo geläutert ihrer Himmelfahrt zu harren. Selbſt der Brake, der den Jäger begleitete,

ſchnoppperte verdachtſam am Bauernvolke und ließ ſich mit ſelbem zu keiner Vertraulichkeit herbei.

— Auch iſt es Jagdfrevel, daß ihr euren Klee und Haier ſchon jezt abſchneidet und das gräfliche Wild um die nöthige Weide verkürzt.

— Item Jagdfrevel und Felonie! wiederholte der Amtmann, und als die Bauern einander verwundert anſchauten, fuate er bei: Was glozt ihr ſo dumm in den Tag hinein? Wißt ihr nicht, daß, wo jezt Lindenbach ſteht, einſt nichts als Waldgehege vorhanden war und hochgräfliche Wildbahn; aus purer Großmuth und Mitleiden mit ihren Unterthanen haben unſeres gnädigſten Herrn hochleibliche Vorfahren gegen Stift und Zehent hier die Ausrodungen geſtattet, aber die Weide für das Wild ſich allenthalben vorbehalten. Wenn ihr, elendes Vak, leſen könntet, wollt' ich euch die Pergamente vorweiſen, ſo aber müßt ihr durch Schaden klug werden, und die Abſtiftung bleibt für euch der beſte Beweis.

Am feſtgeſezten Tage ſtellte ſich unſer Halbbeſchäftigter im Jägerroke mit der Büchſe am beſtimmten Plaze ein; es war eine ſchöne Waldwieſe, wo ſich die Jäger verſammelten; die verſchiedenen Reviere liefen hier zuſammen. Noch ſtand der Morgenthau auf Gras und Blumen, und die Herbſtgeſpinnſte hingen luſtig über den

Gesträuchen. Die Herrschaften benahmen sich sehr herablassend gegen Amaranth; abseits warteten noch einige Landleute und Jagdhunde und wurden jezt von den Jägerburschen in den Wald geführt; nur wenige Bauern trugen Gewehre, die meisten Stangen und Knittel, und jezt erst begriff der Dilettant, daß ihnen nur das Umstellen der Gehege und das Treiben des Wildes oblag, was sie als Robot zu leisten verpflichtet waren. Auf der Wiese, wo dem Wilde der Ausweg offen gelassen wurde, waren die Schüzen aufgestellt, hinter dem Grafen standen zwei Büchsenspanner, die ihm die Gewehre luden und, sobald er eines abgeschossen hatte, das andere hinreichten. Dies war auch in der That nöthig, denn kaum wurde das Hallo der Treiber im Walde vernehmbar, so begannen schon die ersten Thiere aus dem Dikicht herauszuspringen, Schüsse knallten ununterbrochen, und unter lautem Freudengeschrei der Jäger sank das Wild in seinem Blute zusammen oder versuchte mit abgeschossenen Füßen noch einige vergebliche Sprünge in seiner Todesnoth.

Amaranth hatte sich von der Jagdlust vorher einen ganz andern Begriff gemacht. Dies Morden ohne Wiz und Muth konnte ihn nicht ergözen; wo er stand, brachen die meisten Thiere aus, und selbst, wenn er

ſchoß, that er es faſt wie unwillkührlich, und es war weder ſeine Schuld noch ſein Verdienſt, wenn ſein Blei gleichwol irgend einem Wilde den Tod brachte.

Ein paar Zwiſchenfälle verdarben vollends ſeine Luſt am blutigen Werke. Ein Bauer war in die Wange mit einigen Schroten getroffen worden. Mit gezogenem Hute, das Blut mit ſeinem Rokärmel von der Bake wiſchend, ſtand er vor dem Grafen, der ihn lachend einen ungeſchikten Tölpel ſchalt; ſein hochgeborner Gönner meinte, er könne froh ſein, daß er nicht ſein Auge verloren habe und, indem er ſich wegwendete, warf er ihm gnadig einen Thaler zu.

Der zweite Fall erſchien unſerm Dilettanten noch widerlicher. Ein paar Jagdburſchen kamen plözlich ganz erſchroken und zaghaft zum Grafen, der Förſter laſſe gehorſamſt melden, daß ein Unglük geſchehen ſei, der alte Waldſepp habe die Diana erſchoſſen. Der Graf fuhr im höchſten Zorne auf, und der Amtmann, der mit einer langen Vogelflinte unſern ſeines Herrn ſtand, beklagte mit gerungenen Händen den Tod der vortreflichen Hündin. Nach altgräflichem Rechte, wie noch immer in den Pergamenten zu leſen ſei, fügte der Amtmann bei, wäre derlei hochnothpeinlich behandelt worden, auch im vorliegenden Falle müſſe ein Beiſpiel gegeben

werden; mit den landesfürſtlichen Strafgerichten ſei leider nicht auszulangen, aber er wolle zulängſt Amtmann in Lindenbach und den übrigen Domänen der Grafſchaft geweſen ſein, wenn der Waldſepp nicht doch einen Denkzettel erhalten ſollte, den er nie mehr verwinden werde. Er müſſe volle Entſchädigung leiſten, ſeine einzige Kuh ſoll gepfändet werden, das Amt werde es ſchon einzuleiten wiſſen.

— Alſo muß die Sache doch vor die Gerichte?

— Sie muß es, entgegnete der Amtmann, aber hochgräfliche Gnaden ſollen mich nicht länger ihren treuen Diener nennen, wenn ſie mit dem Ausgange nicht zufrieden ſein ſollten.

Die Ausſicht auf Beſtrafung kühlte in etwas den Zorn des Grafen. Nun kam auch der Förſter aus dem Walde, hinter ihm auf einer Tragbahre aus Tannenzweigen wurde die verendete Diana getragen, mit traurigem Geſichte ſchlich der Waldſepp daneben. In ſeiner Jugend hatte er den Wald über Alles geliebt; ob das Wild vor ihm jederzeit ſicher geweſen, ließ ſich jezt nicht mehr beſtimmen; bewieſen war ihm ein Wilddiebſtahl nie geworden. Seit er alt war, wohnte er am Ende von Lindenbach in einer Hütte, die früher nur zum Flachsbrechen verwendet wurde; er

arbeitete was er konnte, und hatte sich endlich so viel zusammengespart, daß er seit zwei Jahren eine Kuh besaß; die war sein Stolz und seine Freude, und wenn er sie auf den Rainen zwischen fremden Feldern auf die Weide führte, konnte er oft stundenlang mit ihr Zwiesprache führen. Aber so oft Jagd war, blieb er gleichwol nicht zurük, und heute hatte er so lang gebeten, bis ihm eine alte Büchse zugetheilt wurde; ein unglüklicher Schuß aus selber hatte statt des Wildes die weiße Hündin niedergestrekt.

— Halten zu Gnaden, Erlaucht, begann der Förner, kannt' ich wissen, daß der Kerl seit dem lezten Jahre blind geworden ist; schießt er die Diana nieder, ein Schuß durch mein eigenes Gebein wär' mir nicht schmerzlicher gewesen, als der Tod dieses edlen Hundes. In erster Wuth hatt' ich schon das Rohr auf ihn angeschlagen und hätt' ihn niedergezündet, es mochte aus mir werden was da wolle; da fiel mir ein, daß er doch auch ein Christ sei, da schenkt' ich ihm das Leben, aber der Amtmann soll die Bücher nachschlagen, und dem Waldsepp soll geschehen, wie er verdiente.

Noch immer empört, wendete sich der Graf abwehrend vom Greise, der die Hände gefaltet zu ihm erhob: Mein Amtmann soll nach den Gesezen mit ihm vorgehen.

Wir wiſſen, daß wir nicht mehr wie unſere Vorfahren ſelbſt die Gerechtigkeit üben dürfen, aber die Geſeze des Landesfürſten werden uns hoffentlich gegen den rohen Bauer nicht ſchuzlos laſſen.

Amaranth ſchlich ſich während der unerquiklichen Verhandlung davon. Er hatte bereits genug vom Jagdvergnügen genoſſen.

Es war gut, daß ſchon in der nächſten Woche ein ländliches Feſt ſtattfand, das Amaranth von ſeiner Verſtimmung zu heilen verſprach. In jedem Jahre wurde, nachdem die Ernte eingebracht war, in Lindenbach die Kirmes gefeiert. Amaranth, der ſich ſchon in manchen Erwartungen getäuſcht ſah, hoffte gleichwol noch neue Anſchauungen auf dieſem Feſte zu gewinnen. In der That traf er ſchon, als er nach Tiſche ausging, ein paar betrunkene Bauern. Auf der Kegelbahn des Dorfes wurde geſpielt und gezankt, auch wäre es ohne Zweifel zu Gewaltthätigkeiten gekommen, wenn nicht der Amtmann ſich frühzeitig im Dorfe hätte bliken laſſen, was jedem lauten Ausbruche des Vergnügens von vorneher Einhalt that. Er war über Einladung des Schulzen auf ein Glas Wein bei ihm eingetreten; von Zeit zu Zeit verließ er deſſen Haus und ſchritt voll ſtolzen Selbſtbewußtſeins an den Bauern vorüber,

die sich vor ihm von den Bänken erhoben und Spiel und Gespräch vergaßen, um ihrem Zwingherrn Ehrfurcht zu bezeigen. Er fand an ihnen mehr zu tadeln als zu loben, und nikte nur sehr vornehm auf ihre demüthigen Grüße. Als er bei der Kugelstätte ankam, fehlten aus Respect die Meisten den ersten Kegel, den sie treffen sollten, und nur die schon etwas Betrunkenen getrauten sich ihm kek in das Gesicht zu sehen. Er hielt offenbar Alle weit unter sich, und erst als er den gräflichen Jäger antraf, schien er einen Seinesgleichen in ihm anzuerkennen und schüttelte ihm vertraulich die Hand.

Bei der Dorflinde war der eigentliche Brennpunkt der ländlichen Freude; unter Zelten und auf Holzständen wurde Meth, Lebkuchen und andere Getränke und Leckereien ausgeboten; hier war die Jugend des Dorfes versammelt und scherzte und tanzte auf dem Rasen. Wer aber unseres Halbbeschäftigten vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich zog, war der seltsame Spielmann, der vor einem Kruge am Pfeifertischchen saß und dem jungen Volke zum Tanzen aufspielte. Es war der Todtengraber, und als ihm Amaranth sein Befremden über diese seine zweite Beschäftigung aussprach, meinte der Alte, Leid und Freude ständen im Menschenleben stets so nahe aneinander, daß der Fidelbogen und der Grab-

ſpaten billig von einer und derſelben Hand geführt werden mögen, auch beſchäftige und ernähre bei der guten Geſundheit der geringen Bevölkerung des Kirchſpiels das Gewerbe des Todtengräbers ſeinen Mann nicht hinlänglich, ſo daß eine zweite Beſchäftigung angezeigt ſei, und beim Geigen habe er gerade recht Zeit, ſich die Leute, die einmal ſteif und kalt zu ihm kommen müßten, in warmer Freude und Beweglichkeit anzuſehen.

Unter den Tanzenden war Maritornes ſo lange die Hübſcheſte, bis gegen Abend Ammaraile mit ihrem Vater herbeikam. Das Mädchen ſchien am Tanze wenig Vergnügen zu finden, ſo ſpröde that ſie gegen jeden Tänzer, der ſie aufforderte, oder freute ſie das Tanzen nur deswegen nicht, weil der Hannes, den ſie liebte, nicht zugegen war? Der ſchlanke Burſch wäre ſicher der ſchmukſte Tänzer von allen geweſen, aber als Sohn des Waſenmeiſters war er vom Tanze der Burſche ausgeſchloſſen, und ſo hielt er ſich in ſeiner Verbitterung vom Orte des Vergnügens ganz fern und war heute im Walde umhergeſtrichen. Der Förſter ſchien an der Tochter des Schulzen Gefallen zu finden, auch hielt er ſie wol für die ihm als Tänzerin angemeſſenſte, er drängte ſich an das ſchöne Mädchen und mit unterdrük-

tem Neide ſahen ihm die anderen Burſchen nach, wenn er mit ihr den Reigen umhertanzte.

Dieſer Dünkel, dies Spiel des Stolzes und des Neides ſelbſt mitten im Schooße der Natur überraſchte unſern Dilettanten nicht wenig, ſo daß er ſich mitunter in ſeltſame Gedanken verlor. Plözlich kam aber doch wieder eine Szene zum Vorſcheine, die ihm noch in keinem Salone begegnet war: vom Dorfkirchthurme läutete es das abendliche Ave, und mitten im Schwunge hielten die Paare, der Bogen ſprang von der Geige, und ſchweigend mit entblößtem Haupte betete die ländliche Gemeinde den Abendſegen.

Wie es nun zu dunkeln anfing, hatte die Weinlaune mehr und mehr um ſich gegriffen, nur in der nächſten Nähe des Amtmannes und Förſters behauptete ſich noch eine gedrüktere Haltung, die in Scheu und Abneigung gegründet war; dieſe Beiden wurden jezt aber um ſo mittheilſamer. Der Amtmann riß herablaſſend unſaubere Poſſen, deren Stichblatt meiſt Maritornes war, die dieſe Aufmerkſamkeit ganz befriedigt aufnahm, der Jäger drängte ſich an die Tochter des Schulzen, ſo daß ſich die andern Burſchen mit unterdrüktem Grolle zurükzogen; Ammaraile ſchien dieſe Huldigung zu beläſtigen, um ſo mehr als ſie den Förſter nicht ſo wie die

Bauernſöhne ſpröde abweiſen konnte. Der Amtmann lächelte pfiffig und meinte, wenn der alte Schulze mit den harten Thalern herausrüken wollte, wer weiß, ob nicht ſeine Tochter Frau Förſterin werden könne. Ammaraile hörte dieſe Reden offenbar mit Widerwillen an.

Der Förſter ſchikte ſich eben wieder an, mit ihr zu tanzen, da tönte ein gellender Ton von der Geige, dann verſtummte das Spiel. Es war eine Saite geſprungen. Der Todtengräber erhob ſich, nahm die Fidel unter den Arm, und ſchikte ſich an fortzugehen. Man drang in ihn, eine neue Saite aufzuſpannen, was er verweigerte, und als nun der Förſter in einer Weiſe, die wie Befehl ausſah, beifügte, er wolle noch mit Ammaraile tanzen, es müſſe noch aufgeſpielt werden, lachte ihm der Todtengräber furchtlos ins Geſicht: Habt ihr nicht gehört, daß mich meine Kinder draußen rufen, 's iſt Michaelisnacht, da muß ich noch den Irrlichtern und Elfen aufſpielen.

Den Tanzluſtigen ſchauderte es kühl über den Rüken; er ſchritt langſam und entſchieden durch ihren Kreis und hatte nur noch Zeit gefunden, Ammaraile einen Blik des Verſtändniſſes zuzuwerfen. Sie folgte ihm unbemerkt und traf ihn an der lezten Fallthüre des Dörfchens, dort lehnte auch ihr Hannes am Zaune.

— Die sind wir los, begann der Spielmann lächelnd, heut' Nacht kommt sicher keiner von ihnen zu mir heraus. Kinder, ich hab' euch längst versprochen, euch einmal ein lustig Stüklein zum Tanzen aufzuspielen; jezt soll es geschehen, bei mir draußen hinter der Gottesakermauer ist eine kurzgemähte Wiese, wie ihr sie euch nicht besser zum Tanzen wünschen könnt.

Die zwei Liebenden schritten Hand in Hand hinter dem Todtengräber, der unterdessen eine neue Saite auf seiner Geige aufspannte und sie leise stimmte. Die Mondessichel ging klar und silberweiß auf und über die Felder strichen feine, blasse Nebel.

Sobald sie auf der bezeichneten Stelle angekommen waren, sezte sich der seltsame Spielmann auf einen alten Weidenstrunk und fidelte, daß es den beiden Liebesleuten in die Beine schoß und tief zu Herzen ging. Schinderhannes aber faßte Ammaraile um die Mitte und sie tanzten weltvergessen und seelig im lustigen Reigen über den einsamen Wiesengrund.

Die Leute im Dorfe hörten etwas von den hohen, jauchzenden Tönen herüberklingen und bekreuzten sich; ein paar kekere Burschen schlichen bis an die unfernen Gebüsche, als sie es aber leichenweiß und lustig im Tanze

draußen hinflattern ſahen, da ſtanden ihnen die Haare zu Berge und ſie eilten zurük ins Dorf.

Am nächſten Morgen machte ſie das friſche Taglicht kühner; einige gingen hinaus nachſehen: ſie fanden einen Tanzkreis ausgeſchleift, auf dem kein Thau lag. Richtig, das war der Elfenring, in dem im Mondſcheine geſtern die Todten getanzt hatten.

Unſer Dilettant lachte in ſeiner Aufgeklärtheit über den Aberglauben der Landleute, gab aber allmälig ſeine Hoffnung auf, eine Dorfgeſchichte zu erleben.

Er wollte nun ſolche mindeſtens unmittelbar aus dem Munde der Dorfbewohner erzählen hören. Mit der Schenke, in der er wohnte, war eine bedeutende Maierſchaft verbunden, deren Knechte und Mägde jezt an den längeren Abenden ſich in der Spinnſtube verſammelten, wo dann von den gewandteſten unter ihnen abwechſelnd Geſchichten und Schwänke vorgetragen wurden. Beim Vorübergehen hatte er manchmal irgend ein kurzes Bruchſtük der ländlichen Rapſoden erhaſcht; ſobald ſie jedoch ſeine Gegenwart gewahrten, wurde abgebrochen, da ihre Schnurren ſich für die gelehrten Leute nicht ſchikten.

Der Dilettant beſchloß alſo, ohne daß man ſein Beiſein erfahren ſollte, die Hiſtorien eines ſolchen Abends

zu belauschen. Die Räumlichkeit war hierzu sehr geeignet; in der Spinnstube befand sich ein riesiger Ofen, auf dem für die Nothdurft eine Schlafstelle vorbereitet war. Dahin versteckte sich Amaranth, noch ehe die Spinngesellschaft versammelt war, er konnte sie von dort unbemerkt übersehen und ihren Reden zuhören. Alsbald nach ihm erschien der Hausmaier und steckte ein Bündel Kienspäne in der Mitte der Stube in einen eisernen Grif und entzündete sie. Sie dienten als Fakel zur Beleuchtung. Nun kamen nacheinander die Mägde herbei und sezten sich eine nach der andern an ihre Spinnrokeu. Etwas später fanden sich auch die Knechte ein, und begannen Bohnen auszulösen und Maiskolben abzustreifen. Das Kienspanlicht warf einen unsichern flakernden Schein über die Gesellschaft; zuerst schnurrten nur die Räder und die Schoten und Maiskörner rauschten, aber bald begann eine junge Magd, die eine Krone aus Flachs mit einem rothen Bande geziert am Kopfe trug, zum Erzählen aufzufordern. Sie war die Brechelbraut, nämlich die, welche beim lezten Flachsbrechen von den Mägden des Hauses die meisten Bündel zu Stande gebracht hatte. Für den ganzen Winter gebührte ihr der Kranz.

— Nun, fuhr sie fort, wie lange werdet ihr denn

eure Königin warten lassen; zu was hätte sie so viele Mägde, wenn sie stumme Maulaffen feilhielten. Hat dein Kopf ein Loch bekommen, alte Laas, daß du nichts mehr zu schwätzen weißt? Ich, die Brechelbraut, befehle dir, beginne mit deiner besten Schnurre.

— Wie du befohlen, so soll geschehen, erwiderte die alte Elisabeth und fing nun, während ein junger Knecht leise die Zither schlug, zu erzählen an: Es war in einem Dorfe, — wie's hieß und wo's liegt, hat mir meine Großmutter nicht erzählt, — da diente bei einem Bauer eine junge Magd, die sich die schönste und klügste im Kirchspiele bedünkte, und die hoffärtigste und fürwitzigste von allen war. Sie war gerade so ein äffisches Ding, wie da unsere Brechelbraut. Jeder Bursche der Nachbarschaft dünkte ihr zu schlecht für eine Liebschaft, wollte einer zum Gruße ihre Hand fassen oder sie gar zum Scherz um die Mitte nehmen, wie sich's jede ehrliche Dirne gern gefallen läßt, so machte die spröde Grethe Lärm, als ging's gerade zu auf ihren Jungfernkranz; auch besser wissen wollte sie Alles als die andern, und mehr verstehen von den Dingen, die sie nichts angingen, und stolz und schnippisch abtrumpfen, was sich ihr zu nahe wagte.

Da kam einmal ein Tausendkünstler in das Dorf

und zeigte seine Kunst und Geschiklichkeit vor der ganzen Bauerschaft, die zuerst neugierig zusammenlief und dann verwundert dreinglozte. Es war unglaublich, was er den Leuten Alles vormachen konnte, die ältesten Bauern des Dorfes hatten derlei noch nicht gesehen. Das Erstaunlichste von Allem war aber folgendes Kunststük: Er führte einen alten schwarzen Hahn bei sich mit blau glänzendem Schwanze, den das Vieh hoch im Bogen trug. Der Hahn sah ihn gar klug aus den rothen Augen an, und, sobald sein Herr es befahl, zog er leicht, als wär's eine Feder, einen langen Wiesbaum, wie ihr ihn täglich auf den großen Heufudern sehen könnt, mit dem Schnabel über die Gasse.

Die Leute konnten das in keinen Sak bringen, und als der alte Herenmeister nun vergnüglich mit seiner Müze den Lohn einsammeln ging, fiel er weit reichlicher aus, als je in einem Dorfe zu erwarten stand, wo man, das müßt ihr beiläufig wissen, damals weit sparsamer war, als heut' zu Tage.

Indem kam Schöngrethe von der Wiese heim und trug einen vollen Korb mit Klee für das Vieh nach Hause. Auch sie blieb stehen und gaffte auf das Gaukelwerk, aber nicht über den Hahn verwunderte sie sich, sondern lediglich über die Dummheit der Dorfbe-

wohner. Was erſtaunt ihr denn, ihr blöden Leute, rief ſie ihren Bekannten ſpöttiſch entgegen, habt ihr denn noch nie geſehen, daß ein Hahn einen Strohhalm vom Miſte zieht? Sobald dies Wort geſprochen war, war das Blendwerk vorüber, der alte Hahn hielt in der That nichts als einen dünnen Strohhalm im Schnabel; der Hexenmeiſter war beſchämt, und ſchnelle Füße mehr als gute Worte retteten ihn vor den Fäuſten der erzürnten Burſchen. Er aber wußte wol, wie Alles ſo gekommen war: Schöngrethe trug ein vierblätteriges Kleeblatt im Korbe am Kopfe; dagegen vermag kein Zauber zu beſtehen.

An dem Tage ſchwor er, Rache an Schöngrethe zu nehmen, und ſann und ſann, wie er ihr beikommen könnte. Das geſchah nun ſo. Die vielen Schwänke, die er zu machen wußte, ſezten ihn im Dorfe bald wieder in Gunſt; der Streich, den er den Leuten geſpielt hatte, war wieder vergeſſen und eben ergözten und lachten ſie wieder über ſeine Gaukeleien, als Grethe ſo wie damals mit einem Korb voll Klee von der Wieſe kam. Diesmal aber war kein Vierblatt darunter, und der alte Hexenmeiſter erkannte dies mit ſeiner Kunſt. Die Stunde erſchien ihm günſtig, ſein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Als ſie ſo hofärtig die breite Straße

daher kam, machte er seine Besprechungen darüber und rief ihr zu, sie solle sich doch vor dem Bache in Acht nehmen. Nun erst blikte sie vor sich auf den Weg, und siehe da, sein Zauber hatte gewirkt, es war ihr, als liefe es naß und hell über die Straße. Sie hob ihren Rok über die Knochel und schritt mit den nakten Füßen vorsichtig durch das Wasser. Aber das Blendwerk nahm immer zu, höher und höher lief es ihr über Tritt und Waden, und sie hatte bald genug zu thun, um ihre Gewänder vor dem anschwellenden Wasser zu sichern. Die Wellen vor ihren Augen wurden immer boser, sie konnte den Rok kaum genug aufheben, und gab die süßen Heimlichkeiten ihres jungen Leibes preis. Als sie endlich bei dem lachenden Haufen angekommen war, ließ erst der Tausendkünstler die Gaukelei, die ihre Blike umgarnt hatte, verschwinden, und beschämt sah sie den troknen Staub vor ihren Füßen; ihr linger Fürwiz aber war für alle Zeiten bestraft.

Die Burschen lachten laut über die Rokenstubengeschichte, und selbst die Mägde kicherten verstohlen hinter ihren Spindeln. Um den argen Scherz bald zu enden, forderte die Brechelbraut eine andere alte Dirne zum Erzählen auf.

— Ja, ja, schrien die Andern drein, die Kropflene trifft nun die Reihe.

— So, fiel die Angeredete ein, ihr spottet schon wieder über meinen Kropf, hat euch die Historie der braven Laas noch nicht klüger gemacht? euch wird es gehen wie der schnippischen Grethe, oder die Bären des Waldes werden euch auffressen für euren Spott, wie in der biblischen Geschichte geschrieben steht. Achtet die Kröpfe, Kinder; was oft dahinter steckt, soll euch eine kurze Geschichte zeigen:

Es waren einmal drei Schwestern, die jüngste von ihnen war die Stiefschwester der zwei anderen. Hübsch waren sie alle drei, aber nur die jüngste hatte auch ein demüthiges Herz. Kein Wunder, daß sie von ihren Schwestern Manches zu ertragen hatte und mehr als die beiden anderen arbeiten mußte. Eines Tages befahlen sie ihr, Strähne an den Bach waschen zu gehen; ihre Zahl war groß und der Winter streng. Gleichwol folgte sie gehorsam ihrem Gebote und wusch, bis es dunkel zu werden anfing und ihre Hände vor Frost zitterten. Eben war sie mit dem lezten Bündel Strähne beschäftigt, als ihr einer davon aus den erstarrten Fingern entglitt und pfeilschnell mit dem kalten Wasser hinunter schoß. Vergeblich hatte sie getrachtet, ihn noch zu erhaschen, er war bald spurlos vor ihr verschwunden. Nun war sie zwar mit ihrer Arbeit fertig, aber weinend

kniete ſie noch am Bache und getraute ſich mit den Strähnen, von denen der größte verloren war, nicht nach Hauſe. Ihre Schweſtern hatten ſie ihr genau vorgezählt, und das Zanken und Schelten, das ihr bevorſtand, preßte ihr die hellen Zähren aus den Augen. Sie beſchloß noch den Verſuch zu machen, ob nicht vielleicht Jemand den Strähn, den ihr das Waſſer weggeſpült hatte, gefunden habe. Sie ging nun am Ufer des Baches abwärts. Sie mochte noch nicht weit gekommen ſein, als ſie ein Weib mit einem Kropfe ſchwemmend am Bache fand.

— Liebe Mutter, habt ihr nicht vielleicht den Strähn gefunden, den mir der Bach davon getragen hat?

— Gehe fürbaß, antwortete das Weib, das an eine ſo freundliche Anrede nicht gewohnt ſein mochte, liebreich, gehe fürbaß, mein Kind; weiter unten wirſt du eine Andere finden, die iſt älter als ich und hat zwei Kröpfe, die frage wieder.

Das Mädchen ging weiter und kam bald zum bezeichneten Weibe; dieſes war viel garſtiger als das erſte und an jeder Seite des runzeligen braunen Halſes ſtand ein Kropf, rund und groß wie ein Pinndapfel.

— Ach, liebes, gutes Mütterchen, habt ihr nicht

vielleicht meinen Strähn gesehen? fragte sie zitternd vor Angst und Kälte.

— Gehe nur noch fürbaß; weiter unten wirst du noch eine Ältere und Häßlichere finden, als ich bin, die wird dir Antwort geben.

Die Magd ließ sich den weiten Gang nicht verdrießen, zu dem ihr das Weib mit so sanfter, vertrauenseinflößender Stimme gerathen hatte, und in der That hatte sie den Lauf des Bächleins nicht lange verfolgt, als sie das dritte Weib fand, das ihre Vorgängerinnen an Alter und Häßlichkeit noch weit übertraf. Sie hatte einen Höker und wie Katzen Borsten um den Mund, am Halse aber trug sie drei große Kröpfe, die herabhingen, daß sie sie fast über die Achsel schlagen konnte.

— Ach, mein gutes, liebes, braves Mütterchen, helft mir doch; habt ihr denn nicht meinen Strähn gesehen?

— Ja wol, erwiderte die Greisin mit großer Milde, hier hast du ihn, meine fromme Tochter.

War das Mädchen schon über das tröstende Wort herzinniglich froh, wie groß war erst ihre Freude und Erstaunen, als ihr die Alte einen großen Strähn hinreichte, der ganz von Silber war und wie der Mondstrahl glänzte. Sie verstand es kaum, genug Worte der Dankbarkeit zu finden, die Alte aber hieß sie nach

Hause gehen, und das Mädchen, das eine gütige Fee in ihr vermuthete, gehorchte ihr ohne weiters.

Zu Hause erzählte sie ihren Schwestern getreulich das Vorgefallene, die es ihr nicht geglaubt hätten, würde sie ihnen nicht den silbernen Strähn gezeigt haben; so aber erstaunten sie höchlich und beneideten sie von ganzem Herzen.

Als die jüngste bereits eingeschlafen war, redeten die zwei anderen noch über das Ereigniß und beschlossen endlich, so wie ihre Schwester zu thun. Wenn schon diese einen silbernen Strähn gewonnen hatte, so dachten sie, als die älteren, klügeren, wol gar goldene Strähne zu erhalten. Mit Ungeduld erwarteten sie den Morgen, standen ungewöhnlich früh auf, zogen ihre schönsten Kleider mit Pelzborden an, und nahmen jede drei Strähne, mit denen sie zum Bache hinauseilten. Dort angekommen, plätscherten sie ein paar Male mit ihnen im Wasser und ließen sie dann voll guter Hoffnung hinabschwimmen. Dies war kaum geschehen, als sie dem Laufe des Bächleins folgten, und, wie gestern ihrer Schwester geschah, bald zu dem alten Weibe mit einem Kropfe kamen, das auch heute wieder Lailaken im Bache wusch.

— Nun, du häßliche Alte, riefen sie beide, und ver-

ſuchten nicht einmal ihr Gelächter über den unſchönen Anblik zu unterdrüken, haſt du nicht unſere Strähne geſehen?

Die Antwort lautete wie geſtern, nur barſch und ſtrenge; auch ſie gingen weiter und kamen richtig zur noch Häßlicheren mit den zwei Kröpfen. Sie lachten noch lauter und ihre Anrede war noch hofärtiger und verſpottender wie an die erſte. Es erfolgte die uns ſchon bekannte Weiſung, und nach weiterem Wandeln kamen ſie endlich zur Dritten, die ſie durch ihre Ungeſtalt ſo lachen machte, daß ſie eine Weile gar nicht zu reden vermochten.

— O du alte Bettel mit den drei Kröpfen, du Ausbund aller Häßlichkeit, ſag' uns doch, ob du nicht unſere Strähne gefunden haſt?

— Allerdings, grölzte das häßliche Weib, hier ſind ſie. Dabei überreichte ſie jeder von ihnen drei Strähne vom gröbſten, ſpießigſten Hechelwerke. Erzürnt wollten ſie ihr den üblen Fund an den Kopf werfen, die Alte aber war nirgends mehr zu ſehen, und ſo ſchlichen ſie denn beſchämt und niedergeſchlagen nach Hauſe.

Hieran reihte ſich eine dritte Geſchichte von der Kohlgais, die mit einem Meſſer im Halſe in des Bären Loche ſo furchtbar ſchnaubte, daß ſich der Bär nicht

nach Hauſe zu gehen getraute. Als dieſe Stelle zur Erzählung kam, ertönte plözlich ein gräuliches Schnarchen, das vom Oberboden herzukommen ſchien. Die Mägde fuhren erſchrekt von den Spinnrädern auf, und auch die Burſchen horchten verwundert auf den ſeltſamen Laut. Ein feker Viehjunge hatte aber bald die Stelle, von welcher es tönte, errathen, er kletterte behend über das Ofengeländer empor und zog den Dilettanten aus ſeinem Verſteke. Ueber der Langweile, die ihm die vorgetragenen Geſchichten verurſacht hatten, war er eingeſchlafen; als er jezt ganz erſchrekt hervorkam, war ſein Geſicht ſchwarz gefärbt, da er mit ſelbem einem Topfe mit Kienruß, der auf dem Ofen aufbewahrt wurde, ohne es zu bemerken, zu nahe gekommen war. Die Burſchen vermutheten irgend einen Poſſen, der ihnen geſpielt werden ſollte, und — mochten ſie Amaranth nun erkannt haben oder nicht — es wurde ein Bettlaken, das ſich in der Stube befand, ergriffen, unſer Halbbeſchäftigter befand ſich, ehe er wußte wie ihm geſchah, auf ſelbem und wurde von vier kräftigen Kerlen, die das Leintuch an den vier Eken hielten, ganz unbarmherzig geprellt.

Sein Geſchrei und der Schenkwirth, der herbeikam, befreiten ihn endlich von dem Flugwerke, und es blieb

ihm nichts Anderes übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen.

Dieſes Abenteuer verleidete ihm aber den ländlichen Aufenthalt völlig; er berief ſich auf die herannahende üble Jahreszeit und reiſte in einigen Tagen in die Stadt zurük.

Am Morgen der Abreiſe, als er den Wagen beſteigen ſollte, grüßte ihn noch der Amtmann mit wichtiger Geſchäftsmiene. Er kam die breite Dorfgaſſe herunter, hinter ihm trieb der Büttel eine Kuh, die wiederholt brüllte, als wollte auch ſie dem heimatlichen Dorfe Abſchied ſagen. Der alte Waldſepp und mehre theilnehmende Nachbarleute gaben ihr das Geleite, ſeine Augen, die immer blöder wurden, ſchimmerten feucht. Es wurde gegen ihn für die erſchoſſene Diana im Wege Rechtens der Schadenerſaz eingetrieben.

Dies war das lezte Bild, das ſich der Dilettant aus Lindenbach mitnahm. Weiter hinaus lagen weiße Nebel über der Landſchaft, und Krähen flogen über die Stoppelfelder.

Der Winter, der auf dieſe Idillenfahrt folgte, war der des Jahres 1847 auf 1848. Der März des lezteren Jahres iſt Allen noch zu lebhaft im Gedächtniſſe, als daß es nöthig wäre, ihn als Rahmen dieſer

unbedeutenden Geschichte weitläufiger auszuführen. Grundrechte aller Art wurden zu Papier gebracht, Freiheiten ertheilt und errungen, und Emanzipazionen, die seit dem Paradiese nicht mehr vorkamen, in die Szene gesezt. Die Gleichstellung aller Stände, die Befreiung des Bodens gehörten unter die Dogmen jener Tage.

Der Schreiber dieser Zeilen will gegen Amaranth nicht als Angeber auftreten, und für diese Geschichte genügt es zu wissen, daß er auch in jenen Tagen ein Halbbeschäftigter geblieben ist. Aber unter seine Errungenschaften gehörte die Ueberzeugung, daß die Dorfgeschichten, wie er sie in seinem Kopfe herumtrug, in der Wirklichkeit erst jezt zum Durchbruche kommen können. Wie sollte dem Bauer, — an die Scholle geschrieben, mit Feudallasten überbürdet, der Willkühr und Tirannei von so mancher Seite auf Grundlage der Gesezе, der Uebung oder des Mißbrauchs ausgesezt, — wie sollte dem Bauer unter solchen Bedingungen die ursprüngliche Reinheit und Schöne der Menschennatur möglich gewesen sein? Jezt erst war der Messias seines Standes gekommen, jezt erst waren Zustände, wie sie Amaranth und seinen Dichtern der Zukunft schon längst vorgeschwebt hatten, zur Wirklichkeit geworden.

Sein Entschluß war bald gefaßt, im jungen Mor-

genrothe eines Maitages befand ſich Amaranth abermals auf der Wanderung nach Lindenbach, um das Bild, deſſen Verzerrung er im vorigen Jahre betrachtet hatte, nun in der heiligen Wahrheit unbeirrter Natur zu ſehen.

Seine Stimmung war eine himmelhochjauchzende, er brach Blumen, wo ihm ſelbe am Wege unterkamen. Da ihm ein paar Kinder Gartennelken zum Kaufe boten, wählte er die duftigſten, röthеſten und ſtekte ſie auf ſeinen breitkrämpigen deutſchen Hut. Er hätte aus Wolbehagen mit den Lerchen in der Bläue des Himmels verflattern mögen. Als er den erſten Bauernburſchen begegnete, ſchienen ſie ihm größer, ſtolzer, als er den Menſchenſchlag dieſer Gegend im vergangenen Jahre beobachtet hatte: offenbar hatte die Freiheit ſie in die Höhe geſtrekt. Mit Augen, die vor innerer Uebereinſtimmung funkelten, trat er ihnen grüßend entgegen. Es befremdete ihn aber mindeſtens, daß der eine ihm ohneweiters die Zunge entgegenſtrekte, der andere die Narrenſpanne wies, und ein dritter gar die Hemdermel aufſtreifte und die Fäuſte gegen ihn ballte.

— Meine lieben Herren und Freunde, begann der Dilettant, ſie irren ſich offenbar in meiner Perſon, ich bin ein außerordentlicher Freund der Bauern, was ſie

schon an meinem Hute und den rothen Blumen daran bemerken können.

— Ah so, die Schlafmütze brüstet noch offen damit; warte, Halunke!

Im Augenblike lag der Halbbeschäftigte bereits im Chausseegraben, und wie vorher die blühende Erde lag jezt der weite blaue Himmel vor seinen Augen.

— Hast genug, du aufgedunsene Schweinsblase?

— Meine Herren!

— Helfen weg, oder wir prügeln dich windelweich. So, du Maulaffe, jezt schier' dich deiner Wege, Pikelhäring, und hüte dich, unsere derben Knochen noch einmal herauszufordern.

Amaranth hatte ihnen Folge geleistet und stieg jezt mit unbedektem Kopfe wieder auf die Straße herauf. Die Burschen gingen lachend ihre Wege. Ein zerlumpter Bettler, der in sichtlicher Unterhaltung den Vorgang mit angesehen hatte, meinte, Amaranth könne von Glük sagen, daß er so glimpflich davon gekommen sei.

Amaranth fragte den Bettler, noch immer mit abgesextem Hute, sehr artig, ob er ihm wol eine Gabe anbieten dürfe.

Auf die bestimmte Bejahung gab er dem alten

Manne ein größeres Silberstük und fragte ihn noch ganz unsicher, was ihm wol die üble Behandlung, deren Zeuge er eben gewesen war, könne zugezogen haben. Das großmüthige Geschenk führte den Bettler aus der frühern Vertraulichkeit wieder auf die Höhe seiner gewohnten Beschäftigung zurük. Nun zog auch er den Hut herab, und Amaranth erfuhr, daß in dieser Gegend rothe Nelken am Hute für ein Zeichen gelten, daß man den nächsten Besten zu einem Wettkampfe herausfordere. Noch hatte Amaranth das eben Erlebte nicht völlig verwunden; mit tiefen Bücklingen nahmen er und der Bettler Abschied.

Der Morgen war zu schön, um sich einer verdrüßlichen Stimmung länger hingeben zu können; auch fühlte er vom plözlichen Sturze keine Schmerzen mehr und selbst seine Kleider waren schon wieder vom Staube gereinigt.

Ja, je mehr er über den Vorfall nachdachte, je geringer erschien ihm der Grund, sich überhaupt nur einen Augenblik darüber zu erzürnen. Endlich fing das Volk sich selbst zu fühlen an, es hält sich für so gut wie Jedermann, und will sich auch von einem Stadtherrn in seiner Weise nicht mehr neken lassen. Alle

Schuld lag offenbar nur in seiner Unkenntniß der ländlichen Sitten.

Er kam an einer Wiese vorüber, die im vollen ersten Blumenschmuke des Jahres stand; in ihrer Mitte, wie ein Häuschen des Friedens, war ein Gerüste mit Bienenstöken aufgestellt, die goldenen Thierchen summten geschäftig über die Blumen und Gräser. Amaranth konnte nicht so schnell vorüber, er ging zur anmuthigen Bienenwirthschaft, legte sich daneben ins Gras und schaute theilnehmend und heiter in den herumschwebenden fleißigen Schwarm. Ein Bienchen sezte sich ihm auf die Nase, er wollte in seiner Humanität die harmlose Kreatur an diesem schönen Maimorgen in keiner Weise stören, und hielt seine Nase gleichsam mit dem Stolze der Demuth unbeweglich. Das Bienchen schien sie zu beriechen: mochte ihm nun aber der Duft der Menschlichkeit doch kein angenehmer Opferrauch bedünken, genug, es stach ihn in die Nase und flog davon. Amaranth war mit einem Sprunge auf den Füßen und eilte mit einem Fluche von der Stelle, die ihm vorher so reizend erschienen war.

Doch was mochten unsere Bienen gegen die Stechfliegen der Tropenländer sein? Der Umgang mit der Natur ist nicht stets ohne Dornen. Der Dilettant faßte

ſich über ſeine geſchwollene Naſe und den Schmerz in ſelber.

Weiter hinaus gewahrte er in einiger Entfernung ein paar Bauern mit Gewehren, die auf ein Sumpfland zuſchritten. Vor ihnen ging der gräfliche Förſter, er hatte weder Flinte noch Hirſchfänger bei ſich, auch war ſein Gewand merklich herabgekommen.

— So, du Strauchdieb, jezt zeig' uns die Stelle, wo die Enten einſizen.

Der Förſter ſchlich behutſam vorwärts; die kräftige Haltung des ſonſt ſo ſichern Mannes ſchien gebrochen. Nachdem er nach einer Weile immer langſamer und vorſichtiger weiter geſchlichen war, blieb er endlich geduckt ſtehen und winkte ſeinen Begleitern. Ein Flug Wildenten ging rauſchend in die Höhe, die Büchſen der Bauern krachten, richtig fiel eine von ihnen getroffen in den Sumpf.

— Jezt apport, Spizbube, ſchrie einer der Bauern; der Jäger ſchritt prüfend in der Näſſe weiter. Die Ente war nicht todt und flatterte in lezter Anſtrengung noch tiefer in den Moraſt.

— Wird's werden, grüner Specht, ſchrie einer der Bauern, der ſein Gewehr bereits wieder geladen hatte,

apport, oder ich brenne dir die Entenschrote in den Hintern.

Der Jäger ging jezt rascher bis über die Kniee in das Moor, endlich hatte er die Ente gefaßt und hielt sie seinen Begleitern entgegen. Diese jauchzten vor Behagen.

Amaranth war unterdessen näher gekommen und fragte um die Bedeutung des Vorgangs. Die Bauern waren von Lindenbach und erkannten ihn.

— Habt ihr Leute in der Stadt denn die heurigen Auferstehungsostern verschlafen, daß ihr so fragen könnt? Die Jagd ist jezt unser, der Wald ist unser, und weil uns die vierbeinigen Hunde mangeln, so muß uns da der Grunrok auf die Fährte führen, und das geschossene Wild holen. Sie lachten, der Jäger schnitt ein klägliches Gesicht.

— Wer heißt ihn auch zu uns herauskommen in den grünen Wald und nachschnuppern und angeben und spioniren. Der Wald ist frei und die Jagd ist unser, und weil er selbst keinen Schießprügel mehr tragen darf und es keinen Braken mehr abzurichten gibt, so mag ihm die Freude gegönnt sein, jezt mit uns seine Jagdstuke auszuführen.

Auf Amaranth's Zureden ließen sie für heute

den Jäger frei und verwarnten ihn noch einmal, ſich ja nicht mehr in ihrem Gehege blikken zu laſſen. Der ging jezt mit Amaranth ganz niedergeſchlagen gegen Lindenbach und verwünſchte die wüſte Zeit und das rohe Bauernregiment. Er zeigte dem Dilettanten, wie in der kurzen Zeit die Fichtendikung verwüſtet worden ſei, die ſchönſten und nächſten Bäume ſchlug Jeder nach Belieben, und nur den Kern des Baumes nahm er dann, den Reſt ließ Jeder zum Verfaulen im Walde liegen. Das Wild wurde ohne jede Rükſicht auf die geeignete Jahreszeit geſchoſſen, ihm ſtand bei Fortdauer dieſer Wirthſchaft völlige Ausrottung bevor. Der Graf hatte bei ſolchen Verhältniſſen dieſe Gegend verlaſſen und war nach England gereiſt. Der Amtmann und der Förſter ſollten ſeines Vortheils wahrnehmen, waren aber, daß Gott erbarme, ihres eigenen Lebens kaum ſicher. Nur ohne Gewehr konnten er und die Jagdburſchen ſich manchmal in den Wald wagen, ſie durften nur bittweiſe es verſuchen, gegen gröſten Unfug einzuſchreiten, welchen Erfolg aber derlei Ausgänge gleichwol zu nehmen pflegten, habe Amaranth heute geſehen.

Unſerm Halbbeſchäftigen gingen dieſe Geſchichten unklar im Kopfe herum, er wurde ſchweigſamer und war

froh, als ſich der Förſter bald empfahl, um auf einem Seitenwege ungeſehen zum Dorfſchulzen zu gelangen, mit dem er etwas zu beſprechen hatte.

Amaranth kam ſich wie der Mann vor, der unter die falſchen Zeichen und Profeten gerathen war; ſollte er dieſen ſchreienden Zeugniſſen gegen das Evangelium der Freiheit Glauben ſchenken? Er vermochte es nicht, und hoffte noch immer, aus ſeinem gewohnten Zimmer im Dorfkruge ganz andere und frohere Beobachtungen anſtellen zu können.

Der Wirth begrüßte ihn als Bekannten, auch Maritornes war noch da, aber eine überraſchende Veränderung war an ihr bemerkbar, die ſie nicht mehr zu verbergen vermochte: ſie war noch diker als im vorigen Jahre, und offenbar in dem Zuſtande, deſſen ſich nur verheirathete Frauen zu rühmen pflegen. Eine leichte Röthe überflog ihr Geſicht, als ſie des Gaſtes anſichtig wurde, er gedachte der Nacht, in der er Sperlingneſter ausnehmen wollte. Bald benahm ſie ſich auch gegen ihn wieder ganz ſo ſicher, als ob Alles nicht anders hätte kommen ſollen, nur ſchien ihre Laune etwas gedämpfter.

Im Schenkhauſe war es auch nicht mehr ſo behaglich: die Trinkſtube war beſuchter als ſonſt, bis in die

Nacht wurde gezecht und gelärmt, und in der ſonſt ſo ſtillen Dorfgaſſe gab es nächtliches Singen und andern Unfug. Ueberhaupt erſchienen alle Geſichter trotziger als ſonſt, und das trauliche Grüßen war völlig in Abnahme gekommen.

Eines hatte unſer Halbbeſchäftigter mit Zuverſicht gehofft, das war eine fröhliche Wendung in der Liebesgeſchichte zwiſchen Hannes und Ammaraile. Zu einer Zeit, da die Abſchaffung des Adels zur Parole des Tages gehörte, konnte doch nicht weiter befürchtet werden, daß ſich ein Bauer für beſſer als ein anderer gleichwolhabender hielt, blos weil dieſer mit Pferden nicht nur fuhr, ſondern ſie auch verſcharrte, wenn ſie verendet waren.

Amaranth machte wiederholte Streifzüge im Gebiete ſeiner Forſchungen, ſie lieferten ihm Materiale von verwirrendem Inhalte.

Auf einem derſelben ſah er auch die Tochter des Schulzen. Sie ſaß in des Vaters Hausgärtchen zwiſchen Quendel und Levkojen und pflegte einen großen Rosmarinſtok. Sie ſezte während der leichten Arbeit manchmal aus und ſchien ermüdet, ihre Hände waren weißer, als es bei Landmädchen ſonſt der Fall iſt. War ſie im Winter krank geweſen? Sie ſah aus wie

ein Gnadenbild, ihr Ausdruk hatte etwas Stilles, Feierliches, dem der Zug des Schmerzes nicht mangelte.

Es war eine innere Nöthigung für Amaranth, den Todtengräber bald besuchen zu gehen, der schlichte alte Mann war vielleicht am besten in der Lage, ihn durch die unsicheren Veränderungen, die sich auf diesem einfachen Schauplaze darstellten, zurecht zu weisen. Jedenfalls konnte er ihn über seine Pathe benachrichten.

Auch diesmal fand er ihn mit seiner kleinen Gärtnerei im Kirchhofe beschäftigt. In diesem stillen Umfange hatte sich im Gegensaze zur Welt jenseits der niedern Mauern nichts geändert, nur einige frische Gräber standen beiseite; die Sterblichkeit mußte im lezten Winter im Kirchspiele größer als gewöhnlich gewesen sein.

Der Todtengräber wußte von den eingetretenen Veränderungen wenig Ruhmwerthes zu erzählen; was er sagte, lief beiläufig darauf hinaus, daß jezt die Mühe um ein Leichentuch nur noch größer geworden war. Amaranth meinte unter anderm, es müsse den Landleuten doch wol thun, nicht nur von so vielen Abgaben, sondern insbesondere von ihren ehemaligen Herren befreit zu sein.

— Ich weiß es nicht, ob es gut ist, daß die Leute

früher, als in der Wohnung ohne Hausmiethe, einander gleich werden ſollen.

— Jezt wird der Schulze ſich nicht mehr beſſer dünken als der Schinderſohn, und der brave Hannes bald ſein Schwiegerſohn werden.

— Mögen die Leute aus der Stadt aus anderm Teige geknetet ſein, hier bei uns will Jeder nur die ober ihm Stehenden ſich gleich machen, nach unten hat man derlei noch nicht erfahren. Der Schulze vollends nahm ſeitdem das große Wort in den Mund, er will ſich irgend wohin wählen laſſen, und Hannes mußte Soldat werden.

Amaranth vermochte ſich nur zu einem Laute der Unbefriedigung zu ſammeln und getraute ſich erſt nach einer Pauſe weiter um Ammaraile zu fragen.

Der Todtengräber war ſehr ernſt geworden, er wies langſam nach dem Fliederbuſche, der wieder voll blauer Dolden hing: Dort hab' ich für ihr Grab ein Pläzchen aufbehalten, es war ſtets ihre Lieblingſtelle. Wenn Hannes aus dem Kriege und den Spitälern heimkehren ſollte, mag er ſie dort unterm Holunderſtrauche aufſuchen.

Der Alte brach ab und ſchien ſich abſichtlich in ſeine

Arbeit zu vertiefen. Amaranth ſchlich wenig befriedigt aus dem Kirchhofe.

Am einem der nächſten Tage wurde zu Lindenbach das gewöhnliche Frühlingsfeſt gefeiert. Noch ſtanden dieſelben Strohdächer umher, dazwiſchen die alten hohen Bäume und dahinter hob ſich derſelbe Hochgrund von Bergen, auch die Menſchen waren gröſtentheils die vorigen, aber die Szene war doch ſeit dem lezten Jahre gewaltig verändert. Schon am frühen Morgen wurde gezecht und geſtritten. Ueber dies und über jenes war man nicht einig, den Anderen zuhören wollte Keiner, rechtbehalten aber ein Jeder. Es wurde auf die Tiſche geſchlagen und geſchimpft und gedroht, dazwiſchen knallten die Büchſen, ſie nannten es Freudenſchüſſe, und auf das rohe Wort folgte hier und dort die gewaltthätige Fauſt. Statt friedlicher ländlicher Vergnügung wurde gerungen und mit Schlagringen gekämpft. Einem Burſchen ſtand ſchon vor dem Mittage ein Auge aus der Höhle, das ihm ſein Gegner, der unterliegen ſollte, mit dem Daumen herausgedrükt hatte. Der Landbader ſchob es ihm, ſo gut es ging, wieder an den alten Plaz und ſchaute händereibend in das Getümmel, das ihm noch mehr Arbeit zuzuwenden verſprach.

— Nicht wahr, begann er vergnügt zu Amaranth,

der verblüfft beiſeite ſtand, das hat ſich gemacht ſeit vorigem Jahre, ſo denk' ich mir, muß es bei den olimpiſchen Spielen hergegangen ſein und bei den Fauſtkämpfen der Römer. Sagt' ichs doch immer, es ſtekt ein klaſſiſcher Kern in unſerm deutſchen Volke. Alles für das Volk, nichts ohne das Volk!

Die Buden hatten guten Abſaz, beſonders wenn ſie Naſchwerk und geiſtige Getränke boten; auch an Muſik fehlte es nicht; aber der Todtengräber mit ſeiner Fidel war diesmal daheim geblieben, drei fremde Spielleute ſtrichen und bliesen, und die Burſchen ſprangen und jauchzten dabei und die Mädchen drehten ſich und wirbelten ihnen ſo wild im Arme, als es die Alten von Lindenbach in ihren jungen Tagen ſicherlich nicht gethan hatten. Alle glühten und wogten in heller, heißer Freude, und Abends ſollte der Spaß noch toller hergehen.

Wo ſonſt bei mäßigem Biere von der Witterung und dem Saatenſtande geſprochen wurde, galt es heute das hohe Wort von Politik zu führen. Jeder Miniſter beſaß offenbar einen Grizekopf, und ſelbſt die Potentaten konnten es dem ſcharfſinnigen Bauernvolke nicht recht machen, am übelſten von allen kam aber ohneweiters der Graf von Lindenbach zu Theile. Da

er selbst entflohen sei, so sollte füglich der rothe Hahn vom Dache seines Schlosses krähen. Ein paar fremde Gesichter in städtischer Tracht trieben sich unter dem Haufen umher, stimmten bei, wo recht wüst gesprochen und gedroht wurde, drükten nach allen Seiten die Hände und tranken den Bauern in hellem Weine zu. Schon waren die meisten Köpfe erhizt, als plözlich eine Stimme ausrief: Stille da, der Amtmann kommt!

Dies Schrekenswort früherer Tage übte einen Augenblik unwillkürlich die gewohnte Gewalt; Alles schwieg, aber sogleich kam ihnen wieder die Erkenntniß der gegenwärtigen Lage, sie brüllten vor Gelächter und Alle drängten sich jubelnd herbei und wollten den Amtmann sehen. Der hatte Besseres zu thun, als sich unter die wilde Bauernschaft zu mischen.

— Kommt er nicht selbst, so laßt uns ihn holen gehen.

— Ja, abholen, abholen, herbei mit dem Amtmann!

Das Schloß war nicht sehr entfernt, einige der kekken Burschen brachen auf, um ihn aufzusuchen. Eine lange Reihe Weiber und Kinder schlossen sich dem Zuge an.

Während ihrer Abwesenheit war es auf dem Schauplaze der Lust etwas verlassener und stiller. Es sah

aber nur um so wüster aus. Leere, zum Theile zerschlagene Krüge lagen umher, umgeworfene Bänke und Stühle bewiesen, daß es wild hergegangen war, hier und dort bezeugte ein ausgebrochener Fuß oder ein Zaunstok, daß man auch schon handgemein geworden war. Während der Zug, der den Amtmann einholen sollte, abwesend war, wollte Tanz und Kegelspiel nicht recht fördern; ungeduldig sah man nach der Seite, von der er kommen mußte, und lauter Jubel erscholl, als man der ersten Zurükkehrenden ansichtig wurde. Sie antworteten mit gleichem Jauchzen und hier und dort wurden Tücher geschwungen. Um früher bei ihnen zu sein, lief man entgegen.

Mit kläglicher Miene humpelte der Amtmann in ihrer Mitte; er zwang sich noch immer zum Anscheine, als ob er die Sache für Scherz nehme, und grüßte die neuen Ankömmlinge demüthig mit bitterſüßem Lächeln. Ein böser Bube riß ihm die Kappe aus der Hand und warf sie in den nahen Bach. Als sie fortgetrieben wurde, schrie und lachte der ganze Haufen. Geduldig ertrug der Amtmann den Verlust seiner Mütze. In einem Karren hinter ihm wurde soviel an Schriften und Akten aller Art, als man in der Eile bei ihm zusammenraffen konnte, wie im Triumfe nachgezogen. Sobald man auf

dem Dorfplaze angekommen war, hieß es, all' das Papierwerk müſſe verbrannt werden, es rieche nach Kezerei. Einige alte Fäſſer wurden ſogleich übereinander geſtellt, auf das oberſte legte man die verdächtigen Urkunden und entzündete dann um das unterſte Faß einen Kranz von Stroh und Reiſig, ſo daß bald eine Feuerſäule aufſtieg, deren Funken, wenn ſich auch nur ein leiſer Wind erhob, leicht das ganze Dorf in Brand ſteken konnten. Daran dachte Niemand, ſondern man ergab ſich nur dem lauten Ausbruche des Jubels. Bald ſchlugen die Flammen oben über den Papieren zuſammen, einige Augenblike dauerte das Spektakel, dann fiel das ganze Feuerwerk in Aſche zuſammen.

Man brachte nun dem armen Amtmanne einen vollen Krug mit Wein, den er auf einen Zug austrinken mußte, dann führte man ihn zum Tanzplaze; er ſei ja ſonſt ein Freund von dieſem Vergnügen geweſen, hieß es, und bald darauf tanzte ein Burſch nach dem andern mit ihm wüthend im Kreiſe umher. Die Füße des alten Mannes konnten den jungen Beinen bald nicht mehr folgen, man hob und trug ihn theilweiſe. Erſt als Alle ohne Unterbrechung mit ihm getanzt und ſein Geſchik in der frohen Kunſt ſpottweiſe geprieſen hatten, ließ man ihn ſchwindelnd und athemlos ſtehen; aber

gleich darauf ſchrie es, er habe auch das Kegelſpiel jederzeit geliebt, und jezt wurde er auf den Plaz geſchleppt, wo es betrieben wurde. Man warf mit der Kugel nach dem Kegel in der Mitte, dem Amtmann wurde das Loos des Kegelaufſezens zugetheilt. Der alte Mann mußte ſich dienſtfertig unter den jungen Burſchen umhertummeln, die roheſten unter ihnen zielten mit der Kugel nach ſeinem kahlen Schädel, zuerſt um ihn in Angſt zu verſezen, bald aber flog die Kugel wirklich nach ihm, und jezt machte es ihnen Vergnügen zu ſehen, wie behende er im Kreiſe umherſprang, wenn bald hier bald dort eine Holzkugel gegen ihn im Bogen geflogen kam. Es konnte nicht fehlen, daß er auch getroffen wurde, und ſchon erſchien der alte Mann an ein paar Stellen blutend, als er ſich vor ſeinen Verfolgern in höchſter Angſt auf die Kniee warf und um Schonung flehte.

— Aha, auspfänden und abſtiften wäre dir lieber, du Federfuchſer! hieß es von allen Seiten, wo iſt denn der Büttel heute geblieben, den du ſonſt ſo liebreich, wie der Förſter die Hunde auf das Wild, uns an den Kragen hezteſt? Und dabei wurde er weiter gezerrt und geſtoßen, und lief wol ſelbſt wieder eine Streke vor ihnen. Er trachtete in ſeiner Angſt ihnen zu ent-

kommen. Die Unthat wüſter Rache verſprach unheilvoll zu enden; ſchon war ſein Geſicht mit Blut beſudelt, und die Kraft ſeiner Füße verließ ihn; wiederholt ſtürzte er auf den Boden. Der Haufen, in deſſen Mitte er ſich befand, war mit einer vorausflatternden Fahne in ſolcher Weiſe in die Nähe des Kirchhofes gekommen, an der Thüre erſchien der Todtengräber mit ſeinem Spaten; der Amtmann raffte ſeine lezte Kraft zuſammen und flüchtete ſich bei ihm vorbei auf die Gräber. Der Schwarm wollte ihm auch dahin nachfolgen: da aber ſtrekte ihnen der Todtengräber mit furchtloſem Ernſte ſeine Hand abwehrend entgegen: Zurük von meinem Bereiche, rief er, wer der Erſte hier die Schwelle zu überſchreiten wagt, der ſoll auch der Erſte ſein, den mein Spaten einſcharrt.

Sie hielten zweifelnd an; ungewiß bleibt es, ob die Feier des Ortes und die Entſchloſſenheit des Greiſes ſie wirklich in die Länge von ihrem Opfer abgehalten hätte, wenn jezt nicht ein zweiter Haufen mit einer andern Fahne herangezogen gekommen wäre. Die Farben waren von den ihren verſchieden, ſie nannten einander die feindlichen. Die zwei Haufen wendeten ſich nun ſchreiend und drohend gegeneinander, bald wurden ſie handgemein und der gewaltthätige Knäuel zog ſich ſtreitend nach einer andern Seite.

Du haſt, lieber Leſer, in Gemäldeſammlungen wol ſchon Bilder geſehen, die der ältere Peter Breughel gemalt hat. Er wird gewöhnlich der Bauernbreughel genannt, und Manche halten ihn für den Urahn unſerer Dorfgeſchichten. Ein ſolches wüſtes, liederliches Bild, jedoch mit lebendigen Figuren, wird jezt vor dir aufgerollt. Der Eine ſchlägt den Anderen mit den Fäuſten zu Boden oder würgt einen bereits Gefallenen; um ihn abzuwehren, bedient ihn ein Zweiter von rükwärts mit dem Dreſchflegel. Weiber hantiren mit den Nägeln ihrer Hände oder nehmen wol gar eine Miſtgabel zu Hilfe, die ihnen nur mühſam entrungen wird, dazwiſchen ſchreien, raufen und purzeln auch Kinder, und Hunde beißen und heulen. Alles verwirrt und verſchränkt ſich endlich in eine einzige zügelloſe Prügelei und das ungefüge Bauernvolk bricht ſich am Ende ohne die unbehilfliche Laune, mit der das Ganze zuerſt derb fantaſtiſch eingefädelt ſchien, mit ſchwerfälligem Eifer die Beine.

Wie viele Glieder an dem Tage, von dem wir zulezt erzählten, in Lindenbach krumm und lahm geprügelt wurden, hat Amaranth nie erfahren, denn noch an demſelben Abende verließ er das Dorf und bald darauf das Land. Er reiſte nach Paris.

Bruderherz.

Bruderherz.

I.

Es war im Dezember des Jahres 1778, als eine Abtheilung der britiſchen Flotte unter Admiral Barrington von Newjork aus auf St. Luzia ſteuerte. Der launenhafte Kriegsgott ſchien nicht eben ungünſtig. Graf d'Eſtaing wurde anderweitig beſchäftigt, und war auch St. Dominique an den tapfern Marquis von Bouille verloren gegangen, ſo konnte man doch von dieſer Seite den Franzoſen eine Schlappe beibringen. Newjork war durch die Entfernung des Feindes nach den weſtindiſchen Inſeln geſichert, und die Flotte des Weltumſeglers Biron dekte im Nothfalle die kühnen Wager.

Ein Feldherr im ernſten Kriegſpiele muß daſtehen wie ein Gewappneter, immer wach und gerüſtet muß er mit dem verderbenden Speere in der Hand auf jede Blöße des Feindes ſpähen, und mit kräftigem Arm das Eiſen in die Seite des Gegners ſtoßen, wo er nur kann. Barrington glich vollkommen dieſem Bilde; mit

seltenem Talente hatte er den verwundbaren Flek ausgefunden, und sich und seine Schiffe bereits glüklich durch Sturm und Feinde geführt, nun flog er mit vollen Segeln, wie der Adler auf die Beute, gegen St. Luzia.

Kräftige, entscheidende Unternehmungen waren in dem Zeitpunkte, von dem wir sprechen, nothwendiger als je; das Unglük bei Sillwater und Saratoga hatte den Siegesmuth der Provinzialen zur Zuversicht gesteigert; die wilden Indianer, die verheerend und todbringend bis nun mitgezogen, verließen die Fahne des Leoparden; Frankreich hatte sich offen erklärt, Spanien war dem Bruche nahe; nun oder nimmer mußte sich England erheben mit voller Energie, und wie der edle Ringer, der sich noch einmal aufrafft, mit der äußersten Anstrengung die drängenden Gegner wegschleudern. Ein paar siegreiche Gewaltstreiche konnten vielleicht jezt noch seine europäischen Feinde zum Rüktritte vermögen, und die empörten Kolonien von Neuem unter das Szepter des Mutterlandes beugen; bald mußte es zu spät sein. Viel gutes englisches Blut war dereinst in den Urwäldern Amerikas geflossen, viele biedre englische Herzen mußten brechen vor zwanzig und mehr Jahren, ehe man das schöne Land sich unterwerfen konnte: — so leicht gab der Brite den Boden nicht auf, den er mit

seinem Herzblute erkauft hatte; der Preis war zu hoch gewesen; noch konnte man in der Westmünster-Abtei des Denkmal sehen, das den Tod des britischen Epaminondas bezeugte, der mit seinem Heldenleben England den wahrsten Anspruch auf die Erde miterkaufte, die sein Blut getrunken. Dort in den Ebenen von Quebek fiel am 13. September des Jahres 1759 der Held Wolfe tödtlich getroffen, augenbliklich vergingen ihm Sinne und Bewußtsein. Alle Mittel, ihn ins Leben zurükzurufen, waren vergebens. Unfern brauste noch die Schlacht, nur ein paar Kameraden blieben bei ihm; der Held lag theilnamslos, die schwache Lampe des Lebens schien ausgegangen. Da rief Einer der Umstehenden: Seht doch, wie die Kerle laufen! General Wolfe, den nicht die Kraft der Natur, nicht die Kunst des Arztes bisher aus der Ohnmacht zu sich bringen gekonnt, ward durch diese Worte gewekt. Er öffnete die Augen und fragte vernehmlich: Wer lauft? — Die Franzosen, war die Antwort. — Gott sei Dank! rief er, und im Gefühle des Sieges schied sein Geist aus der blutigen Hülle. Barrington war ein entfernter Verwandte des Helden von Quebek; mit funkelnden Augen erzählte er seinen Kriegern die erhebende Legende, und

von Mund zu Munde, vom unterſten Schiffsraum bis hinauf in den Maſtkorb, flog's: Hoch lebe Alt-England!

Nach glüklich vollendeter Fahrt ſtand die Flotte jezt vor der Antille St. Luzia. Zwei und zwanzig Meilen lang und eilf breit hebt ſich das fruchtbare Eiland mit ſeinen Ebenen und Bergen, die fahler Schwefeldunſt umfängt, aus dem Ozean; lüſtern ſchauten die Seeleute nach den ſicheren Meerbuſen und Häfen hin, und wünſchten bald in den little careenage einzulaufen, die bequemſte Ankerſtelle auf den karaibiſchen Inſeln. An allen Seiten legten ſich die geſchikt vertheilten Schiffe um die Inſel; äußerſte Vorſicht war nöthig, wenn das Unternehmen gelingen ſollte, d'Eſtaing war nicht fern genug; erfuhren dies die Einwohner, ſo mußte man den hartnäkigſten Widerſtand erwarten, und zulezt noch Entſaz und verlorne Mühe befürchten.

Es wurde daher jeder Verkehr mit der Inſel ſtrenge verboten; jedes Schiff, das von St. Luzia kam, ſollte in den Grund gebohrt werden, und unabänderlich die Todesſtrafe Jeden treffen, der es verſuchen würde, ohne beſonderen Befehl, auf was immer für eine Art nach der Inſel zu gelangen.

II.

Unter den Blokadeſchiffen war auch eines, der Viktori genannt; Barrington kommandirte es ſelbſt, die auserleſenſte Mannſchaft war darin. Der Admiral hilt ſtreng auf genaue Erfüllung der Pflicht, oft in finſterer Nacht machte er ſelbſt nachſehend die Runde auf dem Schiffe. Viele wollten ihn zugleich an verſchiedenen Poſten geſehen haben, ſo daß unter dem Schiffsvolke das Gerede ging, er habe einen Pakt mit dem Teufel geſchloſſen. Sobald aber Jeder ſein Stük Arbeit gethan hatte, ſah er es gern, wenn es luſtig auf dem Verdeke herging, er miſchte ſich dann wol ſelbſt unter die Equipage, und verachtete nicht einen tüchtigen Schluk Rhum oder Glühpunſch. Daher war's denn manchmal gar laut und fröhlich auf dem Viktori.

So ſaß auch heute, — es war ein naßkalter Dezembernachmittag, der Wind pfiff ein ſchaurig Sturmlied durch die Maſte, und Taue und Balken knarrten und ſchnurrten wild durcheinander, — die Mannſchaft im warmen Schiffsraume, nur die Tagwachen gingen draußen im Froſte auf und ab und brummten leiſe vor ſich hin ein Lied von Alt-England und Liebesglük oder irgend eine ſchottiſche Ballade, und ſchauten dabei ſehnſüchtig

gegen Morgen und dachten des lieben Vaterlands und der Harrenden in der Heimat. Die Punschbowle dampfte würzig in der luſtigen Runde, und die Gläſer läuteten klirrend zu manchem Trinkſpruche und Liebesrefrain.

Die ganze Geſellſchaft war heiter, und die Rede ging geſchäftig von Mund zu Munde, Scherz wechſelte mit Ernſt. Tom Hidder, der Sergeant des Schiffes, leitete die Unterhaltung; ſo oft er etwas nach ſeiner Art Wiziges ſagte, zog er durch eine Verzerrung des Geſichtes den Spizbart zu beiden Seiten in die Höhe und ſchlug luſtig grinſend ein helles Gelächter an, in das dann heiter und gefällig der ganze Kreis einſtimmte. Das Geſpräch ſchlang ſich um die verſchiedenſten Gegenſtände, manche arge Schnurre ward zum Beſten gegeben, manch Abenteuer aus alter Zeit erzählt. Jeder bot geſchäftig ſein Schärflein; viel wurde von Siegeshoffnung und günſtiger Wendung des Kriegsglükes geſprochen. Jeder prahlte mit ſeinen Thaten und Wagſtüken, eine Rede gab die andere, und wollte einmal der Faden ausgehen, ſo erfüllte die luſtige Pauſe ein allgemeiner Toaſt und Labetrunk auf gut Glük und baldiges Siegesfeſt auf Luzia; dabei blies Jeder geſchäftig Rauch-

wolken von ſich, und puzte ſeinen Glühſtumpf am übergeſchlagenen Beine.

Endlich kam die Rede auf den ſiegreichen Feldzug gegen die Franzoſen in den Jahren 1758 und 59, manches Auge blizte heller in der Macht der Erinnerung, mancher Veteran ward geſprächiger, und die Zigarre ging ihm aus, wenn er von Amherſt und Littleton, unter denen er gefochten, von den Tagen bei Louisburg und Vaudreuil erzählte; vor Allen aber erfaßte Tom Hidder die Macht der Erinnerung, er ſprang auf und geberdete ſich wie ein Jüngling, fuhr heftig mit den Händen umher und erzählte von den Gefahren, die er glüklich beſtanden, von den Handſtreichen, die er muthig vollführt hatte.

— Da ſeht 'mal, Kinder, die Schmarre hier auf der Bruſt, ich erhilt ſie unter Oberſt Grant im Jahre 1761, wir jagten im Gebirge die verdammten Franzoſen, die Kerle nagten ſich vor Hunger faſt ſchon die Knochen ab, doch ſich unterwerfen — das wollten die Hunde nicht. Ja, ich weiß noch, daß die Gegend dort um Fort du Quesne von rothen Häuten wimmelte, wie Weſtmoorland von Krähen; euch, ihr jungen Gelbſchnäbel, ſtrich man damals noch den Milchbrei mit dem Löffelſtiele um's Kinn, ich hezte ſchon

in den Bergen; aber fast wär' mir die Jagd übel bekommen: so ein indianischer Schuft stach mich in die Brust, der zweite schwang schon das Skalpirmesser über meinem Haupte, bald war's um meine schöne Glaze geschehen: da zielte ferne Willi Shepherd, die Kugel pfiff an meinen Ohren vorbei, ein Irokese stürzte wie ein Spaz, der andere floh heulend in die Gebüsche. Wie aber Willi auch schoß! wol anderthalb Flintenweiten stand er von mir, und doch ging dem Irokesen die Kugel mitten durch's Herz. Lebe hoch das Schützenhandwerk und unser Bruderherz, unser William! Aber wo steckt er denn heute?

Die Gesellschaft trank die Gläser bis zur Neige aus und schaute dann im Kreise nach William. Da ging die Thüre auf, eine hohe, kräftige Gestalt trat herein; das Gesicht war edel und regelmäßig, die Augen vom hellsten Feuer, nur die Nase hatte einen unverkennbaren Kupferanflug. Man hätte den Mann für jung halten können, wären die rabenschwarzen Haare nicht zu häufig mit schneeweißen vermischt gewesen.

— Ha, Bruderherz, willkommen! rief ihm freudig die ganze Gesellschaft entgegen. Tom Hidder nahm ihn treuherzig bei der Hand und schüttelte sie ihm mit Rührung: Gelt, alter Willi, das waren Bluthunde, die

Irokeſen. Wärſt du nicht ein ſo tüchtiger Schüze geweſen, ich hätte Luzia nimmer geſehen.

— Laß das, du kahle Ratte! wer weiß, ob's mich nicht reuen ſollte um den Schuß Pulver damals.

— Bei Gott, nein! Bruderherz, ich vergeſſe es nie in meinem Leben, was du an mir gethan. Oft hab' ich die Bruſt dem Feinde geboten, hab' mit Wind und Wellen und mit Feinden gekämpft zu vielen Malen, bin nie beſonders zärtlich mit meinem Leben umgefahren, aber weiß Gott! wenn Einem das Meſſer ſo an der Kehle ſizt, da iſt ein Freund in der Noth ein Engel des Himmels. Da trink', Willi, trink!

— Der Irokeſe ſoll leben, den es nach deinem Schopfe gelüſtet!

— Er ſoll leben, der arme Teufel! du haſt ihm, denk' ich, ſein Gelüſte für immer vertrieben. Ein lautes Gelächter der Geſellſchaft belohnte den Sprecher.

— Froh, luſtig! ſag' ich euch, ihr wakeren Burſche, wir ſind des Königs brave Soldaten, begann Toms von neuem, wir müſſen nicht die Ohren hängen laſſen, wie naſſe Hunde. He, Hakon, du Norrikſeele, du! was ſizeſt du ſo bukmäuſerig hinter'm Tiſche?

Der Gefragte, ein junger, ſchöner Mann achtete nicht darauf: nun wie zuvor trieb er ſchweigend ſtarke Tabak-

wolken gegen die Deke. Schwermuth lag in seinen großen, brandschwarzen Augen, und ein trauriger Zug um den feinen Mund bezeugte, daß er eine Last auf dem Herzen habe. Nachsinnend stüzte er sein Haupt auf den kräftigen Arm; wol mochte er der heiteren Reden der Kameraden wenig achten und fernab mit seinen Gedanken schweifen; im Auge schien oft eine heimliche Thräne aufzusteigen, und ein wehmüthiges Lächeln spielte dabei über seine Züge, als ob er an etwas Wunderholdes zurükdächte.

— Du flauer Bursche, warst doch sonst wie Quekfilber, — und dir auf einmal die Müken los im Brandkopfe? Hab' ich's dir nicht schon oft gesagt: laß die Mädel, sie führen dich so lange an der Nase herum bis sie so schief geworden, wie hinten das Bugspriet. Bist verdorben für einen Seemann, wenn die Liebe dein Kompaß ist, sie führt dich auf Klippen und Sandbänke. Der Seefahrer muß frei sein im Herzen und Willen, nichts darf ihn an's falsche Festland binden! War auch einmal ein so schwindsüchtiger Mondnarr, aber das Mädel hat mich kurirt für all' meine Tage. Ich fuhr damals mit Kapitän Kluk eben nach Neufoundland, wol dacht' ich den ganzen Weg an meine Jenni, sah dann träumend hinaus in die Nacht und seufzte ihren

Namen, bis mir die Augen übergingen. Wie war ich entzükt, als wir in unsere alte Welt zurükfuhren; ich hatte manches schöne, seltsame Stük eingehandelt für sie, Perlmuscheln und Korallenblüthe und viel solch' Plunderzeug. Noch erinnere ich mich an den Abend, als wir zuerst Englands Küste wiedersahen: der Vollmond ging riesengroß eine glühende Scheibe über dem Meere auf, ich saß oben im Mars und schaute mich durch's Fernrohr fast blind hinüber nach Osten. Endlich webte es im Mondlichte, zuerst winzig klein und niedrig, dann größer und größer; bald sah ich einen breiten, weißen Nebel über dem Meere liegen; das Gukglas fiel mir aus der Hand, ich jubelte: Land, Land! und wußte nicht, ob ich weinen sollte oder lachen, der Athem blieb mir aus. Am nächsten Morgen lag's da vor uns — unendlich, Albions Küste; ich winkte mit Hut und Tuch hinüber, 's war noch meilenfern, ich kindische Seele dachte nicht, daß sie mich nicht sehen konnte! das Schiff ging mir zu langsam, ich hätte ihm Flügel wünschen mögen. Gegen Abend endlich kamen wir auf's Land; ich flog zu ihr; — ha, ha, ha! die Zeit war ihr zu lang geworden um mich; sie ließ sich trösten von einem tüchtigen Kerle. Ich wurde zuerst rasend, aber sie war so artig und wollte mich auch

herzen, da schmiß ich ihr die Siebensachen, die ich mitgebracht hatte in's Gesicht, und stach wieder hinaus in die See. Jezt ging mir Seemanns Leben erst auf; lebe hoch, meine süße Ladi!

Lachend brachte die Gesellschaft den Toast; mit einem Zuge von Hohn und Lächeln, der für den Scherz zu bitter war, stieß Shepherd an, daß der Punsch aufsprizte, und trank dann im jähen Zuge das Glas bis zur Neige; Hakon aber lief ein mitleidig Lächeln über das Gesicht, man sah's ihm an, daß er sein Herz auf festerem Grunde vor Anker wußte.

— Wie ich dir sage, Hakon, hau' die Taue ab und reiß' dir die Angelspize aus der Brust! Bist ein gutes Blut, es wäre schade um dich, jammerschade, wenn dich das Weibsvolk in die Untiefen verlokte, wo du sizen bleibst, ein elend Wrak; schlag' dir die tollen Gedanken aus dem Kopfe!

Die lustigen Bruder stimmten ein, und Alle sprachen von Liebesglük und Weiberuntreue. Bruderherz war unterdessen aufgestanden und hinausgeschlichen.

— Die Pest über mich! fuhr der Sergeant auf, habe wieder vergessen in meiner Schwazhaftigkeit, daß diese Flausereien dem da das sieche Blut im Herzen erweken, 's thut mir leid, weiß Gott! daß ich ihm wehe

gethan in meiner Unvernunft; ich weiß gewiß, daß Willi jezt stundenlang draußen im feuchten Dunkel steht und finster in die rabenschwarzen Wolken hinausschaut. Siehst, Hakon, der war auch einmal mit schwindeligem Kopfe ins Land der Liebe gefahren, wie du und ich, aber er hat Schiffbruch gelitten im wilden Meere. Ich habe leichteres Blut gehabt, und schlug mir meine Jenni bald aus dem Kopfe, der da knakt noch an der Nuß, schade, daß ihm darüber die Zähne ausfallen, — ist sie doch eine taube!

— Erzählt uns, Tommi, riefen einige aus der Gesellschaft, was ihr von Bruderherz wißt.

— Was ich von ihm weiß? — nichts weiß ich von ihm. Vor zwanzig Jahren beiläufig trafen wir uns das erste Mal unter Wolfe; William war damals ein gar hübscher, junger Mensch, fast wie Hakon dort, aber finster und verschlossen, wie ich keinen gesehen; lang genug dauerte es, bis er auch nur ein wenig weich wurde gegen mich. Aber seine frühere Lebensgeschichte hat er mir nie erzählt, barsch lehnte er jede Frage ab, die dahin zielte, und war dann durch Tage noch einsilbiger als sonst, bis ich für immer zu fragen aufhörte. Dennoch roch ich den Braten, die Weiber haben ihm den Kopf verrükt, das ist gewiß; so oft man das

Gespräch auf sie bringt, schleicht er so schnell er kann hinweg, und wird düster und wehmüthig; auch sah ich einmal ein wunderholdes Lärvchen in Diamanten gefaßt an seiner Brust. Die Sirene mag ihn einst verlockt haben. Glaubt mir, er ist nicht ein gemeiner Kerl wie wir, er könnte vielleicht eine Baronie haben drüben in Alt-England, hätte ihn die Liebe nicht in die weite Welt getrieben. Wenig hilt er, so lang er bei uns ist, auf Geld; mit vollen Händen warf er es weg, wo er einem Kameraden unter die Arme greifen konnte; splendid ist er gewesen, so lang ich ihn kenne. Und im Felde hattet ihr ihn damals sehen sollen in seiner Jugendkraft; der saß euch dem Feinde im Genicke; den Tod suchte er, es war augenscheinlich, aber der respektirte das biedere Herz. Nun hat ihn die Zeit schon mürbe gemacht, ich rieth ihm den besten Sorgenbecher an, den Punsch; die Lehre fruchtete, jetzt ist er schon ein ganz anderer Kerl, mein hat er die Grillen im Herzen ersäuft, nur manchmal ist's wieder aus mit ihm.

Da erscholl draußen helles Pfeifen; die Stunde war um. Die wakeren Zecher sprangen auf, daß die Stühle umkollerten, ließen Zigarre und Punsch und eilten hinaus, ihre Kameraden für die Nacht abzulösen.

III.

Die Nacht war kalt und ſtürmiſch, zerriſſene Wolken flogen über den Mond, der nur manchmal durch einen dünneren Schleier einen matten Schein am Himmel verbreitete; die Seevögel ſchrieen ſchneidend und ſchen um die Maſte; drüben am Ufer flakerten hier und da einſame Lichter aus dem dunklen Nebel, der das Land bildete, und verſchwanden wieder.

Taktmäſſig hallte der Schritt der Schildwachen auf dem Verdeke. Hinten bei den Booten war Shepherds Poſten, langſam mit ſchwerem Herzen ſchritt er auf und ab, tief in den Mantel gehüllt, öfter ſtand er ſtill und lehnte ſich über das Geländer und ſah zu, wie ſich die Wellen am Kiele brachen und mit weißlichem Schaume auftauchten, wenn plözlich der Mond aus den fliegenden Wolken trat. Der Geiſt der Vergangenheit mochte über ihn ziehen, einer Vergangenheit, die finſter geweſen wie die wilde Dezembernacht; ſein Auge blikte ernſt, und manchmal rang es ſich wie ein Seufzer durch die Laſt auf ſeinem Herzen.

William Shepherd war ein Mann in den Fünfzigen, von allen Kameraden wurde er geliebt und geachtet, obgleich er keinen ſeines Vertrauens werth hilt und

vor Niemand den Schleier lüftete, der geheimnißvoll über seinem Lebenswege lag. Sie nannten ihn Bruderherz, weil er zur Hand war, wo man ihn brauchte, und Jedem von Herzen half, wie einem Bruder. Wo es in der Schlacht galt, war er der erste; aber ging's an die Vertheilung der Belohnungen, so wich er mit gleichgiltigem Lächeln aus, wie er nur konnte. Längst hätte er Offizier sein können, doch sobald der Krieg vorüber war, trat er aus und verschwand; kam's einmal wieder zum Kampfe, so war Bruderherz auch wieder da. Obwol seine Manieren rauh und seemännisch waren, so sah man doch oft einen seltenen Sinn für das Schickliche und echte Geistesbildung hervorblicken, die nicht bezweifeln ließ, daß er seine Jugend in besseren Verhältnissen zugebracht habe. Seine Kameraden fühlten, daß er über sie in jeder Hinsicht weit erhaben sei, aber diese Anerkennung führte nichts Beschämendes mit sich, denn er allein schien nichts davon zu wissen.

Nun stand er eben still und schaute nach Luzia hinüber und gedachte des Schicksals, das noch so Manche mit der ehernen Sense des Todes erreichen mochte, die nun in Siegeshoffnung dastanden, ehe die englische Fahne am Ufer wehen würde. Da schlich die nächste Schildwache heimlich auf ihn zu.

— Wer da?

— Still, William Shepherd, wenn euch mein Leben lieb iſt. Hakon ſtand vor ihm.

— Ihr ſeid's?

— Ja, Shepherd, und ich komme als Flehender. Ihr könnt mir helfen oder Keiner. Bruderherz nennen ſie euch, William, o, beweiſet es an mir, daß ihr Erbarmen mit einem leidenden Bruder habt! Gewährt meinem bedrängten Herzen eine Bitte, laßt mich das kleine Boot nehmen, ich muß hinüber nach Luzia. Ehe der Morgen dämmert, bin ich wieder hier, ſo wahr mir Gott gnädig ſei in meiner lezten Stunde.

— Nach St. Luzia? Wo denket ihr hin, ſteht euch der Kopf nicht recht, plagt euch der Tollwurm? oder wißt ihr nicht mehr, daß der Admiral unabänderlich den Tod für Jeden geſezt, der hinüber nach dem Eilande geht?

— Wol weiß ich's, William, und doch, ich muß hinüber. Laßt mich das Boot nehmen! es wird Alles gut gehen, die Nacht iſt ſtürmiſch und diker Nebel zieht um's Schiff, es ſoll Niemand davon erfahren; drüben weiß ich eine einſame Bucht, verdekt von Bäumen und Gebüſchen.

— Ei, ei, Hakon! mein und euer Herz müßte drüber

brechen, treibt nicht Scherz mit so ernstem Dinge. Wäre mir auch an meinem alten Schädel nicht viel gelegen, euer junges Blut müßte mir erbarmen. Laßt mich!

— Willi! wenn ihr mich nicht erhört, so spring' ich in die See und schwimme hinüber auf Tod und Leben! Mein Theuerñes auf der Welt ist ja dort in der größten Gefahr; komm' ich nicht, so ist mir Weib und Kind verloren.

Daß ich ein Narr wäre! fuhr Bruderherz mit ungewohnter Bitterkeit auf, gehaßt habe ich seit fünf und zwanzig Jahren das Weibervolk, und sollte mich nun auf's Kuppeln verlegen! Unwillig kehrte er ihm den Rüken.

— Nicht so, guter William, ich weiß es, ihr haßt die Weiber, mögt auch Grund dazu haben; wol mag euch eine hart mitgespielt haben von den vielen tausenden und euer Herz im Treubruche zerrissen haben; — gibt's doch auch unter den Männern böse Schelme, — aber, glaubt es mir: sie sind nicht alle so. O, es klopfen weibliche Herzen, die bis zum lezten Herzschlage auf Lieb und Treue halten.

— Weiß Gott, Hakon, ich habe lange Jahre kein Wort von Weibern gesprochen; der böse Geist in mir wird wach, wenn ich von diesem Gezüchte nur reden

höre, aber euch zu Liebe will ich einmal des Wehes im Herzen nicht achten. Hört mich, junger Mann! Laßt sie fahren, laßt sie weinen dort am Meerstrande, eure Buhldirne! ihre Thränen werden nur zu bald troknen; ha, ha, gibt's doch mehr junge Burſche auch hier über'm Meere. Hakon, ich könnte euch Geſchichten erzählen, ſcheußliche von dieſer Natterbrut. Seht mich an: was ſog mir das Mark aus den Knochen? was hat mir das Herz ausgedrükt in der Bruſt wie eine Zitrone? Hakon, sie waren es! Ja, Hakon, auch ich war einmal ein junger, leichtgläubiger Thor, wie ihr, auch ich habe einmal geliebt — geliebt, Hakon, wie es Wenige können; mit ganzem vollen Jugendherzen hing ich an einer von ihnen; ſie war mein Leben, meine Seeligkeit, mein Beſtes, Liebſtes auf der Welt! All meine Liebe, all mein Glauben und Hoffen habe ich auf die eine Nummer geſezt, — Hakon, ſie war eine Niete! Meinen Himmel hat ſie mir geraubt, mein Leben vergällt, — nicht genug! auch zum Verbrecher hat ſie mich gemacht; ich bin frühe gealtert, ſie iſt ſchuld daran, — einſam ſtehe ich im Leben ein armer Bankerottirer, ſie iſt ſchuld, — mein Friede, mein Glaube iſt hin, ſie iſt ſchuld daran!

— Ja, William, ihr habt recht! entwürdigt iſt die ſchöne Weiblichkeit in Einzelnen des Geſchlechtes, daß

die Menſchheit darüber erröthend zurükſchaudert, aber brecht darum nicht den Stab über ſie Alle! Es giebt welche unter ihnen, die ein heilig Gefäß für Liebe und Treue ſind, daß der Mann, den Sinn ihres hohen Weſens kaum begreifend, den Schöpfer preiſen muß.

— Alberner Schnak, Hakon! auch ich träumte einmal ſo, — gar unſanft ward der Traum zertrümmert, mit dem Traume mein Herz. Wol können ſie ſanft und gut ſcheinen, rein wie die Engel des Himmels! o, Hakon! wer in ihr Auge geſchaut, er hätte nimmer ahnen können, daß hinter dem treuen Himmelblau der ſchwarze Verrath der Hölle laure. Armer Jüngling, ihr täuſcht euch, erwacht, ihr geht ein Mondſüchtiger am Rande des Abgrunds!

— Nein, nein, alter Freund! nicht ſie Alle ſind ſo. Die Eiferſucht des Mannes, die Rauhheit in der eigenen Bruſt tritt nur zu oft verleumdend gegen ſie auf. O, Willi, ahnte meine Liebe drüben auf Luzia, daß ich an ihrer Treue zweifeln könnte, das Herz bräch' ihr vor Wehe darüber. Höre, du armer Betrogner, laß dir die Geſchichte meiner Liebe erzählen, vielleicht biſt du dann willfähriger:

Im lezten Frühlinge lag ich als Verwundeter in Kanada in einem herrlichen Thale zur Pflege. Ferne

brauſte der Krieg, im Thale des Ohio war noch Ruhe und Stillleben. Ich lag bei einem Pflanzer; er war ein ernſter, alter Mann, ſein Weib und ſeine Tochter pflegten mich; da lernte ich Korinnas Werth kennen. O, Willi, hätteſt du ſie an meinem Krankenbette geſehen, du würdeſt anders von den Frauen urtheilen; jeden meiner Athemzüge belauſchte ſie liebend, jeden Wunſch las ſie mir von den Augen; kein Zug von Koketterie, die man ihnen ſo gern zuſchreibt, lag in dieſem Geſichte, kein Falſch, kein arger Gedanke. Wenn ich in die Tiefe ihres großen Auges ſchaute, ſo wußte ich auch jede keimende Regung ihrer Seele, ich ſah bis in's Herz hinein. Mit unendlicher Liebe hing ſie an mir, — ſo fühlen kann nur die unentweihte Tochter der Natur, ſolcher Gluth iſt nur ein amerikaniſch Herz fähig.

Natur und Liebe heilten mich, bald konnte ich mit ihr durch das Thal des Ohio ſtreifen; oft ſaßen wir im Hauche des Frühlings am blühenden Hügel, der die Ausſicht durch Kanada bis weithinaus ans Albegani-Gebirge und die blauen Berge bot. Ich ſprach vom Scheiden, der Gedanken daran erdrükte ſie, zitternd ſchmiegte ſie ſich an meine Seite, legte ihren Kopf an mein Herz und weinte, und die Wolken und die Vögel

zogen über uns, sie sah ihnen nach, so weit sie konnte; wenn sie ferne dann am Horizonte verschwanden, schluchzte sie lauter und winkte mit den Händen in die Lüfte hinaus, wie wenn sie Abschied nehmen wollte von ihnen. Wol wird der Frühling wieder kommen, lispelte sie, daß mir das Herz zerspringen wollte vor Schmerz, und die Vögel werden zurükkehren aus Süden, und die Blumen werden wieder blühen im Thale des Ohio, aber Korinna wird sich nimmer des lauen Hauches und der ziehenden Vögel freuen und der duftenden Blumen. Hakon wird auch zurükkommen und am Hügel stehen, und hinunter winken in's Thal; wo bist du, Korinna? wird er rufen süß wie der Abendwind, aber sein Mädchen wird ihn nicht mehr hören unten im Thale; da wird er zur Mutter gehen und fragen um Korinna, und die Mutter wird weinen und ihn hinausweisen in den Hain: Dort schläft sie, ihr lezles Wort war dein Name. Und Hakon wird hinausgehen und beten am Hügel und weinen, der Ohio wird noch unten rauschen und die Zedern lispeln im Haine, aber Korinna wird er nimmer finden — nimmer!

So mag Eva im Paradiese ausgesehen haben; ich preßte sie enger an's Herz, ich küßte ihr die Thränen

von der Wange, ich tröſtete ſie und mußte doch ſelbſt weinen wie ein Kind.

Korinna konnte ich nicht mehr laſſen, ſie war vor Gott und der Natur bereits mein Weib; wir entdekten uns ihrer Mutter, ſie war eine Indianerin aus dem Stamme der Nadoweſſier, ein gutes, ehrliches Weib, alte Gebräuche ihres Volkes und Katholizismus verwebten ſich in ihrem Innern; ſie billigte unſere Liebe, wachte mit Korinna drei Nächte hintereinander um Vollmonds Zeit, und führte uns dann heimlich über das Gebirge zu einem katholiſchen Geiſtlichen; er ſprach über uns den Segen der chriſtlichen Kirche. Ihrem Vater durften wir nichts davon ſagen, er war ein ſtrenger Mann und glühte für die amerikaniſche Freiheit; hätte er nun unſer Verhältniß erfahren, er hätte Korinna mißhandelt und nie wäre ein gutes Ende mehr möglich geweſen. Ich mußte noch warten, aber mein Plan war gefaßt, ich beſchloß, ſobald als möglich aus der Armee auszutreten und mich in den Thälern von Kanada anzuſiedeln und Europa und meine Heimath in Korinnas Armen zu vergeſſen. Ich durfte hoffen, durch dieſen Schritt Korinnas Vater für meine Wünſche zu ſtimmen. Ich verwendete mich bei meinem General um Entlaſſung, ehe ich ſie aber erhalten konnte, zog

meine Kompagnie durch das Thal meiner Liebe; ich war hergestellt und mußte mit, England brauchte seine Streiter gerade am nöthigsten; mit zerrissenem Herzen schied ich von meinem Glüke, meinem Leben, Korinna zerfloß in Thränen, ich versprach bald zurükzukehren und empfahl sie dringend ihrer Mutter.

Wieder stand ich im Felde des Kampfes, aber mit anderen Gefühlen als sonst; aus freiem Willen hatte ich den Soldatenstand gewählt, und in seinem wilden Getriebe war's mir wol um's Herz; wie wurde ich in der kurzen Zeit so ganz verändert, mich ekelte mein blutiges Gewerbe, aus dem rohen Lärm sehnte ich mich, hatte ich doch den Engel des Friedens kennen gelernt im Thale von Ohio, — sie war mein Gedanke, mein Hoffen, meine Sehnsucht. Dringend bat ich um meine Entlassung. Jezt sei es unmöglich, hieß es, nach Beendigung dieses Zuges würde sie mir werden. Mit den Schmeicheltönen der Liebe rief es mich aus dem Waffengeklirre; ach, drüben im stillen Thale war ja mein Liebstes. Durch einen treuen Neger erhielt ich nach längerer Zeit Nachricht von ihr; daß sie mir tausend Versicherungen ihrer Liebe übersendete, könnt ihr denken; nebstdem erfuhr ich, daß sie und die ganze Familie Kanada ehestens verlassen werde; ihr Vater, ein

eifriger Patriot, ſollte in Geſchäften des Vaterlands nach St. Luzia gehen, die lezte Zeit ſei er noch finſterer und verſchloſſener geworden. Sie beſchwor mich, ſie nicht zu vergeſſen und bald zu ihr zu kommen, ſie beſchwor mich um des Kindes willen, daß ſie unter'm Herzen fühle.

Weiß Gott, William, ich liebe den König und halte ſtreng auf Pflicht, aber es zukte durch all meine Nerven, alle Bande der Natur zerrten mich fort, hundertmal habe ich damals auf Flucht geſonnen, doch die Gelegenheit mangelte.

Ein unendlich bitterer Monat verfloß, — meinem Todfeinde wollte ich ſolche Zeit nicht wünſchen, da hieß es: nach Luzia! Ihr könnt euch denken, welcher Wonneſchauer mich überlief; war doch dort meine Korinna, mein Paradies! Hatte ich ſie nur einmal wieder, ſo wollte ich ſie nicht mehr laſſen. Die Segel waren entfaltet, unſere Flotte flog durch den Ozean, weit vor ihr meine unausſprechliche Sehnſucht. Schon fühlte ich die Stunde des Wiederſehens im Herzen, als ich das Eiland fern aus dem Meere heraufſteigen ſah.

Nun werdet ihr begreifen, warum ich mich neulich ſo freudig anbot, als Barrington fragte, wer den Muth habe, in ſtiller Nacht hinüber zu ſchiffen auf Rekog-

noizirung; ach, hatte ich doch Hoffnung, vielleicht etwas von ihr zu erfahren; zudem kannte ich das Eiland genau, in den Schwefelminen tiefer einwärts habe ich einen guten Freund, und war früher einmal bei ihm auf Luzia gewesen.

Wir landeten in heimlicher Bucht, es war eine Nebelnacht wie heute; vorsichtig schlich ich in's Land. Ich war noch nicht weit gekommen, da sah ich ein einzeln Haus und hörte eine jammernde weibliche Stimme; ich schlich an's Fenster, Gott des Himmels: es war Korinna! ihr Vater stand grollend und drohend vor ihr. Ich lauschte athemlos, noch eine Weile schalt er sie, dann wendete er sich zur Thüre; ich verbarg mich im nächsten Gebüsche, er trat vor das Thor, verschloß es und ging fort. Wie ich seine dunkle Gestalt verschwinden sah, eilte ich hervor und an das Fenster, — meine arme Korinna lag knieend vor dem Bilde der Mutter Gottes und betete mit erhobenen Händen und schluchzte. Ich hilt mich nicht länger; Korinna! rief ich am Fenster, erschrekt blikte sie her; heilige Jungfrau! schrie sie und stürzte zu Boden. Da stand ich nun draußen in der pechschwarzen Nacht, und mein Mädchen lag drinnen und die Sinne waren ihm vergangen, — das Fenster dazwischen war enge verriegelt.

Ich ſuchte alle Schmeichelworte der Liebe hervor, ich rief ſie mit tauſend ſüßen Namen; endlich ſchlug ſie die Augen auf. Korinna, ich bin es, ich, o komm her! — Iſt es denn möglich, iſt es denn wahr? Hakon, du biſt es — du! — Ich, Korinna!

O, wenn ihr das Entzüken in dem Auge des Mädchens geſehen hättet; ſie flog an's Fenſter, öffnete den Schieber, und ich war im Zimmer, lag wonnebebend an ihrem Herzen.

Das ſtille Dulden, die heiße Sehnſucht nach mir hatte das liebe Mädchen noch ſchöner gemacht, als ich ſie je geſehen; ihr Auge ſchmachtete lieblich, ihre Wange war blaſſer aber noch reizender. Ich drükte den Kuß des Wiederſehens auf ihre Lippen. Sie weinte und lachte, Alles müßte nun gut gehen, meinte ſie, weil nur ich einmal da ſei. Erſt nach einer Weile konnte ſie mir ihre Schikſale erzählen. Ihre Mutter war plözlich geſtorben, an den Ufern des Ohio ruhte ſie im Zedernhaine, in Kanada hatte ſie das einzige Weſen zurükgelaſſen, das außer mir ſie beſchüzen konnte. Ihr Vater war ſeitdem noch ſtrenger gegen ſie geworden, und befahl ihr in lezter Zeit, einen reichen Patrioten zu heirathen, der unter Waſhington gefochten und ſich um die Kolonieen verdient gemacht hatte; ſie weigerte

ſich ſtandhaft, wofür ſie viele bittere Stunden zu ertragen hatte; auch der heutige Auftritt war durch ihre Treue gegen mich verurſacht worden. Die Vorwürfe ihres Vaters gingen bereits in Thätlichkeiten über; was ſtand ihr erſt bevor, wenn er ihren Zuſtand entdeken würde, den ſie nicht lange mehr verbergen konnte.

Sie hatte geendet und herzte und küßte mich von neuem; nimmer, ſagte ſie, wolle ſie nun mehr von mir laſſen und mitziehen in die weite Welt, wohin ich nur wollte. Das erſt erinnerte mich an meine Lage, ich theilte ſie ihr mit und verſprach ihr, daß wir bald ſiegend auf Luzia einziehen würden, wo ſie dann troz ihres Vaters öffentlich als mein Weib erſcheinen ſollte.

Die Arme fing von neuem zu weinen an und bat und beſchwor mich in bittern Thränen, ſie nicht mehr zu verlaſſen; wenn ich diesmal von ihr ginge, habe ſie keine Hoffnung mehr, ihr Vater ſei hart und böſe und dränge ſie täglich mehr mit heftigen Drohungen zur Heirath; ſie müſſe vollzogen ſein, ſagte er, ehe die Rothrote einzögen. Ich tröſtete ſie, wie ich nur konnte: nur wenige Tage halte noch ſtandhaft aus, und ich komme um nicht mehr zu ſcheiden. Sie ließ nicht nach vom Jammern; William, denk' dir den Schmerz, der mich durchzukte! ſie mitnehmen, das konnte, das durfte

ich nicht; wol fiel mir mein Freund auf der Insel ein, — da pfiff's draußen, es war unser verabredetes Zeichen, wenn es Gefahr geben sollte, — ich fuhr aus ihren Armen, was half mir der Freund, das arme Mädchen, fremd auf der Insel, wie konnte es ihrem Vater entgehen, wie meinen Freund finden? Krampfhaft schloß ich sie an's Herz: Korinna, nur noch die wenigen Tage sei stark und halte aus! Sollte aber das Äußerste eintreffen, dann steige nachts auf's Vorgebirge, das dort draußen steht, und am Gipfel gegen Westen zünde ein Feuer dreimal an, und dreimal verlösche es, und — sollte es Tod und Leben gelten — ich komme!

Das Mädchen sank aus meinem Arme auf den Boden, ich sprang zum Fenster hinaus und fort in die Nacht. Bald brausten wieder die Wellen um uns, ich hörte nichts als ihren lezten Angstschrei, sah nichts als mein hinsinkendes Weib.

Fünfmal nacheinander stehe ich seitdem die Nacht hier am Verdeke und spähe hinüber in Todesangst, ob das Feuerzeichen am Vorgebirge erscheine, doch dunkel blieb es jedesmal und das Kap hob den Scheitel finster in den Nachthimmel; aber heute, da ich hinüber schaute, zukte es auf am Felsen gegen Westen — ein dunkelrothes Feuer, der Athem verging mir, — auf-

flakernd sank es wieder zusammen, bald darauf fuhr es von neuem empor, wie der gellende Schrei eines Ertrinkenden, — und zum dritten Male blizte die gräßliche Lohe. Sie schwebt in der größten Gefahr, Weib und Kind steht auf dem Spiele, — Mensch, habe Barmherzigkeit!

— Topp — ich gehe mit!

IV.

Dunkel lagerte der Nachthimmel um das Schiff Vittori, die Wellen schlugen stürmisch an die Wände und brandeten mit tiefem Gebrause wieder zurük; das kleine Boot wurde heimlich hinabgelassen und wiegte sich fast lautlos auf der Fluth; Willi und Hakon stachen kräftig mit äußerster Anstrengung mit den Rudern in die See, und schwiegen in tiefem Nachdenken. Der Wind blies günstig.

Als das Gepfeif und Geknarre der Taue und Segelstangen schon fern verschnurrte, wendete sich Hakon erst zu Willi und zog feurig seine Hand an's Herz.

— Gottes Lohn, du Bruderherz! und wo's einmal gilt, vergeßt nicht auf den armen Hakon; Gut und Leben für euch!

— Laßt das, wir haben Eile.

— Du treues Blut, du! o, daß dein Glaube an Liebe und Treue im böſen Leben untergehen mußte, daß dein Herz — gerade deines, ſo weich und zur Liebe geſchaffen, an einer falſchen Klippe ſcheitern mußte! Aber drüben, William, möge dir das Eden aufgehen, das dir hier verſchloſſen blieb! Du haſt ein armes, gutes Paar gerettet, William! Wo du auch ſein magſt im wirren Leben, zwei Herzen werden für dich zum Vater der Liebe beten — heiß und brünſtig an jedem Tage ihres Lebens. Am Vorgebirge drüben wird Korinna meiner harren, ich führe ſie zu meinem Freunde in's Land hinein, der wird ſie beſchützen, bis wir als Sieger das Land betreten, o dann —

— Triffſt du ſie wol in ſeinen Armen.

— Das kam nicht aus deinem Herzen, William! Warſt du doch kaum erſt ſo anders, ich ſah die heimliche Thräne des Mitgefühls in deinem Auge, obgleich du ſie verbergen wollteſt. Die eiſige Nachtluft hat Dir die ſchöne Rührung wieder aus dem Herzen geblaſen. Die Weiber mögen dir arg mitgeſpielt haben, daß der Groll gegen ſie in dein edles Herz ſtets wiederkehrt — Aber beim Himmel, Korinna iſt gut!

— Mögen ſie hier vielleicht anders ſein in Amerika, drüben in der alten Sündenwelt ſind ſie ſchlecht.

— Nicht immer, Freund, nicht immer! wir Männer mißkennen sie oft, wir sind zu rauh, selbst aus zu grobem Stoffe, um sie immer ganz zu verstehen: wir tappen mit ungeschikter Faust auf ihre Blüthenkelche, achten des zarten Blumenstaubs nicht, und zerknikken sie wol gar am Ende. William, ich möchte sie nicht zählen die tausend und abermal tausend Frauenherzen auf unserm alten Europa, die männliche Rohheit, männlicher Meineid frevelnd gebrochen, — ich möchte die Thränen nicht zählen, die ungesehen, ungeahnt aus keuschen frommen Augen um unser Geschlecht geflossen sind. — Ich hatte eine Mutter jenseits des Weltmeers, — o, daß du die fromme Dulderin gekannt hättest! männliche Wilohen hat ihr Lebensglük vernichtet, roher Verdacht ihr die Dornenkrone ins junge unschuldige Herz gedrükt. Noch erinnere ich mich an sie. Als ich acht Jahre alt war, brach schon das milde Mutterauge, das ich nicht oft ohne Thränen gesehen habe; der Tod nahm ihr die Last von der Brust, die Dornenkrone vom Herzen. Gott möge es meinem Vater verzeihen, wo immer er nun sein mag, ob auch schon drüben, ob noch hier auf Erden, sie hat ihm verziehen. Alle Abende sah ich sie knieen und beten für ihn und mich; ich lag still zur Seite im

Bette, ſie glaubte wol, daß ich ſchliefe, und weinte und ſchluchzte laut; aber ich wachte immer noch lange, faltete auch meine Kinderhände und weinte heimlich in mein Kiſſen hinein und wußte nicht warum. Ich ſchwieg und ſchaute in ihr blaues, ſchwimmendes Auge und dann wieder durchs Fenſter in den Sternenhimmel, und ſein Blau und ihr Auge ſchienen mir endlich ineinander zu fließen, und die Sterne regten ſich oben, bekamen Flügel und wurden Cherube, die die leuchtende Jakobleiter herunterſtiegen und den Frieden des Himmels in ihr leidendes Herz brachten. Mir ſanken darüber die Augen zu, und noch lange träumte ich fort von Engeln und Himmelsglorie, bis mein erſter Blik morgens wieder auf das blaſſe Angeſicht meiner Mutter fiel.

Als ſie zu ſterben kam, hieß ſie mich niederknieen und richtete ſich mühſam im Bette auf und ſegnete mich; eine Thräne aus ihrem Auge fiel auf meine Wange, die lezte; bald ſchlief ſie leiſe hinüber.

— Kinder ſehen nicht gut, — auch die Reue hat Thränen.

— Solche nicht, Willi, beim ewigen Himmel, ſolche nicht! ehe wäre der Morgenthau Qualm der Hölle! Zwar hatte ſie mir nie die Ereigniſſe ihres früheren Lebens erzählt, ſie mochte des zarten Knaben geſchont

haben; erſt mit vier und zwanzig Jahren ſollte ich die Geſchichte ihrer Leiden erfahren, — ſie hinterließ mir ſelbe in einer verſiegelten Rolle, — bald wird ſich mir nun die Geſchichte meines Entſtehens enthüllen; doch erfuhr ich ſchon Manches nach ihrem Tode von der alten Wärterin, die mich nach Drontheim brachte, und ſo habe ich mir ſeitdem die ganze Geſchichte zuſammengeſetzt: Meine Mutter mochte aus gutem Hauſe ſein, — trefflich ſpielte ſie die Harfe, und ihre Kunſtfertigkeit im Malen und in feinen Arbeiten beſtätigte es zur Gewißheit; auch darin war ihr das Schikſal günſtig, daß ſie den Mann ihres Herzens zum Gemale bekam, — ich weiß es beſtimmt, daß ſie meinen Vater heiß und innig geliebt hat. Er war Soldat, und mußte ein rauhes, heftiges Gemüth gehabt haben, daß er dieſe reine Seele nicht verſtand; Obwol er ſie liebte, quälte er ſie mit Argwohn und Eiferſucht. Bald nach der Vermälung mußte er in den Krieg fortziehen, wohin — das weiß ich nicht. Beim Scheiden verwies er ſie ſtrenge an Zucht und Treue, ſie hörte die kränkende Ermahnung nicht, und dachte nur an's Scheiden in bitteren Thränen.

Sie fuhlte ſich Mutter; von ihrem Gemal getrennt war dieſe Hoffnung ihr einziger Troſt; in glüklichen

Träumen mochte sie oft an die Stunde des Wiedersehens gedacht haben, wo sie ihm vielleicht schon sein Kind entgegenreichen konnte. In Hoffnung und Trauer vergingen ein paar Monate, da drängte sich schmeichelnd ein Freund ihres Gatten in's einsame Haus; obgleich sie ihn nicht wol leiden konnte, achtete sie ihn, weil sie wußte, daß ihr Gemal immer viel auf ihn gehalten hatte. Er nistete sich mehr und mehr in's Witwenhaus ein, maßte sich Rechte in demselben an, die dem Hausherrn gebühren, und nahm sich zulezt sogar gegen meine Mutter zweideutige Zudringlichkeiten heraus. Sie verwies ihn anfangs schüchtern und mit schonender Würde; doch er wollte die bestimmtesten Winke nicht verstehen und erlaubte sich Anträge und Erklärungen, die sie schamroth machten und ihre Sittsamkeit und ihre Tugend gleich sehr beleidigten. Das duldete sie nicht länger; mit dem Stolze gekränkter Unschuld und im Bewußtsein eigner Fehllosigkeit trat sie vor ihn hin, und wies ihn für nun und immer aus dem Hause. Mit seltner Unverschämtheit ging er höhnisch von dannen; sie sah ihn nicht wieder.

Ihr war nun wieder wol im Hause, einsam wie vordem dachte sie an den Gatten und betete für ihn, der, wie er geschrieben, bereits manchen Kampf bestan-

den, und nun bald in die Heimat zurükkommen ſollte und in die Arme ſeiner jungen Gemalin.

Da kam nach vieljähriger Trennung unerwartet ihr lang erſehnter Bruder aus fernen Landen, wo er ſich aufgehalten hatte; mit warmer Schweſterliebe drükte ſie ihn ans Herz und war innig erfreut, daß ſie nun wieder ein verwandtes Weſen hatte, an das ſie ſich mit Liebe halten konnte, das ſie vor ähnlichen Zudringlichkeiten bis zur nahen Rükkehr ihres Gemals beſchüzen konnte. Die beiden Männer kannten ſich noch gar nicht.

Aber die böſe Stunde hatte meinen Oheim über die Schwelle meines Vaters geführt. Der Krieg war geendet, die Vertheidiger des Vaterlandes zogen auf allen Straßen nach Hauſe; meiner Mutter ſchlug freudig das Herz in der Hoffnung des Wiederſehens.

So ſaß ſie eines Abends, vom Arme des Bruders umſchlungen, im dämmerigen Zimmer und ſprach mit ihm vom heimkehrenden Gatten, und ihr Auge leuchtete und ihre Worte wurden lebhafter und feuriger, — da ging ſturmiſch die Thüre auf, ihr Gemal ſtürzte herein; ſie wollte ihm an's Herz fliegen, er aber ſtieß ſie mit zornbebendem Arme zurük, daß ſie taumelnd und ohnmächtig hinſchlug mit der jungen Hoffnung unter'm Herzen; — der falſche Freund mußte ihn arg hinter-

gangen und ſeine Gattin verleumdet haben. Feile Buhlerin du! rief er in wüthender Leidenſchaft, — ha, daß ich dich getroffen im ehebrecheriſchen Beginnen! und du, elender Bube, fahr' zur Hölle! Er hatte ſein Schwert aus der Scheide geriſſen, und ehe mein Oheim ein Wort ſprechen konnte, röchelte er in ſeinem Blute; mein Vater aber ſtürmte fort.

— Wie hieß deine Mutter? und wo geſchah das? ſchrie William emporſpringend beim Schluße der Erzählung, und ließ aufgeſchrekt das Ruder fallen.

— Banka, — wir waren nie außer Norwegen.

— Banka — Norwegen! rief William; Gelobt ſei Gott! fügte er leiſer hinzu, daß Hakon es nicht hören konnte, ſezte ſich und griff wieder nach dem Ruder, das ihm entſunken war; aber ſein Arm zukte fieberiſch, und Schweiß lief über ſein Geſicht.

— Und ich, fuhr Hakon nach einer Pauſe fort, und hatte im Drange eigner Gefühle des Freundes weniger geachtet, — und ich bin der Schmerzensſohn, den die Mutter fern von ihrer vorigen Pracht in Einſamkeit geboren, wohin ſie nach jener ſchauerlichen Nacht geflohen war. Das junge Leben hatte faſt alle Kraft von dem mütterlichen weggeſogen, doch der allwaltende Vater ſah mit dem Auge der Barmherzigkeit auf den neugebornen

Wurm, die Mutter erholte ſich, aber das Herz ihres Lebens hatten die lezten Ereigniſſe ausgefreſſen; nach acht Jahren ſtarb ſie. Ich hatte als Knabe noch das ſegnende Walten der Mutterliebe empfunden, die theuerſte Hand von der Welt weihte mich für's Leben ein. Ich kam von unſern Hochgebirgen nach Trondheim zu einem freundlichen Manne, einem Rechtsanwalte; er ließ mich auferziehen und manches Nüzliche lernen. Bei meiner Mutter, obwol wir, ſeit ich denke, nur ein geringes Haus bewohnten und wie gewöhnliche Leute des ärmeren Mittelſtandes lebten, fand ſich ein bedeutender Schmuk, aus deſſen Erlöſe meine Erziehung beſtritten wurde und ich noch jezt Zuſchüſſe erhalte, ſeit mich die Thatenluſt unter Englands unternehmende Fahnen geführt hat.

Mein Vater war ſeit jener Stunde verſchollen; niemals bekümmerte er ſich um mich, nie erfuhr ich, wer er eigentlich geweſen. In tiefes Geheimniß wollte die Mutter vor dem Kinde die Unthat des Mannes begraben, den ſie geliebt; erſt wenn mich die Hand der Erfahrung für die herbe Kunde vorbereitet, ſollte ſie mir werden, damit ich nicht vorſchnell meinen Erzeuger verdamme. Wol verſtehe ich den milden Sinn meiner Mutter.

Beide ſchwiegen.

— So seht ihr denn, fuhr endlich Hakon wieder fort, daß gar oft nur falscher Argwohn einen Flek auf die weibliche Tugend wirft, und wie viele Herzen über eine zu rasche That brechen mögen; — meine Mutter war eine arme unglükliche Frau.

William blieb stille; sie waren in der Bucht unter'm Vorgebirge angekommen und landeten.

Hakon und Korinna sanken sich jubelnd in die Arme, seltsam bewegt blikte William auf die Gruppe. Bald eilte das Paar fort und verschwand in der Nacht. Der alte Seemann ging gedankenvoll auf und ab am Ufer; er war durch Hakons Erzählung tief ergriffen, seltsame Gedanken stiegen in seinem Innern auf, die verklärend in die versunkene Welt seiner Jugend hinüber leuchteten; wolthätig strahlte das Licht durch sein Inneres, und doch so schmerzlich.

V.

Drei Stunden mochte es nach Mitternacht sein, als Hakon athemlos an's Ufer zum harrenden Gefährten zurükkehrte; dem Ewigen dankend, der gütig über der finstern Nebelnacht gewaltet, sank er auf die Kniee, stumm fiel er dann William um den Hals, und eilig sprangen die beiden Männer in's Boot und trieben es

im Schuze der Nacht wieder zurük. Beide theilten kräftig und raſtlos die Meeresfluth mit dem lenkenden Ruder, und ſchwiegen. Die Erinnerung verfloſſener Tage hilt dem Einen das Wort in der Kehle zurük, während das Entzüken der gelungenen That und hoffender Liebe dem Andern das Herz ſchwellten, ſo daß die Rede nicht Hauch genug in der ſeeligen Bruſt fand. Nur die Wellen rauſchten daneben, linder, ſpielender als bei ihrem Kommen, und der Wind ſtrich mit fernem Gemurmel über die See.

Erſt nachdem ſie ſchon weit hinausgekommen, konnte Hakon Worte finden: William, wie dank ich dir's? du haſt an mir gehandelt, wie nur ein Vater am Sohne handeln kann! Doch freue dich deiner That! Du haſt ein Mädchen gerettet, das des kühnen Wagniſſes werth iſt, mir Weib und Kind erhalten. Sie ward vom Vater gedrängt und mißhandelt, ihr heftiger Widerſtand ließ ihn faſt ſchon unſer Geheimniß ahnen; hätte er es entdekt, er hätte meine Korinna erdroſſelt. Morgen, ſchwur er unabänderlich, ſollte ſie des Amerikaners Weib werden; ehe noch die rothen Wölfe, wie er ſagte, auf Luzia einbrächen, ſollte ſie unzertrennlich an den Sohn der Freiheit gebunden ſein. In der gräßlichſten Todesangſt floh ſie geſtern abends auf's heimliche Vorgebirge,

und entzündete in heißem Gebete dreimal den Holzstoß; — wäre ich nicht gekommen, so hätte am Morgen die See meine blasse Braut in ihren kalten Armen gewiegt! Aber gelobt sei Gott und du, mein Retter! sie ist geborgen, die Liebe gab ihr Kraft und trug sie bis zu meinem Freunde, der sie mir bewahrt, bis wir als Sieger auf St. Luzia kommen. Dann soll sie unzertrennlich meine Lebensgefährtin werden! In süßer Hoffnung bot sie mir den Scheidekuß, als ich sie verlassen mußte, und gab mir tausend Grüße und Segnungen an dich auf, du treue, ehrliche Seele! drüben liegt sie nun auf den Knieen und fleht zu Gott und all seinen Heiligen um das Gelingen unserer Rükkehr; Gott hört das Gebet der Unschuld: wir werden unvermißt zurükkommen.

Die Arme waren geschäftig, daß der heiße Schweiß über die Stirne lief; das Boot theilte geschwinde die Wellen, und frischer Hoffnungsmuth war in den Herzen der zwei Seemänner.

Schon waren sie dem Schiffe ziemlich nahe, flakernd durch den Nebel sahen sie schon das Licht am Hochmaste, da wendete sich plözlich der Wind.

— Stich zu, Hakon! in die falsche See, halt' aus mit all deiner Kraft nur noch das Stük da, die Fahrt wird böse.

Wol ſtach Hakon und der nervige William mit der höchſten Anſtrengung in die See, aber die Fluthen rangen ihnen ſchadenfroh entgegen; nur äußerſt langſam konnten ſie das Boot weiter bringen. Noch verloren ſie nicht den Muth, ungeachtet Wind und Wellen ging's doch näher und näher, und ſie theilten ſchneller und kräftiger die Fluth; ſchon ſahen ſie unferne, wie einen dunklen, lauernden Geiſt, das Schiff ſich in die Nacht emporrecken, da zukte im Oſten der erſte, blaſſe Schatten des Tages über den Meeresſpiegel, der friſche Morgenwind fuhr über die Fluth und trieb in böſem Muthe den Nebel hinauf in's Wolkenreich.

— Wir ſind verloren, Hakon! rief der alte Seemann mit dumpfer Stimme; eiſig ſchauderte es dem Jünglinge über den Rüken.

Sie hörten Lärm auf dem Schiffe und das Hallo der Mannſchaft; der Nebel trieb raſtlos aufwärts, im Oſten wurde es heller; da ſtand plözlich das Schiff in deutlichen Umriſſen ganz nahe vor ihnen, die Matroſen liefen geſchäftig auf und ab auf dem Verdeke, — jezt wurden ſie bemerkt, ein wildes Rufen verkündete es ihnen; das große Boot wurde heruntergelaſſen, und mit pfeilſchneller Kraft flog's heran auf die Verlornen. Deutlich vernahmen ſie des Admirals eigene

Stimme, wie er zornentbrannt und wüthend durch die Dämmerung ſchalt. Ihr Herz war erſtarrt, mit der Hoffnung zugleich ſank ihnen die Hand vom Ruder.

— Korinna! liſpelte der Jüngling mit unendlichem Wehe gegen Luzia.

— Schüz' euch Gott! war Williams leztes Wort; das große Boot hatte ſie geentert.

VI.

Gebunden und geknebelt wurden ſie ſogleich vor ein Kriegsgericht geführt. Dumpfe Stille herrſchte in der Verſammlung, Barrington zog die buſchigen Augenbrauen wild zuſammen, und die Stirnadern drüber waren dunkel angelaufen. Ein Offizier verhörte ſie, er ſelbſt ſchwieg wie die ſchwarz drohende Wolke vor dem Gewitter. Den beiden Gefangenen rann noch der Schweiß über die Stirne. Bruderherz blieb einſilbig und ſtarrte finſter vor ſich hin, nur manchmal warf er einen Seitenblik auf ſeinen jungen Gefährten, und das Waſſer ſchien ihm dann vor Rührung unter der grauen Wimper zuſammen zu laufen. Nicht ſo Hakon; noch hatte er nicht alle Hoffnung verloren aus der jungen Bruſt, die ſich der reinſten Abſicht bewußt war. Beredt und offen erzählte er das Geheimniß ſeines Her-

sene, — ach, schloß ihn die Liebe doch mit süßen Banden an das schöne, freundliche Leben, galt es doch nebst seinem auch das Leben des Freundes, der das eigene für ihn eingesezt hatte.

Laut beschwor er, daß er nur Weib und Kind habe retten wollen, und wendete sich endlich an Barrington, der noch in finsterem Grolle schwieg: O, glaubt es mir! und wenn es losgeht auf Luzia, so laßt mich den Ersten sein, der die englische Fahne auf's feindliche Eiland pflanzt, — und so ich dann wanke und weiche, wenn die Kugeln sausen rechts und links, dann, Admiral, laßt mich an den Fokmast binden und mir den Schädel einschlagen, wie einem tollen Hunde!

— Liebekranker Thor! fuhr Barrington nun das erste Mal grollend auf, ehe hättest du denken sollen an deinen Kopf, ehe du übermüthig den Befehl deines Generals verhöhntest. Was geht deine Dirne das Gesez an? Glaubst du, daß jeder mondsüchtige Schwindelkopf, dem ein paar helle Augen das bischen Mark aussogen, hintreten dürfe vor das Schwert des Richters und sagen: für mich bist du nicht geschliffen! Der Mensch, der des Königs Rok anzieht, muß hinter sich lassen im gemeinen Leben den Plunderkram, den sie Herz und Liebesglük nennen. Statt faßeliger Gefühle

muß er Muth in der Bruſt haben, und ſein Lieb muß das Schwert an der Seite ſein! Und du, altes Segel, was verlokte dich an die Klippe?

Shepherd ſchwieg.

— Ein alter Narr biſt du geweſen, dem das Tollhausgeſchwäze dieſes Burſchen den Kompaß verrükte; pfui, ſchäm' dich! dein Har iſt grau geworden im Dienſte, haben ein Tuzend Schlachten zuſammen gefochten, und die Narrenpoſſen eines verliebten Thoren konnten bei dir mehr gelten als mein Befehl! — Nun kommt die Reihe an ſie, meine Herren, wendete er ſich ſtreng und mit Anſehen gegen die Offiziere, Admiral Barrington ſezte aus triftigen Gründen Tod, unausbleiblichen Tod für Jeden, der es wagen würde, ohne beſondern Befehl nach Luzia auf was immer für eine Art und Weiſe zu gelangen. Hier ſtehen zwei Übertreter dieſes beſtimmten Geſezes vor ihnen; — urtheilen ſie nach ihrer Pflicht und ihrem Gewiſſen!

— Tod! war die einſtimmige Entſcheidung der Richter, obgleich man am gedämpften Klange der Stimme wahrnehmen konnte, daß die ernſte Pflicht ſchwer auf ihrer Bruſt laſtete.

— Ja, den Tod über euch, ihr hirnloſe Thoren!

grollte der Admiral, ihr, eben ihr mußtet es sein, die meinen Befehl übertraten!

Bis ins Innerste traf das eiskalte Wort den liebenden Jüngling; einen Blik warf er gegen Himmel, dann trat er hin vor den Freund, drükte stumm seine Hand an das fliegende Herz und sah wieder gegen Himmel, als wollte er dem Herrn drüben den Dank antragen der ohnmächtigen Menschenbrust.

Da ward's lauter draußen vor der Kajüte, vier alte Seemänner mit wetterbraunen Gesichtern und Narben an der Stirne traten ehrerbietig herein, an ihrer Spize Sergeant Tom Hidder; sein Gesicht war blasser als gewöhnlich, die Spuren des gestrigen Punsches waren auf der Wange verglüht.

— Meine Kameraden haben gehört, was die zwei armen Sünder da für unbedachtes Zeug getrieben, aber in Betracht, daß sie immer zu den Tüchtigsten am Admiralschiffe gehört, und daß ihre Absicht kein Verrath gewesen, noch ähnliches Ansinnen, schiken sie mich und diese Burschе da an dich, mein Admiral, und an euch, ihr Herren, mit der Bitte um das Leben dieser Beiden. Ohne Bruderherz können wir Alle gar nicht leben und fechten, wie sich's gehört, er ist unsere Seele, unser Stolz! Ich habe Kerle draußen die Gesichter verziehen

geſehen ſo bitter, wie ſie's, ſeit ſie aus der Wiege geſtiegen, gewiß nicht mehr gemacht haben. Und was den jungen Menſchen anbelangt, — frag' ſie Alle: er iſt ein ehrliches Blut, ein tuchtiger Degen; vor Filadelfia hat er ſich gehalten wie nicht Viele, ich hab's mit eigenen Augen geſehen. Laß diesmal Gnade für ſtrenges Recht gelten! Die Liebe hat ihm den Kopf bethört; ich hab's ihm geſtern noch bei der Punſchbowle geſagt; hätte er dem Rathe des alten Tom gefolgt, er ſtände nun nicht vor mir geknebelt wie ein Schurke; doch jung Blut geht oben aus, mag nichts auf den Rath von unſer Einem halten, — da habt ihr's nun, Hakon! Aber der Andere, Admiral, hat die Weiber gehaßt, ſeit ich ihn kenne, wie moriſches Tauwerk, das kann Tom Hidder ehrlich bezeugen; — gib mir die Hand, alter Wik! der Seewind hat dir den Kopf ausgefegt, warſt zu nüchtern geſtern für die kalte Nacht. Drum, Admiral, noch ein Mal, ſchenkt uns die Beiden da!

Ernſt ſtand Barrington am Fenſter und ſchaute auf den Beſanmaſt hinaus; er gab keine Antwort.

— Es ſoll euch nicht gereuen, mein Admiral! mit unſerm Blute wollen wir zahlen auf St. Luzia.

Da wendete ſich der ernſte Feldherr: damit ihr ſeht, daß ich euch achte als meine braven Kameraden,

so will ich diesmal wortbrüchig von der vollen Strenge des Gesezes ablassen; doch ganz darf es nicht sinken. Es ist ein heilig Band, das man aufrecht halten muß, und sollt' es unser Liebstes kosten; wo das Gesez nicht gilt, da schwankt der Mensch, losgerissen von Seinesgleichen, wie ein einzeln Plankenstük in der See. Ein Leben schenk' ich euch, eines fordert die strenge Nemesis! Nehmt die Büchsen, ich weiß es, ihr seid beide tüchtige Schüzen; dort draußen am Besanmast sehe ich unter der Flagge einen dunkleren Punkt von einem abgehauten Aste, dort schießt hin; wer näher daran trifft, verdankt das Leben der eigenen Kunst, — dem Fehlenden sei Gott gnädig! — Das mein lezes Wort.

VII.

Draußen auf dem Verdeke standen die Beiden zur ernsten Entscheidung, die Büchsen waren geladen; athemlos reihten sich ihre Kameraden umher, und manches Herz, das oft schon mit dem Tode am blutigen Wahlplaze gewürfelt, pochte nun fast hörbar unter der bangenden Brust. Wie das Schikſal auch entscheiden mochte, ein biederes Herz mußte ja brechen!

Der Tag war unterdessen über der Fluth aufgegangen, der Himmel hatte sich aufgeheitert, nur um

Luzia lagerte noch der weichende Nebel; erquikend ſtrich die Morgenluft über das Verdek, als wollte ſie in allen Tiefen das ſchlummernde Gefühl für's Leben weken. William blieb ſtill und ordnete am Gewehre; er ſchien ruhig, ein ſchwaches Lächeln, hätte man behaupten können, ſpiele über ſeine Züge, wäre der Moment nicht zu ernſt geweſen. Mit aller Gewalt aber erfaßte ſeinen jungen Gefährten die ſtrenge Entſcheidung; verſinnend ſtarrte er in den webenden Nebel hinüber, als wollte er durch den dichten Schleier das liebe Geſicht ſeiner Korinna erbliken und Stärke finden und Faſſung im holden Anblike.

Ihn traf die Reihe zuerſt; ſtill kniete er eine Weile gegen die aufgehende Sonne, dann ſprang er auf, und ſein Blik ſchien ruhiger, ſein Herz gefaßter. Stumm fiel er dem alten William um den Hals, und liſpelte: Korinna! als wollte er ihm ſagen: nur um ſie trete ich gegen dich in die Schranken.

Mit warmem Druke erwiderte Bruderherz die Umarmung. Lautloſe Stille laſtete im Kreiſe, der Athem ſtokte, William lehnte ruhig am Gewehre. Dem Jünglinge zitterte anfangs leiſe das Rohr in der Hand, aber wie er feſter und immer feſter nach dem dunklen Punkte hinſah, kam ihm die alte Schüzenkraft in den

Arm; alsbald drükte er ab, ein hörbarer Hauch löste sich aus jedem Munde; — er hatte eine Spanne unter dem Ziele in den Mast getroffen. Mit einem Seufzer fuhr er sich uber das Gesicht: Auch gut! Glük auf, mein guter William!

Der alte Schüze trat vor, seine Gestalt schien höher als gewöhnlich, sein Antliz dekte heitere Ruhe, als gält' es bei einem Festschießen ein Goldstük in Blumenfassung. Die Versammlung schien am Ausgange nicht mehr zu zweifeln.

— Immerzu, Bruderherz! rief Wachtmeister Hidder, und die Überzeugung, wenigstens seinen alten Freund gerettet zu sehen, ließ ihn Hakons Gegenwart vergessen. Immerzu! trafst ja den Irokesen mitten in's Herz.

William schlug an, fest und scharf zielte er in die Höhe; das Gewehr ging los, die Kugel pfiff durch die Luft, aber ferne stürzte eine Möve getroffen in's Meer.

Die Würfel waren gefallen, dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen, — wol schienen sie ihn verstanden zu haben. William lehnte ruhig wie ehevor am Gewehre. Hakon wußte nicht, wie ihm geschehen.

— Eure Schuldigkeit, Sergeant! kommandirte mit dumpfer Stimme der Admiral, sechs Mann, — zur Stunde!

Lautlos zogen ſechs Mann auf, vor ihnen Sergeant Hidder, ſein Geſicht war kreideweiß. Gefaßt ſtellte ſich der Verurtheilte hin, das Bild in Diamanten zog er vom Herzen: Olivia!

— Haſt mir mein Leben gerettet, William, — ſo lohn' ich Dir! rief Tom mit klangloſer Stimme. Aller Augen ſchwammen in Thränen, wie lange nicht mehr; Hakon ſtand bewußtlos zur Seite.

Der Wachtmeiſter kommandirte: Fahr' wol, Bruderherz! Die Gewehre knakten; lautlos ſank er zuſammen.

VIII.

Jezt erſt ſchrekte Hakon mit gräßlichem Schrei aus der ſtummen Betäubung auf. William, mein William! ſchrie er und ſtürzte zu dem Gefallnen hin; ſich ſelbſt und Korinna hatte er in dieſem Augenblike vergeſſen, nur der Verluſt des Freundes, der vor wenigen Stunden noch ſo kraftvoll ihn zum Rettungswerke hinüberbegleitet, lag ihm ſchwer wie Zentnerlaſt auf dem Herzen.

Schön wie nimmer im Leben waren die Züge des alten Seemanns, das Bittre, das ſo oft faſt höhniſch um ſeinen Mund gezukt hatte, war verſchwunden, ein friedlich Lächeln ſpielte an deſſen Stelle, das Auge ſchien

von der Hand der Liebe geſchloſſen; man hätte ihn für einen Schlafenden gehalten, wären nicht ein paar große Blutflecken an der Bruſt geſtanden. Der Streit darin war für immer geſchlichtet, und ſüß wie ein Wiegenlied hatten ihn die ſummenden Kugeln in den Schlaf geſungen. Was auch die Schikſale des Vollendeten geweſen ſein mochten, ſeine Schuld war getilgt, wer ſo lächeln kann im Tode, dem lebt ein milder Richter dort oben.

Die Schiffsmannſchaft hatte ſich vom Verdeke verloren. Jedem war es bang in der Bruſt, als wär' ihm drinnen das eigne Herz gebrochen. Mit dumpfem Schmerze ſchlichen Alle an ihr Tagewerk, aber es kam ihnen ſo öd', ſo leer vor rund umher, überall, vermeinten ſie, ſollte ihnen Bruderherz mit dem treuen, freundlichen Blike entgegentreten. Einzelne Gruppen bildeten ſich endlich zuſammen, und Jeder erzählte irgend einen edlen Zug, ein gutes Wort von dem Geſtorbenen; Wachtmeiſter Hidder blikte einſam hinaus nach Luzia, — der Nebel hob ſich auf über dem Eilande: Schlaf ſanft, mein alter William, Tom kann nicht leben ohne dich; bedeutungsvoll wies er nach St. Luzia; bald, bald folg' ich dir nach!

In unendlichem Wehe lag Hakon noch draußen bei der Leiche; die ſanfte Wärme, der lezte Nachklang des

entflohenen Lebens war entſchwunden, und kalt und ſtarr der Tod in die verlaſſene Behauſung eingezogen. Erſt nach langer Zeit erhob ſich der Jüngling aus ſeinem Schmerze, der ſich in heißes Gebet für den Abgeſchiedenen auflöſte: O Gott, deiner Kronen ſchönſte auf's Haupt, das hier geſunken, deiner Paradieſe herrlichſtes dem Herzen, das hier gebrochen, dem die Bürde des Lebens oft ſo ſchwer geworden!

Da fiel ſein Blik auf das Medaillon, das dem Verſtorbenen zur Seite lag; die Edelſteine blizten im Sonnengolde, ein ſchöner Frauenkopf lächelte unter den Diamanten auf den Weinenden mit Augen, ſo blau wie der Himmel.

— Heiliger Gott, — meine Mutter!

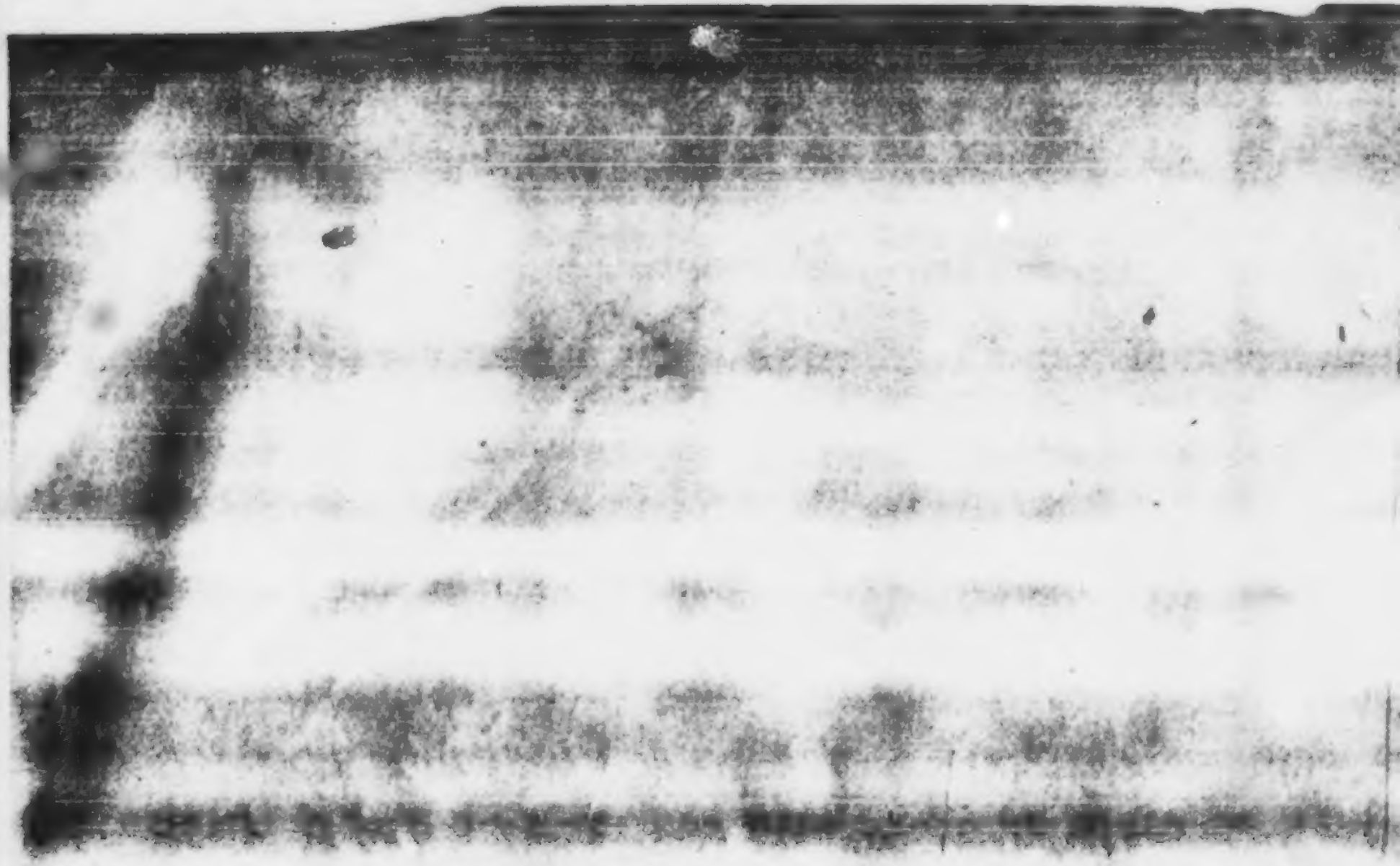
In plözlicher Ahnung fuhr er empor, und eilte hinunter, und riß die Rolle auf, die ihm einſt ſeine ſterbende Mutter gegeben. Haſtig durchlief er ſie; ja es war ſo! Seine Mutter hieß Olivia, in Schottland lernte ſie den Earl William Shepherdfield kennen und lieben; er ward ihr Gemal; mit dem Morde ihres Bruders endeten ſchreklich die kurzen Freuden ihrer Ehe. Um jede Erinnerung an die furchtbare Kataſtrofe ſo viel als möglich zu unterdruken, und um nicht feindlich vor Gericht gegen den noch immer geliebten Gatten auftreten zu müſſen,

floh die arme Olivia, die kein verwandtes Wesen mehr auf der weiten Welt besaß, aus Schottland, das ihr rothgefärbt schien vom Bruderblute, nach Norwegen, und wechselte Namen und Stand. Ihr Gemal war ebenfalls aus Schottland verschwunden und aus der Armee ausgetreten; Niemand wußte, wohin er sich gewendet habe. Um ihren jungen Sohn zu schonen und nicht den Streit der Liebe und des Hasses im unschuldigen Herzen aufzuregen, verschwieg sie ihm die blutige Begebenheit, erst der gereifte sollte sie und zugleich den Stand der Eltern und seinen eigenen erfahren, wenn die Zeit lange schon mit ihrer Hand aus Nebel und Vergessenheit ausgleichend die Blutschuld seines Vaters verlöscht haben würde.

— Mein Vater, o mein Vater! rief der Jüngling mit gellender Stimme aus und eilte zurük auf's Verdek.

Die Kameraden hatten den Leichnam unterdessen gefaßt, und warfen ihn soeben hinunter in die See.

Ende.



Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Vierter Band.
Aus dem Buche der Reisen.

Bremen, 1876.

Verlag von J. Kühlmann's Buchhandlung.
H. L. Fr. Kirchhof 1.

Aus dem Buche der Reisen.

Bilder und Studien

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Bremen, 1876.

Verlag von J. Kühlmann's Buchhandlung.
H. L. Fr. Kirchhof 1.

Druck von Fiedr. Soltau in Verden.

Inhalt.

	Seite
In den Lagunen	1
Villa Petrarka in Arquà	10
Die borromeiſchen Inſeln	17
Spoleto	27
Ponte molle	34
Das jüngſte Gericht	45
Villa Mills	61
Berenize	63
Das Thal der Egeria	70
Ein Diner im Venustempel zu Bajä	75
Die Tänzerinnen und Kentauren von Pompeji	90
Ausflug nach Päſtum	97
Eiſa	124
Eine Terraſſe in Meſſina	131
Boccaccio und ſein Dekameron	137
Nikolaus Machiavelli und ſeine Schriften	151
Franceſco Dall'Ongaro	177
Das Chamounithal	187
Die Quellen des Hinterrheins	200
Vögeliſee	214
Das Thal ohne Namen	221

Seite

Jungbrunnen 231
Das Domfuchen zu Magdeburg 236
Insel Rügen 241
Der Dalslandkanal 253
Freithofsstudien 263
Von Jesuiten und Missionen 280
Dorf Broek 289
Scheveningen 296
Die Messe zu Rotterdam 300
London um Mitternacht 308
Garrikhead-Tavern und das politechnische Institut in London 318
Landsize in England 327
Holirood und Roslincastle 334
Ein Ausflug nach Irland 341
Aus Egipten 353
Efesus 372
Der Raimond am Bosporus 379
Eleusinische Geheimnisse 390

Aus dem Buche der Reisen.

In den Lagunen.

In ihrer wahren Gestalt zeigen sich die Lagunen erst in einiger Entfernung von Venedig. Drei Kanäle öffnen sich an der Riva bei Schiavoni zwischen den, zur Zeit der Ebbe selbst für die flache Gondel zu niedrigen Lagunen; der mittlere derselben ist der Canale orfano, jener Kanal, in dem einst das Gericht der Zehn und die geheimnißvolle Staatsinquisizion ihre Opfer ertränken ließ. Die Muränen der römischen Imperatoren hätten hier köstliche Nahrung gefunden. Die alten Venezianer hatten für die Kanäle die tiefsten Gänge ausgesucht, dann gruben sie noch tiefer und bezeichneten diese Meerstraßen mit wiederkehrenden Pfählen. Noch jetzt verwendet die Regierung jährlich sehr bedeutende Summen zur Erhaltung der Kanäle und Pfahlwerke; fortwährend ist hier eine große Anzahl Schlammhebmaschinen thätig. In diesen Kanälen und in den anliegenden Häfen ist man selbst bei Meerstürmen vollkommen sicher. Blau

und golden breitet sich hier zur Zeit der Vormittagsfluth die glatte Lagune in unübersehbarer Ausdehnung um die Kanäle.

An einem herrlichen Morgen fuhr ich von Venedig nach Chiozza. Die sieben Lidi mit ihren Verschanzungen, Hafen und Grünspeisegärten lagen an der linken Seite, rechts breitete sich der unendliche Wasserspiegel, und in der Tiefe des Horizontes sah ich den Nebelstreif des Festlandes, das sich über Chiozza erstrekt. Ich überließ mich im ruhig und schnell dahingleitenden Fahrzeuge dem betäubenden Eindruke der Wasserfahrt. Hier sind die Lagunen in Valli, Thäler, getheilt, jedes derselben begreift einen ausgemessenen, bezeichneten Raum und enthält ein auf einem kleinen Inselchen oder Pfahlwerke errichtetes Gebäude. Einzelne Valli mit ihrem Fisch- und Austernfange und der Meerjagd sind bis um den Preis von dreitausend Lire für das Jahr verpachtet. Zerstreute Fischernachen bedekten die Fluth, und aus einem einsamen Wasserhause ertönte das in dieser Umgebung seltsame Gebell eines Hündchens. Hier gibt es zu gewissen Jahreszeiten sehr interessante Wachtel- und Meerentenjagd. Leztere ist vorzüglich beliebt. Ein großer Bottich wird durch Gewichte auf den Boden der wenige Schuhe tiefen Lagune gesenkt, in seinem

leeren Raume, der nach oben offen ist, befindet sich ein Siz, den ein Jäger einnimmt. Solcher Bottiche sind mehre angebracht. In einiger Entfernung treibt ein Gehilfe in einem Schiffchen das Geflügel auf; sobald dieses über die kaum eine Hand über das Meer emporragenden Bottiche zieht, pfeift er, die unsichtbaren Jäger erheben sich ein wenig, und schießen gemächlich die über sie ziehenden Enten.

Mitten im Meere traf ich hier auf drei Pfählen eine wenige Schuh breite hölzerne Marienkapelle, vor der zwei Lampen brannten. Mein Gondoliere erzählte mir, daß hier einmal ein Mädchen verunglükt sei, für das die Schiffer der Umgegend dies Votivbild aufstellten. Es kam ein Fischerkahn an uns vorüber, der Greis, der ihn lenkte, hielt uns einen Klingelbeutel vor, um eine kleine Gabe für die Madonna del mare zu erhalten. In der Ferne strich eine Menge Möven mit glänzendem Gefieder um einen Punkt im Meere, sie ließen sich raufend und schreiend darauf nieder; es mochte eine Leiche im Meere treiben.

Es ging gegen Mittag. Links lag der Lido von Paleſtrina, mit Häuſern überſäet; auf ſeinem ſchmalen Streifen wohnen gegen ſechstauſend Einwohner. Da wir die nahen Murrazzi beſehen wollten, ſo beſchloſſen

wir, hier das erſte Diner oder das zweite Frühſtük einzunehmen. Wir ſtiegen an das Land, eine Menge Bettler und Kinder umringten und umſchwärmten uns, als wir weiter gingen. Ungeachtet Paleſtrina ſo nahe an einer großen Stadt liegt, glaubt man ſich hier plözlich in einen Winkel der Erde, in vergangene Zeiten verſezt. Von ſeinen Einwohnern dürfte keiner dreihundert Lire im Jahre ausgeben, das Haus haben ihm die Väter erbaut, das nahe Meer gibt Nahrung, und ſelbſt ſeine Kleidung ſcheint ein Erbſtük der Vorfahren zu ſein. Alle ſind Fiſcher und Schiffer. Ein nahes Haus trug die Überſchrift: osteria, stabilimento nuovo; das lokte uns. Wir traten ein und begannen mit dem Wirthe zu unterhandeln; als wir jedoch unſere Wünſche beiläufig auseinander ſezten, erſuchte er uns gutmüthig, ihn nicht zu beläſtigen und anderswo unſere Malzeit zu ſuchen. Sein Wunſch war zu klar ausgeſprochen, wir gingen; das stabilimento vecchio erſchien als Traufe nach dem Regen. Man verſprach uns ein Gaſtmal, des heiligen Markus würdig, und verbat ſich jede weitere Belehrung. Wir gingen unterdeſſen die Murrazzi zu beſehen. Sie ſind ein erſtaunungswürdiges Werk, ihrer Aufſchrift werth: ausu romano, auro veneto. Bereits im ſiebzehnten Jahrhunderte gewahrte

die Signoria, daß die Fluth des Meeres ihre Kanäle und Häfen immer mehr verschlamme und größeren Schiffen unzugänglich mache. Bernardin Zendrini entwarf daher 1691 den Plan, die Lagunen von Chioggia bis Venedig vom offenen Meere durch ungeheure Mauern abzuschneiden. Die Natur hatte bereits durch Aufwerfung der Lidi die Stelle gezeigt, wo die Kraft der Fluth und die des anströmenden Flußwassers sich paralisirt; man durfte nur die Lidi erhöhen und die Zwischenräume verbauen. So entstanden die Murrazzi, an denen noch immer gebaut wird. Sie sind auf Eichenrosten aus istrischen Quadersteinen in der Dike von zweiunddreißig Fuß erbaut, und erreichen bereits die Länge von eiftausenddreihundertundfünfzig Fuß. An der Seite gegen das offene Meer sind sie terrassenförmig mit spizigen Kanten errichtet, um die Wuth der anbrandenden Meereswellen zu brechen. Der Anblik eines Sturmes ist hier höchst großartig. Die Wuth der Wogen schlägt heulend und brausend an die riesigen Steinwälle, die sie zurükwerfen, weißer Schaum bedekt ringsum das Meer, und sprizt gegen den Gewitterhimmel. Die Natur ist in wildem, zerstörenden Aufruhre, während das Werk der Menschen ruhig und unerschütterlich entgegensteht. Nur den höchsten Springfluthen der heftigsten

Stürme gelingt es manchmal, die Murrazzi zu überschreiten.

Ich ging längs diesen Terrassen, die an Festigkeit mit den Urfesten der Natur wetteifern, und konnte mich des Bekenntnisses nicht enthalten, daß es der Nachkommenschaft Anstrengung kostet, dasjenige auch nur zu erhalten, was die Vorfahren errichteten. Noch ein paar andere Reflexionen knüpften sich an diese: wir bauen nur für die Bequemlichkeit, für materiellen Genuß, sie hatten höhere Schönheit, uneigennüzige Größe zum Endzweke; wir bauen in Ungeduld und Hast, sie arbeiteten mit viel geringerem Egoismus für die Nachwelt; Geschlechter verwendeten ihre Kraft, ihren Reichthum, um dann fremde ungewisse Nachkommen genießen zu lassen. War der erste Gedanke nur groß und schön, so legten sie fromm den Grundstein, mochte sich der Giebel auch erst über ihre Gräber erheben.

Wir waren in das Hotel zurükgekehrt und nahmen in der Küche, die zugleich das Prunkgemach war, Plaz. Ein paar hübsche Mädchen klöppelten grobe Spizen an unserer Seite, — eine hier allgemeine Beschäftigung, — ein drittes trug uns mit selbstgefälligem Lächeln die Gerichte auf, während Mutter und Großmutter dieselben priesen. Die Männer waren auf dem Meere.

Thüren und Fenster blieben offen, und wurden von Kindern und Bettlern belagert. Wir aßen Polenta mit Käse, die uns die Enkelin in goldenen Schnitten vorlegte; Fische aller Arten und andere kleine Meerungeheuer erschienen, Austern, die hier in vorzüglicher Qualität gedeihen, und eine Kuhrippe, der Stolz der geschäftigen Hausfrau, krönten das Mal. Zubereitung, Umgebung und Tischreden erinnerten mich sehr an Odisseus' Schmaus beim Sauhierten Eumäos. Die Altmutter wußte einige ergözliche Redensarten und Anspielungen, über die ihre naiven Enkelinnen nicht errötheten. Wir ließen uns Alles gebührend schmeken, und verschmähten auch nicht die dunkle Fluth des Weines. An der Rechnung, die nun gemacht wurde, erkannten wir gründlicher als an der Kochkunst Palestrinas Fortschritte in der Kultur. Altväterlich erschien nur, als die junge Schenkin den Wein, den wir übrig ließen, gewissenhaft maß und an der Zeche in Abschlag brachte. Wir zahlten mehr als verlangt wurde, und verließen unter den Segenswünschen der patriarchalischen Familie für uns und unsere präsumtive Nachkommenschaft das Haus. Wir bestiegen die Gondel, machten uns den Spaß, ein paar Duzend Centesimi unter die Jugend und Bettlerschaft auszuwerfen, und fuhren unter allge-

meinem Hurrah um die Landspize gegen Chiozza. Wir näherten uns wieder dem Ufer, und ich sah zu meiner Verwunderung die gesammte Wirthsfamilie und mit ihr einen Schwarm von Paleſtrinas Honoraziorен ſchreiend und winkend dem Ufer zulaufen. Ich vermuthete, man wolle uns nachträglich Paleſtrinas Bürgerrecht antragen, und wollte, um nicht Zeit zu verlieren, weiter fahren laſſen. Die Gondiliere bemerkten aber, ſie hätten mit dieſen Leuten öfter zu thun und müßten nothwendig ſehen, was ſie verlangten. Wir landeten; ehe wir jedoch den Boden der mütterlichen Erde betreten hatten, ſchrieen ein paar Duzend Stimmen, die Gaſtfreundſchaft vergeſſend, uns entgegen: es ſei nicht ſchön, daß ſo ſchmuke Leute das arme Volk um ein paar Bozze di vino herumkriegen wollten. Es ergab ſich, daß ſie zu wenig Wein aufgerechnet haben wollten, indem unſere Waſſerkutſcher mehr, als ſie angaben, getrunken hätten. Das Geſtändniß der Gondoliere blieb zweifelhaft; das heftigſte Geſchrei begann; wir zahlten gutmüthig und überließen es den Betreffenden und Betroffenen, die Sache mit dem Himmel und ihrem Gewiſſen ins Klare zu bringen.

Nun gings auf Chiozza zu. Um noch an demſelben Tage nach Venedig zu kommen, blieben wir nur ſehr

kurze Zeit am Lande. Chiozza iſt eine Fiſcherſtadt wie Paleſtrina, hat jedoch, über vierundzwanzigtauſend Einwohner. Enge krumme Gaſſen, verfallene ſchmuzige Gebäude, zerlumpte Bettler und nicht reichere Fiſcher, alte Weiber und junge Mädchen, die vor den Häuſern Spizen klöppeln, zum troknen ausgeſpannte Neze, Fiſche, Kinder und ein paar Thürme ſind Chiozza's flüchtige Umriſſe. Hier errangen die Venezianer einſt den großen entſcheidenden Meerſieg über Genua. In der Nähe Chiozza's ſieht man häufig die hohen und krumſchnäbligen Barken des Po.

Wir kehrten nun nach Venedig zurük, nachdem wir einen Weg von mehr als fünfundzwanzig Miglien am ſchönſten Tage zurükgelegt hatten. Der Abend war nicht mehr fern, wir ſchwammen auf einem Goldſpiegel, laue ſchmeichelnde Waſſerlüftchen wehten. Wir kamen näher zur Stadt; ſeit Vormittag hatte ſich der Schauplaz geändert. Es war Ebbe; wir mußten uns ſtreng in den Kanälen halten. Das ſcheinbare Meer war mit Fußgehern überſäet, die, kaum bis an das Knie im Waſſer ſchreitend, Auſtern und andere Muſcheln ſammelten; die Kähne und Gondeln ſtanden auf den grünen, über das Waſſer ragenden Bänken der Lagunen im Trokenen. Ein Feenwort ſchien die Umgebung verwandelt zu haben; wir fuhren im Grünen, zwiſchen dunklen Wieſen und Waſſertriften.

Villa Petrarka in Arquà.

Wer die Brentastraße zwischen Fusina und Padua nicht kennt, der hat sich das Bild Venedigs noch nicht vollendet. Hier hielt einst ein großer Theil der reichen Venezianer die Villeggiatura, und noch jezt bevölkert Venedig in der schönen Jahreszeit diese Landhäuser und Paläste. Haus schließt sich hier an Haus, Landsiz an Landsiz; die Ortschaften Oriago, Dolo und Mira reihen sich in langen freundlichen Gassen an der Straße hin. Bis Dolo stehen achtzehn Paläste, darunter ein Paar von Palladio; Säulen und Statuen sind verschwenderisch angebracht. Der Venezianer konnte ohne die Gewohnheiten Venedigs nicht leben; dies war der Hauptgrund, daß er hier den Brenta-Kanal längs der Straße graben ließ, nun konnte er von seinem Palaste in Venedig bis zu seiner Villa in der Gondel fahren, er landete an der Wassertreppe, der Palast mit seinen Bequemlichkeiten, wie er ihn verlassen hatte, empfing ihn auch hier, während ihm

die Hinterseite seiner Besitzung, wo auch meistens der Garten angebracht war, die Annehmlichkeiten des Festlandes darbot. An den Ufern der Brenta begreift man, wie es möglich ist, daß Venedig hundertvierundsechzig Kirchen hat. Jede Villa beinahe ist hier an der Seite mit einem Oratorio privato versehen; eben so wollte jedes reiche Geschlecht auch in Venedig seine Familienkirche besitzen. Reichthum, Kunstsinn, Frömmigkeit und Familienstolz vereinten sich, um durch aufgewendete Millionen der Nachwelt diese erstaunenswerthen Denkmale der Baukunst aller Jahrhunderte zu hinterlassen, und Venedig in dieser Hinsicht zur ersten und einzigen Stadt der Welt zu erheben.

Das Auge, in Venedig des Anblikes der Vegetazion entwöhnt, schwelgt an den Ufern der Brenta im Reichthume des hesperischen Himmels. Jasminlauben, Oleander, Lorbeer- und Öhlbäume, Pinien und Zipressen stehen in den lieblichsten Gruppen durch die Landschaft vertheilt. Maulbeerbäume, Platanen und Pappeln reihen sich an den Seiten des Weges, durch Rebenguirlanden verbunden, wie lustige Tanzpaare, die schönsten Trauerweiden der Welt hängen ihre Zweige in die blaue Fluth der Brenta, und das überraschte und entzükte Auge des Nordländers sieht hier die ersten

Zitronenbäume im Freien; der Umstand, daß sie im Winter gegen die Kälte bedekt werden, stört den Genuß der schönen Jahreszeit nicht im Geringsten. Oft hört man im Vergleiche zu dieser südlichen Natur unsere nordische preisen; wahr ist es, auch sie hat ihre hohen Reize, die ernste Erhabenheit unserer Tannenwälder, die Schönheiten der Gebirge lassen sich nicht verkennen, aber eben so wenig die Lieblichkeit des glüklichen Südens. Jeder Vergleich bestätigt nur die Wahrheit, daß Gottes Welt überall unendlich schön ist. Der Palast in Stra ist eine schöne Baute des Palladio, gleichwol wie der dazu gehörige Park einiger Steifheit nicht entbehrend. Er gehörte einst der Familie Pisani und ist eines Königes würdig. An jedem kleinsten Theile der Umgebung bemerkt man, daß man in Italien ist; die Straßen sind eben und glatt wie Zimmerböden: die Pferde elend, aber unermüdet; Mäuler mit Schellen und Glökchen behängt ziehen des Weges und die Sediole fliegt, kaum den Boden berührend, vorüber. Auch an Bettlern fehlt es nicht; wo man anhält, wird man angesprochen; sie sind zudringlicher, wie irgendwo in Deutschland, begnügen sich jedoch mit einem Centesimo, und auf den endlichen Rath, zum Teufel zu gehen, wünschen sie einem gutmüthig: buon viaggio.

Als ich zu den Hügeln von Arquà kam, ſtieg ich aus dem Wagen und beendete meinen Weg zu Fuße. Es ging gegen Abend. Die Sonne ſtand über den euganeiſchen Bergen, angenehme Hügel und Weinberge lagen vor mir in purpurner Beleuchtung, und links dehnte ſich die anmuthige Ebene gegen den Po aus. Arquà liegt in einem höchſt lieblichen Winkel der Welt; es iſt hier ſchön und ſtill wie am ſiebenten Schöpfungstage; wir können uns nicht verwundern, daß der liebenswürdige Dichter Francesco Petrarka dieſen Ort zum Aufenthalte ſeiner lezten Tage wählte. Um dieſe Hügel weht ein ſüßer Friede, dieſe ſtillen Wege laden zu wehmüthiger Zufriedenheit, zu traumhaftem Glüke ein. Ich ging langſam über die Hügel, und überließ mich der ſchwermüthigen Freude, die das abendliche Bild unwillkürlich in mir hervorrief. Es war ein Tag der Weinleſe; Winzer mit Traubenkörben gingen durch Lauben und Gelände, und ſelbſt der Geſang, der um eine Kufe friſchgepreßten Weines ertönte, ſchien ungewiß an der Grenze zwiſchen Wehmuth und Freude zu ſchwanken. Ich kam an der Kirche vorüber, und trat in den Kirchhof; ein marmorner Sarg bezeichnet die Stelle, wo der Dichter liegt, darüber ſteht ſein in Erz ge-

gossenes Brustbild, von Paul Valdezuchi im Jahre 1667 gefertigt.

Rechts am Ende des Dorfes, an seiner höchsten Stelle, liegt die kleine anmuthige Villa, in welcher der Dichter sein Leben beschloß. Ein altes Gemäuer umfängt den kleinen Garten, innerhalb desselben stehen mehre Weinlauben, Granatäpfel- und Feigenbäume; daneben fand ich einen halbwüchsigen Lorbeerbaum und eine noch in der vorgerükten Jahreszeit blühende Mirte. An der Nordseite ist das Gebäude bis an die Giebel mit Efeu überwachsen. Ein hübsches Mädchen und ein tölpischer Bauernbursche führten mich über die kurze Stiege in das einzige Geschoß. Alles ist höchst einfach, aber durch Zeit und Erinnerung merkwürdig. Konte Silvestri aus Novigo läßt das Gebäude erhalten, die paar Zimmerchen, die Petrarka bewohnte, sind mit halb verloschenen Fresken bedekt und haben einen schweren in Holz geschnizten Plafond. Noch sind die Einrichtungsstüke vorhanden, deren sich Petrarka bediente, sein Schreibtisch, das alterthümliche Gestühle, seine Handbibliothek; das Mädchen wies mir den Lehnstuhl, in welchem man ihn am Morgen des 18. Julius 1374, vor einem aufgeschlagenen Buche sizend, gestorben fand. Über der Thüre steht Petrarka's Lieblings-

faze, die in der elenden Ausstopfung einem Marder gleicht. Der dumme Bauernjunge rezitirte mir eine Menge Verse, die er auswendig wußte, theils von Petrarka, theils an ihn geschrieben. Ich überhörte sie, und dachte an den hohen Genius, der hier gewaltet hatte. Wehmüthig befie' mich der Gedanke, daß er sein volles Leben u[illegible] den unsterblichen Gesang einem Wesen gewidmet hatte, das in zweideutiger Tugend, in koketter Keuschheit den gekrönten Sänger fast fünfzig Jahre naseführte. Als gerechte Strafe erschien mir der Umstand, daß man sich bereits seit Jahrhunderten um ihren Geschlechtsnamen zankt, und den Ort nicht weiß, wo sie in Asche zerfiel. Auch der allgewaltige Fliegengott schwirrte fein und boshaft um mich, und seine Mükenschnauze summte mir ins Ohr, daß der Sänger Laura's nahezu ein Duzend unehelicher Kinder hinterließ. Aber der milde Genius der Menschheit dekte alsbald seinen entsühnenden Schleier über die Schattenseiten. Hoch und mit unsterblichem Lorbeer gekrönt, wie am ersten Ostertage 1341, saß bald wieder Petrarka vor mir, und die unsichtbare Gemeinde der Geister schwebte huldigend um ihn. Die Schwächen der menschlichen Natur erschienen mir als rührende Stimmen der Endlichkeit, aber die Liebe des siebzig-

jährigen Greises als ein Bürge unserer Unsterblichkeit. Wahr ist es, für diese Welt ist die Liebe ein Irrthum, denn die Verhältnisse sind für sie zu klein und niedrig; sollte sie aber nicht eine Ahnung des Jenseits sein, und dort Wahrheit werden? Ich sah in der Glorie des Abendpurpurs Laura schweben, dieses ewig stehende Bild der Liebe, ich dachte an alle Jugendschwärmereien zurük, die sich an diesen Namen knüpfen. Ist nicht Laura die erste Geliebte fast jedes schwärmerischen jungen Herzens? — Am Tische lag ein dikes Gedenkbuch, das vor mehren Jahren im Auszuge bereits gedrukt erschienen ist; fast alle Notabilitäten des italienischen Parnasses, darunter Alfieri und Zesarotti, schrieben einige Verse ein. Wegen der zunehmenden Dämmerung war ich außer Stande, Mehres darin zu lesen.

Die borromeiſchen Inſeln.

Der ſchönſte Ausflug von Mailand iſt unſtreitig der nach Seſto-Calende, an den Lago maggiore und weiter zu den borromeiſchen Inſeln.

Auf dem Wege nach Seſto-Calende kommt man bei Somma an einer uralten Zipreſſe, angeblich des Plinius, vorüber. In der Nähe ging Hannibal über den Ticino. Nun eröffnet ſich die Ausſicht in die Alpenwelt; der Monte roſa wird ſichtbar. Bei Seſto iſt der See eigentlich nur das erweiterte Bett des Ticino. Hier ſteigt man in das Dampfboot. Der ſüdliche Theil des Langenſees iſt minder ſchön, doch von Miglie zu Miglie wird er reizender. Über Arona ſteht die metallne Rieſenſtatue des heiligen Carlo Borromeo. Auf ein ſechsundvierzig Fuß hohes Geſtell aus Granit iſt der Koloß geſezt, deſſen Höhe ſechsundſechzig Fuß beträgt. Der Heilige iſt im Prieſtergewande dargeſtellt und ſegnet über Thal und See. Das Innere der

Statue iſt hohl und auf Treppen zugänglich; aus den Augen derſelben genießt man eine herrliche Ausſicht über den See, die üppig bebaute Umgegend und die Alpen. Gegen Streſa wird der See immer ſchöner. Dieſen Punkt wählt der Reiſende gewöhnlich, um den See und die Inſeln zu beſuchen. Wie billig, machte ich mich mit dem Langenſee zuerſt durch ein Bad vertraut; ſein Waſſer war ſtill und grünlich, darüber lag der goldene Duft der Sonne. Otto von Müller's ſchönes Lied ſchien mir auf dieſen lauen, ſchmeichelnden Wellen gedichtet:

Da lieg' ich, auf Wellen die Bruſt,
Auf dem Rüken der Sonne Gluth,
Scherz', ach! in erträumter Liebesluſt,
Während da unten nur Falſchheit ruht,
Und alle Gedanken und alles Glük
Kehrt wie die Welle zur Tiefe zurük!

Als deutſcher Siſtematiker beſchloß ich, an dieſem Nachmittage nur noch das Seeufer und die Ausſicht von demſelben kennen zu lernen; die Inſel- und Seefahrten blieben den folgenden Tagen vorbehalten. Ich ſtieg gegen den Abend auf einen Hügel über Streſa, der die reizendſte Ausſicht bietet, das Waſſergemälde war in all ſeiner Pracht aufgerollt; von dieſer Höhe erſchien er lichtblau, die kräftige Sonne bleichte ihn in

langen, weißen Silberstreifen. Der Vordergrund des Sees trägt allen Liebreiz Italiens, hinter ihm steigen die Berge, die Alpen auf. Links beginnen sie mit dem Monte orfano, der den Granit zur Wiedererbauung der Paulskirche in Rom lieferte. Die Felsblöke legten den ganzen Weg bis Rom zu Wasser zurük. Daneben liegen die Marmorbrüche für den Dom in Mailand; dahinter der beschneite Sempione. Nun reiht sich unbekannter Alpenhintergrund daran, ein Berg mit höchst seltsamen, links gekehrten Umrissen zeichnet sich aus; in weiter Rundung senken sich die beschneiten Berge bis rechts zum nahen, herrlichen Sasso di ferro herunter, an dem südliche Berge auslaufen. Unter dem Sasso di ferro liegt das reizende Lavena, und mehre Städtchen und Ortschaften erscheinen am Seeufer zerstreut.

Im Vordergrunde des Sees, an der linken Seite, liegen die zwei Inseln Bella und Madre. Die abgemessene, steife Erhebung derselben in Terrassen stört etwas ihren lieblichen Anblik. Isola Madre gleicht, von hier betrachtet, fast einer manierirten Matrone, Bella einer erfahrenen Kokette; die Herrlichkeit, die Einen auf beiden erwartet, kann man noch nicht ahnen. Ich lag unter Weinlauben und Lorbeergebüsch, in den reizenden Anblik verloren. Nun sank die Sonne gegen

die Alpen hinab, nun ſtand ſie, eine glühende Krone, über dem Scheitel derſelben. Feurige Lava floß in breiten Strömen über den See, ſeine Nixe hob roſig ihr Haupt; in Oſten wurden die Farben ſchon gemäßigter, in blaßrothem Widerſcheine zitterte der Mond; und als ich nun wieder nach der Sonne ſchaute, konnte ich bereits in ihr halbgeſchloſſenes Auge bliken. Langſam ging ich vom Hügel; zwiſchen Roſengebüſchen lag ein Kirchhof, in deſſen Kammer aus weißgebleichten Todtenköpfen und Knochen zierliche Arabesken zuſammengeſtellt waren. In den Kaſtanienbäumen, in den Lorbeern ſchlugen die Nachtigallen.

Die Familie Borromeo geh[illegible] unter die älteſten Mailands; ſie zeichnete ſich aus in Krieg und Frieden, in der Hierarchie wie im weltlichen Stande. Die Grafen von Borromeo ſind Granden von Spanien; gegenwärtig leben ſie in Mailand. Der heilige Carlo Borromeo iſt aus dieſer berühmten Familie; im Jahre 1538 wurde er zu Arona, dem Stammſchloſſe ſeiner Familie, geboren; 1584 ſtarb er; 1616 wurde er heilig geſprochen. Er bewirkte die Wiedereröffnung und den glüklichen Ausgang, des Konzils zu Trient; als Erzbiſchof von Mailand hinterließ er daſelbſt glänzende Spuren ſeines edlen Lebens; insbeſondere war

er während der Peſt im Jahre 1576 Mailands kräftigſter Hort. Manzoni behandelt dieſes Thema, ſo wie insbeſondere Karl's Thätigkeit dabei auf eine würdige Weiſe in den Sposi promessi. Die Grafen Borromeo haben weitläufige Beſitzungen am Lago maggiore, die ſchönſten darunter ſind unſtreitig die nach ihnen benannten Inſeln. Unter den borromeiſchen Inſeln verſteht man fünf dieſes Sees; vier davon, die Bella, Madre, St. Giovanni und Caſtello di Canero, gehören ihnen eigenthümlich; auf der Inſel dei Peſcatori haben ſie nur Fiſchfang und oberherrliches Recht. Früher waren dieſe Inſeln nakte Felſen; Vitaliano Borromeo ließ im Jahre 1671 Gartenerde auf dieſelben führen und Terraſſen aufmauern, deren die Iſola Madre ſieben flachere, die Bella zehn erhöhtere beſitzt, die piramidenförmig auslaufen.

Mit dem aufgehenden Morgen fuhr ich von Streſa zur Iſola Madre, die faſt eine Stunde davon entfernt liegt. Ihre Terraſſen erheben ſich ſanft und natürlich; die höchſte ſchmükt ein Palaſt, der bereits zu verfallen anfängt. Auf den Felſenabſenkungen des Ufers ſtehen rieſige Kakten und Aloen, die auf die Pracht des Gartens, der die ganze Inſel bedekt, vorbereiten. Dieſe Inſel verwirklicht Taſſo's Garten Armida's; Kamelien

ſtehen in Bäumen, Orangenduft würzt die Luft der Inſel, Kamfer und Magnolienbäume, rieſige Rhododendron bilden einen exotiſchen Hain; aber der Geruch der Azalea glauca iſt Duft aus Eden. Hier ſteht der Lorbeer, hier blüht die Mirte, die der Menſch doch nie erreicht! Die einzelnen Ausſichten auf die ſchönſten Punkte des Sees ſind ſo reizend und ſchön, daß jede Beſchreibung verſtummen muß. Gold- und Silberfaſane bevölkern die Inſel, hundert Vögel ſingen in ihren Gebüſchen, vorzüglich Amſeln und Nachtigallen. Der Effekt der Ausſicht iſt in ungezwungener Weiſe zur Verſchönerung des Gartens benuzt; plözlich ſieht man, mitten im reizenden Haine, ein Stük des ſonnigen blauen Sees, eine Ortſchaft des lachenden Ufers, oder den Gipfel des verſchneiten Simplon's in den ausgeſchnittenen Zweigen ſchweben. Dieſe Inſel iſt ſo unendlich ſchön, daß das Übermaß des Entzükens in Rührung übergeht, daß ſich kaum ein Auge der Thränen enthalten möchte. Alle Gedanken der Jugend, alle frühen Hoffnungen des Herzens, — die ganze Sehnſucht werden wach; das Herz fühlt es, wie glüklich es werden könnte, und wie wenig es ihm hienieden gegönnt iſt. In den großen duftenden Blüthen der Magnolien wiegten ſich die ſchönſten Träume meines Lebens, in den

Tönen der Nachtigallen glaubte ich längſt verwehte Seufzer zu vernehmen. Da dacht' ich auch deiner; als friſcher Morgenſtern glänzte dein Antliz in dieſem blauen Himmel ungenoſſener Seligkeiten, und in den geheimen Jasmin- und Mirtengebüſchen glaubt' ich deine holde, furchtſame Stimme zu vernehmen. Es war ein Traum, holder Morgenſtern! aber das brauch' ich dir ja nicht zu ſagen; du weißt es ja ſo gut, als ich, — und vielleicht würde all' die Staffage von Glükſeligkeit für uns beide nun nicht mehr hinreichen. Was meinſt du? — doch, was frag' ich dich darum! — wird dein Auge doch nie auf dieſe Blätter fallen, — ferne von dir werden ſie, wie die matten Roſen, verweht werden und welken!

Auf der Iſola Madre lebte Federigo Borromeo die lezten Tage ſeines Lebens; nach vier gewonnenen Schlachten, deren Gemälde im Palaſt hängen, ſtarb der alte Feldherr im Jahre 1734 in ſeliger Zurükgezogenheit auf dieſer Inſel. In einem andern Saale desſelben hört man ein feierliches Echo.

Von der Iſola Madre fuhr ich zur Bella, die dem Ufer bedeutend näher liegt. Von der Seeſeite gewährt der Park einen lieblichen Anblik, deſſen ſie vom Lande entbehrt; gegen dieſe ſtehen die Häuſer der Bewohner

und die zehn Terraſſen mit geſchmackloſem Zierrate, bunt beſtreuten Beeten und dem rieſigen Wappen-Einhorne der Borromeer auf der hundertzwanzig Fuß hohen Giebelterraſſe. Von dieſer Plateforme genießt man die vollſtändigſte Ausſicht über den See, die den verfehlten Geſchmak des franzöſiſchen Ziergartens vergeſſen läßt. Der tiefer gelegene Park iſt ſehenswerth, unter Tannen, Pinien und Zipreſſen bietet er eine herrliche Gallerie vor dem Palaſte. Unfern ſteht ein freies Orangenwäldchen; die unteren Terraſſen haben kühle Mauerhallen und Gänge, mit Efeu bewachſen. Gegen den See ſtehen große, alte Lorbeerbäume. In einen derſelben ſoll Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort: Battaglia eingeſchnitten haben; Fremde haben die einzelnen Buchſtaben ſeitdem ausgegraben, man ſieht nur mehr die Narbe des Baumes.

Roſenguirlanden durchſchlingen die Gebüſche. Sehenswerth iſt der große Palaſt auf dieſer Inſel; er enthält alte und neue Gemächer, darunter das Napoleon's mit ſeinem Bette und herrlichſter Ausſicht auf den Simplon. Die Gemäldegallerie iſt nicht vorzüglich; drei große Tableaux von Luca Giordano verdienen Aufmerkſamkeit, obwol ſie etwas ſchleuderiſch ausgeführt ſind: Die Flucht nach Egipten, der Raub der Europa

— ſie und der Stier ſind brav gemalt, — und das Urtheil des Paris. Venus iſt darin eine ſehr reizende Geſtalt, Pallas wird aus Zorn plözlich verſchämt und zieht eilig das Hemdchen an. Prioraini hat ſeine Verklärung Kriſti genial aufgefaßt; Kriſtus erſcheint in matt roſigem, bläulich durchſchimmertem Lichte. Lobenswerth iſt noch Pordenone's Amor, auf Marmor gemalt, und eine ſehr ſchöne Venus von Contarini. Die berühmten Sale terrene ſind, ſtatt des Verwurfs, grottenartig mit Steinchen überkittet, wodurch ſie kühl und friſch erhalten werden. In denſelben findet man mehre Bildwerke aus Marmor; ein Faun und eine Fauna ſind ſehr brav, ihren Bildner konnte ich nicht erfahren. Einige ſchreiben eine Achillbüſte, eine Hebe und eine Flora Canova zu; ſie ſind jedoch nicht von ihm, deſſen Stil ſie auch durchaus nicht tragen, ſondern von Monti, einem ſeiner Meiſter, der ſie hier vor mehr als ſechszig Jahren ausführte und Canova als Lehrling bei ſich hatte. Die Hebe iſt genial gedacht; ſie iſt, auf die Kniee geſunken und mit hängenden Armen dargeſtellt, ein Bild in ſich verlorner Jugend. Eine Venus, die auf einer gehefteten, in Stein ausgeführten Matraze auf dem Bauche liegt,

iſt eben durch dieſe Staffage ein Muſter von Geſchmaklosigkeit.

Bei der Rükfahrt von den Inſeln kam ich bei vier einſamen Thränenweiden vorüber, die auf einer unter dem Seeſpiegel verborgenen Klippe wachſen.

Spoleto.

Die Straße von Ankona bis Rom über die Apenninen iſt nicht uninteressant; man ſieht den dazwiſchen liegenden Städten und Fleken ihre mittelalterige Entſtehung und die Eigenthümlichkeiten der italieniſchen Entwikelung an. In Deutſchland bauten nur einzelne Ritter und Herren ihre Burgen auf Felsſpizen und ſteile Berge, in Italien zog ſich die ganze Bürgerſchaft hinauf, und die edlen Familien wohnten neben ihr, höchſtens in kaſtellähnlichen Paläſten abgeſondert. Die deutſche Freiheit jener Zeiten bildete ſich ariſtokratiſch, die italieniſche bürgerthümlich. Noch heut zu Tage ſtehen die Mittelkuppen des Apennins mit alten Städten beſezt, und die Straßenzüge laufen zwiſchen ihnen wie närriſch ab und auf. An der Seite breitet ſich die Hügelkette des Apennins in den mannigfaltigſten Abwechſelungen aus, rieſige Eriken, Ginſter und andere hohe Blumen und Geſträuche bekleiden die Abhänge,

während der Berg der Sibilla und der Somma noch ganz mit Schnee bedekt erscheinen. Schöne Öhlwälder schmüken die Bergraine, alte Baumstämme scheinen vom Efeu fast erdrükt, und einzelne verfallene Kastellthürme, hier Colonne genannt, ragen darüber hervor. Die Flora des Apennins ist schön und duftig, unzählige Nachtigallen schlagen in den Gebüschen. Camerino ist ein uralter, verfallener Ort mit Häusern wie Burgen, doch noch viel merkwürdiger und höchst interessant ist Spoleto. Vom Ufer der Mareggia über eine mäßige Anhöhe, die für den Krater eines ausgebrannten Vulkans gelten kann, breitet sich die Stadt aus; obwol sie die Hauptstadt einer päpstlichen Delegazion war, zählt sie doch nur mehr 6000 Einwohner, und ist in fortschreitendem Verfalle begriffen. Einst war sie der Siz der gewaltigsten Herzoge in Italien, Guido von Spoleto fühlte sich mächtig genug, um für die römische Kaiserkrone in die Schranken zu treten, und im Kampfe der Guelfen und Gibellinen wird Spoleto oft und bedeutungsvoll genannt. Seine historische Berühmtheit erstrekt sich jedoch noch viel weiter zurük.

Hannibal zog nach seinem Siege am thrasimenischen See gegen Spoleto, wurde jedoch durch die Tapferkeit seiner Bewohner nach langer Belagerung vertrieben,

und noch der heutige Reisende wird durch zwei unbedeutende antike Thorbogen, porta della fuga oder d'Annibale genannt, an dieses glorreiche Ereigniß erinnert. Neben dem nach Foligno führenden Thore wurde im alten versandeten Flußbette der Mareggia eine römische Brüke ausgegraben, deren höchste Theile noch mehre Fuß tief unter dem heutigen Wasserspiegel liegen. In dem darüber angeschwemmten Steingerölle und Bauschutte liegt ein Stük zertrümmerter Weltgeschichte. Auf einer Anhöhe der Stadt erhebt sich der kleine runde Palast des Theodorich, schmale unregelmäßige Fenster geben ihm nur mäßige Helle, bizantinische Schwibbogen dienen dem Giebel zum Schmuke und ein sanft anlaufendes Runddach endet in einer einzigen Spize. Die Flügelbauten sind aus späterer Zeit. Unfern des Gothenpalastes steht der uralte Dom in bizantinischem Stile; auf seiner Vorderseite ist ein großes Mosaik angebracht, dessen Meister Solsernus seinen Namen beisezte. Dr. Kugler gibt in seiner Kunstgeschichte an, es stehe die Jahrzahl 1207 darüber, ich selbst las jedoch ganz deutlich 1090. Die eigenthümliche Großheit und harte Würde des Bildwerkes, das den Erlöser mit Maria und Johannes an seinen Seiten darstellt, dürften auch mehr dem elften Jahr-

hunderte entsprechen. Im Chore des Domes sind Fresken von Fra Filippo Lippi mit anmuthigen Weihnachtgeschichten. Am höchsten Punkte der Stadt erhebt sich das mittelalterige Kastell, aus hohen Mauern und Thürmen bestehend, die an manchen Stellen schon ziemlich verfallen sind; päpstliche Artilleristen bewachten hier Staatsgefangene, aber die Aussicht von seinen Zinnen über die Bergzüge des Apennins ist reizend und malerisch, und der häufige Efeu schlich als ein Bote des Frühlings zu den Gefangenen hinauf. An der Stelle dieser Veste muß noch ein viel älterer Bau gestanden haben, wie dies die Reste von kiklopischen Mauern zweifellos darthun. Für die alten Herzoge von Spoleto hatte dies Kastell militärische Bedeutung, es mag damals beinahe unbezwinglich gewesen sein, und um es für alle Zeiten mit Wasser zu versehen, legten sie einen Aquädukt von einem Berge zum andern über eine tiefe grüne Schlucht an, der noch gegenwärtig auf einer der höchsten Stellen der Stadt mächtig wie ein Wasserfall hervorbricht, und in vielen Springbrunnen und unsichtbaren Wasserkanälen die ganze Stadt hinunterläuft. Die herrliche Bogenflucht der Wasserleitung schmükt noch immer das Thal. Der Abhang des Berges, auf dem die Stadt sich erhebt, ist mit Bauwerken und Gartenanlagen

bedekt, auch die Umgegend zieren Kirchen, Klöſter und Thürme. Es bleibt kein Zweifel übrig, daß man ſich hier im Mittelpunkte vergangenen mittelalterlichen Lebens befindet. Ruinen alter Tempel ſind noch in den kriſtlichen Kirchen erhalten, und die junge Natur und die alte Geſchichte ſtehen nahe und freundlich neben einander. Einzelne Häuſer gleichen mehr Burggebäuden als Privatwohnungen, die Steinblöke des Stile ruſtica ſpringen bis zu den erſten Geſchoſſen hervor, die Fenſter ſind erſt in bedeutender Höhe eingeſezt, und die Thore werden von eiſenbeſchlagenen Flügeln beſchüzt. Altane biegen ſich in die Gaſſen und einzelne Thürmchen erheben ſich über die Häuſergiebel. In den weiten Vorhallen hängen hier und dort noch alte Waffen, oder die Steinwappen bezeichnen doch die Stelle, wo ſie ſonſt an den hohen Wänden gehangen. An der Außenſeite der Häuſer ſind ſchön gearbeitete Ringe aus Bronze oder Eiſen angebracht, um daran die Roſſe anzubinden, weiter darüber ſtehen künſtlich getriebene Nägel, um bei feſtlichen Gelegenheiten die Fakeln zu befeſtigen.

Die Ausdehnung von Spoleto iſt für die einſtige Volksmenge berechnet, und beträgt über eine Stunde im Umkreiſe, das Terrain iſt bergig, faſt alle Straßen

ſind ſteil, enge und finſter. Nur der untere Theil der Stadt iſt ſpärlich bewohnt, der obere faſt ganz verödet.

Wer Spoleto in ſeiner wahren Bedeutung kennen lernen will, der mache bei Nacht, am beſten bei trüber, einen Gang durch die Stadt. Man beſuche Rom in der heiligen Woche, Neapel im Karneval, Spoleto aber zur Nachtzeit. Der Mond iſt die Sonne von Spoleto. Finſter und abenteuerlich ſteigen die ſchmalen krummen Gaſſen empor, kaum erblikt man noch in der erſten Hälfte hier und dort ein Licht, bald umgeben Einen nur hohe verlaſſene Häuſer. Die Thore ſind vernagelt, die Fenſter geſchloſſen, oder es ſtehen wol auch beide ganz geöffnet, und durch ſie und die verfallenen Dächer ſchauen die Sterne und das ſchwermüthige Mondlicht herein. Alle Wände ſind dunkel, kein menſchlicher Laut iſt zu vernehmen. Plözlich tritt man dann wieder auf einen offenen Plaz, und ein reicher Springbrunnen plätſchert in der tiefen Stille der Nacht. Auf der Höhe des Berges zertheilt ſich der Aquädukt in mehre ſolche, jeder derſelben ſollte die nächſten Quartiere der Stadt durch verdekte Röhren mit Waſſer verſehen. Aber viele dieſer Röhren ſind längſt gebrochen, das Waſſer fand an manchen Stellen einen Durchbruch, und in den ſchwarzen verödeten Häuſern

tropft, rieselt und rauscht es jezt unheimlich und unaufhaltsam. Kalt und langsam schlagen hier gleichsam die Pulse des Lebens. In dunkler einsamer Nacht zeigt Spoleto seine wahre Fisiognomie, es ist eine Stadt der Todten, und der Geist des kühnen Karthagers und Theodorich und Narses wandeln gespenstig um die bedeutungsvollen Ruinen. Vom Plaze vor der Burg öffnet sich eine Fernsicht über die Apenninen, die Nebel der Nacht verhüllen sie halb, und ihre Hügel erscheinen wie düstere Gräber der Weltgeschichte. Der Wachruf der Schildwachen unterbricht dann auf seltsame Weise die Träume des Wanderers, und der Gespensterspuk der Nacht entflieht vor der Bravour des Neu-Italieners.

Voute molle.

Jeder, der sich Rom das erste Mal nähert, hat sich wol schon vorher in seiner Erwartung ein Bild der unsterblichen Stadt entworfen, in welches er außer den sieben Hügeln noch das Merkwürdigste, das ihm aus den Klassikern und Archäologen bekannt ist, zusammenpreßt. Schon von weitem sollte ihn ein gewaltiger Anblik überraschen und in Verwunderung sezen. Anders verhält es sich in der Wirklichkeit, mindestens wenn man von Norden gegen Rom kommt, man ist schon sehr nahe und noch findet sich keine außerordentliche Schau; ja wer die großartigen schwebenden Linien der Kampagna, ihre wunderbaren mit der Jahrszeit wechselnden Lokaltinten, die seltsamen Wolkenbildungen nicht beachtet, der müßte Roms Umgebung einförmig, öde und trübselig nennen. Die nächsten Städtchen zeigen keinen Wolstand sondern nur altes Gemäuer mit Immergrün bewachsen, zerfallene Bogen von Wasserleitungen und

sonstige Trümmer; über die Kampagne sind zwischen den Strohzelten der Hirten einsame Thürme, Grabmäler und andere Bauwerke unbekannten Gebrauches zerstreut. Von den meisten dieser Ruinen kennt man weder Namen noch Geschichte, sie stehen stumm und traurig am Strome der Zeit, wie die namenlosen Schatten am Ufer des Kozitus. Der Reisende ist je nach seiner innern Anlage entweder unbefriedigt, oder fühlt sich durch dieses stille Herannahen der großen Vergangenheit in seiner feierlichen Stimmung, in seinem Bedenken ihrer Bedeutung und Ergebnisse gesammelter und befördert. Man bleibt, wenn man an ein paar Stellen den fernen Hügel, der nichts als der Dom von St. Peter ist, zufällig übersehen hat, fast 3 zur Porta del Popolo seinem eigenen Nachsinnen überlassen. Die neueren Häuser, die vor diesem Thore bis gegen den Ponte molle hinaus gleichsam Roms Vorstädte bilden, sind wenig bedeutend. Auf dieser Brüke überschreitet der Reisende die Tiber. Markus Amilius Skaurus erbaute sie im siebenten Jahrhundert der Stadt, in ihrer jezigen Gestalt wurde sie erst 1805 wieder hergestellt; sie hieß pons Aemilius oder Milvius, und besteht aus vier schönen, flachen Bogen, über denen sich ein moderner Haupteingang für die Wagen befindet. An dieser Brüke

wurde im Jahre 312 unſerer Zeitrechnung die Schlacht zwiſchen Konſtantin dem Großen und Maxentius geſchlagen und entſchieden, die in einer der Stanzen des Vatikans als Freskogemälde dargeſtellt iſt. Rafael entwarf den Karton dieſes höchſt bedeutenden Werkes, Giulio Romano führte es nach dem Tode des Meiſters genau nach dieſer Zeichnung aus. Das Verdienſt Beider daran iſt nicht zu verkennen, dennoch macht das Werk keinen beſondern Eindruk; die Menge der Figuren, das Getümmel der Schlacht verwirrt den Beſchauer, und faſt nur der Imperator Konſtantin und die nächſte Gruppe um ihn gewähren einige Ruhe. Maxentius ringt beſiegt mit den Fluthen des Waſſers, weiter zur Rechten ins Bild hinein zieht ſich Kampf und Flucht, und noch tiefer erblikt man die milviſche Brüke und darüber Fliehende und Verfolger.

Ponte molle nennen nach dieſer Brüke noch heute zu Tage die Künſtler in Rom gewiſſe Gelage, und von dieſen will ich eigentlich ſprechen. Seit dem Wiederaufleben der Bildung war Rom der Mittelpunkt der Künſte, aus allen Ländern verſammelten ſich dort ihre Jünger, ſtudirten an den herrlichen Denkmälern des Alterthums und förderten durch Verein und Zuſammenwirken ihre Beſtrebungen. Berühmte Meiſter ſahen ſich

wol von einer bedeutenden Menge von Schülern aufgesucht, und wie sie diese in den Geheimnissen der Kunst belehrten, so bildeten andererseits die Lehrlinge ein Gefolge um sie, das mit dem der vornehmsten Personen wetteifern mochte. Dabei fehlte auch nicht Ehre und Reichthum diesen Fürsten der Kunst. Überdies waren noch alle Künstler unter sich gleichsam zu einer Republik vereinigt, deren Absicht und Zweck das Zusammenstreben nach dem Preise der Schönheit war. Sie hatten Regeln, nach denen sie lebten und arbeiteten, Altmeister, die sie leiteten, Versammlungen, in denen sie ihre gemeinschaftlichen Interessen besprachen. Auch an Festen und heiteren Spielen fehlte es nicht. Ihre Gilde genoß allgemeine Achtung, und jedes Mitglied derselben war stolz auf diese Verbindung. Fremde Künstler, welche ankamen, mußten erst eine Prüfung bestehen und Proben ihrer Tüchtigkeit ablegen, um in die edle Zunft aufgenommen zu werden. War nun ein Meister von bereits bekanntem Rufe angesagt, so pflegte man ihm mit festlichem Gepränge entgegen zu ziehen, er wurde, da die meisten aus Norden kamen, gewöhnlich schon am Ponte molle eingeholt, dort legten ihm die Ältesten Fragen über seine Kunst vor und begleiteten ihn nach genügender Lösung mit fliegenden Fahnen

und klingendem Spiele in sein Quartier nach Rom, wo bereits ein heiteres Zechgelage vorbereitet war. Man betrieb die Kunst ernsthaft, nicht als Tändelei und Zeitvertreib sondern als edle Aufgabe des Lebens, glaubte aber gleichwol naiven Scherz, Heiterkeit und festlichen Frohsinn davon nicht ausschließen zu dürfen.

Jene Zeiten sind in der Vollheit ihres Bestrebens, ihrer Sitte und ihrer Belustigungen vorüber, aber noch immer wird die Kunst in Rom vorzugsweise gepflegt und geachtet; fast jeder Künstler studirt mindestens ein Mal in seinem Leben in Rom, und alle zusammen bilden dort eine tüchtige edle Gemeinde. Der Wechsel der Zeiten übte auch auf diese Vereinigung seinen ändernden Einfluß, man betreibt jezt die Kunst so wie das Leben leichter, gewandter, und manche ernste Regel der alten Meister ward zur spielenden Form. Dennoch fehlt es auch gegenwärtig unter den Künstlern in Rom nicht am Zusammenstreben und an einem Mittelpunkte; obwol sich dieser fast nur auf scherzhafte Beziehungen gründet, so erzielt er doch Vereinigung, und auch aus dem Scherze erwächst gelegentlich die Frucht des Ernstes. Die Deutschen sind jezt unter den Künstlern in Rom die zahlreichsten, bedeutendsten, bei ihrer Neigung für alte Sitten und Gebräuche der Vorfahren ging der

Impuls zu deren heiterer Nachahmung auch in der That von ihnen aus. Die andern Nazionen ſchloſſen ſich beifällig an ſie. So leben denn die Künſtler in Rom noch heute zu Tage in fröhlicher Gemeinſchaft und verſtehen auf geiſtreiche Weiſe ihre Berührungen zu erheitern. Im griechiſchen Kaffee am ſpaniſchen Plaze und in dem delle belle arti am Korſo trifft man täglich eine bedeutende Zahl der Kunſtjünger; hier wird ein eigenes Regiſter geführt, in das jeder neue Ankömmling Name und Wohnort einträgt. Als Speiſehaus iſt unter den deutſchen Künſtlern vorzüglich das zu den Katakomben beliebt, eine Spelunke, die allerdings kaum eleganter iſt als diejenige, in welche Göthe Fauſtinen beſtellte. Aber der Mangel äußern Aufwandes iſt vielfach durch die Würze lebhaften und fördernden Verkehrs erſezt, und mit wahrer Freude bemerkt man, wie ernſt es den meiſten von ihnen mit der Kunſt iſt. Die Künſtler halten ſie nicht für eine leichtfertige Ausſchmükung eleganter Räume und Zuſtände, ſondern für einen edlen Theil unſerer Erdeſendung.

Die Künſtler in Rom erwählen für ihre fröhlichen Zuſammenkünfte einen Präſidenten und Staatsſekretäre. Der gegenwärtige Präſident der Muſen iſt der liebenswürdige Rheinik, als Dichter und Maler in gutem

Angedenken. Ein heiterer Scherz iſt es, daß man ihm aufbringt, die Maler ſagten, er ſei ein Dichter, dieſe aber, er ſei ein Maler. Die Geheimſchreiber erlaſſen die Rundbriefe, womit frohe Zuſammenkünfte getagt werden, der Präſident führt dabei den Vorſiz und hält die Feſtreden. Künſtler, die länger in Rom waren und ſich in Ernſt und Scherz hervorgethan haben, erhalten einen durchgeſchlagenen Bajoko an einem Bande, Minderverdiente einen halben Bajoko als Orden, und heißen dann Bajokoritter. Zu deſſen Feier ein Gelag gegeben wird, der erſcheint im Lorbeerkranze.

Zur Erinnerung an das feſtliche Einholen an der milviſchen Brüke geben noch gegenwärtig neu ankommende Künſtler ein Trinkgelag, bei welchem ſie erſt förmlich in die Geſellſchaft der Kunſtgenoſſen aufgenommen werden, und ein ſolches Gelage heißt Ponte molle. Die beliebten Lokalitäten hierzu ſind die Speiſehäuſer Falkone, Lepre und Fiano. In Hufeiſenform wird im Saale gedekt, auch die Seitengemächer ſind ausſchließend den Künſtlern vorbehalten; die Sekretäre erlaſſen ein Feſtprogramm, alle Künſtler in Rom ſind eingeladen. Es erſcheinen wol zwei- bis dreihundert von ihnen, der Feſtgeber bewirthet ſie mit gewöhnlichem Weine von Orvieto oder Velletri, und die allgemeine Freude koſtet

ihm kaum mehr als zehn bis zwölf Skudi. Die Musen sind mäßig, und der Rausch ihrer Begeisterung ist ebenso wohlfeil als edel. Die Gefeierten sizen mit Kränzen und Orden dem Präsidenten zunächst, der nun mit einer festlichen Tischrede die Versammlung eröffnet. Er läßt sich über die hohe Stellung der Kunst heraus, spricht in Ernst und Scherz über Bezügliches und Neues, und wechselt zwischen Prosa und Versen. Seine Anrede wendet sich endlich insbesonders an den Ankömmling, dem dann von ihm und dem Altmeister schalkhafte Fragen über seine Kunst vorgelegt werden. Dieser beantwortet sie auf schikliche heitere Weise, und muß am Ende noch irgend eine Probe in ihrer Ausübung ablegen. Einem Bildhauer wird wol eine medizeiische Venus oder der Apollo vom Belvedere in Wachs oder Lehm zugemuthet, ein Maler müßte z. B. das Portrait des Mannes im Monde, sein Ideal, oder irgend eine heimliche Situazion skizziren. Sowol in den Standreden als auch in diesen Darstellungen ist ein weites Feld für Laune und Scherz geöffnet, und doch verläßt kaum ein Mitglied eine solche Versammlung, ohne sich nicht auch im Ernste gefördert zu fühlen. Endlich wird der Fremdling für tüchtig erklärt und in die

Künſtlergilde aufgenommen, und das Feſt ſezt ſich nun in eben ſo heiterer Weiſe fort, als es begonnen wurde.

Wenn einer dieſer Bündner nach vollendeten Studien Rom verläßt, ſo geben ihm ſeine Genoſſen ein ähnliches Scheidemal, er wird dabei mit einem Lorbeerkranze geſchmükt, iſt der König des Feſtes und hält eine Abſchiedsrede, ſo wie auch auf ihn in Proſa und Verſen improviſirt wird. Man dankt ihm für ſeine gute Kameradſchaft, lobt ſeine Tüchtigkeit und wünſcht ihm das beſte Glük in den neuen Verhältniſſen. Am Schluſſe wird auch nicht vergeſſen, die Erwartung und Hoffnung auszuſprechen, ihn wieder ein Mal zu Rom im heiteren Kreiſe zu begrüßen, worauf der Scheidetrunk aus der Fontana Trevi folgt. Eine Jungfrau entdekte einſt für durſtige Soldaten eine Quelle acht Miglien von Rom entfernt, Markus Agrippa leitete ſie zu ſeinen Thermen nahe beim Pantheon, jezt bildet ein Theil derſelben die Fontana Trevi oder Vergine links vom Korſo unter dem Quirinal. Die Faſade iſt ſchön und großartig, Nikolaus Salvi im Vereine mit mehren Künſtlern errichtete ſie unter Klemens XII. Reichliches Waſſer ſpringt aus den Spalten künſtlicher Felſen, über denen der koloſſale Ozean auf einem Muſchelwagen von Tritonen und Meerungethümen umgeben

erſcheint. Zu dieſer Fontaine wird nun der Scheidende im Feſtzuge begleitet, aus ihrem Waſſer muß er trinken, und dies wird dafür angeſehen, als müſſe er noch ein Mal nach Rom wiederkehren.

Gleich heiteren Sinnes feiern die Künſtler in Rom am erſten Mai ein Frühlingsfeſt. Sie verſammeln ſich beritten auf Eſeln, Pferden und Maulthieren zu mehren Hunderten und reiten dann gemeinſchaftlich in abenteuerlichem Zuge nach Cervaro. Dort in den Tuffſteinhöhlen unter altem Mauerwerke, mitten in der einſamen Kampagne, ſind gehörige Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen; die Räume erſcheinen mit Laubwerk und Blumen behangen, auch die Myſen ſind mit blühenden Zweigen und Kränzen geſchmükt, und Wein, Scherz und Muſik ſteigern die Freude des Feſtes. Bei ſolchen Gelagen geſchieht es wol auch, daß die Künſtler Maskenzüge veranſtalten, und ein Theil derſelben endlich gar als Mädchen verkleidet erſcheint. Wo ſo ſchöne jugendſtarke Kräfte ſich vereint finden, kann es am geiſtreichſten dithirambiſchen Aufſchwunge nicht fehlen, aber ſelbſt im Scherze und Muthwillen wird das edle Beſtreben nicht verleugnet, und wo die tollſte Freude auszuarten droht, erhebt ſich eben die Kunſt, die ſie

Alle verbindet, zu ſchöner Begeiſterung. Man wird kaum einen Künſtler antreffen, der längere Zeit in Rom geweſen, in deſſen Zeichenmappe ſich nicht geiſtreiche Skizzen dieſer frohen ſinnigen Feſte und Ausflüge vorfänden.

Das jüngſte Gericht.

Sobald die nächſten Bedürfniſſe des Tages gedeckt ſind, ſo überfällt uns die Sorge um unſern Zuſtand jenſeits des Grabes. Es gibt wol kaum einen Menſchen, und noch viel weniger ein Volk, das ſich dieſes Gedankens ganz entſchlagen hätte. Das Fortdauern nach dem Tode iſt eine Forderung unſeres Weſens. Selbſt der Atheiſt entäußert ſich ſeines Daſeins nicht völlig an die Würmer des Grabes, ſein Staub theilt das Geſchik fortſchreitender Erdbildungen, wächſt wieder als Grashalm und Geſträuch und ſteigert ſich endlich bis zum Antheile lebender Weſen. Er bekennt mindeſtens die Unſterblichkeit der Materie. Der Glauben an eine irdiſche Seelenwanderung ſchließt ſich zunächſt hieran. Der alte Grieche wies ſeinen Geſtorbenen ſchon ein eigenes Reich jenſeits der Gräber zu, aber ſie ſaßen und irrten noch traurig am Ufer des Kokytus, und zehrten gleichſam nur von der Erinnerung, vom Schatten

ihres irdiſchen Daſeins. Der Indianer verſezt ſeine todten Väter in weite ſchöne Jagdreviere, ſie rauchen unter rieſigen Sikomoren die Friedenspfeife, tödten ſiegreich das Gethier des Waldes, und der große Geiſt wandelt unter ihnen. Der Moslem ſteigert im Paradieſe ſein irdiſches Daſein zu den hellſten üppigſten Farben; dort grünen die Gärten immer, friſche Quellen ſpringen unter den Roſenlauben, und auf den ſchönſten Teppichen erwarten die Huris den Seligen.

In den mannigfaltigſten Abarten erſcheint die Anſicht über den Zuſtand nach dem Tode in den verſchiedenen Zeiten bei den verſchiedenen Völkern und Individuen fortgebildet. An der Spize all dieſer Meinungen ſtehen die zwei folgenden. Die eine hält das Erdeleben des Menſchen nur für einen geringen Theil ſeines Weltdaſeins, auf jener Stufe, auf der ihn hier der Tod getroffen, erwacht er dort wieder und nimmt ſein Tagwerk unter freieren günſtigeren Verhältniſſen auf. Sein Ziel iſt die Vervollkommmung, eine ſtets ſteigende Annäherung an Gott, ſeine Seligkeit das Bewußtſein ſeines Fortſchrittes. Miriaden Sterne ſcheinen zum Aufenthalte dieſer Weltwanderer angemeſſen, überall wird ihm neue Erkenntniß möglich, in jeder folgenden Wohnung beſchränkt ihn die Materie weniger. Dies Erdeleben

wird als zu gering betrachtet, um an dessen Erfolg das Schikſal einer Ewigkeit zu knüpfen, das Böſe iſt eigentlich nur Folge der Unwiſſenheit, und jeder Irrthum, ſo wie er den Schmerz der Unbefriedigung und Täuſchung in ſich trägt, endet in der Erkenntniß. Die zweite Anſicht aber, die kriſtliche, legt dem irdiſchen Leben das Gewicht der Entſcheidung bei; man erklärt ſich ſchon hienieden im Denken und Handeln für oder gegen Gott und wird dereinſt nach dieſem Entſchluſſe gerichtet werden. Im Sinne der Bedeutenheit dieſes Lebens werden wir auch dort auferſtehen in unſerm Fleiſche, der Himmel belohnt den Guten mit der ewigen Seligkeit im Anſchauen Gottes und mit der Freude des Wiederſehens, aber auch die Hölle hat nie endende Strafen, und zwiſchen beiden liegt die müheſelige Straße des Fegefeuers.

In der kriſtlichen Mithe ſpielt vorzüglich die Dichtung des jüngſten Gerichts eine wichtige Rolle; es konnte daher nicht fehlen, daß insbeſonders in den mittelalterigen Zeiten des Religionseifers Filoſofen, Dichter und Künſtler dieſen Gegenſtand in den Kreis ihres vielfachen Nachdenkens und ihrer Darſtellungen zogen. Man findet wol kein religiöſes Buch jener Zeiten, das nicht auch darüber ſeine Meinung abgäbe;

die Dichtkunst hat diesen Gegenstand auf das herrlichste in der göttlichen Komödie gefeiert, und auch die malende und bildende Kunst hinterließ ihn in reichen Denkmalen verschiedener Auffassung und Werthes.

In Italien findet man kaum eine Stadt ohne eine solche Darstellung des jüngsten Gerichtes. Eine der bedeutendsten in Bildhauerarbeit befindet sich an der Fronte des Doms zu Orvieto; sie läuft in Basreliefen am unteren Theile derselben im Höhedurchmesser von ungefähr zwanzig Schuh hin, und ist ein Werk des Nicolo da Pisa. Die Komposizion und Ausführung ist herrlich und erweckt um so mehr Bewunderung, wenn man die frühe Zeit der Entstehung erwägt; vielfache, wolgeordnete Gruppen reihen sich neben und über einander und stellen nebst dem lezten Gerichte, Auferstehung, Hölle und Himmel in sinnigen Gesichten dar. Die Anzahl der einzelnen Figuren ist außerordentlich groß, das Geschik der geistreichen Vertheilung, der Fleiß in der Ausführung Erstaunen erregend, einzelne Gruppen und Gestalten sind bis zu wahrer Schönheit durchgebildet. Als naives Gegenstük dieser höchst bedeutenden Bildwerke erscheinen einzelne Hochbildgruppen an der Fronte des Domes zu Ferrara. Diese wurde laut daranstehender Inschrift im Jahre 1135 vollendet, und

auch die Basreliefe schreibt man in alten Urkunden einem Meister Nicolò zu; sollten sie von dem von Pisa herrühren, so müßten sie wenigstens hundert Jahre nach der Fasade entstanden sein, aber sie scheinen ihrem Stile nach einem ältern zugeschrieben werden zu müssen. Der große Gegenstand ist hier nur in einigen sparsamen unbeholfenen Gruppen angedeutet: über dem Hauptthore öffnen sich ein paar Särge und ihre Todten steigen mühsam hervor, darüber hält Gott Vater im Himmel ein Duzend Leute mit Kronen in der Schürzenfalte seines Mantels, das ist die ganze Glükseligkeit, und in der Tiefe schürt ein riesiger Teufel das höllische Feuer unter gemeinem Bettelvolke. Die Fantasie, die so Dürftiges erdacht hat, kann kaum die des Pisano gewesen sein.

Die größte mir bekannte Vorstellung des jüngsten Gerichtes in Öhlfarben ist die des Jacopo Palma giovine im Dogenpalaste zu Venedig. Ich erinnere mich nicht, das Jahr dieses Bildes irgendwo angezeigt gefunden zu haben, doch muß es ganz am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts entstanden sein. Es enthält einzelne Schönheiten, erscheint jedoch durch den bedeutenden Raum, den es einnimmt, und durch die Menge der daran vorgestellten Gestalten nicht groß, sondern

nur lang und breit und macht keinen bedeutenden Eindruk. Wir fühlen dabei, daß die Größe eines Kunstwerkes nicht in den Dimensionen liegt. Kristus sizt in der Mitte ziemlich gleichgiltigen Ausdruks auf einem Wolkenthrone von Engeln umgeben, links darunter hängt ein mit dem Kopfe unnatürlich abwärts schwebender Engel, der die Posaune bläst; ähnliche falsche Stürze und Verkürzungen wiederholen sich mehre Male im Bilde. Das Paradies bedekt die beiden obern Seiten des Gemäldes, so wie auch den untern Raum links vom Beschauer; das rechte Untertheil stellt die Hölle dar. Die Gestalten sind unbedeutend, in großen Massen an einander gedrängt, und nur gewaltsame Bewegungen sollten hier und dort das Einförmige der Komposizion unterbrechen. In's Paradies, mit dem der Maler begann, versezte er auch seine Geliebte, ein breites unschönes Weib; da sie ihm aber mittlerweile treulos geworden war, so finden wir sie auch in der Hölle wieder, jezt aber in der Entbehrung erschien sie seiner Sehnsucht unstreitig schöner als vorher. Etwas weiter nach oben dürfte sie das dritte Mal angebracht sein, ein Engel ermahnt und tröstet sie nun, sie erhörte den Maler wahrscheinlich wieder, und mit Hilfe der Meditazion und

des Fegefeuers bahnt er ihr das zweite Mal den Weg zum Paradiese.

Die Wände einer Kapelle des Doms zu Orvieto sind mit der Darstellung desselben Gegenstandes bedekt. Lukas Signorelli malte sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Auferstehung, Hölle und Himmel reihen sich in etwas verwirrter Weise an einander, und dazwischen steht die fantastisch ersonnene Predigt des Antekrists. Die Sünder werden von zahlreichen Blizen getroffen, drei schöne geharnischte Engel schweben mit Schwertern darüber, auch die Barke Charons ist dargestellt, und sämmtliche Götter der alten Mithe finden sich in kläglicher Lage in der Hölle. Die Komposizion des Ganzen ist tüchtig, bedeutungsvoll, die Ausführung großartig und im Einzelnen sogar schön.

Die Kapelle Strozzi zu S. Maria Novella in Florenz schmükten Andreas und Bernhard Orcagna mit Fresken desselben Inhalts. Sie dürften aus dem Jahre 1357 herrühren. Der erstere der beiden Meister stellte an der Fensterwand das lezte Gericht, an der dem Beschauer links stehenden das Paradies, und sein Bruder an der rechtseitigen die Hölle dar. Diese Gemälde des Andreas sind von großartiger, fast architektonischer Anordnung und Durchführung, die

ſich in den Geſtalten der Seligen und der muſizirenden Engel bis zu heiterer Klarheit erhebt. Die Hölle des Bernhard Orcagna iſt nach Dantes Eintheilung derſelben angeordnet, und ihre Darſtellung roh und unkünſtleriſch.

Andreas Orcagna malte auch im Campo Santo zu Piſa das Weltgericht in einem großartigen Bilde voll mannigfaltig geiſtreicher Motive. Kriſtus erſcheint als zürnender Richter, Maria als die Trägerin himmliſcher Milde. Das Bild iſt reich ausgeſtattet mit großen Gedanken; wie ſehr muß es aber erſt die Zeitgenoſſen ergriffen haben, da ſich unter den Seligen und Verdammten viele Portraite damals berühmter und bekannter Perſonen befinden.

Ich wende mich jezt mit Übergehung vieler anderer Darſtellungen derſelben Aufgabe zum Weltgerichte des Michelangelo Buonarotti, und zu dem des Fra Beato Giovanni Angelico da Fieſole. So wie beide das Vorzüglichſte über dieſen Gegenſtand malten, ſo ſind ſie darin zugleich die Repräſentanten der verſchiedenſten Richtungen.

Michelangelo Buonarotti begann ſein Weltgericht im ſechszigſten Jahre ſeines Alters, es ſchmükt durch eine Höhe von ſechszig Fuß die Hinterwand der

ſixtiniſchen Kapelle im Vatikan, und ſieben Jahre ſeines Lebens waren zur Vollendung nöthig. Wer dies jüngſte Gericht malte, ſo wie wer die göttliche Komödie ſchrieb, weiß Alles, was ein Menſch zu wiſſen braucht, und was dieſe beiden nicht wiſſen, iſt vergänglicher Tand; beide haben viele Vergleichspunkte und umſchließen den Weltkreis. Es iſt die großartigſte erhabenſte Darſtellung dieſes Gegenſtandes. Kriſtus, der die Mitte des Gemäldes bildet, iſt hier in ſeinem Amte als Richter, als Rächer aufgefaßt; die ewige Gnade, die Barmherzigkeit iſt in Maria dargeſtellt, die an ſeiner Seite gleichſam zaghaft und abwehrend ſich bewegt; er aber erhebt die Rechte voll verdammenden zerſchmetternden Zornes. In der Tiefe des Bildes rechts von ihm iſt die Auferſtehung und das Aufſchweben der Gerechten, zu ſeiner Linken ſieht man die Verdammten. Um ihn reihen ſich Chöre von Engeln, und die Schaaren der Seligen und Märterer. Rechts ober ihm trägt eine Gruppe Engel die Werkzeuge ſeiner Paſſion; die Darſtellung der gegenüberſtehenden Oberwand des Bildes iſt undeutlicher. Eine Säule hängt in ſchwebender Stellu..g, mehre Geſtalten verſchiedenen Ausdruks und Bewegung ſind darum beſchäftiget; die oberen gleichen Engeln, die unten vertheilten ſind nakt und erſcheinen gigantenhaft. Es wird

nicht klar, ob und welche von ihnen mit Aufrichtung oder mit dem Umstürzen der Säule beschäftigt sind. Ähnliche Darstellungen sind in andern Bildern auf die kristliche Kirche zu deuten, als deren Simbol eben eine Säule beliebt wurde; Michelangelo aber scheint damit vielleicht, im Gegensaze zur siegenden ewigen Richtung des Kreuzes, die irdische Pracht und Größe angedeutet zu haben, die am Tage des Gerichtes für immer umstürzen wird, ob auch die Mächtigen der Erde all ihr Bemühen an deren Erhebung sezen. Bewegtes Leben und große Gedanken liegen in allen Gruppen des Gemäldes, da ist kein Ermatten des Genies, keine Wiederholung zu verspüren. Nichts ist angebracht nur um den Raum auszufüllen, in jeder Gestalt liegt eine neue unsterbliche Idee. Langsam und müde rauschen die Todten aus den Gräbern, ihre Schädel sind noch schwer vom langen Schlafe; die Verdammten stürmen wild und verzweifelt den Himmel, sie werden in wüstem Sturze niedergeschmettert, und selbst die Seligen und Gerechten schaudern zurük vor der Strenge und Pracht des Gerichtes. Nahe bei Kristus sizt Bartholomäus, der weise Maler umkleidete ihn mit der Schönheit eines Seligen, aber seine Haut, ein Meisterstük anatomischer und verkürzender Malerkunst, hängt gleichsam als Simbol

an der Seite der Verdammten in die Hölle hinunter. Dahin gehört die irdische Richtung selbst des Gerechtesten. Nahe an der Hölle erscheint ein Kardinal in ungewiß schwebender Stellung, es bleibt nicht entschieden, ob er zu den Seligen auffahre, oder ob er in den Rachen hinabsinke. Papst Paul III. wollte ihn daraus befreit wissen; Buonarotti wies es zurük; führe er nicht in die Hölle, so sei die Rettung überflüssig, käme er aber in der That dahin, so sei sie, wie der Papst wol wisse, unmöglich. Übrigens fehlt es in ihren Kreisen nicht an Kronen und an allen Abzeichen irdischer Größe. Man kann stundenlang vor diesem Bilde verweilen und entdekt immer neue erhabene Andeutungen über den Weltgang; ja der Ernst, die feierliche Wahrheit desselben ist so überwältigend, daß man sich nach tieferem Bedenken dem Bereiche der Kunst entrükt fühlt und wie von einer wunderbaren Vision ergriffen wird. Aus jenen Gräbern erheben sich auch unsere vorangegangenen Geliebten, die Posaune schmettert in's Ohr, — sind wir schon selbst gestorben? Was ist es denn mit dem unheiligen Streben unserer Gelüste und Leidenschaften? Die Bücher des Lebens sind geöffnet, die ewige Wage klingt, — werden sie stichhalten an jenem grossen

Tage des Gerichtes? waren ſie werth, unſer irdiſches Leben auszufüllen und zu erſchöpfen?

In völlig verſchiedener Weiſe darſtellte Santo Toſini, in ſeinem Orden Fra Giovanni, und wegen ſeiner Frömmigkeit Beato Angelico genannt, das lezte Gericht. Er war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Dominikanermönch zuerſt zu Fieſole, dann zu St. Marco in Florenz. Von ſeiner Lebensgeſchichte iſt uns ſonſt nur wenig bekannt, aber aus ſeinen Bildern erſehen wir, daß er frühe und ſchuldlos in das Kloſterleben eingetreten iſt, daß ſich ſeinem Herzen die Sünde nie genaht hat. So wie er, malt kein Schuldiger; ſeine Bilder ſind Träume aus dem Paradieſe, ſeine Maria eine Gebenedeite und ſeine Proſeten und Apoſtel Kinderengel mit Bärten. Die ſüßeſte Ruhe des Gemüthes, Reinheit des Herzens, Seligkeit auf Erden liegt in ſeinen Bildern; er kannte vom Leben nur die Straße, die zum Himmel führt, und verkehrte in ſeinen innern Anſchauungen mit Engeln. Seine Bilder paſſen ganz zu jenen ſtillen freundlichen Kloſterhöfen, deren wir ſo manche in Italien finden; ein luſtiges Viereck iſt mit Blumen bewachſen, in der Mitte ſpringt ein friſcher Brunnen, heitere Hallengänge mit bizantiniſchen Säulenbogen und ſinnigem architektoniſchen

Bildwerke umschließen es. Dahinter steigen die Mauern der Kirche, des Klosters empor, und abwehren von diesen heitern Räumen jeden Ton des wüsten unfrommen Weltlebens. Fra Giovanni Angelico da Fiesole malte nie um Geld, er ging nie ohne Gebet an die Arbeit, und vergoß dabei häufig Thränen, wenn er die Passionsgeschichte Kristi oder sonst eines Heiligen malte. An seinen Bildern wollte er nicht nachbessern, denn er hielt sie für Gnadengeschenke des Himmels. Er begann seine Kunstübung mit Miniaturbildern auf Pergament, malte dann Staffeleistüke und endlich auch Fresken. Alle seine Bilder tragen eine wunderbare Süßigkeit, seine Farben sind hell wie ein Frühlingsgarten, Goldhintergrund deutet noch nachdrüklicher auf die Glorie der ewigen Welt.

Das jüngste Gericht malte Fra Beato Angelico mehrmals, ich hebe insbesonders drei seiner Darstellungen desselben heraus; die eine und größte befand sich in der Gallerie Fesch zu Rom, die kleinste bei einem Kunsthändler in Florenz, und die dritte schmükt eben daselbst die Akademie der bildenden Künste. Durch alle drei Bilder läuft die Harmonie, der sanfte Liebreiz seines Stils; das Weltgericht der Gallerie Fesch ist auf Goldgrund gemalt, bei allen dreien, insbesonders

bei diesem leztern, sind die Köpfe miniaturhaft ausgeführt. Man kann zu dem Werke des Michelangelo kaum einen größern Kontrast erdenken; statt der freien heftig bewegten Gruppen dieses Meisters erscheinen bei Fiesole still geschlossene Kreise, sein Kristus ist kein Bestrafer und Rächer, sondern der Seligste der Seligen, und das Richteramt nur eine beiläufige Nebenakzion. Fra Angelico hatte keine Fantasie für's Böse, seine Hölle erscheint unzulänglich und bedürftig, und die Frazengestalten unserer Ammenmärchen mußten ihm zu Hilfe kommen. Da zeigt sich denn der Teufel als ein großer gehörnter Popanz mit Krallen und Feuereisen, der wie ein Kaminfeger die Verdammten in den glühenden Ofen schürt, siedet und röstet und ohne weiters mit Haut und Haar kannibalenhaft verschluft. Die Bösen gebärden sich unkräftig und kindisch, Fra Angelico kannte ihre Laster nur dem Namen nach aus heiligen Büchern, und versuchte seiner Unzulänglichkeit dadurch nachzuhelfen, daß er sie ohne weiters über einzelne Gruppen mit Buchstaben hinschrieb. Wir finden daher diese als Wollüstlinge, jene als Geizige, noch andere als Verleumder bezeichnet, müssen aber des Meisters briefliche Versicherung auf Treue und Glauben hinnehmen, denn alle diese Sünder erscheinen übrigens

nur als zaghafte arme Teufel, die in das Laſter wie haſenfüßige Rekruten in den Pulverdampf getrieben werden.

Voll ſüßer Anmuth, heiterſter Seligkeit ſind dagegen Fieſoles beigefügte Darſtellungen des Paradieſes, da iſt er unerſchöpflich in verklärten begeiſterten Gebärden, in Erfindungen unendlichen Liebreizes. Die Chöre der Engel ſind das Holdeſte, das man ſich denken kann, wunderſchöne Kinderköpfe lächeln unter ihnen, die Schaaren der Erzväter und Heiligen leuchten gleichſam in ſanfter Würde und himmliſcher Wonne. Ihr Ohr ſcheint der Harmonie der Sfären zu lauſchen, ihr Auge trunken zu ſein vom milden Glanze des unendlich Gütigen. Glorien und Goldornamente machen dieſe Gruppen noch feierlicher, ſie tragen wol auch Kronen von Blumen oder Öhlzweige und Lilien in den Händen. Im Weltgerichte der Akademie zu Florenz erſcheint links im Vordergrunde hohes Blumengras unter Palmen, Engel ordnen mit Seligen einen Reigentanz und ſchweben voll himmliſchen Friedens durch einen Lilienwald. Weiter im Hintergrunde ſtehen die lichtſtrahlenden Pforten des Paradieſes, zwei ſeines Ordens in langen weißen Talaren ſchreiten die erſten hinein. Alles athmet Unſchuld und Frieden. Seine Heiligen ſind nicht vielgeprüfte

Sieger, die manchmal doch auch unterlagen, ſondern ſchuldloſe Herzen, an deren Reinheit ſich der Verſucher nicht einmal gewagt hatte. Seine Engel erfreuen ſich an dem himmliſchen Reigen, an Blumen, an Muſik und Kinderſpielen, und ſeine Madonna iſt der Höhepunkt aller Unſchuld, Milde und Seligkeit.

Villa Mills.

Keine Stadt der Welt beſizt in ihrer Umgebung Villen von ſolcher Pracht und Abwechſelung als Rom. Faſt jede derſelben trägt einen eigenthümlichen Karakter und ſtellt in ihrer Art das Vollkommenſte dar, das man ſich wünſchen kann. Die Villa Albani iſt ein herrlicher Muſenſiz unter joniſchen Säulen mit entzükender Ausſicht; das Nimfeum und die Waſſerkünſte der Villa Pamfilli ſind eben ſo einzig als ihre Lage und Pinienwälder; die Farneſina ſchuf Rafael zur Götterwohnung; die Teichanlagen, die Lorbeeralleen und Kunſtſchäze der Villa Borgheſe laſſen wieder keine Nebenbuhlerſchaft zu. So könnte ich noch eine Reihe ähnlicher Landhäuſer anführen, aber ich will mich hier auf die Villa des Engländers Mills beſchränken. Sie gehörte vorher der Familie Spada, Mr. Mills kaufte ſie vor mehren Jahren um den mäßigen Preis von etwas über 20,000 Kolonnati, die gegenwärtigen re-

zenden Anlagen ſind ſeine Schöpfung. Die Lage derſelben begünſtigte ihn allerdings, aber es gehörte ein gebildeter ausgezeichneter Geſchmak dazu, um ſie in dieſer Weiſe zu benüzen. Die Villa liegt auf der Höhe des Palatins, mitten unter den früheſten und unter den größten Erinnerungen Roms. Hier wohnte einſt Romulus; Cicero, Catilina und Craſſus folgten, der Palaſt des Auguſtus ſtand hier, Neros goldenes Haus, mit dreitauſend Säulen geſchmükt, dehnte ſich auch über dieſe Stelle. Unter der Villa liegt der Circus Maximus, der Hippodrom iſt noch jezt erkennbar, näher ſteht ein runder mittelalterlicher Thurm, in dem man irriger Weiſe Seneca im Bade umgekommen ſein läßt. Aber über alle dieſe herrlichen Ruinen erhebt ſich die Villa Mills; ein antiker Aufbau und darüber eine Reihe alten Mauerwerks bilden die Baluſtrade, über die großartigen Trümmer hinaus dehnt ſich die bezauberndſte Ausſicht von der Welt, die römiſche Campagne bis an die Albanergebirge und ans Meer entrollt ſich, und im Rahmen zerfallener Bogen, mit Efeu umrankt, liegen reizende Rundgemälde. Mehre Trümmer der Villa ſollen zu den Bädern der Livia gehören, drei Säle des Auguſtus liegen jezt unterirdiſch; die Mitte ihrer rundgewölbten Kuppel iſt durchbrochen, und rieſige

Efeuſchleier hängen leiſe ſchwankend in die kühle Tiefe hinunter. Aber die Ruinen der Cäſarenpaläſte überblühen unzählige hohe Roſenlauben, Roſengänge verbinden ſie, Roſenbäume und Gebüſche leuchten und duften, wo man hinſieht. Dieſer Kontraſt iſt von reizendſter Wirkung, die klaſſiſche Erinnerung und das helle Leben der Gegenwart ſchließen gleichſam den Kreis des Weltgangs vor dem Beſchauer. Zwiſchen den Trümmern und Roſenanlagen breitet ſich üppiges Blumengrün, von Zipreſſen, Aloen und Palmen unterbrochen. In den lichtgrünen Matten ſind noch überdies runde Hügelbeete angelegt, deren jedes von niedrigen Blumen einer Gattung überblüht iſt. Vergißmeinnichte, Amaranthen, Reſeden wechſeln ab, und dieſe Farbengegenſäze entzüken das Auge, während berauſchende Düfte die Luft durchwehen. Im einfachen Hauſe der Villa ſind mythologiſche Geſchichten von Rafael dargeſtellt, jedoch wie der Beſizer in liberaler Weiſe den Garten der Villa jeden Freitag dem Publikum öffnet, ſo geſtattet er den Zutritt zu dieſen Fresken nur ungerne. Sie ſind übrigens ſtark beſchädigt und reſtaurirt. Dieſer Garten dürfte faſt die reizendſte Stelle in Rom ſein; was der Frühling an Duft und Blüthen aufbieten kann, iſt hier verſchwendet, der Sonnenſtrahl erhöht den wunderbaren

Eindruk der Kampagne, Lüfte und Wolken ſind anders als bei uns im Norden, alle Tinten heiß und glühend, und die Trümmer, die uns umgeben, gehören zu Roms Kaiſerpaläſten. Da begreift man, daß Taſſo, um die Gärten Armidas zu ſchildern, in Italien gelebt haben mußte; das Auge ſchweift trunken von Schönheit zu Schönheit, und wenn nun der Abend ſeine rötheren Strahlen ausgießt, da erſcheint der Palatin erſt im Kaiſerpurpur ſeiner vollen Hoheit.

Berenize.

Berenize, die Bringerin des Sieges, ist ein in der Geschichte des weiblichen Geschlechtes berühmter Name. Es scheint ihn fast stets ein besonderer Zauber zu begleiten, und die ihn trägt, ist mit außerordentlicher Schönheit begabt, aber auch einem besondern romantischen Loose vorbehalten. Selbst die Weltgeschichte erwähnt einiger Damen dieses Namens. Berenize hieß die schöne geliebte Gemalin Mithridates', des Königs in Pontus; der Römer Lukullus besiegte ihn, und damit sie nicht in dessen Hände falle, ließ er sie ermorden (71 Jahre v. Chr.) Eine andere Berenize war die Tochter Agrippas und Gemalin ihres Onkels Herodes; sie war schön und ausschweifend, und Vespasian und Titus schmachteten vor ihren Reizen. Als Gattinnen der Ptolemäer kommen mehre Berenize vor. Der ersten davon erwähnt Pausanias im sechsten Kapitel des ersten Buches seiner Periegesis.

Sie kam mit Euridize, der Tochter des Antipater und Braut des Ptolemäus Soter an deſſen Hof; der König entbrannte wegen ihrer Schönheit in Liebe zu ihr, und berief endlich nicht ein Kind ſeiner rechtmäßigen Gemalin, ſondern Ptolemäus Filadelfus, den Sohn dieſer Berenize, zu ſeinem Nachfolger. Eine andere Berenize war die Gemalin Ptolemäus' Evergetes, der 221 Jahr vor Chr. ſtarb. Sie war außerordentlich ſchön und liebte ihren Gemal mit ſeltener Zärtlichkeit. Als dieſer in den Krieg nach Sirien zog, that ſie das Gelübde, ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverlezt zurükkäme. Dies ward ihr gewährt, und ſie ſchnitt ihre Loken ab und opferte ſie im Tempel der Venus. Aber bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Konon aus Samos erklärte, die Götter hätten es, gerührt durch Berenizes Schönheit und Treue, unter die Geſtirne verſezt. Das Sternbild nahe am Schweife des Löwen, aus ſieben Sternen beſtehend, heißt noch heute zu Tage das Haupthaar der Berenize.

Egipten hatte unter den Ptolemäern die ſchönſten Königinnen der Welt, Kleopatra, die zwei Arſinoe, beide Berenize waren Frauen von hoher Schönheit. Der Kopf der Berenize, der zugleich mit dem

ihres Gemals Ptolemäus Soter oder auch allein deſſen Münzen ſchmükt, iſt voll idealer Schönheit.

Aber ſchön über jeden Begriff iſt eine Büſte aus Baſalt in der Villa Albani, die gegenwärtig von den Kunſtkennern und Alterthumsforſchern mit dem Namen Berenize bezeichnet wird; ſie müßte die Gemalin des Evergetes ſein, da ſie mit dem Bildniß-kopfe auf den Münzen des Soter keine Ähnlichkeit hat. Dieſe Büſte war vorher unter dem Namen einer Kleopatra bekannt, Winkelmann ſpricht von ihr als von einem idealen weiblichen Kopfe. Da ſie in Baſalt gearbeitet iſt, zählte man ſie von jeher unter die in Egipten entſtandenen Werke, und die edle hinreißende Schönheit in den Zügen, die hohe Vollkommenheit in der Bearbeitung des ſtahlharten Steines ſcheinen in der That auf die Periode hinzuweiſen, da nach Alexander die Kunſt aus dem zerrütteten Griechenland floh und am Hofe der edlen Ptolemäer eine neue Freiſtätte fand. Der Bildhauer, der ſie verfertigte, iſt unbekannt. Der Kopf iſt in grünlichem Baſalt gearbeitet, und auf eine antike doch nicht dazu gehörige Bruſt von Porfir aufgeſezt. Meines Dafürhaltens iſt dieſer Kopf der ſchönſte weibliche, den wir in Stein beſizen; Niobe und ihre Töchter erſcheinen noch zu ſtreng,

zu hart in ihren Gesichtzügen; die medizeische Venus besticht durch die Vollendung ihrer Gliedmaßen, ihr Antliz allein betrachtet, obwol voll Liebreiz, trägt eine gewisse Bedürftigkeit zur Schau; die schöne Faustina der römischen Kunstperiode ist schon merklich manierirt. Alle modernen Köpfe zeigen aber zu offenbar, daß die Künstler entweder nur zu potraitiren verstanden, oder, wo sie idealisiren wollten, nicht der eingebornen Idee der Schönheit, einer eigenthümlichen Selbstbegeisterung folgten, sondern irgend einen Schultipus, z. B. das griechische Profil vor sich hatten und darnach, so gut es gehen mochte, modelirten. Die fire Idee des sogenannten griechischen Profils, so schön es ist, wo es organisch im Kunstwerke hervortritt, hat Canovas Kunst um die Apotheose gebracht. Man betrachte dagegen das Profil dieser Berenize, es ist das griechische in seiner edelsten Reinheit, nicht eingelernt und angemeisselt, sondern nothwendig, untrennbar. Wie süß schwebt die sanft ausgesenkte Linie dieses jugendlichen Kopfes über Stirne und Nase herunter, wie zärtlich ist der Umriß dieses Gesichtes, welcher Liebreiz liegt auf den zarten makellosen Wangen. Die leise geöffneten Lippen schmachten nach Liebe und das sanft gerundete Kinn vollendet das herrliche Oval des Gesichtes. Die

Haare ſind am Wirbel des Kopfes zu einem Knoten verbunden, aber bis dahin nicht nach der unſchönen Weiſe heutiger Mode geſpannt, ſondern loſe zurükgedrängt und bilden ſo den lieblichſten Umriß des Kopfes. Sie ſind ſchlicht ohne Loken und in leicht eingeriſſener Weiſe mit Vermeidung alles Gezwungnen Störenden ausgeführt, ſie erſcheinen werth unter den Sternen zu ſtehen. Der Anblik dieſes Kopfes iſt hinreißend und ſehnſuchterregend, er wiegt ein Muſeum auf, und man kann ſich gewiß nur ſchwer davon trennen. Vor dieſer Büſte fühlt man es, daß die echte Schönheit kummer- und ſchmerzſtillend iſt; wer dieſe Berenize ſieht, dem fließt, wie Homer ſich ausdrükt, an dieſem Tage keine Thräne mehr über die Wangen. Ich hielt lange bei ihr an, und im Drange ſolcher Schönheit zu huldigen, drükte ich, bevor ich ſchied, einen Kuß auf ihre Lippen, — endlich ein Mal wieder nach Jahren ein Kuß — auf Baſalt.

Das Thal der Egeria.

Jedem, der sich mit der Geschichte des alten Roms auch nur oberflächlich beschäftigt hat, ist Numa Pompilius, Roms zweiter König, erinnerlich. Alles, was wir über ihn lesen, entwirft das Bild eines edlen Menschen, eines milden Königs, eines weisen Gesezgebers. Er gab den tapfern rohen Kriegern des Romulus Gesetze und Religion, erst durch die Schranken der Sitte gewannen Roms Mauern Dauer und Haltbarkeit, und mit den Göttern zugleich zogen Wolstand und Freude in ihre Thore. An seinen Namen aber ist der der Nimfe Egeria untrennbar gebunden, sie war seine Freundin und Rathgeberin, nach Livius, Buch I., 21, seine Ehegattin; und wie sie das Glük seines Herzens gründete, so verrieth ihm ihr Mund auch für Rom unsterbliche Weisheit. Erschöpft von den Mühen und Sorgen der Regierung flüchtete sich Numa in das heimliche Thal seiner Geliebten, in kühler Grotte unter'm Rauschen des heiligen Wassers erschien sie ihm; für ihn

legte sie den Schleier ihrer Gottheit ab, und das liebende Weib sank in die Arme des Geliebten; doch zwischen ihren Küssen flossen Worte sanfter Weisheit, milder Humanität von ihren Lippen, und aus diesen Umarmungen kehrte Roms König nicht nur beseligt, sondern auch edler auf seinen Thron zurük. Draußen aber saß sie nun, während ihr Geliebter in Rom regierte, einsam und sinnend im Felsenhause, in seliger Schönheit lehnte sie über der Urne und schaute dem kristallnen Wasser nach, und sehnsüchtig harrte ihr Herz auf die Stunde, wenn der Sterbliche sie wieder mit seiner Liebe vergötterte. Numa starb, und der Olimp trug keine Freude mehr für sie; wol goß sie noch ihre Quelle aus, aber die Opfer der Hirten so wie der Triumfatoren konnten ihr nie mehr eine Stunde der Liebe ersezen Thränen trübten ihre Wasser, langsamer träger schlich der Quell, Egeria hat nicht wieder geliebt.

Die neuen Römer, so wie die Gelehrten sind über das Thal der Egeria im Zwiespalte, viele versezen es mit Ovid nach Ariccia, andere in den Umkreis der gegenwärtigen Mauern Roms an den Mont Celio; wer aber der Inspirazion eines deutschen Dichters trauen will, der folge der dritten Meinung und suche es vor der Porta capena im Valle della Caffarella

Durch dieſes Thor, jezt S. Sebaſtiano genannt, führt die berühmte appiſche Straße, man kommt alsbald in einen der intereſſanteſten Theile der Campagne, und Grabmäler, Tempel und andere Ruinen ſprechen von der Vergangenheit. Ein Tempel des lachenden Gottes ſteht ziemlich verbaut und röthlich an der Seite, zweiräderige Wagen mit Büffeln beſpannt begegnen uns, und die Aquädukte laufen in langen Linien durch die Campagne. Vor dem Grabmale der Cäcilia Metella biegt man links ein und gelangt dann bald zu einem Tempel des Bachus, von dem noch vier kannelirte korinthiſche Säulen und mehre ſehr ſchöne Verzierungen erhalten ſind. Die offenen Seiten dieſes Tempels ſind nun vermauert, und ein Eremit wohnt im heiteren Götterſize. Unfern davon über einer unbedeutenden Wieſenſenkung liegt der heilige Hain der Kamönen, ein kleines rundes Boskett auf erhabener Stelle mitten in der Campagne. Seine Bäume ſind immergrüne Eichen und Lorbeern, im Graſe rings herum zirpen Grillen, und vom rundgeböſchten bewachſenen Hügel genießt man eine ſchöne freundliche Ausſicht über die Landſchaft.

Tiefer unten liegt ein ſtiller Grund zwiſchen geringen Anhöhen, dort ungefähr drei Miglien von Rom iſt

das Thal der Egeria. An einem Frühlingsabende erichien mir die ſanfte trauernde Nimfe in ihrem Heiligthume. Der Tag war bewölkt geweſen, noch lag ein grauer ſchwebender Schleier über dem Himmel, nur im Weſten glühten lange heiße Feuerſtreifen. Melancholiſch ſtille Grasplätze breiten ſich aus, rings erſcheinen die ruhigen ſchwermüthigen ſanften Hügelzüge der Campagne; jedes Herz gedenkt da gern der Vergangenheit und einer Liebe, die es einſt beglükte und die nicht mehr iſt. Helle Freude und lauter Schmerz ſind dieſer Stätte gleich fremd, aber zur Wehmuth ladet ſie ein, zu heimlicher Betrachtung und Rükleben. Ein verfallenes Nimfeum lehnt ſich an die Anhöhe, darin entſpringt eine Quelle, das Waſſer der Egeria. Es iſt jezt lau und ungeſchmak, kein frohes Plätſchern wiederhallt von den Wänden, langſam und leiſe rieſelt es nieder, wie Thränen fallen.

Nicht weit vor dem Grottenwerke verliert es ſich im Graswuchſe und verſumpft die Gegend. Ulmen und Weidenbäume ſtehen dabei, ein ſtiller Moorgrund breitet ſich aus, und wilde Pferde weiden unſern. Die Grotte der Egeria iſt verfallen, ihr Waſſer getrübt, Fledermäuſe umflattern ſie, keine Libazion, kein Blumenopfer wird ihr mehr, ach ihr Geliebter ſtarb ja ſchon vor

mehr als 2500 Jahren. Wer aber hatte nicht ein Mal im Leben auch ſeine Egeria, eine ſanfte Freundin, eine Geliebte, deren edle Liebe ihn über alles Irdiſche erhob, die durch ihre Worte ſein Herz beſeligte, deren ſtiller Anblik ihm ein Geheimniß des Friedens, der Harmonie des Weltalls war? Er mag ſie im Zuge der Zeit hinter ſich gelaſſen haben, ſie kann ſogar ſeiner Erinnerung faſt entſchwunden ſein, denn das Herz des Menſchen iſt gewandt im Scheiden und in der Untreue; dennoch gibt es Stunden, wo er aus dem Gedränge, aus dem Schmerze oder der Langweile, ja wo er aus der Freude der Gegenwart zu ihrem Gedächtniſſe zurükflüchtet und ſich geſtehen muß, daß er edler, daß er glüklicher geworden wäre, wenn er das ſanfte Weſen nie verlaſſen hätte.

Als ich eben die lange Anhöhe zurükſtieg, kam ein trüber melancholiſcher Abendregen, das einſame Thal ward noch elegiſcher, die Aquädukte erſchienen hinter Regenſchleiern. Aber die Nimfe ſaß im Abendgrauen hinter mir bei ihrer Urne, ſchön war ihr Antliz, und traurig beugte ſie ſich über die Quelle, wie eine Weide, und ihre Waſſer und ihre Thränen vermiſchten ſich.

Ein Diner im Vennstempel zu Bajä.

Der echte Bettler iſt der echte König. Die ſchlagende Wahrheit dieſes Sazes wird nie klarer als vor den Lazzaroni Neapels. Einſt gab es bei 40,000 ſolcher Nomaden in der Hauptſtadt; jezt iſt ihre Anzahl viel geringer, aber ihr Karakter und ihre Sitten ſind noch eigenthümlich wie ſonſt. Der Lazzarone trägt an Kleidung ſo wenig als möglich, die Füße aber ſtets nakt, die Reſte eines Beinkleides, dazu ein Hemd oder eine Jake und eine Müze ohne Schirm genügen ihm; dabei weiſt er durchaus nicht das Erbärmliche Mühſelige deutſcher Bettler, er zeigt ſich heiter und unbedürftig, man ſieht ihm an, daß er ein Volontair in der Armuth iſt. Seine Wohnung ſind die Straßen und Paläſte Neapels; in dieſen ſtrekt er ſich allerdings nur in den Vorhallen, unter den Säulengängen nieder, jene aber ſind unbeſchränkt ſeiner Promenade ſo wie ſeinem Schlafe gewidmet. Die Straße Toledo iſt eine der prächtigſten in der Welt; ſie iſt ſo breit, daß

darin außer einer unzähligen Maſſe von Fußgehern noch fünf bis ſechs Wagen ohne jede Ordnung in beliebiger Richtung an einander vorbei jagen können. In dieſer Gaſſe vereint ſich das tollſte Leben Neapels, das Gewühl der Menſchen iſt hier jederzeit das größte, Wechslerbuden, Taſchendiebe, Verkäufer und Spekulanten aller Art verdrängen ſich gegenſeitig und Wagen jeder Form brauſen durcheinander. Der Anblik dieſer Gaſſe verwirrt ſo, daß wir, als wir ein Mal in Sechſen aus dem Muſeo borbonico zurükkehrten und von dem hier ſehr beliebten Saktücherdiebſtahle ſprachen, gleichwol in fünf Minuten allzumal ohne unſere waren; und doch findet man zu allen Tagzeiten mehre Lazzaroni in der Straße Toledo hingeſtrekt, und unbekümmert und gemüthlich Sieſta halten. Die Vorübergehenden ſind bemüht, ſie ja nicht zu erweken, die Wagen weichen aus, das Geräuſch aber tobt erfolglos an ihrem ambroſiſchen Schlummer vorüber. Der Lazzarone iſt ſtets ein Mann und ſelten verheirathet, ſeine Kaſte rekrutirt ſich wie die Vögel des Waldes. Er hat ein gutes Gewiſſen, das beweiſt ſein köſtlicher Schlaf, er iſt nie von Sorgen gequält, dieſen Vortheil verſchafft ihm ſeine Armuth. Mit Wohnung und Kleidung hält ihn der gütige, ſtets heitere Himmel frei, nur um die Nahrung hat er ſich

ſelbſt zu bekümmern. Anaſtaſius Grün errieth den höchſten Wunſch der Lazzaroni, nemlich, daß die Maccaroni Schlangen ſein möchten, die ihnen in den Mund kröchen und ſo auch die geringſte Mühe erſparten. Große Anſprüche machen die Maccaroni aber ohnedies nicht auf dieſe Kinder des Südens, und die Lazzaroni verſtehen es ſchon, ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit mit ihnen abzufinden. Wie ſie ſo in den Gaſſen Neapels umher ſchwärmen, bieten ſie ſich jedermann zum Tragen irgend eines Gepäkes an; jeder Fiaker hat einen Lazzarone in ſeiner Begleitung, der die Leute zum Einſteigen nöthigt, den Wagenſchlag öffnet und ſonſt behilflich iſt; im Geleite der Fremden ſind ſie ſtets zu finden, ſie weiſen ihnen den Weg, laſſen ſich umherſchiken, oder machen ſich ihnen ſonſt gefällig. Da trägt es denn immer ein paar Grani, mit denen ſich der Lazzarone dann eilig zur Ruhe zurükzieht, und für dieſen Tag mit allem was er braucht verſehen iſt; bliebe dieſe kleine Einnahme aus, ſo ſucht er ſich unter den Abfällen der Gaſthaushöfe oder am Strande des Meeres ſein tägliches Brot. Der Lazzarone liebt nicht viel zu reden, er ſchont den Hauch ſeines Athems; am liebſten iſt er ganz ſtumm und verkehrt nur durch Zeichen. Auf dieſe Weiſe haben die wichtigſten Beſchäftigungen

als Eſſen, Trinken, Stehlen bereits ihre ſtabile Hieroglifik. Fremde ſind ihm in der Regel vogelfrei; wem er jedoch dient, der kann ſich auf ſeine Treue verlaſſen. Der Lazzarone iſt dabei der glüklichſte Menſch; ihm iſt das Leben keine Brotwiſſenſchaft; er iſt ein Dilettant in ſeinem Fache, aber der prächtige Himmel und der heilige Januarius ſind ihm hold, und das wunderſchöne Meer wallt vor ihm, und der herrlichſte Golf der Welt umgiebt ihn.

Der berühmteſte aller Lazzaroni iſt Pascariello, wie ſein eigentlicher Name Pasquale ausgeſprochen wird. Er iſt beiläufig achtzehn Sommer alt, — in Neapel gibt es keine Winter, — platter, doch nicht unangenehmer Geſichtsbildung, breitnaſig, kurz behalſt und feueraugig; ſein dunkles Haar hängt ſchlicht und ziemlich lang um die offenen Züge; ein flacher Höfer karakteriſirt ihn ohne ihn zu verunſtalten. Pascariello hat eine ſchönere Stimme als die meiſten Tenoriſten der deutſchen Oper, die Fiſtel iſt ſeine Bravour, und um die Wirkung ſeiner Stimme zu vergrößern, ſchlägt er fabelhafte Triller und erhebt die Stimme, daß ſein Hals ſchwillt und ſein Geſicht roth anläuft. Pascariello iſt ſtets wolhäbig nach dem Schnitte der Lazzaroni bekleidet, Fremde verſorgen ihn darin gerne, aber die

Naktheit seiner Füße gäbe er um keinen Preis der Erde auf. Gegenwärtig erscheint er vom Scheitel bis zu den Knöcheln krebsroth überzogen; ein Engländer stekte ihn in die Livree Altalbions. Vorher war seine Tracht eselgrau, wie ich aus seinem kolorirten Portrait ersah. Pascariello ist nämlich so berühmt in Neapel, daß es dort in allen Kunsthandlungen zu verkaufen ist und den Journalen beilag; er ist für diesen Ruhm auch nicht unempfänglich und erzählte es mir im Vorgefühle der Unsterblichkeit; wüßte er, daß sein Freund seiner in einem deutschen Buche gedenkt, er hätte mir seine Possen damals unentgeltlich gerissen.

Ich machte Pascariello's Bekanntschaft bei einem Ausfluge nach Bajä, den ein Neapolitaner meiner Bekanntschaft veranstaltete. Die Gesellschaft hatte in zwei Wagen Plaz, und war doch aus allen Rassen, Bekenntnissen, ja sogar aus ein paar Welttheilen zusammengewürfelt. Pascariello stand rükwärts auf unserm Wagen und wurde allerhalben, wo wir vorbeifuhren, mit frohem Zurufe: Ah Pascariello! Eviva Pascariello! begrüßt; er aber blikte stolz auf den Pöbel und bewahrte seine freundlichen Gesichter und Schwänke nur für seine Gönner.

Wir fuhren durch die Grotte des Posilipps; an

der Seite derſelben liegt ein unbedeutendes Denkmal, das man das Grab des Virgil nennt; es iſt in einem kleinen akatholiſchen Freithofe angebracht, und man zahlt zwei Karlini Eintritt. Die großen Todten müſſen hier noch Komödie ſpielen. Die herrliche Kunſtſtraße führt wol eine halbe Stunde lang durch das Felſengewölbe; zu den verſchiedenſten Zeiten ſeit Strabo wurde an dieſem großartigen Durchbruche gearbeitet, in der jezigen Ausdehnung vollendeten ihn öſterreichiſche Soldaten im Jahre 1824, Felſenöffnungen und Lampen beleuchten den Bergtunnel, und Kapellen und Verkaufſtände ſind darin angebracht. Vor der Grotte des Poſilipps öffnet ſich bis zum Vorgebirge Miſenum hinaus der herrliche Meerbuſen von Bajä, mit den ſteil dem Meere entſteigenden Inſeln Iſchia und Procida. Bald kommt man zu Pfeilertrümmern, welche einer Brüke angehörten, die Caligula über den Golf von Bajä führte. Sie hatte 4000 Schritte in der Länge, und der Kaiſer fuhr mit ſtolzem Hohne über dieſe Brüke, um die Weisſagung zu widerlegen, nach der er eben ſo wenig Kaiſer werden ſollte, als im Wagen den Meerbuſen von Bajä überſchreiten. Endlich fährt man durch einen alten Thorbogen, die porta felice von Kumä, von welcher Stadt ſonſt nichts mehr

existirt. Links der Straße liegt der Averner-See; er ist der eingesunkene Krater eines ausgeglühten Vulkans, und enthält heut zu Tage nichts Schreckliches mehr. Einst umgab ihn der kimmerische Wald, und Virgil versezte hierher den Eingang in die Unterwelt. Nahe bei seinem Wasserspiegel liegen die Ruinen eines Tempels, einst dem Pluto oder der Proserpina geheiligt. Wir fuhren vom Averner-See zu dem von Fusaro, der moderner Gourmandie geweiht ist, und nahmen eine tüchtige Tracht der berühmten Austern mit uns, die in diesem See gehegt werden und durch das ganze Jahr genußbar sind. Ein königliches Jagdhaus liegt im See, ein Kolumbarium wurde vor Kurzem daneben entdekt

Von hier ging's geradezu nach Bajä. Es empfing einst seinen Namen von Bajas, dem hier begrabenen Gefährten des Ulisses; seine herrliche Lage machte es zum Lieblingsaufenthalte der reichen Römer; Pompejus, Julius Cäsar, Cicero, Marius, so viel als die Geschichte der römischen Weltherrschaft große Namen kennt, so viele hatten hier Landhäuser. Seneka warnt vor diesem Orte, wenn man Herr seiner Leidenschaften bleiben will. Die ganze Gegend ist mit Ruinen und Substrukzionen unterbaut; die Trüm-

mer, die uns die Alten hinterließen, ſind ſo ungeheuer, daß ſie von Schutte und Vegetazion bedekt für uns zu Gebirgen werden, wir kriechen wie Ameiſen auf ihnen umher; zu Bajä findet man noch drei Tempel, einen der lichtbringenden Diana, einen des Merkur und den der Venus. Vom Merkurtempel ſteht noch das hohe Gewölbe, das oben in der Mitte ausgebrochen iſt, wodurch ein herrliches donnerähnliches Echo entſteht, nebſt dem trägt aber die akuſtiſche Wölbung jedes an die Wand geflüſterte Wort ganz hörbar an die andere Seite des Tempels. Während die Zubereitungen zu unſerm Diner getroffen wurden, nahm ich ein Bad im Meerbuſen von Bajä; dies geſchah am 25. April, aber die Wellen ſpielten ſchon lieblich um meine Glieder, und ein Paradies lag um mich.

Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis.

Erquikt durch die Meerfluth begab ich mich zu unſerm Diner; es war im Venustempel gedekt worden, deſſen Zelle mit großartigen Bogen eine der ſchönſten Ruinen bildet. Er wurde hinter uns geſchloſſen, gleichwol waren ſeine Riſſe und Fenſter von zahlreichen Bewohnern der Gegend beſezt, die von außen hinaufſtiegen und unſerm Treiben luſtig und neugierig zuſchauten. Die bunt gepuzten Leute, da es Sonntag war, nahmen

ſich mit den dunklen Kraushaaren und lebhaften Blikeu ganz prächtig auf der rothen Ruine, unter dem grünen hängenden Eſeu aus; durch das gebrochene Kuppelgewölbe ſchaute der Himmel von Bajä und draußen vor den Mauerſpalten wallte das prächtige Meer. Wir tranken vom herrlichen Kapriweine, und die Auſtern und Hühner ſchmekten uns beſſer als dem Kaiſer von Rom ſeine Muränen, die einſt unſern von hier mit Menſchenfleiſch gefüttert wurden. Pascariello bediente uns aufmerkſam und machte nebſtdem köſtliche eigenthümliche Schwänke; er wurde an Wein und Speiſen reichlich bedacht, aß aber von jedem Beine nur einen geringen Theil des Fleiſches ab und trank keine Fläſche zu Ende; den Reſt warf er großmüthig dem Volke von Bajä zu, das in den Mauerſpalten aufgeſchichtet, horchte und gaffte, ſeine Späße mit Jubel begrüßte, und an all' unſerm Treiben und Reden den lebhafteſten Antheil nahm und mit uns um die Wette luſtig wurde. Endlich begann Pascariello zu ſingen, er trug mit klingender fröhlicher Tenorſtimme Stüke aus Opern und nazionale Volkslieder vor, und die allgemeine Freude wuchs bei ſeinem heitern Geſange. Heroiſche Arien ſang er mit hohem Pathos, bei komiſchen Weiſen dukte er ſich geheimnißvoll nieder, ſchnitt

einen Bukel und flisterte listig und winkend, dann sprang er wieder vor, schrie aus vollem Halse und schlug springend mit den nakten Füßen schnell nach einander zusammen, daß es hell und lustig wie Händeklatschen nach dem Takte klang. Den Chorus sangen unsere ungeladenen Gäste in der Ruine.

Zum Schlusse wurden ein paar geschmükte Mädchen eingelassen, die, mit dem Tamburin in der Hand, die Tarantella tanzten. Stüke antiken Marmors, sogenannte ausgestorbene Arten desselben, Mosaikwürfel und bei Damen beliebte Amulette aus Bronze wurden angeboten und gekauft.

Wir gingen hierauf am todten Meere vorüber über die eliseischen Felder, die jezt eben nicht sehr reizende Seewiesen sind und einst, nach den darauf befindlichen verfallenen Kolumbarien zu schließen, Begräbnißstätten gewesen sind. Von ihnen stiegen wir auf das Vorgebirge Misenum empor; auch dieses Kap hat seinen Namen von einem Gefährten des Ulisses, den Triton hier in's Meer stürzte. Im Hafen von Misenum und Bajä war einst die Hauptstazion der römischen Kriegsflotte; jenes scheidet den Golf von Neapel von dem von Gaëta; viele Höhlen laufen ins seltsam ausgezakte Felsgebirge, darunter die der Sei-

·ſter und der Drachen die merkwürdigſten ſind. Obwol eine diplomatiſche Beſchreibung eines Ausflugs nach Bajä, die mir in Neapel mitgetheilt wurde, die Ausſicht von dieſem Kap nicht lobte, ſo fand ich ſie doch unübertrefflich und einzig; die zwei prächtigen Golfe liegen zugleich vor Einem ausgebreitet, und die herrlichſten Inſeln ſind wie Perlen darüber ausgeſtreut.

Vom Kap Miſenum fuhren wir zu den Stufe di Nerone; ſchmale dunkle Felſengänge enthalten das ſtärkſte natürliche Dunſtbad. Nach wenigen Schritten, die man darin entkleidet zurüklegt, trieft man vom Schweiße; faſt alle Reiſende eilen auch alſogleich zurük; Eugenius machte aber, ohne ſich zu entkleiden, aus Scherz den ganzen unterirdiſchen Gang mit, und der nakte Führer erſtaunte im Ernſte.

Von dieſen Schwizbädern fuhren wir zur Grotte der Sibilla von Kumä. Auf dem höchſten Punkte dieſer alterthümlichen Stadt lag einſt ein Tempel des Apollo, in dem die Sibilla weisſagte. Die erſte Sibilla kam mit der Stiftung der Kolonie aus Kumä auf Enböa zur Zeit des trojaniſchen Krieges hierher. Eine andere war 550 Jahre ſpäter hier geboren und verkaufte dem Tarquinius Superbus die berühmten ſibilliniſchen Bücher. Wie dem auch ſei, die ſchönſte

Sibilla von Kumä befindet ſich in der Gallerie Borgheſe zu Rom, ſie iſt von Domenichino gemalt und ein unübertreffliches Meiſterſtük. Sie iſt fantaſtiſch in orientaliſcher Weiſe gekleidet, ein Turban ſchmükt das ſchöne Haupt, der junge Buſen glänzt züchtig aus den bunten Gewändern. Die Laute ruht in den weißen Armen, ihr Mund iſt profetiſch geöffnet und voll unausſprechlicher Süßigkeit. Auch in dieſe Grotte zu Kumä ward einſt der Eingang in die Unterwelt gefabelt, ſie iſt noch heut zu Tage ſchauerlich düſter. Das Waſſer des Acheron ſteht unten, der wehende Fakelſchein vermehrt den Eindruk, der jedoch dadurch wieder verloren geht, daß man hukepak auf dem Führer ſizt, die ſich hier Pferde nennen und am Ende unverſchämte Geldforderungen machen.

Wir kehrten über die Solfatara zurük, ſchon Strabo und Plinius kannten ſie als ausgebrannten Vulkan. Mit Recht hieß ſie die flegräiſche Ebene, mehr als eine halbe Stunde im Umkreiſe dekt weiße und gelbe Schwefel- und Ammoniakerde den Boden, warmer Rauch ſteigt allerhalben in die Höhe, die Erde iſt gleich unter der Oberfläche ſchon glühend, und an vielen Stellen ſpielen gelbe und blaue Flammen hervor. Das ganze Bereich dieſer Umgebung iſt fabelhaft; an vielen Orten

ist das Erdreich heiß, brennbare Stoffe entzünden sich an den Ausdünstungen mancher Stellen, der See von Agnano scheint an seinem Ufer fortwährend zu kochen; die Stufe di Nerone und von San Germano sind eben so viele seltsame Naturspiele, und in der Hundsgrotte treibt sie ihre Launen auf die Spize.

Es thut Einem wol, aus diesen Wunderlichkeiten endlich wieder in die Region der klaren heiteren Schönheit zu treten, sei es der Kunst oder der Natur. Im Serapistempel zu Pozzuoli begrüßt uns jene; die Ruine ist prächtig, der Grundplan, obwol handhoch unter Wasser, ist vollständig zu erkennen; leider wurden die schönen Säulen desselben zur Ausschmükung des königlichen Schlosses nach Caserta gebracht; was sich aber noch an Sokeln und Kapitälen vorfindet, ist von feinster edelster Arbeit.

Auch das Amfitheater des alten Puteoli ist herrlich und noch recht wol erhalten. Es ist aus großen Quaderstüken erbaut und konnte einst 40,000 Menschen fassen. Unter Dioklezians Herrschaft ward darin der heilige Januarius enthauptet. Wenn man der See gegenüber auf der obersten Stufenreihe desselben sizt, so öffnet sich über die entgegenstehenden Size die herrlichste Meeraussicht, das Land davor ist vom Ge-

bäude verdekt, das unſerne Meer mit den lieblichen Inſeln ſchließt ſich als prächtiges Panorama unmittelbar an den obern Rand dieſes Koloſſeums.

Die Rükfahrt wurde nicht durch die Grotte des Poſilippo, ſondern auf dem über eine Anhöhe führenden herrlichen Fahrwege angetreten. Immer weiter hinaus ſtieg das Meer empor und der ſchönſte Frühlingsabend tränkte es mit Purpur. Wir drehten uns im Wagen um, damit wir das herrliche Schauſpiel ſo lange als möglich genießen konnten; Pascariello, der ſentimentale Lazzarone, der auf unſerm Wagen rükwärts aufſtand, ſprang und beugte ſich bei jedem Umblike auf die Seite und präſentirte uns gleichſam die ſchöne Abendausſicht: Che mostro di beltà, Eccellenza! Wir hatten ihm eine Zigarre geſchenkt und er ſchmauchte jezt vergnügt, der Kutſcher ſchoß neidiſche Blike wegen dieſes Vorzugs auf ihn, Pascariello warf ihm am Ende großmüthig den Stumpf derſelben zu, und der Fiaker verſchmähte nicht das Geſchenk des Lazzarone. Der Meerbuſen von Bajä verdämmerte endlich hinter uns in Abendſchleiern, goldener Rauch ſtieg vor uns am Veſuv empor und das ferne Vorgebirge von Sorrent ſchloß den öſtlichen Horizont.

Die Inſeln verblühten wie Roſen im Abendſcheine, und der Himmel am Rande des Spätroths ſchimmerte ſmaragdgrün. Die griechiſchen Anſiedler hatten recht, daß ſie dieſe Stelle einſt Pauſilipae, kummerſtillend, nannten.

Die Tänzerinnen und Kentauren von Pompeji.

Plastik und Skulptur waren die eigenthümlichen Künste des Alterthums, die sinnliche Religion, der durchgehende Hang nach Objectivität wies den Griechen und auch den Römern diese Richtung an. Mögen Kunstgenies unter ihnen auch in der Malerkunst gleich Vortreffliches geleistet haben, so beschränkte sich dies doch mehr auf einzelne und auf einzelnes in ihren Hervorbringungen, die gesammte Kunststufe der Malerei, in Beziehung auf die ausübenden Künstler so wie auf die dargestellten Gegenstände, stand jedoch hinter dem Fortschritte der kristlichen Malerschule. Die Beweise für diese Behauptung würden die Grenzen dieses Aufsazes überschreiten. Die Alten betrachteten die Malerei lange nur als eine Beigabe und Ausschmükung der Baukunst und Skulptur. Polignot aus Thasos war beiläufig um 420 v. Chr. der erste Maler, der seiner Kunst

ſelbſtſtändige Würde ſicherte. Die Beſchreibungen alter Gemälde, die wir in den klaſſiſchen Autoren, insbeſonders im Pauſanias leſen, geben uns allerdings einen hohen Begriff von jener Kunſtperiode, allein dieſe Schriftſteller wurden eigentlich nur durch die Neuheit dieſer Kunſt und durch den Abgang höherer Vergleichspunkte für ſie ſo ſehr begeiſtert. Nach der Wiederbelebung der Kultur im Mittelalter war man durch jene Beſchreibungen mit Recht auf den wirklichen Anblik alter Gemälde auf das höchſte geſpannt. Als Zierrat in architektoniſchen Räumen entdekte man ſchon vor Rafael und insbeſonders zu ſeiner Zeit würdige Überbleibſel antiker Malerkunſt aus den Zeiten der altrömiſchen Kaiſer; da dieſe größtentheils zu Rom und eben in ihren Paläſten, Bädern u. dgl. aufgefunden wurden, ſo war nicht zu zweifeln, daß dieſe Fresken das Beſte ihrer Gattung in jenen Zeiten vorſtellten. Sie wurden auch gleich bei ihrer Entdekung ſo hoch gehalten, daß man Rafael zumuthete, ſeine herrlichen Arabesken und Ausſchmükungen in den Logen des Vatikans von ihnen entnommen zu haben, und alles, was uns davon noch heute zu Tage zugänglich und erhalten iſt, gehört in ſeiner Gattung in der That zu dem Vorzüglichſten. Aber immer beſaß man noch kein antikes

Gemälde, das der historischen Gattung angehörte; endlich am Ende des 16. Jahrhunderts fand man in der Nähe von S. Maria maggiore in Rom, wohin die Archäologen des Mäcenas Gärten versezen, das erste solche Bild, das eine Hochzeit von Göttern und Heroen darstellt, und zwar, wie einige glauben, die des Peleus und der Thetis, oder nach der Meinung anderer, die des Manlius und der Julia. Nach dem damaligen Papste Clemens VIII. Aldobrandini erhielt dieses Gemälde den Namen der aldobrandinischen Hochzeit; es befand sich lange Zeit in einer Villa dieser Familie und ist jezt in der Bibliothek des Vatikans zu Rom. Seine Berühmtheit verdankt es mehr dem Umstande, daß es lange Zeit das einzige erhaltene historische Bild des Alterthums war, sein innerer Kunstwerth aber stellt sich als nicht bedeutend dar. Die Zeichnung ist weder wahr, noch kräftig, noch schön, die Farbengebung nicht lebhaft und nicht zart, und die Komposizion, die Gruppirung ist unzulänglich, vereinzelt, zerrissen. Bei den Nachgrabungen in den durch die Ausbrüche des Vesuvs zerstörten Städten, insbesonders in Pompeji, das 1748 wieder entdekt ward, wurde seitdem eine so große Anzahl antiker Fresken zu Tage gefördert, daß wir allerdings im Stande sind, über die

Malerei jener Zeiten ein richtiges Urtheil zu fällen. Pompeji verſchwand im Jahre 79 n. Chr. unter der Aſche und Lava des Veſuvs; da es kurz vorher im Jahre 63 durch ein Erdbeben größtentheils zerſtört ward, ſo dürften die dort aufgefundenen Fresken der Mehrzahl nach in den Jahren zwiſchen 63 und 79 n. Chr. entſtanden ſein. Wir finden dort nun wieder Arabesken und Verzierungen, aber auch viele hiſtoriſche Wandgemälde. Die Städte Kampaniens waren durch Handel und Wolſtand berühmt, und die beſten der dortigen Fresken dürften ſo ziemlich die allgemeine Stufe der Malerei jener Zeiten bezeichnen. Durch die Betrachtung derſelben wird beſtätigt, daß ſie im ganzen der kriſtlichen Malerei nachſteht. Wir finden zwar allerdings Perſpective, Licht und Schatten u. ſ. w. angebracht, aber es fehlt die Tiefe der Kompoſizion und die allſeitige, das ganze Kunſtwerk durchdringende Vollendung neuerer Werke. Die Darſtellung des Aktäon im Hauſe des Salluſt, das Opfer der Ifigenie, Achilles, Uliſſes u. a. haben entſchiedenen Kunſtwerth; ein Meduſenhaupt iſt voll erhabenen Ausdruks, und die Rükenlinie einer Jo erinnert an Rafaels Galathea. Ein Jupiter Serapis ſizt dagegen in widerwärtiger Verkürzung, und die unzüchtigen Fresken

aus dem Hauſe: hic habitat Felicitas ſind eben ſo abgeſchmakt, als auch in Hinſicht der Ausführung werthlos.

Das Herrlichſte, das ich an antiken Fresken irgendwo geſehen, ſind die Tänzerinnen und die Gruppen der Kentauren und Mänaden, die ſich im bourboniſchen Muſeum zu Neapel befinden; die erſteren ſollen im Hauſe Diomedes, die lezteren in der Caſa del Fauno zu Pompeji gefunden worden ſein. Früher wurden alle dort entdekten Fresken von der Wand geſägt und nach Neapel gebracht, jezt werden ſie an Ort und Stelle erhalten. Jene Tänzerinnen, dreizehn an der Zahl, je ein und eine halbe Palme hoch, ſtellen in abgeſonderten Tafeln alle Stellungen des Tanzes dar, aber nicht unſeres modernen unſchönen, ſondern jenes antiken, den noch die Grazien lehrten. Sie ſind größtentheils bekleidet, nur die Arme ſind entblößt und der griechiſchkarge Buſen iſt an mancher unverhüllt. Die Farben der fliegenden Gewänder zeigen die angenehmſte Abwechslung, die flatternden Schleifen, der Faltenwurf iſt unübertrefflich; alle tragen die Füße mit Sandalen geſchmükt, wol auch Armbänder, und wo es zum Tanze paßt, die Kleider luftig geſchürzt. Einige von ihnen haben bezügliche Inſtrumente in den Händen, die im gelben Kleide ſchlägt ſogar eine Art Kaſtagnetten, die mit

kurzen Bändern geſchmükt ſind. Aber der Liebreiz der ſchwebenden Haltung, die Grazie der abſinkenden oder über das Haupt gebogenen Arme, die Abwechslung und Harmonie ihrer Bewegungen übertreffen alles, was ſich die Fantaſie Reizendes für den Tanz erſinnen kann. Dieſe Wirkung wird nicht durch lüſterne Schautragung de[illegible]kten, nicht durch zweideutige Gebärdungen hervorgebracht, ſondern in dieſen Darſtellungen des Tanzes liegt die zarteſte Sitte, eine heilige Kunſtweihe. Wenn man die Tänzerinnen länger betrachtet, ſo wird dem Ohre gleichſam die Melodie der Tanzweiſe vernehmbar, man fühlt ſich hingeriſſen vom Rhithmus ihrer Bewegungen. Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß kein neuerer Künſtler ſo außerordentliche Schönheit der Bewegung, ſo edle Grazie erfinden könne.

Von nicht geringenem Kunſtwerthe ſind die Darſtellungen der Kentauren und Bachantinnen, deren immer zwei zu einer Gruppe vereint ſind. Iſt das Maß, die ſittliche Grazie der ſchönſte Vorzug der Tänzerinnen, ſo wird die Freude, die Luſt in dieſen Darſtellungen von ihren mit jenen noch verwandten Anfängen bis zu bachiſcher Begeiſterung, bis zu gottbeſeſſener Tollheit geſteigert und durchgeführt. Dieſe Gruppen ſind nakt dargeſtellt, nur lange Schurzbänder flattern im Sturme

der Bewegung und Leidenſchaftlichkeit, Weinluſt und Götterwolluſt irrt bis an die lezten Grenzen der Schönheit. In dieſen Darſtellungen herrſcht ein ſtetiger Fortſchritt, die erſten davon weichen an ſittlicher Anmuth kaum noch den Tänzerinnen. Der Kentaur hält die Geliebte im Arme, ſie ſpielt die Leier, und der Thiergott bewegt ſich harmoniſch; doch die Luſt des Tanzes ergreift ihn, er dreht ſie im kühnen Aufſchwung empor, ſie preßt die Traube für ihn in die goldene Schale, ſie verfolgt ihn, ſie ſchwingt ſich auf ſeinen Rüken, ſtolz bewegt er ſich unter der herrlichen Bürde. Aber ſie iſt wonneberauſcht und gottverrükt, ihr Liebhaber regt ſich zu ſchwerfällig und unbehilflich, ſie lenkt ihn, ſie zürnt und quält und beſeligt ihn. Doch alles genügt ihr noch nicht, in wollüſtiger Wuth hat ſie ihn gefeſſelt, ſie kniet auf ſeinem Rüken, ſie faßt ſeine Haare und ſtemmt ihren Fuß gegen ſeinen Rüken. Sie ſchlägt und ſtachelt ihn mit dem Thirſus, und beide fühlen Schmerzen und jauchzen. Da ſchließen die Darſtellungen, jede Weiterführung wäre für die Kunſt unmöglich, ſie ſteht an ihren Marken. Aber noch überſtrömen dieſe Bilder von Rhithmus, wenn auch nur mehr von dem der Dithirambe.

Ausflug nach Päſtum.

Wer nach Neapel kommt, unterlaſſe ja nicht Päſtum zu beſuchen, der Eindruk der dortigen Tempelruinen iſt einer der großartigſten auf der Welt, und außer zu Agrigent und in Athen ſind Ihresgleichen nicht mehr vorhanden.

Nach einem frühen Diner verließen wir Neapel in einem Fiaker und fuhren nach Portici. Die vier Miglien Straße bis hin ſind mit Häuſern bedekt, ſo daß man noch fortwährend in der Stadt zu ſein glaubt. Auf einer leichten Anhöhe am herrlichen Meerbuſen von Neapel erhebt ſich das 1738 von Antonio Cannevari erbaute königliche Schloß von Portici; da wir mit Einlaßkarten verſehen waren, ſo beſahen wir den Palaſt und die Gärten. Erſterer iſt noch ganz in dem Zuſtande, in dem ihn Murats Gemalin verließ, ergözliche Bilder aus Don Quijote zieren

ihn; leztere sind voll prächtiger Anlagen, zwei hohe Palmen darin sind von zwei Königen Neapels eigenhändig gepflanzt.

Durch den Hof des Palastes läuft die große Straße nach Salerno. Im Verfolge derselben stiegen wir vor Resina in das Theater von Herkulanum hinunter. Da nur der Ausschnitt seines viertel Umfanges schachtmäßig ausgegraben ist, so benöthigt man, um einen Totaleindruk zu gewinnen, einen Akt der Einbildkraft, was die Wirkung dieses Bauwerkes sehr schwächt, um so mehr, da es bei mäßiger Beleuchtung darin auch überdies zu finster ist. Die berühmten Reiterstatuen der beiden Balbus, die sich jezt im Museum zu Neapel befinden, wurden hier ausgegraben, und noch heut zu Tage erregt die Präzision, mit der alles Steinwerk dieses Theaters gemeiselt ist, unsere Bewunderung.

Von Resina aus beginnt man gewöhnlich den Ritt auf den Vesuv, und fast in jeder Reisebeschreibung rühmt sich der Autor, von dem berühmten Salvatore dahin geführt worden zu sein. Die Sache verhält sich wie folgt. Im goldenen Zeitalter der Reisebeschreiber wurde einer dieser damals noch glüklichen Herren durch einen Führer auf den Vesuv

begleitet, mit dem er sehr zufrieden gewesen ist. Dieser Führer hieß Salvatore, und wurde von seinem dankbaren Leitling wie billig gepriesen. Da dies, wie gesagt, noch im goldenen Zeitalter der Touristen geschah, damals nämlich, als man ihnen noch Glauben schenkte, so wollten nun alle nachfolgenden Reisenden durch diesen Salvatore auf den Vesuv begleitet werden. Er aber machte sich Geld dabei und starb; doch sein Ruhm überlebte ihn und ist das Fideicommiß seiner Nachkommen. Von diesen ist nun eine Familie noch immer in Resina ansäßig, und da deren Mitglieder bereits zu wolhäbig sind, um täglich den Vesuv zu ersteigen, so treiben sie nur mehr Mäkelei mit dem Vulkane. Man unterhandelt mit ihnen über Saumthiere und Führer, bezahlt an sie und erhält von ihnen die Begleitung zugewiesen. Da nun die meisten Reisenden in Resina noch immer nach Salvatore fragen, so schreit ihnen jeder Gewinnsüchtige Resinas sein: anch' io son un Salvatore! entgegen, und der schlaue Bergsensal versichert dann, Einem in der That einen Vetter oder Schwager zur Begleitung mitzugeben. Alle Maulthiertreiber, Pferdehälter, Eseljungen, Träger, Führer, Ciceroni, von denen es in Salvatores Hofe wimmelt, rechnen sich den Fremden gegenüber in

der That zu Salvatore's Familie, zerren, reißen, ſchleppen Einen voll Brotneid auf ihre Thiere und der Reiſende preiſt ſich glüklich, wenn er endlich aus dem wüſten, ſchreienden Getriebe fort und zur Hofthüre hinaustrabt. Gleichwol wird er doch noch am wenigſten betrogen und am beſten bedient, wenn er mit Salvatore unterhandelt.

In der glücklichen Lage von ſeiner Hofhaltung fortzutraben befanden auch wir uns noch vor fünf Uhr Nachmittags, und ritten nun im herrlichſten Sonnenſcheine zwiſchen den Weingärten, in denen die Lakrime Kriſti reifen, den Veſuv hinan. Immer weiter ſteigt der wunderbar ſchöne Golf von Neapel herauf, die prächtige Stadt, die lieblichen Inſeln enthüllen ſich, und der rauchende, finſtere Berggipfel ſteht wie eine unheimlich ſüße Fabel darüber. Als wir bei der Einſiedelei ankamen, entfaltete ſich eben der Sonnenuntergang über dieſer ſchönſten Landſchaft der Welt. Im Weſten ſtand ein dunkles Waldgebirge, darüber Sonnenbrand, und wie glühende Lava, roth, hochgelb und purpurn floß es über den Meerbuſen von Parthenope.

Unter mancherlei Anſichten und Betrachtungen verfloß uns eine Stunde; wir konnten uns von dem magiſchen Lichtſpiele des Abends nicht trennen. Erſt

als es in der köſtlichen Tiefe trüb und dunkel wurde, gingen wir in die Einſiedelei und verzehrten das Souper, das wir ſelbſt mitgebracht hatten, und dem vom Gehilfen des Anachoreten nur noch ein Gericht Maccaroni beigelegt wurde. Dieſer iſt ein Geiſtlicher, der hier eine Art Gaſthaus hält; eine einfache Kapelle und ein Garten liegen daneben. Trefflich mundete uns der herrliche Thränenwein, den wir mitgebracht hatten, denn der des Eremiten verurſacht ſie nur; die kalte Küche fand nicht kärglichen Zuſpruch, und auch die Maccaroni verſpeiſten ſich an dieſer Stelle nicht übel. Aber der klare Mondſchein lokte uns bald wieder vor die Eremitage. Jeder wählte ſich nach beſonderer Stimmung ſeinen Standpunkt und verſank unwillkürlich in den träumeriſchen Anblik der Umgebung. Die einfachen Gebäude der Einſiedelei löſeten ſich nicht unlieblich vom dunklen Boden, einige düſtere Zipreſſen und Mauerpfeiler ſchienen einen Freithof anzudeuten, und tief unten lag die Stadt und das Meer in ſüßer Dämmerung. Der Mondſchein leuchtete unſäglich ſchön, ſchwarz mit Lavagüſſen bedekt ſtarrte der Berg hinan, um mich lispelte ſeltſames Blattgefliſter, glänzende Elfenfäden flogen im Mondlichte und die Nachtigallen begannen den erſten wollüſtigen Summpfiff des Frühlings.

Die romantiſche Szene nahm ein trauriges Ende, denn die Schlafſtellen, die man beim Eremiten findet, ſind die verruchteſten unter der Sonne; Alles was Nikolai von wälſchen Flöhen erzählt, iſt ein Zeitvertreib gegen das, was man in der Klausnerei erlebt. Die Banditen Neapels ſind zahm gegen dieſe Beſtien, ich beſtand in dieſer Nacht die größte Lebensgefahr, in die ich in Italien gerathen bin. Während man in der Schweiz auf jedem beliebten Berge, oft mitten zwiſchen Gletſchern, die beſten Gaſthöfe findet, entbehrt dieſer beſuchteſte aller italieniſchen Berge noch immer leidlicher Unterkunft.

Zum Glüke ritten wir ſchon um drei Uhr Morgens auf den Gipfel des Berges, wo wir eben zum Aufgange der Sonne zurecht kamen. Der alte Krater des Veſuvs iſt ſeit Jahrhunderten eingefallen, ſein Umfang dürfte beinahe eine halbe Stunde betragen. In ſeinem Innern, wohin man bis zum neuen Krater hinabſteigen kann, iſt gelbgrüner Schwefelanflug angeſezt, als ob Moos oder Gras wüchſe. Seit Jahrhunderten wechſelt der neue Krater in der Tiefe des einſtigen vor oder während jedes Ausbruchs, der gegenwärtige iſt von geringem Umfange und läuft ſchief abwärts nach Südoſt. In wenigen Minuten gelangt man über

ſchwarze Aſche und verwitterte Lava zu ſeinem Rande hinunter, während das Rükſteigen faſt eine mühſelige halbe Stunde koſtet. Hier und dort dampft der Boden und ein widriger Schwefelqualm erſchwert das Athmen. Als ich am Veſuv war, rauchte der Krater heftig, ein ſchnaubender Wirbelwind fuhr an die Wände, und mit dumpfem Gebrauſe ſchlug von Zeit zu Zeit die Flamme hervor. Dieſer Rauch ſezt ſich dann außerhalb an der Windſeite des Berges als weißer Schwefelanflug an. Wenn der Veſuv ruhig iſt, ſo kann man ſich am Rande des Kraters niederlegen und mit vorgeſtrektem Oberleibe in ſeine Tiefe bliken, wo brodelnde Lava gährt und bunte Flammen über der düſtern Gluth aufſchießen. Als ich oben war, blieb wegen des ſtarken Brandes jeder ſolche Verſuch unmöglich. Über den Berg liegen allerhalben in geſonderten dunklen Zügen die verſchiedenen Jahrgänge der Lava, manche Straßen derſelben ſcheinen eben erſt erſtarrt; wenn man die Schlakenkruſte von der Lava der Jahre 1834 und 1839 aufſticht, ſo findet man ſie darunter noch ſo glühend, daß ſich Holz daran entzündet.

Wir hatten unſere Maulthiere unterdeſſen an die andere Seite des Berggipfels führen laſſen und ritten nun von dort nach Pompeji hinunter. Im antiken

Pflaſter, das ſtets aus Poligonen und hier aus ſolchen von Lava beſteht, ſind noch tiefe Radgeleiſe ſichtbar, ſie ſcheinen abſichtlich eingemeiſelt, um das Fahren zu erleichtern. Auffallend bleibt aber die ſchlechte Nivellirung der antiken Straßen, die ohne jede Auswahl oder Zubereitung des Terrains ab- und auflaufen. Für die Fußgänger ſind an mehren Stellen hohe ſteinerne Fußſtapfen angebracht, um bei ſchlechtem Wetter ſelbe benüzen zu können. Nur das Haus des Diomedes beſizt über dem Erdgeſchoſſe Stokwerke; im prächtigen Keller deſſelben fand man ſiebenzehn Skelete von Perſonen, die ſich dahin geflüchtet hatten. Dort entdekte man auch jenen Lavaabdruk eines Weiberbuſens, der, ungeſehen, Schiller begeiſterte; dies wäre nach genommener Einſicht im Muſeum zu Neapel wahrſcheinlich unterblieben. Vor dem Hauſe wurde das Skelet eines Weibes ausgegraben, das ein Kind umſchlungen hielt. Wie manche rührende Biografien mögen noch unter der Lava liegen. Die Stadtmauern ſind theilweiſe ohne Zement erbaut; einſt ſchlug das Meer an ihren Fuß, jezt iſt es eine Miglie davon entfernt. Im Hauſe des Saluſt ſind ſchöne Stukarbeiten zu ſehen, die jedoch größtentheils mit Farbe betüncht ſind, was die ſchöne Harmonie und Einheit

bricht. Eine der größten Ruinen ist der Venustempel, nicht weit davon liegt eine Basilika. An der Straßenseite der Häuser entdekt man zahlreiche Bottegen, in denen noch thönerne Amforen als Wein- und Öhlbehälter u. s. w. auf der Steinbude eingemauert sind. Unter dem Isistempel fließt der Kanal des Sarnus noch so klar und ruhig wie vor zweitausend Jahren. Den besten Eindruk macht die Gräberstraße, denn sie enthält Monumente des edelsten Stils.

Doch ermüdet das genauere Ansehen von Pompeji, da fast alle Bauwerke klein, fast kleinlich sind. Marmor findet man dort sehr wenig, sondern Säulen und Ornamente bestehen aus Stuk und zwar aus bemaltem. Alles ist mehr interessant als schön; es kommt Einem vor, als erzähle jemand stundenlang Neuigkeiten, hier freilich uralte. Wenn man jedoch auf irgend einen unabgegrabenen Erdhügel von Pompeji steigt und die reichen Mais- und Getreidefelder, die Wein- und Jasminlauben überschaut, zwischen denen die Aukgrabungen verstreut sind, wenn Einen der Himmel Neapels in seiner Pracht anlächelt, und in silberner Bläue draußen das Meer entgegenschimmert, dann gewinnt das Landschaftbild allerdings einen Reiz, dessen Eigenthümlichkeit nirgends wiederholt ist.

Auf dem Wege nach Salerno wird die Formazion des alten Kraters in der Ferne erſt ganz deutlich; aus ſeinem weiten eingeſunkenen Umfange erſieht man, daß der Berg einſt viel höher war. Die Kultur dieſer Provinz gleicht der in der Lombardie, nur werden weniger Maulbeerbäume und die Reben höher gezogen.

Bei Nocera dei pagani gedachte ich des großen zweiten Friedrichs von Hohenſtaufen und ſeiner getreuen Sarazenen. Unweit davon ſteht die verlaſſene Kirche Santa Maria Maggiore delle colonne, ſie liegt im Geſtripp etwas tiefer als der Boden dieſer Ebene und war ein Tempel der Zibele. Die Rotunde ruht auf noch ziemlich erhaltenen Säulen, das hohe Gewölbe erhebt ſich zu einem eiförmigen Kegel.

Im Verlaufe des Weges beſuchte ich das große Benediktinerkloſter Santa Trinita di Cava im herrlich grünen Engthale, das in ſeinem Verlaufe mit dem berühmten Mühlthale zuſammenhängt. Die Bibliothek deſſelben ſteht nach der von Monte caſino im größten Rufe; bei flüchtiger Durchſicht ſah ich dort eine Geſezſammlung der Longobarden im Originalmanuſkripte mit höchſt ſeltſamen Randzeichnungen und Zierbildern.

In Salerno hielt ich mich nur die Nacht auf und fuhr ſchon am frühen Morgen nach Päſtum weiter.

Der Meerbuſen von Salerno iſt zu weit, ſeine Küſten ſind zu flach, um maleriſch zu erſcheinen. Im Verlaufe des Weges wird die Gegend bald öde, faſt wie die Campagne um Rom oder wie die pontiniſchen Sümpfe, nur nicht ſo reich an Vegetazion wie dieſe und nicht ſo ſchwermüthig feierlich als jene. Das Haideland iſt mit Dornen, Diſteln und ungeheuren Wetterroſen überſäet; Lerchen und Geier wiegen ſich darüber in den Lüften. Wilde Roſſe treiben ſich in Rudeln über die Steppe, Ziegen und Schafheerden weiden von Hunden bewacht; ihre Farbe iſt meiſt ſchwarz und ſtimmt gut zur einſamen, düſtern Gegend. Zeltartige Strohhütten für Hirten ſtehen vereinzelt, und im Schlamme wälzen ſich Schweine und Büffel. Manche der lezteren ſtehen bis an den Hals im Sumpfwaſſer, ſie ſtarrten uns wild an mit den rohen vorgeſtrekten Köpfen. Eine Heerde Verbrecher, von Gensdarmen geführt, bildete eine paſſende Staffage dieſer traurigen Landſchaft, dumpf klangen ihre Ketten unter dem mühſeligen Gange. Endlich empfing uns eine lange gerad laufende Birkenallee, ſodann ſezten wir auf der einzigen Überfuhr über die Sela. Die Gegend verliert allmälig den wilden Ausdruk; hoher Ginſter erſcheint, und

einzelne Felder ſind mit Roſenheken umgeben. Es ſind die Roſen von Päſtum.

Pestanis rubeant acmula labra rosis. — einſt blüheten ſie zweimal im Jahre. Tirrhener gründeten wahrſcheinlich Päſtum, Sibariten vertrieben dieſe ſpäter und nannten die Stadt Poſeidonia, 274 Jahre vor Chriſtus ward ſie von den Römern erobert. Das Erdbeben vom J. 63 n. Chr. brachte die Stadt in Verfall, 915 wurde ſie von Sarazenen erobert und gänzlich zerſtört. Aber die Trümmer, die noch davon vorhanden ſind, erregen die Bewunderung der Beſucher. Die Stadtmauern ſind kiklopiſch aus rieſigen Steinblöken gethürmt und ſtehen noch in bedeutendem Umfange, während die Stadt innerhalb ihres Bereiches bis auf drei Bauwerke faſt ausgetilgt iſt. Der Bogen des öſtlichen Thores iſt noch erhalten, am mittelſten Schlußſteine deſſelben außerhalb eine Sirene und auf der innern Seite ein Delfin eingegraben, der Aquädukt vor dieſem Thore iſt faſt ganz verfallen. Die Quaderſteine, aus denen die Stadtmauern erbaut ſind, meſſen bis zu zwanzig Fuß ins Gevierte.

Schon in einiger Entfernung von Päſtum erblikt man den Zerestempel, in feierlicher Majeſtät erhebt er ſich über die Landſchaft; ſein Alter dürfte jünger

ſein als das des Neptuntempels, aber doch gegen 3000 Jahre betragen. Auf zwei Stufen ſteigt man zu den Vorhallen, auf vier weiteren dann in die Zelle. Sechs Säulen ſtehen vor ſeinen Fronten, dreizehn an den langen Seiten. Am Pronaos hat die Halle die beſondere Einrichtung, daß vier Säulen an dem Vordertheile, und gleichfalls vier an jeder Seite einen geräumigen Plaz einſchließen. Auch vor dem Poſtikum liegt eine Halle, aber ohne Säulen. In der Zelle an ihrer hintern Mauer iſt eine kleine Kapelle angebracht, durch die man aus der Hauptzelle in die Halle des Poſtikum gehen kann. In der Zelle ſieht man noch die Stellen der Altäre. Die Säulen dieſes Tempels ſind doriſch, doch weicht ihr Kapitäl von der alten Weiſe darin ab, daß es einen ausgeſchweiften mit Blättern verzierten Hals hat. Die Verjüngung der Säulen nimmt gähe zu, das Kapitäl hat ein ſtark vorſpringendes Profil. Dieſe Sonderbarkeiten ſo wie der komplizirte Plan des Tempels laſſen auf ſein geringeres Alter im Verhältniſſe zum Neptuntempel ſchließen. Überhaupt vergißt man vor der Erhabenheit des Tempels des Poſeidon auf den Eindruk, den der frühere hervorbrachte. Auf drei Stufen, ein paar weitere dürften noch unter dem Schutte liegen, erheben ſich ſechs Säulen

in der Fronte und vierzehn an jeder der breiten Seiten, drei große Männer umspannen diese Säulen bei weitem nicht, ihre Höhe beträgt ungefähr vier untere Durchmesser. Sieben und siebzig starke Schritte mißt die Länge des Tempels innerhalb dieser Säulen, zwei und dreißig seine Breite. Zwei Säulenreihen im Innern des Tempels deuten an, daß er ein Hipäthros war, sie sind verjüngten Maßstabes und stehen auf zwei hohen Stufen. Die äußeren Säulen haben vier und dreißig, die inneren zwanzig lothrechte Hohlkehlen; sie sind altdorische Säulen ohne Vasen aus Travertinstein, der einstens mit Stuk überkleidet und bemalt gewesen sein mochte. Jezt entdekt man viereckige Aushöhlungen in diesen Säulen, die von eingesezt gewesenen Steinwürfeln schadhafter Stellen herrühren, die nun wieder ausgefallen sind. Ein ungeheurer Architrav trug das jezt nicht mehr vorhandene Dach. Vor dem Tempel stand eine Fontaine, die jezt in der Villa reale zu Neapel angebracht ist. Im Vestibul links ist ein Loch im Boden, in welchem sich einst wahrscheinlich der Ring zum Anbinden der Opferthiere befand. Um den Tempel laufen unterirdische nicht mehr praktikable Gänge von doppelter Mannshöhe, vielleicht Pisginen?

Das dritte Bauwerk von Päſtum iſt die Baſilika, eine Halle zu Verſammlung des Volkes. Neun Säulen, ſo wie jene des Zeretempels, ſtehen in der Breite, achtzehn in der Länge, wenn man ſo wie bei den andern auch hier die Ekſäulen zweimal zählt. Durch die Mitte läuft der Länge nach noch eine dritte Säulenreihe, von der jedoch ſchon mehre Säulen fehlen. Alle drei Bauwerke haben einen ähnlichen Karakter, doch iſt die Wirkung der Baſilika die geringſte. Sie tragen die Zeichen ihrer Zeit an ſich, hohe edle Einfalt. Der Säulenſchaft iſt, wie es in den Zeiten der Ausbildung der doriſchen Bauart beliebt war, noch ſehr koniſch und kannelirt, das Kapitäl macht einen anſehnlichen Vorſprung und hat bereits das eigenthümlich bedeutende Profil. Die erhöhte Lage dieſer Tempel ſteigert noch ihren Eindruk; ich geſtehe, daß die einfache Hoheit des Neptuntempels mich tiefer ergriff als der Anblik des römiſchen Peterdoms; durch ſeine bloße Gegenwart legt er Schweigen auf, wie die Nähe der Götter. Niederer trokener Graswuchs umgibt ihn mit ganz kleinen kurzen bunteſten Blumen, grünbauchige Lazerten ſchlüpfen als Tempelwächter in ſeinen Trümmern umher, Mandelkrähen und Raben umkreiſen ſeine Giebel. Eine wüſte todte Landſchaft breitet ſich umher, die auf der einen

Seite in mäßiger Ferne in ein grünes Gebirge aufsteigt; auf der andern Seite hinter den unsterblichen Säulen breitet sich das Meer aus. Blutrother wilder Mohn leuchtet in den Feldern, die Blume des Schlafs und der Vergessenheit. Die Stimmung würde noch reiner sein, wenn nicht einige abscheuliche alte Bettelweiber den Beschauer unleidlich verfolgten, und Ladies mit grünen Schleiern und Gentlemen mit weißen Hüten, diese unvertilgbare Staffage italienischer Landschaften, mit ihren Reisebüchern in der Hand die stumme Erschütterung verkürzten. Diese ermangeln nun nicht, thönerne Zeresköpfe, die, im nahen Salerno verfertigt, in Päſtum einige Monate vergraben bleiben, als seltne Alterthümer von zerlumpten Antiquaren zu kaufen.

Auch von einem Theater und Amfitheater liegen einige kaum mehr kenntliche Trümmer umher mit Dornen und wildem Gestrüppe überwachsen, in welchen sich Schlangen und Vipern aufhalten sollen; der Grundplan noch eines dritten Tempels, der aus mir unbekannten Gründen der des Friedens genannt wird, ist noch vollkommen erhalten. Sein Umfang ist auf erhöhter Stelle mit Steinplatten ausgelegt, auf deren mittelster ein Delfin eingerissen ist, der wegen dieser Wiederholung das Wahrzeichen von Päſtum gewesen zu sein scheint.

Dieſer Tempel war urſprünglich ebenfalls in doriſchem Stile erbaut, dann aber vielleicht durch das obenerwähnte Erdbeben völlig in Verfall gerathen; die Römer wollten ihn ſpäter in korinthiſcher Weiſe reſtauriren, doch bevor das Werk vollendet war, iſt es unterblieben, wahrſcheinlich wegen des Ausbruchs des Veſuvs, der die Städte Kampaniens zerſtörte. Dieſe Daten liegen unwiderlegbar in den umher zerſtreuten Trümmern; man endekt noch die Reſte der zerbrochenen doriſchen Säulen und daneben feſtlich geſchmükte korinthiſche Kapitäle aus ſchönem weißen Marmor, die offenbar nie aufgeſezt waren und zum Theil noch unvollendet ſind. Die Arbeit daran iſt ſehr ſauber ausgeführt und nicht unſchön in der Erfindung, ſchöne Steinroſen waren zu Verzierungen beſtimmt und auch einige Basreliefe ſind noch vorhanden, darunter ein ſchreitendes Weib und ein Krieger lanzenſchwingend, mit ſeinem Schilde gedekt. Enge an das Grundquadrat dieſes Tempels ſtößt in verſchobener Richtung der Durchmeſſer eines, einen länglichen Halbkreis bildenden Gebäudes, das für ein Gimnaſium ausgegeben wird. Dieſes gegenſeitige Mißverhältniß iſt ſchwer zu erklären. Das Gimnaſium mag, während dieſer Tempel bereits in Trümmern lag, und in der Vorausſezung, daß dieſe weggeräumt werden

ſollten, erbaut worden ſein; wahrſcheinlich wurde dann wieder andrerſeits bei der Reſtaurazion des Tempels auf dieſes, vielleicht auch vor ſeiner Vollendung zerſtörte Gebäude keine Rükſicht genommen, ſeine Ruine war beſtimmt entfernt zu werden, wo dann der Tempel ganz frei geſtanden hätte.

Die Gegend von Päſtum iſt insbeſonders im Sommer ſehr ungeſund; die wenigen Bewohner dieſer Gegend tragen den Stempel des Dahinwelkens im Geſichte. Um ſo überraſchender war es, hier eine recht gute Reſtaurazion zu treffen, reinlicher und billiger als die meiſten in Unteritalien; wegen der böſen Luft gehen deren Bewohner während der heißeſten Monate alle Abende in das nahe Gebirge ſchlafen.

Höchſt befriedigt von Päſtum, erhoben durch den großen Anblik ſeiner Ruinen, kehrten wir nach Salerno zurük. Im Vorhofe des Domes daſelbſt ſtehen ſechs der inneren Säulen des Zeresstempels aus Päſtum, im Innern nebſtdem ein großer mit einem ſchönen Arabeskenkranze eingefaßter Moſaikfußboden, ſogenanntes opus alexandrinum, und zwei Säulen aus Verde antico aus dem Neptuntempel. Auch einige Basreliefe, darunter der Raub der Perſefone, und ein paar Särge kamen von dort hierher. Einer davon ſtellt

den Zug des Alexander, der andere Bacchus und Ariadne vor. Nicht die Kirche, wie Dr. Neugebauer irrig berichtet, sondern ein freistehendes Chor in ihrem Schiffe ruht auf Porfir- und Granitsäulen von Pästum. Das Schiff der Kirche ist leider modern weiß übertüncht, doch entdekt man noch Reste alter Mosaiken aus der Zeit Robert Guiscards. Unter der Kirche befindet sich eine Kripte, in welcher der Evangelist Matthäus begraben sein soll; ich fand die Marmorwände dieser Todtenkapelle mit frischen Blumen bedekt. Johann von Procida ist nicht in dieser Kirche begraben, wie ebenfalls Neugebauer erzählt.

Am frühen Morgen stiegen wir auf die Normannenburg, die gerade über Salerno liegt; die Aussicht ist schön, gegenwärtig hauſ't eine Bauernwirthschaft darin. Von Salerno fuhren wir in einer Ruderbarke, von spielenden Delfinen begleitet, nach Amalfi. Unweit Vietri ragen zwei Felsblöke aus dem Meere, die die Brüder heißen, und an die eine aus dem Titel sich leicht ergebende Geschichte geknüpft wird. Fischer-Städtchen und Hütten stehen an den Landungsplätzen die Küste entlang, auf den Felsen darüber Normannenwarten; endlich läuft gar eine Mauer das ganze Ufer fast bis Neapel entlang, in mäßigen Zwischenräumen mit Thür-

men verſehen: vielleicht waren es Befeſtigungen des Freiſtaats Amalfi gegen Normannen und Sarazenen.

Nicht weit von Amalfi wird Maſaniellos Wohnhaus gezeigt. Aber allerhalben herrſcht hier eine ſeltſame Schiffer- und Fiſcherwirthſchaft, weite Meerſtreken fanden wir mit Thunfiſchnezen beiezt, auf einer Felſenwacht darüber ſteht dann ein Fiſchergeſelle auf der Lauer und verräth den Gefährten unten das nahende Fiſchvolk. Ferne Lieder und Töne gleiten ſeltſam über das ſtille ſonnige Meer.

Unſere Ankunft in Amalfi veranlaßte einen Volkstumult, Schaaren halbnakter Kerle liefen herbei, und jeder von ihnen bot uns ſeine Dienſte oder ſonſt etwas an. Wir ſtiegen aus und machten einen kurzen Ausflug in das unter den Malern ſo ſehr beliebte Mühlthal. Siebzehn Papiermühlen ſtehen den Sturzbach entlang, das Thal ſelbſt iſt ſo romantiſch, ſo pittoresk und lieblich wild wie wenige, es könnte füglich die neapolitaniſche Schweiz heißen. Ein Wildbach ſtürzt ſich über Felſen, die Thalſchlucht iſt voll lichtgrünen Waldſchlages, darüber ſtehen Felſen im Nebel, hoch in der Ferne auch ein prächtiges Sarazenenſchloß. Gerade über Amalfi gegen das Meer iſt die berühmte Grotte mit herrlicher Ausſicht, darunter eine zweite im Meere

mit interessantem Echo. Die Leute sezen in der Aussprache hier häufig r statt l, auch umgekehrt und versezen die Mit- und Selbstlaute beliebig, so daß sie Armasi, Amarsi statt Amalfi, und Carpi, Crapi statt Capri sagen. Merkwürdig war mir, bald darauf im Pausanias zu lesen, daß die Spartaner häufig den Buchstaben r zu versezen pflegten, und wirklich sind diese Gegenden einst theilweise auch von dorther bevölkert worden.

Endlich fuhren wir die drei Sireneninseln vorüber, es taucht hier ein Theil des Hintergrundes der Odyssee auf; auch die Lästrigonen mangeln nicht. Das Ufer wimmelt von Fischern und Seedieben, die Bezeichnung Pirat wäre zu mater und schrekhaft, aber unleidlich bleibt das schreiende, zudringliche, niederträchtige Volk dieser Küsten. Beim Landungsplaze Scaricatore, wo wir uns ein Segel beilegen wollten, mußten wir unverrichteter Dinge vorüberfahren, weil sämmtliche Ansiedler, ungefähr zwanzig an der Zahl, uns schon ins Meer hinein Wasser, Wein, Brot, Barke, Bemannung, ja Alles, was sie hatten, brüllend anboten, sich als Begleiter aufdrangen oder wenigstens unser Gepäk übernehmen wollten. Als wir kaum in einiger Nähe vom Gestade waren, kam schon ein großer Theil von ihnen

uns entgegengeſchwommen, wollte uns eine andere Barke aufſchwäzen*) und machte Miene, in der unſern eine kleiderloſe Viſite abzuſtatten. Sie klammerten ſich an den Nachen, zogen ihn, ſchrieen, lärmten, beſchworen und fluchten, bis ſich Eugen in ſtummer Länge erhob, Rudolf mit ihnen um die Wette zankte und ich meinen ſchweren ſizilianiſchen Palmenſtok ſchwang. Ohne ein paar Mal an jedem Tage den Leuten das Todtſchlagen anzutragen, kommt man dort nicht leicht durch. Überhaupt wäre es etwas ſchwer, in Unteritalien die idilliſche Stimmung zu erhalten, in der man ankommt.

Mit lieblichen Illuſionen reiſet man allenfalls nach Italien und hofft daſelbſt die goldene Herrſchaft Saturns und heſperiſche Schäferwelt zu finden. Schon lange roch man im Norden in günſtigen Träumen an Orangenduft; endlich erſcheint der lang erſehnte zärtlich blaue Himmel, Nachtigallen ſchlagen verliebt und die ſüße Idille ſollte beginnen. Wirklich erſcheinen einige halbnakte Kerle, ohne Zweifel ſind es die Schäferknechte Mopſus und Melampus, und Chloe lauſcht hinter dem nächſten Jasmingebüſche. Einer ergreift den

*) Auch die Fiaker in Neapel entblöden ſich nicht, wenn man bereits in einem Wagen fährt, zum Ueberſteigen in den ihren bereden zu wollen.

Mantelſak, der zweite den Hut, der dritte das Felleiſen des empfindſamen Reiſenden u. ſ. w., — unſchuldige gaſtfreundliche Sitten der Kinderwelt! aber die geöffnete Hand ſieht bereits modern aus, und das Zanken, Schmähen und Fluchen klingt durchaus nicht mehr bukoliſch. Ein vierter will ſelbſt die blankſten Stiefel puzen, ein fünfter dein ſpiegelglattes Kinn mit Gewalt noch einmal raſiren, ein ſechſter ſchreit dir von Alterthümern vor, noch andere bieten Mädchen aus, und der Ehrlichſte von allen iſt derjenige, der geradezu bettelt, oder der aufrichtige Gurgelabſchneider. Laſtträger, alte Hexen, Zöllner und ſchöne Dirnen liegen ſich um dich in den Haaren. Einer ſchmäht den andern, dich wollen aber alle einmüthig prellen. O Land der Idille! lange da deine derbe ſizilianiſche Palme hervor und mache Miene ſie geradezu wie Seehunde todtzuſchlagen, ſchone keines einzigen, mag er Mopſus oder Melampus heißen, ſchlage ihn todt und bezahle überall ſo wenig als möglich!

In duftiger Nacht bei ſchimmerndem Mondſcheine landeten wir auf Capri. Steil und dunkel ſtieg das Felſenufer hinan und ließ uns die Reize, die es umſchließt, errathen, die Sehnſucht darnach erwekte uns ſchon am frühen Morgen. Wir beſuchten die Ruinen

von Tibers Riesenschlosse, unferne darunter steht ein natürliches Felsenthor am Meere. Von da ritten wir bis an die fünfhundertsechsunddreißig Stufen hohe Felsenstiege, die nach Anacapri führt, und stiegen sodann über diese in den zweiten Theil der Insel, auf dem wegen der steilen Lage kein vierfüßiges Thier lebt, das größer als Hund und Kaze wäre. Auch das Kastell Barbarossas über Anacapri bestiegen wir, das Echo in einem seiner Gewölbe, so wie die Aussicht von seinem Gemäuer ist wundervoll. Das Meer darunter liegt kornblumenblau mit aquamarinfarbnen Fleken. Hierauf schifften wir noch Vormittags zur azurnen Grotte; erst vor einigen Jahren entdekte sie schwimmend ein Engländer; wir besuchten sie ebenso. Der Eingang in dieselbe ist wirklich kaum drei Schuh hoch und auch schmal, nur bei ruhiger See kann man ihn passiren. Innerhalb trifft man ein geräumiges Grottengewölbe, dessen Boden das Meer ist, gegen dieses hinaus wird es ebenfalls bis auf den oben beschriebenen geringen Eingang durch Felsen geschlossen, die jedoch einige Schuh unter dem Meerspiegel unterspült sind und abbrechen und so die Sonnenbeleuchtung von unten durch das Wasser eindringen lassen. Dadurch eben wird der wunderbare Azurschimmer aller Abstufungen hervorgebracht, der

Meer und Luft in dieſer Grotte bedekt. Die Wirkung deſſelben über Wellenkreiſen iſt ſeenhaft. Man befindet ſich in einer Grotte der Kalipſo.

Aber dies Alles mögen meine Leſer bereits aus Reiſebeſchreibungen wiſſen, ganz neu wird es ihnen jedoch ſein zu erfahren, daß wir eine ungeheure Flaſche mit herrlichem Capriweine auf einem Eſel während unſeres Umzuges auf der Inſel mit uns führten und in wenigen Stunden ausleerten. Dieſer Wein iſt wirklich einer der beſten auf der Welt, ähnlich dem Rheinweine, nur feuriger, duftiger und nicht ſo ſchwer. Wir nahmen vom hochgelben, der dem rothen vorzuziehen iſt, aber im elenden Wirthshauſe erhält man ihn freilich nicht, ſondern man muß ihn bei einem Weinbauer zu finden wiſſen.

Nachmittags fuhren wir nach Sorrent hinüber. In einer Bucht vor dieſem Städtchen nahmen wir das lieblichſte Meerbad. In dieſer Bucht fiel mir der „Schutt“ von Anaſtaſius Grün in das Meer, wahrlich ein Opfer dieſer Stelle angemeſſen. Die Bilderfülle dieſes Dichters war mir ſonſt manchmal läſtig, da bei ihm oft jede Zeile ein ganz entgegengeſeztes bringt; wer aber in dieſer Gegend ſeinen „Cincinnatus“ lieſet, dem werden alle die bunten zauberiſchen Bilder klar,

dieſe himmliſche Umgebung gibt den beſten Kommentar zum Gedichte. Eine Reiſe an dieſer Küſte iſt ein Flug durchs Paradies, und Anaſtaſius wird in den bezüglichen Schilderungen nicht mehr übertroffen werden.

Sorrent liegt in Orangenwäldern; Taſſos väterliches Haus gehört jezt dem Herzoge Laurita, es gleicht einem Palaſte und hat die herrlichſte Meeraussicht von der Terraſſe, unter der Orangengärten ſtehen. Von Sorrent ritt ich über die Waldhügel nach Caſtellamare, umduftet, umblüht von Orangen, von ihren goldenen Früchten umglänzt. In Thalriſſen prangen Öhlwälder, der Weg ſteigt ſanft, die Ausſicht über das göttliche Land, über das lachende Meer wird immer ſchöner. Im Abſenken verliert ſie jedoch wieder an Intereſſe, und endlich gelangte ich mit einbrechender Nacht auf der prächtigen neuen königlichen Straße nach Caſtellamare, das über'm verſchütteten Stabiä ſteht. Die Nacht war laut und hell, es wurde eben ein Madonnenfeſt gefeiert, Illuminazion und Feuerwerk überboten einander, Geſang und Muſik trieb ſich durch alle Gaſſen, es wurden ſogar hohe breite Freudenfeuer auf offenen Plätzen angezündet, und des Jubelns und Schwärmens war kein Ende. Blaß und ſtill lag das

Meer davor und die Sterne blizten und funkelten, wie nie in Deutschland.

Am frühen Morgen besuchte ich das Schloß der Anjou, das am Meere liegt, und dann das nahe königliche Lustschloß Cuisisana. Allerhalben tönten Maipfeifen, schlugen die Nachtigallen, überall Leben und heitere Sinnlichkeit. Ich hörte mehr Nachtigallen, als alle deutschen Dichter zusammen. Der königliche Park ist sehr schön, die Aussicht von der Plateforme des Schlosses über das Meer herrlich, rükwärts steht ein Bergwald von genießbaren Kastanien. Auch Private haben hier allerliebste Landhäuser, Reben- und Rosenterrassen, Blüthenlauben und Blumengelände; an einem kleinen Casino steht die schöne Aufschrift: Morituro satis.

In einem Fiaker fuhr ich nach Torre del greco, von dort auf der Eisenbahn nach Neapel. Wieder lag die herrliche Parthenope, das wundervolle Meer, der rauchende Vesuv vor mir, die prächtige Szenerie, von der ich ausgelaufen war, umgab mich wieder, und ich hatte in sieben Tagen einen der schönsten Ausflüge von der Welt gemacht.

Eisa.

Sizilien ist nicht mehr Italien, die Erdoberfläche, so wie die Einwohner beider sind merkwürdig von einander verschieden. Wer von Neapel nach der Kiklopeninsel fährt, wird bald durch den stets rauchenden Bergkegel von Stromboli auf ungewöhnliche Erscheinungen vorbereitet. Die äolischen Inseln, deren Stromboli eine ist, sind gleichsam die Ouvertüre Siziliens. Fünfzig Stunden weit sieht man in dunklen Nächten den Feuerbliz dieses Vulkans, seine Rauchsäule bei Tage in kaum geringerer Entfernung. Lipari war einst der Wohnsiz des Äolus, Vulkano der des Hefästos, jezt gedeiht nur noch der herrliche Malvasia auf ihnen. Aber noch lange behielten diese Inseln etwas Fabelhaftes an sich, und Bridon getraute sich nicht, Stromboli zu besuchen, weil er die Einwohner noch halb wild vermuthete. Spallanzani rühmt sich,

im Jahre 1788 Alikuda und Felikuda der erste in wissenschaftlicher Absicht besucht zu haben.

Das Meer ist hier kornblumenblau, der Himmel lachend und sonneverklärt, und bevor noch der Vulkan von Stromboli aus dem Gesichte verschwindet, erscheint schon der Ätna in Südosten hoch über dem Meerspiegel. Ich fuhr diesen Weg am ersten Mai und die Schneepracht des Feuerbergs überraschte mich. Ich war seit vielen Jahren gewohnt, den ersten Mai als einen Feiertag des Frühlings festlich zu begehen. In meiner Heimath, in einer Thalebene Kärntens, pflegte ich sonst in Gesellschaft meines Freundes Paulus an diesem Tage alljährlich einen Morgengang zu veranlassen. Die jungen Wiesen im Juwelenschmuke des Frühthaus, der blaue stille Fluß, der sich durch die Fluren schlängelt, der ruhige klare Himmel, alles was sich dort zeigte, schien einer lieblichen Idille entnommen. Unsere Stimmung mochte oft nicht zum Frieden jener Umgebungen taugen, aber ganz ohne Einfluß blieb die naive Natur doch nicht, und wenigstens in Erinnerung oder Sehnsucht bemeisterte sich unser die Stille des Frühlings. Unfern dem Landstädtchen, von dem wir auszogen, liegt eine anmuthige Anhöhe, ich verschweige ihren slavischen Namen, um durch den barbarischen

Klang deſſelben keine Illuſionen zu verſcheuchen; an ihrem öſtlichen Abhange ſteht am grünen Raine ein armſeliges Bauernhaus, unter deſſen Strohdache Menſchen und Vieh bukoliſch bei einander hauſen, daneben wachſen einige Kirſchbäume und Gemüſeſtauden hinter einem Gartenzaune, ein paar Bienenſtöke durchwürzen im Frühlinge die Luft mit Honigduſte, und eine Kuh und eine Ziege finden am Bergraine ihre Weide. Dahinter erhebt ſich ein niedriger Fichtenwald, und ganz nahe der Hütte ein Elſebaum, der am erſten Mai gewöhnlich ſchon in voller Blüthe ſteht.

Am Hügelvorſprunge unter demſelben bildet der hohe Raſen einen einfachen Siz, Maslieb blühen daneben, die kühle Frühlingsluft treibt weiße Blüthenblätter darüber. Aber der Anblik des reizenden Thals, die flatternden Schleier der Frühlingsnebel, der ernſte Bergzug im Hintergrunde erweken eine neue Reihe lieblicher Gefühle, und die Landſchaft erſcheint zwiſchen den Baumſtämmen und den ſanften Linien des Strohdaches und des Geheges gemildert und unbeſchreiblich ſanft. Unwillkührlich erwacht an dieſer Stelle die Melancholie des Frühlings in der Bruſt des Wanderers, jene wehmüthig heitere Beſchaulichkeit, die ſich ſo gern in den Anblik des geheimen Naturlebens verſenkt und dann

für alles Gleichniſſe und Zitate in der Menſchenbruſt findet. Auf dieſer Stelle im hohen Blumengraſe brachten Paulus und ich an jedem erſten Mai dem Frühlinge eine Libazion. Heute aber goß ich einen Becher des dunkelrothen ſikuler Weines in die blaue heilige Meerfluth. Die Erinnerung überkam mich auf der Höhe des kalabriſchen Meeres, und wie dünner Meerrauch ſtieg eine leiſe Dämmerung der Sehnſucht in der nördlichen Ferne. Ich wußte, daß Paulus beiläufig um dieſelbe Stunde den Weihguß unter dem Elſebaume der Heimath darbrachte.

Endlich erſcheint Palermo; zwiſchen den Vorgebirgen Zaferano und Pellegrino öffnet ſich der Meerbuſen, das Land umher iſt gebirgig, voll zerriſſener rother Kalkfelſen. Roth iſt überhaupt die Grundfarbe dieſer Landſchaft: der Boden iſt roth, die Sonnenſtrahlen ſind es, der aufſliegende Staub; ſelbſt die Häuſer ſind roth oder gelb übertüncht. Die weiße Farbe taugt für ſie nur bei uns im Norden, hier wo die Sonne ſtrahlt und glüht, wäre das nüchterne Weiß nicht die ſchikliche Färbung. Vom Monte Pellegrino ſchaut das Standbild der heiligen Roſalie in die Meerfluth, im Hintergrunde ſteigt das ſchöne Hügelland gegen Monreale, die Normannenſtadt, vorne aber

ſchwelgt berauſcht und beſeligt Palermo am Buſen des Meeres.

Sizilien iſt nicht mehr Italien, es ſieht aus wie der Orient oder wie Granada in der Maurenzeit. Die Erdgeſchoſſe in Palermo ſind in ihrer ganzen Ausdehnung zwiſchen Säulen und Pfeilern gegen die Gaſſe geöffnet, jedes Fenſter in den Stokwerken hat einen Balkon, die oberſte Etage wird oft von einem ringsum laufenden Gange mit Gitterwerk gebildet. Sie ſcheint den Frauen des Harems vorbehalten. Orangenbäume und Lauben vertreten hier und dort die Stelle des Daches. Die Tracht der Straßenjugend in Palermo iſt die des erſten Paars im Paradieſe. Dazwiſchen erheben ſich Normannenbauwerke, die Kathedrale gleicht der Moſchee in Granada, und ſeltſame Spizbogen verbinden den bizantiniſchen Stil mit dem gothiſchen. Die Landſchaft um Palermo ſtimmt ganz zum fremdartigen Eindruke der Stadt; Zitronen- und Orangenwäldchen hängen voll goldener Früchte, dazwiſchen ſteht der Johannesbrotbaum und die indiſche Feige. Um den Nordländer völlig zu verwirren, ſind hier die Zitronen ſüß und die Orangen herbe. Rieſige Aloen bilden das wilde Geſträuch dieſes Landes und die ſchönſten fremdartigſten Ausſichten eröffnen ſich. Ganze

Truppen seltsamen Volks begegnen Einem geschaart oder zerstreut auf Pferden und Eseln beritten, jeder trägt das gespannte Gewehr vor sich quer über dem Sattel; wenn irgendwo ein Vogel fliegt, reiten und laufen sie wie närrisch zusammen und feuern ihm nach, sie scheinen aber auch eben so bereit einen Menschen niederzuschießen.

In einer Vorstadt von Palermo liegt das sarazenische Lustschloß Cisa, von der Plateforme seines Daches hat man volle Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit dieser Gegend zu betrachten. Der rothe Grundton der Landschaft ist auch von diesem Standpunkte allerhalben zu bemerken; das eigenthümlich glänzende saftige Grün der Agrumen wird durch die blaßgrünen Kaktusgebüsche gehoben, die Konturen der Berge sind wild und scharf in die prächtig blauen Lüfte gerissen, und das weite Meer ist ein zweiter wallender Himmel. Helle Häuser, Wohnungen von Fröhlichen sind über die Landschaft ausgestreut, hier und dort erhebt sich der Thurm einer alten Basilika oder das fabelhafte Minaret einer einstigen Moschee. Cisa ist angeblich vor 900 Jahren gebaut worden, die Wahrheit dieser Nachricht kommt aus dem gegenwärtigen Baue schwer zu entwikeln. Sein Inneres ist noch wol erhalten und

bewohnt; in seltsamer Vertheilung laufen die Gemächer neben einander hin, eine schöne Treppenflucht steigt zwischen ihnen empor und führt zum Plattdache des Gebäudes, wo sich dessen Sonderbarkeit am eigenthümlichsten darlegt. Die Terrasse wölbt sich zwischen Zinnen, Kuppeln und Mauerkronen über den ganzen Umfang des Schlosses, Einsenkungen und durchbrochene Fenster erscheinen, und Zaken und Gitterkörbe springen hervor. Der wunderbare Bau und die herrlichste eigenthümliche Aussicht versezen in die Maurenzeit zurük. Darunter stehen blühende Granatbäume, Jasmin und Orangenblüthen duften herauf, eine Mandoline klingt irgendwo unsichtbar in einer Laube, und die befangenen Sinne erwarten jezt und jezt den Selam einer bezauberten Prinzessin.

Eine Terraſſe in Meſſina.

Schon beim Klange des Namens Meſſina fallen Einem denkwürdige und die Fantaſie aufregende Eigenthümlichkeiten dieſer Stadt ein. Die nahe Skilla und Charibde verſezen in die klaſſiſche Welt, die Fata morgana auf der gegenüber liegenden Küſte von Reggio in's Reich der Feen, und das fürchterliche Erdbeben vom Jahre 1783 und die Braut von Meſſina bieten in anderer Weiſe anregende Stoffe. Aber nicht vielen dürfte es bekannt ſein, daß Göthe ſein unſterbliches Lied:

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n,

auf einer Terraſſe in Meſſina gedichtet hat.

Man naht ſich der Stadt zur Seeſeite von Palermo herüber durch die berühmte Meerenge von Meſſina, und bald wird Einem die Skilla und Charibdis gezeigt, unſterblich durch den Geſang Homers und Virgils. Wenn man ſich aber an irgend einem

Gedichte von der Übertreibung der Poeten überzeugen kann, so ist dies mit den bezüglichen Hexametern der Fall. In der Meerenge von Messina bestehen nämlich zwei Strömungen, die eine an der sizilischen Küste treibt gegen, die an der kalabrischen von Messina. Jene heißt Calofaro und ihr einstiger Name Charibdis ist den Anwohnern kaum mehr bekannt, diese geht nahe an der kalabrischen Ortschaft Skilla vorüber. An der Seite der Charibde ist das Ufer nieder und sandig, flache Bänke mögen hier auch unter dem Meere fortlaufen, über ihnen stehen platte Wasserkreise und dazwischen seltsam aufwallende hüpfende Wellen. Aber die Erscheinung ermangelt ganz und gar des Außerordentlichen, man fährt ohne die geringste Gefahr in allen Richtungen darüber, ein nicht unangenehmes Schaukeln oder Tanzen des Schiffes ist die einzige Wirkung und Spur; Sage, ja Kenntniß des Ortes verlieren sich allmälig. Am kalabrischen Ufer gegenüber heißt ein Fleken und Kastell Skilla, bei dem seltsam zerrissene und getüftete Felsen voll Wogengebraus aus dem Meere ragen. In die hohlen Windungen derselben dringt das Wasser rauschend ein, wird ächzend durch- und aufgetrieben, und fällt dann wieder mit wildem Geheule. Noch bellt die Skilla, doch

die Gefahr iſt vorüber und nur bei konträren Winden, im Sturm erfaſſen ſich die Doppelſtrömungen der Meerenge, verwirren den Schiffer und machen ihm einen Lootſen nothwendig.

Meſſina liegt unter unregelmäßigen zakigen Bergreihen, die darüber im Halbkreiſe aufſteigen. Die Fundamente der Häuſer ſind koloſſal, ſchwere Säulen erheben ſich auf mächtigem Unterbaue, brechen aber vor ihrer halben Länge ab, weil die Einwohner ſeit jenem Erdbeben ſie weiter fortzuführen nicht mehr wagen. Übrigens iſt die Fiſiognomie der Stadt zu modern, um beſonders zu intereſſiren. Ein paar mittelalterliche Kaſtelle über der Stadt ſtimmen wenig zu ihren eleganten Promenaden. Doch die reizenden Frauen machen auch dieſe anziehend, ihre Feuerangen ſind brennend, liebewüthig und wahnſinnig. Die deutſchen Bürgertöchter, Stubenmädchen und Salondamen würden ſich daneben wie Waſſerweiber produziren. Als ich das Theater in Meſſina beſuchte, wurde dort eben Beatrice di Tenda gegeben, das Schauſpiel diesſeits des Vorhanges war jedoch intereſſanter als die Oper jenſeits. Allerhalben flogen und ſchoſſen die märchenhaften Blike umher; wer ſich die Braut von Meſſina holt, der verzichte auf die blauäugige deutſche Treue;

mit diesen Gluthblikeu müssen die himmlischen Weiber selbst neben dem Schaffote Beatrices auf verbotene Liebeshändel sinnen. Hier glüht und überströmt der Taumelkelch des Lebens.

Hinter dem Gitterwerke der Sprechsalone in den Frauenklöstern sprüht und glizert ein ähnliches Augenfeuerwerk. Die unzähligen Herzoge, Fürsten und Barone der Kikkopeninsel, die ihren Adel väterlicher Seite auf Polifem und mütterlicher bis zur schönen Galathee mit Leichtigkeit hinaufführen, lassen dort ihre Töchter erziehen; die jungen Prinzessinnen bleiben im Kloster eingesperrt, bis sie der Bräutigam abholt und aus dem Chorstuhle geht es unmittelbar ins Brautgemach. Gustav Schilling kannte diese Pensionate nicht, sonst hätte sein Mädchenhüter andere Farben bekommen. Es liegt vollkommen im Plane der Familien, daß zu ihren Töchtern der Zutritt offen sei, ja daß selbst den Freiern ihre verborgenen Reize nicht ganz entzogen bleiben. Hierzu ist nun ein geräumiges Sprechzimmer geöffnet, dem es nie an zahlreicher eleganter Gesellschaft gebricht, und in dem die seltsamste Nonnenwirthschaft besteht. Die jungen Damen in halb klösterlicher Tracht drängen sich an das Sprechgitter, es wird auf das lebhafteste geplaudert, gescherzt, gelacht,

und das vergoldete Holzwerk lauft immerwährend Gefahr, von den Feuerblikeu dahinter in Flammen verſezt zu werden. Es mögen die ſchüchternſten zaghafteſten Mädchen dort eingeſperrt ſein, aber was kann eine Meſſineſerin für die Gluth ihrer Augen?

S. Gregorio iſt eines der ſchönſten dieſer Nonnenklöſter von Meſſina, die Wände der Kirche ſind ganz mit koſtbarem florentiniſchen Marmor bedekt, allerhalben hinter goldenen Engelköpfen und buntem Laubwerke befinden ſich kleine geheime Gitterluken, und plözlich ſprechen mit dem Fremden, dem die Erlaubniß zu Theil wird die Kirche wegen irgend eines Bildes zu ungewöhnlicher Stunde zu beſuchen, alle Wände und Wölbungen.

Vor der Kirche eröffnet ſich die wunderbarſte Ausſicht; eine weite Terraſſe endet mit einer Baluſtrade, und alle Reize des abenteuerlichen Südens liegen vor den Bliken ausgebreitet. Von der Höhe des Kloſters ſenkt ſich die Stadt hinunter, der majeſtätiſche Kai, der Hafen, der Leuchtthurm liegen tief unten, davor wallt das prächtige Meer, und gegenüber nur halb enthüllt ragt die wilde Küſte Kalabriens mit den ſeltſamen Luftſpiegelungen empor. Durch die Meerenge fahren Schiffe mit weißen, weit geöffneten Segeln, in der

Ferne erſcheinen blaſſe Meerſtreife und der Glanz der Sonne vergoldet den Azur des Himmels. Heimlich und abgeſchränkt liegt unter der Terraſſe ein Orangengärtchen mitten zwiſchen den Häuſern, Mirten blühen neben dunklem Lorbeergebüſche darin, und über der ewigen Blüthe ſteht die prächtige Goldfrucht.

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n? ꝛc.

Das wunderbare Lied des deutſchen Meiſters klingt hier im Ohre des Wanderers, er ſteht an der Stelle, wo es gedichtet ward. Es iſt ein Lied, das bei uns im Norden alle Sehnſucht nach dem wunderbaren Süden aufregt, ein Lied, das in jenem herrlichen Lande jedem Deutſchen doppeltes Recht gibt, ſich der Pracht der Natur und des unſterblichen deutſchen Dichters zu erfreuen.

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n?

dort auf der Terraſſe von Meſſina liegt es vor dir ausgebreitet in all ſeiner Schönheit, mit all ſeinen überwältigenden Reizen, herrlich und einzig, wie es Homer beſungen vor dreitauſend Jahren, herrlich und einzig, wie's dem deutſchen Dichterfürſten erſchienen, und wie es noch nach dreitauſend Jahren den fernſten Enkel begrüßen wird.

Boccaccio und sein Dekameron.

Um die italienische Literatur gehörig würdigen zu können, muß man nicht nur mit ihrer Sprache vollkommen vertraut sein, sondern auch das reizende Land und seine Menschen und Sitten kennen: man muß in Italien gelebt, man muß es studirt haben. Die Deutschen hatten die Gewohnheit, kein Land mehr zu preisen als Italien, und kein Volk geringer zu schäzen als das italienische. Der Deutsche findet in sich allerdings keinen Maßstab für das Vollblut des Wälschen, der im Zorne schnell zum Messer greift, der mit seinen Neigungen und Leidenschaften, so zu sagen, immer im Naturzustande lebt. Stößt er seinem Nebenbuhler, seinem Beleidiger den Dolch plözlich in die Seite, so nennt ihn der Deutsche falsch und hinterlistig, während sich sein Gegner von ihm eines Besseren doch gar nicht versehen hatte. Das Messer ist die eigenthümliche Waffe des Wälschen, während, wie unsere Kriminalarchive nach-

weiſen, der Deutſche im heftigſten Zorne todtſchlägt oder erdroſſelt. Wer das ſcharf geſchnittene Geſicht des Italieners, ſeine ſchnellen klugen Augen beobachtet, der kann nicht überſehen, daß er in eine andere Form gegoſſen, aus anderen Stoffen gemiſcht ſein muß als der Deutſche, deſſen Höhepunkt einerſeits in goldnen Haaren und blauen Augen beſteht, während verſchwommene Züge und kalkbleiche Skrofelſucht auf der anderen Seite das unliebſame Äußerſte bezeichnen. Jener ſichtbaren Beendung und Entſchiedenheit entſpricht auch die innere Formfertigkeit des Italieners; ihm ſtehen ein Duzend Fraſen für einen Gedanken zu Gebote, ja oft jene ohne dieſen; was wir Deutſche Verlegenheit nennen, beſteht bei ihm höchſtens in dem Zweifel, welchen von den vielen Auswegen, die ihm in bedrängter Lage einfallen, er wählen ſolle.

Wenn ſich zu ſolcher Gewandtheit der Erfindung und des Ausdruks auch wirkliches Genie geſellt, dann muß jeder Unbefangene dem Genius Italiens ſeine Bewunderung freudig darbringen.

Solch ein Hochbegnadigter war Giovanni Boccaccio oder Boccacci, und der Dekameron iſt ſein Meiſterwerk. Boccaccios Erfindungsgabe iſt unerſchöpflich; womit moderne Novelliſten Bände gefüllt

hätten, das verſchwendet er in ſeinem Reichthume auf ein paar Blättern; ganze Bücher können von ſeinen Broſamen leben, und leben in der That davon.

Über Boccaccios Abſtammung ſind ſeine Biografen in Zwieſpalt, nur das Jahr ſeiner Geburt, 1313, iſt gewiß. Einige laſſen ihn den unehelichen Sohn eines florentiniſchen Kaufmannes und zu Paris geboren ſein, andere nennen Certaldo, einen Fleken ſüdlich von Florenz, als ſeinen Geburtsort und bezeichnen ihn als den ehelichen Sohn nicht wolhabender Eltern aus dem Kaufmannſtande. Dies ſcheint das Richtige zu ſein, denn auf ſeinem Grabmale zu Certaldo in der von ihm ſelbſt verfaßten Grabſchrift heißt es:

. . . . genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Schon als Knabe verrieth er Anlage und Neigung zur Dichtkunſt; er ſollte dann die Kaufmannſchaft, von ſeinem zehnten bis ſechszehnten Jahre in Paris, erlernen und ſpäter ſich dem Studium der Rechte zu Florenz widmen. Keiner der beiden Pläne führte an's Ziel, ſein Genius wies ihn in andere Bahnen, und die Poëſie blieb ſtets die Hauptaufgabe ſeines Lebens.

Auch ein mehrjähriger Aufenthalt in Neapel flößte ihm nicht größere Neigung zum Handelſtande ein, er

verkehrte faſt nur mit ſolchen Kreiſen, wo Dichtkunſt und Gelehrſamkeit galt und betrieben wurde, und genoß auch die Gönnerſchaft des Königs Robert und der Königin Johanna. Dort lernte er Petrarka kennen, noch bevor dieſer auf dem Kapitol zu Rom am erſten Oſtertage 1341 den Dichterlorbeer empfangen hatte; durch ihr ganzes Leben dauerte dieſe Freundſchaft und Wechſelwirkung. Boccaccio kam ſpäter als florentiniſcher Abgeſandte zu Petrarka nach Padua, um ihm die Nachricht zu überbringen, die Republik ſtelle ihm das ſeinem Vater konfiſzirte Vermögen zurük, und um ihn, jedoch vergebens, zu einer Lehrkanzel auf die in Florenz neuerrichtete Univerſität zu berufen. Beide kauften gemeinſchaftlich koſtbare Bücher, und trugen zum Studium der griechiſchen Sprache in Italien ſehr viel bei; Boccaccio ließ der erſte korrekte Abſchriften der homeriſchen Heldengedichte aus Griechenland kommen, er ſammelte mythologiſche Nachrichten aus den Werken der Alten und verbreitete ſie in ſeinem Buche: de genealogia deorum, libri XV: er trachtete die Skolaſtik durch das Studium der alten Klaſſiker zu verdrängen.

Petrarka gelang es, ihn dem Leben und der Literatur wieder zu gewinnen, als Boccaccio einſt

in aſketiſche Schwärmerei zu verfallen anfing; er unterſtüzte ihn mit ſeinem Vermögen und hinterließ ihm noch in ſeinem Teſtamente fünfzig florentiner Goldgulden. Petrarka verdanken wir Boccaccios unſterbliche Werke in Proſa, denn, da er Petrarkas italieniſche Gedichte las, verbrannte er die eigenen und wendete ſich ausſchließlich zur Proſa. Er fühlte es, in Verſen könne er Petrarka nie erreichen, und was wir von Boccaccio in ſolchen noch beſizen, wurde gegen ſeinen Willen erhalten.

Zu öffentlichen Sendungen wurde Boccaccio wiederholt verwendet; zulezt anvertraute ihm die Republik Florenz den Lehrſtuhl, den ſie für Erklärung der göttlichen Komödie errichtet hatte. Wir beſizen von Boccaccio ein Leben Dantes und ein Bruchſtük des Kommentars, das bis zum ſiebenzehnten Geſange der Hölle reicht. Noch zeigt man im Dom zu Florenz die Stelle, wo Boccaccio über Dante las, und ein paar Gemälde der Kirche beziehen ſich darauf; gegenüber vor der Taufkirche des heiligen Johann ſteht der bekannte Saſſo di Dante.

Seine Studien, insbeſonders über Dante, griffen ſeine Geſundheit an, auch die Nachricht von Petrarkas Tode erſchütterte ihn ſehr; er erholte ſich nicht

mehr völlig, und ſtarb im darauf folgenden Jahre 1375 am 21. Dezember.

Das Tagebuch Boccaccios, das erſt im laufenden Jahrhunderte in einer florentiner Bibliothek aufgefunden wurde, gibt über ſein Leben intereſſante Aufſchlüſſe. Auch von ſeinen Liebſchaften iſt mehres auf uns gekommen; in ſeiner Jugend liebte er Marie, die natürliche Tochter des Königs Robert, die er als Fiammetta in ſeinen Werken, insbeſonders im reizenden Romane: l'amorosa Fiammetta feiert, und der er auch ein längeres Gedicht in Terzinen: amorosa visione widmet, in welchem die Anfangsbuchſtaben der Terzinen zwei Sonette und eine Kanzone zu ihrem Lobe bilden. Später war er in eine florentiner Dame verliebt, die ihm einſt in einer kalten Winternacht ein Stelldichein beſtimmte; Boccaccio als feuriger Liebhaber erſchien leicht gekleidet, er mußte in einem Hofraume warten; der Wind blies eiſig und nirgend fand der Verliebte Unterſtand. Gleichwol harrte er vor den Fenſtern der Geliebten, und wirklich kam von Zeit zu Zeit eine zärtliche Botſchaft, die nahes Liebesglük verhieß, ja die Geliebte ſelbſt zeigte ſich zuweilen am Fenſter, aber die Beſuche und Hinderniſſe, die ſeinen Empfang verzögerten, waren angeblich noch immer nicht gehoben.

Endlich überzeugte ſich der abgekühlte Liebhaber, daß er geſoppt werde, jedoch zu ſpät, denn die Zugänge des Hofraums waren nun geſperrt, er mußte auch den Reſt der Nacht unter freiem Himmel zubringen und wurde noch überdies von der Dame und dem glüklicheren Nebenbuhler aus zärtlichem Verſteke verlacht. Aus Rache gegen ſie ſchrieb er ſein Labirint der Liebe, und in der ſiebenten Novelle des achten Tages des Dekameron verlokt er als florentiniſcher Skolar die falſche Geliebte auf eine offene Thurmzinne und läßt ſie dort am heißeſten Mittſommertage bis zum Abende ſtehen, während er von unten hinauf ſie mit höhnender Beredtſamkeit geißelt. Dieſe Novelle iſt ein Meiſterſtük des Stils und übertrifft in ihrer Art Demoſthenes' filippiſche und Zizeros katilinariſche Reden.

Der Dekameron iſt weitaus ſein vorzüglichſtes Werk. Er beginnt mit der Beſchreibung der Peſt, hinter der die ebenfalls berühmte Manzonis zurükſteht. Der Tod hält reiche Ernte in Florenz, ganze Geſchlechter ſterben aus, die Stadt iſt verödet: da finden ſich ſieben ſchöne Damen und drei Jünglinge, die lezten ihrer Familien, zuſammen, beſchließen, ſich der allgemeinen Trauer zu entziehen und mindeſtens fröhlich zu ſterben. Sie beziehen mit ihrer Dienerſchaft die reizendſten Land-

güter und ſchließen ſich von jedem anderen Umgange ab. An ſilbernen Waſſern lagern ſie im lieblichen Schatten, feiern heitere Male und Tänze, ſingen, ſpielen und muſiziren, und damit die trüben Gedanken an jüngſte Vorfälle vergeſſen werden, beſchließen ſie, einander Novellen zu erzählen und an jedem Tage aus ihrer Mitte einen König des Feſtes zu erwählen, denn ein Feſt ſoll ihnen jeder Tag ſein.

Der Dekameron enthält nun zehn ſolcher Tage; jeder beginnt mit einer anmuthigen Naturbeſchreibung, worauf dann jedes Mitglied der Geſellſchaft eine Begebenheit erzählt, ſo daß ſich zehn Novellen ergeben, die im ganzen wieder bis zu hundert ſteigen. Zuerſt wird nach Laune erzählt, was gerade beifällt; an den folgenden Tagen ſtellt aber der jeweilige König eine Aufgabe und bezeichnet ſo den Grundgedanken der nächſten zehn Geſchichten, ſei's die Liſt der Weiber, unglükliche Liebe oder auch nur plözlicher Witz und ſchnelle Faſſung in Verlegenheiten. Reichere Erfindung trifft man in keinem Buche; allerdings entnahm Boccaccio einige Stoffe aus alt provenzaliſchen Dichtern, doch bei weitem nicht ſo viele, als neuere Schriftſteller gerne vorgeben, um ihre eigenen Anleihen aus dem Dekameron zu beſchönigen.

Von lezteren seien nur einige der auffallendsten hier angeführt: Lessings berühmte Ringparabel ist in der dritten Novelle des ersten Tages zu finden; Bürgers Ballade Lenardo und Blandine wurde der ersten Novelle des vierten Tages, der Puls der achten Novelle des zweiten entnommen; Griseldis, Markgräfin von Saluzzo findet man in der lezten Novelle des Buches erzählt u. s. w.

Im Dekameron erscheint Boccaccio nicht nur gleichsam als Erfinder und erster Meister der italienischen Novelle, sondern er liefert auch einen der wichtigsten Beiträge zur italienischen Volk- und Sitten-Geschichte, er vorhält uns einen treuen Spiegel seiner Zeit. Das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert Italiens steht mit warmen Pulsschlägen in diesen Novellen; so froh und betrübt, so edel und so schlecht waren die Herzen damals, so voll ungemessener, feuriger, rührender und listiger Liebe die Frauen, so lüstern und wieder so asketisch die Mönche jener Zeiten. Der Dekameron ist ein wunderbares Werk, eine schönere Novellensammlung wird von einem Einzelnen nicht wieder geschrieben werden. Die erhabensten Züge menschlichen Daseins wechseln mit den rührendsten, die traurigsten mit den heitersten, die wizigsten mit den

schlüpfrigsten; aber auch diese Nuditäten sind naiv, naturgerecht und genußfroh beschrieben und jedenfalls weit unschädlicher als der Geschmak der modernen französischen Schule. Das Unanständige des Buches ist voll gesunder Sinnlichkeit; Boccaccio dachte: was man thut, davon könne man auch reden und schreiben.

Einen besonderen Reiz verleihen dem Buche die zeitgeschichtlichen Nebenblike. In der achten Novelle des neunten Tages erscheint Messer Filippo Argenti, der in Dantes Hölle im achten Gesange vorkommt: huom grande e nerbuto e bizzarro più che altro: wem fällt dabei nicht Dantes: quell' anima bizzarra fiorentina ein? Auch Meister Giotto tritt in den Novellen auf, wir erfahren in der fünften des sechsten Tages: ma quantunque la sua arte fosse grandissima, non era egli perciò nè di persona, nè d'aspetto in niun cosa più bello che fosse Messer Fiorese, der damals wegen seiner Häßlichkeit berühmt war. In der nächsten Novelle erfahren wir auch, daß sich die Familie Baronci wegen ihrer Häßlichkeit auszeichnete. Aus der komischen Tagesgeschichte jener florentiner Zeit lernen wir Bruno und Buffalmaco kennen, die den ehrlichen Ehegatten der Monna Tessa vielfach zum besten haben und später in das italie-

niſche Luſtſpiel als ſtehende Masken übergingen. Auch in Wizen und Sprichwörtern führt uns Boccaccio ſchalkhaften Volkskarakter vor, z. B. der Mailänder: è meglio un buon porco, che una bella tosa, oder jene Vertheidigung der Jugend: e quegli, che contro la mia età parlando vanno, mostran male, che conoscano, che perchè il porco abbia il capo bianco, che la coda sia verde. Der Diener des Frate Cipolla war tardo, sogliardo, bugiardo, — negligente, disubidiente e maldicente, — trascurato, smemorato e scostumato: drei herrliche Dreireime, die auch auf unſere Bedienten noch treflich paſſen.

Wie meiſterhaft endlich Boccaccio die wälſche Sprache behandelt, kann niemand überſehen, der ihn lieſt und verſteht; ſein Dekameron iſt noch immer ein Muſter italieniſchen Stils und zeigt, daß der Genius für alle Jahrhunderte zu ſchreiben verſteht. Boccaccio erfand, wie P. Bembo in ſeinen Noten bemerkt, die Aſſiſſi: datemi, vatene, oder brachte ſie doch erſt in Schwung.

Im Allgemeinen pflegt man dem Boccaccio nur lüſterne Hiſtörchen zuzumuthen, wie den Nachtigallenfang, den ſtummen Kloſtergärtner, die Kunſt ſelig zu werden u. d., er erzählt aber auch die zarteſten, rührendſten

Geſchichten, bei deren Leſung man ſich der Thränen kaum enthalten kann. Wie zart iſt z. B. die neunte Novelle des fünften Tags, in der Federigo degli Alberighi aus Florenz Monna Giovanna über alles aber ohne Erwiderung liebt. Sie heiratete einen andern; er, um ſie zu vergeſſen, ſtürzt ſich in die Zerſtreuungen der Welt und verſchwendet ſein Vermögen. Noch ſehr jung wird ſie Wittwe und beſizt von ihrem Gatten einen Sohn und großes Vermögen. Federigo blieb von dem ſeinigen nur noch ein kleines Landhaus und ein Edelfalk, der vortreflichſte in Florenz. Giovannas Söhnlein erkrankt auf den Tod; ſeine lezte Sehnſucht geht nach des Verarmten Falken, es möchte ihn als Eigenthum beſizen, dann würde es bald wieder geſund werden und auf die Reiherbeize ausziehen können. Monna Giovanna entſchließt ſich, den verſchmähten Geliebten zu beſuchen und ihn um ſeinen Falken zu bitten. Sie kommt zu ihm, er, um ſie zu bewirthen, ſchlachtet heimlich ſein Lieblingsthier, den Falken, da er für die Tafel kein anderes Federvieh mehr beſizt; erſt nach Tiſche eröffnet ſie ihm ihr Anliegen, er iſt troſtlos, ihr die einzige Bitte nicht gewähren zu können, die ſie je an ihn gerichtet. Sie aber verläßt ihn gerührt von ſo viel Liebe, und da

ihr krankes Kind bald darauf ſtirbt, heiratet ſie Federigo, der im Taumel des Reichthums ſo wie unter dem Druke der Armuth ſie nicht zu vergeſſen vermochte.

Noch rührender, ja von wunderbarer Zartheit und Trauer iſt die achte Novelle des vierten Tags, in der Girolamo Silveſtra ohne Erwiderung liebt; er will ſie vergeſſen und geht nach Paris; als er zurük kommt, findet er ſie an einen ehrlichen Handwerker verheiratet. Mit Liebe und Gram im Herzen ſchleppt Girolamo ſein mühſeliges Leben weiter. Eines Abends verbirgt er ſich in ihrer Stube; als der Gatte bereits ſchlief, entdekte er ſich ihr und bittet ſie, ihn nur einige Augenblike neben ſich ausruhen zu laſſen. Aus Furcht, ihren Ehegatten aufzuweken, duldet ſie ihn zitternd bei ſich; er aber ſpricht nicht mehr und berührt ſie nicht, ſondern ſtirbt am gebrochenen Herzen an ihrer Seite. Jezt muß ſie ſich dem Gatten entdeken; er glaubt ihrer Unſchuld; ſie tragen den Leichnam fort. Er wird von ſeinen Verwandten gefunden und am nächſten Tage in einer Kirche aufgebahrt; das Volk kommt zahlreich in die Todtenkapelle; auch Silveſtra will ihn noch einmal ſehen, es drängt ſie unwiderſtehlich zu ſeiner Leiche. Macht Plaz für Silveſtra! rufen die Leute, ſobald ſie ſie erkennen, ſeht, um die hier ſtarb er. Sie tritt

zum Todten, er liegt in Blumen, und siehe da, sie, die von der Liebe des Lebenden nie gerührt wurde, überkommt nun plözlich unsägliches Wehe. O Girolamo, Girolamo! ruft sie, und daß er sie über alles liebte, und daß nicht ihr Gatte, daß niemand sie so heiß wie er geliebt hat und lieben wird, fühlt sie jezt mit einem Male und sinkt todt über seine Leiche.

Nikolaus Machiavelli und seine Schriften.

Wenn man die literären Bewegungen Italiens vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des sechszehnten mit dem gleichzeitigen Schriftenthume Deutschlands vergleicht, so ergeben sich merkwürdige Unterschiede. Die deutschen Schriftwerke jener Zeit sind vom romantischen Geiste des Mittelalters durchhaucht, während in den gleichzeitigen italienischen bereits die neuere Zeit beginnt. Schon Dante hat diesen Reigen eröffnet, seine Frömmigkeit ist nicht mehr der deutschen religiösen Schwärmerei zu vergleichen, sie wird metasisisch, gedankenscharf, skeptisch, und oft überraschen seine jungen Ideen, die er hellsehend der Zukunft abgelauscht zu haben scheint. Auch im kühnsten Fluge fantastischer Rittergeschichten zeigt sich Ariost willkührlich, und häufig durchbricht sie schon jene Ironie, die ein Jahrhundert später das Werk des Cervantes

unſterblich gemacht hat. Aber auch die Weiſe des Lebens und alle Verhältniſſe waren damals in Deutſchland von jenen Italiens verſchieden: bei uns lebte das Lehenband noch in voller Kraft, ſelbſt die Reichsſtädte entwikelten ſich in ſeinem Schuze; Tirannen und Bürgerthum traten in Italien ganz anders auf: die deutſche Lehenhoheit war dort längſt läſtig und allmälig auch lächerlich geworden; wo ſich einheimiſche aufwarf, ward ſie nur als Vorwand moderner Zettelungen ausgebeutet. Der Heerbann der Vaſalen war in Italien abgekommen, das Kriegsweſen lag in den Händen der Condottieri und meiſt fremder Söldner. In Deutſchland gelangte man faſt erſt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu dieſem Siſteme. Die Provinzialen Wälſchlands hatten überhaupt wenig Anlage für das Fantaſtiſche des Mittelalters; die Bauwerke und Statuen der antiken Kunſt breiteten zu viel klares Leben um ſie, auch die bizantiniſche Nüchternheit und Spizfindigkeit wirkte entgegen. Nur das große Germanien war die Wiege der deutſchen Traumſucht geblieben, in der die roſigen Wunder: Liebe, Treue, Frömmigkeit und Ehre groß geſchaukelt wurden.

Zeigte ſich ſchon die italieniſche Poeſie mit den neuen Ideen vertraut, ſo eröffneten andererſeits ihre Pro-

latoren die moderne Literatur in würdigſter Weiſe. Ihre Lebensanſicht enthält nichts Mittelaltriges, ihr Stil kann noch den lebenden Schriftſtellern als Vorbild dienen.

Nikolaus Machiavell, Sohn des Bernhard, ward zu Florenz im Jahre 1467 geboren; er ſtammte aus altadeliger, begüterter Familie, die gleichwol hinter den herrſchenden Geſchlechtern im zweiten Range ſtehen geblieben war. Seine Voreltern tauchen zwar manchmal in der florentiniſchen Geſchichte ſelbſt in den höchſten Würden auf, aber ſie haben ſich nie deren Lenkung angemaßt, ſie machten nie Geſchichte, nur ihr Enkel Nicolo ſchrieb ſie, und zwar unſterblich. Er ward zum Staatsmanne erzogen, dahin ſtrebten ſeine Studieen, der berühmte Politiker und Filologe Marcellus Virgilius war ſein Lehrer in den Wiſſenſchaften. Nicolo war dreiundzwanzig Jahre alt, als der große Lorenz von Medici ſtarb, deſſen Tod ſelbſt der Himmel mit Wundern und Zeichen betrauerte. Sein Sohn Piero, der die Leitung des Staates übernahm, konnte ſich wegen Unfähigkeit nur zwei Jahre halten, er machte ſich den Herzog von Mailand und den König von Frankreich zu Feinden, die Florentiner haßten und verachteten ihn wegen ſeiner Unklugheit und Schwäche, die dem Staate viel Schaden

zufügte; im Jahre 1474 wurde er mit seinem ganzen Geschlechte verbannt, die entvormundete Republik schloß bald darauf durch ihren Gesandten Capponi Frieden mit dem Könige von Frankreich; Machivell macht darüber in seiner Reimkronik ein derbes Wortspiel:

Lo strepito degli armi e dei cavalli
Non potè far, che non fosse sentita
La voce d'un Cappon (Kapaunes) fra cento Galli (Hahnen.)

Frankreich blieb nun durch eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen mit Florenz im Bunde, und wurde von diesem gleichsam als Schutzmacht betrachtet. Im Jahre 1498 begann Machiavell seine öffentliche Laufbahn als Kanzler, und ward bald darauf Sekretär im Amte der Zehn, denen die Leitung des Staates übertragen war. Er beliebte daher bei den meisten seiner Schriften sich als florentinischer Sekretär zu unterschreiben. Vierzehn Jahre diente er nun ununterbrochen der Republik; sie kam in dieser Zeit in die verschiedensten Wechselfälle und brauchte ausgezeichnete Unterhändler, um sich zwischen den zweideutigen Nachbarn und im Zanke, den Frankreich, Spanien und Deutschland um das schöne Italien erhoben, zu erhalten. Machiavell wurde bis zum Jahre 1512 zu einundzwanzig diplomatischen Sendungen verwendet, über deren fünf

wir seine Gesandtschaftberichte im Druke besizen; ihm wurden die schwierigsten Verhandlungen anvertraut, aber wenn er die Verwirrungen dann geschlichtet und ein erwünschtes Uebereinkommen geordnet hatte, wurde er nicht selten abberufen und nach ihm ein Botschafter, damals Orator genannt, aus einer der ersten Familien von Florenz abgesendet, der nur mehr die Urkunden zu unterzeichnen und die Lorbeern einzuheimsen hatte, die der treffliche Mann im stillen bereits zurechtgelegt hatte. Man sieht, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die vielen Sendungen, zu denen er verwendet wurde, beweisen, daß Machiavell sie zur Zufriedenheit seiner Mitbürger durchgeführt hat; die bereits erwähnten brieflichen Berichte darüber sezen auch die Nachwelt in die Lage, seine Sicherheit, Umsicht und Gewandtheit aus eigner Überzeugung zu bewundern.

Es ist nicht außer Zweifel gesezt, welche seiner literarischen Werke Machiavell in diesem Zeitraum geschrieben hat; ich glaube jedoch, ungeachtet seiner vielen amtlichen Beschäftigungen einen nicht unbedeutenden Theil derselben dahin rechnen zu müssen. Wenn der Mensch in edler Weise seine äußere Thätigkeit an ein großes würdiges Ziel wenden kann, dann regt sich

auch der Genius und mit den Thaten wetteifern die inneren Schöpfungen.

In dieſe Geſchäftsperiode Machiavells fallen wiederholte Empörungen florentiniſcher Städte, der Kampf der Spanier und Franzoſen um Neapel, die mailänder Händel, Maximilians Rüſtungen zu einem Römerzuge und die zwei berühmten Ligueu. Es herrſchten in dieſer Zeit zwei denkwürdige Päpſte Alexander VI. und Julius II.; Pius III. regierte nur wenige Tage und kommt nicht in Betracht zu ziehen, obwol Machiavell gerade damals als florentiniſcher Geſandter in Rom anweſend war. Papſt Alexander Borgia iſt zu bekannt, als daß die Schilderung ſeines Karakters nöthig wäre; Machiavell ſagt über ſeinen Tod:

Portato fu fra l'anime beato
Lo spirto di Alessandro glorioso;
Del qual seguiro le sante pedate
Tre sue familiari e care ancelle,
Lussuria, simonia e crudeltate.

Dieſer Papſt wollte ſeinem Sohne Cäſar einen reichen Staat hinterlaſſen, Cäſar dachte ſogar daran, König von Italien zu werden; in der That gelang es ihm durch Grauſamkeiten und wiederholten Treubruch die Romagna zu unterwerfen, indem er die vielen kleinen Herren, die darin Beſitzungen hatten, vertrieb oder

ermordete. Ungeachtet ſcheinbarer Freundſchaft mit Florenz trug er große Begierde nach dem Gebiete der Republik. Cäſar war nach dem Berichte des venezianiſchen Geſandten Capello der ſchönſte Mann Italiens, groß, ſchlank und von den einnehmendſten Geſichtzügen; er war ſo ſtark, daß er bei einem Thiergefechte in Rom ſechs Stiere tödtete und einem davon den Kopf mit einem einzigen Hiebe abſchlug. Er war nüchtern und hatte ſich, wenn er wollte, ganz in der Gewalt; er war ſchlau wie Schlangen, eidbrüchig, herrſchſüchtig, grauſam, blutgetränkt. Wenn er einen Plan auszuführen gedachte, war ihm nichts heilig und unverletzlich. Der Papſt, ſein Vater, liebte und fürchtete ihn; Cäſar tödtete einſt deſſen Liebling M. Peroto, der ſich unter den Mantel des Papſtes flüchtete, ſo daß dieſem das Blut in das Antliz ſprizte. Wenn er übler Laune war, gab er nur ſeinem Henker Michelotto Audienz, wie Sebaſtian di Branca de'Telini in ſeinem handſchriftlichen Diario in der barberiniſchen Bibliothek berichtet.

Julius II. Rovere, der im Jahre 1503 Papſt wurde, war in vielem das Gegentheil Alexanders; hatte dieſer nur für die Bereicherung der Borgia geſorgt, ſo war Julius für die Vergrößerung des Staates

der Kirche begeistert. Er nahm Cäsars Besitzungen in Beschlag und ihn selbst gefangen, unterwarf sich eine Anzahl bedeutender Städte Mittelitaliens, trat dann gegen die Venezianer in die Ligue von Cambrai, und als diese ungünstige Erfolge hatte, brachte er im Jahre 1510 den heiligen Bund zustande, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Die Florentiner blieben Ludwig XII. treu, dieser wollte nach Pisa, das ihnen unterthänig war, ein Konzil gegen den Papst berufen; Machiavell rieth seinem Vaterlande dringend an, dies abzulehnen, und ging deswegen als Gesandter zum Könige. Gleichwol kam es zustande, und er wurde hingeschikt um es zu beobachten und um nach Möglichkeit dessen Auflösung zu bewirken. Dennoch blieb der Papst auf die Florentiner sehr erzürnt, raubte ihnen in Verbindung mit Ferdinand von Aragonien im Jahre 1512 die Freiheit und sezte die Medizeer wieder ein. Der Kardinal Giovanni und der jüngere Lorenzo von Medici übernahmen die Diktatur, Machiavell, der treue Sohn der Republik wurde seines Amtes entsezt und nur aus Gnade von der Verbannung befreit; als aber bald darauf die Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Kardinal entdekt ward, hielt man Machiavell der Theilnahme verdächtig; er wurde

nach langem ruhmvollen Staatsdienſte grauſamer Tortur übergeben, ſtandhaft ertrug er ſie und ward hierauf in das Gefängniß geworfen. Erſt da der Kardinal als Leo X. im Jahre 1513 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, erhielt Machiavell nebſt andern politiſchen Gefangenen die Freiheit. Lorenzo der jüngere behielt die Leitung des Staates und führte ſie, bis er im Jahre 1519 ermordet wurde. Der Ripot Julius wurde in dieſer Zeit Erzbiſchof von Florenz und bediente ſich Machiavells als Rathgebers. Noch einmal wurde dieſer einer Verſchwörung gegen die Medizeer verdächtig und mußte wieder in das Privatleben zurükkehren. Auch der Ripot erhielt im Jahre 1523 als Klemens VII. die Tiara, und Machiavell wurden noch ein paar öffentliche Miſſionen anvertraut; dieſe zweideutige Gunſt der Medizeer machte ihm ſeine republikaniſch geſinnten Landsleute abgeneigt, und als ſie im Jahre 1527 den laſterhaften Aleſſandro von Medici verjagten, mistrauten ſie Machiavell. Er aber ſtarb ſchon am 22. Juni dieſes Jahres; die Sonne der Freiheit lächelte noch einmal — über ſeinem Sarge, das ungerechte Urtheil ſeiner Landsleute konnte ihm ihren Strahl nicht verkümmern; ihr ſchnelles Erlöſchen fiel jenſeits ſeines Grabes.

Nikolaus Machiavell hinterließ jedem ſeiner vier Söhne als Familienfideikommiſſe Landgüter oder Häuſer in Florenz, dem älteſten, Bernhard unter anderm eines, das Poggio hieß, — vielleicht das ſpäter großherzogliche Luſtſchloß Poggio imperiale. Hierdurch wird die Meinung, daß er in Dürftigkeit lebte, die auch in das Brokhaus'ſche Converſazionslexikon überging, am beſtimmteſten widerlegt. Zu dieſer irrigen Anſicht gaben wol einige ſeiner Briefe, die ſich unter den Geſandtſchaftberichten befinden, Veranlaſſung. Er erhielt nemlich vor jeder Abreiſe von den kargen Signori geringe Vorſchüſſe, — ein Mal nur dreiunddreißig Dukaten, ein anderes Mal fünfunddfünfzig, — und berechnete ihnen dann, daß er ſie bereits ausgegeben habe, und bittet, allerdings ziemlich dringend, um weitere Sendungen, indem er bereits aus Eigenem Ausgaben beſtritten habe und dies nicht weiter thun könne. Dadurch darf man ſich nicht irre leiten laſſen, der ſparſame Mann kannte ſeine Herren zu genau, um nicht zu wiſſen, daß der Beſitz hängenden Anſprüchen vorzuziehen ſei. Auch ſeiner Gattin Maria dei Corſini hinterließ er in demſelben Teſtamente vom 27. November 1522 außer den Geräthſchaften ein Landgut und ein paar Häuſer; für ſeine Tochter Bartholomea beſtimmte er das Heiratgut

in Luoghi di Monte — unseren heutigen Staatspapieren ähnlich, einen Forst und zweihundert Goldgulden, nebstdem, bis sie heiratete, eine jährliche Alimentazion von drei Goldgulden.

Merkwürdig ist der Vergleich zwischen diesem Unterhaltbetrage einer vornehmen Dame und dem Porto der Briefe, die Machiavell aus Furli oder Rom an die Republik schrieb, es betrug für einen einzelnen Brief gewöhnlich zwei Goldgulden: wie viele Liebesbriefe durfte seine Tochter aus gleicher Entfernung in einem Jahre unfrankirt erhalten?

Sein Vaterland ließ ihm in der Folge durch Spinazzi ein herrliches Denkmal in Santa Croce jezen; in dieser Kirche befinden sich die Gräber der berühmtesten Florentiner; ich gestehe, daß mir das Denkmal Machiavells den großartigsten Eindruck zurükließ, obwol das nahe Alfieris von Canova verfertigt ist.

Diese wenigen Umrisse über Machiavells äußere Verhältnisse und über die damalige Stellung seines Vaterlands mögen genügen: ich gehe zu seinen Schriften über und beginne mit den historischen. Machiavell ist noch immer der erste, unübertroffene Geschichtschreiber Italiens, seine acht Bücher florentinischer Geschichten sind ein Meisterwerk, das nur unter den griechischen

Klassikern Ebenbürtiges findet. Wir Deutschen besitzen keine gleich vortreffliche Einzelgeschichte. Papst Klemens VII. trug ihm dies Werk schon damals auf, als er im Jahre 1519 als Erzbischof von Florenz die dortigen Staatsverhältnisse gemeinschaftlich mit seinem Vetter Alessandro leitete, der später im Jahre 1531 der erste Herzog von Florenz wurde; diesem Papste ist auch das Werk gewidmet, es muß daher zwischen 1520 und 1527 geschrieben worden sein. Machiavell sagt davon in der Dedikazion und in einem Briefe an Guicciardini, daß er, ohne die Wahrheit zu verlezen, es doch so machen wollte, daß sich niemand beklagen könne, in der ersteren trachtet er sich vorzüglich vor dem Vorwurf der Schmeichelei zu bewahren. Wahr ist es, er lobt die Medizeer nicht wenig, aber sie waren größtentheils auch hervorragende Männer. Machiavell fängt im ersten Buche mit dem Falle des weströmischen Reiches an und erzählt in scharfen Umrissen die Geschichte Italiens bis zum Jahre 1434. Ein klarerer Vortrag ist bei solcher Gedrängtheit kaum möglich. Im zweiten Buche beginnt er mit den ältesten Sagen und Nachrichten über die Gründung der Stadt Florenz, und gibt eine Übersicht ihrer Geschichte und Verfassungen bis zum Jahre 1353. Das dritte Buch führt

dieſe Aufgabe bis zum Jahre 1434 weiter. Die vier lezten Bücher endlich behandeln in lebendiger Darſtellung und pragmatiſcher Klarheit die Geſchichte von Florenz bis zum Jahre 1492, in welchem Lorenzo il Magnifico ſtarb. Hierauf folgten ſchwache und grauſame Mediceer, ſie wurden vertrieben und unterjochten dann wieder die Republik, unſer Geſchichtſchreiber erlitt durch ſie die Tortur, was ſollte er von dieſen Zeiten in ausführlicher Weiſe ſagen, das ſich einem Mediceer widmen ließe? Aus ſolchen Gründen ohne Zweifel entbehren wir die Fortſezung dieſer Geſchichte, was um ſo bedauerlicher iſt, da Machiavelli jezt zu der Periode käme, in der er ſelbſt an den Ereigniſſen mitgewirkt hat. Aber jedenfalls bleibt ſie ein unvergleichliches Meiſterwerk, lebhaft und intereſſant in allen Theilen, ein Zeugniß der freiheitliebenden aber doch maßvollen Anſicht des Verfaſſers, ſeiner durchgreifenden Studieen, ſeiner warmen Liebe für Florenz und Italien. Dieſe Neigung hat ihn jedoch nie blind für deſſen Fehler gemacht, er rügt ſie nur um ſo ernſter. Machiavell machte ſich zum Grundſaze der Darſtellung, jedes einzelne Ereigniß ohne Unterbrechung bis zu deſſen Ende vorzutragen, erſt dann kehrt er, wenn auch um einige Jahre zum allgemeinen Faden der Geſchichte zurük;

in den vortrefflichen Reden, die jedoch nur selten eingeflochten sind, ist er dem Thukidides, in edlen, kräftig kurzen Sentenzen dem Tacitus vergleichbar. An einzelnen höchst interessanten Zügen und Notizen ist das Buch überreich.

An diese florentinischen Geschichten reiht sich seine Reimkronik in Terzinen. Das erste Decennale erzählt geschikt und mitunter recht wizig die Geschichte Italiens durch zehn Jahre vom Jahre 1494, dem Jahre der florentinischen Freiheit angefangen; er vollendete es in vierzehn Tagen, wie aus einem Briefe an Alamanno Salviato hervorgeht. Das zweite Decennale sollte die nächsten zehn Jahre in sich begreifen, es bricht jedoch mit dem Jahre 1510 ab; die folgenden Ereignisse vertrugen nicht einmal mehr den Kronikenstil.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Florentiner bis zum Jahre 1750 die Jahrzahl nicht am ersten Jänner, sondern am fünfzehnten Merz wechselten, woraus in den Jahrangaben ihrer Geschichte leicht Widersprüche entstehen.

Machiavells historische Monografie über die Art und Weise, wie Cäsar Borgia die Häupter seiner Feinde, der Orsini und Vitelli listiger Weise gefangen nahm und tödten ließ, behandelt ein Ereigniß,

deſſen Augenzeuge er als florentiniſcher Geſandte bei Cäſar im Jahre 1502 geweſen iſt. Der Vortrag iſt einfach und lichtvoll.

Seine Ritratti delle cose della Francia e della Alamagna ſind lebhafte Sittenſchilderungen, mit werthvollen ſtatiſtiſchen Angaben untermiſcht. Er lobt die Deutſchen als tapfer aber verſchweigt nicht ihre Rohheit. Hier eine Probe ſeiner Anſicht: Vivono come poveri: non edificano, non vestono e non hanno masserizie in casa. Basta loro lo abbandonare di pane, di carne e avere stufa dove rifuggire il freddo.

Die Biografie Caſtruccio Caſtracani, des Herrn von Luca reiht ſich unmittelbar an dieſe hiſtoriſchen Arbeiten. Ein abenteuerlicher Lebenslauf wird auf das anmuthigſte vorgetragen, ein Stück Weltgeſchichte dient als Hintergrund, und endlich ſchließt eine Reihe denkwürdiger und witziger Sprüche und Anekdoten aus Caſtruccios Leben das Ganze. Ich las irgendwo Tadel über dieſe Biografie, ſtimme dieſer Anſicht aber durchaus nicht bei; was kernhafte Darſtellung und Geſinnungstreue anbelangt, könnten die geglätteten Biografien Varnhagens dabei in die Schule gehen, deren kürzere den Eindruk machen, als ſchike Einem

ein großer Herr eine zierlich gestochene Visitkarte in das Haus.

Zunächst kommen zwei berühmte politische Schriften: I discorsi und Il Principe in Betracht zu ziehen; beide sind reich mit einzelnen historischen Schilderungen durchschossen. In der ersteren entwikelt er in 141 Abhandlungen über die zehn ersten Bücher des Titus Livius seine republikanische Ansicht; er beobachtet dabei die Methode, daß er eine politische Frage aufwirft, dazu ein passendes Beispiel aus der römischen Geschichte anführt, darauf eines aus der florentinischen Geschichte folgen läßt, und an beiden die Beantwortung entwikelt. Diese Diskorsi bezeugen seine tiefe Kenntniß des Alterthums, seine warme Liebe für sein Vaterland. Auch diese Aufsäze enthalten viel Lehrreiches und Interessantes. Die Franzosen, sagt er, seien am Anfange eines Treffens mehr als Männer, am Ende weniger als Weiber. Er verdammt Julius Cäsar strenger als Katilina, da jener das durchführte, was dieser nur versucht hatte. Wie verschieden ist diese Beurtheilung von der seines Landsmannes Dante, der Brutus, den Mörder Cäsars in den lezten Höllenkreis neben Judas versezt.

Sein Buch vom Fürsten wird gewöhnlich ganz unrich-

tig beurtheilt; die Grundiäze, die darin ausgesprochen werden und die man daraus ableiten zu sollen glaubte, sind unter dem Namen Machiavellismus bekannt genug; Friedrich der Große und Andere hielten sich verpflichtet, einen Antimachiavell zu schreiben, und noch F. C. Schlosser beschuldigt Machiavell, über den Bestechungen der Medici seine freie Gesinnung abgelegt zu haben. Allein nirgends findet sich die Spur einer Bestechung; die verbindlichen allgemeinen Ausdrüke in der schon erwähnten Widmung an Klemens VII. und in der des Principe an Lorenz den jüngern von Medici können unmöglich als Beweise dafür angesehen werden. In der lezteren spielt er vielmehr an sein fortdauernd widriges Schikjal an. Die Voraussezung, daß die Güter, die er hinterließ, ihm von den Medizeern geschenkt worden seien, entbehrt jeder Bestätigung, ja der Umstand, daß die meisten davon nach den in seinem Testamente angegebnen Begrenzungen mitten zwischen den Beßzungen anderer Linien der Machiavelli lagen, läßt vielmehr schließen, daß er sie als Familiengüter ererbt habe, und daß die Machiavelli überhaupt unter die mehrfach begüterten Familien von Florenz gehörten. Machiavell stand während der Republik in einem bedeutenden Staatsamte, [illegible]rd vielfach

zu ehrenvollen Sendungen verwendet; seine äußere Stellung unter den Medizeern verlor sehr von dieser früheren Bedeutung. Möglich ist es, daß er für seine beiden den Medizeern gewidmeten Schriftwerke von ihnen irgend eine Belohnung erhielt, aber warum sollte der Autor ein Honorar verschmähen, und die Medizeer bezahlten damit auf keinen Fall nach Verdienst seine Arbeiten, die in ihrer Art so unsterblich sind, wie die nach diesen Fürsten benannten Kunstwerke der Tribüne. Über diese Dedikazionen darf man sich in keinem Falle wundern, Machiavell pflegte nach der Sitte seiner Zeit jedes seiner größeren Werke einem ausgezeichneten Mitbürger zu widmen, wie konnte er da die Medici, die damals die Gewalthaber des Staates waren, leer ausgehen lassen?

Der Leser darf jedoch nicht vergessen, daß Machiavell unter ihrer Diktatur seiner Ämter und Würden entsezt und fast durch ein Jahr gefangen gehalten wurde, zweimal ward er eines Komplotes gegen sie verdächtig befunden, selbst der Folter hatten sie ihn übergeben.

Wenn ihn somit nicht Bestechung oder Kriecherei zum Schreiben des Fürsten bewog, — wenn die darin ausgesprochenen Grundsäze nicht die seinen waren, was bewog ihn wol dieses Buch zu schreiben? Machiavell,

ein warmer Patriot sah sein Vaterland an die Medizeer verloren gehen; noch war Lorenzo nicht Fürst von Florenz, aber das Unvermeidliche fing an herein zu brechen. Wer in jener Zeit sich in Italien eines Gemeinwesens bemächtigen wollte, oder seine Herrschaft erhalten und vergrößern, der mußte Cäsar Borgia nachahmen, Blut durfte nicht geschont, List und Gewalt nicht gespart werden: Machiavell schauderte zurük vor dem Schiksale, das sein Vaterland bedrohte, der Mann des Friedens hatte zu seinem Schuze keine Waffen als seine unsterbliche Feder; ruhig und fest entwarf er das Bild eines Usurpators, unwillkührlich gewann es die Züge des Tirannen Borgia; diesen Spiegel mit all seinen Scheußlichkeiten hielt er Lorenzo vor, nicht mit der donnernden Stimme warnender Drohung, sondern mit den unerbittlichen Worten eines scheinbar unabsichtlichen Autors. Er räth Lorenzo keineswegs diesem Bilde zu gleichen, er lobt nirgends die Grundsäze seines Fürsten; er stellt sie nur hin mit der Sicherheit des Verstandes; will Lorenzo sich das Fürstenthum anmaßen, so muß er handeln, wie das nach Borgia entworfene Ideal. Aber zwischen den blutgetränkten Zeilen irren die Geister der Betrogenen, der Erschlagenen, und mit drohendem Finger rufen sie gegen Lorenzo:

Werde nicht wie dieſer! Das ganze Buch iſt mit Entfernung jeder Leidenſchaft geſchrieben, der kalte kluge Verſtand ging darin den Muſen nie von der Seite; die Mittel dieſes Tirannen ſind ſchlecht, Machiavell verhehlt es nicht, aber klug ſind ſie, und wer ſolches Ziel erreichen will, kann ihrer nicht entbehren. Ruhig und leiſe tritt gleichwol hier und dort Machiavells edle Geſinnung ausdrüklich zu Tage, er iſt für das entwikelte Siſtem eben ſo wenig verantwortlich als für die Thaten Borgias, die er dazwiſchen erzählt, bei beiden iſt er nur der Geſchichtſchreiber. Wie aber konnte man ſolche Lehren einem Manne als ſeine Geſinnung aufbürden, der von Borgia ausdrüklich ſagt:

E per pigliare i suoi nemici al vischio
Fischiò suavemente, e per ridurli
Nella sua tana, questo bavalischio —

einem Manne, der ſich vordem und auch in den ſpäteren florentiniſchen Geſchichten, — der Fürſt mußte ſeit der Rükkehr Lorenzos bis zu deſſen Tode, ſomit zwiſchen 1514 bis 1519 geſchrieben worden ſein, — ja der ſich immer edel und freiſinnig gezeigt hat? Machiavell war allerdings kein Republikaner im altrömiſchen Sinne des Wortes, aber des Verrathes an der Wahrheit und an der guten Sache hat er ſich gleichwol nie ſchuldig

gemacht, wie oberflächliche Leſer ihm aufbürden wollen. Seine Menſchenkenntniß äußert ſich im Fürſten allerdings oft ſehr bitter: Degli uomini si può dire generalmente, che siano ingrati, volubili, Simulatori, fuggitori dei pericoli, cupidi di guadagno: dimenticano più tosto la morte del padre, che la perdita del patrimonio. Nicht ohne Nuzanwendung für die Gegenwart iſt ſeine Behauptung: Beſeſtigungen und Kaſtelle an der Hauptſtadt bauen jene Fürſten, die ſich vor ihren Unterthanen fürchten, diejenigen aber, die auf ihre Unterthanen vertrauen, reiſſen ſie nieder, damit ſich der Feind nicht darin feſtſezen könne. Das Buch überfließt von Weltkenntniß, denkwürdige Thatſachen werden erzählt und die erfreuliche Überzeugung ergibt ſich daraus, daß die Menſchen in den lezten drei Jahrhunderten beſſer geworden ſind.

Noch muß erwähnt werden, daß manche ſeiner italieniſchen Ausleger den Principe dahin erklären, er habe allerdings gewollt, die Medici ſollten die treuloſe Politik befolgen, um ſich zu Herren von Florenz und ganz Italien zu machen und die Fremden für immer aus der heimatlichen Halbinſel zu vertreiben. Sie glauben, den Beweis dafür im ſechsundzwanzigſten Kapitel zu finden; man darf jedoch einen faſt zufällig eingeflech-

tenen patriotiſchen Gedanken nicht für die leitende Idee des Buches halten, auch durfte der Autor vor den verſtändigen Medizeern ſeine Ironie nicht grob und ohne Maſke auftragen.

Ein anderes vortreffliches Werk Machiavells ſind ſeine ſieben Bücher über die Kriegskunſt. Er einkleidete ſie in Geſpräche des berühmten Condottiere Fabrizius Colonna mit florentiniſchen Jünglingen; man ſieht daraus, er wollte auf ſeine Landsleute und auf die Zukunft wirken. Er rühmt ſehr das antike Kriegsweſen, rathet insbeſonders von Miethtruppen ab und dringt auf Bewaffnung der Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes. Dieſes Werk verräth gründlichſtes Studium der Alten, erſchöpft den Gegenſtand und zeichnet ſich durch markig gedrungenen Stil ſehr vortheilhaft aus. Die Condottieri waren damals unter ſich überein gekommen, ſich niemals im Lager oder in den Winterquartieren zu überfallen, um bei beiden Verſchanzungen und Nachtwachen entbehren zu können. Bei ihren damaligen Schlachten wurden in tagelangen Kämpfen oft nur Pferde verwundet, ſchon die Eiſenrüſtung ſchüzte die Leute, und überhaupt, wer ſich für den ſchwächeren Theil hielt, floh oder ergab ſich. So geſchah es oft, daß ein Kriegsheer durch ein Treffen, ohne einen Todten

aufweisen zu können, von zehntausend bis zwanzigtausend Mann auf tausend bis zweitausend Mann zusammenschmolz; bald aber liefen die Flüchtlinge wieder zu ihren Fahnen zusammen. Ist es daher zu verwundern, daß Machiavell auf durchgreifende Reformen dringt? Seine Kenntniß in diesem Gegenstande wurde auch anerkannt, indem man ihm die Aufsicht über die Befestigungen von Florenz übertrug; er mochte sie mit Lust führen, da er dafür in seinem Testamente ein Pfund Geld hinterließ. Die Tapferkeit der Deutschen rühmt er; wo diese dreinschlügen, liefe es nicht mehr ohne blutige Köpfe ab. Recht schön sagt er von Deutschland: Considerate la Magna, nella quale per essere assai principati e republiche, vi è assai virtù.

Die bisher erwähnten Schriften beziehen sich sämmtlich auf seinen geliebten Staat von Florenz; an wen immer die einzelnen derselben überschrieben sein mögen, in allen liegt im Grunde die Weihe an das Vaterland.

Unerwähnt dürfen auch Machiavells Briefe, Staatsurkunden und Gesandtschaftberichte nicht bleiben. Die ersten zeichnen sich, so wie alles, das seiner Feder entspringt, durch Werth der Gedanken und Schönheit des Stils aus. Kürze und Klarheit ist an den zweiten zu bewundern, sie mögen sich auf Ernennungen zu hohen

Stellen oder auf gestohlene Ziegen berufen; sein Fleiß verschmähte nicht das Unbedeutende, sein meisterhafter Ausdruk gibt selbst dem Geringsten einen eigenthümlichen Reiz. Von seinen Gesandtschaftberichten sind mir fünf bekannt; sie bestehen aus einer Reihe Briefe, deren er meist täglich einen an die Republik schreiben mußte. Wenn dann die Magnifizenzen in Florenz nicht wußten, was sie im Drange der berichteten Ereignisse thun sollten, so leugneten sie in ihren Antworten den Empfang seiner Briefe und machten ihm ungerechte Vorwürfe über Nachläßigkeit. Die interessantesten dieser Berichte sind die über die Gesandtschaft bei Cäsar Borgia im Jahre 1502 und die vom päpstlichen Hofe aus den Jahren 1503 und 1506. Alle können als Muster für Staatsschriften angesehen werden; auf das umsichtigste weiß er Wesentliches von Unwichtigem zu trennen, — und wenn man sie mit den gleichzeitigen Berichten der venezianischen Gesandten vergleicht, so verwundert man sich mit Recht, wie zu einer Zeit, als man in Venedig noch ein so ungeschlachtes Italienisch schrieb, Machiavell schon Meister eines trefflichen Stiles war. Gleichwol ist der Fortschritt von diesen Berichten bis zu seinen späteren Schriften auch an seinem Stile bemerkbar.

Dieſer ernſte Mann hat aber außer der ſchon erwähnten Reimkronik auch andere poetiſche Werke verfaßt. L'asino d'oro mit abgeklungenen Zeitbezügen und eine Reihe didaktiſchen Betrachtungen ſind in Verſen geſchrieben, entſprechen jedoch nicht ſeinem hohen Talente. Lebendig und draſtiſch iſt ſeine „Novelle“: Belſagot, ein Erzteufel wird auf die Erde geſchikt, um dem Höllenfürſten Bericht zu erſtatten über die Anklagen aller geſtorbenen Ehemänner, daß nur ihre Weiber ſie in die Hölle brachten; er muß heirathen und durch zehn Jahre menſchlichen Schikſalen unterworfen bleiben; ſeine Frau iſt über alle Begriffe boshaft, ſelbſt der Teufel entflieht ihr und als er hierauf eine andere Dame beſeſſen hält und nicht ausgetrieben werden kann, fährt er doch aus Furcht, ſein Weib möchte ihn wieder ereilen, aus und in die Hölle zurük. Um dieſen Hauptſtoff iſt ſehr ergözliches Beiwerk angebracht.

Seine beiden Komödien in Proſa: Mandragola (Alraunwurze) und Clitia ſind zwar ohne beſonderen poetiſchen Werth, doch zwergfellerſchütternd, vorzüglich die erſte, die Voltaire allen Komödien des Ariſtofanes vorgezogen wiſſen wollte. Dieſes Lob iſt ohne Zweifel übertrieben. Daß in der Mandragola das komiſche Element auf die Spize getrieben wird, ergibt ſich aus

der kürzesten Andeutung des Inhalts: Ein eifersüchtiger Ehemann wird endlich dazu gebracht, den Liebhaber seiner Frau in einen Sak einzufangen und ihn dieser zu geheimem Liebesverkehre zu überbringen. Dabei fehlt es allerdings auch an Obszönitäten nicht.

Noch werden einige Fragmente verschiedenen Inhalts Machiavell zugeschrieben, sind jedoch in der Originalausgabe vom Jahre 1550 nicht enthalten.

Die vielseitige Gelehrsamkeit, die Weltkenntniß und die edle Gesinnung des verehrten Mannes sind ebenso bewunderungswerth als seine klassische Darstellungsgabe und sein unübertrefflicher Stil. Seine Geschichten, seine Diskurse, der Fürst und die Kriegskunst sind mustergiltige Werke, die Gedanken liegen in schöner Ruhe hinter den durchsichtigen Worten; er hatte seine Zeit in der Prosa weit überholt, so wie vor ihm Dante in der gebundenen Rede. Umwechselt man einige seitdem veränderte Beugungen, so steht sein Stil in völlig untadeliger Reinheit, ein unerreichtes Muster auch noch für die Schriftsteller des heutigen Italiens.

Francesco Dall'Ongaro.

Ich hegte von jeher Abneigung dagegen, die Bekanntschaft berühmter Männer in absichtlich vermittelter Weise zu machen; sollte sie mich erfreuen, so mußte sie sich aus dem natürlichen Gange der beiderseitigen Lebensverhältnisse ergeben. Ich lernte daher verhältnißmäßig nicht viele Zelebritäten kennen, aber wenn dies geschah, entwikelte sich zu gegenseitiger Förderung ein ungezwungen erfreulicher Verkehr.

Da ich als junger Mensch eine Rheinreise unternahm, warf ich, treu meinem Grundsaze, von den Empfehlungsbriefen, die man mir aufgenöthigt hatte, einen nach dem andern in die Fluth des Rheins, sobald ich im Dampfschiffe die Stadt, in welcher der gefeierte Adressat wohnte, im Rüken hatte.

Unter die werthvollen Bekanntschaften hervorragender Persönlichkeiten, mit denen ich gleichwol beglükt wurde, gehört die des gefeierten italienischen Dichters

und Patrioten Francesco Dall'Ongaro, — sittenrein und liebenswürdig als Mensch, begeistert als Patriot, genial als Dichter konnte Dall'Ongaro als der edle Tipus der wälschen Rasse gelten. Ich machte seine Bekanntschaft während meines mehrjährigen Aufenthalts in Triest und las mit ihm Dantes göttliche Komödie; er war ein paar Jahre älter als ich und lebte dort als Abbate mit seiner Mutter und seinen Schwestern im zärtlichsten Familienverbande. Er stammte aus Friaul und übersiedelte mit seinen Eltern zuerst nach Venedig; sein Vater begann ein Handelsgeschäft, dessen Ausgang kein glüklicher war. Seine literarische Erziehung leitete der Kanonikus Montan; eine Schulaufgabe war Veranlassung seines ersten Gedichtes, einer Beschreibung der Sündfluth, — er wurde als Poët begrüßt, ohne daß er selbst wußte, wie es gekommen war. Vier Jahre brachte er im Seminar des Patriarchats zu, und studirte dann in Padua die Theologie. Im Gedränge der Begebenheiten und Gefühle bemächtigte er sich der Selbsterziehung, der Zusammenfluß feuriger Jugend auf der Universität beförderte seine Entwikelung auf das beste. Dort dichtete er voll Träumerei und Sehnsucht seine amica ideale; sie verschaffte ihm die Freundschaft des Luigi Carrer und legte

den Grund zu seinem Dichterrufe. Hierauf hielt er Vorlesungen über humanistische Studieen in einem Kollegium zu Este; dann wurde er Erzieher im Hause des Marchese Polesini; als ihm endlich sein Bischof wegen liberaler Gesinnungen die geistlichen Funkzionen untersagte, übersiedelte er nach Triest.

Auch dort wurde er mit einigem polizeilichen Mistrauen empfangen und in seiner literarischen und sonstigen Thätigkeit beirrt, bis der vorurtheilslose Gouverneur Graf Stadion seine Talente erkannte und dadurch zu verwerthen wußte, daß er ihn mit Zusammenstellung der Lesebücher für die italienischen Schulen betraute. Sie sind vortrefflich, doch ließ sich nicht verkennen, daß in ihnen das italienische Element vor dem östreichischen hervortrat.

In Triest widmete er den größten Theil seiner literarischen Thätigkeit der Zeitschrift Favilla; er besuchte von dort die Kongresse der italienischen Gelehrten und hielt Vorträge auf denselben. Seine nazionale Gesinnung äußerte sich noch entschiedener, als die Brüder Bandiera die italienische Fahne in Neapel entfalteten und dafür mit dem Tode büßten. Im Jahre 1848 kam sie völlig zum Durchbruche; Dall'Ongaro verließ Triest; später leitete er einige Zeit die Ver-

theidigung Ankonas gegen die Österreicher, und befand sich dann unter dem Triumvirate auf dem Kapitol zu Rom. Als das Königreich Italien sich gebildet hatte, nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Florenz; gestorben ist er im Jahre 1873 zu Neapel.

Im Jahre 1840 ließ Dall'Ongaro zwei Bände Gedichte zu Triest in Druk erscheinen, die dann verschiedene Auflagen machten und in die Sammlung italienischer Klassiker zu Florenz und Paris aufgenommen wurden. Sie enthalten seine frühesten Lieder all' amica ideale, die einem Strauße Frühlingsblumen vergleichbar sind, aus denen der Morgenthau noch nicht gerüttelt ist. Reizende Gelegenheitsgedichte in Romanzenform reihen sich daran; aber in den Oden und Kanzonen steigert sich der lirische Schwung des Dichters und erreicht in den Himnen, mit denen der zweite Band schließt, seinen Höhepunkt. Die Ode, in der er sein Pferd besingt, bietet die lieblichste Idille und verweilt in der sanften Region ländlicher Begnügtheit, während die daneben stehende: An meinen Dämon voll edlen Bewußtseins und erhabenen Stolzes ist, der aus erlebtem und überwundenen Schmerze entspringt. In den Himnen endlich braust die Begeisterung wie Gewitter; der Dichter erhebt sich hier zu seinem schönsten

Fluge und entwikelt eine Fülle edler Gedanken und hoher Begeiſterung. Sie behandeln nacheinander die innerſten Zuſtände des Menſchenherzens, ſeine höchſten Güter und theuerſten Regungen. Die Hymne an die Wahrheit iſt ohne Zweifel die erhabenſte von allen, überſtrömend von geweihter Hingebung und heiligem Zorne.

Dall'Ongaro iſt ein entſchiedenes Talent; kräftig und poetiſch im Gedanken, neu und glüklich in der Erfindung beherrſcht er vollkommen das ſchöne Element ſeiner Sprache und ſteigert ihre Wirkung in eigenthümlicher Weiſe. Insbeſonders zeigt ſich bei ihm der Beruf zur Ballade, der bei ſeinen Landsleuten nur ſelten zu finden iſt; in ſeiner Darſtellungsweiſe, ſogar beim Gelegenheitgedichte, waltet das epiſche Element vor, wodurch Dall'Ongaros Poeſieen jene eigenthümliche Kraft und Haltung gewinnen, die ſie von der ſchwächlichen, in's Blaue verlaufenden Manier anderer moderner Italiener unterſcheiden.

Dall'Ongaro ſchrieb viele vortreffliche Balladen, in Udine erſchien heftweiſe eine Prachtausgabe, in Florenz eine Sammlung derſelben. Er benüzte dazu theils Begebniſſe des Tages wie in der Uſka und in der Perla nelle Macerie, theils Sagen aus den karniſchen

Alpen, wie in Ser Silverio und in Paolo del Liuto. Ser Silverio behandelt eine Spukgeſchichte in meiſterhaft ſchauerlicher Weiſe; in der lezt genannten Ballade ſingt Paolo zur großen karniſchen Fiedel ein Lied von erſter Liebe: Alles, Alles kann die Fee des Schikſals der unglüklichen Maid, die er liebte und die gleichwol den Grafen heiratete, wieder geben, nur nicht die verrathene erſte Liebe!

Die Ballade vermittelte bei Dall'Ongaro den Übergang zum Drama. Schon lange hatte er ſeine Blike dahin gerichtet, wo dem Dichter jeden Volkes die beſten Kränze blühen, als eine Aufforderung Modenas ihn zu raſcher Ausführung bewog. Guſtav Modena war der Impreſario der damals bedeutendſten italieniſchen Schauſpielergeſellſchaft; junge Damen erſten Ranges wie die Gräfin Arrivabene wollten ſich bei ihm ausbilden, Riſtori in unvergleichlicher Schönheit und Jugend ſtrahlend gehörte zu ſeiner Truppe. Am Anfange des Jahres 1844 kam Modena nach Trieſt und lud ſeinen Freund Dall'Ongaro ein, für ſeine Geſellſchaft ein Drama zu ſchreiben. Schnell bereit ergriff der Dichter einen Stoff aus der venezianiſchen Geſchichte, und ſein berühmtes Drama: il fornaretto war in kaum mehr als vierzehn Tagen beendet; ich

kann es bezeugen, denn Dall'Ongaro las mir die Szenen desselben vor, wie er sie Tag für Tag geschrieben hatte. Den Vorwurf des Stükes bildet der an einem Bäker begangene Justizmord, der in Venedig in so lebhaftem Angedenken blieb, daß man noch in den lezten Tagen der Republik häufig den Ausruf hörte: pensate al fornaretto! Dall'Ongaro verstand es, jenes Ereigniß in seiner Weise aufzugreifen und zu behandeln: der Nobile begeht das Verbrechen, der Proletarier büßt es. Die Exposizion des Stükes ist die möglichst rasche: Venedig erscheint im Mondlichte; aus einem Palaste schleicht schweigend eine vermummte Gestalt, schweigend folgt ihr eine zweite und erdolcht sie. Wir sehen einen Todten und einen Entfliehenden vor uns, ehe noch ein Wort gesprochen wurde; nach solchem Anfange muß man aufmerksam sein oder das Theater verlassen. Der Mörder ist der Besizer jenes Palastes, Eifersucht das Motiv der That. Jezt erscheint der Bäker, welcher der Geliebte der vertrauten Dienerin des Hauses ist; er findet die Dolchscheide und nimmt sie zu sich. Auch er wird eifersüchtig, da ihm die nächtlichen Besuche im Palaste nicht unbekannt sind. Die Duenna hält die Ehre ihrer Dame höher als die eigene, sie nimmt die Schuld auf sich; mag der Geliebte

für den Augenblik immerhin an ihrer Treue zweifeln, die Zeit wird kommen, da dieser Zweifel verschwindet; bis dahin trägt sie leichter den Makel als die Edeldame. Eine Reihe von Umständen wirft auf den schuldlosen Bäker den Verdacht des Mordes; der Mörder selbst sizt im Rathe der Zehn über ihn zu Gericht; er will dem fälschlich Beschuldigten zur Flucht verhelfen, auch die Dame will es; aber der Plebejer verlangt nicht nur das Leben, sondern auch volle Lossprechung; dadurch werden beider Versuche vereitelt. Ergreifende Szenen folgen, am meisten spannend ist die, da sich Edelmann und Dame am Abende des Mordes auf dem Maskenballe treffen. Um jeden Verdacht der Untreue und des Mordes zu entfernen, mußten beide den Ball besuchen. Er weiß es, daß sein Weib ihm treulos war, — sie, daß der Gemal ihren Liebling ermordete. Der Dialog, den sie in der Maskenvermummung mit einander führen, ist meisterhaft, er erreicht seine Spize in den Worten des Gemals: tu lo hai ucciso con un baccio, ed io col ferro! Doch sogleich finden sich beide wieder in den Schein der Unschuld und in den Anstand ihrer Kaste. Jezt aber tritt den Nobile eine andere Maske an; sie trägt ihm auf, den falsch Beschuldigten zu retten, so lieb ihm sein eigenes Heil ist;

ſie kennt jeden ſeiner Schritte am Tage des Mordes. Entſezt frägt er: e chi sei tu?

Io sono l'occhio, che vede nelle tenebre, sono l'orecchio, che sente nel silenzio, sono il genio di San Marco.

Dieſe Maſke war der erſte der geheimen Sbirren; der Schuldbewußte erkennt ihn zitternd und begreift die Bedeutung des Auftrags. Doch auch der Scherge der Gerechtigkeit will nicht Beſtrafung des ſchuldigen Edelmannes, ſondern nur Rettung des Schuldloſen.

Schon aus dieſen Umriſſen des Dramas ergibt ſich der Werth der zu Grunde liegenden Ideen ſowie der Inhalt der Thatſachen; dabei iſt es bühnengerecht und von markiger, kräftig gedrungener Sprache, die ſich nirgends in Fraſen verliert, ſondern erſchütternde Leidenſchaft mit epigrammatiſcher Kürze ausdrükt.

Das Stük wurde in allen Hauptſtädten Italiens mit großem Beifalle aufgeführt.

Dall'Ongaro hat die deutſche Sprache nicht regelrecht gelernt, er ſprach ſie auch nicht; gleichwol beſchäftigte er ſich oft mit dem Leſen der deutſchen Klaſſiker. Beſonders die Verſe verſtand er mit geringer Nachhilfe; er errieth den Sinn mancher ſchwierigen Stelle, und las in ſolcher Weiſe gleichſam nachdichtend

mehre deutsche Dichter. Wenn er mich manchmal um die Übersezung einer vorzüglich schwierigen Strofe bat, versuchte er während meiner Arbeit so viele Versionen ihres Sinnes, daß er darunter meistens auch die richtige traf.

Wenn ich mich mit italienischer Sitte und Literatur beschäftige, schwebt mir das Erinnerungsbild Dall'Ongaros lebhaft vor Augen und dient mir gleichsam als Illustrazion für die jüngste Vergangenheit Italiens.

Das Chamounithal.

Vom Gipfel des Simplon sah ich das erste Mal die Schweizer Alpen mir gegenüber, und zwar jene Kette, die Wallis nördlich vom Berner Oberlande trennt; rechts das Finsteraarhorn, dann die Jungfrau; links schloß das Bietschhorn die Aussicht. Die Korherren am Hospize des Simplons sehen in ihren schwarzen Talaren und langen Müzen, mit weißem Zierrate auf schwarzem Grunde, Zauberern ähnlich. Auf der Schweizer Seite der Simplonstraße fuhren wir durch ein paar Gallerien, über die Wasserfälle stürzten.

Wallis ist kein reizendes Land; es ist arm und schmuzig. Ich zähle es unter die Länder ohne Regierung, denn, außer ein paar Soldaten mit fast zwei Schuh hohen, trommelähnlichen Tschako's und einem Frake, dessen vorderer Ausschnitt kaum handbreit unter dem Halse beginnt, gelang es mir nicht, Spuren davon zu entdeken. Das Brükenwesen ist in Wallis sehr

einfach; wo es möglich ist, muß man mitten durchs Wasser fahren. Die Aussicht auf Bad Leuk ist interessant; die Wände des Gemmi fallen in scharf geschnittenen Stufen ins Thal; man muß ihn theilweise über Leitern passiren. In Sion, Sitten, fängt eigentlich die französische Schweiz an. Als auszeichnende Tracht der Walliserinnen kommt der Hut zu bemerken, den dort alle Frauen tragen; er besteht in einem Filzgupfe mit mäßiger Krämpe, die aber durch die aufgebauschten Schlingen eines bunten Bandes, das die Höhe des Gupfes erreicht, völlig verdeckt ist, so daß der Hut abermals einer Trommel gleicht.

Sion ist eine alte, patriarchische Stadt; man lebt dort in einfachen naturgemäßen Zuständen, ohne jede Spur von Luxus. Wir langten Abends an; die Kühe kamen eben auf den Platz zu den zwei Brunnen zur Tränke; Mägde gingen, mit einem kleinen Milcheimer an jedem Arme, strikend in die Alpen. Nun erschienen die Stadtpfeifer und spielten dem Landeshauptmanne und andern Würdenträgern des Kantons auf, die in der weißwollenen Nachtmüze und in Hemdärmeln mit ihren Familien vergnügt aus den Fenstern zuhörten. Eine junge Mutter säugte ihr Kind am Rathhause; das Bild war abendlich schön. Um zwölf Uhr in der

Nachi kamen wir in Martigni, Martinach, an. Es regnete ſtark; der Himmel war vollkommen finſter. Wir ſchwankten, ob wir ungeachtet der üblen Witterung von hier Chamouni beſuchen, oder ohne Aufenthalt nach Genf weiterfahren ſollten. Während wir noch im Wagen überlegten, ſprang ſchon der Wirth mit Licht herbei; das Schikſal hatte entſchieden, wir blieben. Als wir nicht ſehr früh erwachten, lachte uns der blaue Himmel und ein freundlicher Sonnenblik entgegen. Wir frohlokten. Auf Gras und Laub ſtanden Regenperlen; doch ſchien das Wetter vollkommen ausgeheitert. Führer mit Maulthieren erſchienen und kündeten ſich als Retour-Gelegenheit nach Chamouni an. Wir nahmen ſie, mußten jedoch faſt ſechs Stunden bis zur ſavoi'ſchen Grenze zu Fuße neben den wolgenährten Mäulern hertraben. Die Sache verhält ſich ſo: die Maulthiertreiber und Führer von Martigni und Chamouni haben zum gegenſeitigen Vortheile und zum Schaden der Reiſenden einen Vertrag dahin abgeſchloſſen, daß, bei Vermeidung einer bedeutenden Geldſtrafe, die ſavoi'ſchen ſo wie die ſchweizer Führer die Fremden nur bis zu ihrer Landesgrenze geleiten dürfen. Finden ſich da, oder auf dem weiteren Wege Führer des andern Landes, ſo werden die Fremden ohneweiters ausgetauſcht. Das Retourrecht be-

ginnt auch erſt an der eigenen Landesgrenze. Die Führer ſind verläßliche, nicht ungebildete Leute, noch verläßlicher die Maulthiere; ſie tragen Einen unter eigener Verantwortlichkeit; nur muß man den Zügel auch ganz aus der Hand geben, wenn man vollkommen ſicher ſein will. Ihre Kaprize iſt, immer ſtreng am Rande der Abgründe zu gehen, wobei dem Schwindel Unterworfene allerdings ſchlecht fahren.

Zuerſt ſchritten wir ein paar Stunden die ſanfte Böſchung der Forquela hinan. Hinter uns lag zwiſchen den zwei rieſigen Bergreihen das lange ſchmale Walliſerthal, von der Rhone und der ſchnurgeraden Straße durchſchnitten. Je höher wir kamen, deſto ſchöner wurde die Ausſicht über dieſen herrlichen Plan, den in der Ferne leichte Nebel verwiſchten. Um uns lagen blumige Alpenwieſen, und der Kukuk rief unfern. Schönes, ſchwarzes Rindvieh, mit kurzen Kegelhörnern, ſtand zerſtreut auf der Weide; die meiſten Kühe trugen breite Halsbinden aus Leder, mit Vergoldungen und einer Gloke.

Nun trennte ſich der Weg; wir ließen den über den Col de Balme, ungeachtet der ſchöneren Ausſicht, die er bietet, links liegen und wählten den bequemeren Weg über Tete noire. Wir mußten jezt die Bergſcheide

der Forquela jenseits abwärts steigen. Grüne Wiesen, ein schöner lichter Lerchenwald, Alpenbäche und Alpenhäuser lagen um uns. Links in der Ferne erschien der Glacier de Trient; wir gingen durch das Thal von Trient, das ein Sturzbach durchzieht. Diese Partie des Weges ist höchst interessant; sie zieht an der linken Seite einer Wildschlucht über einen Sattel der Tete noire am schwindelnden Abgrunde vorüber. Hohe Granitfelsen starren von allen Seiten empor; ihre Gipfel sind verschleiert; über ungeheuren Schluchten hängen schwankende Stege; man kommt durch Felsgallerien und über Lawinengänge. Unzählige Wasserfälle hängen in der Ferne wie stille Silberbänder von den Felsen, riesige Granitblöcke, von den Gebirgen abgekollert, liegen herum; dazwischen prangt die üppigste Alpenflur, voll Vergißmeinnichte, Anemonen und glühendrother Rhododendron. Das schwarze Wasser stürzt dem Wanderer entgegen, Maulthiere ziehen im feinen Staubregen, und die tosende Kaskade des Col de Balme summt aus unsichtbarer Ferne, fein wie Bienen.

Wir kamen an der Grenze an, die ein Stein mit beider Länder Wappen und den Jahreszahlen 1733 und 1737 bezeichnet. Wir waren von dem herrlichen Gange, der fast sechs Stunden gedauert hatte, nicht im

geringsten ermüdet, sondern begeistert von der hohen Schönheit desselben.

Von hier aus machten wir einen stundenlangen Abstecher zum Wasserfalle von Barberine. Wir fanden einen herrlichen Punkt, von dem wir ihn, von seinen Flugnebeln bestäubt, in der Entfernung von einigen hundert Schritten aus beträchtlicher Höhe in drei Regenbogen, die er bildete, mit einem einzigen Sturze fallen sahen. Darüber und darunter zeigt derselbe Bach noch sehr viele Kaskaden; bemerkenswerth ist, daß die kleinste Alpenquelle die Atmosfäre um sich bedeutend verkühlt. Die Granitgebirge werden hier immer höher und spizer auslaufend; man nähert sich dem ersehnten Thale; es wird kälter. Wenige hundert Schritte von der Straße aufwärts sieht man hier selbst in den Sommermonaten liegenden Schnee; die Zahl der Wasserfälle nimmt zu. Gegenüber erscheinen die rothen Nadeln, rechts die Loria. Die Häuser, Wiesen und Heerden reichen hoch an die Berge; der Buetgletscher wird sichtbar. Nun passirt man einen Bergsattel, mit Granitblöken besäet, wo sich die Lawinen kreuzen; fromme Male bezeichnen die Stellen, an denen Menschen verunglükten.

Jezt ritten wir in's Thal von Chamouni. Der

Glacier de Tour und die Aiguilles de Druſe erſchienen zuerſt; dann die Ortſchaft Tour, und gleich darauf Argentière, das Stiefkind des Chamounithales. Argentière liegt höchſt maleriſch im wilderen romantiſcheren Theile des Chamounithales; nur ſieht man hier den Montblank ſchlechter als in Prieuré, auch Dorf Chamouni, wo alle Fremden abſteigen. Um ein einfaches Kirchlein mit grauem Schieferdache runden ſich die netten Häuſer, bis zu welchen der Glacier d'Argentière über die Granitwände der gleichnamigen Aiguilles herunterſteigt und daneben eine bläuliche Eisgrotte und Waſſerfälle bildet. Der Farbenton um Argentière iſt blauweiß und winterhaft. Rechts brauſt die Arve in mehren Stürzen durch das Thal; darüber ſtehen lichtgrüne Alpenwieſen mit Blumen, Lerchenbäumen und Felspartien; auch ein paar herrliche Birkengruppen lagern ſich dicht an die Arve.

Das Thal von Chamouni iſt an wenigen Stellen über eine Viertelſtunde breit; ſeine Länge vom Eintritte an der Walliſer Seite bis Prieuré beträgt anderthalb Stunden. Nach acht Uhr Abends ritten wir in Prieuré ein, welches der Hauptort des Thales iſt. Es iſt ein großes, ſchönes Dorf mit eleganten Gaſthöfen.

So war ich denn nun in Chamouni! In meiner Kindheit dachte ich mir dies Thal allerdings ganz anders; es sollte höher liegen, der Montblank schnurgerade daraus empor steigen, Lämmer bis an die Gipfel der Berge weiden, und von einigen Felszinken Wasserfälle, breiter als der des Rheins bei Schaffhausen, herabstürzen; auf den andern dachte ich mir wenigstens sizende Hirten, die Schalmeien bliesen. Ich fand es zwar verschieden, aber doch unendlich schön. Eine unserer ersten Fragen war nach dem Montblank. Wolken zogen um den höchsten Alpenstok; er war nicht sichtbar. Jezt und wieder jezt erschien ein riesiges Berghaupt, und darauf ein noch riesenhafteres; wir hielten jedes neue für den ersehnten. Endlich erhüllte er sich in der späten Abendröthe. In blauer einsamer Ferne ruht er auf den schneebedekten Granit-Giganten. Man merkt ihm seinen Vorrang an; doch erstaunt war ich nicht über ihn; denn rings um ihn stürmen die Berg-Titanen den Himmel. Sein Gipfel ist von schneeweißem sanftgelehnten Buge; die Granitnadeln um ihn sind alle mit Schnee verhüllt. Das Mer de glace und der Glacier de Prieuré steigen unfern des lezteren Ortes vom Montblank in's Thal.

Die folgenden Tage habe ich mich oft damit ver-

gnügt, daß ich bei heiterſtem Wetter den Montblank hinanſah. Anfänglich war kein Wölkchen am blauen Himmel zu ſehen; aber plözlich blies um den Montblank eine leichte Nebelſtoke wie eine Seifenblaſe auf; zuerſt ſchmiegte ſie ſich kreiſelnd um ſeinen Scheitel, dann ward ſie ſchwerer, und ſank endlich über den Himmel, bis ſie ſich an den gegenüber ſtehenden Berg-nadeln anſezte. Dem erſten Nebelſtökchen folgte ein zweites und noch mehre, und in wenigen Stunden war der ganze Himmel mit Wolken bedekt. Man kann ſich in Chamouni überzeugen, daß man unter der Geburtſtätte des Wetters lebt. Weiter entfernt vom Montblank ſtarren in dünnen nadelähnlichen Spizen die Granitblöke in die Höhe, die man hier ſehr paſſend Aiguilles nennt. In der ganzen Schweiz ſieht man wenige ſolcher Granitnadeln, während das Chamounithal von unzähligen eingeſchloſſen iſt. Sie ſind ſo ſteil und glatt, daß auf vielen ſelbſt im Winter der Schnee nicht liegen bleiben kann. In mehren Schluchten ſteigen die Gletſcher bis in die tiefſten Thäler hernieder. Unter Gletſcher verſteht man aber, insbeſondere in dieſer Gegend, nicht Eisberge und Spizen, ſondern abſtarrende Schluchten und Thäler, mit ewigem Schnee und Eiſe ausgefüllt. Im Chamounithale ſteigen die

meiſten Gletſcher bis mitten in die friſchgrünen Wieſen. Der eigenthümliche Reiz des Chamounithales ſind gerade dieſe ſonnigen Wieſen, mit fröhlichem Grün und glühendem Schmelze, und der zaubergleiche Kontraſt, der wenige Schritte davon ewiges Eis mitten im heißen Sonnenſcheine erhält. Dazu kommt das Bewußtſein am Fuße des höchſten Berges Europas zu wandeln, und der ſeltſame Eindruk, den die abenteuerlichen Granitnadeln und wunderlichen Felsbildungen hervorbringen. Der Boden dieſes Thales iſt nicht mit dem Staube tauſendjähriger Verweſung bedekt, nicht mit dem matten Moder, der ſchon aus unzähligen Bildungen zerfiel, ſondern mit körnigem, urkräftigem Granitſande, dem die geheimnißvolle Wandlung erſt bevorſteht. Schade, daß die Arve immer mehr Gerölle mit ſich führt und anſezt, ſo daß ſie das ganze Thal im Laufe der Zeiten zu verwüſten droht.

Der Aufenthalt in Chamouni iſt angenehm und reizend. Das Thal iſt den Bewunderern der Natur Preis gegeben; die Fremden ſind die Herren deſſelben; die eigentlichen Bewohner nur die Diener, beſorgt, deren Wünſche zu befriedigen und ihre Befehle zu vollziehen.

Die bequemſte Stelle, den Montblank näher zu beſchauen, iſt der Mont-anvert; ſeine Erhöhung aus

dem Thale beträgt nur 2568 Fuß; er ist ohne Beschwerden in weniger als drei Stunden, auch beritten zu ersteigen. Er liegt neben dem Eismeere. Die meergrünen Zinken, Spalten und Zaken desselben scheinen Wogen, die ein Zauberspruch mitten in der Brandung erstarrte. Die Einsamkeit in dieser Eis-Region ist schauerlich und ergreifend. Der höchste Theil des Eismeeres heißt Talfer; er hat die längsten Eisspizen; mitten in denselben erhebt sich ein runder Fels, den im August Alpenblumen bedeken und der daher der Garten genannt wird.

Nach mehren Tagen verließen wir Prieuré in einem Bank-Wagen mit Quersizen und gingen nach Salanche. Der Weg führt durch den minder beliebten Theil des Chamounithales. Birkenwäldchen und wilde Rosenheken wechseln mit Wasserfällen, die über Granitfelsen herabstürzen. Rechts liegt eine herrliche Berghöhe, bis zum Gipfel bebaut, links blumige Wiesen und zerstreute Häuser. Die Prairien des Chamounithales tragen in ihrem Grün nicht die gelben und weißen Blumen gewöhnlicher Wiesen, sondern so bunte und glühende Farben, daß die Juwelen der Feenmärchen darüber ausgestreut scheinen. Kinder bieten Blumen und Kristalle an. Je mehr man sich auf dieser Seite von Prieuré

entfernt, deſto beſſer ſieht man den Montblank; er erhebt ſich immer höher über ſeine Nachbarn. In der Morgen- und Abendbeleuchtung iſt ſein Anblik von unglaublicher Wirkung. Bei einer Sägemühle dreht ſich das Thal rechts; man fährt höchſt einfach durch einige Gießbäche. Einzelne Häuſergruppen liegen zerſtreut, darüber hochangebaute Berge. Jezt führte der Weg maleriſch über eine Felſenſchlucht; um die Berggipfel flogen Geier; ein paar Knaben blieſen auf langen ſchwarzen Düten den Kuhreigen. Die Arve durchzieht die ganze Länge des Thales. Am linken Ufer, der Straße gegenüber, liegen hier die Ruinen von St. Michael. Bald darauf kommt man über den Torrent noir und zum kleinen Lac de Chede. Er liegt, eigentlich lag, denn noch im Spätſommer des Jahres 1837 verſchwand er unter einem Erdſturze, höchſt romantiſch zwiſchen alten Eichen und Nußbäumen; in ſeinem ſchwarzblauen Spiegel widerſcheint der Montblank. Nicht weit davon brauſt die ſchöne Kaſkade, mit breitem Waſſerſtrahle und ſchönem Sturze. An den Waſſerfällen dieſer Gegend kurſirt unter den führenden Knaben die Sage von einem deutſchen Studenten, der das Thal zu Fuße durchwanderte und nach jedem ſchönen Plaze einen Führer nahm. Der Bakalaureus zog an Ort

und Stelle jederzeit eine ſilberne Brille hervor, nahm alle Naturſchönheiten ſorgfältig in Augenſchein und ließ ſich dann wieder zur Hauptſtraße des Thales geleiten. Dort angelangt vermißt er, als er das Trinkgeld geben will, regelmäßig mit großer Beſtürzung die ſilberne Brille, er ſendet den Knaben zurük und verſpricht einen Franken für den Fund des Augenglaſes. Der Savojade entfernt ſich gläubig, ſucht emſig, aber vergebens. Der Zurükkehrende findet jedoch den Studenten nicht mehr, noch weniger den Führerlohn.

Nun endet nach einem Wege von beiläufig drei Stunden das Chamounithal; das Thal von Salanche beginnt. Plözlich hören die Nadelhölzer, die ſeltſamen Felsbindungen auf; Laubbäume und Weinbau ſtellen ſich ein. Das Thal iſt milder aber doch noch romantiſch ſchön. Die Savojardinnen dieſer Gegend haben faſt durchaus runde volle Geſichter mit etwas ſtumpfem Ausdruke, und tragen ſeltſamer Weiſe auch auf dem Felde weiße Hauben mit breiter Krauſe.

In Salanche nahmen wir auf dem Balkon des Hotels Abſchied vom Montblank. Er präſentirte ſich in den blau-goldenen Abendlüften ganz unvergleichlich.

Die Quellen des Hinterrheins.

Ich hatte die Schweiz einige Male bereiſet und den Rhein von ſeinem prächtigen Falle bei Schaffhauſen bis nach Holland kennen gelernt, aber ſeine Quellen noch immer nicht geſehen. Nicht blos die angeborne deutſche Gründlichkeit, die dem Urſprunge aller Dinge nachforſcht, ſondern vorzugsweiſe eine anregende Beſchreibung, die ich davon geleſen hatte, erwekte die Luſt in mir ſie zu beſuchen. Sie liegen bekanntlich an drei verſchiedenen Stellen; der Vorderrhein entſpringt aus dem Tomaſee in der Nähe des Gotthard, der Mittelrhein am Lukmanier, der Hinterrhein im Rheinwaldthale. Gluz-Blozheim in ſeinem Handbuche für Reiſende in der Schweiz ſagt: Im Hintergrunde des Rheinwaldthales, weſtlich von der Straße über den Bernardino und dem Dorfe Hinterrhein liegt die Gegend Paradies, wo nichts als Eis, Schneefelder und ungeheure Felsblöke ſich dem Auge darſtellen. Da ſtürzen am Tomboborn, beim

Ausgange eines acht Stunden langen Gletschers, aus einer siebenhundert Klafter hohen Eismasse zwölf Bäche, die Quellen des Hinterrheins. Wer je die Gelüste eines Touristen empfunden hat, der wird begreifen, wie diese Beschreibung mein Blut entzündete. Die Begierde, die Quellen des sang- und sagenreichen Rheins zu sehen, wurde dadurch noch gesteigert, daß ich ihnen wiederholt nahe gekommen war, daß mich aber irgend ein Zufall immer wieder, ohne bis hin zu gelangen, an ihnen vorüber geführt hatte.

Um so fester stand der Beschluß bei mir, sie ehestens dennoch zu besuchen.

Die Gelegenheit ließ nicht lang auf sich warten. Ich reiste von Tirol nach Paris, und konnte also füglich die Schweiz bis Basel quer durchschneiden. Dieser Weg gönnte mir überdies die Erfüllung eines andern Reisewunsches, nämlich das Engadin kennen zu lernen.

Ich hatte mir zur Einbruchstazion Taufers gewählt, verließ zu Glurns den Postwagen und ging die paar lezten Stunden zu Fuße. Ich hatte zum Tragen des geringen Gepäkes einen Menschen gedungen, der, weil ich seine erste Forderung gleich zugestand, als es zum Abschlusse kam, das Doppelte an Traglohn verlangte.

In Taufers war mir eine ähnliche Erfahrung vor-

behalten. Ich bestellte mit meinem Begleiter, den mir der Zufall zugewürfelt, den angeblich einzigen Karren des Ortes, um am nächsten Tage nach Zernez, an der Ausmündung des Livinerthals in das Engadin, zu fahren. Wir bewilligten die verlangten vierzehn Zwanziger ohneweiters und mußten obendrein die Verpflichtung übernehmen, vor der Abreise die Frühmesse zu hören. Wahrscheinlich wollte er nur gut römisch Katholische führen und versuchte sich in solcher Weise von unserer Orthodoxie zu überzeugen. Wir kamen dem Versprechen getreulich nach, aber unser Fuhrmann zeigte nach selber gleichwol geringen Beruf zur Abreise. Es fing einige Tropfen zu regnen an und er meinte, wir sollten lieber umkehren. Diesen Rath wiesen wir mit Entschiedenheit zurük; worauf er anfragte, ob wir ihn am vorigen Abende wol recht verstanden hätten: Er habe vierzehn Gulden für die Fahrt bis Zernez verlangt. Ich wußte aus Erfahrung, daß heftiges Aufbrausen in dortiger Gegend nicht zum Ziele führe, und versicherte ihm also mit fester Gelassenheit, daß wir um den Fahrpreis von eben so vielen Zwanzigern übereingekommen seien und daß wir unser Recht durchzusezen wissen werden. Mehr noch als dieß bewegte ihn meine Vorstellung, ob er als ein gottesfürchtiger Mann, der nur Reisende führen

wollte, die früher die Messe gehört hätten, sich nicht schäme, seinen Nächsten ohneweiters betrügen zu wollen. Er schien etwas beschämt und verwirrt, seine Schlußerklärung lautete: Wir würden seinen Schaden nicht wollen und ihm bezahlen, was uns selbst recht und billig scheinen werde. Mit dieser Erledigung fuhren wir fort.

Der Regen nahm zu, während wir den nicht besonders ausgezeichneten Bergweg über Münster und Santa-Maria zurüklegten. Ungeachtet unserer Regenschirme und Mäntel kamen wir schon etwas durchnäßt und, obwol wir Mitte August hatten, ziemlich verkühlt im offenen Bergwägelchen zu Tschiersch an.

Es liegt im gebirgigen Seitentheile des Unterengadins. Das Wirthshaus steht in romantischer Einsamkeit, wir traten in eine nette, mit Holz ausgetäfelte Stube, in der stark eingeheizt war, und doch ließen wir uns, um den kalten Bergregen zu verwinden, noch Glühwein bereiten. Die Stube wies bereits alle Eigenthümlichkeiten dortiger Gegend, die auffallendste derselben war ein riesiger Ofen, auf dessen Oberdeke Schlafstellen angebracht waren; ein bretterner Verschlag mit kleiner Thüröffnung lief um selben und eine verdekte Stiege führte daran in die Stube darüber, so daß die Bewohner des Wirthshauses, wenn sie kaum erst vor

uns ſtanden, plözlich wieder verſchwunden waren. Sie waren übrigens nicht zahlreich und beſtanden, ſo weit ſie uns vor die Augen kamen, aus einer freundlichen Witwe und ihrem hübſchen, kaum vierzehnjährigen Töchterchen. Sie ſprachen nur romaniſch und unſere Konverſazion mußte ſich daher auf das Nothwendigſte beſchränken; um uns am lang nicht mehr gehörten Klange dieſer Sprache zu ergözen, ließen wir uns vom lieblichen Kinde aus einer Hauspoſtille vorleſen. Die romaniſche Sprache lautet faſt wie ein Gemiſch vom Italieniſchen, Spaniſchen und Friauliſchen, nur metalltönender und ſchellenreicher.

Ober Tſchierſs wurde der Regen immer heftiger und, als wir auf die Buſſalora, Ochſenalpe, kamen, verwandelte er ſich allmälig in Schnee. Es war anfangs ganz anmuthig, Moos und Waldgras mit grünen Spizen aus dem friſchen Schnee hervorſtechen zu ſehen, vorzüglich reizend nahmen ſich die häufigen blauen Gloken in dem weißen Kleide aus. Allmälig wurde er aber ſehr heftig, Gräſer und Waldblumen waren bald verſchwunden, und der Weg mußte in drei Schuh hohem weichen Schnee gebahnt werden. Wir gingen in langen Mänteln und breitgekrämpten Hüten vor dem Wagen und mußten von Zeit zu Zeit den ſich ſchnell ſammelnden

Schnee abschütteln. Gleichwol war der Anblik ein bedeutender: Schneenebel über Berghäuptern und Abgründen, — die Tannen und Föhren die schweren, schneebedekten Aeste traurig senkend, — auf den Windungen der Straße unter uns das Wägelchen langsam weiterziehend. Ein paar Male kamen wir zu kleinen Ziegenheerden; das Schneegestöber war so heftig, daß sich die Ziegen an die Felswände, wenn solche irgendwo vorstanden, anschmiegten, um Schuz gegen das Unwetter zu suchen. Unter einem hangenden Steine kauerte ein Ziegenhirt an einem kleinen qualmenden Feuer.

Nachdem wir wiederholt den Weg völlig verloren hatten, auch mitunter Gefahr liefen, in verschneite Schluchten zu stürzen, kamen wir um vier Uhr Nachmittags in Ofen an. So heißt eine einsame Waldschenke mitten in den Holzschlägen. Wir fanden dort mehr als ein halbes Hundert Holzknechte in enge Räumlichkeiten zusammengedrängt, darunter sehr viele Tiroler. Die hohen kräftigen Gestalten in der rauchigen Stube paßten sehr gut zur gebirgigen Schneelandschaft.

Unser Fuhrmann hatte während des Weges meist verdrießlich geschwiegen, er schien irgend einen Anschlag gegen uns im Schilde zu tragen, hier unter zahlreichen Landsleuten gewann er Muth zur Ausführung. Er

erklärte uns ohneweiters, nicht mehr weiter zu fahren und hier sehen zu wollen, ob wir ihn nach Recht und Billigkeit bezahlten. Wir waren am Ende froh den tükischen Burschen loszuwerden, bezahlten ihm den ganzen bis Zernez bedungenen Lohn und nahmen zwei tirolische Holzknechte, um uns bis dahin begleiten zu lassen. Einer allein ließ sich, wahrscheinlich wegen der Langweile des Rükweges, dazu nicht herbei. Wir vertauschten unsere Mäntel mit ihren Röken und begaben uns wolgemuth auf den Weg. Einen so komfortablen Rok wie damals hatte ich nie an meinem Leibe. Er war aus einem dichten aber ganz leichten Tuche, reichte bis über die Kniee, erlaubte jegliche Bewegung und hatte bis an den Rand der Achseln ein flaches Krägelchen, von dem die Näße ablief. Mein Begleiter versicherte mir, daß er damit stundenlang bei heftigem Regen im Gebirge arbeiten könne, ohne am Leibe feucht zu werden. Ein heimkehrender Auerhahnschüze gesellte sich zu uns; wir gingen, um den Weg abzukürzen, theilweise an schwindelerregenden Abgründen. Wegen des Schneegestöbers wurden allenthalben die Heerden eiligst von den Alpen abgetrieben; als wir mehr der Tiefe zustiegen, begegneten wir ihrem Getümmel. In ungefähr drei Stunden kamen wir nach Zernez; nach dem

wüsten Schneegebirge erschien uns die Bergfläche mit Gerstenfeldern recht lieblich.

Die Bokuppe, die wir erhielten, erfreute uns wenig, desto mehr die Schlafstelle im holzgetäfelten starkbeheizten Zimmer und am folgenden Morgen das gute rasche Wägelchen, das uns weiter führte. Nach kurzem Wege kamen wir an einem eigenthümlich bezeichneten Hochgerichtplatze vorüber, die Galgensäulen standen zwischen sechs abgedorrten Bäumen.

In Tirol findet man in Bergthälern meistens zerstreute Bauernhäuser, hier geschlossene Ortschaften. Vorzüglich schön sind die Viehheerden; die Engadiner verachten sogar das Tiroler Hornvieh. In Semada speiseten wir zu Mittag. Die Engadinerinnen sind hohe fleischige Männinnen mit runder praller Brust, flachsblondem Haare und einer Gesichtsfarbe, die der scharfe Alpenwind fast ziegelroth färbt.

Ueber Bad Sanct Moriz ging's nach abermaliger Nachtruhe gegen den Julier. Der junge Inn läuft neben der Strasse, nette Seen bildend. Die Rükaussicht bildete die Bernina; leider lag in dieser Gegend, wo sich die zahlreichsten, schönsten Gletscher befinden, jezt unerwartet alles voll frischen Schnees, so daß nur hier und dort ein blauer Gletscherschimmer durchscheinte.

Doch ſah ich am Abende das herrlichſte Glühen einer Bergpartie, das ſich wie abfließende Lava darſtellte.

Der Julier iſt theilweiſe öde und nicht ſehr intereſſant. Als wir ſeine Höhe paſſirt hatten, kamen wir über die gewundene Straſſe durch eine ſchöne Gegend, tief unter der Straſſe floß der Oberhalbſteinrhein, ein Arm des Rheines, mit hellgrünem Waſſer. Ich bemerke hier, daß Rhein im Bündten'ſchen überhaupt fließendes Waſſer bedeutet.

Das Wetter verſchlimmerte ſich wieder und ich mußte den Plan aufgeben, in den Gebirgſtok des Splügen und Bernardin einzudringen. Ich bog über Lenz nach Chur und, wie ſchon wiederholt, wurde auch dießmal meine Hoffnung, die Quellen des Hinterrheins zu beſuchen, vereitelt.

Deſto feſter ſtand bei mir der Beſchluß ſie zu erfüllen, als ich in einem andern Jahre aus Italien über Chiavenna und den Splügen die Schweiz betrat. Jahrzeit und Witterung waren ſehr günſtig und mir war es ſogar gelungen, die beiden nahe befreundeten Damen, in deren Begleitung ich mich dießmal befand, durch meine begeiſterten Schilderungen vom Hinterrhein für den Ausflug nach ſeinen Quellen zu gewinnen.

Wir verließen alſo im Dörfchen Splügen ohneweiters

den Eilwagen. Der Gasthofhalter, den wir darum befragten, wußte zwar wenig Rühmens von den Quellen des Rheins zu machen; obwol in dieser Gegend geboren, war er selbst nur ein Mal dort gewesen und behauptete, daß sie auch von Touristen, selbst Engländern, fast gar nicht besucht werden. Ich schieb dies auf Rechnung seines Wunsches, Reisende bei sich in Splügen zu behalten, ließ mich in meiner Absicht nicht mehr irre machen und sah mich endlich durch eine Bekanntschaft, die ich in Splügen machte, darin befestigt. Es war dies die Landbötin von Hinterrhein, die den Verkehr mit Briefschaften und Paketen zwischen dort und Splügen besorgte. Sie pries die Quellen des Rheins noch mehr als Gluz-Blozheim und lobte mir überdies die prächtige Unterkunft im Rathhause zu Hinterrhein. Uns wunderte allerdings, warum wir im Rathhause untergebracht werden sollten.

Mit Vertröstungen auf den morgigen Genuß brachte ich meine beiden Damen endlich auf dem Leiterwagen der Landbötin unter, die uns wie im Triumfe das Rheinwaldthal entlang führte. Der Weg war nichts weniger als schön; nach einigen Stunden wurden wir von unserer Pferdelenkerin vor einem r o t h e n Hause abgesezt. Dies war das uns angekündete Rathhaus.

Wir lachten über unſer anfängliches Mißverſtändniß, minder ergözte uns aber die ſchnelle Erfahrung, daß dies beſte Gaſthaus zu Hinterrhein ein ſchlechtes war. Mein Enthuſiasmus für die Quellen des Rheins reichte eben noch aus, um den Damen den matten Kaffee erträglich zu machen.

Um vier Uhr des nächſten Morgens begann ich endlich die Wallfahrt zum Rheinurſprunge. Der Morgen war herrlich, meine Begleiterinnen faſt ſo hochgemuthet wie ich, unſer Führer überfließend vom Lobe der Naturſzene, zu der er uns begleiten ſollte.

Der Weg war anfangs recht anmuthig, die Gebirgumriſſe großartig; der Führer hatte verſprochen, uns in ein paar Stunden zum Ziele zu bringen.

Dieſe paar Stunden vergingen aber, ungeachtet des raſchen Gehens, ohne daß es ſich irgendwo zeigen wollte; wir waren in Alpenſümpfe gerathen, ſchritten mühſam über ewigen Schnee und mußten endlich pfadlos über Steine und Gerölle ſteigen. Meine Damen fragten wiederholt um das Ende der Wanderung und hörten zu ihrem Erſchrecken ſtets dieſelbe Antwort. Noch ein paar Stunden, erwiderte der Führer und ſprach uns Muth zu. Ungeachtet ſich entwikelnder Täuſchungen fehlte es mir nicht daran, deſto mehr aber den Damen,

und meine Stellung als ernüchterter Enthusiast fing nachgerade an unhaltbar zu werden.

Immer öder wurde die Alpenlandschaft, immer mühseliger der Weg; keine Fernsicht zerstreute, kein lieblicher Ruhepunkt stärkte. Schweigend schritten wir weiter; wenig später äußerte sich die Stimmung der Damen in lauten Klagen und zuletzt erklärten sie ermüdet mit heiserer Stimme, daß sie nicht mehr weiter zu gehen vermöchten. Hätte ich alle Liebewürdigkeit eines irrenden Ritters besessen, in jener Stunde verließ sie mich; ich machte meinem Unmuthe die nöthigste Luft und stürzte führerlos in der Richtung gegen die Rheinquellen weiter.

Von einem Pfade war hier keine Rede mehr; rings lag Felseneinöde mit Gletschern darüber. Aber die Huld der Damen beschämte mich; bald kam mir unser Führer nachgekeucht. Er hatte sie in die nahe Erdhütte des lezten Ziegenhirten begleitet, der noch diese Wildniß bewohnte, und dann von ihnen den Befehl erhalten mich einzuholen.

Dies war auch nöthig, denn ohne ihn wäre ich hier nicht weitergekommen, jeder Weg für Menschen schien an schwindelnden Abgründen abzubrechen. Wir kamen bald in die unbeschränkteste Einsamkeit, so daß ich, als mir mein Rok im Gehen beschwerlich wurde und das

Tragen deſſelben auf dieſem gefahrvollen Wege ſelbſt für meinen Führer nicht wol ausführbar war, ſelben ſammt meiner Brieftaſche mit einem nicht unbedeutenden Geldbetrage ohneweiters in der Einöde liegen ließ, um ihn nach ein paar Stunden am Rückwege wieder mitzunehmen. Nur Murmelthiere pfiffen und Gletſcher krachten manchmal durch die Stille der Wildniß. Wir gingen über ſchlüpfrige, ſehr abſchüſſige Felſenrippen, über welche Waſſer rieſelte, an unſerer linken Seite gähnten die Abgründe, ich ſchritt hinter dem Führer und hielt ihn häufig am Ledergürtel; ein geringer Fehltritt koſtete hier das Leben. Dieſe Gegend heißt die Hölle; nicht weit davon liegt das Paradies. Was die nächſte Umgebung anbelangt, ſo iſt dieſes kaum reizender. Gleichwol ermangelt dieſe völlige Einſamkeit im höchſten Gebirgſtoke nicht der Erhabenheit. Im Hintergrunde ſtand das ſchöne Muſchelhorn und das Tombohorn: Gletſcher laufen von ihnen in die Tiefe. Auch unſer Weg führte über einen ſolchen; endlich lag der Rheingletſcher vor uns, der vom Tombohorn niederſteigt. Er verlor ſich an ſenkrecht abhängenden Felſen in endloſe Tiefe. Unten öffnen ſich die zwölf Gletſcherthore und aus ſelben ſtürzen die Quellen des Hinterrheins. Ich aber ſah nur einen Theil der blauen Wölbungen

und des weißen Schäumens und hörte das ferne Rauschen des jungen Titanen aus dem Abgrunde. Hinunter wagt sich niemand, erklärte mein Führer, und so war es mir unmöglich, die volle Ansicht der Rheinquellen zu gewinnen.

Unbefriedigt schied ich von der so mühsam erreichten Stelle, obwol beim Hinausgehen aus dem Abgrundgewinde ein herrliches Rosaglühen plötzlich das Muschelhorn überflog.

Ich hatte eine Illusion weniger. Zufällig fiel mir Beker's bekanntes Rheinlied ein und wie unwillkührlich gestalteten sich seine Strofen zur Parodie:

Sie mögen ihn immer haben,
Den gottverfluchten Rhein,
Franzosen oder Schwaben,
Ich misch' mich gewiß nicht d'rein.
u. s. w. u. s. w.

Ich hatte das meine gethan und die Quellen des Hinterrheins richtig besucht; daß sie nicht schöner waren, war jedenfalls nicht meine Schuld.

Vögeliseck.

Die öſterreich'ſchen Alpenländer beſizen Naturſchönheiten, die den Vergleich mit der Schweiz ſiegreich beſtehen, ja man fährt oft ſtundenlang in den Kantonen, ohne daß man begreift, wie dieſes Land unter den Touriſten zu ſo ausſchließlichem Ruhme gekommen iſt. Aber die Reize Tirols und Oberöſterreichs ſind gleichmäßiger über weite Streken vertheilt; während ſie in der Schweiz gewiſſe Knotenpunkte bilden, wo die höchſten Berge, die ſchönſten Seen und Waſſerfälle, der lieblichſte Vordergrund zu einem Genuſſe zuſammen gedrängt ſind. Vor dieſen Brennpunkten prachtvoller Natur treten die gleichmäßigeren Schönheiten jener Landſchaften allerdings zurük, umſomehr da durch die ausnahmsweiſe Stellung der Schweiz die empfängliche Stimmung zwiſchen ihren Bergen vermehrt und überdies nirgends durch ſchlechte Bewirthung geſtört wird.

Ein ſolcher Schönheitsknoten, und zwar keiner der bekannteſten iſt Vögeliseck im Appenzellerland; es liegt auf der Fahrſtraſſe von Feldkirch nach Sankt Gallen.

Bei früher Morgendämmerung machte ich den Rheinübergang; der Fluß zog in grüner Klarheit durch's Thal; wo er dem Blike entschwand, verriethen lange Nebellager seinen Lauf; eben durchflog sie der erste goldene Sonnenpfeil.

Die Geschichte des Rheins läuft parallel mit der von Deutschland. Als die Schweizer seine Quellen nicht mehr auf deutschem Boden entspringen ließen, als die abgefallenen Holländer seine Mündungen umtauften und sperrten, da wurde Deutschland eine seiner reichsten Lebensadern unterbunden und bald darauf wandelte auch die Franzosen das Gelüste an, sein Ufer für französische Domäne zu erklären. Der Konnetabel Monmorenci, da er im Jahre 1552 von den wakern Einwohnern Straßburgs vertrieben wurde, sprengte vor der Flucht mit seinen Reitern noch bis an den Rhein und ließ die Pferde an den deutschen Wassern tränken. Der Trunk muß ihnen behagt haben, denn die Franzosen konnten seiner nicht mehr vergessen und hundertdreißig Jahre später ward Straßburg zur französischen Stadt. Leichtfertige Zerstreutheit ließ die Franzosen diese alten Geschichten bald völlig vergessen und der Anspruch auf den Rhein wurde zur fixen Idee ihrer Patrioten.

Derlei Erinnerungen wurden bei diesem Rheinüber-

gange in mir um so lebhafter angeregt, weil ich mich zufällig in Gesellschaft eines Elsässers befand. Seine Behandlung und Aussprache des Deutschen schmekte sehr nach der Zeit, als der vierzehnte Ludwig Straßburg einverleibte, seine Simpathieen waren französisch: die Instituzionen des Landes hatten ihn gewonnen, obwol er eingestand, daß man in Deutschland weniger Abgaben zahle. Aus eigner früherer Wahrnehmung war mir bekannt, daß im Elsaß nur mehr die untersten Volksklassen und die alten Leute das Deutsche als Muttersprache ansehen, und daß es sich dort kaum mehr über die Kulturstufe des Riswiker Friedens erhoben hat; mein Reisegefährte machte mir auch noch die erklärende Mittheilung, daß die dortigen Schulmeister die Kinder für jedes deutsche Wort einen Strafpfennig zahlen machen. Und doch gibt's im Elsasse die blausten Augen und die blondesten Haare.

So ging es jüngst noch am deutschen Rheine her. Das Jahr 1870 hat seitdem die Rechnung allerdings zu Gunsten Deutschlands richtig gestellt.

Ich war nicht lange durch das Sankt Gallen'sche gefahren, als die Strasse merklich zu steigen anfing; ich verließ den Wagen und schlug einen Fußweg ein, der über einen Flügel des Gäbris hinaufführte. Es

war ein thauiges Schreiten im hohen Berggraſe; die Formen des Gebirges waren ſanft und lieblich, meiſt rund geſchwungene Ausladungen, die ſich vom Thale gegen die Höhe übereinander wölben und durch geſchlängelte Waſſerrinnen von einander getrennt werden; an dieſen Bächlein ſtehen einzelne Häuſer zwiſchen Gebüſchen, grüne reizende Schluchten weiſen ihnen den Weg hinunter und Vorſprünge bieten abwechſelnde Ausſichten. Die ganze Umgebung verkündet das Hirtenland; von Fabriken und Handel zeigt dieſer Theil der Schweiz keine Spur.

Hinter mir im Thale verdekten die Morgennebel noch immer den Lauf des Rheins. Nach einer halben Stunde fröhlichen Wanderns kam ich an die Grenze von Sankt Gallen; ſie läuft gerade quer durch den herrlichſten Ausſichtpunkt, gleichſam als hätte keine der zwei kleinen Republiken der andern den ausſchließlichen Naturgenuß gegönnt.

Ich konnte mich ſo bald von dieſer Stelle nicht trennen; ſo oft ſich das Auge an den Reizen der einen Seite vollgeſogen hatte, ſchien immer auch noch die andere einen Abſchiedsblik zu verdienen, der dann nicht kürzer dauerte und von dem ſich wieder zur früheren gewendet wurde. Ein hügeliges Voralpenland bildete

die nächste Umgebung, üppige Matten floſſen zum Thale hinunter, vom friſchen Neze kleiner Bäche umgittert; jenſeits eines grünen Abgrunds zog ſich die Hauptſtraſſe um ſteilere Bergwendungen. Vom Rheinthale erſchienen einzelne Streifen im Sonnenlichte. An den Berggeländen weideten zerſtreute Heerden, die ein liebliches Glokenſpiel über die Alpenwieſen verbreiteten. Unten im fernen Nebel läutete irgendwo eine tiefer geſtimmte Kirchengloke; es war ein Sonntagmorgen von ſeltener Pracht und Stimmung.

Von hieraus ging's ins hohe hügelige Appenzellerland, überdekt mit lichtgrünen Matten, überſäet mit Häuſern, heiter und bunt bemalt wie Kinderſpielzeug. Nur an wenigen Stellen verdichten ſie ſich zu geſchloſſenen Ortſchaften, meiſtens liegen ſie zerſtreut umher, durch den dazu gehörigen Wieſenbeſiz geſchieden. Und ſo geht es fort, ſo weit das Auge im herrlichen Gebirgslande reicht. Rothe Dächer, helle Wände, bunte Jalouſieen und weiße Vorhänge an den zahlreichen breiten Fenſtern ſind die unentbehrlichen Erforderniſſe eines Appenzeller Hauſes; davor liegt ein Gärtchen mit Blumen, die die Vorliebe und Sorgfalt der Beſizer verrathen, an beiden Seiten ſtehen dann Lauben, von Jerichoroſen, Jelängerjelieber und anderem blühenden Geſträuche

bewachſen, und ein zierliches Staketenwerk bildet die Fronte. Nirgend iſt Armuth, Schmuz oder Ungeſchmak zu entdeken, an denen der Bauernſtand anderer Gegenden ſo häufig verkümmert; man fühlt bei jedem Schritte, daß hier eine freie glükliche Landgemeinde ihre Anſize hat. Einſt ſind dieſe Berggipfel wol ganz mit Wald bewachſen geweſen, allmälig wich er überall dem Verlangen nach einem eigenen Wohnhauſe, nach einer geſonderten Wirthſchaft. Nur am Saume der Landſchaft ſtehen noch einzelne Waldzüge und umſchließen die Ausſicht; dadurch gewinnt jedoch der Beſchauer einen ruhigeren Genuß der Umgebung. Der höchſte Gipfel des Gäbris liegt noch eine Stunde über Gaiß und iſt 4080 Fuß hoch; hier unten aber auf ſeinen Vorgebirgen breitet ſich das freundlichſte, zahlreich bewohnte Hügelland, noch reizender dort, wo es mit einzelnen Häuſern überſäet iſt, als wo ſie ſich zu Fleken, wie Trogen, verdichten.

Nach einem fröhlichen Umzuge durch dies ſchöne Land kam ich endlich zu jener Stelle, die den Namen trägt, der an der Spize dieſes Reiſebildes ſteht. Die Nachbarn behaupten, das dortige Wirthshaus habe einmal einem gewiſſen Fügli aus Sankt Gallen gehört, und, da es an einer Eke des Bergzuges ſteht, von ihm den Namen Füglisek erhalten, der ſich dann im Gebrauche

in den weicheren von Vögeliſek umbildet habe. Ich aber meine, der Namen ſchreibe ſich daher, weil an dieſer Bergeke dem Menſchen, dem erdgebannten, luftverwieſenen eine Perſpektive gegönnt iſt, wie ſie ſonſt wol nur die äthergebornen Vögel genießen.

Vögeliſek ſteht an der nordöſtlichen Zinne des Berges und bietet nach zwei Seiten die herrlichſte Ausſicht. In grünen Kuppelwölbungen verläuft hier das Appenzeller Gebirgsland, darunter liegen zwiſchen ſanften Hügeln reizende Flächen, aus denen ſich endlich die Geſtade des Bodenſees bilden. Dieſer ſelbſt iſt der Glanzpunkt der Ausſicht; ſein zartblauer Spiegel voll Sonnengeflimmers und Silbernebel war in voller Pracht vor meinen Augen ausgebreitet. Die lieblichen Uferſtädte, alle Buchten und Inſeln ſind hier ſichtbar, der Blik ſchaukelt ſich entzükt auf den ſtillen ſeligen Waſſern, und die Silberſtraße des Rheins führt ihn zu beiden Seiten in nicht minder reizende Fernen. Jenſeits des Schwabenmeers über Schwarzwald und rauhe Alp verſenkt ſich dann das Auge in die deutſchen Gauen, in die ſchönen ſegenreichen, die die Natur an nichts Erſprießlichem Mangel leiden ließ, auch nicht an Männern, ihre Marken zu behüten.

Das Thal ohne Namen.

Ich war über die Vorgebirge der Alpen geſtiegen, läſſig und in zögernder Beſchaulichkeit, wie es wol dem Wanderer ziemt, deſſen Sehnſucht nach einem verrauſchten Sturme an kein Reiſeziel mehr geknüpft iſt, deſſen müdes Herz ſich nur langſam und ſchüchtern den Eindrüken und Rührungen des Schönen und Löblichen wieder hinzugeben beginnt. Wenn ich nun in geduldiger Ruhe an einem Bergabhange lag, und mein Blik dämmernd und troken auf dem ſanften Grün der Matten verweilte, wenn der Frühlingshimmel und die Bergfernen kaum eine Regung in mir erwekten, wenn ich dann matt und langſam den Duft einer Blume einſog, da fühlt' ich, daß ich ein anderer geworden war und wußte kaum, ob ich die Flucht koſtbarer Erſchütterungen bedauern, oder den wiederkehrenden Frieden meines Gemüthes ſegnen ſollte.

Und er brauſt mit ſchnellen Roſſen
Aus dem gold'nen Süd herbei,
Stürmt und ſtürzt verzükt, entſchloſſen
An das Herz voll Lieb' und Treu'.

Es war anders gekommen, als ich mir einſt gedacht hatte, ich zog langſam nach Norden; doch jeder Zuſtand eines redlichen Herzens iſt köſtlich. Sein Schmerz iſt voll erhabener Poeſie, der Baum der Unſterblichkeit rauſcht majeſtätiſch in ſeinen Stürmen, und wieder iſt ſeine Stille ſo feierlich, ſeine Ruhe die Pflanzenentwikelung edler Triebe. In früher Jugend iſt das Herz manchmal wild übermüthig und herbe, da kommt der Schmerz und bändigt es. Ein großer edler Schmerz macht es demüthig mild und liebevoll. Es hat nicht ſeine Kraft, nur ſeinen Troz verloren, es erhebt ſich wieder aus ſeiner Zerknikung, auch die ſanfte Freude, die edle Neigung kehrt zurük. Wir ſollten neben der Weltgeſchichte auch die Biografie des Herzens fleißig ſtudiren. Der Gang ſeiner Erziehung und Fortbildung iſt kaum minder intereſſant, und ſo wie von den großen Ereigniſſen der Geſchichte hängt auch von ſeinen geheimen Gefühlen das Geſchik der Menſchheit ab. Den erſten Knoten der Verwikelungen ſchürzt gewöhnlich die Liebe, den lezten löſt erſt der Tod; die Übergänge und Zwi-

ſchenſpiele vom Frühlinge dieſer Erde bis zur Feier der Ewigkeit ſind lehrreich und wunderbar.

Der Strich Landes vor den Mittelgebirgen erſchien zuerſt nicht reizend; der Boden iſt noch verbrannt wie in Wälſchland, und von den Alpen ſieht man um ſich kaum mehr als gelbgraue ſchmuzige Felſen. Endlich wird die Gegend intereſſanter, ein dunkler See hebt die Landſchaft, ſie gewinnt raſch an Schönheit. Noch ſieht man hier und dort Zipreſſenpiramiden und Maulbeerbäume, aber nach und nach nimmt alles ein mehr nordiſches Anſehen an. Während die Niederungen reich und wol angebaut erſcheinen, neigen ſich ſanfte Alpenabhänge ins freundliche Thal, und Schneeſpuren ziehen darüber.

Das Städtchen liegt herrlich und maleriſch, ſein Bauſtil iſt ſeltſam zuſammengeſezt, Bogengänge laufen durch mehre Gaſſen, an der vordern Mitte breiten ſich die Häuſer in den Stokwerken zu rieſigen Gangbogen mit zu oberſt offenen Fenſtern aus. Dadurch hat zwar jedes Haus das Ausſehen, als ob es den Schlund öffne, im Innern aber gewinnen ſie an Helle außerordentlich. Noch beſſer als die Wohnungen der Lebendigen iſt die der Todten beſtellt. Der Friedhof des Ortes iſt ein ſtiller Garten Gottes; ſeine viereſige Flur umlaufen

Arkaden mit Familienbegräbniſſen. Die Denkmale und Inſchriften erſcheinen in einfach edlem Lapidarſtile.

Wie faſt in allen Gebirgsgegenden erweiſen ſich die Weiber auch hier zu eigenthümlichen Trachten geneigt; ihre Fantaſie erſchöpft ſich insbeſonders in abenteuerlichem Kopfputze. Der beliebteſte iſt in ſtumpfdiker Eiform aus Pelzwerk oder langhaarigem Plüſche von brauner Farbe verfertigt, einige tragen ähnliche doch höhere weiße Thürme, manche grüne Hüte, andere ſchwarze durchbrochene Fächerhauben, die ſtrahlenförmig ausgezakt in die Höhe ſtreben. Man beging eben das Frohnleichnamfeſt, als ich im Städtchen ankam, lange Züge von Kirchgängern ſchritten hinter wallenden Fahnen und Heiligenbildern, die Haltung aller war ernſt und fromm, und ihre Geſichtzüge wieſen einen einfachen holzſchnittartigen Ausdruk. Grüne Bäume, mit großen weißen und rothen Blumen geſchmükt, ſtanden vor den Häuſern, an denen der Zug vorüber ging, die Dirnen trugen einen Blumenſtrauß vor dem ſtreng verhüllten Buſen, und der Frühling ſchüttete überall ſeine Blüthen aus, der blaueſte ſonnige Himmel lag darüber.

Die Hauptkirche des Landſtädtchens iſt alterthümlich. der Kirchthurm hoch und von durchbrochener gothiſcher Arbeit, ſeine Ausſicht herrlich. Das Städtchen liegt in

einem Rundtheater von Bergen, nach den vier Weltgegenden laufen die Straßen in ihre Einbüge. Die nach Norden iſt herrlich umgeben, ſie durchzieht den ſchönſten Theil des Thals, bringt dann durch grüne Waldwinkel; Felſenkanten und Schneeläufe neigen ſich herein, endlich verſchwinden ſie und das Hochgebirge ſteht als ſchöne Deviſe darüber. Auf den Bergen rund umher wurde zur Feier des Kirchenfeſtes geſchoſſen, über dem Fluſſe nordöſtlich iſt im Mittelgebirge ein Echo, das den Geſchüzdonner über das Thal von Felſen zu Felſen wirft. Das Land iſt herrlich, ſein Anblik kann auf niemand ohne Wirkung bleiben. Jezt läuteten alle Gloken und der Kirchthurm unter meinen Füßen begann zu ſchwanken; der ſtille Grund meiner Ruhe hatte auf dieſer Stelle ſchon lang zu zittern und zu beben begonnen, um mich lag ja der klaſſiſche Boden meiner Liebe.

Ich hatte einmal geliebt, damit war's nun vorüber, damals malte mir eine theure zarte Hand ein unanſehnliches Landſchloß in mein Album mit unregelmäßigen Fenſtern und grün gedekten Thürmen, und der Wunſch ſtand darunter geſchrieben, ich ſollte dieſen ländlichen Aufenthalt bald mit meiner Gegenwart erheitern. Dieſer Wunſch war aufrichtig wie die Liebe, oft hatten ſich auch alle meine Gedanken dahin gedrängt, meine Sehn-

ſucht hatte mich zum Doppelgänger gemacht, und doch hatte ich jene Flur, jenes Haus nie betreten. Hinter einem dieſer fernen Hügel mußte es liegen, ich ſah die grünen Thürme nicht, aber ich wußte, daß es dort zu finden ſein müſſe. Zwiſchen jenem Bilde meines Albums und der Gegenwart dehnt ſich jezt eine weite Kluft. Ich hatte einſt den Beſiz jenes Weſens für das größte Glük meines Lebens gehalten; dieſer Wunſch war ſeitdem aufgegeben, ſeine Trümmer lagen in dem Abgrunde; ich war dann lange bedauerungswerth, unſelig geweſen, aber wie alles hienieden vergeht auch die Liebe. Gerade vor einem Jahre ſah ich die Alpen im verdämmernden Hintergrunde eines weiten Landſees, und ſie erſchütterten mein Gemüth aus der Ferne mehr, als nun ihr naher Anblik am Giebel des zitternden Kirchthurms. Heute, noch ein paar Jahre ſpäter, da ich dies ſchreibe, ergreift mich nur noch eine ſanfte Rührung, die zwiſchen Freude und Schmerz die Mitte hält.

Das Herz ſezt immer mehr Roſt an und Heloiſe verſchwindet aus der Wirklichkeit in ſeine ideale Tiefe. Die Wellen des Lebens branden oder kräuſeln ſich darüber, und nur ſelten bei Windſtille wird das ſanfte heilige Bild auf ſeinem Grunde ſichtbar. Aber die Liebe hat doch das Gemüth veredelt, und wer einmal geliebt

hat, der liebt nicht wieder. Ich spürte unter ihren Landsmänninnen nach Nazionalähnlichkeit und fand sie; viele Mädchen hatten denselben furchtsamen Wuchs, dieselben schüchternen frommen Züge.

Ich erinnerte mich aus ihren Erzählungen, daß sie aus dem Städtchen oft zu Fuße nach dem Landgute gegangen war; weder sie noch ihre Familie befand sich jezt dort; ich beschloß es zu besuchen. Ich mußte ja mein Wort lösen und jenen Landaufenthalt einmal mit meiner Gegenwart erheitern. Ich kannte die Gegend, in der das Gut liegen mußte, und begab mich allein auf die Wanderschaft. Ein schöner Weg führt durchs herrliche Rundthal, der Wiesenwuchs um mich stand hoch und voll Feldblumen, der goldne Sommertag lag schwer und drükend darüber. Alles um mich war still und wie in Erwartung eines nahenden noch unsichtbaren Gewitters. Ich erzählte mir selbst wieder ein Mal die Geschichten meines Lebens, manche klang sogar meinem eigenen Ohre seltsam und wunderbar. Der Held derselben hatte übrigens das Schiksal mit den meisten gemeinschaftlich, daß er so viel Edles aufrichtig wollte und so wenig erreichte. Nebstbei war auch das Maß seiner Glükseligkeit von jeher karg ausgemessen, und nur sein festes stetes Vertrauen auf eine ewige Welt hielt ihn aufrecht in Sturm

und Stillstand. Wie manche Gefühle wurden im armen Helden wieder wach, doch nicht mehr mit dem Feuer der Gegenwart, sondern im Zwielichte der Vergangenheit, das ihren Schimmer aufgetrunken hatte.

Ich ging, wie stets, in gerader Richtung dem unsichtbaren Ziele entgegen, es mochte viel ferner liegen als ich gedacht hatte, nirgend ließen sich die grünen Thürme der Hoffnung sehen. Nach ein paar Stunden zog ein trüber tiefgegrabener Strom zu meinen Füßen, ich stand in einer einsamen Au, und drüben lagen Rebenhügel, das Schloß konnte jenseits nicht fern sein. Aber eine Brüke, ein Boot waren nirgend zu sehen; ich hätte den Fluß freilich durchschwimmen gekonnt, doch oft, gerade in entscheidenden Augenbliken hasse ich Gewaltschritte.

Ich ging den Strom lange hinunter, und endlich fand ich eine Brüke; eine Ruine lag malerisch darüber, Kronen in Stein gehauen schmükten die Thore.

Ich überschritt den Fluß, auf gutes Glük ging's einen trostlosen Hohlweg aufwärts. Die begegnenden Landleute erwiesen sich hinlänglich stupid, zuerst befragten sie wiederholt, dann antworteten sie nichts und wußten eben so viel. Ich verirrte mich jezt vollkommen, und wußte sogar die Richtung des grünen Schlosses nicht mehr zu errathen: da erreichte ich eine Bauernschenke

und trieb einen Wagen auf. Jezt gings, und so war's immer. Geld hätte mich ja stets zu ihr gebracht, — nur der empfindsame Reisende verirrt sich.

Bald erschien die Kirche am hohen Bergrain, darunter auf mäßigen Hügeln lagen ein paar Dörfer, am Ende des einen stand ein Herrenhaus mit grünen Thurmdächern neben Nußbäumen. Es war das Schloß der Hoffnung.

Es lag nicht so schön als ich geglaubt hatte, auch sein Inneres erschien nicht reizend und elegant. Ich fragte nach der alten Hausschließerin, deren Namen ich noch wußte; sie war gestorben; eine kaum jüngere führte mich umher und verwunderte sich über meine genaue Kenntniß der Eintheilung und Anordnungen, während sie aus ihrer Erinnerung behauptete, daß ich doch nie im Schlosse gewesen sei.

In einem Vorsaale hängen Familienbilder; einer der Ahnherren war 1460 Maltheserritter gewesen. Ich durchstrich die übrigen Zimmer und gedachte in getheilten Empfindungen der Familienglieder, denen sie zur Wohnung bestimmt waren. Einige Gemächer boten recht hübsche Aussicht. Endlich kam ich in's Jungfernzimmer, das sie zu bewohnen pflegte, ich hielt vor ihrem Bildnisse länger als irgendwo im Hause an. In Trauerkleidern entschwand sie mir vor mehren Jahren am Ende

eines engen Gäßchens, jezt ſah ich ihre frommen Züge nach ſo langer Zeit wieder ein Mal. Ich ſtand ſtumm und betend an dieſer Stelle und hinterließ ihr einen ſtillen Segen für ihr Glük. Ich dankte ihr wie ſtets für all ihre Liebe, obgleich mich dieſe nicht beglükt hat, und gab ihr heimlich ein Stelldichein über den Gräbern.

Wie, Thränen? Noch heute Thränen! Es ſcheint unglaublich bei einem ſo welterfahrnen Herrn. Um zum Schluße zu kommen, muß ich den Leſern mein damaliges Ungeſchik bekennen, das mich die koſtbare Gelegenheit verſäumen ließ, einige allerliebſte Verſe in das Fremdenbuch des Hoffnung-Schloſſes zu ſchreiben, die vielleicht unſterblich geworden wären.

Im Garten hatte mir vorher die Haushälterin ein paar Roſenknospen, die an einem Stengel gewachſen waren, als eine beſondere Gunſtbezeigung von ihrer Seite überreicht. Jezt riß ich ſie zu ihrem Schreken auseinander und ſteckte die eine vor's Bildniß, die andere legte ich in meine Brieftaſche. Ich ſchrieb ein Mal eine Strofe, die begann:

Verlorne Zwillingsroſen
Eint oft ein linder Weh'n,
Doch wir geh'n auseinander
Auf Nimmerwiederſeh'n!

Jungbrunnen.

Jungbrunnen und Todtentanz ſind die zwei merkwürdigen Gegenſtüke, in denen die verwegen fantaſtiſche Richtung und die naive Ironie der deutſchen Malerſchulen in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts am eigenthümlichſten zum Ausdruke kommen.

In den entlegenſten deutſchen Städten, in Lübek, Baſel, Füſſen findet man Darſtellungen des Todtentanzes, der jüngere Hans Holbein ſchuf in tiefſter Auffaſſung gleichſam den Tipus dafür, der wieder zur Fortbildung ähnlicher Motive führte. Verhängnißvoll traf es ſich, daß die Peſt es war, die dann Holbein zum Todtentanze aufführte.

Auch vom Brunnen der Jugend ſah ich ein paar Exemplare, die jedoch im Beiwerke voneinander abweichen. Das berühmte Bild dieſes Mannes iſt vom älteren Kranach und befindet ſich im Muſeum zu Berlin.

Lukas Sunder, gewöhnlich nach ſeiner Geburtſtadt

Kronach im Bamberg'schen mit bequemerem Umlaute benannt, wurde 1472 geboren und lebte einundachtzig Jahre. Sein Leben war an Jahren und Ereignissen reich; er genoß den vertrauten Umgang dreier berühmter Kurfürsten von Sachsen, besuchte Palestina mit dem einen von ihnen und begleitete den andern freiwillig in fünfjährige Gefangenschaft; im Jahre 1533 wurde er zum Bürgermeister von Wittenberg gewählt, verkehrte viel mit den Trägern der Reformazion und verlegte sich in allen Zeitläufen eifrigst auf die Malerei. Heitere naive Anmuth, märchenhafte glaubenvolle Lieblichkeit auszeichnen die meisten seiner Bilder; die oft dünne Behandlung läßt eine Fülle sinniger Gedanken durchscheinen; seine Technik ist schwächer im Zeichnen als in der Färbung. Seine Eva erscheint in magern, seltsam ausgeschweiften Umrissen, doch mangelt ihr nicht schüchterne Anmuth, die jedenfalls gedankenloser Fleischlichkeit vorzuziehen ist. In seinen größeren Altarstüken ist er sinnreich und in symbolischen Anspielungen glüklich; er liebt es, bezügliche Ereignisse der heiligen Geschichte, wie das Wunder der ehernen Schlange, das Opfer Isaks und die Kreuzigung des Heilandes aneinander zu stellen, oder bringt biblische Geschichten und Misterien der Religion mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, oder

doch mit einem fromm aufhorchenden Zuschauerkreise aus seinem Umgange in Verbindung. Seine Bildnisse sind von aufrichtiger Wahrheit und von schlichter würdiger Karakteristik.

Eine Eigenthümlichkeit Kranachs ist seine selbstständige Ausbildung der fantastischen Richtung jener Zeit. Seines Simsons und seines Tannhäusers muß hier vor allem Erwähnung geschehen; seine Diana auf einem Hirsche in tiefem Walde reitend scheint nur die Verpersönlichung märchenhafter Waldeinsamkeit; ja selbst seine häufigen Thiergruppen gehören ungeachtet ihrer Naturtreue durch kluges Auftreten und beziehungsvolles Beiwerk hieher.

Sein Jungbrunnen endlich steht an der Spize dieser Richtung.

In der Mitte dieses Bildes liegt ein Teich Bethesda, der mit Marmorstufen umfangen ist und sich um einen reich dekorirten Springquell breitet. Das Wasser des Beckens hat die Eigenschaft, alte Weiber zu verjüngen; das vordere Ufer erscheint öd und steinig, sie schleichen und schleppen sich an Krüken zum Teiche, die gebrechlichsten werden herbeigeführt und getragen. In ihren Gesichtern malt sich mehr die Last des Alters und der Gebreste als die Hoffnung der Verjüngung. An dieser Seite des Weihers sieht man auch im Wasser noch

runzelige verwelkte Frauen, aber je tiefer sie vom Ufer bereits abstehen, desto mehr verliert sich die Hinfälligkeit ihrer Leiber, sie fangen an in sich versunken das Eindringen des Wassers zu verspüren und tauschen schon auf ihre schnelleren Pulse. In der Mitte des Bildes schüttelt eine von ihnen den Wasserguß von ihren Gliedern, das Alter entsinkt ihr gleichsam mit dessen Tropfen, verwundert, in rascher Bewegung begrüßt sie die schöne Jugend, die sie wieder überkommt und ihre Adern ungestüm zu durchrauschen beginnt. Weiter nach rechts erscheinen schon jugendliche Leiber im Wasser, anmuthig plätschernd, schwimmend und scherzend; mit blühenden glänzenden Gliedmassen entsteigen sie dann dem Bade; üppige Gewänder erwarten sie, ein Herold ladet sie ein, und in der neuen Lust der Jugend enteilen einige noch nakt. Bunte Zelte, Erfrischungen, Weine stehen bereit und feurige Liebhaber erwarten sie wieder, die sie am liebsten ohne Zögern entführen möchten. Wirklich scheint ihre Einladung Beifall zu finden, unter Küssen und Tänzen folgen die Schönen; ein Paar ist bereits in's Gebüsch entschlüpft, so daß nur mehr die Spornstiefel des Ritters und die rosigen Ferse der Dame darunter hervorschimmern.

Das Bild ist von wunderbarem Eindruke, voll naiver

Unschuld und fast bewußtloser Anmuth; es ergözt und rührt zugleich, und behandelt heitere Erinnerungen und traumhafte Wünsche in glüklichster Weise. Kranach malte es mit vierundsiebenzig Jahren, die Sehnsucht nach der Jugend mochte den alten Mann überkommen haben, doch der Künstler in ihm war kräftig geblieben, und dies späte Werk seiner Muse zeigt von ewiger Jugend.

In Tirol gibt es ein Bad, das den Namen Jungbrunnen trägt; ob es nicht vielleicht mit dem Bilde des alten Meisters in irgend einer Beziehung steht?

Das Domſuchen zu Magdeburg.

In mehren Gallerieen Deutſchlands ſind Bildniſſe des Grafen Johann Tzerklas von Tilli zu finden. Sein Geſicht zeigt Härte und fanatiſche Strenge, überwacht von einem Zuge der Ordnung und Selbſtbeherrſchung, der im ligiſtiſchen Feldherrn noch den Zögling der Jeſuiten errathen läßt. Im herzoglichen Schloſſe zu Braunſchweig, wenn ich mich recht erinnere, hängt neben ſeinem Bilde ein anderes, den Brand von Magdeburg darſtellend: das Feuer ſchlägt verwüſtend gegen Himmel, und zwiſchen Leichen und einſtürzenden Häuſern tummeln ſich plündernde Soldaten; im Vordergrunde ſizt Tilli zu Pferde und ſtarrt mit trübſeligem Ernſte in die Flammen. Der Maler ſcheint den Augenblik gewählt zu haben, da er ſeinen Offizieren, die um das Einſtellen des Raubens und Mordens baten, zur Antwort gab: In einer Stunde kommt wieder, dann will ich ſehen, was zu thun iſt.

Wer dieſe Bildniſſe Tillis kennt und ſich der Zerſtörung Magdeburgs im Mai 1631 erinnert, von der Tilli ſelbſt berichtete, daß es ſeit Troja und Jeruſalem eine ſolche Viktoria nicht mehr gegeben habe, der ſollte meinen, daß ſich die Stimmung der Magdeburger, wenn auch ihre Häuſer aus Schutt und Aſche wieder erſtanden, nicht mehr zu Luſt und Fröhlichkeit erhoben haben konnte, und daß zwei Jahrhunderte die Blutflekken ihrer Voreltern, die Brandmale der Zerſtörung kaum verwiſcht haben mochten.

Um ſo mehr war ich überraſcht, als ich mich bei einem Beſuche Magdeburgs von der heiteren Laune der Bewohner überzeugte, ja der Ausdruk derſelben, wie er ſich mir damals darſtellte, war ſo eigenthümlich, daß er in weiteren Kreiſen bekannt zu werden verdient.

Ich traf bei beginnender Abenddämmerung in Magdeburg ein, und da eine helle Vollmondnacht zu erwarten ſtand, ſo wollte ich den berühmten Dom, deſſen Bau Biſchof Adalbert begonnen, und faſt zwei Jahrhunderte fortgeſezt hatten, noch an dieſem Abende ſehen, und machte mich ſogleich auf den Weg nach dem hochgelegenen Tomplaze.

Als ich in deſſen Nähe kam, vernahm ich bereits lautes fröhliches Geſchrei und Jauchzen, und ſobald

sich die Aussicht auf den weitläufigen Plaz aufthat, sah ich dort eine zahlreiche Menschenmenge in der Dämmerung lustig vertheilt durcheinander wogen. Ich fragte einen Begegnenden, was es gebe, und erhielt die sonderbare Aufklärung: sie suchen den Dom. — Der steht ja riesengroß vor aller Augen, war meine Antwort, die er im Weitergehen nicht mehr vernahm, und schon befand ich mich mitten am Tummelplaze der seltsamen Heiterkeit.

— Sie sind wol ein Fremder, redete mich einer der Zuschauer an, da sie das Domsuchen nicht kennen; durch den Anblik und durch seine Mittheilung begriff ich jedoch bald das harmlose Spiel, das sich jezt um mich entfaltete.

Es waren weit über tausend Bewohner Magdeburgs am geräumigen Plaze versammelt, sie gehörten keineswegs nur den unteren Volksklassen an, neben Lehrjungen und Handwerksgehilfen sah man auch den wohlhäbigen Bürger, den Soldaten und den Zögling gelehrter Schulen; fast jeder Stand, jedes Alter, jede Beschäftigung war vertreten; das Dienstmädchen, das sich des Feiertags freute, die nette Bürgertochter, so wie die feine Dame nahmen am Spiele Antheil, und harmloser Frohsinn war die gemeinsame Parole aller. Fast die Hälfte der Besucher des Domplazes hatte die Augen verbunden,

an der Seite jedes ſolchen Blinden befand ſich ein Sehender, der ihn zuerſt im Kreiſe herumdrehte, ſich dann an ſeinen Arm hing und ſich vom Blinden, wohin dieſer wollte, führen ließ. Das gemeinſame Ziel aller war der alte Dom; ein nicht geringer Theil derſelben ſchlug jedoch zur großen Beluſtigung der Sehenden ganz falſche Richtungen ein. Sobald aber zwei Paare aneinander ſtießen, ſo umarmten ſich Blinde und Sehende jeden Standes und Alters in rükſichtloſer Fröhlichkeit. Das geſchah nach dem allgemein anerkannten magdeburger Rechte der Domſucher. Wenn endlich ein Paar am Eiſengitter vor dem Dome ankam, da erſcholl allgemeiner Jubel und Händeklatſchen über den Plaz.

So ging das Spiel ohne Unterlaß weiter, und ſo wird es durch vier Wochen vor der Herbſtmeſſe an jedem ſchönen Abende wiederholt; der Antheil des Volkes, die Luſt der Zuſchauer bleibt ſtets friſch und lebendig. Allerdings bieten dieſe bewegten Gruppen und fröhlichen Paare immer Abwechſelung und neue Geſichtpunkte; der Greis mit verbundenen Augen am Arme ſeiner blühenden Tochter, die ſchalkhaften Ladenmädchen der derben Burſchenſchaft gegenüber, die überraſchenden Umarmungen, die der Zufall vermittelt, die ganze naive Luſt des kräftig ſchönen Volkes erinnern mehr an das Schalks-

narrenthum derberer Jahrhunderte, als an die nivellirte Abgeschliffenheit der modernen Gegenwart.

Ich habe in südlichen Ländern kaum jemals ursprünglichere Lustbarkeit getroffen, und hätte sie in Deutschland nicht vermuthet, am wenigsten in einer Stadt, auf der Tillis Arm so schwer gelastet. In der That, es gibt doch nichts Unverwüstlicheres als den naturkräftigen Humor eines Volkes.

Ich sah dem Spiele der Magdeburger in heiterer Befriedigung zu; endlich verlief sich das frohe Volk; der Vollmond leuchtete prächtig vom Himmel, der Dom stand in vollem Glanze, und warf jetzt seinen riesigen Schatten über den einsamen Domplatz.

Insel Rügen.

Rügen zu besuchen, hatte unter meine frühesten Reisewünsche gehört; die Rosegarten'schen Heringpredigten haben hierzu kaum beigetragen, wol aber der Umstand, daß auf Rügen der kleine dunkle See noch besteht, in dem sich die Göttin Hertha jedes Jahr vor dem Frühlingsfeste gebadet hat, um dann ihren geheimnißvollen Umzug über die Erde anzutreten. Als ich jene Wünsche zuerst hegte, erschien mir die Insel fern wie die lezte Thule zu liegen; die Eisenbahnen änderten später alle Entfernungen, und da ich endlich die Reise dahin antrat, kam ich in fünfundzwanzig Stunden aus einem Bade Böhmens an die Nordküste des deutschen Festlandes.

Militär und Matrosen geben der Hafenfeste Stettin ein eigenthümliches Ansehen; es wird dort viel geliebt; die pommer'schen Weiber sind schlanken herrlichen Wuchses, braune Haare bei blauen Augen sind unter ihnen

gewöhnlich, ſo wie Lächeln und Freundlichkeit. Die Männinnen Stettins ließen mich Heines Gedicht an die Rieſin von Danzig erſt völlig begreifen.

Bei ſchönem Morgen fuhr ich im Dampfboote die Oder abwärts. Das Haff, ſchon an und für ſich eines der größten Beken ſüßen Waſſers, erſcheint durch die flachen verſunkenen Ufer noch ausgedehnter; im hellen Sonnenſchein wies es eine kräftige tiefgrüne Farbe; kleinere Küſtenfahrer ſchifften mit ſchwarzen Segeln an uns vorbei, als hätten ſie atheniſche Jünglinge nach Kreta zu führen. Da ich eben von Farben ſprach, ſo ſei noch bemerkt, daß das Trinkwaſſer in Swinemünde pomeranzengelb iſt, was einer beſtimmten Gattung von Aufgußthierchen zugeſchrieben wird.

Wir kamen jezt an den Geſtaden der Bernſteinhere vorüber, der heiße Sonnenſtrahl glänzte und zitterte über dem Waſſer, weit draußen hob ſich der Kirchthurmſpiz von Greifswalde. Schmale Uferſtreifen und Inſeln entſchwanden, endlich lag Rügen vor uns, ſeltſam in Landzungen und Vorgebirge ausgezakt, vielfüßig wie eine Meerſpinne. Die pommerſchen Kroniken meinen, Rügen ſei erſt anfangs des vierzehnten Jahrhunderts vom Feſtlande abgeriſſen worden, Saxo deutet auf einen viel früheren Zeitpunkt hin, und L. Quandt in den bal-

tiſchen Studien iſt derſelben Meinung. Gewiß aber iſt es, daß die Heringzüge, die im zwölften Jahrhunderte die Küſten von Rügen am zahlreichſten beſuchten, im Jahre 1425 das baltiſche Meer völlig verließen; das Volk ſchob es, — ſo wie am üblen Wetter ihre Könige ſchuld ſein ſollten, — auf die ſchlechten Obrigkeiten, dieſe auf die Ruchloſigkeit des Volkes. Es gab viel Blutvergießens darum. Da die Heringe ſelbſt darüber ihre Stimme nie abgaben, blieb der Streit bis auf den heutigen Tag unentſchieden.

Rügen erſcheint ſchon in den früheſten Geſchichtbüchern über Deutſchland; nach Tazitus, Prokop und andern hatten die Rügier in dieſer Gegend ihre älteſten Size; von Warnefried erfahren wir, daß ſie ſpäter an dem äußerſten Donauufer wohnten und von Odoaker, dem Könige der Turzilinger, beſiegt wurden. In ihr Urland hatten ſich aber Wenden vorgeſchoben, die im Laufe der Zeiten wieder germaniſirt wurden.

Als ein Zeichen deutſcher Genauigkeit ſei bemerkt, daß von zwei ſtatiſtiſchen Büchern, die ich einſah, das eine die Ausdehnung Rügens, der größten deutſchen Inſel, mit ſiebenzehn, das andere mit achtundzwanzig Geviertmeilen angibt. Die Inſel hat jezt ungefähr 35000 Einwohner, ſie muß in früheren Zeiten dichter

bewohnt gewesen sein, da Fürst Jaromar, der auch eine Rugia transmarina stiftete, um das Jahr 1184 mit 12000 Mannen aus Rügen seinem Lehnherrn Knud Waldemarsen zuzog. Die Fürsten von Rügen waren nämlich nach vielen Kämpfen von Erich Emmud von Dänemark bezwungen worden.

Auf Arkona, der nördlichsten Spize Rügens und Deutschlands, stand, wie uns Saxo und Helmold erzählen, die hohe priesterliche Feste der Ranen auf meerumflossenem Kreidefelsen, der auf der Landseite mit einem vierzig Fuß hohen Walle, noch heut zu Tage sichtbar, umgeben war. Hier wurde der Gott der Inselbewohner, Svantevit, angebetet, hier thronte auch sein Hoherpriester. Der Göze war in ungeheuerer Größe, mit altwendischer Kunst aus Holz geschnizt; er trug auf vier Hälsen vier Köpfe, hilt ein Trinkhorn in der Hand und ein Schwert neben sich; in seinem Heiligthum durfte kein Sterblicher Athem holen, selbst sein Priester mußte, um es zu thun, immer wieder hinauslaufen. Erich Emmud ließ die Überwundenen nach seinem Siege im Jahre 1135 taufen; sie hatten sich nur ausbedungen, ihren Gözen neben Kristus als Sankt Veit, wahrscheinlich wegen der Namenähnlichkeit, beibehalten zu dürfen. Als Emmud nach Dänemark zurükkehrte, verschwand das schwachgepflanzte

Kriſtenthum allmälig, die alten Prieſter kehrten zurük, mit ihnen die alten Götter. Im Jahre 1159 unternahm Waldemar der Große neun Züge gegen die Tempelburg zu Arkona, erſt im Jahre 1168 bezwang er ſie. Er ließ das rieſige Götzenbild Svantevits niederwerfen, zerhauen und verbrennen; jezt erſt wirkte das Kriſtenthum nachhaltiger.

Wir landeten unter dem Bade Putbus; in der nahen Bucht ſteht neben den Bädern ein Seitengang für Promenirende. Waldemar der vierte von Dänemark beſtellte, als er im zweiten hanſeatiſchen Kriege aus dem Lande floh, den Marſchall Henning Podebusk zum Vorſteher des Reichs; ich glaube, daß die Fürſten Putbus von dieſem abſtammen, ſie ſelbſt nennen die alten einheimiſchen Fürſten Rügens ihre Ahnherren. Ihnen gehören jezt auf der Inſel ausgedehnte Beſizungen.

Noch am erſten Abende fuhr ich nach dem herrlichen Jagdſchloſſe, das damals neu erbaut war. Es iſt tief im Walde in ſchönem Stile aufgeführt, eine Jagdburg mit Zinnen und Thürmen, von denen, da es auf einer Anhöhe liegt, eine weite Ausſicht über Forſt und Meer offen ſteht. Der Sonnenuntergang war herrlich, die Bäume erſchienen mit goldnen Kronen und von den Waldhöhen floß der Purpur bis ins Meer hinunter.

Ich machte an den folgenden Tagen mehre Ausflüge durch die Insel. Für das Bad zu Putbus hat der Fürst sehr viel gethan, sein Park steht dem allgemeinen Besuche offen und bietet auf nicht eben bedeutender Ausdehnung geschmakvolle Abwechselung; sein Schloß, das mitten innen liegt, vereint Eleganz und Kunstsinn, im Atrium ist ein Abguß der berühmten reitenden Amazone des berliner Schlosses angebracht. In den Krambuden der Promenade werden verschiedene Niedlichkeiten aus Bernstein ausgeboten.

Das Innere der Insel stellt eine liebliche Idille dar. Im Dörfchen Vallmiz ist kaum der Giebel eines Hauses ohne Storchnest zu finden, auf manchem sieht man wol drei Storchenwirthschaften neben einander, wie eine treue Hauswache stehen die friedlichen Vögel auf dem Firste, oder schreiten zutraulich auf den Feldern zwischen den Pflügenden und Schnittern. Wer auf Rügen einem Storche muthwillig etwas zu Leide thäte, würde allgemeinen Abscheu auf sich ziehen. Alle Einwohner grüßen und sprechen zutraulich mit Fremden; unter sich bilden sie fast nur eine große Familie. Ich fand die treuherzige Gewohnheit bei ihnen, daß kein Pferdelenker dem andern vorfährt, es ginge nach ihrer Ansicht gegen nachbarliche Sitte.

Ich hatte mit meinem Kutscher bei Einzelfahrten eine

beſtimmte Zeit für jede ausbedungen und wurde ungeduldig, als er ſich einige Zeit hinter einem andern langſam fahrenden Wagen aufhielt, ich trieb zu größerer Eile, er aber meinte, er könne doch nicht vorfahren, es wäre zu unfreundlich gegen den andern. Auf mein wiederholtes Antreiben ergriff er endlich den Ausweg, daß er abſtieg, zum andern Kutſcher ging und ihn bat ſchneller zu fahren. Dieſer that es nun auch, und wir folgten ihm jezt wie vorher. Die Straſſen auf Rügen ſteigen und ſinken in anmuthigem Wechſel. Viele Anſize liegen in der Weiſe altgermaniſcher Höfe über die Inſel zerſtreut, mitten in eignen Feldern und Gehegen, mit den nöthigen Wirthſchaftsgebäuden verſehen, mehre von ihnen ſind vom Landadel bewohnt, der auf Rügen nicht unzahlreich iſt. Allerhalben ſoll Einfachheit und Gaſtfreiheit wohnen.

Die Dorfſchaften ſind theilweiſe wolhäbig, das ſtattlichſte Haus jeder einzelnen iſt die Paſtorwohnung. Rügen zählt ſieben und zwanzig Paſtorate. Ich war zufällig einen Tag in Begleitung eines ſchleſiſchen Predigers, der ſich als Lichtfreund ankündete; ſo oft er eines der ſtattlichen Paſtorhäuſer erblikte, bemerkte er, hier ſeien die Leute noch gottesfürchtig. Ich überzeugte mich daraus, daß ſich die Pfaffen aller Religionen

gleichen. Aber auch Fischerhäuser in Bienenkorbform, von Lehm und Torf aufgeführt, trifft man an manchen Stellen der Insel.

Wiederholt wird der Wanderer auf Rügen an uralte Sagen und Zustände erinnert; selbst der Name mancher Stellen klingt balladenhaft, so heißt ein Landstreif, der durch's Meer nach einem andern Theile der Insel hinführt, Schmalheide. Er ist eine wüste Sanddüne, über die keine Straße, wol aber viele tiefe Geleise im unergründlichen Sande hinliefen; die See spielte eintönig gegen die Heide heran, das Mondlicht schien die rechte Beleuchtung dieser Einsamkeit. Das leise Plätschern des Meeres hat etwas Einwiegendes, Traumbringendes; wenn man lang darauf hinhorcht, wird es fast zum Nixenliede, zum Seemärchen. In Bobbin ist eine Sammlung rügenscher Alterthümer, aber auch in manchen Höfen trifft man deren einzelne oder kleinere Zusammenstellungen. Darunter befinden sich von Rost durchlöcherte Pikelhauben, Schwerter, ähnlich denen der Ditmarschen im vaterländischen Museum zu Berlin, zerbrochene Geräthe und auch Todtenschädel von ungewöhnlicher Größe.

An manchen Stellen der Insel werden Bautasteine mit Runenschrift gewiesen. Der Dubbenworth und

die übrigen Hünengräber erregen nicht minder Intereſſe und Antheil. Sie ſind runde Hügelaufwürfe von ſehr beträchtlicher Ausdehnung und Höhe; Ort und Form ſchließen die Möglichkeit aus, daß ſie durch die Natur entſtanden. Wozu wurden ſie aber errichtet? und wenn ſie Gräber ſind, wer liegt unter dieſen rieſigen Hügeln? Sogar die Sage ſchweigt davon. Sie ſind meiſtens kahl, nur mit kurzem Gras und zerſtreutem Geſtrippe bewachſen; wenn man auf ihrer traurigen Höhe ſizt und der Wind darunter über die Heide fährt, dann verlieren ſich die Gedanken in Zeiten, von denen die Geſchichte kaum mehr eine andere Kunde bringt, als daß ſie größer waren als die unſern, — in Zeiten, wo ſo viele Treue unter unſern germaniſchen Vätern heimiſch war, daß der Kläger das Urtheilfinden nicht ſelten dem Gegner überließ, und bei ſolchen Selbſturtheilen doch keine Gefahr lief.

Wenn man das baltiſche Meer mit den ſüdlichen Meeren vergleicht, ſo zeigt ſich im Norden allerdings nicht jenes Tiefblau, das ſich gleichſam vom goldenen Sonnenſcheine geſättigt hat, gleichwol verträgt die reizende perlblaue Farbe des deutſchen Meers ohne Schaden den Vergleich damit, und auf Rügen entdekte ich manch-

mal ferne, duftig zarte Meerſtreifen, wie ich von der ſizilischen Küſte nichts Reizenderes geſehen habe.

Der vorzüglichſte Ausflug, den ich auf Rügen machte, war der nach der Halbinſel Jasmund, am Ende eines ſchönen Buchenwaldes, Stubbeniz genannt, dort fallen die Kreidefelſen, die gegen das Land ſanft und bewaldet aufſteigen, 550 Fuß tief faſt ſenkrecht ins Meer. Der höchſte Punkt heißt der Königſtuhl, ob Karl dem zwölften oder Friedrich Wilhelm dem dritten zu Ehren, ſcheint ungewiß zu ſein. Ich ſchlief im Gaſthofe darunter. Schon vor der Morgendämmerung ging ich auf den Königſtuhl; nach drei Seiten ragt er frei ins Meer hinaus. Unter mir lag es wie ein ungewiſſer Nebel, aber allmälig erwies es ſich als endloſe blaſſe Waſſermaſſe. Ein paar Morgenrothſtreifen legten ſich mir gegenüber den Himmel entlang, roſig begann es über das Meer zu ſchimmern und plözlich war die Sonne da. Jezt erſt überſah ich die ſenkrecht abſtürzenden ſchneeweißen Kreidewände, ſo weit in die See vorgeſchoben, daß das Land hinter mir gänzlich entrükt war. Das Meer zog ſich als weißblau verdämmernde Fläche zu meinen Füßen hin, ich ſah keinen Rand ſeiner Unendlichkeit. Es lag ganz ſtill und lautlos, kaum irgendwo entdekte ich ein Segel in der Meereinſamkeit. Ich wollte die

See ganz in der Nähe begrüßen und ſtieg gerade am Königſtuhle nieder, es ſchien da ein Pfad ſich hinab zu winden, ich fragte nicht lange nach Wegweiſern. Faſt hätte ich es zu bereuen gehabt, er führte beinahe ſenkrecht hinunter und brach mir faſt die Kniee, das Aufſteigen an der ſchwindeligen Wand zeigte ſich endlich noch müheſeliger. Ich las dann oben im Fremdenbuche die Klage zweier Engländer über dieſen Weg, ſie erklärten ihn geradezu als lebensgefährlich. Das Klettern im ſchneeweißen Geklüfte war lohnend geweſen, es zeigten ſich ſeltſame Felſenformen und das Meer gewann faſt mit jedem Schritte andere Formen. Merkwürdig erſchienen mir auch hier wieder jene geſchlängelten blaßeren Züge, die weit über das Meer hinauslaufen, ſie dürften durch die zuſammenſtoſſenden Schichten ſich kreuzender Winde erzeugt werden, auf den erſten Blik erſchienen ſie faſt wie Straſſen in die Unendlichkeit.

Vom Königſize ging ich zur Herthaburg, einem kleinen Waldkeſſel mit einem Erdwalle umgeben. Bäume und Geſtripp überwächſt ihn, dazwiſchen ſchwankt der breitblätterige nordiſche Eſeu. Die noch wol erkenntlichen Umriſſe und die innere Vertiefung zeigen deutlich, daß hier einſt eine Wallburg war, beiläufig wie jene, in der uns Grabbe in ſeiner Hermannſchlacht Thusnelda

vorführt. Unfern davon liegen ein paar Runensteine; an einem derselben will man noch die Stelle, wo die Ringe für die Opferthiere angebracht waren, erkennen; eine Vertiefung desselben sollte nach Meinung der Umwohner ihr Blut auffassen; auch die Spur vom Fußtritte der Priester wird noch gezeigt.

Im nahen Grunde unter der Burg liegt der Herthasee, jezt nur mehr ein runder dunkler Tümpel, wol auch zur Roßtränke verwendet, auf dem Wasserrosen schwimmen. Aber die Fantasie ist in diesen Umgebungen willig und trägt uns gern in die Zeiten zurük, von denen Tazitus erzählt. Hier lag der geheimnißvolle Hain der Göttin, an dieser Stelle besuchte sie ein Mal im Jahre die Erde. Oben von der Burg ertönt das Lied der Barden, sie aber wäscht ihre herrlichen Glieder in stiller Neumondnacht im heiligen See und fährt mit weißem Gespanne über die Erde. Dann wird es Frühling hinter den Tritten der Göttin, und Blumen sprossen unter ihren Füssen.

Der Dalslandkanal.

Von der Terasse zu Kronburg begrüßt gleichsam der Geist von Hamlets Vater den nach Skandinavien Reisenden. Mit den trüberen Farben des Nordens, die sich hier, besonders an Regentagen, auf Meer und Himmel zeigen, wird auch die Stimmung eine ernstere, zu der die abgetakelten Linienschiffe vor Kopenhagen die passende Staffage liefern. Es gibt kaum einen trisseren Anblik als diese dunklen, abrasirten Meerkolosse, diese Leichname vergangener Herrlichkeit. Wie lustig nahmen sich dagegen die Anfänge der deutschen Flotte aus, die ich kurz vorher zu Kiel gesehen hatte. Die Laune des Reisenden würde noch befangener werden, wenn nicht der lebhafte Schiffverkehr im Sunde und die herrliche Lage Kopenhagens Anregung und Abwechselung brächte.

Die Museen nordischer Alterthümer, die sich um die Ost- und Nordsee und um ihre Nebenmeere gruppiren, vorbereiten uns auf Land und Leute und vermitteln

die Erinnerungen an uralte Geſchichten und Sitten. Sie enthalten höchſt ſchäzbare Sammlungen, darunter allerdings abſichtlich oder unbewußt viele Fälſchungen. Als ich dieſe Denkmale aus der Steinzeit, die bis zu den Pfahlbauten zurükreichen, beſah, fiel mir eine Begebenheit ein, die ſich einſt in meiner Nähe zugetragen hatte. Ein Gelehrter von großem Selbſtvertrauen ſah ſeine archäologiſchen Forſchungen durch das Auffinden von Pfahlbauten in einem Bergſee gekrönt und veröffentlichte darüber eine weitläufige Abhandlung. Zulezt lieferte ein alter Bauer dazu die ſchäzbare Gloſſe, daß ſie nichts als die Überreſte eines Zaunes waren, der nach der Überlieferung ſeines Großvaters durch Austreten des Sees dort in das Waſſer verſunken war.

Das Muſeum Thorwaldſen zu Kopenhagen bringt aber in dieſe nordiſche Welt die Kunſtſchönheit des Südens. Man findet hier jedes ſeiner Werke in Marmor oder doch in Gipsmodellen und Abgüſſen, und man erſtaunt, daß ein einzelner Menſch, wenn auch ein hochbegnadigter Genius, ſo viel und ſo Vortreffliches ſchaffen konnte, und daß es möglich war, all dieſe Schäze in einem Muſeum zu vereinigen. Es iſt in ſeiner Art ein Unikum; auch abgeſehen von dem eigenthümlichen Reize, daß wir darin nur Werke *eines* Künſtlers treffen,

ziehe ich es auch nach ſeinem allgemeinen Werthe, zum Beiſpiele der Glipthotek in München bei weitem vor. Das Gebäude ſelbſt iſt mehr ſeltſam als ſchön; es vereinigt in ſich nebſt ungefähr ſechshundertfünfzig Bildwerken Thorwaldſens auch deſſen Zeichnungen, Sammlungen, die Bilder, welche ihm bekannte Maler verehrten, ſeinen Hausrat und endlich auch den Leichnam des am vierundzwanzigſten März 1844 geſtorbenen Meiſters. Wir begegnen in dieſem Muſeum den Modellen des auferſtandenen Kriſtus und der Apoſtel, deren Originale ſich in der Frauenkirche zu Kopenhagen befinden, und die ſo wie andere Bildwerke des Muſeums die Lebensgröße weit überragen; wir treffen hier ſeine berühmte Venus mit dem Apfel, die nebſt dem jugendlichen Merkur und dem Ganimed ſeine reizendſten Statuen ſind. Sein Alexanderzug verſezt uns an die Ufer des Komerſees in den Orangenduft der Villa Karlotta; außer dieſem umlaufenden Frieſe nehmen zwei andere Hochbildwerke unſere Bewunderung vorzüglich in Anſpruch; das eine davon gibt die lieblichſte Illuſtrazion zu Göthes: Wer kauft Liebesgötter? — in Marmor erſcheint der Gegenſtand noch anmuthiger als in Verſen; das zweite ſtellt Amor und die vier Lebensalter dar: Pſiche ſpielt als Jugend mit Amoretten, während Eros

dem am Stabe nachhinkenden Alter schalkhaft entfliegt. Der Genius Thorwaldsens verlieh seiner Vaterstadt eine eigenthümliche Weihe; man darf Kopenhagen die Stadt Thorwaldsens nennen.

Stokholm liegt noch prachtvoller als Kopenhagen; der Weg vom Löwenberge und der Königsburg über die riesige Freitreppe überrascht auch jene, denen die übrigen Hauptstädte Europas bekannt sind. Hier erwartet uns der granitne Prachtbau der Norderbrüke; von dieser gelangen wir über eine weitere Treppenflucht zu den reizenden Gartenanlagen von Strömparterre auf schmaler Landspize zwischen der Salzsee und den süßen Wassern des Mälaren; blühendes Buschwerk, Blumenbeete und alte Baumgruppen umgeben uns und darüber weht erfrischende Wasserluft. Hier und gegenüber im Thiergarten und auf Haselbakken, wohin von fünf zu fünf Minuten Dampfschiffe führen, entfaltet sich das fröhliche Leben Stokholms; ich war überrascht, im Norden so lautes genußsüchtiges Treiben zu finden, das an Frohsinn und Liederlichkeit das der südlicheren Hauptstädte überbietet. Ich mußte meine Meinung von dem Ernste des Nordens ablegen, und bekenne, daß in Stokholm mehr rüksichtlose Laune zur Schau gestellt wird als in jenen. Nicht nur sind ganze große Hôtele

mit lokenden Schildern lediglich für Rendezvous mit der eleganten Halbwelt angelegt, sondern ich traf in öffentlichen Lokalen Damen aus der guten Gesellschaft, die Abenteuern nicht aus dem Wege zu gehen schienen und sich dort einzeln oder zu zweien restaurirten und ohne Bedenken je eine Flasche schwedischen Punsches leerten.

Schweden und Norwegen zeichnen sich vor andern Ländern auch durch zahlreiche Kanalbauten aus, die ebensosehr durch ihre Länge als durch kühne Anlage und exakte Ausführung hervorragen. Die merkwürdigste dieser Gattung ist wegen seiner Steigungen und zahlreichen Schleusen der Dalslandkanal zwischen beiden Ländern, den Nils Erikson erbaute und den der König von Schweden erst im Septembermonate 1868 eröffnete.

Der Ausgangpunkt des Dalslandkanals ist Strand in Norwegen. Um dahin zu gelangen fährt man mit dem Dampfschiffe, das nach Gothenburg geht, von Kristiania durch herrliche Fjorde, in denen Lachsfang betrieben wird. Die niedrigen Felsen, die aus dem Meere hervorragend hier die Küsten bilden, erscheinen vom Wellenschlage der Jahrtausende abgerundet und glatt polirt, einzelne Kirchen und Fischerhäuser liegen in den Vertiefungen der Buchten, und um die Fische, die Licht

und Helle lieben, zum Ufer zu loken, ſind weite Stellen an den Felſen weiß übertüncht.

Bei Frederikshald verläßt man das Dampfſchiff und fährt mittelſt Skjuts ungefähr drei Meilen nach Strand. Man thut wol, im Gaſthofe zu Frederikshald die Beſorgung der Bauernpoſt mit dem dortigen Wirthe zu behandeln, weil man im Gegenfalle Gefahr läuft, langſam bedient zu werden. Mir geſchah es auf anderen Touren wiederholt, daß die Pferde erſt von ferner Weide geholt werden mußten; einmal in der Nacht zeigte ſich am Skjuthauſe nur ein Mädchen, das mit einem Hammer, wie die Norma, an ein ehernes Schild ſchlug, womit ſie über die Heide dem Hirten ein Zeichen gab, daß er die Pferde herbeibringen ſolle.

Strand liegt an einer Bucht des Stora Lee-Sees; der einzige Dampfer, der den Dalslandkanal befährt, heißt Laxen, und iſt, um dieſe Waſſerſtraſſe paſſiren zu können, ein ſchmales Schiff von mäſſiger Länge. Wir gingen an Bord, und ſchon vor dem Leelangenſee kamen wir in die Schleuſen, welche das Schiff zwiſchen Wänden aus rothem Granit dreihundert und fünfzig Fuß heben und ſenken. Es überraſcht, plözlich über dem Höheprofile eines Berges Maſtbäume und Wimpel zu erblikken. Die Bewegung des Schiffes in dem viel-

fachen Schleusenwerke ist eine langsame, den damit Reisenden ist es möglich den Weg zu Fusse am Lande zurükzulegen und rechtzeitig wieder das Dampfschiff zu erreichen. Seltsam nahm es sich aus, als der Kapitän, der doch die Manöver seines Schiffes leiten sollte, dasselbe zuerst verließ, ein Velozipeb aus demselben hervorbrachte und damit am Rande des Kanals lustig davonfuhr. Die Wirthschaft auf dem Laxen war überhaupt eine absonderliche, so hatten zum Beispiele zwei Freudenfrauen aus Göteburg die Verpflegung der Passagiere gepachtet; ich kann nicht sagen, daß unsere Lage in dieser Beziehung eine vorzügliche genannt zu werden verdiente, aber amüsant war sie jedenfalls.

Am Lelangensee kommt man in das Gebiet der Eisenwerke; ich war überrascht von der Einfachheit der Gebäude bei so ausgedehnter und vorzüglicher Produkzion. Ein dortiger Besizer äußerte sich dahin, daß, wo man bei solchen Gewerkschaften luxuriöse und monumentale Bauten antreffe, die Solidität des Geschäftes in Zweifel stehe: die Rentabilität vertrage nicht derlei Verschwendung, auch müsse man stets bereit sein, die alten Gebäude, sobald sich die Waare oder die Erzeugungsart ändert, nieder zu reissen und neue, dem Endzweke vollständig entsprechende herzustellen.

Wir fuhren jezt wieder durch Kanalſtreken, Schleuſenſtufen und Holj, d. i. ruhig ſtehende Waſſerbeken zwiſchen Waſſerfällen, dann liefen wir in den entzükend ſchönen See Laxen, unter deſſen zahlreichen Landhäuſern der Herrenſiz Valdernäs mit ſeinem Waldpavillon den erſten Plaz einnimmt. Man findet dort in reizender Landſchaft alles vereinigt, was Bequemlichkeit und Luxus wünſchen kann. Bald darauf wird das Dampfſchiff abermals in zahlreichen Schleuſen gehoben und geſenkt, mächtige Waſſerfälle brauſen neben den granitnen Wänden des Kanals, ein waldumkränzter Holj wird paſſirt, und romantiſche Einſamkeit umgibt das Dampfſchiff. Der ſchmale Aklangenſee iſt von Laub- und Nadelholz eingefaßt und führt in das Bereich ſchroff abſchüſſiger Berge.

Der Aquädukt bei Hafverud iſt die größte Merkwürdigkeit des Dalslandkanals und hat nirgends ſeinesgleichen. Aus dem in den Bergen gelegenen See ſtürzt ſich in den tiefer gelegenen ein reiſſender Waſſerfall mit donnerähnlichem Brauſen. Es ſchien zuerſt unausführbar, durch dieſen Engpaß zwiſchen ſteilen Bergen die Kanalanlage fortzuſezen; das Genie Eriſſons überwand jedoch alle Naturhinderniſſe: faſt an der Höhe des ſchäumenden Waſſerfalls führte er quer über denſelben, völlig frei durch die Luft, die Waſſer des Kanals in einem

entſprechend breiten eiſernen Gerinne an das andere Ufer. Eine Weile ſchwebt der Kanal und in ihm das Dampfſchiff über den abſtürzenden Waſſern, und dem Reiſenden iſt es gegönnt, das erhabene Schauſpiel, ruhig darüber hinziehend, über, neben und unter ſich mit voller Muße betrachten zu können.

Bei Upernd gelangt das Dampfſchiff endlich in den Wenernſee, ein mächtiges Binnenmeer von zwei und dreißig Quadratmeilen Ausdehnung, und nach einer angenehmen Fahrt in Sicht der Küſten nach Wenersborg.

Die weitere Reiſe nach Gothenburg kann auf demſelben Dampfſchiffe durch die Götaelf und den Trollhättakanal zurükgelegt werden. Die Götaelf ſenkt ſich in Waſſerfällen hundert und zwölf Fuß tief, und es erſcheint kaum möglich, daß im Kanale mittelſt Schleuſen daſſelbe erreicht werde. Dennoch befindet ſich das Schiff endlich wieder unten im beruhigten Strome, der die Waſſer des Wenernſee, — vierhundert Kubikfaden in der Sekunde, — in das Kattegat abführt. Die Trollhättafälle verlieren dadurch an impoſanter Wirkung, daß ſie auf ein zu langes Terrän vertheilt ſind und im Ganzen nicht wirkungsvoll überblikt werden können: ſie ſind ein in die Länge gezogener Rheinfall.

In manchen Gegenden Schwedens und Norwegens

ſtellen ſich die Berge dar, als ob ſie durch die Fauſt der Giganten von oben aus in die Tiefe gedrükt worden wären, ſo daß ihr Fuß bereits im Boden verſunken iſt. Bei Gothenburg wiederholt ſich dieſer Anblik in überraſchender Weiſe. Berge von mäſſiger Höhe mit ſanft abgerundetem Kegelgipfel ſteigen meiſt unbewaldet aus dem Boden, faſt bis zur Thalfläche bedekt ſie das eigenthümlich kurze Alpengras, und ohne die Waldregion unſerer Hochgebirge vorzufinden, glaubt man nach kurzer Wanderung ſchon ihre Alpentriften erreicht zu haben. Die Berge vor Gothenburg ſind eben Alpengipfel ohne Untergeſtell.

Freithofstudien.

I.

Ich habe mir seit meiner frühen Jugend angewöhnt, in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, wohin ich kam, den Gottesaker zu besuchen. Dies geschah nicht aus sentimentalem Hange, sondern in der Ueberzeugung, daß die Wohnungen der Todten eine erläuternde Ergänzung zu den Wohnungen der Lebendigen bilden. Nicht nur Sitten und Gebräuche der Völker und der Stämme kann man an dem Kultus der Gestorbenen studiren, sondern die Anlage und Pflege des Kirchhofes belehrt uns auch über individuelle Stimmungen und Sonderbarkeiten der einzelnen Ortschaften. Ich wäre in der That in der Lage, einen Baedeker über die Kirchhöfe zu schreiben; aber der geneigte Leser besorge nicht, daß ich ihm etwa den Kampo santo von Pisa mit dem jüngsten Gerichte von Orkagna oder die Begräbnißhallen der Westmünster-Abtei beschreiben werde. Was ich in

diesen Skizzen beabsichtige, ist die Mittheilung einzelner Sonderbarkeiten und flüchtiger Bemerkungen, welche auch mitten im Getriebe der Lebenden immerhin auf einiges Interesse Anspruch machen dürften.

Ungeachtet meiner Vertrautheit mit Kirchhöfen konnte ich mich einmal auf dem Kirchhofe zu Feldkirch eines geheimen Schauders nicht erwehren. Ich kam in dem genannten Städchen Vorarlbergs am frühesten Morgen eines Spätherbsttages an. In ein paar Stunden sollte ich mit dem Postwagen weiter fahren; der Besuch des dortigen Freithofs schien mir die beste Verwendung der dazwischen liegenden Zeit. Die Landschaft war mit leichtem Nebel bedekt; als ich mich dem Gottesaker näherte, fing ein feiner Regen an niederzurieseln. Ich hielt am Thore einige Augenblike, die Gräber lagen feucht und kalt, die entfernteren waren kaum erkennbar; um die Kirchhofmauer laufen innen Bogengänge, welche die Grüfte überwölben, auf den meisten Gräbern flatterten die dort üblichen Trauerflöre. Plözlich tauchte vor mir aus dem Nebel eine Frauengestalt auf, die rasch auf mich los kam mit den Worten: Wo ist die Leiche? Ich will sie haben, geben sie die Leiche heraus! Betreten von der seltsamen Anrede wich ich vor der alten Hexe zurük, sie aber drang mit demselben Ver-

langen immer barſcher auf mich ein; ſpäter gab mir der Küſter die Aufklärung: ich hatte es mit einer Wahnſinnigen zu thun, welche die Leichen am Kirchhofe zu empfangen und zu bewillkommen pflegte.

Da ich gerade von Vorarlberg ſpreche, ſo ſei der Uebung erwähnt, die ich in mehren Dörfern wahrnahm; man findet dort Beinhäuſer, in denen die aufgeſchichteten Todtenſchädel an der Stirne ein Kreuz und den Namen und die Jahrzahl des Todes geſchrieben tragen. Zu gewiſſen Zeiten kommen dann die Verwandten, um ihre verſtorbenen Angehörigen zu beſuchen, und befinden ſich mindeſtens ihren conſtatirten Schädeln gegenüber.

Eine ſolche Konſkripzion der Todtenknochen iſt eine nicht ganz unnüze Vorſicht; mir iſt der Fall bekannt, daß eine Familiengruft erbaut wurde, in welcher die Gebeine der nächſten Ahnen aus einem Dorfkirchhofe verſammelt werden ſollten. Wegen Mangels der in Vorarlberg beliebten Bezeichnung mußten Gedächtnißzeugen die Identität der ausgegrabenen Knochen erhärten; ich bin überzeugt, daß jezt in der freiherrlichen Gruft größtentheils Gebeine ehemaliger Unterthanen der Auferſtehung entgegen harren.

Ein noch frappanteres Tete-a-tete mit der verſtorbenen Anverwandtſchaft, als in Vorarlberg, iſt in Pa-

lermo in Uebung. In der dortigen Kapuzinerkirche befinden ſich unterirdiſche Gewölbe, deren Erdſchichte die Eigenſchaft beſizt, beigeſezte Leichname in ein paar Monaten mumienhaft einzutroknen. Wer einen gewiſſen, ziemlich namhaften Betrag bezahlt, läßt ſeine verſtorbenen Angehörigen dort in ſolcher Weiſe präpariren. Sobald dieſe Manipulazion beendet iſt, werden ſie in der Gruft beigeſezt. Dieſe beſteht aus weitläufigen hohen Bogengängen, in denen Särge ohne Dekel oder ganz aus Glas neben- und übereinander angebracht ſind; andere Verſtorbene ſtehen mit Drähten aufgebunden in Reihe und Glied an den Wänden; für gewaltſam Ermordete iſt ein beſonderer Plaz vorbehalten; einige derſelben tragen den Mund weit geöffnet, als ob er im lezten Aufſchrei erſtarrt wäre. In dieſer Kapuzinergruft erhalten die Todten an Erinnerungstagen, beſonders zu Allerſeelen, zahlreiche Beſuche, die vor ihnen an dazu aufgeſtellten Seſſeln und Tiſchen Plaz nehmen und ihre Konverſazion mit den Leichen und über dieſelben abhalten. Man findet in dieſen Gruftgängen eine ſeltſame Geſellſchaft. Kinder und Jungfrauen, über und über mit Blumenkränzen bedekt, vornehme Perſonen in reichen Staatskleidern, Prieſter in langen ſchwarzen Talaren; aber der Blumenduft, der alles durchdringt, hat etwas

abſonderlich Unheimliches, und bei aller Sorgfalt für den Aufputz der Todten tragen doch alle ihre Haare in widerwärtiger Verwirrung. Auch an anderen Orten Siziliens iſt die Schauſtellung von Leichen beliebt; häufig liegen ſie in Thorgängen und in den Unterkirchen öffentlich aufgebahrt.

Großſtädtiſcher werden ſie in Neapel behandelt. Der dortige Kirchhof iſt in Bosquette und Blumenparterre eingetheilt, die Todtengräber und Leichenhüter tragen elegante Livrée, und die Prieſter jagen in bequemen Kutſchen mit den hinten am Bedientenſize quer aufgeſchnallten Särgen zum Kirchhofe.

Ich will einen Vorfall nicht verſchweigen, den ich dort erlebte. Ich befand mich gerade in einem vorzüglich eleganten Theile des Kirchhofes und war unangenehm überraſcht, daß ein durchdringender Leichengeruch um mich verbreitet war; auf meine Frage erhielt ich von einem der Todtengräber die Auskunft, daß gerade der Fürſt X. ſeine Wohnung wechsle; die Sache verhielt ſich ſo: Der Fürſt X. war, als er ſtarb, in ein proviſoriſches Grab gelegt worden, bis das ihm beſtimmte Mauſoleum erbaut war; jezt war es beendet, und Fürſt X. hielt mit Moder- und Fäulnißgeruch ſoeben ſeinen Umzug.

Dagegen ſticht der Ernſt der römiſchen Leichenbe-

gängniſſe ab. Sie finden meiſt im Abenddunkel ſtatt, verlarvte Todtenbruderſellſchaften in Kutten funkzioniren dabei, und der Schein wehender Fakeln gießt über den Vorgang eine ungewiſſe Beleuchtung.

Einige Aehnlichkeit mit dem Kirchhofe von Neapel hat der Père la Chaiſe zu Paris, nur iſt er noch ariſtokratiſcher. Die Todten ſind dort nach Rang und Stand ſtrenge geſchieden; da gibt es eigene Abtheilungen für die Marſchälle, für die Deputirten, für die Kleinhändler und für das gemeine Pak. Im Parterre dieſes Leichenhofes ſteht das angebliche Grab von Abälard und Heloiſe: ein Baldachin aus Stein auf vier reizend geſchwungenen Säulen, darunter das intereſſante Paar auf dem Paradebette liegend. An einem der höchſten Punkte des Kirchhofs fand ich auf dem Grabe Börnes einen Lorbeerkranz.

Zu allen Zeiten beſtand der Wunſch einer dauernd geſicherten Ruheſtätte nach dem Tode; im Alterthum noch mehr als in der Neuzeit; der Paſſo forte, wie Dante den Tod bezeichnet, wird vom Kriſtenthume mehr in transzendentaler Richtung aufgefaßt. Für das bezügliche Streben des Alterthums bürgen das tipiſch gewordene Mauſoleum, die weltberühmten Grabmäler des Hadrian und der Zäzilia Metella. Noch Theodorich

theilte dieſelbe Auffaſſung; zu Ravenna erbaute er ſich ein Grabmal, das die beiden lezteren nachahmen ſollte und das noch vorhanden iſt. In einem Schriftſteller der römiſchen Kaiſerzeit las ich, daß er, um mit dieſem Bauwerke alle Vorgänger zu übertreffen, es ungeachtet ſeines außerordentlichen Umfanges mit einer einzigen, im ganzen gehauenen Steinplatte überdeken wolle. Ich habe mich zu Ravenna davon überzeugt, daß er ſeine Vornahme ausgeführt hat; die Rotunde, obwol größer als das Mal der Metella, iſt in der That mit einem rieſigen Monolithen von blaugrauer Farbe nach oben verſchloſſen; woher er ihn in der umgebenden Maremme genommen, und wie er ihn weiter befördert und zur jezigen Höhe gehoben hat, bleibt ein ungelöſtes Geheimniß.

Doch alle angewendeten Vorſichtmaßregeln konnten die Leichen vor Beunruhigung und Entweihung nicht ſchüzen. Wohin iſt die Aſche der Metella, Hadrians, Theodorichs gekommen? Zerſtäubt in alle vier Winde! Auf einem Aſchenkruge im Kolumbarium des römiſchen Ritters Kampana ſteht der ſchöne Spruch: ne tangito, o mortalis, reverere deos manes! und gerade aus dieſer Urne vertheilt der Kuſtode wie aus einer Bon-

bonniere den Beſuchenden gegen ein geringes Trinkgeld menſchliche Ueberreſte zum Andenken.

Es gab eine Zeit, da die Gelehrten die Annahme zurükwieſen, daß die Piramiden nichts anderes ſeien als Begräbnißſtätten einzelner; ſie zerbrachen ſich lange den Kopf über deren Beſtimmung und wollten ſie bald als Waſſerbehälter, Schattenverbreiter oder aſtronomiſche Vorrichtungen demonſtriren. Ihre entzifferten Inſchriften haben mittlerweile jeden Zweifel beſeitigt, und ſeit ihr Inneres geöffnet iſt, erkennt auch der Laie ihre Beſtimmung. Durch niedere Gänge, die man nur gebükt, zum Theile kriechend paſſiren kann, wird man in verſchiedenen Richtungen vorwärts geführt, oder ſoll eigentlich vom Eindringen abgeſchrekt werden; im Verlaufe gelangt man zu einem im Innern der Piramide künſtlich errichteten Abgrunde, in dem nach Abſicht der Erbauer der unwillkommene Eindringling verunglüken ſollte; jezt ſchleudern die begleitenden Araber den Beſucher über dieſen Abgrund weg einander in die Arme. Erſt jenſeits deſſelben gelangt man allmälig in höhere Gänge und endlich zur Begräbnißkammer. Da der enge Eingang in die Piramiden in bedeutender Höhe angebracht, mit Werkſtüken unkenntlich vermauert, und die Piramiden noch überdies außerhalb mit polirten Qua-

derſtiken gleichmäßig überkleidet waren, ſo iſt es begreiflich, daß ihr Inneres Jahrhunderte lang unbekannt blieb, und es iſt nicht nöthig, die Sage als wahr anzunehmen, daß die Werkleute, denen der Eingang bekannt war, vom Erbauer getödtet wurden.

In der Nähe der Piramiden befinden ſich zahlreiche Gräber hervorragender Perſonen; ja wir ſind zur Annahme berechtigt, daß ſie überhaupt in der Mitte oder doch in der Nähe allgemeiner Begräbnißſtätten erbaut wurden, weil man in ihrer Umgebung zahlloſe Mumien und Gebeine findet. Noch heutzutage liegen bei den Piramiden von Saquarah ganze Haufen vergilbter Leinwandſtreifen, mit denen die alten Egipter ihre Todten umwanden, und durch eine Reihe von Jahren wurden volle Schiffladungen von Gebeinen aus dieſen uralten Leichenhöfen in die Spodiumfabriken Englands geliefert. Das Geſez, das dieſe Verwendung im Geiſte der Humanität verbietet, trägt ein ganz neues Datum.

Nicht weit davon, im Serapeum zu Memfis, kann man noch heutzutage die prachtvollen Apisgräber, beſtehend aus polirten Granitſarkofagen, in ungeheuren Steingängen erbliken. Möge dieſe erſte Gräberſtudie bei dieſen Gräbern von — Göttern abbrechen.

II.

In einer der trübsten Stunden meines Lebens ging ich auf den Kirchhof meiner Heimat, um ein geliebtes Wesen dort aufzusuchen; ich glaubte es auf einem uns beiden gleich theuren Grabe zu finden. Es war Nacht und tief im November, der Vollmond stand am Himmel; die Gräber waren mit frischgefallenem Schnee bedekt, in den mein Fuß bei jedem Schritte einsank. Mein Kirchhofgang war fruchtlos, mein Herz voll tiefer Trauer. Seitdem ruht jenes theuere Wesen neben dem Grabe, an dem ich es damals aufsuchte. Und daneben liegt noch ein anderes geliebtes Wesen, das mir mehre Jahre später durch eine lang dauernde Krankheit ebenfalls entrissen wurde. Einer langen Liebe folgte ein langes Scheiden: es war ein Herz voll Liebe und Treue, tugendhaft, hold und geliebt. Als sie starb, legte ich mich noch vor der Leiche in den bereitstehenden Sarg; ich wollte das Bett versuchen, in dem sie zum ewigen Schlummer gebracht wurde. Neben ihrem Grabe ist der Plaz für das meine bereits vorbereitet; auch mein Leichenstein ist schon gesezt und erwartet nur noch die Inschrift.

Das lebhafte Andenken an theure Geschiedene trieb

mich an, von Zeit zu Zeit Leichen längſt Geſtorbener zu betrachten. Als ich einige Jahre ſpäter durch Bremen kam, konnte ich, getrieben von dieſem Verlangen, mir nicht verſagen, den ſogenannten Bleikeller im Dome zu beſuchen. Auch er hat die Eigenſchaft, daß in ſeinem Gewölbe die Leichen eintroknen ohne zu verweſen; man findet dort über ein Duzend Leichen aus den lezten vier Jahrhunderten; es liegt da eine ſchwediſche Gräfin in langen Seidengewändern mit feinen Händen, aber wüſt zerrütteten Haaren, ein Kornet aus dem dreißigjährigen Kriege mit durchſchoſſenem Schädel, ein vornehmer Student, der im Duell geblieben.

Da ich eben von einer deutſchen Begräbnißſtätte ſpreche, ſo will ich hier der ſchönen Sitte im Johanniskirchhofe zu Leipzig erwähnen: Die längs ſeiner Umfangmauer angebrachten unterirdiſchen Grüfte bleiben nach oben geöffnet, man ſieht die Särge unten neben einander ſtehen, daneben friſche Blumen in Kränzen und in Geſchirren und weite Schalen und Vaſen aus Stein oder Thon, die mit friſchem Waſſer gefüllt ſind. Da auch Luft und Sonnenſchein in dieſe Grüfte dringen, ſo erfreuen ſich die Todten dort gleichſam noch aller vier Elemente.

Ein anderer Johanniskirchhof, der zu Nürnberg

unfern der Burg, ist vorzüglich wegen der dort begrabenen bekannten Männer des deutschen Mittelalters interessant; dort liegt Albrecht Dürer, Pirkheimer, Sandwart, Holzschuher, Stoß. Die Gräber dieses Kirchhofes sind größtentheils mit flachen Steinen in der Form großer Sargdekel geschlossen, auf welchen in Stein oder auf Metallplatten die Inschriften zu lesen sind.

Selten hat mich am Grabe eines berühmten Mannes eine so tiefe Rührung ergriffen, wie zu Ottensen am Grabe Klopstoks; er liegt unter einer alten Linde zwischen seinen beiden Ehefrauen:

Gelebt hat keiner, der dich also liebte,
Keiner wird mehr so dich lieben!

An Klopstoks Grabe überkam mich die volle Erinnerung der frühesten poetischen Stimmungen meines Lebens, jener schuldlosen lirischen Begeisterung, die mit der Jugend und mit der ersten Liebe verbunden ist.

Weiter ab im Norden und Osten Deutschlands kommt man zu den uralten Hünengräbern, Sandhügeln, die sich aus den Dünen, seltener in Buchenwäldern erheben, und die Todtenmale längst verschwundener Reken bedeuten.

Ueberschreitet man in dieser Richtung die deutsche Grenze, so mag man sich im dänischen Schlosse Kronburg des Grabes des Vaters Hamlets erinnern; davon trifft

man allerdings keine Spur mehr, wol aber zu Roeskilde in der Gruftkirche des Doms die Gräber und Denkmäler anderer alter Dänenkönige.

Als ich in Stokholm die Königsgruft besuchte, fiel es mir auf, daß neben den Särgen der Könige aus der Familie Bernadotte eine Reihe diker Wachskerzen brannte. Man versicherte mir, daß dies dort immer der Fall sei. Es ist allerdings ein kaum motivirter Luxus, aber der vernachläßigte verstaubte Zustand, in dem die berühmte Gruft zu Weimar gehalten wird, läßt sich noch weniger rechtfertigen.

Auch Mehmet Ali und Ibrahim Paicha bestellten einen fortwährenden Kultus an ihren Grabstätten. Im Innern reichgeschmükter Todtenmoscheen sind über den Boden Teppiche ausgebreitet, auf denen die bezahlten Beter kauern und Koransprüche rezitiren. Ich fand sie in gegenseitiger gemüthlicher Konversazion, Tabak kauend und Zigaretten drehend. Viel zierlicher, ja als wahre Kunstwerke erscheinen neben diesen Monumenten der Vizekönige die älteren Gräber der Kalifen und Mameluken zu Kairo; sie zeigen meistens den reinsten morgenländischen Stil und statt der breitgedrükten Kuppeln Stambuls wölben sich über ihnen reizende hohe Kuppeln fast in der Gestalt von Bienenkörben. Den

Europäer überraſcht es, daß auch die in der Zitadelle von Kairo hingemordeten Mameluken theilweiſe mit prachtvollen Denkmälern bedacht ſind; der Orientale tödtet, wo es ihm erſprießlich erſcheint, ſeinen lebenden Feind, und glaubt die Ungerechtigkeit der Noth oder Leidenſchaft dann mit einem feſtlichen Begräbniſſe ſühnen zu können.

Der Türke und ſeine Stammgenoſſen hegen für Gräber eine rükſichtvolle Pietät. Wenn ein neues Haus theilweiſe über einen Begräbnißplaz ausgedehnt werden ſoll, ſo wird jeder Grabſtein, jedes Monument ſorgfältig geſchont und an ſeiner urſprünglichen Stelle gelaſſen; man findet ſolche daher nicht nur in Höfen und Gärten, ſondern ſelbſt in die Häuſer eingebaut oder in den Gebäuden auf abſichtlich ausgeſparten Pläzchen erhalten.

Die am meiſten verehrten Gräber Stambuls befinden ſich zu Ejub, mehre davon werden geradezu für heilig gehalten. Ich wollte einige, die ſich durch ſeinen Bauſtil auszeichnen, beſuchen, allein kein Bakſchiſch konnte mir als Giaur Eingang verſchaffen, und als ich dort einmal in einem unbewachten Augenblike in einen ſolchen, mit Platanen überſchatteten Gräberhof eintreten wollte, wurde ich von einem Bettler, den ich kurz vorher beſchenkt hatte, mit Ungeſtüm zurükgehalten. Ein Attaché unſerer

Geſandtſchaft ſtieg zu anderer Zeit auf ein Geländer, um nur hinein zu ſehen, und wurde deßhalb von einem Türken mit einem kräftigen Schlage bedient. Dagegen ſind die meiſten anderen Friedhöfe den Beſuchern geöffnet, ja der größte darunter zu Skutari bietet unter ſeinen prächtigen Zipreſſen hinlänglich Raum zu ſtundenlangem Ritte. Bei Gelegenheit eines ſolchen fand ich unter den dortigen Gräbern auch das des Lieblingsroſſes eines Sultans. Der Kirchhof von Skutari war und iſt bei den Türken beſonders beliebt, weil er auf der aſiatiſchen Seite des Marmarameeres liegt, und weil unter ihnen die Sage geht, daß ſie Europa einmal wieder werden räumen müſſen.

Auf der äußerſten Spize der Erdzunge zwiſchen dem Piräus und dem Hafen Munichiä wird bei ein paar anderen ein Grab gezeigt, das man als das des Themiſtokles bezeichnet; es iſt ein großer dunkler Steinſarkofag ohne Dekel, von der Meeresfluth überſpült. Es gibt wol keinen Beweis, daß hier Themiſtokles beigeſezt wurde; das Grab wäre übrigens eines Seehelden würdig. Ein paar hundert Schritte darüber ließen ſich auch in der That zwei engliſche Seeoffiziere beerdigen.

Um in andere Zeiten und Länder überzuſpringen, geſchehe hier des uralten Judenfriedhofes zu Prag Er-

wähnung; er ist so alt wie diese Stadt und so wie die halb im Boden versunkene Sinagoge des Besuches jedenfalls werth. Als Zeichen des Gedenkens und der Verehrung findet man dort auf vielen Gräbern kleine Steinchen, welche besuchende Glaubensgenossen zu hinterlegen pflegen. Diese Gewohnheit besteht auf den meisten israelitischen Friedhöfen. Noch eine rührende Sitte fand ich unter diesen Glaubensangehörigen in Polen: die Gräber kleiner Kinder werden, statt mit einem anderen Grabsteine, mit einer umgekehrten Wiege bezeichnet, die den Hügel bildet und in deren Innerem Blumen gezogen werden.

Als ich einmal durch Nordböhmen reiste, sah ich einen Dorfkirchhof zur Hälfte abgegraben und im tieferen Theile viele Arbeiter mit Ebnen des Bodens beschäftigt. Ich fragte, was man eigentlich beabsichtigte? Es hieß: Der Herr Graf — es geschah zur Feudalzeit — lasse den Kirchhof verschönern. Ich trat näher, um mir die Sache genauer zu betrachten, und sah nun zwischen den abgegrabenen und dem noch höher belassenen Theile des Kirchhofes den gräßlichsten Querdurchschnitt der Gräber, aus dem halb gebrochene Särge und Todtenbeine herausragten. In der That eine sehr anmuthige Verschönerung!

Wie sehr stach davon der Anblik eines hochgelegenen

Dorfkirchhofes am Lago maggiore ab, wo ich das Beinhaus über und über mit Rosengebüsch überwachsen fand, die aufgeschichteten Schädel konnten auf den reizenden See und die herrliche Landschaft hinabschauen.

Da wir uns wieder auf wälschem Boden befinden, so mag zum Schlusse dieser Kirchhofrevue noch der Katakomben in Rom erwähnt werden. In meilenweiten Kreuz- und Quer-Gängen, von Kapellenräumen unterbrochen, liegen die ersten kristlichen Bekenner in schmalen niederen Gräbern übereinandergeschichtet; die Thon- und Porzellan-Erde, aus welcher diese Gründe bestehen, ist für diese Bestattungsart vorzüglich geeignet, da die Grabhöhlen und kleinen Kuppeln fast ohne Nachhilfe des Maurers Jahrhunderte lang sicher halten. Als ich vor Jahren in Rom die Katakomben von San Sebastiano besuchte, zeigte an irgend einer Stelle der mich mit einer Fakel begleitende Kapuziner auf die noch verschütteten, nicht aufgegrabenen Katakombengänge mit den Worten: qui abbiamo ancora trenta milla Santi e Martiri. Man sieht, der fromme Geistliche war in der himmlischen Statistik wol bewandert. Wenn er die Zahl der heiligen Leiber auch vielleicht zu hoch griff, so befindet sich doch in den römischen Katakomben jedenfalls ein verwendbarer Vorrath für Reliquien.

Von Jeſuiten und Miſſionen.

Ungefähr ein Monat iſt vergangen, ſeit das große Kloſter der Jeſuiten in Rom von der italieniſchen Regierung in Beſiz genommen wurde. Mit jener Eleganz, welche dieſem Orden eigen iſt, begrüßte der General Pater Beckx den Genieoberſten Garavaglia und ſtellte ſich ihm zur Verfügung. Die Uebergabe der ausgedehnten Kloſtergebäude wurde von ihm mit Zuvorkommenheit in Szene geſezt; denn die Sache ließ ſich eben nicht ändern, und in das Unabänderliche wiſſen ſich die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu mit Grazie zu fügen.

Dieſe Funkzion rief mir die Uebergabe des Franziskanerkloſters zu Aſſiſi in's Gedächtniß, der ich am Schluſſe des Jahres 1866 beiwohnte, und die allerdings in anderer Weiſe ſtattfand. Die Kirche zu Aſſiſi hat zwei Unterkirchen, Kripten, deren unterirdiſche Hallen theilweiſe als Grüfte verwendet werden. In der am tiefſten gelegenen dieſer Todtenkirchen waren am lezten Tage

ihres Beſtehens die dortigen Franziskanermönche, über hundertundfünfzig, verſammelt und ſangen das: de profundis. Die Orgel erdröhnte in ihren ergreifendſten Regiſtern durch die hohen Hallen, die Marmoraltäre waren ſchwarz verhangen, und um die Lichter und Fakeln zog Weihrauchduft wie bei einem Todtenamte.

Als ich bald darauf nach Neapel kam, traf ich im Lande der Makkaroni und des Pulizinells das Gegenſtük zur Abſchiedsfeier von Aſſiſi. Ich wollte dort einigen Damen das Kloſter zu Kamaldoli mit ſeiner prachtvollen Ausſicht zeigen; als wir zur Klauſur kamen, die ich ſchon in früheren Jahren beſucht hatte, bedauerte ich lebhaft, daß dieſelbe, welche die ſchönſte Fernſicht bietet, meinen Begleiterinnen verſchloſſen bleibe. Wie ſehr erſtaunte ich, als auf mein Anläuten ſtatt der weißen Kutte des Kloſterbruders ein Sergeant erſchien und mir mittheilte, daß der Beſuch der Damen nicht dem geringſten Anſtande unterliege, da Kirche und Kloſter vor ein paar Tagen in den Beſiz der Regierung übergegangen ſei. Nachdem wir unſere Neugierde befriedigt und uns insbeſonders an der herrlichen Ausſicht über Stadt und Meer erquikt hatten, begegnete uns auf dem Heimwege ein Paar ſoeben ſäkulariſirter Kamaldulenſer; ſie ſchienen alles mehr als betrübt zu ſein, und der

eine trug unter dem Arme eine lange Salamiwurſt, die über den weißen Talar appetitlich hervorſah.

So wolhäbig und berühmt auch die zwei erwähnten Klöſter von Aſſiſi und Kamaldoli waren, ſo übertraf ſie doch weit die Niederlaſſung der Jeſuiten zu Rom, von der ſoeben die Regierung Beſiz ergriffen hat. Zwiſchen der Piazza di Venezia und dem Plaze und der Gaſſe al Gesù bildete ſie mit ihren verſchiedenen Kirchen, Kapellen, Inſtituten und Wohnpaläſten eine Stadt im Kleinen, die mehr als 5000 Menſchen bewohnen konnten. In der Hauptkirche pflegte Pius IX. den Weihnachtsabend zuzubringen; ich ſah ihn dort vor einem Altare im Gebete knieen und hörte, als er zu- und wegfuhr, auf dem mit Teppichen und Fahnen geſchmükten Plaze den tauſendfachen Ruf der verſammelten Menge: Evviva il Papa — Rè!

Durch beſondere Protekzion wurden mir damals die ſämmtlichen Merkwürdigkeiten des Jeſuitenbaues gezeigt. Mich begleitete ein hochgeſtellter römiſcher Prälat, und ich verwunderte mich über die Demuth, mit der er ſich den herumführenden Patres unterſtellte. Ich betrat nicht nur die Studien- und Schlafſäle der Alumnen und Konviktiſten, ſondern man zeigte mir auch die Zellen, die einſt ihre Ordensheiligen bewohnten, und in denen

ſie häufig vom Teufel in Verſuchung geführt wurden. In zweien derſelben befinden ſich prachtvolle Statuen, die des Aloiſius und die eines jungen polniſchen Königſohns, der ebenfalls das Ordensgelübde abgelegt hatte, aber durch hektiſche Aszeſe bald darauf in das beſſere Jenſeits befördert wurde. Beide Statuen ſind Meiſterſtüke in der Ausführung, zeigen jedoch nebenbei die Geſchmakloſigkeit, daß die weißen polirten Geſtalten mit farbigen Marmorgewändern bekleidet ſind. Dieſe Zellen haben getäfelte Holzplafond, von denen die Patres freigebig Stüke herabſchneiden und, theilweiſe zu Kreuzen verarbeitet, als wirkſame Reliquien und Amulete vertheilen.

Die ſtreitende Kirche hat mit derlei Reliquien manchmal einiges Malheur. So erinnere ich mich des Falles aus eigener Anſchauung, daß in einem Dorfe des deutſchen Südtirols aus den Katakomben Roms ein heiliger Leib verſchrieben wurde, der bei ſeiner Ankunft leider zwei linke Hände zeigte.

Ich muß den verehrten Leſern geſtehen, daß ich den begünſtigten Zutritt in das Jeſuitenkloſter zu Rom vielleicht dem Umſtande verdanke, daß der Name, den ich führe, in ihren Annalen in günſtiger Vormerkung ſteht. Ich beſaß nämlich einen Großonkel, der Jeſuit war,

und die Aufhebung des Ordens durch Kaiser Josef bis zum Jahre 1822 als Exjesuit überlebte. Dieser Großonkel hatte in seinem Testamente ein nicht unbedeutendes Legat für die Jesuiten ausgesezt, falls sie innerhalb zehn Jahren nach seinem Tode in Oesterreich wieder eingeführt werden sollten. Schon vor Ablauf des Dezenniums bezogen sie ein Kloster in Tarnopol und erhielten das Legat, das mir manche Jahrzehnte später ihre Heiligthümer zu Rom öffnete.

Mein Großonkel war übrigens der harmloseste Jesuit von der Welt; er war in einem ihrer Konvicte Professor der spanischen Sprache. Gleichwol ereiferte er sich jedesmal, so oft mein Vater, der nicht unter die Verehrer des Ordens gehörte, sich gegen die Jesuiten aussprach und zum Belege geschichtliche Thatsachen und Anekdoten aus seiner eigenen Jugend erzählte. Mein Großonkel stellte alles, was sie verunglimpfen konnte, in Abrede und fügte bei, daß, wenn die ihnen zur Last gelegten Umtriebe wahr gewesen wären, er wol auch etwas davon hätte wahrnehmen müssen. Mein Vater pflegte zu erwidern, daß es dreierlei Jesuiten gegeben habe: gescheidte, reiche und schöne. Der Großonkel sei eben ein schöner Jesuit gewesen.

Zu Feldkirch in Vorarlberg begegnete ich einmal

einem Jesuiten, der wahrscheinlich unter die geschei-ten gehörte. Er sollte eben nach Rom reisen und dabei Macerata, seinen Geburtsort passiren, wo ihm noch seine alte Mutter und ein Bruder lebten. Ich äußerte, daß er sich wol freuen werde, sie nach vielen Jahren wiederzusehen. Ich werde sie nicht besuchen und wiedersehen, antwortete er mir mit Salbung, meine Brüder sind die Jesuiten, meine Mutter ist die heilige Kirche, ich habe keine andere Familie auf Erden.

Der Uebergang von Jesuiten auf Missionen ist kein tödtlicher Sprung. Allerdings machten ihnen darin die Ligurianer abträgliche Konkurrenz, allein der modus vivendi war bald gefunden; die Städte, insbesonders die Hauptstädte, blieben die Domäne der Jesuiten, die Landgemeinden wurden den Ligurianern überlassen. Während jene in feineleganter Weise auf die sogenann-ten gebildeten Stände wirken, bearbeiten diese mit derben Fäusten das Bauernvolk.

Ich erinnere mich der Missionspredigt eines Ligu-rianers, die ich einmal zu Neustift bei Brixen anhörte; der Prediger war ein gewandter Redner, und sie konnte füglich als ein Musterstük seines Ordens gelten.

Ich muß hier für jene, welche die große Stifts-kirche in Neustift nicht kennen, vor allem bemerken, daß

die Fresken, mit denen sie ausgemalt ist, fast nur Szenen mit Besessenen und Teufelaustreibungen vorstellen. Hier entfährt ein halbes Duzend dreifach geschwänzter Teufel dem schäumenden Munde eines Besessenen, dort flieht der Höllendrache mit Schwefelqualm vor dem Bann eines Extatischen, an der dritten Wand wagt er neuermuthigt die Versuchung eines Heiligen, um an der vierten in großer Gesellschaft anderer verdammter Geister eine Rotte Sünder zu sich in den Höllenpfuhl abzuholen. Der Missionsprediger bestieg mit dem stolzen Bewußtsein eines Exorzisten die Kanzel und bedeutete der horchenden Menge, daß er von den drei lezten Dingen predigen werde. Nachdem er seinen Zuhörern den Tod mit der Kunstfertigkeit eines Holbein und mit der Präzision eines Spitalarztes geschildert hatte, verkündete er mit triumfirender Miene: Und auf den Tod folgt das Gericht. Wenn ihr bei euerem Landrichter einzutreten habt, so befällt euch Bangen und Herzklopfen, ihr zögert im Vorzimmer und besinnt euch, was ihr ihm vorbringen werdet. Nicht so wird es sein, wenn ihr gestorben seid. Noch werden die Angehörigen weinend euren noch warmen Leichnam umgeben, und schon werdet ihr vor dem Stuhle des ewigen Richters stehen. Böse Geister werden die Bücher eurer Todsünden höhnend vorweisen, euer

Schuzengel wird nur wenig Gutes zu eurer Vertheidigung vorbringen können, die Wage der ewigen Gerechtigkeit wird furchtbar über euch dröhnen, und das flammende Schwert des Zornes auf euch niederzuken u. ſ. w. Lange und ſchauerlich malte der Ligurianer das grauſige Thema aus, er wühlte faſt hohnlachend in den erſchütterten Herzen und Nieren ſeiner Zuhörer; die Bauern lauſchten entſezt mit weit offenem Munde, und ſobald ſie ihr Auge furchtſam vom Prediger abwendeten, flatterten an den bemalten Wänden hölliſche Geiſter in hellen Schaaren, und Satan und Belzebub ſtrekten ihnen lüſtern die glühenden Krallen entgegen.

So überwältigend auch die erſte Wirkung ſolcher Bußpredigt ſein mag, ſo ſcheint ſie doch kaum nachhaltig zu ſein. Ich erlebte ein Beiſpiel davon. Ich fuhr wenige Wochen nach einer abgehaltenen Miſſion durch das Puſterthal und fand an einem Sonntage die Bauernburſchen in der Wirthſtube um einen runden Tiſch verſammelt, auf dem eine Holzſchüſſel ſtand, aus der ſie behaglich in kurzen Abſäzen eine farbloſe Flüſſigkeit mit Löffeln aßen. Ich erkundigte mich nach dem Gegenſtand ihres Geſchmakes und erfuhr, das ſie vierzehn Tage früher den Miſſionspredigern geloben mußten, nicht mehr

Branntwein zu trinken, daher ſie ihn jezt aus Schüſſeln mit dem Löffel aßen.

Im benachbarten Kärnten fanden die Miſſionen von jeher ſchon dem Prinzipe nach wenig Anklang. Als ein übereifriger Biſchof eine ſolche gegen den Willen der Inſaſſen vor ein paar Jahrzehnten zu Sanct Andrä abhalten laſſen wollte, widerſezte ſich die Bevölkerung gewaltthätig, und die Miſſionskanzel wurde unter dem ſcharfen Einhauen des Militärs aufgerichtet. Iſt es vielleicht die Strafe dafür, daß ſich jezt in demſelben Städtchen eine zahlreiche Jeſuitenanſiedelung befindet und dort Novizen für den Miſſions- und anderen Beruf herangebildet werden?

Dorf Broek.

Die Reinlichkeit der Holländer iſt längſt zum Sprichworte geworden. Minheer im reingebürſteten ſchwarzen Frake und Hoſe, mit ſchneeweißer Kravate und Weſte und mit dem leidenſchaftloſen, kahl raſirten Geſichte könnte füglich als Aushängeſchild dieſer Eigenſchaft ſeines Landes dienen, obgleich er gewiß nicht für den lieblichſten Träger derſelben anzuſehen wäre. Der Holländer iſt der europäiſche Chineſe, tüchtig aber langweilig, kunſtfertig aber geſchmaklos, verſtändig doch ohne Genie. Sein Grundſaz lautet: langſam aber ſicher; er handelt mit Bedacht, denn ihm mangelt nie die Geduld zum Warten. In manchen ſeiner Unternehmungen gleicht er dem Kinde der Legende, welches das Meer mit einer Schale ausſchöpfen wollte; ſein Gefäß iſt jedoch kein durchlöchertes, er beſizt Ausdauer und ſo liegt doch zulezt der Meerboden troken.

Viel lieblicher als die Männer ſind jedenfalls die

holländiſchen Weiber. Die reinlichen Hauben und Korſette mit doppeltem Gürtel, die den Fremden ſchon bei Arnheim begrüßen, die blendend weißen Kopftücher der Friſſinnen ſtehen allerliebſt zu den milchfarbenen Geſichtern mit hellrother Auflage. Doch am beſten ſchmükt die Reinlichkeit die Kinder; ſelbſt die Armuth hält in Holland ihre Nachkommen in dieſer Beziehung faſt beſſer als bei uns der Reichthum. Sie werden häufig gebadet und ihre Wäſche auf das ſorgfältigſte gewaſchen. Gleichſam um dem Schmuze Hohn zu ſprechen, wählt man für ſie am liebſten Kleider von weißer Farbe. Bei dieſer Reinlichkeit und durch die vortreffliche Milch gedeihen die Kinder prächtig, daher der ſchöne kräftige Menſchenſchlag. So wie die größten Blumen und Johannesbeeren ſah ich in Holland auch, für ihr Alter, die größten Kinder.

Gaſſen und Kanäle tragen nicht minder den Ausdruk ſtrenger Reinlichkeit zur Schau. Das Verunreinigen beider iſt mit nicht unbedeutenden Strafen belegt. In Fleiſchbänken und an den Mezgern iſt keine Blutſpur zu entdeken. Die Außenſeite der Häuſer wird an Feierabenden gewaſchen, wozu man feuchte Lappen an hohen Stangen verwendet. Die Trottoire nächſt den Häuſern, häufig aus Bakſteinen beſtehend, die auf den ſchmalen Kanten auf-

ſtehen und zierliche Figuren bilden, ſind ſo nett und geſcheuert, wie anderswo kaum die inneren Räume der Häuſer. Dafür betrachten ſie die Bewohner dieſer meiſtens als ihr ausſchließendes Eigenthum und ſperren ſie für die Vorbeigehenden mit Eiſengittern ab.

Auch die Felder und die Landwirthſchaft liefern neue Züge zum Geſammtbilde holländiſcher Reinlichkeit. Es wird dort, wie bekannt, vorzugsweiſe Viehzucht betrieben. Die prächtig gepflegten Wieſen und Weiden liegen in großen rechtwinkeligen Vierecken zwiſchen ſchmalen geraden Kanälen, Pappelalleen oder beſchnittenen Grenzhecken. Darauf weidet prächtiges Hornvieh mit glänzender Haut, weiß und ſchwarz gefleckte Pferde mit dicken Unterfüſſen, wie ſie Wouvermann malte, laufen frei herum oder ſtehen läſſig in Gruppen beiſammen. Dazwiſchen fliegen Stare in dichten Schwärmen, und der zierliche Reiher hebt ſeinen ſchmalen ſchimmernden Fittig. Mag die Hütte des Landmannes rother Ziegel oder Waſſergras decken, jedenfalls iſt ſie nett und reinlich. Nicht ſelten ſtehen gerade Reihen gut gehaltener Obſtbäume daneben. Der Vorrath an Stroh iſt auf das zierlichſte in ſorgfältig angelegten Haufen im Freien aufbewahrt, die mit den flach und ſtaudenförmig um den Mittelpunkt geſchichteten Halmen wie runde hohe Zelte ausſehen, und

von denen der tägliche Bedarf kantig und scharf wie von einem Käselaibe abgeschnitten wird. Selbst die Düngerstätte bietet ein Vorbild der Reinlichkeit. Uebrigens ist die Gegend ganz flach, nur hier und dort erhebt sich eine Windmühle oder eine gothische Thurmspitze. Die holländische Landschaft erscheint in hohem Grade sinnvoll.

Um selbst bei einer flüchtigeren Reise durch Holland den Begriff von dessen Reinlichkeit in vollem Maße zu erhalten, besuchen die meisten Fremden das Dorf Broek. Auch ich that es. Broek liegt nicht fern von Amsterdam. Auf einem Dampfboote fährt man nach dem ersten nordholländischen Dorfe Buiksloot. Zahlreiche Gasthöfe und Kaffeehäuser, deren Zimmerboden mit feinem Flußsande bestreut, deren Tische je mit einer Vase voll Blumen besetzt sind, zeichnen es aus. In Buiksloot nimmt man einen Wagen nach Broek. Die Gegend ist längs der Strasse von zahlreichen Kanälen durchschnitten, darunter befindet sich der große Nordkanal. Sie liegen größtentheils tief und sind vom grünen Lande verdekt, wodurch das seltsame Schauspiel entsteht, daß man, ohne die Spur eines Wassers zu sehen, die schwellenden Segel ziehender Schiffe mitten in der Landschaft über den Gebüschen und Wiesen erblikt.

Broek ist füglich als das holländische Musterdorf

anzusehen, die Reinlichkeit und der Geschmak des Landes steigern sich in ihm beinahe bis zur Karrikatur. Seine Gassen sind fast durchaus mit aufrechtstehenden Bakſteinen ausgelegt, seine Häuser erscheinen mit den glizernden bunten Dachziegeln und den getünchten Wänden wie gemalte Theater-Dekorazionen. Kein Abfall oder Unrath ist irgendwo zu sehen. Die nahezu tausend Einwohner des Dorfes leben zum Theile in sehr wolhäbigen zierlichen Häusern, deren Fronte mit einer weiten hohen Thüre versehen ist, die sich mit gebohntem Schnizwerke über einigen Stufen erhebt, aber stets verschlossen ist. Nur bei großen Familienfesten, als Hochzeiten und Leichenzügen, wird sie geöffnet und benüzt, sonst geht man bei einem ganz unbedeutenden Hinterpförtchen ein und aus. Kaum in größerer Verwendung stehen die vorderen Zimmer des Hauses; sie sind zierlich eingerichtet, mit Teppichen ausgelegt und mit japanischem Porzellän geschmükt, die Vase mit Blumen ist auf keinem Tische vergessen. Die Hausbewohner und selbst die Besuchenden behelfen sich jedoch in den rükwärtigen Räumlichkeiten, und nur die Hausfrau kommt ungefähr ein Mal in der Woche in die Prunkzimmer, reinigt die Geschirre, wischt den Staub von den Einrichtungstüken und wechselt die Blumen. Diese Gewohnheit scheint

urſprünglich aus der Furcht entſtanden zu ſein, in dieſen Räumen, an den zierlichen Geräthen irgend etwas in Unordnung zu bringen oder zu verunreinigen.

Der Fremde, wenn er auch nur in eines der ärmlichſten Häuschen in Broek tritt, wird dadurch überraſcht, daß ihm der Eigenthümer mit einem Wedel ſorgfältig den Staub von den Stiefeln klopft, oder wol gar ein Paar Ueberpantoffel aus Filz anſtülpt, wie man ſie auf dem geſchliffenen Marmorboden der Walhalla zu Regensburg zu tragen pflegt. Und wofür muß er in Broek ſeine Stiefel mit reinlicheren Ueberſchuhen bedeken? Um geradezu in den Kuhſtall zu treten, der den größten Theil dieſer Häuſer ausfüllt. Allerdings wird er in dieſen Käſewirthſchaften alles ſo reinlich finden, wie ungefähr bei uns in einem Viſitezimmer. Der nothwendige Abfall wird von Stunde zu Stunde entfernt, und damit ſich das Hornvieh auch in der Zwiſchenzeit die Lenden nicht mit Schmuz verunreinigen kann, befindet ſich ober jedem Stande im Gebälke ein Haken, an welchem der Schwanz der Kuh aufgebunden wird.

Das Landhaus und der Garten des Herrn Vakkers, oder Bek, iſt der Stolz der Bewohner von Broek. Ich fand in demſelben im freien die größten Fuchſienbäume, die ich je geſehen, und Beeten mit den herrlichſten Ama-

ranten aller Farben. Im übrigen iſt der Garten ein Kleinbild holländiſchen Geſchmakes. Prügelbrükchen über kleinen Waſſeradern, indiſche Pagoden und chineſiſche Thürmchen, Taxuswände, zu abenteuerlichen Geſtalten verſchnitten, Tempelchen und Pavillone wechſeln mit einander. Alle Hauptſtellen ſind mit geſchnizten Figuren von Einſiedlern, Jägern, u. d. gl. beſezt. Auch ein kleiner Weiher mangelt nicht, auf dem ein Paar Schwäne umherſchwimmen. Doch nein, ſie ſchwimmen nicht, ſie ſtehen vielmehr unbeweglich feſt, denn ſie ſind nur aus Holz geſchnizt und bemalt. Ich fragte die Dame, die uns umher führte, warum vom Beſizer nicht lebende Schwäne vorgezogen werden. Dieſe verunreinigen ja das Waſſer mit ausfallenden Federn und ſonſt noch, lautete die Antwort.

Scheveningen.

Der Holländer iſt eine Amfibie: das zweite Element, das er bewohnt, iſt das Meer. Sein Land hat er zum nicht geringen Theile dem Waſſer abgerungen, in den ſeltſamſten Einkerbungen erſcheint es noch immer in Flußmündungen, Meerarmen und Kanälen von demſelben durchſchnitten; ſeine Bedeutung verdankt der Holländer der See, und manche Einwohner ſeiner größeren Hafenſtädte wohnen buchſtäblich nur auf den Kanälen. Ihr Haus iſt ein Schiff, lang aber ſchmal, der geringen Breite der Kanäle angemeſſen; ſie halten Geflügel, Schweine und andere Hausthiere an Bord, und häufig fehlt dort auch nicht ein kleines Gärtchen mit den in Holland beliebteſten Blumen.

Auch für den Bewohner des Binnenlandes hat das Meer eine außerordentliche Anziehungskraft, ſein Anblik erhebt und begeiſtert, es wäſcht gleichſam den Staub der Erdenjämmerlichkeiten von unſerer Seele und mahnt

an die Freiheit und an alles Groſse im Leben. Die zehntauſend Griechenherzen des Xenofon waren gewiß nicht die lezten, die es geſtärkt und freudejauchzend begrüßten.

Zu Scheveningen eröffnet ſich eine der herrlichſten Ausſichten über das Meer.

Von Haag kommt man in weniger als einer Stunde im Schatten einer dreifachen Allee, die Karl V. pflanzen ließ, nach Scheveningen. Sonſt war es ein Fiſcherdorf, jezt trägt es den Ausdruk eines eleganten Badeortes. Die Stadt Haag erbaute dort auf eigene Koſten ein ſchönes Badehaus, in deſſen Salon man während des Speiſens eine prächtige Ausſicht auf die Nordſee genießt. Vor demſelben liegt eine Terraſſe unter einem Zeltdache, auf der Kaffee und Erfriſchungen genommen werden. Zu den Füßen der Terraſſe rollt das Meer an die Dünen. Die Bäder in demſelben ſind wegen des ſtarken Wellenſchlages berühmt. In den Kaufläden von Scheveningen werden die niedlichſten Zierlichkeiten aus Muſcheln ausgeboten.

Das Badehaus, ſo wie der nahe Pavillon der Königin, ſind auf den Dünen erbaut. Dieſe ſind vom Winde zuſammengewehete Sandhügel, in der Nähe des Meeres grau und loker aufgewühlt, faſt wie Schneehaufen im Gebirge, weiter rükwärts mit Binſen und Schilfgras

abſichtlich bepflanzt, um ſie feſtzuhalten und allmälig einträglicher Vegetazion zugänglich zu machen. Sie gewähren in ihrer unüberſehbaren Ausdehnung einen ganz eigenthümlichen Anblik.

Aber, wie geſagt, der Glanzpunkt von Scheveningen iſt das Meer. Es bleibt verborgen, bis man die Höhe der Dünen erreicht hat, dann liegt es prachtvoll und unermeßlich vor dem Beſchauer. Wer das Meer im Süden kennt, vermißt hier allerdings jene durchſichtige tiefe Bläue, die mit dem Glanze des Himmels wetteifert, jene ſchmalen ſilbernen Streifen, die über den glatten Azur glizernd hinauslaufen. Dagegen aber liegt ein gewaltiger Ernſt, eine unerſchütterliche Hoheit auf der Nordſee. Noch weit hinaus vom Geſtade erſcheint ſie grau, erſt draußen gegen den Horizont legt ſich ein blauer Anflug darüber; mit weiß ſchäumenden Gipfeln drängen die Wellen gegen das Ufer und verlaufen dann brauſend im Sande der Düne.

Man genießt dieſe Eindrüke am beſten, wenn man auf einem einſamen Hügel des Strandes ſizt und hinaus in's große Weltmeer blikt: der farbloſe Sand der Umgebung, die graue Brandung mit den ängſtlich flatternden Möven und dazu von Zeit zu Zeit das melancholi-

ſche Glokenſpiel von den Thürmen des Haag oder der näheren Dörfer vollenden das Bild der Meereinſamkeit.

Ganz eigenthümlich endlich wird die Marine von Scheveningen, wenn ſich ein Sturm erhebt. Wie tolle Roſſe mit flatternden weißen Mähnen tummeln ſich die Wogen durcheinander, und der Wind wirbelt die kleinen Sandtheilchen der Dünen durch die Luft, daß der ganze Himmel wie von Steinkohlendampfe verdunkelt erſcheint.

Die Meſſe von Rotterdam.

Wie eine Tradizion der Freude erhält ſich noch immer die Sage von der Luſtbarkeit des Karnevals in Venedig. Die lebende Generazion kann ein Uebermaß derſelben nicht beſtätigen, aber ich bin überzeugt, daß die Meſſe von Rotterdam an Luſt und Frohſinn ſich jedenfalls mit dem venezianiſchen Faſchinge aus früherer Zeit meſſen kann. Es wird vielleicht überraſchen, daß der flegmatiſche Holländer darin dem beweglichen fantaſiereichen Italiener gleichgeſtellt wird, allein man denke hier nicht an den Holländer mit weißer Kravate und ſchwarzem Frake, oder mit dem langen dunkelblauen Roke, ſondern an das kräftige naturwüchſige Volk, gemiſcht mit Seeleuten und Gäſten aller Nazionen, aufgeregt von mächtigen Weibern, wie ſie ſchon Rubens in der Fülle ihrer Schönheit begeiſterten.

Rotterdam, eine Stadt von mehr als 80,000 Einwohnern, gleicht Venedig auch darin, daß es mit vielen

breiten Kanälen durchzogen ist, in denen mitten in der Stadt die größten Ostindienfahrer vor Anker liegen. Diese Kanäle sind durchaus zu Reise- und Handelszweken verwendet, jene melancholische Stille, wie sie über die abgelegeneren Kanäle von Venedig ausgegossen ist, findet man hier nirgend; die Gestade derselben sind häufig mit Alleen bewachsen, so daß Baumgipfel, Mastenspizen und Schornsteine auf das abenteuerlichste durcheinander gemischt sind. Schiff und Wagen wetteifern in Rotterdam und ergänzen sich gegenseitig. Die Thätigkeit des Geschäftes, der Bewegung und der Lustbarkeit erreicht erst zur Zeit der Messe den Höhepunkt.

Ich ließ das Merkantile der Sache beiseite und betrachtete sie mir als eine interessante Lebensstudie. Doch nein, einen Theil der Waaren besah ich auch mit der ganzen Aufmerksamkeit des Liebhabers: es war der Blumenmarkt. Endlos läuft er längs der Kanäle hin; es sieht aus, als ob Gott Merkur der Freude Blumen gestreut hätte. In Töpfen und bereits abgeschnitten, einzeln und in buntesten Sträußen erheitern sie das Auge. Hier findet man dieselben Gattungen in gleicher oder wechselnder Farbe zu einander gelegt, dort das Verschiedenste anmuthig vereinigt. Auch die Pariser Bouquetmode, Blumen derselben Art und Farbe, flach wie einen

runden Teller zuſammen zu binden, wird hier nachgeahmt. Prächtige Früchte ſieht man als Verwandtes nahe den Blumen aufgeſpeichert.

An anderer Stelle drängt ſich Bude an Bude in mehrfacher Reihe in den breiten Gaſſen oder an beiden Seiten der Kanäle. In denſelben werden vorzugsweiſe Eßwaaren und Getränke ausgeboten, und die Schauluſt befriedigt. Pfefferkuchen wechſeln mit dem Wurſtkram; im Keſſel auf weiß gebranntem Torfe dampft hier der Punſch, fette Häringe erregen dort Appetit und Durſt zugleich. Der eigenthümlich niederländiſche Lekerbiſſen ſind nebſt ihnen die Waffeln. Wenn ſchon alle Buden mit bunten Tüchern, Lappen oder Kränzen geſchmükt ſind, ſo gleichen die Waffelküchen vollends einem kleinen Theater. Der zierliche Herd ſteht unter rothen und goldenen Draperien, als Kochkünſtlerinnen ſind meiſt ein paar hübſche lächelnde Frieſinnen thätig. Der weiße Kopfüberwurf mit den breiten vergoldeten Spangen, die oft den halben Kopf bedeken, gibt ihnen ein Normaähnliches Ausſehen, ſie kokettiren lächelnd mit dem Publikum, während ſie im ſchnellen Guſſe ſtets die gleiche Menge flüſſigen Teiges auf die Platte bringen und nach kurzem Drehen über der Flamme die fertigen Waffeln ausbieten. Unfern ſpielen in einer andern Bude Ham-

pelmänner, Zwerge und Riesen sind neben einander zu sehen, Japanese und Seekalb wohnen je hinter buntem Vorhange. Würfelspiel und Wahrsagen, Seiltänzer und Taschenspieler warten auf Besuch und vor jeder der hundert Buden tönt eine Pfeife oder Trommel und ein Marktschreier ladet zum Eintreten oder Zulangen. Man denke sich aber nicht vereinzelte Stände, sondern Laden an Laden gedrängt und mit Gewinden und Teppichen verbunden, die auch von den Fenstern und Balkonen der nahen Häuser heraushängen. Dazwischen rollt, wie die Brandung des Meeres, die frohe schreiende jauchzende Menschenmenge, gaffend und zulangend, essend, trinkend, zankend und spottend. Der Fremde, wenn er einen breitkrämpigen Hut oder gar einen Vollbart trägt, erscheint dem rasirten Holländer auffallender als Hindus und Neger. Selbst ernste Leute können ihn nicht ohne Neugierde und Lächeln betrachten, Kinder umjubeln ihn und ausgelassene Dirnen mit voller Brust und schweren Holzschuhen zupfen an Hut und Barte. Ueber all dem schillernden lärmenden Gedränge fehlen nie einige bunte Papierdrachen, die Kinder auf langen Fäden in die Lüfte steigen lassen.

Unvergleichlich aber wird das Getümmel, wenn der Abend anbricht. Werkhäuser und Arbeitsräume lassen

dann noch neue Tauſende von Luſtwandelnden und Gaſſern los, die in den Stunden der Nacht die verſagte Freude des Tages einbringen wollen. Wie mit einem Zauberſtabe ergießen ſich plözlich zahlloſe Gasflammen [illegible] die Straßen, keiner Bude fehlen ſie, daneben werden noch Papierlaternen aller Farben ausgehängt. Durch die grünen Wipfel der Bäume ſpielen magiſche Lichter und aus dem Spiegel der Kanäle flimmert und glänzt es wie verſunkene Zauberpaläſte. Abgelegner findet man große Schenken und Gärten als beſondere Vergnügungsplätze hergerichtet. In einer der erſteren ſchenkt man auch gutes deutſches Bier und nennt es nach Baiern und dem Waldſchlößchen bei Dresden. Wir hörten darin ein Konzert der Familie Sauvlet. Die Töchter des braven Muſikers ſpielen ganz treflich die Geige, wenn ſie auch weit hinter der Milanollo ſtehen, ſo bereiten ſie dem Ohre des Muſikfreundes doch einen eben ſo angenehmen Genuß, als ſie dem Auge in ihrem ſchwarzen Filzhütchen und dem violetten Reitkleide eine liebliche Erſcheinung darbieten; Beleuchtung und Feuerwerk ergözen in anderen Räumlichkeiten, auch Theater wird im freien geſpielt und Kunſtreiter laſſen ſich ſehen.

Ganz eigenthümlich ſind endlich die Maiſons de plaiſir und amüſanten Kabinete, wo mit den verſchie-

denſten Aushängſchildern, von der Gaſſe nur durch einen weißen Vorhang getrennt, junge Damen aller Art von Ausrufern den Vorübergehenden angeprieſen werden. Dieſe Schauſtellung anderwärts verpönter Dinge überraſcht, das Innere gibt dem Beobachter von Leben und Menſchen reichhaltigen Stoff. Das dem Publikum gemeinſchaftliche Lokale iſt ein hell beleuchteter Saal, auf deſſen Gallerie Muſik aufgeſpielt wird, an den Divanen längs den Wänden nehmen die Zuſchauer Plaz, am Parkete führen ein paar Duzend Mädchen Tänze aus. Ein Tanz, den ich ſonſt nirgends ſah, iſt der Bändertanz. Von einer Säule in der Mitte des Zimmers hängen bunte Seidenbänder herunter, jedes Mädchen faßt eines derſelben an einem Ende und nun beginnt ein Tanz, der mit Durchſchlüpfen und Verſchlingen die reizendſte Abwechſelung bietet. Alle Weiber ſind ſchön und kräftig, wie man ſie nur in Holland findet. Das Publikum ſelbſt iſt nicht minder intereſſant. Der vom vielen Rhumtrinken ſtumpfſinnig gewordene Matroſe mit den ſtarren Fiſchaugen, der alte lüſterne Kenner weiblicher Schönheit, wie er in den unvergleichlichen kleinen Orgieen von Jordaens erſcheint, ſind die hervorſtechendſten Figuren darunter. Dabei erfüllt die Weiber wirklich eine bachantiſche Luſt am Tanze; ſo lang die Geigen klingen, ſchenken

sie den Gästen nur geringe Aufmerksamkeit, und es bleibt der Dame des Hauses, die hinter einem Tische Punsch in kleinen Gläschen servirt, überlassen ihre Liebenswürdigkeit anzupreisen. Anders wird es allerdings nach dem Ende jedes einzelnen Tanzes. Doch lassen wir den Vorhang über die Szene fallen, so lange sie noch die Grenzen der Anständigkeit nicht überschreitet.

Wir haben draußen noch einiges nachzuholen, das zur Ergänzung des Gesammtbildes gehört. Vielfaches herrliches Brükenwerk führt über die Maas und die Kanäle. Auf einer dieser Brüken steht die bronzene Statue des berühmten Erasmus. Er starb 1536 zu Basel, auf seinem Grabsteine wird er unter anderm Lobe als trium linguarum peritissimus angepriesen. Jezt, da es bereits trival geworden ist, ein halbes Duzend Sprachen zu verstehen, ist die Frage noch immer keine müßige, ob die Gelehrsamkeit damals schwerer oder leichter zu stehen kam.

Als naives Kuriosum mag hier beiläufig erwähnt werden, daß ich in meiner Kindheit in einem wandernden Kunst-Kabinete einen unbenannten Kopf mit der Aufschrift unter Weingeist vorzeigen sah, daß sein Besizer sieben Sprachen gesprochen habe.

Doch zurük zu Erasmus. Der Plaz, auf dem er

ſteht, iſt die Grenze des nächtlichen Marktgewühles und bereits ſchwächer erleuchtet. Er hält ein aufgeſchlagenes metallenes Buch in der Hand, in dem er zu leſen ſcheint. Der Volksglaube behauptet, er ſchlage in ſeinem Buche jedesmal ein Blatt um, ſo oft es auf dem nahen Laurenziusthurme die Mitternachtſtunde ſchlägt.

Unmittelbar von dem Denkmale kam ich zu dieſer Kirche; der Plaz lag ſtill und dunkel; es mochte um die Zeit ſein, da Erasmus das Blatt wendet. Es war mir zufällig noch ein beſonderer Genuß bereitet: der Organiſt der Kirche hielt eine nächtliche Orgelprobe. Die Orgel von Rotterdam wetteifert an Größe und Umfang mit der von Harlem; die größte metallene Pfeife derſelben hat ſiebenzehn Zoll im Durchmeſſer. Auch ihr Ton iſt ein wundervoller, der Waldhörner und Menſchenſtimmen, ſo wie Sturm und Donner wiedergibt.

Ich war auf einen eingemauerten Grabſtein geſtiegen, und gewann dadurch einen Blik in den dunklen Dom, in dem die ewige Lampe blaue Flügel zu ſchwingen ſchien. Im Chore hinter der Orgel war grellerer Lichtglanz ſichtbar. Der einſame Meiſter griff ſicher und begeiſtert in die Taſten, und der gewaltige Himmus ſchien die Herrlichkeit Gottes zu preiſen, ſo im Leben als im Sterben.

London um Mitternacht.

Wer London nicht auch um Mitternacht ſtudirt hat, der kennt dieſe Weltſtadt nicht.

Am Tage oder bei der abendlichen Gasbeleuchtung der Verkaufladen zeigt die unendliche Häuſermenge auf ihrer Außenſeite von den Weſtindia Dots bis zum Hide-park, vom großen Surrei-Kanale bis Pentonville nichts als Wolſtand, Thätigkeit, Kraft und Behagen. Der Menſch ſcheint ſich auf dieſem Brennpunkte der irdiſchen Welt ſo feſt und mächtig angeſiedelt zu haben, daß ihn die Dämonen ſeines Daſeins hier kaum erreichen können. Fahre ſtundenlang in einem Kab durch dies moderne Labirinth, und immer wirſt du neue unabſehbare Häuſerreihen treffen, mit Geſchik und Reichthum erbaut, Kaufläden und Auslagen verſchwenderiſch beſezt mit allem, was die Sinne reizen kann, unbekannte zahlloſe Menſchen, die ſich in Lebenskraft und Selbſtvertrauen zu bewegen ſcheinen. Gehe an das Ufer der Themſe, und es liegt, welche

Stelle du wählen magſt, eine ſolche Fülle von Regſamkeit, Streben und Schaffen vor dir, daß ſich dein Blik erſt allmälig an das Getümmel gewöhnen muß, um über ſeine Beſchaffenheit und Abſichten in's Klare zu kommen. Tritt in die Gewölbe der London-Docks, und du findeſt Waaren aufgeſpeichert, einen Welttheil während einer jahrelangen Blokade damit reichlich zu verſehen. Vanille und andere koſtbarſte Spezereien und Droghen liegen in rieſigen Ballen aufgethürmt; in den Weinkellern darunter iſt zwiſchen den Fäſſern eine Schubkarreneiſenbahn angebracht, die in ihren Kreuz- und Querläufen ſiebenundzwanzig engliſche Meilen lang iſt. Dafür ſtehen aber auch in runder Summe nur an Portwein 15000, und an Xeri 15000 Fäſſer darin, und es laſſen ſich dieſe unterirdiſchen Gewölbe an Ausdehnung nur mit den römiſchen Katakomben vergleichen. Beſuche die Bräuerei der Herren Parklai und Perkins, und du findeſt darin Fäſſer von 126000 Gallonen — gleich 766000 Flaſchen — Gehalt. Verſäume auch nicht in das nahe Woolwich-Arſenal zu gehen, es arbeiten darin 3700 Menſchen, 20000 neue Kanonenläufe liegen in den Höfen. Dies ſind einige Proben von Zahlen, nach denen man in London die Dinge berechnet. Und was ſoll ich erſt von öffentlichen Gebäuden, Muſeen, Kunſtſammlungen, Theatern und

tausend Unterhaltungsorten und Merkwürdigkeiten sagen? Welche derselben du besuchen magst, überall wieder neue Menschen, wolhäbig, ehrbar, wißbegierig, schaulustig und vergnügungsüchtig. Wenn du sie nicht gerade aufsuchst, findest du fast nirgends Arme oder Gebrechliche darunter.

So erscheint London am Tage. Selbst die Nebel und Wolken darüber sind zum Theile menschliches Erzeugniß — aus Steinkohlenrauch und all' dem Dampfe und Dunste des vielgegliederten Lebens.

Wir wollen nun die Kehrseite des stolzen Bildes betrachten: London um Mitternacht.

Die Theater enden beiläufig um diese Stunde; lassen wir die eleganten Besucher derselben und ähnlicher Abendunterhaltungen sich allmälig verlaufen.

Noch strahlen allerhalben die Gasflammen, und Plätze und Straßen sind keineswegs verödet, aber ihr Anblik ist doch völlig verändert.

Zahlreiche Policemen — London besizt deren 7000 — sind quartierweise durch die Stadt vertheilt, und gehen bedächtig die Gassen entlang und versuchen der Reihe nach die Laden- und Hausthore, ob sie wol verschlossen sind. Auf dem Pflaster zunächst an den Schwellen liegen hier und dort Savojarden und sonst verlassene Kinder. Die Nacht ist kalt und dennoch sind manche unter ihnen

nur mit den dürftigsten Kleidungstüken bedekt. Sie schlafen hier, weil sie kein anderes Obdach besizen, und nicht selten wird des Morgens eines von ihnen als Leiche gefunden. Gleichwol kümmert sich keiner der Diener der öffentlichen Sicherheit und Sitte um sie, sorgfältig ausweichend schreiten sie über sie hinweg und verrichten ihr Geschäft zum Schuze des Reichthums; der Arme, wenn er nicht bereits dem Geseze verfallen ist, scheint bei ihrer Mission leer ausgegangen zu sein.

Ich hatte mich ein Mal in der Citi verirrt und konnte mein Boardinghaus nicht finden, obwol ich auf einer Visitkarte den zierlich gestochenen Namen seines Besizers und dabei mit Bleistift die Angabe der Strasse und der Hauszahl bei mir trug. Ich fragte in einem dunklern Seitengäßchen einen Policeman nach der Richtung. Er zog eine Blendlaterne, von der ich vorher nichts bemerkt hatte, unter dem Mantelkragen hervor und ließ ihr Licht auf die Adresse fallen. Er wies mir das nahe Haus, das auf selber bezeichnet war, behauptete jedoch entschieden, daß ein Herr dieses Namens in selbem nicht wohne. Ich erkannte das Haus als das rechte, läutete an und befand mich bald darauf in meinem Zimmer. Der Policeman hatte aber, wie es sich am nächsten Tage herausstellte, doch recht gehabt, mein Quar-

tiergeber führte in der That einen andern Namen; er besaß eben nicht eigene Visitkarten und hatte mir daher die eines Freundes in der Ueberzeugung gegeben, daß die darauf gesezte richtige Angabe der Wohnung genüge.

Ein Bekannter von mir war einst nachts in einen abgelegenen Theil von London gerathen und flanirte, nächtliche Studien treibend, durch einige Gäßchen. Sobald er sie betreten hatte, bemerkte er zwei Policemen, die ihm in einiger Entfernung absichtlich zu folgen schienen, mindestens blieben sie stehen, wenn er selbst anhielt, und sobald mein Bekannter weiter ging, verfolgten auch sie den Weg in derselben Richtung. Dies wurde meinem Bekannten endlich lästig und er kehrte sich um, ging auf sie los und fragte, ob sie etwas von ihm wünschten. Nichts in der Welt, lautete die artige Antwort, aber sie gehen da durch Gäßchen, die man um diese Stunde ohne Gefahr nicht betritt; wir haben uns erlaubt ihnen zu folgen, um sie vor Schaden zu bewahren.

Die Artigkeit und Aufmerksamkeit dieser Leute, Gentlemen gegenüber, ist in der That außerordentlich. Sie ertheilen jede Auskunft, weisen auf Verlangen Gassen und Häuser und begleiten, wenn es gewünscht wird, sogar nach Argile- und Picadilli-Room, wo mit jeder Mitternacht verrufene Bälle beginnen.

Zur Kenntniß von London gehört unstreitig auch der Anblik seiner offen ausgelegten Laster. Die schönsten Gassen und Pläze wimmeln um Mitternacht von unzähligen liederlichen Dirnen. Es befinden sich deren ungefähr 70,000 in London, und die Mitternacht ist ihnen freigegeben. In elegantem Anzuge, scherzend und lachend schwärmen sie umher zu Wagen und zu Fuße, sie kommen aus den Theatern, eilen auf Bälle, und scheinen nur zur Freude berufen. Was ist aber das Loos dieser jungen unseligen Wesen? Heute schön und verlokend, vergeuden sie ihren augenbliklichen Reichthum; doch nur zu schnell ergreift sie die Seuche, sie sinken von Schmuz zu Schmuz, und bald darauf ist ihr Gewerbe eingestellt.

Um leben zu können, müssen sie nun eines ihrer eitlen Besizthümer nach dem andern veräußern; zur Sünde und Krankheit gesellt sich bald auch die Armuth. Längst haben sie die Wohnungen der Ueppigkeit verlassen, ihre schönen Kleider sind verschwunden, halb nakt schleppen sie ihre siechen Leiber von einer Pennischlafstätte zur andern, und täglich, — so erzahlte mir ein Bekannter, der seit langem in amtlicher Stellung in London lebt, — täglich verenden noch in voller Jugend drei bis vier solcher unglüklichen Geschöpfe im äußersten Elende, wörtlich am Miste.

Aber die Schaar Mädchen, die heute noch lustig

zum Todtentanze nach Argile-Room gehen, scheinen sich um ihre Zukunft wenig zu kümmern, absichtlich wenden sie ihre Blike von den schon dem Elende verfallenen Genossinnen, die um diese Stunde in ihren Reihen erscheinen. Hier und dort schleicht nämlich eine solche unselige Gestalt über die Gassen; noch jung, doch bereits hinfällig, noch nicht all ihrer Schönheit ledig, doch schon mit dem Zeichen unrettbaren Verfalles gebrandmarkt. Diese aber sind nicht die einzigen Vertreter des Jammers, an dem London um Mitternacht so reich ist. Eine unglükliche Mutter mit zwei kleinen Kindern auf den Armen schleicht bleich und abgezehrt durch die Menge. Der Hunger hat sie noch um Mitternacht ausgetrieben, sie hält vor dem Säuglinge einen Lavendelstrauß in der Hand, und kniet und streft dir lezteren entgegen, als wolle sie ihn zum Verkaufe anbieten. Siehe in ihre hohlen stehenden Augen, das ist keine Verkäuferin, sie bettelt. Verlorene Waisenkinder streichen daneben vorüber; frühe hat sie das Elend und vielleicht auch schon das Laster in Beiz genommen. Dort an der Straßenete steht eine Matrone mit zwei Mädchen; sie sieht ganz ehrbar aus, die Töchter sind kaum mehr als halbwüchsig, und dennoch: sie bietet sie feil. Verstellte Krüppel drängen sich vor, Betrüger mit entlehnten und gestohlenen Kindern spekuliren auf

dein Mitleid. Betrunkene miſchen ſich dazwiſchen, und einer von ihnen ſchlägt ein Weib, wahrſcheinlich das ſeine, blutrünſtig. Doch immer haſt du das Aergſte noch nicht geſehen: es ſind dies Leute, die ſich ſelbſt ſchon vollkommen aufgegeben haben. Ein ſolcher Unſeliger geht in ſtupider Gleichgiltigkeit, gedankenlos, nichts bemerkend, nichts mehr wollend über die Gaſſe. Er iſt zwar vom ſchlechteſten Fuſel berauſcht, gleichwol taumelt er nicht, ſondern ſchreitet langſam, mit glanzloſem Auge vor ſich ſtarrend, wie ein Nachtwandler durch das Getümmel. Schieß' ihm eine Piſtole vor der Naſe los, er blinzelt nicht; laß' ihm durchgehende Pferde entgegen jagen, er weicht nicht aus; halt' ihm wie einem Eber einen Spieß vor das Geſicht, er rennt ſich ihn durch den Leib. Im gegenwärtigen Augenblike athmet er, lebt er; was im nächſten mit ihm geſchieht, kümmert ihn nicht; er fühlt ſich nicht unglüklich, nicht traurig, er iſt nur furchtbar gleichgiltig. Ich bot einem ſolchen einmal ein Almoſen, er bemerkte es nicht; ich drükte es ihm in die Hand, er griff nicht darnach; ich klopfte ihm auf die Achſel, er wendete ſich nicht nach mir; endlich gelang es mir doch ihm meine Abſicht begreiflich zu machen; ohne mich anzuſehen, ließ er das Geldſtük in die Hand gleiten und ſchritt langſam, wie er gekommen, in die nächſte

— Branntweinſchenke. Nur vergeſſen will er, vergeſſen, ſich und alles vergeſſen. Wer London nicht beſucht hat, kann in Hogarts Bedlam ähnliche Geſtalten finden.

Warum aber gerade die Mitternacht ſolchen Auswurf der Geſellſchaft heraufbeſchwört? Theilweiſe mag dies in den Polizeiverhältniſſen liegen, theilweiſe ſcheuen dieſe Spottgeburten der Dunkelheit ſelbſt das Tageslicht; ein weiterer Grund liegt auch darin, daß man in London am Tage wolfeiler ſchläft als bei Nacht. Die Bettſtellen unterſter Gattung werden nämlich in vierundzwanzig Stunden zweimal vermiethet, und ſind für die Tagzeit um geringern Preis zu bekommen.

An all' dieſen Szenen geht der echte Engländer ungerührt vorüber; er zahlt ſeine Armentare und hat ſich dadurch mit dem Elende abgefunden. Wer auf der Gaſſe in London etwas verſchenkt, iſt ſicher ein Fremder.

Willſt du aber die nächtlichen Gräuel Londons bis zur Hefe auskoſten, dann melde dich mit deinem Paſſe auf dem Polizeiamte, zahle drei Guineas und du erhältſt die Erlaubniß mit zwei anderen Dilettanten die nächtliche Runde der Polizei zu begleiten. Du beſuchſt mit ihr die Spielhöhlen, Tavernen niedrigſter Gattung, öffentliche Häuſer und die vermietheten Schlafſtätten des Auswurfs von London. Männer, Weiber, Kinder, nakt, ſchmuzig,

blutrünstig, betrunken liegen zu Duzenden auf Lumpen und Stroh durcheinander. Gewisse Personen, die wegen ihrer Gefährlichkeit unter besonderer Aufsicht stehen, müssen sich jede Nacht in den ihnen bezeichneten Herbergen einfinden; deßwegen leuchtet die Scharwache den Schlafenden mit der Blendlaterne unter die Nase und trägt alle Fehlenden in ihr Verzeichniß ein. Wer abgeht, der ist aller Verbrechen verdächtig, die in dieser Nacht in London begangen werden. Wird deine Neugierde vom Zufalle begünstigt, so bist du bei solcher nächtlicher Runde Zeuge von verübten Einbrüchen, von Arretirungen mit scharfer Waffe, von Mord und von Todtschlag.

Das ungefähr ist die Fisionomie der Mitternacht in London.

Garrikhead-Tavern und das politechnische Institut in London.

Der Engländer ist bezüglich der Abwechselung öffentlicher Unterhaltungen und Merkwürdigkeiten, die er um Geld sehen läßt, erfinderischer als der Franzose. Ich will von den gewöhnlichen, die man in jeder größeren Stadt findet, nicht sprechen, und erwähne hier nur des chinesischen Salons, in welchem man mit einer Familie des himmlischen Reiches der Mitte Konversazion hält, — des Kabinets aus Algier, in dem einige Damen, ich besorge: unterschobene Altengländerinnen, Serail spielen, — der Wahrsagerhöhlen, der Reise nach Indien, der täglichen Wasserfeuerwerke, Kasserndnden u. s. w.

Auch die Tavernen gehören unter die eigenthümlichen Belustigungsorte der Engländer. Es sind dies Schenken, in welchen außer den Getränken irgend ein besonderer Zeitvertreib geboten wird. Es gibt in London Tavernen aller Arten, vom eleganten Salone bis zur schmuzigen

Spelunke. Man zahlt einen Eintrittpreis, trinkt um sein Geld nach Belieben und hat das Recht an der Belustigung, die gerade an der Tagesordnung ist, Theil zu nehmen. Diese besteht in einem Konzerte, Schauspiele, Raritätenkabinete, Improvisazion oder dergleichen.

Eine der berühmtesten Tavernen von London ist diejenige, die nach dem Haupte Garrik's benannt wird. Obwol dieser berühmte Schauspieler schon über achtzig Jahre in der Westminsterabtei begraben liegt, blieb sein Name den Engländern doch noch ein Stichwort für Wiz und Laune, und das Schild der Taverne verräth bereits, was in selber zu erwarten ist. Auch in dieser wie in den meisten wird mitunter Musik und Schauspiel getrieben; wodurch sie sich aber vor den andern auszeichnet, besteht in einer ganz eigenthümlichen Darstellung. es werden nämlich darin Schwurgerichtsizungen — gespielt.

Das Publikum der Garrikheadtavern ist ein gewähltes, man trifft dort fast nur feine Gentlemen, darunter sehr viele Gerichtsverwandte aller Art. Das Hauptlokale ist ein großer länglicher Saal, dessen Wände mit den Bildnissen des Justinian, Blakstone und der Rechtsgelehrten aller Zeiten behangen sind, ein paar Köpfe mit langer Nase und nicht kürzeren Ohren enthalten Anspielungen auf lebende Notabilitäten dieses Faches. An

netten Tiſchen nimmt das trinkende Publikum Plaz. Für die juridiſche Darſtellung iſt an dem einen Ende des Salons eine höhere Bühne vorbereitet. Die Juri wird aus den Trinkgäſten durch ſie ſelbſt gewählt und von einem koſtümirten Pedelle auf die Bühne gewieſen. Die Flaſchen und Gläſer werden natürlich dahin mitgenommen. Der übrige Theil des fungirenden Perſonals ſind bezahlte Darſteller, meiſt verunglükte Advocaten und durchgefallene Stellenbewerber. Sie erſcheinen in den Alongeperrüken und der vollen Tracht der Bare, und halten ſich in allem an die Regeln der engliſchen Praxis. Zuerſt tritt der Kronankläger vor dem Gerichthofe auf, Beſchuldigter und Zeugen werden vernommen, Vertheidiger plaidiren und Richter reden dazwiſchen. Die Juri beräth ſich, und zulezt folgt das Urtheil.

Den Gegenſtand der Verhandlung bilden ſtets wirkliche Fälle, die gerade das Intereſſe des engliſchen Publikums in vorzüglichem Grade feſſeln, und zu Wiz und Anſpielungen Gelegenheit bieten. Während der Induſtrieausſtellung des Jahres 1851 war das Verfahren gegen Parklai und Perkins wegen der bekannten Beleidigung, die in ihrer Brauerei vorfiel, und das gegen die Obſtverkäuferin an der Tagesordnung, die ſich weigerte, ihren Handel in den königlichen Gärten einzuſtellen.

Den Lesern wird vielleicht noch bekannt sein, daß ein Ahne dieser Dame einem Könige von England einmal einen persönlichen Dienst erwies, wofür er für sich und seine Nachkommen das Privilegium erhielt, in den königlichen Parken Obst zu verkaufen. Nichts desto weniger sollte dieser Handel dort eingestellt werden, die Erbin desselben widersezte sich den abschaffenden Konstablern und kam deswegen vor die Assisen.

Dieser Fall war es, den ich in der Taverne abspielen sah; er fand so viel Beifall im Publikum, daß diese Darstellung durch längere Zeit Tag für Tag wiederholt wurde. Was den Reiz der Sache selbst bei wiederholtem Besuche erhielt, war, daß nicht aus dem Gedächtnisse vorgegangen wurde, sondern daß Fragstüke, Antworten und Reden immer nur aus dem Stegreife stattfanden.

Ein schottischer Edelmann und ein stotternder Irländer waren die beliebtesten Zeugen, ein Bursche mit einem Schnurbarte, übrigens aber in Frauenkleidern, gab die Angeklagte.

So viel wizige Beredtsamkeit, schlagende Gewandtheit und treffende Geistesgegenwart wie bei diesen gespielten Assisen dürfte bei wirklichen selten angetroffen werden. Die Verhöhnung bekannter Persönlichkeiten, zahlreiche

Anſpielungen auf Vorgänge der Gerichtſäle würzen die Schauſtellung.

Dabei iſt gerade die tägliche Abwechſelung in der bekannten Aufgabe für Darſteller und Zuhörer gleich ſpannend und unterhaltend. Ich habe bei berühmten Schauſpielen kaum jemals ſo allgemeine Befriedigung vorgefunden.

Auch die Unterhaltung, die das politechniſche Inſtitut in Regentſtreet darbietet, iſt eigenthümlicher Art. Man denke hierbei nicht geradezu an eine höhere Lehranſtalt in den Realgegenſtänden; allerdings werden in ſelbem auch Vorleſungen gehalten, aber kaum für eigentliche Schüler, ſondern es handelt ſich hier um Anſchauung techniſcher Gegenſtände, Befriedigung der Neugierde, Unterhaltung und nur nebenbei um eigentliche Belehrung. Im ebenerdigen Hauptſaale ſind zahlloſe Modelle aller neueſten Erfindungen aufgeſtellt, die ſinnreichſten Maſchinen laufen da in fortwährender Thätigkeit, und werden in populärer Weiſe erklärt. Daran ſtoßen chemiſche Laboratorien, in denen intereſſante Verſuche gezeigt werden. In eleganten Gallerien und Korridoren darüber iſt Raum zum Ausruhen und Geſpräche, auch ſind dort fortwährend verſchiedene Merkwürdigkeiten der Kunſt und der Technik in wechſelnder Auswahl ausgeſtellt.

Plözlich tönt aus einem Nebenſaale eine Glokе, du

eilst dem Menschenstrome nach und kommst in ein Amfitheater. Alles nimmt auf den Sizen Plaz, und irgend eine interessante Vorlesung mit Darstellungen verbunden beginnt auf der Bühne. Als ich dort war, hielt ein Professor einen Vortrag über Harfe und Harfenspiel. Um ihn herum hingen alle Modelle von Harfen, beginnend von der Bardenzeit und bis zu unsern neuesten Erfindungen fortgeführt. Er erklärte sie und deren Behandlung, und eine Dame in idealem Gewande spielte dazwischen bei jeder Abtheilung Proben des eben besprochenen Zeitabschnittes auf den verschiedenen Instrumenten. So hörten wir alte Bardenlieder, Harfenweisen aus Fingals Zeit, so wie mittelalterige und moderne Kompositionen.

Aber der Vortrag war kaum beendet, als aus einiger Entfernung abermals eine Glokе tönte. Wir stürzten dem Rufe nach und befanden uns bald in einem zweiten Theatersaale des politechnischen Institutes. Wir hatten uns dort soeben untergebracht, als alle Gasflammen um uns verlöschten. Der Vorhang ging auf und wie Nebelbilder erschienen Sonne, Mond, Erde und die Planeten auf dunklem Grunde. Sie machten ihren Umlauf, und ein Professor, der davor wie in künstlicher Verklärung stand, erklärte ihn, so wie die Erscheinungen der Sonne- und Mondfinsterniß.

Sein Vortrag dauerte nicht kurz und ermüdete, sollte er als Unterhaltung angesehen werden. Nach dessen Beendung löste sich das Firmament in Nebelbilder auf, und eine Reise in das gelobte Land wurde in solchen abgespielt. Ein interessanter Reisepunkt verschwamm in den andern, endlich schwebte Jerusalem, Bethlehem und die berühmtesten Stellen beider vorüber. Eine leise ferne Musik begleitete diese wirksamen Bilder.

Andere Male werden Oxihidrogenmikroskope, Darstellungen mit Hohlspiegeln, Thiervergiftungen und Aehnliches dargestellt.

Ein Kuriosum, das man täglich dort ansehen und auch versuchen kann, ist die Taucherglocke. Im unteren Saale ist ein großes tiefes Bassin angelegt, das aus der unfernen Themse mit Wasser versorgt wird; in selbem befindet sich die Taucherglocke. Man hat beim Eintritte in das politechnische Institut bereits einen Schilling bezahlt. Vor der Taucherglocke ertönt wieder, wie bei den meisten Sehenswürdigkeiten London's, das verhängnißvolle: One Shilling. Sir. wenn es ihnen beliebt! Du zahlst abermals deinen Schilling und hast dadurch das Recht erworben, mit vier bis fünf Gefährten, die so viel wie du bezahlen, in das Innere der Taucherglocke zu steigen. Sie ist geräumig genug, um die

kleine Geſellſchaft zu faſſen; ihr ſezt euch in Erwartung eng aneinander, die Füße ſtüzen ſich auf einen umlaufenden Schämel; unter euch habt ihr das Waſſer, um euch das undurchſichtige Glokengehäuſe, über euch eingeſezte dike Glasſtüke, die euch ein ſchwaches Licht zukommen laſſen ſollen. Es wird ein Zeichen gegeben, und die Gloke fährt in die Tiefe des Waſſers hinunter.

Kaum geſchah dies, als mir die dichter werdende Luft heftige Ohrenſchmerzen verurſachte; ich klagte darüber, ein Engländer neben mir gab mir einen Rath und machte dazu mit geſchloſſenem Munde fortwährend Bewegungen.

In der bedrängten Lage, in der ich mich befand, habe ich leider nicht verſtanden, daß ich, um den Schmerz zu lindern, fortwährend ſchluken ſollte, und verſuchte ähnliche Bewegungen ohne Erfolg.

Wir ſaßen einige Minuten am Boden des Waſſers feſt, dann ging's zu unſerer Freude wieder aufwärts und gleich darauf ſprangen wir eiligſt aus der Tauchergloke.

Der alte Herr aus Wien, der wie ich ein anderes Mal erzählte, keine Luſt empfand auf einem Elefanten zu reiten, hatte mich und meinen Reiſegefährten auch in dieſes Drangſal begleitet, und fragte nun, mit ſeinem ſchmerzhaften Ohrentrommelfelle beſchäftigt, wer von

uns den teuflischen Einfall ausgeheckt habe, in die Taucherglocke zu steigen.

— Sie selbst, erwiderte ich mit Entschiedenheit, und schnitt so alle Vorwürfe ab, zu deren Anhörung ich beim eigenen Unbehagen durchaus nicht geneigt war.

Aber schon wurde das Zeichen wieder gegeben, und andere fuhren nach uns in die Tiefe. Das Wasser brodelte leicht über ihnen, und wir wünschten Profit zum lieblichen Ohrenschmause.

Landsitze in England.

Jedermann weiß, daß sich die englische Aristokrazie, wenn sie nicht am Festlande reist, mit dem Beginne der Sommersaison auf das Land begibt. Die beiden Parlamentshäuser werden dann geschlossen, die Firmen an die Stellvertreter übergeben, und Staatsmänner und Geldleute, Kaufherren und Gelehrte eilen auf ihre Güter in den verschiedenen Grafschaften. Pracht und Komfort der englischen Landsitze sind sprichwörtlich geworden, am Festlande beliebt man aber oft gar manches einen englischen Park zu nennen, für das man in England kaum einen Namen finden würde.

In der That verfolgt der Engländer auch in seinen ländlichen Wohnungen und Umgebungen eine eigenthümliche Richtung, die ebenso sehr seiner Wolhäbigkeit und Gastfreundschaft, als seiner Abgeschlossenheit und seiner Laune entspricht. Mag er seinen ländlichen Aufenthalt Hütte nennen, mag er sich in einer aufgelassenen Abtei,

in einem alten Kaſtelle eingerichtet haben, oder ſeinen Wohnſiz als Haus, Hof und Halle bezeichnen, jederzeit muß er für Diener und Gäſte Raum genug darin finden, es darf ihm keine ſeiner Angewöhnungen verkürzt werden, und noch obendrein muß für Sporte aller Art günſtige Gelegenheit geboten ſein. Der Stall iſt jederzeit mit trefflichen Pferden beſezt, die für Kirchthurmritt und Hazjagd abgerichtet ſind, fein dreſſirte Hunde ſtehen bereit, und auch ſein Lieblingsvergnügen, das Angeln iſt nirgends vergeſſen. Dabei bietet das Innere des Hauſes alle Bequemlichkeiten behaglichen Daſeins. Alte Fahnen, Waffen und andere Familienkleinode werden ſorgſam aufbewahrt, ſtören aber nicht im geringſten den Luxus modernſten Lebens. Oft glaubſt du eine gothiſche Abtei zu betreten, und ſchon an der Schwelle begrüßt dich aller Reiz echt engliſchen Komforts. Anſpruchlos unter Weinlaub ſteht ein Häuschen im Ulmenſchatten, aber in ſeiner Beſcheidenheit hat es dir abſichtlich die ſchmalſte Seite zugewendet, du findeſt die Hütte geräumiger als du gedacht haſt, alle Fußboden ſind mit Teppichen bedekt, prächtige Kupferſtiche und Gemälde ſchmüken die Wände, und aus dem anmuthigen Zimmer trittſt du unmittelbar in die Veranda mit Springbrunnengeplätſcher und Blumenduft.

Auch die Landschaft daneben trägt einen eigenthümlichen Karakter. Die weit auslaufenden, sanft gezogenen Linien erinnern fast an die Kampagne um Rom, allerdings steht hier nur nordischer Himmel darüber, und statt der glühenden Tinten jener reizenden Wildniß umgibt uns das berühmte englische Grün auf allen Seiten. Der Engländer verwendet eine vorzügliche Sorgfalt darauf. Das feuchte Klima Englands wirkt schon ohnedies vortheilhaft auf selbes; dabei schert er seine Wiesen auf das emsigste und walzt sie dann nieder; schont jeden Baum, der guten Wachsthum verspricht, und pflegt ihn wie einen Liebling. Kein Wunder, daß man so vorzügliche Wiesen und Baumgruppen wie in England kaum irgendwo auf der Welt antrifft. Beide in freiester lieblichster Abwechselung auf meilenweiten Streken bilden die englischen Parke, und — es ist kaum zu viel gesagt — diese den Kern, die Eigenthümlichkeit der englischen Landschaft. Kornfelder erscheinen an den Hauptstrassen nicht sehr häufig, sondern ihre Stelle vertritt ein reicher gleichmäßiger Wiesenwuchs, nicht so blumenreich und sentimental wie unser deutscher, aber viel gediegener und kräftiger. Zunächst an den ländlichen Wohnhäusern wird seine Einförmigkeit durch eingestreute Blumenbeete unterbrochen, jedes derselben trägt

Blumen einer Farbe und Gattung; weiter hinaus ſind ſie umhegt und werden als Wildhag oder als Weidegrund für Heerden rieſiger Kühe und Hammel verwendet. Einzelne uralte Bäume prächtigen Wuchſes oder ganze Gruppen von ſolchen ſchmüken dieſe Triften; es ſind gewöhnlich Ulmen, Eichen, Linden oder vorzügliche Gattungen von Nadelholz, darunter ſehr häufige Zedern. Im königlichen Garten zu Kew befindet ſich ein Pavillon, in welchem eine reiche Auswahl von Holzarten ausgelegt iſt, bei der Zeder ſteht angemerkt, daß Altengland mehr und ältere, ſchönere Zedern beſize als der Berg Libanon. Bei der nördlichen Lage Englands iſt es zu verwundern, daß dort ſüdliche Geſträuche, zum Beiſpiele Jasmin, Lorbeer, Mirte im Freien ſo vortrefflich gedeihen; man findet ſelbe kaum niedriger als am Komerſee. Die geringere Kälte der Nächte, die gleichmäßigere Temperatur der Jahrzeiten, und die nährende Feuchtigkeit in der Luft begünſtigen ihren Wuchs. Dieſe klimatiſchen Verhältniſſe äußern ihre volle Wirkung um ſo mehr auf jene Geſträuche, die dem Lande angemeſſen ſind; größere Stachel- und Johannesbeeren als in England findet man kaum irgendwo. Dafür reift die Weintraube dort nicht im Freien. Nichtsdeſtoweniger ißt man in England die früheſten und trefflichſten Trauben, ſie werden aus

Portugal, Madeira oder von den kanarischen Inseln gebracht. Auch liebt man es in England, in Glashäusern eigene Trauben zu ziehen. Der größte Weinstok der Erde ist der zu Hamptoncourt; er ist mit einem eigenen Treibhause überbaut. Kardinal Wolsei pflanzte ihn noch unter Heinrich VIII.; als ich ihn sah, trug er mehr als 7000 Trauben. Um ihn zu besichtigen, zahlt man Eintrittgeld. Auch viele Blumengattungen, darunter Hortensia, Amaranth wachsen in England bis zu ungeheuerer Größe.

Der Engländer liebt seine Parke so sehr, daß er die häufigen Eisenbahnen, die sie durchkreuzen, wo es nur immer möglich ist, in Tunnels unter ihren niedrigen Hügeln hinführt. Bei der Kostbarkeit des Terräns lohnen sich selbst die theuersten Erdarbeiten.

Zur Eigenthümlichkeit der englischen Parke gehört häufig angebrachtes Wasser, meist in kleinen Seen.

Auch Geflügel und Singvögel gibt es in großer Menge in selben, unter leztern zahllose Rothkehlchen. Ich werde mich nicht irren, wenn ich behaupte, daß sie in England von größerer Art sind als bei uns, — oder sind sie nur besser geäzt?

Unter den berühmten Landsizen Englands, die Privaten gehören, steht in erstem Range Sionhouse, ein

Eigenthum des Herzogs von Northumberland. Man fährt von London auf der Eisenbahn nach dem nahen Brentford und hat von da nur noch einen kurzen Gang zum Schlosse. Sionhouse gehört unter die echten Muster der Landhäuser englischer Aristokrazie. Der Stil, in dem das Haus erbaut wurde, ist eben nicht der schönste, aber entwikelt Reichthum und Pracht. Ein weites stolzes Gebäude in guter Simmetrie ladet die Ankömmlinge auf zwei Freitreppen zum Besuche ein; das Dach verdett eine umlaufende Mauergallerie; die Räumlichkeiten nächst der Erde sind für ganz untergeordnete Zweke bestimmt, und möglichst niedrig gehalten; die Herrenwohnung darüber steht so gering als möglich vom Erdboden ab. Sie enthält eine lange Flucht prachtvoller Zimmer, einzelne derselben sind mit Familienbildern und andern Gemälden besezt, andere als Bibliotheken benüzt, oder mit den verschiedensten Zierlichkeiten in Bronze, Porzellan und ähnlichem Stoffe ausgeschmükt.

Die Glashäuser von Sionhouse enthalten die größten schönsten Exemplare vieler Blumen, in einem derselben steht ein hoch geschossenes Wäldchen von Palmen jeder Gattung. Auch die Viktoria regia hat ihr eigenes warmes Haus. Der Lotos daneben von matt rosenrother Farbe ist, was die Blüthe anbelangt, fast noch

ſchöner. Und all' dies liegt mitten in einem wunderſchönen Parke mit leis geſchwungenen Linien und herrlichſten Bäumen. Auch der kleine See mit Waſſergeflügel mangelt nicht, und in ländlicher Abgeſchloſſenheit liegt an dem vorbeiziehenden Thamesarme eine lange reizende Terraſſe. Alle Pläze ſind auch hier mit zahmen Rothkehlchen faſt überſäet, die mit den großen ſchwarzen Augen neugierig aus Buſch und Laubwerk ſchauen und ihr leiſes liebliches Gezwitſcher anſtimmen.

Kaum verläßt man die lezten Häuſer Londons, ſo beginnen ſchon ſolche Parke, einer ſtößt an den andern, ſo daß ſie ſich in ungezwungener Weiſe gleichſam zur Landſchaft vereinen. Manche derſelben mußten allerdings ſchon der immer zunehmenden Häuſermaſſe weichen.

Holirood und Roslincaſtle.

Um fünf Uhr früh kam ich in Edinburg an, der Hauptſtadt der Grafſchaft Mid-Lothian und ganz Schottlands. Der Anblik von der Hochſtraße der Neuſtadt iſt prachtvoll. Edinburg iſt eine der ſchönſten Städte. Die Straßen der Neuſtadt kreuzen ſich in rechten Winkeln, ihre Länge beträgt gegen viertauſend Fuß, ihre Breite über hundert, ſie zeigen faſt nur Paläſte und Häuſer aus Quaderſteinen erbaut. Eine tiefe breite Schlucht, das North-Loch, trennt ſie von der Altſtadt und iſt, ſoweit ſie nicht mit Häuſern beſezt iſt, mit ſchönen Gärten und Parkanlagen ausgefüllt. Zwei rieſige Brüken führen über dieſen Thalriß nach der Altſtadt; die eine läuft gerade über die Häuſer, ſo daß man von der Vogel-Perſpektive die darunter in den Straßen Wandelnden betrachten kann; die andere, in der Länge von dreihundertzehn Fuß, beſteht nur aus drei Bogen von ſiebenzig Fuß Höhe, die ſich leicht und mit maleriſcher Wirkung

über den grünen Abgrund ſchwingen. Die Neuſtadt iſt mit Denkmälern überſäet. Das Walter Skott's iſt wol das ſchönſte darunter, es bildet einen rieſigen Kapellen-Baldachin in gothiſchem Stile, unter dem ſich die Statue des berühmten Romanſchreibers befindet. Der Kaltonhill, einer der ſteilen prismatiſchen Baſalthügel, gerade an der Neuſtadt, erinnert beinahe an die Akropolis von Athen. Eine Reihe Denkmäler und Prachtbauten ſchmükt ihn, darunter die Sternwarte und Nelſons Monument, eine hundert Schuh hohe Säule, deren hohles Fußgeſtell Zimmer bilden, durch deren Inneres eine bequeme Wendeltreppe auf die Zinne zur herrlichſten Ausſicht führt. Faſt ſcheint es, als habe Eiferſucht gegen die Engländer die Schotten zu ſo vielen Monumentbauten verleitet, jeden ihrer berühmten Landsleute ſtellen ſie gleichſam in gigantiſcher Lapidarſchrift ihren glüklicheren Nachbarn entgegen, und da ſie deren koloſſale Fabriken, Doke, Arſenale und ſonſtige Verhältniſſe nicht erreichen können, ſo wollen ſie ſelbe um jeden Preis durch ihre Denkmäler überbieten.

Auch der Anblik der Altſtadt, von der Neuſtadt aus betrachtet, iſt großartig. Sie ſteigt jenſeits des North-Lochs den Hügel hinauf, den das Kaſtell von Edinburg, oft genannt in Schottlands Geſchichte, krönt. Manche Häuſer derſelben zeigen der Neuſtadt eine Fronte von

zwölf Stokwerken. Da die Zimmerbeleuchtung in Edinburg mit wolfeilem Gas bestritten wird, so macht die Altstadt, die aus der Tiefe den Hügel emporsteigt, nachts einen wundervollen Effekt. Wenn man sie des Tages besucht, erschrekt man hier und dort allerdings vor den schmuzigen krummen Gäschen und vor den zerrissenen jammervollen Gestalten. In der Straße, die nach Holirood führt, zeigte man mir das Heart of Mid-Lothian, den uralten Kerker von Edinburg, nach dem Walter Skott einen seiner besten Romane benennt. Es ist ein schmaler Bau, oben mit zwei vorspringenden Erkerthürmchen. Thüren und Fenster sind gebrochen, das schwarze verlassene Gebäude sieht einen mit unsäglichem Jammer an. Jezt besizt Edinburg drei neue Gefängnisse in gothischem Stile.

Am Ende der Altstadt befindet sich Holirood, einst die Residenz der schottischen Könige, nach dem Jahre 1830 Wohnsiz der vertriebenen französischen Königsfamilie. Das weitläufige altmodische Gebäude steht zwischen Thürmen. In seinem Innern hat sich viel Trauriges und Entsezliches ereignet; vieles davon erzählt die Geschichte, mehr noch verschweigt sie. Queen Maries Ballsal, dessen Ansehen eben nicht zur Heiterkeit stimmt, zeigt in langer Reihe die Bildnisse der schottischen Könige; mehr als einer darunter ward auf's gräßlichste

erſchlagen. Dieſe Bilder beſizen im ganzen wenig Kunſtwerth und dürften in Pauſch und Bogen im ſechszehnten Jahrhundert angefertigt worden ſein. Die Einrichtung des Schloſſes iſt größtentheils aus derſelben Zeit; die Zimmer der ſchönen Maria Stuart befinden ſich noch in dem nämlichen Zuſtande, wie ſie ſelbe verlaſſen hat. Noch liegt ihre Stikerei am Taburete, nur die Farben der Seide ſind verblaßt, und die zierlichen Goldfäden ſchimmern matter; von ihrem Speiſezimmer iſt der Raum, auf dem Rizzio ſeinen Geiſt aushauchte, mit einer Tapetenwand als ſchmales Kabinet abgetheilt, ſie wollte die Unglükſtelle nicht wieder erbliken. Eine geheime Treppe führt zum verhängnißvollen Gemache. Noch weiſet man am Fußboden des Vorſals die Spuren ſeines Blutes. Ich vermuthe darunter einen ſchuldloſen Betrug zum beſten romantiſcher Seelen, denn, als ich zu früher Tagzeit dieſe Gemächer betrat, fand ich eine Magd des Vogtes mit der Färbung dieſer Stelle beſchäftigt. Auch Darnleis Waffen ſind noch vorhanden. Die Perle des ganzen Schloſſes iſt die an daſſelbe anſtoßende Abtei, von König David dem erſten im Jahre 1128 erbaut. Seit Kromwell iſt ſie Ruine, aber die herrlichſte. Sie war die Begräbnißſtätte der ſchottiſchen Könige; noch jezt laſſen ſich manche ſchottiſche Großen in ihrem dach-

loſen Innern begraben. Man zeigt noch den Stein, auf dem Königin Mari bei der Krönung kniete; auch das Thor wird daneben gewieſen, durch das Rizzios Mörder eindrangen. Das ſchwere Eichenholz an ſelbem trägt die Spuren von gewaltigen Artſchlägen. Der Stil der Abteikirche iſt der reinſte gothiſche; von vorzüglicher Schönheit ſind die Steinarbeiten an den Fenſtern; an einem derſelben enden ſie nach oben in durchbrochene franzöſiſche Lilien. Das altſchottiſche Wappen, das ſpringende Roß mit der Kette, von der großen ſchottiſchen Diſtel umgeben, findet man wiederholt angebracht; als Beiſchild liegt der engliſche Löwe zu Füſſen.

Faſt unwillkürlich erinnert man ſich an dieſer Stelle einer Kapelle der Weſtminſter-Abtei zu London: dort ſtehen die ſteinernen Katafalke der beiden feindlichen Königinnen mit ihren Bildniſſen nahe bei einander. Auf dem einen liegt Eliſabeth mit der hochgebauſchten Krauſe und dem kalten befriedigten Angeſichte, dem ſelbſt der Tod ſeinen Stolz und ſeine glatte Härte nicht zu nehmen vermochte, auf dem andern Maria Stuart, ſchön, leidenſchaftsvoll und unglüklich.

Einer der ſchönſten Ausflüge von Edinburg aus iſt Roslincaſtle, ein altes Kaſtell, dem Earl von Roslin gehörig, bekannt aus den ſchottiſch-engliſchen Kriegen und aus den Zeiten der Rundköpfe und der Kavaliere. Die

Gegend bis hin weist Hügel fast wie im Harze, aber über Berg und Thal ist ein gewisser Ernst, eine Unbefriedigung, wie ein trüber Schleier gebreitet. Das Getreide reift hier später als in England. Zwischen waldigen Hügeln liegt die schöne alte Ruine, das Schloß wurde im eilften Jahrhunderte erbaut. Die schottische Fichte und die Eibe geben der Landschaft eine düstere Färbung; daneben stehen zahlreiche Stechpalmen und die riesigen Disteln. Stachel- und Johannesbeeren von solcher Größe wie hier habe ich noch nirgends gesehen. Das Gemäuer ist weitläufig und dik und zeigt von kriegerischen Zeiten; die Aussicht aus den öden Fenstern ist schön.

Auch Roslincastle hat eine zerfallene Kapelle in schönem gothischen Stile; sie stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, die Fensterrosen, die Knaufe der Säulenbündel und der Schluß der Gewölbe sind von künstlicher, vielfach durchbrochener und verschlungener Arbeit. Unter der Kapelle liegt die Todtenkirche, zwar leer, aber ganz ihrer Bestimmung entsprechend.

Von hier geht's über Stirling in die Hochlande. Die Landschaft gewinnt einen eigenthümlichen Ausdruk, Sumpfwasser sikert in den Niederungen, darüber liegen mit Eriken überwachsen einsame Hügel, die bei Sonnenuntergang fast purpurroth glühen. An schwermüthigen

Seen erblikt man hier und dort ein paar Hütten, eine Schafheerde weidet auf einer Höhe, über das dunkle Waſſer tönt der Dudelſak eines unſichtbaren Hirten. Ringsum liegt tiefe Einſamkeit, darüber ragen Berggipfel aus dem Nebel; es iſt, als ritten die Geiſter Oſſians vorüber.

Ein Ausflug nach Irland.

Die Vorrede zu Irland beginnt bereits in jenen englischen Häfen, welche die Auswanderung nach andern Welttheilen vermitteln, insbesonders in Liverpool, wo die irischen Arbeiter zu landen pflegen, die in England Arbeit suchen. In ihrer Heimat steht der Taglohn auf sechs bis zehn Pence, kein Wunder, daß sie auswärts einem Erwerbe nachgehen, der mit dem eignen täglichen Bedarfe in gerechterem Verhältnisse steht. Die Ueberfahrt von Irland nach Liverpool kostet für sie nur einen Schilling; allerdings befinden sich die irischen Proletarier dabei kaum besser als die Neger auf Sklavenschiffen. Ich sah sie familienweise zwischen Waarenballen zusammengedrängt; zunächst dem Dampfkessel, der Maschine und dem Feuerungsplaze konfinirt, waren sie der Hize und dem Regen ausgesezt und boten, von Seekrankheit befallen, ein Bild des Elendes und des Ekels.

Ich begegnete zu Liverpool ganzen Scharen derselben,

die nach beendeter Schnitterarbeit in ihre Heimat zurükkehrten, Männer, Weiber und Kinder waren in beſter Laune, ſie ließen gerne kleine Münzen in der Taſche klimpern und trugen drei bis vier ſorgſam mit Baſt umwundene Sicheln am Rüken. Der engliſche Spekulazionsgeiſt pflegt ihnen dort an der Küſte noch den lezten Zoll abzunehmen; ich übergehe Garküchen und Brandiſchenken und erwähne nur des Kleidertrödels, der in kaum glaublicher Ausdehnung noch unmittelbar am Landungsplaze getrieben wird. Alte Hüte für Männer und Frauen werden in rieſigen Piramiden ausgeboten, abgetragene Frake, Inexpreſſibel, Uniformen und Ueberröke liegen durcheinander gehäuft, fadenſcheinige Shawle, entfärbte Umhängtücher, Puzſachen, die in Altengland den Kreislauf des Geſchikes bereits erſchöpft haben, — kurz hundert Sachen, die für den Engländer keinen Preis mehr beſizen, werden hier zur Verlokung der iriſchen Brüder angeprieſen und gerühmt. Der Irländer iſt in der Regel leichtſinnig und eitel, der Abwurf Londons erſcheint ſeiner Armuth noch als ein Gegenſtand der Begierde. Der Preis iſt nicht hoch, und kaum einer der Heimkehrenden unterläßt es, ſich für die Heimat ſtattlich auszuſtaffiren. Die Proletarierin kauft ſich einen verſchoſſenen Atlashut mit Federn, eine Chemiſette von zeriſſenen Spizen, ihr

Mann nicht selten ein zerknittertes Staatskleid und ein halbes Duzend verkommener Zilinder. In der Seele vergnügt, begeben sie sich dann mit all dem Theaterzeug an Bord der überladenen Dampfschiffe.

Ehe ich den Leser zum Ausfluge nach Irland einlade, möge mir gegönnt sein, ihn an einige historische Thatsachen zu erinnern: Im Jahre 1691 wurden alle Katholiken aus dem irländischen Parlamente ausgeschlossen, die Heiraten zwischen Engländern und Irländern verboten, den Katholiken untersagt, in Irland konfiszirtes Land zu kaufen, Waffen zu besitzen, in Korporazionstädten Handel zu treiben, und Pferde im Werthe über fünf Pfund zu halten. — Unter Königin Anna verbot man, daß ein Papist den andern unterrichte, katholische Priester, die Irland betraten, wurden zum Galgen verurtheilt. — Im Jahre 1698 mußte der König im englischen Parlamente versprechen, daß er alles thun werde, um die Tuchfabrikazion in Irland zu vernichten. — Im Jahre 1740 verhungerten über 400,000 Menschen in Irland. — Im Jahre 1797 wurde in Dublin noch gefoltert, in Drogheda wurde vom Kriegsgerichte ein Mann zu 500 Stokstreichen verurtheilt; nachdem er ungefähr die Hälfte davon erhalten hatte, erstikte er sich selbst. — Im Jahre 1799 verübten die Engländer

die größten Bestechungen im irländischen Parlamente, der Marquis of Eli und der Lord Clanmorris erhielten je 45,000 Pfund; in solcher Weise wurde der Beschluß der Union durchgesezt. — Seitdem hat Irland kein eigenes Parlament mehr, wol aber Kanada und die Abkommen englischer Sträflinge in Botanibai. In England kommt ein Vertreter ungefähr auf 27,000, in Irland auf 76,000 Einwohner; in England genügen zwei Pfund, in Irland erst zehn Pfund Abgabe zum Wahlrechte. — Von sieben Millionen Pfund irischer Pachtrenten kommt höchstens eine Million Pfund auf Katholiken, und doch gab es im Jahre 1830 ungefähr neun Millionen Katholiken in Irland. — 1,500,000 Aker tragfähiges Land liegen unangebaut in Irland. — Die Zahl der Proletarier daselbst wird auf vier Millionen berechnet. — Würde die Nazionalschuld Großbritanniens in Pence ausgemünzt, so gäbe es einen Gürtel, der fast 289 Mal um die Erde reichte.

Doch genug hievon, wir sind vorbereitet zum Besuche von Irland. Nach der herrlichsten Ueberfahrt in einer Vollmondnacht lagen endlich am frühen Morgen seine Ufer im Nebel vor mir. Belfast ist eine nicht unbedeutende Hafenstadt in der Tiefe eines Meerbusens. Die See spiegelte ruhig und blaßblau, fast perlfarbig, die

Stadt erschien freundlich und nicht unwolhäbig. Sie vermittelt zum großen Theile den Verkehr mit Schottland.

Um in Irland die Zeit nach Möglichkeit gut zu benützen, nahm ich einen zweiräderigen Wagen und fuhr quer in's Land. Bald verschwand das Meer, ich kam an bebaute Hügel, es sah fast aus wie in Untersteiermark und im angrenzenden Kärnten. Hier und dort zogen leichte Nebel an den Bergen empor, die sanfte Formen wiesen; das Grün der Landschaft war matt anzusehen, schöner Weißdornzaun umgab häufig die Straße. Der Menschenschlag erschien meist schwächlich und verkommen, mitunter von schmuziger Armuth. Es lagen die nothwendigen Ergebnisse seiner Geschichte vor mir; selbst der Kleidermarkt von Liverpool zeigte hier seine Folgen. Ich traf Bäuerinnen mit zerknitterten Damenhüten auf dem Felde arbeiten, eine davon trug über einem langen zerrissenen Hemde einen schwarzen Männerfrak, dem ein Hinterflügel fehlte, sie grub in dieser Tracht ganz zufrieden in den Kartoffeln. Ich stieß hier das erste Mal auf ein ländliches Volk, das keine eigene heimatliche Tracht besizt, wenn man nicht einige unkenntliche Lappen, die allenthalben die Blöße preisgeben, so nennen will. Es kleidet sich nur in die weggeworfenen Gewänder seiner Besieger.

Tiefer im Lande erreicht die Armuth den höchsten Grad; die Häuser der Landleute bilden einen einzigen Raum, der Küche, Wohnung, Stall, Vorrathkammer und Düngerstätte in sich faßt, dennoch ist der Irländer gleichsam zum Hohne lustiger als der Engländer, und besizt mehr Humor und Heiterkeit als dieser.

Ich kam so durch mehre Fleken und Weiler; ich hatte endlich genug gesehen und bestieg die Eisenbahn, auf der ich bis Portamain fuhr. Jezt lernte ich auch den wolhabenden Irländer kennen, darunter einige schöne junge Damen. Sie trugen dunkles Haar, feurige schwarze Augen von sinnlich leidenschaftlichem Ausdruke. Sie glichen fast Spanierinnen, und ich erinnerte mich uralter Stamm-Verwandtschaft: Hibernia, Iberien — Kelten, Keltiberien.

Von Portamain nach Wellington-Inn fuhr ich in einem Gesellschaftwagen. Als wir einstiegen, stand ein steifer Herr in schwarzem Frake mit weißem Halstuche und langen Vatermördern am Schlage, er war offenbar ein Geistlicher der Hochkirche, der mitten zwischen Katholiken eine gute Pfründe, aber keine Pfarrkinder besizt. Er half einer ältlichen Ladi und einer eben nicht reizenden Miß sammt einem Duzend Schachteln beim Einsteigen. Es waren ohne Zweifel seine Gemalin und Tochter. Die Miß, die schlank und mißfärbig wie eine Petersilie

war, kam neben einem irländischen Ordenspriester zu sitzen; diese Nähe wurde ihr bald so unausstehlich, daß sie unter dem Vorgeben, frischerer Luft zu bedürfen, mit einem Gentleman Platz tauschte. Ein Blik der Verständigung zwischen beiden ließ über den eigentlichen Grund des Wechsels keinen Zweifel übrig. Neben dem irländischen Mönche kam nun ein Affilirter der belgischen Jesuiten und ich zu sitzen. Da der Belgier nicht englisch, der Irländer aber nicht französisch sprach, so wählten wir für unsern Verkehr die lateinische Sprache. Der Irländer erzählte uns Interessantes über sein Vaterland und über sein Kloster, das eines der größten in Irland ist, und außer den Ordensbrüdern über fünfhundert Zöglinge in seinen Mauern beherbergt. Merkwürdig war die Verschiedenheit der Aussprache, mit der jeder von uns das Lateinische behandelte. Wörter, wie juxta. claustrum. exercitatio gaben den besten Maßstab dafür.

Von Wellington-Inn fuhr ich bis Dublin wieder auf der Eisenbahn. Es werden höhere Berge sichtbar, Flachsbau kommt häufig vor; Esel und Gänse weiden auf nicht fruchtbarem Lande; dann folgt ein Landstrich fast wie der Karst vor Triest, endlich ein weites Moor mit Torfstechereien. Zahlreiche Geistliche unter den Reisenden kennzeichnen das katholische Land.

Dublin ist eine sehr ausgedehnte regelmäßige Stadt mit prächtigen Gebäuden, doch ist ihr Eindruk minder schön und erfreulich, wozu allerdings das große Elend beiträgt, das sich den Bliken mitunter darstellt. Ich sah verkommene Jammergestalten, die nicht eigener Müssiggang oder Laster, sondern offenbar nur die Wucht der irischen Zustände zerdrükte, — welke abgezehrte Kinder auf den Armen der Mütter hängen, deren Sterbestunde sie ehestens obdachlos zu erreichen drohte, — und vor allem zahlreiche Auswanderer. Dabei sind die Gesezе gegen die Armuth in diesem Lande außerordentlich streng. Auf Betteln steht ein Monat, auf Vagabundiren drei Monate Gefängniß und harte Arbeit; Flucht aus den Arbeithäusern wird mit einem Jahre Gefängniß und harter Arbeit und Prügeln bestraft.

Der königliche Park mit dem Palaste des Lord-Lieutenants von Irland ist sehr weitläufig und gewährt schöne Ausblike in die Umgegend. Im Repealsaale zu Dublin stehen mehre Inschriften, darunter: Eigenthum hat nicht nur seine Rechte, sondern auch seine Pflichten. — Wer ein Verbrechen begeht, stärkt den Feind seines Landes. — Nehmt alles, was ihr erlangen könnt, aber gebt nichts auf!

Um mich wieder nach England einzuschiffen, begab ich mich auf die Eisenbahn nach Kingstown. Die Fahrt

iſt unbedeutend; intereſſant war mir jedoch die Bekanntſchaft eines iriſchen Republikaners, die ich auf ſelber machte. Der Vollbart meines Reiſegefährten ſchien für ihn viele Anziehungskraft zu beſizen. Lange liebängelte er mit ſelbem, endlich bot er deſſen Beſizer querüber die Hand. Er ſei wol franzöſiſcher Flüchtling, meinte der Irländer. Auf die kurze Verneinung erwiderte er: Alles eins, wir ſind alle Brüder. Weitläufig lobte er dann die Irländer und ſchimpfte auf die Engländer. Um ſein Lob zu erhärten, hütete er ſich zwar, den eiſernen Herzog als ſeinen Landsmann anzuführen, dafür aber bemerkte er, daß die zwei nordamerikaniſchen Präſidenten Jakſon und Taillor Nachkommen iriſcher Eltern ſeien. Nicht minder wußte er zu rühmen, daß vom Jahre 1691 bis zum Jahre 1745 nach den Aufſchreibungen im Bureau de guerre zu Paris über 450,000 Irländer für die Franzoſen gegen die Engländer kämpften. Und ſie würden es wieder thun, verließe ſie auch die ganze Welt, und nicht raſten und nicht ruhen, bis die Unionsakte wieder zerriſſen ſei. Er behauptete, die Engländer hätten es dahin gebracht, daß in den lezten zehn Jahren die Bevölkerung Irlands durch Elend und Auswanderung bis auf ſechs Millionen herunter gekommen ſei.

Ich fand dieſelbe Abneigung gegen England faſt

bei allen Irländern, nur daß sie unser lezter Bekannter, dessen Athem von Rhum duftete, noch kräftiger ausdrükte als die früheren.

Als wir den Waggon verließen, und an den Strand eilten, um Billete für das Dampfschiff zu kaufen, begleitete uns der Irländer, um uns die Kabine zu zeigen, wo wir uns einschreiben sollten. Es gab deren zwei, für jeden der zwei Pläze am Dampfschiffe eine abgesonderte.

— Ich seze voraus, sagte der Irländer, daß sie am zweiten Plaze fahren.

— Nein, Sir, wir zahlen erste Klasse.

Der Irländer sah uns verwundert an und zeigte nach der rechten Kabine; unmittelbar darauf verließ er uns ohne Händedruk. Wir fuhren erste Klasse, das kostete uns seine Freundschaft.

Ich fuhr von Irland nach Holihead auf dem Dampfbote Menai. Die irische See war schön gefärbt, etwas bewegt und voll Segel. Man hat gewöhnlich von der politischen Bildung der Engländer einen hohen Begriff und hält selbe in England für allgemein verbreitet. Ich hatte Gelegenheit, am Borde des Menai ein artiges Pröbchen davon zu erhalten. Ich bemerkte, daß ein Gentleman sehr lang und eifrig die neueste Nummer des Nord-Wales-Chronicle las, — Z. 1267, gedrukt am

4. September 1851 zu Bangor, — und dabei lebhafte Zeichen der Befriedigung von sich gab: ich war begierig zu wissen, welche Neuigkeit ihn so sehr interessirte und trachtete, der Zeitung sobald als möglich habhaft zu werden. Da stand denn bezüglich der August-Erlässe des Kaisers von Österreich, er beabsichtige nichts Minderes, als die Abschaffung des Papstthums. Der Redakteur an der Nordspize von Wales, gerade gegenüber dem katholischen Irland, wußte seinen eifrig protestantischen Lesern keine angenehmere Nachricht zu bringen, und daß sie es glaubten, bewies mir das freudeglänzende Antliz des Gentleman, der vor mir die Zeitung gelesen hatte. Ich glaube kaum, daß in den Hinterländern des europäischen Kontinents eine ähnliche Mistifikazion durchgreifen könnte.

Von Holihead fuhr ich auf der Eisenbahn nach Bangor, von wo ich erst Anglesea und die zwei berühmten Brüken, die diese Insel mit dem Festlande verbinden, in Augenschein nehmen wollte. Die Meerenge Menai trennt sie von diesem, über selbe führt, näher an Bangor, in riesiger Höhe eine Kettenbrüke, von vierzehn schweren Kettenzügen getragen. Anders verhält es sich mit der Britania-Bridge, die im Jahre 1850 Robert Stefenson über denselben Meerarm erbaut hatte, um den Eisenbahnzug von der Insel Anglesea nach Wales

zu führen. Ich hatte ſie in der Nacht bereits im Waggon paſſirt, widmete nun aber die erſten Morgenſtunden zur eigentlichen Beſichtigung dieſes Wunderwerkes. Die Britania-Brüke beſteht aus einer eiſernen Röhre, die achthundert Fuß lang von einem Ufer zum andern reicht; durch dieſe Röhre läuft der Zug der Straße und die Traine der Eiſenbahn über das Meer. Das Blech, das dazu verwendet wurde, iſt kaum über einen halben Zoll dik; da die Röhre, wie natürlich, der Länge nach nicht aus einem Stüke gemacht werden konnte, ſo ſind die Abtheilungen derſelben ineinandergeſtekt, aber nicht aneinander befeſtigt, damit ſie, wenn ſich die Brüke unter der Laſt der Eiſenbahnzüge ſenkt, ohne zu brechen nachgeben und nach Erforderniß aus den Fugen weichen können. Sie iſt in der Mitte durch einen gemauerten Unterbau geſtüzt, und das Eiſen der Röhre allenthalben mit getheerter Leinwand überzogen, um es gegen die zerſtörende Einwirkung der Witterung zu ſchüzen. Uebrigens macht dieſe Brüke bei der Durchfahrt völlig den Eindruk eines Tunnels. Um ſie in jeder Weiſe zu benüzen, ging ich mit beſonderer Erlaubniß ihres Inſpektors außerhalb auf der Röhre nach Anglesea hinüber.

Aus Egipten.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne; aber es gibt auch nichts unter der Sonne, das nicht ſchon beſchrieben würde, gut und ſchlecht beſchrieben wurde. Es waren gute Zeiten für die Reiſebeſchreiber, da Sterne über einen Ausflug durch den Pas de Calais ſeine empfindſame Reiſe, und Thümel über einen kaum längeren ein noch breiteres Buch ſchreiben konnte. Den Epigonen des Tages bleibt nur die Nachleſe vergeſſener Splitter, und um daraus Bücher zu fabriziren, muß man das Talent der Mühlbach beſizen, die zwei Lampione, die ihr bei irgend einer egiptiſchen Merkwürdigkeit angezündet wurden, dem Leſer als eine glänzende Beleuchtung zu beſchreiben verſtand. Uebrigens können Touriſten, die über Egipten ſchreiben wollen, ihre Reiſe in der That wohlfeil und angenehm zurüklegen: Sie laſſen ihre Abſicht durch den Konſul ihres Landes beim Khedive inſinuiren und erhalten auf eine weitere leiſe Hindeutung ohne Anſtand freie Stazion und den möglichen Vorſchub.

Der Vize-König wünscht, gelobt zu werden, und hört gern von den Fortschritten der Zivilisazion in Egipten reden; als grand Seigneur versteht er die Reklame anständig zu honoriren. Die Folge dieses Verfahrens ist, daß man über Egipten das Entgegengesezte und in der Regel Unwahres liest; ein Theil der schreibenden Touristen lobt seinen zeitweiligen Brodherrn dankbar und überschwenglich, ein anderer Theil fand sich in irgend etwas verlezt oder zurükgesezt und schmäht nun in nicht minder übertriebener Weise.

Wenn man über Egipten schreibt, muß man allerdings mit dem Khedive beginnen, denn er ist, mehr als einst der vierzehnte Ludwig, die Inkarnazion seines Staates. Nicht nur der größte Theil des Landes gehört ihm, nicht nur den größten Theil des Erträgnisses verzehrt er, sondern er ist auch die bewegende Kraft der Neuerungen in Egipten; neben der alten Firma Nil und Piramiden gewahrt man an den unglaublichsten Gegensäzen die Marke des Khedive. Er hat viel Geist, aber noch weit mehr Launen; er ist liebenswürdig im Umgange, doch unzuverlässig und volubel; er strebt Großes an, aber zu vieles und ohne Ausdauer. Von den Alttürken Stambuls unterscheidet er sich insbesonders durch die unersättliche Sucht nach Wechsel. Der Gedanke,

er ihm durch den Kopf fährt, muß augenbliklich aus-
eführt oder doch damit begonnen werden; in wenigen
Monaten muß ein neuer Palast gebaut und eingerichtet
ein; zur Erbauung seiner Stallungen für ein paar
undert Pferde ließ er nicht mehr Zeit als 36 Tage;
ach Suez wurde bereits die dritte Eisenbahnvariante,
nit Auslassung der vorigen, hergestellt. Es spuken offen-
ar die Märchen der Tausend und Einen Nacht in
einem Kopfe. Er gab seinem Architekten einige Male
Urlaub; aber wenn ihm plözlich beifiel, daß die Fenster
n irgend einem Palaste vergrößert werden sollten, mußte
hn der Telegraf mitten aus Europa zurükholen, noch
he er sein Reiseziel erreicht hatte. Einmal hatte, als
r zurükkam, der Khedive den Grund, weshalb er ihn
inberief, sogar schon vergessen. Es ist bekannt, daß der
Khedive sich gerne als den Träger der Zivilisazion im
Orient betrachtet sieht; diese Fraze erwekte seine Simpathie
ür die Franzosen, und — anhänglicher als andere —
flegt er auch nach dem Tage von Sedan sich gerne im
rauen Kapute Napoleons zu zeigen. Obwol seine
arem bei 1500 weibliche Bewohner enthalten, ist er
och auch galanten Abenteuern im europäischen Stile
icht abgeneigt, und er leistete dabei, als liebenswürdiger
ausherr, einem europäischen Prinzen, der ihn jüngst

besuchte, gerne Gesellschaft. Sobald die Gemalin des Prinzen von irgend einem Feste oder Ausfluge in offizieller Weise nach Hause begleitet war, erschien alsbald der Vizekönig inkognito im geschlossenen Wagen am Palaste des Prinzen, und beide begaben sich selbander in eine feine Gesellschaft, die der Vizekönig in europäischer Weise veranstaltet hatte. Der Vizefarao ist jedoch soweit orthodoxer Muselmann, daß er sich keineswegs herbeiläßt, zu derlei Orgieen das Personale aus seinem Harem beizustellen. Er ist in diesem Punkte so empfindlich, daß er seinen Schazmeister wegen des Verdachtes, in seinem Harem eine Intrigue angeknüpft zu haben, mit neunzig Peitschenhieben traktiren und dann in eine Strafkolonie an der Grenze Oberegiptens abführen ließ, wo er, wie andere Lästige, in der Fieberluft alsbald spurlos verschwand. Die Serailintrigue soll übrigens nur die Erfindung eines Feindes des armen Schazmeisters gewesen sein, dem es in solcher Weise gelang, sich seines Nebenbuhlers für immer zu entledigen. Aber auch bei dieser Affaire wollte der Khedive die Weihe europäischer Zivilisazion nicht missen; er adoptirte die Tochter des Unglüklichen und läßt sie in seinem Harem erziehen.

Bei manchen anerkennungswerthen Bestrebungen ist Laune und Willkür der Grundzug des persönlichen Re-

giments in Egipten. Die Unterthanen sind nichts als Pione in den Händen des Khedive, die er je nach dem Bedürfnisse seiner Schachpartie hinopfert. Zu den Zeiten, da man die Piramiden erbaute, war es so, und heute ist es nichts anders. Jedenfalls müssen sie arbeiten, und zwar viel arbeiten, und bezahlen, viel bezahlen, vor allem die 300,000 Pfund Tribut an die hohe Pforte und alle Fantasien des Vizekönigs — und diese sind meist kostspieliger Natur. Für einen Palmbaum beträgt die Steuer zwanzig Piaster; da sie mitunter nicht aufgebracht werden kann, haut man minder tragende Bäume nieder. Wie viel Steuer in Egipten auf den Kopf kommt, weiß man nicht, weil man auch die Zahl der Köpfe nicht kennt. Die Steuer wird dorfweise ausgeschrieben; der Schech muß sie auftreiben und er versteht dies auch. Es giebt eine Munizipalverfassung und wol auch Autonomie in Egipten. Die Leute am Lande leben in Lehmhäusern, die Araber noch häufig in Zelten. Diese halten sich für die bevorzugte Rasse in Egipten. Am übelsten daran ist der eingeborne Fellah.

Uebrigens übernimmt es in Egipten die Natur, für den Khedive geduldige Unterthanen zu erziehen. Als Edukazionsmittel verwendet sie die alten egiptischen Plagen: Flöhe, Fliegen und Stechmüken. Wie viele

dieſer Menſchenfeinde ſie erzeugt, weiß der Himmel, oder eigentlich: er weiß es auch nicht, aber die Hölle führt gewiß Regiſter darüber. Wer dieſe drei Landplagen geduldig erträgt, dem kann kein Khedive mehr etwas anhaben. Ich ſah egiptiſche Kinder von ein paar Jahren, deren Geſicht mit Hunderten von Fliegen völlig überdekt war; man konnte ſagen, ſie trugen eine Geſichtsmaske von Fliegen, und doch zukten ſie mit keinem Muskel. Welche hoffnungvolle Freude muß ſich des Khedive bemächtigen, wenn er derlei wahrnimmt: das verſpricht gute brauchbare Staatsbürger. Ich kenne überhaupt kein Land, in dem die kleinen Kinder weniger ſchreien als in Egipten; jedes von ihnen ſcheint ſchon von der Geburt an ſeinen künftigen Beruf völlig zu begreifen; ſie ſizen wie zu Pferde auf der einen Achſel der Mutter und laſſen Kopf und Hände völlig welk über deren Haupt hängen; ſie ſehen abgehärmt faſt ſterbend aus, aber ſie ſchreien nicht; ſie werden von Schmuz und Ungeziefer faſt aufgefreſſen, denn es herrſcht hier der Wahn, daß man ſie bis zum zweiten Jahre nicht waſchen dürfe — aber ſie ſchreien nicht.

Und ſolche Kinder zu erzielen, bemüht ſich die Bevölkerung Egiptens noch immer! Dieſem elenden Kinderdaſein bleibt, wenn ſie zu denken vermöchten, ein Troſt:

der zu ſterben. Dieſer Troſt wird auch in reichlichem Maße erfüllt; auf 700 Todte in Kairo kommen ungefähr 100 Kinder. Dann wird der in Schmuz erſtikte Range zum erſten Male in ein reines weißes Tuch gehüllt, und eine Suite auf Eſeln reitender Weiber begleitet ihn heulend zum Grabe. Auch in Egipten lieben die Mütter ihre Kinder, und trachten ſie ſorgfältig vor dem ſogenannten böſen Auge zu bewahren. Wenn einem Beiche ein Kind des Hauſes zu Geſichte kommt, ſo verlangt es der gute Ton auch bei der beſſeren Menſchenklaſſe, daß er ſich bei deſſen Anblike ungefähr in folgender Weiſe ausdrüke: Bringet mir das Scheuſal aus den Augen! oder: ſeid ſo gut, und befreiet mich von dem abſcheulichen Anblike! Ein Wort des Lobes würde als Rükſichtloſigkeit gegen die Eltern ausgelegt werden, und dieſe mit Furcht vor dem mal'occhio erfüllen. Insbeſonders die Mädchen pflegt man zierlich zu tättowiren, mit der Zeichnung von Armbändern und Ringen um die Füße. An den verſchiedenen Figuren der Tättowirung erkennen die Eltern ihre Kinder. Die angrenzenden Negerſtämme machen es einfacher, ſie verſezen ihren Kindern drei Einſchnitte verſchiedener Lage im Geſichte, daran unterſcheiden ſie ihre Brut, wenn

sie sich im Nilschlamme oder im Sande der Wüste mit fremder herumbalgt.

Die Fellah tragen, wo sie sich mit den Arabern und der schwarzen Race weniger vermischten, noch ganz den Tipus der alten Egipter, insbesonders zeigen die Frauen noch dieselben breitgeschlizten Augen voll Sinnlichkeit und Schwermuth, die lang gezogene und doch weitflügelige Nase, sogar dieselbe Bewegung der vorgestrekten Arme und Hände, wie man sie in den Hieroglifen erblikt; auch die Kopfbedekung und die Farbenstreifen ihrer Festtracht sind einem dort schon häufig begegnet. Da sie jezt meist nur die Augen bis zu den breit auslaufenden Bakenknochen unverhüllt zeigen, so erschöpft selbst das gemeine egiptische Weib daran ihre Toilettenkunst; die Augenbrauen und Wimpern werden rabenschwarz gemalt, unter den Augen wird ein dunkler Schatten als Folie angebracht, und so funkeln denn die Augensterne auch bei älteren Weibern mit einem Feuer, um das sie europäische Schönheiten beneiden würden, so wie um ihre langen Augenwimpern, oder doch um die Kunst, sie so lang erscheinen zu lassen. Auch den blauen Uebermantel, mit dem Karlo Dolce den Kopf seiner berühmten Madonna umhüllt, findet man noch heute in Egipten, nur von jener dunkleren Farbe, welche

in Europa slavische Weiber für ihre Schürzen belieben. Oft sah ich in Egipten, wohin bekanntlich Maria mit dem Jesuskinde und mit Josef entflohen war, ein Eltern-paar mit seinem Kinde dahin ziehen, so daß es fast an jene Flucht nach Egipten erinnerte, nur daß nach der Sitte des heutigen Tages meist der Nährvater zu Esel saß und Madonna das Kind auf der Schulter nachtragen mußte. Die Sikomore, eine wilde Feigenart, vor Helio-polis, unter der Maria auf der Flucht ausgeruht haben soll, hat ein weitaus geringeres Alter.

Das erste Wort, welches das Kind in Egipten stam-meln lernt, ist das Wort Bakschisch, es verfolgt den Reisenden von der Küste bis Luxor, und verliert seine Unerträglichkeit endlich fast durch die Gewohnheit. Die Araber sind in dieser Richtung noch viel unverschämter als die Fellah; so wie die Schechs der Wüste den Reisenden für den freien Durchzug mit einem Tribute besteuern, so wußten sie sich allmälig auch im bebauten Theile Egiptens der einträglichen Punkte zu bemächtigen. In solcher Weise haben sie Gisch mit den Piramiden okkupirt; ihr dortiger Schech fordert von jedem Besteiger derselben die Taxe von fünf Franken, wofür dieser von vier Arabern auf die große Piramide gezogen und dann in deren Inneres begleitet werden soll. Aber während

des Aufsteigens wird fortwährend Bakschisch begehrt, und sie begnügen sich im ganzen nicht unter weiteren zehn Franken Extratrinkgeld. Für drei Franken läuft übrigens ein Araber in ungefähr acht Minuten bis zur Spize der Piramide und wieder zurük. Für europäische Füße, selbst wenn sie an das Alpensteigen gewohnt sind, ist dieser Aufsteig unglaublich mühsam, da die einzelnen Stufen durchschnittlich vier Fuß hoch sind und dabei noch der Schwindel belästigt. Der Giebel der Piramide zerfällt in zwei Absäze von je drei bis vier Klafter Umfang. Ich hatte jede Bakschischgabe vor Beendung der Expedizion abgelehnt und stellte schließlich die Araber nach einigen Unterhandlungen zufrieden; sobald ich mich über die Höhe ihrer Forderungen verwunderte, trösteten sie mich damit, daß ich nicht alle Tage zu den Piramiden komme. Vor dem Abschiede versicherten sie mir: Arabi contenti, und fragten, ob ich wol auch zufrieden sei. Als ich, noch ärgerlich über ihre unverschämten Forderungen, dies verneinte, machten sie Miene, mir den Bakschisch zurükgeben zu wollen. Uebrigens haftet ihr Schech mit seinem Kopfe dafür, daß durch ihr Verschulden keinem Reisenden in Gisch ein Unfall zustößt.

Ich habe von den Eingeborenen Egiptens aber auch ernste und würdige Reden persönlich vernommen. Als

ich den alten Begräbnißplaz in Alexandrien beſuchte, trat ein alter armer Mann ganz ruhig mit den Worten an mich heran: Warum kommt ihr, unſere Begräbniß-ſtätten zu betreten? wir ſtören in eurem Lande niemals die Ruhe eurer Todten.

Und ein anderes Mal, als ich mir durch den Dragoman einige Aehren der ſechszeiligen egiptiſchen Gerſte in den Wagen bringen ließ, kam ein Fellah und ſagte mit würdigem Ernſte: Warum habt ihr mich, den Eigenthümer des Akers nicht darum begrüßt? ich hätte euch meine Frucht gewiß nicht verſagt.

Goethe ſagt irgendwo, es iſt gefährlich unter Palmen zu wandeln. Mancher Leſer wird kaum über den Sinn dieſer Worte nachgedacht haben. Wenn Goethe nicht vielleicht dem Gedanken Ausdruk geben wollte, daß kein Glük auf Erden vollkommen ſei, und daß bei jedem Genuſſe die Nemeſis wache, ſo kann er nur an die Fliegen und Müken Egiptens gedacht haben, denn daß Schlangen gerne unter Palmen lauern, iſt eine unwahre Sage, und die Schakale verbergen ſich tagüber furchtſam in den Felſenklüften der Wüſte. Gleichwol glaubt man manchmal in den Straßen Kairo's einem Schakal zu begegnen, ſo ſehr ähneln die hieſigen Hunde dieſen Raubthieren. Sie haben mit ihnen auch das gemein,

daß sie nicht zu bellen pflegen, sondern während der Nacht manchmal ein heiseres Geheul ausstoßen. Wie widerwärtig der Mensch den Hund verzogen hat, gewahrt man am besten an diesen herrenlosen Thieren; die Gesellschaft von einem Duzend europäischer Hunde wäre unerträglich, während die egiptischen in der ursprünglichen Einfalt der Natur nicht lästig werden. Daß sie Menschen anfallen und beißen, ereignet sich kaum, und ein Freund, der sich beinahe zwanzig Jahre in Kairo aufhält, erzählte mir, daß ihm kein Fall von Hundswuth vorgekommen sei. Uebrigens halten sich die einzelnen Hundefamilien nach Stadtvierteln abgesondert, und der Hund, der einen fremden Bezirk betritt, wird von den einheimischen Hunden desselben schonungslos gemaßregelt. Die hiesigen Hunde haben das mit dem Egipter gemein, daß sie sich in jeder Beziehung auf das strengste Bedürfniß beschränken: so lassen sie, während sie mitten in den Straßen liegen, Wagen und Reiter sorglos an sich herankommen und ziehen im lezten Augenblike Schweif und Füße nur soweit zurük, als unumgänglich nothwendig ist, um nicht überfahren zu werden; Mensch und Hund weicht hier keine Linie weiter der Gefahr aus. Uebrigens laufen und schreien hier vor den Wagen Araber oder Neger, denn im getrokneten Nilschlamme

der Gassen kommen jene unhörbar heran. Den Hunden in Kairo ward die sanität-polizeiliche Aufgabe, die Gassen von Aas und Unrath einigermaßen zu reinigen. Was sie in diesem Fache leisten, ist großartig; sie theilen sich in ihrer Mission mit den Sperbern, die schaarenweise über Kairo kreisen. Diese Vögel sind ganz von derselben Art, wie sie die Hieroglifen zeigen. Für Europäer hat es etwas Unheimliches, über den Wohnstätten der Menschen zahllose Raubvögel lauern zu sehen. Daß in der Fauna Egiptens bei manchem Seltsamen, das sie zeigt, Sperlinge und Krähen nicht fehlen, versteht sich von selbst. Widerwärtig war mir der Anblik einer Krähe mitten auf einem prächtigen Palmbaume.

Auch in den vorzüglichsten Städten Egiptens bestehen die Häuser und Paläste fast durchaus nur aus ausgefülltem Fachwerke, Riegelwänden; selbst wo sich Steinquadern zeigen, sind es in der Regel nur vorgeklebte Kulissen. Deshalb zerfallen diese Bauwerke in wenigen Jahren; an Reparaturen wird kaum gedacht, sondern man führt, am liebsten an einem anderen Plaze, ein neues Gebäude auf. Viele Bauten, auch vizekönigliche Paläste, werden Ruinen, noch ehe sie vollendet sind. So sieht man nicht nur in den Städten zerbrökelte Häuser, sondern trifft auf dem Lande ganze verlassene

Ortschaften, deren Bewohner, nicht weit davon, neue Hütten aus Nilschlamm zusammengeklebt haben. Dieser Wankelmuth überrascht im Angesichte der Piramiden. Aber noch mehr verwundert sich der Europäer über verlassene Eisenbahnen. Das Land ist eben ohne Terrainschwierigkeiten, der Bahnbau leicht, wenig kostspielig, die erste Anlage meist übereilt. Glaubt man daher zur Einsicht des Besseren gekommen zu sein, so wird die frühere Eisenbahn ohne weiters aufgelassen und eine neue im Angesichte der alten hergestellt und befahren. Das Land hat verhältnißmäßig viele Eisenbahnen; eine läuft schon weit nach Ober-Egipten und soll bis Luxor fortgesezt werden; an der Stelle bei Suez, wo Moses die Israeliten durch das rothe Meer führte, liegen jezt vier Schienenstränge. Die Zeiten ändern sich eben.

Wer Egipten bereist, bekommt eine an Verehrung grenzende Anhänglichkeit für den Nil, und zwar nicht wegen der längst bekannten Fraze, daß er das Land fruchtbar macht, sondern wegen all' dessen, was er vom Nile sieht und persönlich wahrnimmt. Die libische und die arabische Wüste gaben sich ein verhängnißvolles Rendezvous in der Mulde Egiptens, aber der Nil hält sie mit seinen gewaltigen Wassern auseinander. Neben seinen Hauptarmen, die das Delta bilden, macht er aus

eigenem Willen viele kleinere Exkursionen durch das Land; überdies wird er in unzählige Kanäle und Wasserrinnen künstlich geleitet. Wo man im bebauten Theile Egiptens den Boden bis zum Niveau eines solchen Kilbettes aufgräbt, quillt das Wasser reichlich hervor, um das Land zu bewässern und um Menschen und Vieh mit dem Labiale eines frischen Trunkes zu erquiken. Ich habe aus den vorzüglichsten Quellen und Bächen getrunken, aber auf die Gefahr hin, einen Protest des Alpenvereins hervorzurufen, behaupte ich, daß es kaum irgendwo ein lieblicheres Getränke gibt, als das Nilwasser. Wenn es filtrirt wird, ist es klar, ohne jeden Beigeschmak, dabei so erquikend anmuthig frisch und voll Labial, daß man an jenen Trank der Göttin erinnert wird, dessen Genuß für den Tag von Kummer und Sorge befreite. Der Egipter weiß aber auch diesen Trunk zu schäzen und zwekmäßig vorzubereiten. Er gießt das filtrirte Nilwasser in ein Kule, antik geformten Wasserkrug von porösem Ton, wo es sich durch Ausschwizen und Verdunsten von selbst abkühlt, hängt dieses Kule in einen vom Winde bestrichenen gegitterten Söller und schwingt es wol gar, wodurch sich die Kälte des Wassers unglaublich steigert, ohne jedoch den abschrekenden Grad unseres Eiswassers zu erreichen. In den Straßen

Kairo's gehen unzählige Wasserträger umher, welche durch das Zusammenklingen von Gläsern oder Metallbechern die Vorübergehenden zum Trinken einladen und das Wasser aus ihren Botschläuchen mitunter auch unentgeltlich umherreichen, da fromme Witwen zu diesem Endzwecke eigene Stiftungen errichtet haben.

Man würde sich täuschen, wenn man annehmen wollte, daß der Nil das Land ohne weiters mit Wasser und fruchtbarem Schlamme überrieselt. Der Fleiß des Menschen wirkt dabei in so hervorragender Weise mit, wie Aehnliches kaum in einem kultivirten Lande Europa's geschieht. Das Nilwasser wird durch Schleußen und Dampfmaschinen in immer höhere Kanäle und Wasserbehälter gehoben, und aus diesen endlich durch zahllose Dämme und Durchstriche auf das ganze, für die Kultur bestimmte Land vertheilt. Wohin man sieht, sind Wasserräder und Hebemaschinen thätig; bald werden sie durch Dampf, bald von Kamelen, Büffeln, Pferden oder Eseln getrieben, und wo die Armuth dies nicht zuläßt, schöpft der Mensch unermüdlich mit einem Eimer das Wasser in eine höher gelegene Erdrinne, aus der er dann sein kleines Besitzthum sorgfältig überrieselt. Viele gebildete Landwirthe Europa's könnten im Fache der Bewässerung beim armen Fellah in die Schule gehen. Im Vatikan

ſteht die berühmte koloſſale Statue des Nils, umgeben von kleinen Genien, welche die Grade des Steigens des Nilwaſſers bedeuten. Die Statue iſt ein Meiſterwerk; aber wer den Nil in Egipten geſehen hat, kann ſich ihn unter der Form jenes griechiſch-römiſchen Flußgottes gleichwol nicht vorſtellen; Geſtalten, wie ſie an den Obelisken und in den Tempeln Egiptens zu ſehen ſind, würden ſeinem Walten beſſer entſprechen.

Auf der reizenden Inſel Rhoda, unweit davon, wo Farao's Tochter Moſes im Binſenkörbchen gefunden haben ſoll, ſteht der alte Nilmeſſer; er wird nicht mehr gebraucht, weil im Lande offiziell nur mehr das franzöſiſche Maß Geltung hat. Wo der Nil oder ein Ausläufer deſſelben zu finden iſt, beſteht Wachsthum und Segen; wohin er nicht reicht, beginnt die Wüſte. An ſeinem Ufer gedeiht die Palme; Aker und Prairie ſtehen in Ueppigkeit; Segelſchiffe und Barken bedeken ſeine Fläche und unzählige Reiher, Pelikane, mitunter auch Ibis und Flamingo, umſchweben ihn in zierlichem Fluge. Der Nil wird mir ſtets die lieblichſte Erinnerung an Egipten bleiben.

Man darf überhaupt nicht glauben, daß der Akerbau in Egipten nachläſſig betrieben wird; faſt allenthalben iſt das Gegentheil der Fall, ſchon die zahlreichen Waſſerleitungen beweiſen es; das Land gibt drei Ernten, aber

der Fellah muß arbeiten. Ich sah dort bereits im April die Gerste schneiden. Vorzüglich bestellt sind die Felder des Vizekönigs; ihm gehört der größere Theil des fruchtbaren Grundes. Auch in der Kultur des Bodens zeigt sich mitunter seine Laune, besonders bei Herstellung von Gartenanlagen; so läßt er jezt gegen Abassia ein Terrain von fast einer halben Meile um einige Meter erhöhen. Tausende von Arbeitern sind dabei beschäftigt, Kameele und Esel schleppen Schutt und Erde in Körben und Behältern herbei, und — wenn seine Laune nicht vorzeitig sich ändert, wird sich ohne weiters der Garten in Kürze bedeutend über dem gegenwärtigen Niveau erheben. Solche Launen des Khedive brachten mitunter sehr dankenswerthe Erfolge zustande. Aus Galanterie für die Kaiserin Eugenie ließ er bis zu den Piramiden eine für ein Viergespann fahrbare Chaussee anlegen. Ich weiß nicht, ob ihm nicht mindestens in den Augen der Frauen die Galanterie seines Oberlehnsherrn in Stambul den Rang ablief, der aus Wolgefallen an der schönen Frau, die den Kaiserthron Frankreichs einnahm, an seine Pascha's den Befehl erließ, ihm Mädchen, die ihr ähnlich sehen, für sein Serail aufzutreiben.

Es steht jedoch zu besorgen, daß den großen Herren im Orient ihr Handwerk allmälig gelegt werden wird.

Es ist bekannt, daß der Khedive sich bereits eine Vertretung, eine Art Parlament an die Seite gestellt hat; bisher verwendete er es allerdings nur dazu, Maßregeln, die er für sich allein durchzusezen für bedrohlich hält, mehr Gewicht zu verschaffen, aber schlechte Beispiele verderben gute Sitten; was würde der moderne Farao dazu sagen, wenn den Herren plözlich Oppositionsgelüste unter die Turbane oder unter die Fese führen? Und dennoch ist alles möglich: die Piramiden haben schon viel Seltsames erlebt.

Die vier oder fünf Geseзbücher, welche der Khedive vor ein paar Jahren den europäischen Regierungen zur Begutachtung übersendet hat, sind von ihm bereits als schäzbares Material ad acta gelegt worden. Die Beseitigung der exempten Consulargerichtbarkeit beschäftigt ihn noch immer. Wenn die gegenwärtigen Zustände vorher nicht in mancher Beziehung umgestaltet werden, würde die allgemeine Einführung des egiptischen Gerichtstandes für viele Europäer das Signal geben, Egipten zu verlassen.

Einige größere Geseze kamen in den lezten Jahren hier gleichwol zu stande; sie bringen, wie beispielsweise das neue Pensionsgeseз, am Schlusse einen karakteristischen Paragraf, der beiläufig lautet: Es bleibt jedoch der Gnade des Khedive vorbehalten, ob dieses Geseз im einzelnen Falle befolgt werden soll oder nicht.

Ephesus.

Ich habe jüngst in einer der vorzüglichsten Zeitungen Deutschlands gelesen, daß die Gelehrten über die Lage von Ephesus sich in Streit befinden. Ich gestehe, die Nachricht überraschte mich, da schon Lord Byron erzählt, daß er die Tempel von Ephesus gesehen; ich entschloß mich daher die Trümmerstätte zu besuchen, welche man mit dem Namen Ephesus beehrt. Der Ausflug wird am besten von Smirna aus gemacht; er gehört zu den seltneren, weil nur allein die Hinreise bis vor kurzem vierzehn Stunden erforderte, in Ephesus eine Unterkunft nicht zu finden war und auch jezt die Eisenbahnverbindung so ungeschikt eingerichtet ist, daß man nur Sonntags an demselben Tage zurükfahren kann, und zwar ohne auch nur zur oberflächlichen Besichtigung der Ruinen die nothwendige Zeit zur Verfügung zu haben. Will man diese an einem Tage im vollen Umfange mit einiger Muße besehen, so ist man genöthigt, einen Separattrain zu nehmen. Ich that dies in Gesellschaft von zwei gleichgesinnten Mitreisenden.

Der Weg zum Bahnhofe in Smirna geht durch

Orangengärten, auch die erste Streke der Eisenbahn ist damit umgeben; wir athmeten nichts als Blütenduft. Am Wege fanden wir das Aas eines Stachelschweins. Verglichen mit Egipten trägt die Landschaft einen völlig verschiedenen Karakter. Der Himmel und das Meer ist so blau wie dort, aber das Hereinragen der Wüste und die Palmenwälder sind verschwunden; an die Stelle der lezteren treten in Kleinasien die Zipressen. Insbesonders auf den Friedhöfen gruppiren sie sich zu weitläufigen Hainen. Außer dem Reviere der Stadt beginnt die Kultur des Weinstokes; Hügel, spärlich mit Oliven besezt, folgen, dann kommt Weideland, hier und dort von Sümpfen unterbrochen, die von dem näher an Efesus vorbeiziehenden Kaister gebildet werden. Diese Versumpfung erzeugt Fieberluft, daher diese Ebene wenig bewohnt ist; die Felshügel zeigen liebliche sanftgeschwungene Formen. Die Eisenbahn fährt in etwas mehr als drei Stunden nach Ajasoluk, wo ein Engländer eine leidliche Kneipe hält, und von wo man in kurzer Zeit nach Skalanova kommt, das der Insel Samos gegenüber liegt.

In Ajasoluk findet man einen Führer, der allerdings antiquarische Kenntnisse nicht besizt, aber gewissenhaft zu allen Ruinen und Ausgrabungen begleitet. Man geht zuerst durch die türkische Ortschaft, deren Häuser

zum größeren Theile ebenfalls zerfallen und verlassen sind. Sie muß früher nicht unbedeutend gewesen sein, denn man erblikt eine in Ruinen liegende Zitadelle, den gewaltigen Palast eines Paicha und mehre kleine Moscheen und Grabmäler beiten. Stils, die ebenfalls schon dem Untergange preisgegeben sind. Sie zeigen nicht die flachen Kuppeln Stambuls, sondern die hochgewölbten der Blütezeit sarazenischer Baukunst; auf jedem dieser zahlreichen Kuppelgewölbe befindet sich ein Storchennest, von einem Paare langbeiniger Thiere bewacht. Auch eine Wasserleitung streft daneben ihre Bogen. Nachdem wir das verödete türkische Dorf durchwandert hatten, lag ein ausgedehnter Hügel vor uns, dessen antike Substrukzionen keinen Zweifel übrig ließen, daß er einst die Akropolis getragen hat. Wir wendeten uns nach der Ostseite und kamen zuerst zu einer Reihe kolossaler steinerner Sarkofage, welche der Schutt der Zeit allmälig sehr tief gebettet hat und die größtentheils erst in neuester Zeit ausgegraben wurden. Die Zierrate an denselben sind ziemlich roh; an einem entdekte ich ein Kreuz, in mehren, deren Dekel halb geöffnet waren, lagen Gebeine, wie mit einer dunklen Glasur überzogen.

Sobald man sich in dem Trümmerfelde gegen Süden wendet, zeigen sich immer gewaltigere Baureste; sie

umgeben den Burghügel auch gegen Westen, und man braucht vier Stunden, um sie in einigermaßen beschaulicher Weise zu durchwandern. Hohe Mauern aus riesigen Quadersteinen, gewaltige Bogen, Gänge und Thore stehen noch aufrecht, und darunter und daneben liegt ein Labirinth mächtiger Bausteine zum Theile aus feinstem Marmor. Man erkennt noch ganz wol alle nöthigen Bauwerke einer großen Stadt: Gimnasium, Rennbahn, Basilika, Theater. Insbesonders das leztere ist von überraschender Ausdehnung, einige Theile desselben sind noch ziemlich erhalten; man stößt beim Umhersteigen auf verstümmelte Gewandstatuen, auf Maskenköpfe und Inschriften. Von entschiedenem Kunstwerthe ist ein in zwei Stüke gebrochenes Basrelief, das neun tanzende und musizirende Frauen darstellt. Daneben stehen und liegen unzählige Säulenstüke, mitunter von beträchtlicher Länge; ich fand darunter Granitsäulen von sechs Spannen Durchmesser; in parischem Marmor fein ausgeführte Kapitäle und Architrave sind allenthalben dazwischen gestreut, ein schöner Mosaikboden ist aufgedekt; wie vieles mag noch unter dem Schutte begraben sein. Ich habe noch nirgends nebeneinander liegende Trümmer von solchem Umfange gesehen, und dennoch zerbricht sich eine deutsche Zeitung den Kopf darüber, wo Esesus gestanden haben mag.

Die Engländer haben vom türkiſchen Gouvernement die Bewilligung erhalten, die Ausgrabungen in Eſeſus nach Belieben fortzuſezen gegen die Verpflichtung, die Hälfte der Funde an die Türkei auszuliefern. Maſter Wood leitet dieſe Arbeiten; ein ſolcher Vertrag auf Halbpart iſt jedenfalls ſchwer durchzuführen; Maſter Wood handelt dabei als echter Engländer. Vor nicht langer Zeit erſchien an dieſer Küſte plözlich das engliſche Schiff Kaledonia, fünfunddreißig gewaltige Kiſten mit den werthvollſten Funden wurden in Eile geladen. Als die türkiſche Regierung reklamirte, tröſtete Wood damit, daß die weggeführten Alterthümer in London unterſucht, und die richtige Hälfte von dort an die Türken werde ausgeliefert werden. Uebrigens hätte man die Türken auch damit abfertigen können, daß die Steine, welche er in Eſeſus zurükgelaſſen hat, in fünfunddreißig Kiſten gewiß nicht Plaz finden würden.

An der ſüdweſtlichen Seite der Ruinen, in der Richtung gegen das Meer, liegt auf einem Hügel eine verfallene Kapelle, angeblich des Apoſtels Paulus, die ich wegen der Entfernung nicht beſuchen konnte; aber zwiſchen ihr und dem Burghügel befinden ſich viele Trümmerhaufen, deren Ausdehnung und Größe geradezu in Erſtaunen verſezt. Aus der Bildung des Landes gewinnt

man die Ueberzeugung, daß einſt das Meer hier tiefer in das Land hereingereicht haben muß. Man kommt nun zu einer Stelle, wo der Burghügel unterhöhlt und zerklüftet iſt. Einige Hirten finden gegenwärtig mit ihren Thieren Unterkunft darin; eine kühle Quelle, die früher im höher gelegenen Theater entſprungen zu ſein ſcheint, iſt noch vorhanden; über die Wildniß davor ziehen Kameele.

Wenn man in ſolcher Weiſe die Akropolis beinahe umgangen hat, verödet die Gegend noch mehr, und über begraſte Schuttdämme, die von erfolgloſen Ausgrabungen herrühren, gelangt man endlich zu der Stelle, wo Mr. Wood den Dianentempel bloßgelegt hat. Das heißt, es gelang ihm lediglich, deſſen Lage zu konſtatiren, indem er die volle Zahl der Säulenſtellungen und der einzelnen Säulen, ſowie der Zelle zur Evidenz brachte. Dieſe Ausgrabungen erinnern an den Serapistempel zu Kumä; auch über die Sohle des Dianentempels hat die Zeit das Bodenniveau mehre Klafter hoch aufgeſchüttet, ſo daß ſich in der aufgedekten Tiefe zeitweiſe Waſſer anſammelt. Von den Sokeln der einzelnen Säulen ſind nur noch Ueberbleibſel und Spuren zurükgeblieben, welche über die Lage des Tempels keinen Zweifel übrig laſſen. Nicht weit darüber ſteht der ebenfalls ſchon dem Verfalle preisgegebene Palaſt des Paſcha mit einer eingebauten Moſchee;

er wurde zum großen Theile offenbar aus den Quadern des nahen Tempels aufgeführt; man steigt zu ihm durch eine Wüstenei hohen übelriechenden Unkrauts empor. In seinem geräumigen Innern haust jezt verlaufenes Gesindel; aber in der Moschee steht noch eine Gruppe Säulen, meist aus Granit, welche dem Dianentempel entnommen wurden. Bekannt ist, daß die acht prachtvollen Säulen aus grünem Marmor in der Aja Sofia zu Konstantinopel einst ebenfalls dem Tempel zu Ephesus angehörten. Es muß jedoch zugestanden werden, daß die daneben stehenden rothen Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Balbek einen gewaltigeren Eindruk hervorbringen und an Schönheit die Säulen aus Ephesus übertreffen.

So hatte ich denn die Ruinen von Ephesus gesehen und mir soweit zum Verständnisse gebracht, als dies einem Dilettanten in der Zeit von vier Stunden möglich ist. Der Eindruk war ein gewaltiger, würdig der berühmten Stadt des Alterthums, die dann auch als eine der *sieben ersten Kirchen Asiens* berühmt wurde; jedenfalls wird kein deutscher Gelehrter mir fürderhin einen Zweifel darüber anregen können, wo Ephesus seinerzeit gestanden hat.

Am herrlichsten Abende, den der Sonnenuntergang im Golf von Smirna krönte, fuhren wir zurük, hochbefriedigt von unserem Ausfluge.

Der Maimond am Bosporus.

Bei den Türken iſt gar manches anders als bei uns; ich hätte mich alſo nicht gewundert, wenn auch der Monat Mai bei ihnen nicht die poetiſche Weihe beſeſſen hätte wie im Abendlande: Bei den Türken bedeutet das Niken des Kopfes die Verneinung, mit dem Schütteln deſſelben wird bejaht; bei ihnen iſt es eine Unart, wenn man beim Sizen mit ausgeſtrekten Füßen den Boden berührt, — bei uns, wenn man ſie zum Sofa aufzieht; bei den Türken legt man die Schuhe ab, wenn man die Moſchee oder den Palaſt eines Großen betritt, bei uns wird die Achtung durch Hutabnehmen bezeichnet; bei ihnen iſt die linke Seite der Ehrenplaz, bei uns die rechte; bei uns grüßt zuerſt der Mindere, bei den Türken muß das Begrüßen vom Vornehmeren ausgehen. Es ließe ſich noch eine Reihe ſolcher Gegenſäze anführen; aber der Mai iſt doch auch bei den Türken wie bei uns der gefeierte Frühlingsmonat. Schon am 28. oder 29. April

begeht der Orientale das Fest des beginnenden Lenzes; am 13. Mai feiert es der altgläubige Grieche in Konstantinopel mit einem Gottesdienste im Freien.

Ich habe in meiner Jugend das Fest des ersten Maius in der Heimat gewöhnlich mit einem Freunde auf einem herrlichen Aussichtpunkte unter einem blühenden Baume begangen. Ich war neugierig, ob ich in Konstantinopel irgend einen lauschigen Plaz finden würde, der sich mit denen der deutschen Fluren vergleichen ließe.

Konstantinopel ist, wie Rom, auf sieben Hügeln erbaut, nur daß in Konstantinopel der niedrigste den kapitolinischen überragt. Das Auf- und Absteigen über diese Berge ist beschwerlich, Kutschen sind dafür nur in wenigen Gassen praktikabel; wer nicht gehen mag, reitet oder läßt sich in Sänften tragen. Pera und Galata sind auf den steilsten dieser Hügel erbaut, und können sich überhaupt an Schönheit mit Stambul bei weitem nicht messen. Der vorspringende Kiosk im alten Serai gewährt wol die schönste Aussicht der Welt; sie ist geradezu überwältigend. Das Marmarameer, der Bosporus und das goldene Horn laufen vor dieser Spize nach drei Weltgegenden, und dazwischen liegt das Schönste, das Europa und Asien zu bieten vermögen. Der Russe brennt vor Begierde, sich Konstantinopels zu bemächtigen;

er hat Recht, alle Kräfte hierzu anzuspannen, und wenn er damit auch nichts erobern würde als nur dieses Stük Himmel, zwischen drei Meere geworfen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Meere sind die sogenannten verlorenen Seelen. Nahe dem Seespiegel streifen hier nämlich lange Züge kleinerer Wasservögel über denselben, raschen Fluges, schnurgerade in gleicher Richtung. Plözlich taucht ein solcher Schwarm im Sonnengolde auf, streicht pfeilschnell am Schiffe vorüber, ohne daß es je gelingt zu entdeken, wo sie herkamen und wo sie sich niederlassen. Deswegen nennen sie die Schiffer Anime perdute.

Die Reisebücher preisen nach einer alten Schablone die Aussicht vom goldenen Horn als die schönste in Konstantinopel; ich habe hier mehre schönere gefunden, vor allen die aus dem alten Serai.

Einen geeigneten Ort für eine Maifeier bietet Seraiburun allerdings nicht, schon wegen der Erinnerung, daß man von dort untreue Weiber eingesakt in den Bosporus zu werfen pflegte, und daß diese Stelle im laufenden Jahrhunderte mit den Köpfen der Janitscharenagas dekorirt war.

Aber Konstantinopel hat auch an heimlichen Plätzchen für Mailust in deutschem Sinne keinen Mangel. Einen solchen Ort findet man nicht weit von Pera, wenn man

vom Tschiraganpalaste links in die Höhe reitet, er heißt Groß-Flamur: hier halten die Griechen ihren Maigottesdienst. An gewöhnlichen Tagen liegt Flamur ziemlich einsam, es sind von dort am europäischen Ufer nur wenige Häuser sichtbar; ein Kaffeehaus in hiesigem Stile steht unter hohen Bäumen, das heißt, an einem Holzhäuschen kocht man in kleinen Metallkannen Kaffee a la turka und reicht ihn für einen und einen halben Piaster mit einem Glase Wasser; auch Tulses sind hier zu haben. Man steigt vom Pferde und sezt sich auf einen niedrigen türkischen Stuhl ohne Lehne unter hohen schattigen Bäumen, schlürft Kaffee und dreht und raucht seine Zigarrette; ein fließender Brunnen und ein Wasserbehälter stehen daneben; Blumenduft durchwürzt die lieblich kühle Luft, und in den Gebüschen ringsumher schlagen die Nachtigallen. Man kann kaum irgendwo in der Heimat einen so anmuthig abseits liegenden Plaz finden; rings um mich war der goldene Maien ausgebreitet.

Fährt man mit dem Dampfschiffe auf dem Bosporus nach Bujukdere, so kommt man zu einem gleich reizenden Frühlingsplätzchen. Man geht quer durch die Ortschaft und steigt dann kaum eine Viertelstunde aufwärts ins Paradies. Dort hat sich an reizendster Stelle im kühlen Schatten alter Kastanien, mit eßbaren Früchten,

ein Kaffeeschank angesiedelt, der den Ankömmlingen Matten und niedere Sessel liefert und unverdrossen zusieht, wenn sie Eßwaaren und Wein aus ihren Körben auspaken und ihm nichts als Kaffee und Trinkwasser abnehmen. Solche Gutmüthigkeit findet man bei den Kaffee- und Schankwirthen in Deutschland allerdings nicht, aber der türkische Kaffetier hat seinen Gästen ohnedies kaum weitere Vorräthe zu bieten. Auch hier umsäuselte mich lieblichste Frühlingsluft; vor mir in der Tiefe lag der wundervolle Bosporus, über mir rauschte der Wald, und die Schlucht hinauf neben einem Wasserfaden schlugen zahllose Nachtigallen. Man kann sich hier in der That in den siebenten Himmel träumen.

Ungefähr eine halbe Stunde vom Paradiese abwärts stehen uralte Platanen; nebenher bemerkt, ist die Platane bei den Türken der Baum der Lebendigen, unter dem sie am liebsten lagern, so wie die Zipresse der Baum der Todten, — kaum einem ihrer Begräbnißpläze fehlt der Zipressenhain. Unter den Platanen zwischen Bujukdere und Terapia befindet sich jene, unter der, nach der Sage, Gottfried von Bouillon sein Zelt aufgeschlagen hatte. Daß diese Platane schon zu jener Zeit ein mächtiger Baum gewesen, unterliegt keinem Zweifel; die Jahrhunderte haben den Boden daneben bedeutend gehoben,

so daß der Hauptstamm nur mehr zum kleineren Theile daraus hervorragt, er ist im Innern verwittert, und ein Kaffeeschank und eine Stallung befinden sich im Umkreise seiner Höhlungen, darüber streckt der Baum noch gewaltige, völlig frisch grünende Aeste zum Himmel. Eine halbe Stunde davon entfernt beginnt der prächtige Forst von Belgrad.

Die Türken suchen ihre Maifreuden am liebsten bei den süßen Wassern Europas. Um hin zu gelangen fährt man entweder zu Wagen über Hügel, oder — was beliebter ist — in einem Kajik zuerst durch das gold'ne Horn, den Hafen von Konstantinopel und dann in den sogenannten süßen Wassern, einer Flußmündung, die zugleich den Abfluß des Aquäduktes Mualtak-Kemari aufnimmt. Der äußerste Punkt dieses Ausfluges ist ein Gartenpalast des Sultans mit reizenden Baum- und Blumenpflanzungen. Hier trifft der Fremde an Feiertagen die türkische schöne Frauenwelt in Kutschen und Arabas, oder auf Matten im Freien sitzend. Diese Damen tragen allerdings das Gesicht mit Ausnahme der Augen verdeckt, aber mindestens die jungen unter ihnen wissen hierzu so feine Musseline zu wählen, daß man, insbesonders wenn der Sonnenschein darauf fällt, die Profile deutlich ausnimmt. Man findet sehr schöne darunter, meist mit vortretender Nase: jedenfalls haben die Augen

der meisten etwas taubenhaft Sanftes. Im Monate Mai versammeln sich an Freitagen viele tausende derselben an den süßen Wassern; die Reicheren sind gewöhnlich unter ihren Mänteln französisch gekleidet, tragen auch europäische Hüte unter den leicht darübergeschlungenen weißen Ueberwürfen; das Oberkleid besteht bei diesen aus kostbaren Seidenstoffen und gleicht fast der Dominomaske mit langem Kragen; so wie die Aermeren lieben auch sie bunte Farben, was ihrem Erscheinen an den süßen Wassern ein fröhliches ballartiges Aussehen verleiht. Von einem Balle unterscheidet sich jedoch dies Gewimmel dadurch, daß hier die Damen meist ruhig in ihren Wagen oder in einzelnen Gruppen am Rande des Wassers sizen, und daß, wenn sie ausnahmsweise promeniren, dies mit ruhig würdevollem Anstande geschieht. Doch fand ich hier und dort auch frisches Blut bei ihnen, das sich durch funkensprühende Blike und schalkhaftes Augenwinken kundgab. Ich sah zwei hochgewachsene Frauen in eleganten schwarzen Seidenübermänteln sogar bei der Kutsche einiger junger Herren stehen und schäkern; als sie fortgingen, warf die eine derselben ein feines Spizensaktuch einem der Herren zu. Welche Intrigue mag da angesponnen und fortgesezt worden sein?

Es versteht sich von selbst, daß ich mich während

meines Aufenthaltes in Konſtantinopel auch um die Zuſtände in den Harem mehrfach erkundigte. Der Türke beſitzt, mit nicht ſehr zahlreichen Ausnahmen, meiſt nur eine Frau; die Anſammlung mehrer iſt eben ein ſehr koſtſpieliger Luxus; er hilft ſich lieber in der Weiſe, daß er ſeine Frau, wenn er deren überdrüßig wird, von ſich entfernt, und ſich nach ſeinem Gefallen eine jüngere beilegt. Die bezüglichen Mittheilungen, die ich von Türken erhielt, klangen mitunter ſehr naiv. Die mißliebige Frau wird mehr oder minder anſtändig verſorgt; reiche Türken haben eigene Hareme für ihre Penſioniſtinnen, andere zahlen ihnen eine beſtimmte Rente, die bedauernswürdigſten werden einfach fortgejagt. Auf gute Sitte in den Harem ſieht jeder Moslim, auch einer ungeliebten Frau wird kein Abenteuer geſtattet; erſt in der letzten Zeit hieb ein Paſcha einen Sklaven nieder, den er im Verdacht hatte, in ſeinem Serail eine Liebſchaft anzuſpinnen. Dieſe Eiferſucht — wenn dies dafür die richtige Bezeichnung iſt — theilen hier auch Griechen und Armenier; ſie veranlaßt Mord und Todtſchlag, dabei unterlaufen nicht ſelten Irrungen und Verwechslungen; ſo wurde vor mehren Monaten ein geachteter deutſcher Arzt auf der Straße ermordet gefunden, ohne daß man den Thäter entdeken oder irgend einen Grund

des Mordes ermitteln konnte; da der Getödtete sich auch den Frauen gegenüber stets anständig und zurükhaltend zeigte, so wurde von seinen Bekannten vorausgesezt, daß er als das Opfer einer persönlichen Verwechslung gefallen sei. Ein Italiener erhielt jüngst von rükwärts einen, zum Glüke nicht tödtlichen Dolchstoß; als er sich umsah, entschuldigte sich der Thäter damit, daß er sich in der Person geirrt habe, und entsprang durch das nächste Gäßchen.

Von glaubwürdiger Seite wurde mir das folgende Geschichtchen erzählt: In Stambul befindet sich eine Griechin, die Juwelen verkauft und aus diesem Grunde häufig in den Harem empfangen wird. Jüngst ließ eine vornehme Türkin diese Frau zu sich rufen, und führte sie, als wolle sie sie bezahlen, aus dem Frauengemache in ihr Boudoir; dort zog sie hastig einen Schlüssel aus dem Pantoffel, öffnete damit eine Truhe, nahm aus dieser einen zweiten Schlüssel und sperrte damit eine Chatouille auf, aus der sie geheimnißvoll ein wolverwahrtes Papier hervorzog. Während dieses Vorganges vertraute sie der Griechin, daß sie ein junger Mann in einer Farmazie sehr interessire, daß er ihr, so oft sie vorbeifahre, lebhafte Aufmerksamkeit bezeige, und daß es ihm bei ihrer lezten Ausfahrt gelungen sei, unbemerkt ein beschriebenes Blatt in den Wagen zu werfen.

Da ſie nicht leſen könne, möge die Griechin es ihr heimlich vorleſen. Mit zitternden Händen übergab es ihr die Odaliske. Der ſo ſorgfältig verwahrte Liebesbrief war nichts als ein Rezept. Arme türkiſche Schöne, vielleicht verſchrieb er dir eine Doſe Rhabarber.

Reizende Maiausflüge kann man auch auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus von Skutari und Kadiköi aus machen. Ueber dem erſteren liegt die prachtvolle Ausſicht von Bulgerlu, wohin man neben herrlichen Villen und Gärten etwas über eine Stunde reitet, um dann an einem fließenden Brunnen köſtlichen Waſſers auszuruhen und weit über Europa und Aſien auszublikken. In Kadiköi reitet man zur ſogenannten Seufzerallee, dann zum Leuchtthurme; zwiſchen beiden liegen einige unbedeutende Trümmerreſte des alten Kalzedon und abermals unter Platanen ein türkiſches Kaffeehaus, das zum behaglichen Kief, türkiſcher Sieſta, einladet. Auch die Prinzeninſeln erſcheinen im Mai am reizendſten; der Mai iſt hier überhaupt der wahre Roſenmonat, und die Villen auf Prinkipo, der größten dieſer Inſeln und dem Lieblingsaufenthalte der vornehmen Welt von Konſtantinopel ſind mit Roſenlauben und Gebüſchen völlig überſchüttet. Vorzüglich reizend nehmen ſich die gelben Guirlandenroſen aus.

Noch eines Aussichtspunktes, wohin insbesonders die Türken des asiatischen Ufers des Bosporus gerne Lenzausflüge unternehmen, will ich Erwähnung thun, es ist dies der Josuaberg, eine und eine halbe Stunde von Beikos entfernt. Der Weg dahin ist beschwerlich, aber die Aussicht in hohem Grade lohnend; rechts hinaus übersieht man, so weit die Augen reichen, das schwarze Meer, vorne und links liegt der Bosporus und weiterhin verduftet das Marmarameer. Nach türkischer Sage befahl Josua auf diesem Berge der Sonne stille zu stehen. Schön genug allerdings ist dieser Punkt, daß selbst das Gestirn des Tages im Anschauen all der Herrlichkeiten den Lauf fortzusezen vergessen könnte.

Eleuſiniſche Geheimniſſe.

Meiſter und Schüler haben ſich ſeit Jahrhunderten über die Miſterien von Eleuſis den Kopf zerbrochen; die erſteren, um aus den vorhandenen Steindenkmälern und aus den Andeutungen der Klaſſiker deren Inhalt zu ergründen, die lezteren, um die Hipotheſen der Gelehrten und die Belegſtellen aus den Autoren pflichtſchuldigſt einzubüſſeln. Es iſt kein Wunder, daß es nicht gelingt, den Gegenſtand zu ergründen, denn im Alterthume war die Geheimhaltung darüber bei den fürchterlichſten Strafen geboten. So viel ſcheint gewiß: ſie bezogen ſich auf Urſprung aller Dinge, insbeſonders auf die Geneſis des Menſchen, dann auf die Unſterblichkeit der Seele und auf die Freuden des Eliſiums und die Qualen des Tartarus.

Auch die modernſte Zeit hat ihre Eleuſinien; nur wird das Miſterium dabei nicht bewahrt, und Buch wie Katheder beſchäftigen ſich mit ihrer Profanirung. Darwin

verſuchte in naivſchüchterner Weiſe den Schleier zu lüften, aber ſeine Epigonen reißen ihn unter Thirſusſchwingen und Faunenſprung vollends in den Koth. Obgleich nach Charles Liell das in Neu-Orleans gefundene verſteinerte Menſchenſkelett mindeſtens 50,000 Jahre alt iſt, ſoll ſich der Menſch gleichwol aus roheſter Thierform allmälig entwikelt haben. Die zuſammengeſezten feinſten Organe und Inſtinkte haben mittelſt Zuchtwahl durch die bloße Häufung zahlloſer kleiner, aber jedem individuellen Beſizer vortheilhafter Abänderungen ihre lezte Vollkommenheit erreicht. Alle organiſchen Weſen abſtammen von irgend einer Urform; die Löſung des höchſten Problems, das wir zu faſſen vermögen, die Erzeugung immer höherer und vollkommenerer Thiere geht unmittelbar aus Hunger und Tod hervor, und dieſer, indem er ſtets die Verbeſſerung der Arten befördert, vernichtet die Individuen doch für immer, auch die menſchlichen.

Es liegt viel Begründetes in den Zwiſchenſäzen ſolcher Hipotheſen; die Abſtammung des Menſchen vom Thiere iſt einerſeits möglich, und andererſeits iſt es noch niemand gelungen, den unumſtößlichen Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele herzuſtellen. Aber nichtsdeſtoweniger hat es mich überraſcht, als am Schluſſe einer Vorleſung, welche ſich dahin gipfelte, daß unzweifel-

haft der Affe der Ahnherr des Menschen sei und daß zugleich mit dem Körper auch unsere Seele zugrunde gehe, die Zuhörerschaft, welche den gebildeten Ständen angehörte, in lauten Jubel ausbrach. Ich begreife, daß man in wissenschaftlicher Befriedigung den Scharfsinn und den Sammelfleiß der Umwandlungstheoretiker bewundert, ich begreife, daß man — mit Trauer — eingesteht, für die Unsterblichkeit der Seele keinen sicheren Beweis zu finden, aber jener zinische Ausbruch der Freude, wenn er nicht in der That unsere Verwandtschaft mit den Affen erhärten soll, kann doch nur in voller Gedankenlosigkeit oder Rohheit seinen Ursprung finden.

Jeder jener freudewiehernden Zuhörer hatte wol eine Gattin, einen Bruder oder eine Schwester, die mit Liebe an ihm hingen, — er hatte eine Mutter, die ihn mit Schmerzen gebar und mit aufopfernder Zärtlichkeit auferzog, — und er vermochte zu jubeln, als er den Beweis für erbracht hielt, daß jene theueren Wesen, daß seine Mutter durch den Tod völlig vernichtet seien, daß er keine Hoffnung haben dürfe, sie jemals wieder zu sehen? Diese Gewißheit konnte er mit einem lauten Ausbruche der Freude begrüßen!

Ich hätte meinen filologischen Erinnerungen völlig untreu, und der klassische Boden Griechenlands ohne

begeisternden Einfluß sein müssen, wenn ich während des Aufenthaltes zu Athen nicht Eleusis' und seiner Misterien gedacht hätte. Ich beschloß, es zu besuchen. Fast zufällig hatte ich den Gesandten von meiner Absicht verständigt und mich nach der Sicherheit im Lande erkundigt. Sie sei ganz unbedenklich, lautete die Antwort, und die griechischen Behörden versicherten, daß es keine Räuber mehr im Lande gäbe. Gleichwol fügte der Gesandte hinzu, werde er von meinem Ausfluge den Polizeipräfekten verständigen, und dieser werde mir eine Sicherheitswache von Gensdarmen beigeben. Ich entgegnete, daß dies bei der gerühmten Sicherheit im Lande wol nicht nöthig sei. Der Gesandte wendete jedoch ein, er würde ohne diese vorläufige Anzeige Verdrießlichkeiten mit der griechischen Regierung haben, wenn mir auf dem Ausfluge wider Vermuthen denn doch ein Unfall zustoßen würde. Ich fühlte mich durch die Sorgfalt für meine Person sehr geschmeichelt und durch die Aussicht völlig beruhigt, daß nach geschehener Anzeige der Gesandte, auch wenn mich das Schikal der Engländer von Marathon erreichen sollte, meinetwegen keine Unliebsamkeit mit der griechischen Regierung zu besorgen habe. Ich ließ meinen Ausflug nach Eleusis dem Polizeipräfekten denunziren, und dieser war so freundlich, mich

von einem Dutzend Gensdarmen begleiten zu lassen, die vor einem einsamen Hause außer Athem mich erwarteten und, sechs voran, sechs hintendrein, meinen Wagen begleiteten. Sie waren sehr anständige Leute, gut beritten und bekleidet; ich bin überzeugt, daß der Verdacht, daß sie im Falle eines Angriffes auf ihren trefflichen Pferden ohne weiters davongeritten wären, ein ganz ungerechter war. Obwol sie mir sonst in keiner Weise lästig fielen, machte ich den Ausflug doch in der scheinbaren Situation eines Staatsgefangenen.

Indessen der Morgen war herrlich, der Himmel wolkenlos blau, und der Zug der baumlosen Berge voll erhabener Ruhe und antiker Schönheit. Wir fuhren zuerst durch eine Allee, dann kam offenes Land, das bald sanft gegen das Kloster Dafne aufstieg. Wir hielten unter einer Baumgruppe bei einem Kaffeehause und begaben uns zum Kloster, das links etwas von der Straße abbiegt. Die Hügelzüge treten hier näher zusammen; der Paß war durch Mauerwerke vertheidigt, die noch bestehen; im griechischen Befreiungskampfe wurde hier wiederholt gekämpft, im Innern der Kirche finden sich häufige Kugelspuren. Kirche und Kloster sind auf den Resten eines Apollotempels erbaut, von dem noch einige eingemauerte Säulen und Kapitäle sichtbar sind.

Die alterthümliche Kirche besitzt interessante Mosaike, darunter einen ernstwürdigen Salvator-mundi. Die Aussicht von der Terrasse des Klosters ist sehr schön.

Schon bevor man nach Daine kommt, sieht man die deutlichen Spuren des alten heiligen Weges, tiefe Geleise laufen im Gestein und rechts in der Felsgallerie darüber sind zahlreiche Nischen angebracht, in welchen die Theilnehmer des Festzuges Weihgeschenke aufzustellen pflegten. Daneben stand einst ein Venustempel von mäßigem Umfange.

Hinter Daine wendet sich der Weg, das Meer tritt vor, gegenüber liegt die Insel Salamis; in der Meerenge dazwischen wurden die Perser von Themistokles geschlagen, und von dem Vorberge links sah Xerxes auf die Niederlage seiner Triremen.

Endlich kommt man zum Dorfe Leisina, das eine sanfte Anhöhe hinansteigt. Zuerst begrüßten uns die Ruinen eines Minervatempels, von dem man noch gebrochene Säulen und Architrave aus pentelischem Marmor sieht. Unbedeutender sind die Reste des berühmten Zeres-tempels; doch die ausgedehnte Terrasse auf gewaltigen Substrukzionen ist noch erhalten, wo die eleusinischen Spiele und Misterien gefeiert wurden. In einiger Entfernung auf der anderen Seite des Weges steht der Burghügel. Steigt man jenseits des Dorfes den ziemlich

öden Abhang hinunter, so gelangt man an das Meer; alte Mauerreste und Steinpflaster unter dem Wasserspiegel bezeichnen die Stelle, wo der einstige Hafen der zweiten Stadt Attikas gelegen war. Jezt bergen sich hinter einem Steinwalle einige Fischerbarken.

Wir hatten auf dem Ausfluge nach Eleusis außer einigen wild aussehenden Schafhirten und ein paar wüsten Gesellen nichts Verdächtiges zu entdeken vermocht, und beschlossen, die weiteren Ausflüge in Attika ohne Eskorte in die Szene zu sezen; in solcher Weise besuchten wir Marathon und die Quellen des Kefisos. Der erstere Ausflug ist nur durch die Erinnerung an den Sieg des Miltiades und an die jüngste Räubergeschichte interessant, der leztere bietet große Naturschönheiten. Man fährt zuerst durch einen ausgedehnten Hain uralter Oliven, der einst der Artemis heilig war; die Straße hebt sich allmälig zwischen zerstreuten Häusern unter schattigen Baumgruppen mit reizenden Fernsichten. Kefissia liegt fast auf der Höhe des Plateaus, das ein Ausläufer das Pentelikon bildet; unter einer Riesenplatane läuft ein Brunnen herrlichen Wassers und im kühlen Schatten genießt man die schönste Aussicht. Kefissia besizt die Ruine einer Moschee und einige Tempelüberreste; neben ersterer stehen vier antike Särge von feinster Arbeit.

Wir verfolgten den Lauf einer klaren Waſſerrinne über den Vorberg des Pentelikon, und fanden nach wechſelnden Landſchaftbildern endlich die Quelle des Keiſſos. Er entſpringt kriſtallhell in reichem Waſſerſtrahle aus dem Boden, und bildet über aufſteigenden Luftblaſen unmittelbar an ſeinem Urſprunge ein durchſichtiges Waſſerbeken. Einſt befand ſich hier eine Nimfengrotte, von der noch ein paar Steinblöke das Baſſin einſchließen; auch die Nimfen ſind verſchwunden, ſtatt ihrer waſchen fröhliche Mädchen in der geweihten Quelle.

Bei allen Ausflügen in Griechenland, und ſogar in Athen ſelbſt macht man die Wahrnehmung, daß die Neugriechen von fremden Sprachen in der Regel nicht einmal die landläufigſten Worte verſtehen. Wenn man ihre Heimatſprache nicht ſpricht, kann man in Griechenland ohne Dolmetſch nicht leicht weiter kommen.

Es überraſcht dies umſomehr, als die Griechen, beſonders die Inſelbewohner, und zwar die Männer noch mehr als die Frauen, die geſchwäzigſten Leute der Welt ſind. Pithagoras hatte Recht, daß er ſeinen filoſofiſchen Kurs mit der Pflicht des Schweigens begann; nur muß dieſer Anfang der Weisheit, wenn die alten Griechen bereits die Schwazhaftigkeit ihrer Nachkommen beſaßen, ihnen ſehr ſchwer gefallen ſein. Ein penſionirter preu-

ſiſcher Major, dem ich in Griechenland begegnete, verſicherte mir allerdings, daß er, ohne eine andere Sprache zu verſtehen als die deutſche, in der ganzen Welt durchzukommen ſich getraue, wenn er in der einen Hand ein Zwanzigfrankenſtük und in der anderen einen Stok halte. Seit dem lezten Kriege war er insbeſonders ein ſo heftiger Feind der franzöſiſchen Sprache, daß er ſich vornahm, den deutſchen Geſandten, der in ſeiner Gegenwart wiederholt ins Franzöſiſchreden verfiel, beim Fürſten Bismark zu verklagen.

Das Klima in Griechenland, obwol dem Fremden durch die Hize manchmal läſtig, ſteigert die Luft zu einer Klarheit, die den joniſchen Himmel ſchon vor Jahrtauſenden berühmt machte, und die den Bergfernen einen eigenthümlich roſenrothen und violetten Duft verleiht. Auch für die Erhaltung der antiken Denkmale iſt das Klima ſehr förderlich; während es die Bauwerke mit reizendem Goldroſte überzieht, werden Bildhauerwerke ausgegraben, deren penteliſcher Marmor noch heutzutage in tadelloſer Weiße prangt. Man hat insbeſonders Gelegenheit dies an den Ausgrabungen in der Gräberſtraße zu Athen gegen den Bahnhof zu entdeken. Dort fand man Grabdenkmale ſo wol erhalten, als ob ſie eben erſt dem Meißel des Künſtlers entſprungen wären. Mehre davon

zeigen in beliebter Nachahmung das Scheiden des Gestorbenen von theueren Personen. Der Todte sizt gewöhnlich, noch in der Kraft des Lebens, in einem Lehnstuhle, der geliebte Ueberlebende steht vor ihm und reicht ihm zum Abschiede die Hand. Alle diese Kompositionen sind einfach, ohne Pathos, aber von rührender Wahrheit.

Auf der Akropolis verabsäume man ja nicht, durch ein halbabgetragenes Minaret zur Höhe des Parthenon aufzusteigen. Erst bei meinem vierten Besuche der Burg wurde ich darauf aufmerksam gemacht. Die Metopen wurden eben im Auftrage Preußens in Gips nachgeformt, und so lief längs derselben ein breites Gerüste, von dem man sie bequem betrachten kann. Nur in dieser Nähe kann man ihre Schönheit voll genießen; sie ist überwältigend, alle Gipsabgüsse geben kaum einen Begriff davon.

Auch vergesse man nicht, unter den Säulen des Jupitertempels in der Hadrianstadt eine Mondnacht zu verbringen. Die noch vorhandenen korinthischen Säulen desselben sind wol die schönsten dieser Ordnung, die existiren. Ihr Durchmesser ist so groß, daß ihn kaum vier Männer umspannen, ihre Kapitäle zeigen die feinste Ausführung, die Akanthusblätter sind fast im Umfange

der Säulen gehalten, nur die Schnecken an den Enden ausladend.

Der Plaz unter denselben, mit der Akropolis gegenüber und dem Meere hinter den Säulen, beglänzt vom Vollmonde, ist die rechte Stelle, um über eleusinische Geheimnisse nachzusinnen.

Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Fünfter Band.

Große Herren und kleine Leute.

Erster Band.

Bremen, 1877.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof 4.

Grosse Herren und kleine Leute.

Roman

von

Adolf Ritter von Wschabuschnigg.

Erster Band.

Bremen, 1877.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof 4.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Ak 4153 - 5

- 268273 -

Erſtes Buch.

I.

Bei der Baronin war heute großer Empfang. Eine Reihe modern dekorirter Gemächer in glänzender Beleuchtung ſtanden geöffnet und in den Vorzimmern harrte die Dienerſchaft auf die geladenen Gäſte. Im lezten Salon ſchritt die Dame des Hauſes, nachdem ſie ſich von der Ausführung ihrer Befehle überzeugt hatte, befriedigt über die Teppiche.

Die Baronin gehörte nicht zur vornehmſten Geſellſchaft, aber ſie ſah einen Theil derſelben bei ſich und verſammelte zu ihren Geſellſchaftabenden überdies Schriftſteller und Künſtler, auch Journaliſten und Theaterperſonen. Sie war unabhängig und reich und hatte es verſtanden, ihrem Salon ſeit Jahren Geltung und Ruf zu verſchaffen und, was mehr iſt, auch zu behaupten. Es ließ ſich in der That nicht leugnen, daß ſie ein elegantes Hausweſen zu führen wußte, jede Größe irgend einer Gattung wurde, ſobald ſie in der

Residenz auftauchte, mit Beschlag belegt, manche problematische Persönlichkeit verdankte ihr den Eintritt in die große Welt und gehörte selbstverständlich zu ihrem Anhange. Sie stellte jeden Vorzug ihrer Günstlinge in das vortheilhafte Licht, übersah zweideutige Vorkommnisse in deren Lebenslaufe, verstand es, über dunkle Fleke einen eigenthümlichen Reiz zu verbreiten und dann wieder zur rechten Zeit mit wirklichen Zelebritäten Prunk zu machen, mochten diese der Aristokrazie oder der Künstlergilde angehören. Jede Primadonna mußte bei ihr eine Arie singen, berühmte Reisende berichteten in ihrem Salon über Weltfahrten, und Vorleser, Improvisatoren, Dichter und Zeitungschreiber suchten von dort den Eingang ins große Publikum zu gewinnen.

Auch für heute hatte die Hausfrau ihren Gästen Ueberraschungen vorbereitet; im Vorgenusse derselben schwebte ein kluges Lächeln um ihre dünnen Lippen.

Sie sollte nicht lang allein bleiben; eine Dame, etwas älter und häßlicher als sie, schleifte ihre lange gelbe Seidenschleppe durch die Gemächer.

— Mich drängte es, vor der Gesellschaft noch ein wenig mit dir plaudern. Ich störe doch nicht?“

— Gewiß nicht.

— Du, meine Liebe, biſt die einzige in der Reſidenz, der man, wenn ſie Gäſte erwartet, nicht läſtig fällt, du haſt für deine Freundinnen ſtets eine Viertelſtunde zur Verfügung.

— Eine Dame des Hauſes, wie ſie ſein ſoll, muß ſtets die erſte am Plaze ſein und darf ſich wie der große Napoleon nie überraſchen laſſen.

— Auch deine Bedienten ſind trefflich geſchult; wir andere haben nur Tölpel.

— Es iſt auch leichter, ein guter Herr als ein guter Bedienter zu ſein.

— Deine Zimmer duften vornehm und ausſchließlich wie der Reliquienſchrein eines Königs. Erwarteſt du heute beſondere Gäſte?

— Nicht daß ich wüßte. Der neue Botſchafter wird kommen, ein paar Schriftſteller und Gelehrte —

— Mir ſind ſie eigentlich unerträglich, aber ein nothwendiges Uebel.

— Ich faſſe ſie nicht ſo ernſthaft auf: Knakmandeln zum Nachtiſche.

— Aber manche hat eine harte Schale.

— Bei denen verwendet man eiſerne Nußknaker; dann geht es.

— Ja, wer das wie du verſtände, aber —

— Sie ſind leichter zu handhaben, als man meint, es kommt nur auf die Methode an.

— Die du als Geheimniß bewahrſt.

— Gott bewahre, ſie ſteht dir zu Dienſten.

— O, laß hören; du weißt, ich mache kein großes Haus, von mir haſt Du keine Konkurrenz zu befürchten.

— Zuerſt vergiß nicht, daß ſie alle zuſammen keine Lebensart beſizen; dort iſt ihr ſchwacher Punkt, dort mußt du ſie faſſen. Wenn ſie in vornehme Geſellſchaft kommen, machen ſie ſich eben ſo lächerlich, als wenn ſie ſolche beſchreiben. Nimm einen von ihnen her, zum Beiſpiele Guzkow, der ſich gern den Anſchein gibt, als ob er in guter Geſellſchaft verſirt ſei: er meint, unſere feine Sitte zu treffen, wenn er einen ſeiner Ritter vom Geiſte am hellen Vormittag im ſchwarzen Frake mit weißer Kravate zu Beſuche ſchikt und ihn dann mit Oſtentazion weiße Handſchuhe anziehen läßt; obwol er ſelbſt, als er mir einmal unterkam, ſchmuzige an den Händen trug.

— Zu lächerlich.

— Siehe, ſobald du dann einen Schriftſteller durch einige Schmeichelworte über ſeine Werke, die dir völlig unbekannt ſind, zutraulich gemacht haſt, dann beginne mit dem Lobe der Kraftgenies des vorigen Jahrhunderts

und gib deinem Bedauern Ausdruk, daß ihre Meisterwerke heut zu Tage nicht mehr erreicht werden; der Uebergang zu deinem völlig abfälligen Urtheile über die Literatur der Gegenwart ist dann unvermeidlich, und nachdem du mit der Anpreisung des neusten Werkes deines Bekannten begonnen hast, endest du damit, daß du es, wenn auch nicht namentlich, so doch unter der Blume, sammt allen Gaben des jüngsten Meßkatalogs zum Schunde wirfst. Siehe, das demüthigt, das genügt, schüchterne Bescheidenheit anzubahnen.

— Vortrefflich, und dazu sind deine Auslassungen noch überdies von schlagender Wahrheit. Wir sind unter uns, und dürfen unbedenklich auf alte Jahrgänge zurückgreifen: War das in unserer Jugend vor dem Jahre 1848 ein Geheule gegen den Druk der Zensur; jeder Skribler betheuerte, daß sie ihm aus seinen Werken das Beste gestrichen habe, und daß er, wenn die Zensur einmal beseitigt wäre, Vortreffliches leisten und ganz anders dastehen würde. Die Zensur fiel, und die Kerle schrieben noch schlechter als vorher; sie würden noch heute rathlos ihre Federn zerkauen, wenn diese mittlerweile nicht aus Stahl gemacht würden.

— Aber das Mittel, womit man Künstler und Gelehrte am sichersten einschüchtert, besteht darin, daß man

ſie franzöſiſch anredet, und, wenn ſie es auch gar nicht verſtehen oder mühſam ungeſchikte Fraſen hervorſtottern, bei der franzöſiſchen Anrede beharrt. Mögen ſie griechiſch und ſanskrit verſtehen, die Unkenntniß oder Schwäche in unſerer Konverſazionſprache raubt ihnen alles Selbſtvertrauen und liefert ſie gezähmt in deine Hände. Ich will dir heute eine Probe meines Verfahrens vor die Augen ſtellen.

— Doch beleidigſt du damit nicht deine Künſtler und Literaten, und beraubſt ſo deinen Salon dieſer kaum entbehrlichen Staffage?

— Sobald ich ſie nach meinem Rezepte genügend gezähmt habe, lenke ich wieder ein und gebe dem einzelnen Gelegenheit, ſein neuſtes Gedicht herzuſagen, ſeine jüngſte Träumerei vor Leuten zu ſpielen oder ſtelle ihn als kühnſten Reiſenden im Lande der Gegenfüßler der Geſellſchaft vor.

— Die vornehmen Gäſte finden ſich aber bisweilen durch dieſe Huldigungen für Komödianten und Journaliſten zurükgeſezt.

— Meine Liebe, auf Gift folgt ſogleich das Gegengift. Nach den beliebten Produkzionen ſchreiten wir zum Souper, und ich verweiſe meine Artiſten und Schriftſteller an ihren abſeits gedekten Tiſch. Sie ſollen

ihren Wiz nicht an Geiſtloſe verſchwenden, flüſtere ich dem einen zu, — ich habe die Kinder der Sonne zuſammengeſtellt, ſag' ich zur zweiten, — und bedaure, daß leidige Rükſichten mich dem Genuſſe meiner beſten Geſellſchaft entziehen. Etwas verblüfft nimmt die leichte Brigade am Seitentiſche Plaz, meine eigentlichen Gäſte wiſſen aber meine feine Unterſcheidung für das Schikliche zu ſchäzen und zu lobpreiſen.

— Ich beuge mich vor dir; du biſt die klügſte Dame der Stadt und verſtehſt alles auf das beſte zu ordnen.

— Du glaubſt aber kaum, wo ich auf Widerſtand ſtoße.

— Nun?

— Bei den Domeſtiken; kein feiner Diener will am Künſtler- und Literatentiſche ſerviren; nur die neueingetretenen laſſen ſich dazu herbei, und wenn ich einen vorzüglicheren Bedienten dazu verwende, ſo muß ich ihn für dieſen Abend durch eine beſondere Zulage entſchädigen.

— Ich verarge ihnen nicht, daß ſie dieſe Leute nicht bedienen wollen. Erwarteſt du heute viele von ihnen?

— Außer den gewöhnlichen Statiſten meines Salons

einen auswärtigen Schriftsteller, der sich erst vor kurzem bei uns niedergelassen hat, und die Sängerin Fastrada.

— Wie, Fastrada, die noch keinen Salon der Residenz besucht hat?

— Sie wird heute bei mir singen.

— Bist du dessen sicher? Hat sie dir schon zugesagt?

— Im Gegentheile, sie hat abgesagt, aber sie wird kommen. Du kennst die Prinzessinnen des Theaters noch zu wenig.

— Ihre Prätensionen sind unleidlich. Schon der Name Fastrada ist eine Rüksichtlosigkeit gegen die Gesellschaft; schlägt er doch unseren christlichen und jüdischen Namen geradezu ins Gesicht und riecht nach Karl dem Großen oder gar nach der Völkerwanderung.

— Meine Gute, du scheinst Art und Sitte dieser Personen vergessen zu haben; vielleicht heißt sie Ursula oder Barbara, und der nachgeborne Namen soll nur ziehen wie der interessante Titel eines banalen Schauspiels; — möglich jedoch, daß ihr schon die Mutter diesen Namen als Taufgeschenk in die Wiege legte. Fastrada enthält eine Prätension, gleichsam die Anweisung auf Außerordentliches; schon der Namen allein macht Reklame. Heißt man Fastrada, so kann man weder Nähmädchen noch Kammerzofe werden, dieser

Namen pocht geradezu an die Tempelpforte des Apollo oder der — Venus.

— Und Faſtrada wird heute bei dir ſingen?

— Ich ſchrieb ihr, — ſie lehnte ab; ich fuhr bei ihr vor, — ſie entſchuldigte ſich mit Unwolſein; ich ſchikte ihr voll Theilnahme meinen Arzt, — ſie beharrte bei ihrer Indiſpoſizion und zwar mit einer Stimme, die ſo friſch und hell klang wie Oſtergloken.

— Und doch behaupteſt du ihr Kommen?

— Ich habe es mir einmal in den Kopf geſezt und dem Botſchafter und der Fürſtin ſchon die Arie genannt, die ſie vortragen wird.

— Und nun?

— Graf Ottilio hat es übernommen, ſie mir an's Klavier zu liefern; begreifſt du jezt?

— Du Schlaue! für ihn iſt es allerdings Ehrenſache, die Macht ſeines Einfluſſes durch das Gelingen des Auftrags darzuthun.

— Es iſt ärgerlich genug, daß die Hiſtrionin uns der Gegenwart des liebenswürdigen Grafen ſo häufig beraubt, zur Sühne ſoll er ſie, ſobald wir es verlangen, zu uns herüberziehen.

— Gewiß, wenn jemand ſie dir bringen kann, ſo wird es Ottilio.

— Stille!. ich höre Gäſte kommen; — dacht' ich's doch, es ſind ein paar Literaten; dieſe Bande begreift es nicht, was es heißt: Anfang neun Uhr, und erſcheint mit dem Stundenſchlage. Ich habe dir früher die Theorie meines Umgangs mit ihnen mitgetheilt, jezt ſollſt du Zeuge der Ausübung ſein.

Zwei Männer von tadelloſem Anzuge traten ein und verneigten ſich, der kleinere offenbar in tiefer Verehrung.

Die Dame des Hauſes beglükte ihn mit einer franzöſiſchen Anrede; der Zwerg ſtotterte eine Fraſe in derſelben Sprache.

Die Baronin ſprach nun länger auf ihn ein; er entnahm nur, daß ſie eine Frage ſtellte. Seine Verlegenheit wuchs, er drehte den Hut in den Händen, als wollte er aus deſſen Tiefe die paſſende Antwort hervorſchütteln, er ſelbſt antwortete endlich nach der Vorausſezung, als habe die Dame ſich um das Wetter erkundigt.

— Ah, ja doch, lispelte die Baronin noch immer in ihrer Lieblingſprache, ich habe vergeſſen, daß ſie eigentlich nicht franzöſiſch reden, entſchuldigen ſie, daß ich es wieder einmal vorausſezte.

Nichts deſto weniger ſtellte ſie nun auch an den

Begleiter des Schüchternen eine Frage in derſelben Sprache.

Der Angeredete war der vor Kurzem erſt angekommene Gelehrte, von dem die Dame des Hauſes heute ſchon mit ihrer Freundin geſprochen hatte. Er antwortete deutſch und zwar mit ſo vernehmlicher Stimme, wie ſie in dieſen Räumen ſelten zu ertönen pflegte.

— Sehr gut, ganz richtig aufgefaßt, erwiderte die Dame, in welcher Stadt hatten ſie zulezt ihren Aufenthalt?

— Ich komme aus Leipzig, und bin hierhergekommen, um in den hieſigen Bibliotheken Studien zu machen, vielleicht auch um ein Journal zu gründen.

— Sie werden es nicht bereuen; man weiß hier Schriftſteller ihres Ranges zu würdigen. Doch vielleicht verurſacht ihnen mein franzöſiſches Geplauder Mühe, — wie, mein Lieber?

— Fahren ſie immerhin damit fort, wenn es ihnen Vergnügen macht, meine Gnädige.

— Sie verſtehen mich ohne Schwierigkeit?

— Gewiß.

— Das iſt ſchön; alſo nur das franzöſiſch Sprechen fällt ihnen ſchwer?

— Nicht daß ich wüßte.

— So, ſie ſprechen auch franzöſiſch?

— Ohne Zweifel.

— Sie beſchäftigen ſich wol mit dem Ueberſezen ins Deutſche?

— Umgekehrt, ich überſezte ins Franzöſiſche und ſchrieb auch ſonſt noch für pariſer Zeitungen.

— Iſt's möglich, — ja, aber warum ſprechen ſie nicht mir denn nicht franzöſiſch?

— Ich hege für die franzöſiſche Sprache zwar nicht die Abneigung wie mein Freund, ein preußiſcher Major, der einen deutſchen Geſandten bei Bismark verklagte, daß er nach dem Jahr 1870 mit den eignen Landsleuten noch franzöſiſch ſprechen wollte, aber ich glaube doch, daß wir Veranlaſſung haben in Deutſchland mit Deutſchen deutſch zu ſprechen.

— Sie Puritaner! aber einer Dame zu lieb werden ſie doch franzöſiſch ſprechen; ſehen ſie, wir ſind von Kindheit an ſo ſehr an dieſe Sprache gewöhnt, daß —

— Entſchuldigen ſie, das habe ich bei ihnen nicht vorausgeſezt.

— Nicht vorausgeſezt — warum?

— Das iſt für ſie wol gleichgültig, Frau Baronin.

— Sie reizen meine Neugierde! Sie dürfen mir den Grund nicht vorenthalten.

— Erlauben ſie, daß ich es gleichwol thue.

— Ich geſtatte es durchaus nicht, ſprechen ſie.

— Ich liebe nicht die Unwahrheit zu reden, möchte mich aber heute, da ich das erſte Mal in ihrem Salon erſcheine, auch nicht gerne ungalant oder als Pedant zeigen.

— Jezt dürfen ſie vollends nichts verſchweigen; heraus mit der Sprache!

— Nun denn, ſie befehlen: ich ſezte voraus, daß ſie, Frau Baronin, mit jemand, der Jahre lang in Paris gelebt hat, nicht gerne franzöſiſch ſprechen.

— Und warum?

— Sie ſchneiden mir jeden Rükzug ab, Madame: weil ich an ihrer Ausſprache eine jüdiſche Bonne aus Genf zu vermuthen glaubte, die den pariſer Schliff ſelbſt nicht gekannt hat.

Die Freundin lächelte ſchadenfroh, die Dame des Hauſes biß ſich in die Lippen und begann mit kaum unterdrükter Gereiztheit eine Polemik über die franzöſiſche Ausſprache.

Man redete nun deutſch, auch der kleine Literat faßte wieder Muth; der Doktor mit der lauten Stimme

wußte das Gespräch bei den Hörnern zu fassen und gab ihm eine andere Richtung.

Die Baronin sann auf Rache; hatte diesmal ihr erstes Mittel gegen vorlaute Literaten versagt, so vertraute sie um so mehr auf das zweite. Sie begann über Literatur zu reden und erging sich in breitem Lobe über die hervorragenden Schriftsteller der deutschen Glanzperiode. Der Doktor stimmte ein mit voller Ueberzeugung.

— Das freut mich, sagte die Dame, daß sie meine Begeisterung für Göthe und Schiller theilen; ich weiß dies um so mehr zu würdigen, da sie selbst Schriftsteller sind. Nicht wahr, an jene Herren reicht die Gegenwart kaum bis zu den Schuhriemen hinan?

— Sie blieben noch immer unerreicht.

— Sagen sie mehr: ihren genialen Schöpfungen lassen sich die Leistungen der Epigonen gar nicht vergleichen. Der Gegenwart geziemt nichts als Bescheidenheit; unser Jahrhundert drischt das zurükgebliebene Stroh jener gesegneten Ernten.

— Dennoch haben wir keinen Grund, uns über unsere Aufgabe zu beklagen. Die Gegenwart erzeugt allerdings nicht geniale Heroen in Kunst und Wissenschaft, aber unser Beruf ist es, die Errungenschaften jener

Kraftgenien des vorigen Jahrhunderts zum Gemeingute zu machen, wir müssen die Gipfel nivelliren und damit den ganzen Kulturboden ziemlich hoch legen. Ist dies einmal geschehen, dann werden neue Riesengeister erstehen, und wie unterirdische Erdbrände die Oberfläche der Geschichte und der Literatur abermals zu neuen Alpenhöhen empor heben.

— Recht schön gesprochen, Doktor, aber ich sehe die von ihnen angedeutete Aufgabe kaum gefördert, namentlich liegt ihr eigenes Fach, die Journalistik vielfach im argen.

— Auch das kann ich nicht zugeben; die Journalistik ist es eben, die das Nivelliren, die gleichmäßige Vertheilung der Wissenschaft und Kunst am erfolgreichsten betreibt; sie vergoldet gleichsam mit einem Metallklumpen, der sonst brach liegen würde, die halbe Erde.

Mehre Gäste erschienen, das Gespräch zwischen der Baronin und dem Doktor mußte beendet werden, ohne daß dessen Erfolg die erstere befriedigt hatte. Der Doktor war jedoch eine neue Erscheinung, er mußte jedenfalls an ihren Salon gefesselt werden, und sollte gut von ihr denken und ihr, wenn möglich, dankbar sein.

Mitten im Gespräche mit andern sann sie auf das taugliche Mittel hierzu; sie glaubte es gefunden zu

haben, indem sie ihn durch besondere Gunst auszuzeichnen beschloß.

Als er zufällig in ihre Nähe kam, wendete sie sich huldvoll lächelnd zu ihm: Sie werden die Güte haben, Fastrada, die heute auch kommt, zum Souper zu führen.

— Ich muß diesem Glüke entsagen, denn ich soupire nicht und werde mich früher entfernen.

— Wie, sie verschmähen es, die Korifäe der Oper zur Tischnachbarin zu haben?

— Ich habe heute bereits erfahren, entgegnete er mit ironischer Galanterie, daß die Rosen, je schöner und geistreicher sie sind, auch desto mehr Dornen tragen.

Die Baronin gab ihm einen Fächerschlag und fuhr fort: Sie werden heute auch den russischen Fürsten und den Gesandten ihres Landes kennen lernen.

— Wer mich als Mensch nicht interessirt, dessen Umgang suche ich auch nicht, wenn er Hermelin und Orden trägt.

— Sie sind unverbesserlich.

Die Gesellschaft kam jezt in vollen Gang, man zerstreute sich in die Nebengemächer, während die Baronin als Hausfrau im großen Sale repräsentirte.

II.

Als Graf Ottilio von der Baronin die Aufgabe übernahm, Faſtrada zu bewegen, an ihrem Geſellſchaftabende zu ſingen, dünkte ihm dies leicht erreichbar; er konnte nicht daran zweifeln, unter ihre Günſtlinge zu gehören, und nach ſeinem eignen Gefühle nahm er bei ihr ſogar einen näher ſtehenden Plaz in Anſpruch.

Nun, da er zur Durchführung ſeines Verſprechens ſchreiten ſollte, erſchien ſie ihm ſchwieriger; er verlor die Sicherheit des Erfolges, wenn er an die ſpröde Entſchiedenheit ſeiner Freundin dachte, ſeine Augen ſenkten ſich zweifelnd, noch bevor ſie ſich ihren ſtahlſcharfen, bezwingenden gegenüber befanden.

Gleichwol mußte gehandelt werden und zwar ohne Aufſchub, da die Geſellſchaft der Baronin auf den heutigen Abend angeſezt war. Er beſchloß alſo zu Faſtrada zu gehen, ſeine Bitte aber erſt dann vorzubringen,

wenn er im Laufe des Gespräches die günstige Stimmung voraussezen konnte.

Die Wohnung Fastradas unterschied sich wesentlich von der anderer gefeierter Künstlerinnen; sie war bequem aber einfach, mit allen Nüzlichkeiten versehen entbehrte sie die anspruchsvollen Reize kleiner Mätressen.

Als er in den Vorsal trat, verklang in ihrem Wohnzimmer die lezte Strofe eines Liedes. Fastrada sang nur mehr wenige Töne, aber es war, als ob der Engel der Harmonie über dem begleitenden Klaviere emporschwebe, ihre Stimme klang wie eine himmlische Offenbarung herzerschütternd und doch wieder beruhigend. Ottilio konnte sich dem Eindruke nicht entziehen, er hilt horchend an, nicht etwa aus konvenzioneller Artigkeit, sondern in unwillkührlicher Sehnsucht. Erst als keine Strofe mehr folgte und als er bald darauf das Zuschließen des Flügels hörte, trat er ein.

— Willkommen, lieber Freund, grüßte ihn die Sängerin und reichte ihm mit ungezwungenem Wolwollen die Hand, sie kommen heute zu ungewohnter Stunde.

— Gestatten sie, daß ich mich bei meinen Idealen erhole.

— Wovon?

— Von der Leere des Werkeltags da draußen.

— Eine ſechsundzwanzigjährige Sängerin hat zu viel Reales erfahren, um die Geiſter ihrer Ideale bei ſich zu beherbergen.

— Wohin ſollen ſie ſich aus dem Leben flüchten, als zur Kunſt?

— Glauben ſie mir, die Kunſt — mindeſtens wenn ſie auch nach Brod geht — muß faſt mehr mit der Wirklichkeit rechnen, als das Handwerk.

— Genügt nicht ein Ton aus ihrer Kehle, um all die Schatten zu vertreiben, — ein aufjauchzender Laut ihrer Stimme, um über die Gemeinheit des Lebens zu erheben.

— So ſpricht ein Enthuſiaſt; der Primadonna ſelbſt ſtehen andere Erfahrungen zur Seite. Jeder gelungenen Strofe mußten hundert ſchwere Verſuche vorausgehen, hinter jeder Roulade ſtehen endloſe Uebungen in Tonläufen und Trillern. Und dann, wie mühſelig war es, Zeit und Lernen der Noth und dem Bedürfniſſe abzuringen; welche lange Reihe von Sorgen und Entbehrungen, nicht bloß von eignen, ſondern von denen geliebteſter Perſonen mußte überſtanden werden, bis die Sängerin endlich vor das große Publikum treten konnte. Mißlingen und Furcht des Mißlingens waren ihr Theil, Hohn und Mitleid marterten ſie, ehe der Zufall das erſte Gelingen vermittelte.

— Aber sind die Hindernisse einmal besiegt und abgethan, dann fliegen die Kränze und sie wird unter die Götter versezt.

— Von wem? von der Klaque des obersten Stokwerks, die sie anfangs noch dazu aus eigener Kasse bezahlen muß. Und doch klafft noch immer der tarpejische Fels dicht daneben. Ein mißlungener Ton an entscheidender Stelle, ja noch mehr eine augenblikliche Laune des Publikums, Mißgunst und Kabale unterbrechen plözlich ihre schönsten Erfolge und zunächst dem Lorbeer fliegt ein Strohkranz auf die Bühne.

— Das hat Fastrada nicht zu befürchten, sie hat für immer gesiegt, und die Hallen der großen Oper erdröhnen vom Beifallsturme der ihr zujauchzenden Menge.

— Vom Beifallsturme — wiederholte nachdenklich die Sängerin, und glauben sie, daß er mich erfreuen kann, während die frechen Blike aus dem Herrenparkete mich beleidigen, wenn ich all die blasirten Gesichter alter Diplomaten und wuchernder Börsejuden, die verständnißlosen Augen liebesüchtiger Komtessen, die geschminkten Larven verblühter Koketten in den Logen vor mir sehe? Ich rede nicht von dem unzurechnungsfähigen Publikum der lezten Gallerien, — glauben sie

mir, der Beifall unſerer Elite iſt oft nicht minder werthlos und beleidigend. Was hat die Begeiſterung in meiner Bruſt mit dem Bettelpfennige oder mit dem Füllhorne dieſer Anerkennung zu ſchaffen? Ich liebe den Geſang und ſinge gerne, aber ich möchte dabei allein ſein oder doch nur mit Gleichgeſinnten. Wiſſen ſie, wann ich mich am eignen Geſange am meiſten erfreute? Es war in abgelegener Gegend; ich ſtand auf der Zinne einer Burgruine, mir gegenüber ging der Mond über einem bewaldeten Hügel auf, und ich ſang ins Thal hinunter:

Füllest wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch ein Mal
Meine Seele ganz —.

Nur die Geiſter der Einſamkeit und der Nacht horchten damals, aber auch meine Seele war aufgelöſt in der Pracht des Mondlichtes, im Zauber des Geſangs; er durchrieſelte mich ſüß wie Mondſtrahlen, labend wie der Thau der Nacht. Damals genoß ich ganz die Macht des Geſanges, damals war ich von meinem eigenen Können entzükt und begeiſtert.

— O, hätt' auch ich ihren Geſang damals gehört, wär' ich bei ihnen auf dem Söller der Burgruine geſtanden!

— Sie hätten es gedurft, Ottilio, vor ihrer Gegenwart wäre meine Begeiſterung nicht zerfloſſen.

— Ich danke ihnen, Faſtrada, daß ſie mich als Zuhörer nicht verſchmähen. Nicht gegen das Publikum, fuhr er nach einer Pauſe fort, ſind ſie ungerecht, ſondern gegen ihre eigene Stellung als Künſtlerin. Abgeſehen von ihren Triumfen iſt ſie auch in geſellſchaftlicher Beziehung eine bevorzugte. Die Dame der Ariſtokrazie iſt, ſo wie die Bürgerfrau an das gemeine Geſez, an die Sitte der Menge gebunden; will ſie im eigenen Intereſſe oder ſelbſt in dem der Menſchheit dieſe übertreten, ſo muß ſie es heimlich thun wie eine Sünderin, oder ſich dem allgemeinen Tadel ausſezen: die Künſtlerin iſt von ſolchen Hinfälligkeiten emanzipirt, ihr iſt die Freiheit der Bewegung erlaubt, ihre Empfindungen muß ſie nicht wie ihr Schoßhündchen an der Leine des Hergebrachten hinter ſich fortſchleppen, ſelbſt ihre Genüſſe haben nur die Grenze des menſchlich Edlen einzuhalten. An ihr wird als Genialität bewundert, was man beim gewöhnlichen Weibe als Zügelloſigkeit bezeichnet. Nur der Künſtlerin iſt es geſtattet, rein menſchlich zu fühlen und zu handeln.

— Ich bin nicht ſicher, ſie völlig zu verſtehen; aber

von einem bin ich überzeugt: auch unſeren Gefühlen und Genüſſen geben erſt die Pflichten Halt und Dauer.

— Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, heißt doch nur: mache nie jemand unglüklich oder dich ſelbſt glüklich auf fremde Koſten. Dieſes zweite allgemeine Gebot der Liebe läßt hundert Ausnahmen zu von den zehn ſpeciellen Geboten.

— Dieſe lezten können wir gleichwol nicht entbehren, ſie müſſen uns zähmen und disziplíniren, denn wir ſind allzumal Egoiſten — tugendhafte und laſterhafte, die ohne deutlich ausgeſprochene Geſeze nur ſich glüklich, andere aber unglüklich machen würden.

— Das Genie braucht keine allgemeinen Geſeze; die Ausnahme darf ihm zur Regel werden; es macht ſich ſelbſt ſein Geſez und hat die Kraft es zu befolgen.

— Dann wäre die Gefahr vorhanden, bemerkte lächelnd die Sängerin, daß ſich jedes Genie ein anderes Geſez machte, und das, was dem einen als Laſter gilt, dem zweiten Tugend wäre. Schon bei angrenzenden Staaten iſt es gefährlich, wenn ihre Geſeze verſchieden ſind, bei Leuten deſſelben Umgangskreiſes würde es zu heilloſer Verwirrung führen.

— Dennoch bleibt es wahr, daß die Regel nie über die Mittelmäßigkeit erhebt; nur die Ausnahme iſt genial.

— Ich werde erſt heute gewahr, welch gefährlicher Geiſt mich in nächſter Nähe bedroht.

— Und doch werden ſie ihn nicht daraus verbannen?!

— Vermag ich es, da ich ihm für einen Ritterdienſt tief verpflichtet bin?

— O, nicht wegen einer unbedeutenden That, der ſich kein Mann von Ehre entzogen hätte, ſollen ſie mich begünſtigen! ſie müſſen mich um ſich dulden um meiner ſelbſt willen, wegen meiner eingebornen Eigenſchaften und Fehler.

— Zum Glüke bin ich kein ſchüchternes Kind, und halte die Zügel meines Lebens in feſter Hand. Ich verſtehe nicht einen Wagen zu lenken wie ihre Gräfinnen, aber meiner eigenen Führung bin ich ſicher.

— Das Glük, um ſie zu ſein, mag ich nicht jenem geringfügigen Ereigniſſe verdanken; doch bin ich jezt eigennüzig genug, mich darauf zu berufen, um eine äußere Gunſt von ihnen zu erbitten.

— Sie machen mich neugierig.

— Beſuchen ſie heute die Geſellſchaft der Baronin und ſingen ſie dort eine Arie oder, wenn ſie es vorziehen, irgend ein kleines Lied.

— Sind ſie der Vergnügungsmeiſter der Baronin?

— Das nicht, aber ich bitte ſie gleichwol, erfüllen ſie ihren Wunſch.

— Lieber Ottilio, ſie kennen meine Ueberzeugungen; wenn irgend jemand, ſo müſſen wir, die wir allein ſtehen, Grundſäze haben.

— Leben ſie nach dieſen Grundſäzen, wenn es ſich um das handelt, was ſie Moral und Sitte nennen; aber in einer gleichgültigen geſellſchaftlichen Frage gewähren ſie ihren Freunden ein liebenswürdiges Zugeſtändniß.

— Sie wiſſen, ich meide die große Welt, und ſinge nie in ſolchen Abendgeſellſchaften.

— Machen ſie diesmal eine Ausnahme bei der Baronin; ſie werden mit Beifall überſchüttet werden.

— Er beängſtigt mich hinreichend auf der Bühne; außer der großen Oper will ich meine Freiheit bewahren.

— Die Baronin läßt ihnen ſagen, daß ihr Erſcheinen, daß ihr Geſang der heutigen Geſellſchaft erſt die Weihe der Kunſt, den Glanz geben ſoll, um den ſie von allen beneidet werden wird.

— Sie möge mit neuen Tapeten, mit Kunſtſchnizereien und Vergoldungen ihre Gäſte überraſchen; ich tauge nicht für die Erſazrolle des koſtſpieligen Zierathes.

— Aber sie singen doch auf dem Theater, sie scheuen gewiß kein Publikum.

— Ja, Graf Ottilio, ich trete in der Oper auf, weil dies mein Broderwerb ist, weil ich nach schweren Jahren des Lernens und der Entbehrung es dahin gebracht habe, eine beliebte Sängerin zu sein und für meine Stimme einen festen Preis zu erreichen. Dort muß ich als Künstlerin mich dem Beifalle der Menge, allenfalls auch ihrem Tadel aussezen; verschonen sie mich mit der Zumuthung, mich auch dilettantenhaft weiter ausbeuten zu lassen.

— Machen sie diesmal mir zu Liebe eine Ausnahme.

— Ihr Beharren ist nicht großmüthig.

— Tadeln sie mich; — ich gehe noch weiter, um des Dienstes willen, den sie mir noch heute zu Gunsten gerechnet haben, bitte ich sie: besuchen sie die Gesellschaft der Baronin.

— Wollen sie meinen Gesang hören, ich singe ihnen eine Arie, ein Lied, was sie wollen, Ottilio! fahren wir hinaus auf die Ruine ihrer Stammburg, und ich singe aus ihrem Ahnensale:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz ....

— Man thut mir die Ehre an, unterbrach ſie der Graf, zu behaupten, Faſtrada verwerfe nicht meine Huldigungen, und ich habe der Baronin mein Wort gegeben, daß ich ſie in ihre Soirée bringe.

— Das war ſehr zuverſichtlich, Herr Graf, mindeſtens leichtfertig.

— Verzeihen ſie, wenn ich gefehlt habe, aber ſezen ſie mich nicht den Wizen der Geſellſchaft aus.

— Ich oder ſie müſſen die Koſten ihrer Uebereilung tragen.

— Seien ſie diesmal großmüthig, ſie wird kein Wiz, nur Dank und Bewunderung erreichen.

— Machen ſie mir mein Verſagen nicht ſo ſchwer. Ich kann nicht, alſo werde ich auch nicht.

— Für dieſe Hartnäkigkeit finde ich kein Richtmaß in mir, ſagte der Graf, indem er aufſtand; ich weiß zwar ſelbſt nicht, wie weit ich noch Herr meiner Entſchlüſſe bin, aber dieſer Starrſinn könnte ihnen leicht ihren aufrichtigſten Verehrer koſten.

— Vielleicht, Ottilio, erwiederte ſie langſam und ernſt, wäre dann auch eine Gefahr an mir vorüber gegangen.

Graf Ottilio ging heute das erſte Mal, ohne vorher Faſtradas Hand zu ergreifen.

III.

Der Literatenklub war heute zahlreich besucht; es bestand die Einrichtung, daß er sich nicht auf Schriftsteller beschränkte, und daß die gelehrte Konversazion kein Mußstük, sondern daß auch für Spiel und Leibesnahrung genügend gesorgt war. So pflegten denn die strebsamen jungen Männer der Stadt dort den Karten und dem Billard zu obliegen, zu soupiren und unter fördernden und angenehmen Gesprächen ihre Zigarren zu rauchen. Nach dem Theater und nach größeren Gesellschaften vermehrte sich der Zuspruch gewöhnlich in ansehnlicher Weise.

So geschah es auch heute. Einige junge Herren hatten die Soirée der Baronin schon zeitlich verlassen, und zogen das einfache Mal unter Gesinnungsgenossen den Delikatessen vor, die dort erst servirt werden sollten. Im Klube war es bereits bekannt, daß die Baronin heute keinen glüklichen Abend hatte; man hatte die

Abweiſung erfahren, die ihr vom jüngſt angekommenen Doktor zu Theil ward, man wußte, daß ihr Geſicht dann noch bedenklich länger wurde, als ihr Graf Ottilio das Fernbleiben Faſtradas meldete, und daß viele Gäſte, welche die Erwartung ihres Geſanges heute hingelokt hatte, nach dieſer Enttäuſchung geräuſchlos verdufteten.

Man lachte ſchadenfroh über die vornehme Dame, und ſchüttelte, als er kam, dem pariſer Doktor, der nicht franzöſiſch reden wollte, voll Zuſtimmung die Hand. Auch er zog die Speiſekarte des Klubs dem Büffet der Baronin vor und nahm in zahlreicher Geſellſchaft an einem der Tiſche Plaz.

Das Geſpräch kam bald in lebhaften Zug; es konnte nicht fehlen, daß der neue Ankömmling ohne ſeinen Willen in den Mittelpunkt deſſelben gedrängt wurde. Man ſprach von dieſem und jenem, von Plänen und Verſuchen, von neuen Drukwerken, von Kunſtleiſtungen und Journalen. Einer der Gegenwärtigen plazte ihm gegenüber endlich mit der Frage heraus: Und welche Abſichten haben ſie zu uns geführt?

An dem raſchen Verklingen anderer Geſpräche konnte man entnehmen, daß dieſe Frage vielen auf der Lippe ſaß, daß man ſie als eine indiſkrete zurükgedrängt

hatte, nun aber, da ſie einmal ausgeſprochen war, der Beantwortung neugierig entgegenhorchte.

— Ich möchte eigentlich ein Journal gründen oder die Leitung eines beſtehenden übernehmen.

Einige Hälſe wurden länger und ein paar Herren wären am liebſten von ihren Sizen aufgeſprungen.

— Fürchten ſie nichts, meine Herren, das Ziel, das ich dabei im Auge habe, iſt von dem ihren verſchieden, und ich beſorge, daß ich vorläufig ohne Leſer arbeiten werde.

— Wollen ſie ein Fachjournal auf die Beine ſtellen, allenfalls über die Reblaus, — oder ein Journal für Blinde, Taube oder Geiſteskranke? Rechnen ſie dabei auf unſere Unterſtüzung.

— Ich möchte in meinem Journale die Fraſe bekämpfen.

— Die Fraſe, die Fraſe — tönte es, von verſchiedenen Ausrufungen unterbrochen, von allen Seiten.

— Vergreifen ſie ſich nicht an der Fraſe, an der heiligen Fraſe, —

Denn wo Gedanken fehlen,
Stellt ſich zur rechten Zeit die Fraſe ein.

— Läſtern ſie die Fraſe nicht; wie nett und gemüthlich ſieht es allenthalben aus, wo dieſe Roth-

helferin das rohe Fachwerk mit bunten Tapeten überkleidet ; ſezt man noch Lak und ein paar Goldleiſtchen darauf, ſo denkt kein Menſch mehr daran, daß ſich darunter nichts als hohler Raum und Riegelwände befinden, daß Mäuſe und ſonſtiges Ungeziefer in den Klüften umherkriecht.

— Sie wollen die Fraſe bekämpfen, begann ein alter Journaliſt, das iſt jedenfalls eine Herkulesarbeit, und da die meiſten von uns einen Klubnamen tragen, ſo wollen wir ſie mit ihrer Erlaubniß in unſerem Kreiſe Doktor Herkules rufen.

Doktor Herkules ſtörte nicht die beginnende Heiterkeit und dankte für ſeinen neuen Namen, er verſicherte zu wiſſen, wie ſchwer ſeine Aufgabe, wie unſicher ſelbſt der geringſte Erfolg ſei. Im Verlaufe des Geſpräches verrieth er einiges aus ſeiner Vergangenheit.

— In den Jahren der Revoluzion galt ich als blutjunger Burſche für einen Reakzionär und wäre als ſolcher von einem Landſturme einmal beinahe erſchlagen worden; jezt zeiht man mich radikal ſozialer Geſinnung und möchte meine Gegnerſchaft am liebſten als ſtaatsgefährlich lahm legen. Mein Verbrechen iſt, daß ich heute wie damals Maß halte, daß ich das Weſen will und daß mich lakirter Staub nicht befriedigt.

— Hüten ſie ſich! Die Fraſe iſt die herrſchende Zeitidee; wer ihrer Fahne nicht folgt, den ſtampft der Zeitgeiſt unter ſeine Roſſe.

— Sie wollen nur Realitäten; uns genügt es, wenn die Staatsarchitekten eine neue Verfaſſungsfaſade herſtellen, mag ihr auch Dach und Schirm fehlen.

— Mir war einſt die liberale Fraſe ein Gräuel, jezt iſt mir die Fraſe der rükdrängenden Staatskunſt nicht minder verabſcheuungswerth. Man klapperte damals mit Worten; das Geraſſel iſt heut zu Tage kein geringeres; penſionirte Demokraten, deren Mundwinkel von Vertrauenſeligkeit triefen, bewundern und preiſen jeden Tritt und Fehltritt der Regierung. Verkündet der Finanzminiſter einen Jahresabgang von fünfzig Millionen Thaler, ſo lobt man, daß er Klarheit in die Situazion gebracht hat, und ſein Vortrag wird als ein ſtaatsmänniſches Muſterſtük geprieſen. Wäſcht die Regierung über die Niederlage der Induſtrie ſich wie Pilatus die Hände, ſo wird von den Fanatikern der Bewunderung auf die Selbſthülfe als auf das einzige Mittel hingewieſen; faſelt ein Diplomat von einem ſchwarzen Punkte, den er irgendwo am Freudenhimmel entdekt haben will, ſo überpinſelt die Fraſe alle Eken mit ſchwarzen Patronen. Allgemeine Wehrflicht und

neue Armaturen rufen einen Sturm der Begeiſterung hervor; kein Patriot dürfe für weniger als für die höchſten Forderungen des Kriegsminiſters ſtimmen. Jeder Staat muß bis an die Zähne gerüſtet bleiben, weil keiner mit der Entwaffnung beginnen will, und als populärſter Kriegsminiſter würde von der patriotiſchen Fraſe derjenige geprieſen werden, der auch die Frauen für Amazonenbataillone aushöbe, und die höchſten Kredite für Streitwagen und Dampfkanonen begehrte. Dabei wird nach wie ehevor das Heerweſen der Uniform geopfert.

— Gründen ſie immerhin eine Zeitung, Doktor Herkules, nennen ſie ſie allenfalls Olivenblätter; bis ſie unſere Abonnenten und unſere Inſerate ſchmälern, ehe wächſt mein Bart ſiebenmal um den Redakziontiſch.

— Weil wir unter uns ſind, ſo will ich ihnen gerne einige unſerer kleinen Geheimniſſe verrathen. Machen ſie es ſo wie der Zwergdemokrat, der bei den Fleiſchtöpfen der Baronin zurükblieb und dort vielleicht eben die Terrine einer Trüffelpaſtete ausſchöpft; ſehen ſie, der weiß niemals, was ſein Leitartikel enthalten ſoll, er ſizt beinahe gedankenlos am Pulte, bis er dafür einen zughaften Titel gefunden hat. Steht aber einmal an der Spize ſeines Schreibbogens: Der Suez-

kanal in einem Wasserglaſe, — oder allenfalls: Varzin unter dem Aukzionshammer, — oder: Der Großtürke ſtellt ſich dem Konklave als Kandidat für die dreifache Krone, — ſo fliegen ihm die Gedanken wie Wanderwachteln zu, dann vermag er ſelbſt mit ſtenografiſchen Zeichen der Telegrafenſchnelle der hinblizenden Säze nicht mehr zu folgen.

Die Genoſſen lachten über den abweſenden ſo wie über den vortragenden Kollegen.

— Ich ſelbſt, bemerkte der Hofpubliziſt, verfolge eine andere Methode: ich liebe es, auf ſchwere Bedenken und Gefahren hinzuweiſen, ich berufe mich ohne nähere Bezeichnung auf Thatſachen, deren jeder Verſtändige ſich wol erinnere, — ich verſchweige die Gründe aus Achtung, weil die erleuchteten Leſer ſie ohnedies errathen, — wer wollte nun ſo wenig verſtändig, ſo unerleuchtet ſein, um von meinem Blatte noch mehr zu verlangen? Meine Politik iſt die des Geheimniſſes; ich weiß alles, doch Diskrezion und Vaterlandsliebe verſiegelt mir die Lippen. Verfügt die Regierung etwas, das der allgemeinen Billigung gewiß iſt, ſo füge ich bei, daß ſie den wiederholten Winken meines Blattes nachgekommen iſt, nur dem unermüdlichen Andringen meines Blattes war die heilſame Maßregel zu verdanken.

Die Heiterkeit des Journaliſtenkreiſes kam zu lautem Ausbruche, als jezt der kleine Demokrat, den vor ein paar Stunden die franzöſiſche Anrede der Baronin niedergeſchmettert hatte, wolgenährt und angeheitert hereintrat. Er verkündete die völlige Niederlage der Soirée; auch der ruſſiſche Fürſt und der neue Botſchafter waren nicht gekommen, dafür hatte er und ſeine Geſinnungsgenoſſen die für jene vorbereitete Azung und die feineren Weine der Baronin ſich um ſo beſſer ſchmeken laſſen. Er meinte, dies ſei vorläufig für die Demokrazie die beſte Methode, die Ariſtokraten zu vertilgen.

Man lobte Faſtrada, daß ſie dem Wunſche der Baronin nicht entſprochen habe, und mehr als eine Stimme wußte auch ihre Unbeſcholtenheit zu rühmen.

— Entſchuldigt, meine Freunde, ich meinerſeits halte nicht viel auf die Theorie und auf die Praxis der keuſchen Tugend, denn — ſagt was ihr wollt — ſie verſtößt gegen das Reinmenſchliche in unſerer Natur, ſie ſündigt gegen Jugend und Schönheit, die ihre Sendung erfüllen ſollen und nicht ungenoſſen verlodern dürfen. Ich achte vielmehr unſere Dienſtmädchen, die ihr Leben rükhaltlos auf jeden Liebesakt ſezen. Eure ſpröden Weiber ſehen überdies meiſt aus wie die Eva Dürers: könnt ihr daran eine Freude haben und mit

ihnen das Leben genießen? Häßlichkeit und Alter sind die Zwangsjake der Tugend.

— Sie scheinen dem Manne den gefahrlosen Liebeskultus vorzubehalten, dem Weibe nur das passive Genossenwerden. Sie können sich dabei allerdings auf die Autorität Göthe's berufen, sein Faust kommt im zweiten Theile zu allen Ehren und raffinirten Genüssen, nachdem er im ersten Theile Gretchen dem Hochgerichte überlassen hat.

— Die Errungenschaft der Ehe haben wir, wann wird uns die Errungenschaft der freien Liebe zu Theil werden?

— Schade, daß uns Doktor Herkules verlassen hat; ich wäre neugierig zu hören, was er zu ihren Auslassungen über die Aesthetik des fünften Sinnes zu bemerken hätte.

Doktor Herkules hatte sich während den lezten Reden zu einem nahe stehenden Tische gesezt, von dem ihn ein Bekannter begrüßt hatte. An diesem Tische befanden sich Leute aus einer anderen Gesellschaftschichte, strebsame junge Männer, die gerne Karrière machten, darunter Künstler, Kavaliere und angehende Beamte. Der Stoff des Gespräches war dort ein anderer, man verbreitete sich über das Parveniren, und mehr als

einer drükte den lebhaften Wunsch aus, sich so schnell als möglich hinauf zu arbeiten. Man sprach über die verschiedenen Arten empor zu kommen, und ließ dem Zufall und der Laune die Ehre, das Beste dabei zu thun.

— Ich hatte, begann ein Offizier, einen Hauptmann als Vorgesezten, der im früheren Feldzuge eine Brüke zu vertheidigen hatte. An dem Tage, als der Angriff geschah, litt er an einem heftigen Fieberanfalle, er konnte ohne sein Verschulden an dem Gefechte nicht Theil nehmen; vom Froste geschüttelt lag er fast unzurechnungsfähig im Wirthshause hinter der Mauer eines Fensters. Der nächststehende Offizier kommandirte statt seiner, und, nachdem dieser gefallen war, ein zweiter und dritter, denen Arm und Beine zerschmettert wurden. Der Feind wurde zurükgeschlagen, die Affäre war für den nächsten Fortgang des Feldzugs entscheidend; mein Hauptmann bekam den Orden der Tapferkeit, seine Stellvertreter ein ehrliches Begräbniß und künstliche Beine.

— Ja, ja, es wäre allerdings recht süß, für das Vaterland zu sterben, wenn man dann nur auch noch ein paar Duzend Jahre für dasselbe leben könnte.

— Ich meinerseits möchte durch wirkliche Verdienste parveniren, betheuerte ein junger Mann, der bei der

Staatsanwaltschaft eingetreten war, mit den gemeinen Diebstählen und Todtschlagfällen ist nichts anzufangen, aber legt einmal einen weltbewegenden Monsterprozeß in meine Hände und ihr sollt sehen, was ich zu leisten vermag. Täglich bitte ich die Götter um die Vergantung Rothschilds, der Nazionalbank oder der größten Eisenbahn, vertraue man die Amthandlungen dann meinen Händen und ich liefere Chef und Handlanger duzendweise an das Messer. Oder — falls es das Schikal vorziehen sollte — möge endlich wieder einmal ein himmelschreiender Mord begangen werden, eine dunkle That, deren Urheber unfindbar scheint wie die Quadratur des Zirkels: ich will das Geheimniß lüften, das Werk soll nicht länger des Thäters, das Schaffot eines Sühnopfers entbehren. Ich würde verdächtigen, verhaften, untersuchen, und der Glanz meines Plädojers würde Geschworne und Richter überwältigen.

— Würden sie nicht fürchten, bemerkte Doktor Herkules, durch die Künste ihrer Beredtsamkeit Unschuldige zur Verurtheilung zu bringen? Ich erinnere mich eines Falles, der sich während meiner Anwesenheit in Frankreich zu Orleans ereignete: Ein neu ernannter Procurator hatte Verlangen, seine etwas zweideutige Beförderung zu rechtfertigen und sich öffentlich auszuzeichnen.

So wie ſie, wünſchte auch er ſich eine berühmte Rechtſache zur Behandlung, und — ſiehe da — ſie ließ nicht lange auf ſich warten. Eine alte Gräfin wurde in ihrem Landhauſe ermordet und beraubt, keine Spur eines Thäters war vorhanden; der Prokurator forſchte nach und kombinirte; außer der Hausdienerſchaft, auf die kein Verdacht fiel, wurde nur die Gegenwart eines jungen Savojarden am Orte der That erhoben. Der ehrgeizige Beamte fand einige Anhaltpunkte für Verdacht, er beutete ſie aus und beharrte auf der Schuld des jungen Menſchen. Dieſer kam vor die Aſſiſen, der Prokurator reihte in ſeiner Rede ſcharfſinnig Ring an Ring, er ſtellte die Schuld des Angeklagten als zweifellos dar und umſtrikte ihn mit dem vernichtenden Neze ſeiner Beredtſamkeit. Die Geſchwornen wurden hingeriſſen, der Kopf des Savojarden verfiel der Guillotine. Einige Monate ſpäter wurde der wirklich Schuldige entdekt, der ſchuldlos Gemordete blieb allerdings todt, doch der ehrgeizige Prokurator wurde ſchwermüthig. Sobald er Abends an ſeinem Schreibtiſche ſaß und arbeiten wollte, ſchwebte zwiſchen den Lichtern das Haupt des Guillotinirten, das ihn in den Wahnſinn trieb.

— Ihr Prokurator, bemerkte der ſtaatsanwalt-

ſchaftliche Funkzionär, war jedenfalls ein mattköpfiger Burſche: er hatte den Savojarden ja nicht verurtheilt, er ſtellte nur die eine Seite der Sache dar und hatte nichts als ſeine Schuldigkeit gethan. Wollen ſie den Vertheidiger deswegen für einen Freund des Laſters und für einen Feind der öffentlichen Sicherheit erklären, weil er ſelbſt den ärgſten Schurken als ſchuldlos darſtellt und deſſen Freiſprechung mit warmen Worten beantragt? Ich auf meinem Standpunkte würde mich über den Unfall, der den Savojarden betraf, nicht alterirt haben, — nur die Geſchwornen und das Gericht hatten ihn zu vertreten.

— Sehen ſie, unterbrach ein angehender Arzt die Kontroverſe, der Weg, auf dem ich parveniren möchte, iſt viel harmloſer, ich möchte es durch impoſante Kuren, allenfalls durch das Kraut gegen den Tod. Wäre es mir doch gegönnt, Schädel von einer Schläfe bis zur andern zu trepaniren, oder das Herz auszuſchneiden und es entfettet und waſſerlos wieder an ſeinen Plaz zurükzuſtellen; oder vermöchte ich zum mindeſten einen Homunkulus mit Erfolg anzuſezen: aber nichts von all dem will mir gelingen. Heut zu Tage parvenirt ein Arzt überhaupt nur, wenn er Spezialiſt wird; doch welches Fach ſoll ich ergreifen? überall iſt man mir

bereits zuvorgekommen, die ärztliche Spekulazion hat jede menſchliche Schwäche bereits ausgebeutet.

— Werden ſie Irrenarzt, rief Doktor Herkules, die Zukunft gehört dem Wahnwize.

— Ich hab' es verſucht, ich glaubte auf richtiger Spur zu gehen und ſchmeichle mir, das Arkanum gegen den Irrſinn entdekt zu haben. Als Aſſiſtent bekam ich einen Kranken unter die Hand, der von der fixen Idee beſeſſen war, der Antonius von Padua zu ſein. Als ich ihn in die Kur übernahm, fragte ich ihn, wer er ſei, und mit Zuverſicht gab er ſich mir als jenen Heiligen zu erkennen; ich drükte Zweifel dagegen aus, er wies ſie mit Stolz zurük; ich widerſprach, er wurde tobſüchtig; da befahl ich, ihn in ſeine Zelle zurükzubringen. Am nächſten Tage ließ ich ihn wieder vorführen und fragte ihn abermals, wer er ſei. — Der heilige Antonius von Padua, lautete die Antwort. Er wurde nun in einen Zwangſtuhl geſezt, und ich rieth ihm, meine Zweifel gegen ſeine Behauptung wol zu erwägen. Auf meine wiederholte Frage erfolgte die frühere Antwort; kaum war ſie ausgeſprochen, ſo brauſte auf meinen Wink aus der Douche über ſeinem Sizplaze ein gewaltiger Strahl kalten Waſſers auf ſeinen Scheitel, Er konnte ſich ihm nicht entziehen, ſchlukte das ablau-

fende Waſſer und ſchnappte nach Luft. In einer kurzen Pauſe, die ich folgen ließ, fragte ich abermals, wer er ſei? Der Antonius von Padua, rief er mühſam zu Athem kommend; ſogleich ſtürzte ihm der Waſſerſtrahl von neuem über Geſicht und Scheitel. In der nächſten Pauſe blieb er die Antwort auf meine Frage ſchuldig; dies genügte mir nicht, ich ließ dem Waſſer wieder freien Lauf. Abermals Unterbrechung und Frage; ſobald er ſich erholt hatte, antwortete er mir ſchüchtern, er wiſſe nicht, wer er ſei. Ich winkte wieder, doch ſobald das Waſſer zu ſpielen begann, ſchrie er laut und heftig, er ſei nicht der Anton von Padua. Ich hatte dieſe Prozedur kaum einige Tage wiederholt, als mein Narr, wenn ich ihn vorführen ließ, ſich in Betheuerungen erſchöpfte, nicht der paduaner Heilige zu ſein. Jezt glaubte ich gewonnen und ſeine fixe Idee für immer vertrieben zu haben. Ohne dem Direktor der Irrenanſtalt mein Arkanum zu verrathen, machte ich voll Selbſtvertrauen Anſpielungen darauf und führte ihm die erſte Probe meines Erfolges vor. Der Narr machte mich nicht zu Schanden, er ſchwor, nicht der heilige Antonius zu ſein, und wurde als geheilt entlaſſen, ich aber für die raſche Kur öffentlich belobt. Leider befand ſich ungefähr eine Woche ſpäter der

Direktor der Irrenanstalt in meiner Gesellschaft, als uns mein kaum erst Geheilter vor Augen kam. Er lag in der Straßengosse, und während er sich darin herumwälzte, schrie er voll Begeisterung: Ich bin der heilige Antonius von Padua, — ja, ich bin der heilige Antonius von Padua! Das war das Ende meiner Kur; die erste Probe mißlang, aber meine Theorie ist richtig und ich werde sie noch zur Geltung bringen.

— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! rief einer der Bekannten unter allgemeinem Gelächter.

— Und doch parvenirt gerade die Schönheit am häufigsten und schnellsten; sehen sie unsere Theaterprinzessinnen an, die durch ihre Schönheit häufig zu wirklichen werden.

— Aber dabei hilft die Kunst nach, die Kunst zu singen, zu spielen, zu tanzen und sich geschikt zu schminken.

— Selbst durch das Laster kann man parveniren, sei's durch falsche Karten und Würfel, sei's durch die überwältigende Kraft der Liebe, wie die Dübarri sie dem fünfzehnten Ludwig in Aussicht stellte, und dann ihre Verheißungen noch übertroffen hat.

— Ich will in edlerer Weise parveniren, und ich werde es! rief mit himmelwärts kokettirenden Augen der Virtuos, der ebenfalls an diesem Tische saß, ich

werde eine unſterbliche Oper komponiren: ich trage bereits einen großen Stoff in mir herum, und in den Stunden der Begeiſterung umſchweben mich berauſchende Melodien. Nur eines ärgert mich: wenn ich die Noten auf's Papier geworfen habe, entdeke ich manchmal nachträglich, daß ſchon irgend jemand die gleichen muſikaliſchen Gedanken gehabt hat.

— Das iſt Kongruenz der Ideen; oder es ſind wol Plagiate, die ſich jene unberufenen Vorläufer erlaubt haben.

— Doch Geduld, ich werde gleichwol das Niedageweiene erreichen. Könnt ihr die Menſchheit nicht frei machen, nun wol, ich will die Muſik befreien.

— Ja, thun ſie das; die Terzen und Quinten, die Quarten und Oktaven haben das Genie ſchon lange genug geknechtet, betreten ſie neue Pfade, legen ſie ihren Kompoſizionen die Logarithmentabelle zu Grunde.

— Das Virtuoſenthum genügt mir nicht mehr, mein Beruf iſt die Dichtung in Tönen, ich will die Kritiker, die ſich an mir vergriffen haben, in Staunen verſezen und vernichten.

— Da rathe ich ihnen, das Muſter unſeres großen Meiſters zu befolgen: da er der jüdiſchen Kritik nicht

ſicher war, begann er mit einer Broſchüre gegen das Judenthum und perhorreſzirte deſſen Kritik in vorhinein.

— Ich werde emporkommen, meine Freunde, betheuerte der Virtuos in Begeiſterung, gewiß, ich werde mit meiner großen Oper reuſſiren; ſie wandelt auf unbetretenen Bahnen, ſie umfaßt den Weltkreis, ſie iſt eine Heimskringla in Tönen.

— Gut Glük, parveniren ſie immerhin! Das Parveniren iſt die Parole des Tages; wir alle wollen parveniren, ſei's durch Prozeſſe oder Schönheit, durch Pillulen gegen unheilbare Krankheiten oder durch Opern, die die Menſchheit emanzipiren. Vorwärts, unſer Ziel iſt der Hof oder der Hirſchpark!

— Auch die Miniſter ſind nichts als glükliche Parvenües —

— Aber, tröſtete halblaut ein Ariſtokrat ſeinen Geſinnungsgenoſſen, wenn wir auch die Miniſter ſelbſt bei Hofe dulden müſſen, ihre Frauen wiſſen wir doch von unſeren Kreiſen auszuſchließen; es lebe das Parveniren!

IV.

Faſtrada's Wiege ſtand in der Stube der Armuth.

In einem Landſtädtchen, unfern der Reſidenz, in der die Baronin ihre Abendgeſellſchaften gab, lebte ein ſchlichtes Schulmeiſterlein mit ſeinem Eheweibe, beide nicht mehr jung. Das Schulhaus, das ſie bewohnten, lag am Kirchhofe, der eine kleine, aber in gutem Stile erbaute gothiſche Kirche umgab. In dieſem Hauſe war ihrem Bedarfe eine einzige Stube mit der Küche daneben eingeräumt, ärmliches Geräth ſtand innerhalb der weiß reingetünchten Wände, geringes altes Glaswerk und ein paar Bücher in Pergament gebunden bildeten den Glanzpunkt, aber überall waltete der Geiſt der Ordnung und Reinlichkeit. Dieſe waren um ſo leichter zu erhalten, als das Ehepaar keine Kinder beſaß.

Die beiden alternden Leute waren übrigens zufrieden und allen frohen Eindrüken zugänglich, darunter fand obenan der goldne Sonnenſchein, der an heiteren

Tagen durch die blanken Vorhänge in die Lehrerstube sah und sich seinerseits wieder an den Blumen zu erfreuen schien, welche die Lehrersfrau in brüchigen Geschirren an ihren zwei Fenstern pflegte. Es waren dies einfache Blumen: Nelken, gelber Lak, Rosmarin, — sie wucherten, wenn die Zeit der Blüthe kam, über das Holzgestell hinaus und versorgten das Zimmer mit Düften, welche die geschiktesten Parfümeure vergeblich zu erreichen streben. Die Blumenpflege der armen Frau erstrekte sich aber weiter, sie besaß dafür einen geräumigen Garten, dieser war kein anderer als der ganze Kirchhof vor dem Häuschen. Sie wölbte in freien Stunden die Hügel über den Todten, pflanzte und reutete, und hatte dafür die Freude, von ihren Fenstern einen üppigen Blumenflor zu übersehen.

Das Schulmeisterlein hatte ebenfalls seine besonderen Liebhabereien. Die eine davon verrieth die Geige, die über seinem Schreibpulte hing; sie war keine Amati und keine Stainer, aber sie hatte einen guten Klang, der Schulmeister strich sie leidlich, und wenn er sich in die heilige Musika vertiefte, war er meist wie Mahomet in den siebenten Himmel entrükt. Sein Eheweib vergab ihm die Falschheiten, die er im Violinspiele beging, seine Verzükungen jedoch liebte sie nicht, und wenn er

dann ihre Fragen und Anwürfe, den Kopf nach der Seite geneigt, glänzenden Auges nur mit Fidelſtrichen beantwortete, ſchalt ſie ihn wegen ſeines unpraktiſchen Sinnes und nannte ihn ohneweiters einen Muſikthoren.

Seine andere Lieblingsneigung fand bei ihr beſſeren Anklang; ſie beſtand in ſeinem Intereſſe an alten Geſchichten, das ſich vor allem in dem Eifer bethätigte, mit dem er die paar Hiſtorienbücher, die er beſaß, immer wieder von Anfang an zu leſen begann. Durch die Thaten und Ereigniſſe, die ſie enthielten, wenn er ſie auch bereits auswendig wußte, wurde er ſtets von neuem überraſcht und erſchüttert. Sein Eheweib war mit dieſer Richtung mehr einverſtanden, weil ſie alle Schulmeiſter für Gelehrte hielt und das Geſchichteleſen alſo für eine ſchikliche Beſchäftigung anſah. Hierzu kam noch ein anderer Grund: es unterhielt ſie, wenn ihr Ehegatte, während ſie ſpann oder ſtrikte, in ſtillen Abendſtunden die alten Hiſtorien vortrug; ſie hatte regelmäßig eine jede von einem zum andern Male vergeſſen; auch wirkte, wie ſie behauptete, der gleichmäßige Tonfall des Vorleſens beruhigend auf ihre Nerven, mindeſtens geſchah es nicht ſelten, daß ſie dazwiſchen ſanft eingenikt war.

Die muſikaliſche Kurzweil des Schulmeiſters hatte

in der lezten Zeit einigen Abbruch erlitten. Vor ein paar Jahren hatte ſich einmal ein junger Menſch gefunden, der bei ihm als Gehülfe einzutreten bereit war; da das Amt ſeinen Mann nicht ernährte, konnte das Ereigniß füglich überraſchen; wenn man den Kandidaten aber genauer beſah, fand man es begreiflicher. Niklas, ſo hieß der neue Unterlehrer, war — obwol erſt zwanzig Jahre alt — alles mehr als hübſch; er war klein, dünnbeinig, mit einem Höker begabt, und von fahler Geſichtfarbe. Ihm wurde ein Dachſtübchen zur Wohnung eingeräumt, das den Fehler hatte, im Winter kalt und im Sommer warm zu ſein; ſeine übrigen Bedürfniſſe waren gering, mit den paar Gulden ſeines Gehülfenlohnes konnte er nichts deſtoweniger in keiner Weiſe ausreichen, er ſchrieb daher Noten ab für Geld und muſizirte manchmal auf dem Tanzboden und bei Begräbniſſen.

Der bukelige Niklas war ein Muſikgenie; er hatte bei niemand und nirgends Unterricht genommen, dennoch verſtand er die meiſten Inſtrumente zu behandeln, ſpielte nach Noten und nach dem Gehöre, und half ſich, wo fremde Kompoſizionen mangelten, mit eignen Erfindungen weiter.

Man kann ſich denken, wie ſehr der alte Schul-

meiſter das Schikſal pries, das ihm einen ſolchen Gehülfen zugeführt hatte. Ihn bekümmerte weniger, was er vor den Schulbänken zu leiſten vermochte — doch auch dort genügte er, — als wie weit er es in der Muſik gebracht hatte. Er legte ihm in dieſer Richtung anfangs Probe auf Probe vor und war über ſeine Leiſtungen immer mehr erſtaunt. An dem kleinen Niklas hatte er offenbar ſeinen Meiſter gefunden; er war in der Bach'ſchen Fuge und im Walzerſchwunge gleich gewandt, beſiegte Schwierigkeiten des Vortrags, vor denen der Schulmeiſter zurükſchrekte, und ſpielte ihm manchmal ganz neue Tonweiſen vor. Wenn er dann nach dem Komponiſten fragte, lächelte der Bukelige verſchmizt: ſie waren ihm eben im Augenblike eingefallen und, ſobald er ſie beendet hatte, wieder verflogen. Niklas legte geringen Werth darauf, und hätte er ſie ſpäter niederſchreiben wollen, ſo wären ſie ihm kaum mehr ſo ſchön und eigenthümlich wieder ins Gedächtniß gekommen.

Es konnte nicht fehlen, daß nun der Schulmeiſter und ſein Gehülfe in den freien Stunden miteinander Muſik trieben; des erſteren Eheweib war damit nicht ſonderlich zufrieden, obwol ihr die Muſik, wie ſie jezt zu zweien betrieben wurde, beſſer gefiel als die früheren Solo ihres Mannes. Dieſer war eine zu harmloſe

Natur, als daß ihm der Neid die neuen Genüſſe verleidet hätte; ſo muſizirte er denn mit Niklas, lobte ihn täglich und verſicherte ihm, daß, wenn er ſich in der Muſik gründlich ausbilden würde, er noch ein großer Muſiker werden könnte.

Niklas war ſtets Selbſtlehrer und Naturaliſt geweſen, er hielt nicht viel von der eignen Kunſt und übte ſie nur zum Vergnügen, ja aus unbewußter Nöthigung. Die häufigen Uebungen mit dem Schulmeiſter ſteigerten noch ſeinen Eifer, die Geſpräche deſſelben eröffneten ihm neue Geſichtpunkte und Hoffnungen, und endlich erhob ſich ſeine unabſichtliche Luſt an der Muſik zur Erwägung, ob es denn doch nicht angezeigt ſei, dabei nach innen und außen feſte Ziele zu verfolgen.

Ein Quartett berühmter Meiſter ließ ſich einmal zufällig im Landſtädtchen hören; dem bukeligen Niklas war es dabei, als öffne ſich ein Ausſchnitt des Himmels und gönnte ihm einen kurzen Blik in ewige Glorien. Alles, was er und der Schulmeiſter fiedelten, erſchien ihm ſeitdem als werthlos, er ſpielte jezt ohne Luſt, und wurde tiefſinnig, ſobald dieſer ihm wieder von gründlichem Studium und völliger Ausbildung in der Muſik vorredete.

Solche Anwürfe machte jedoch der Schulmeiſter

ohne Plan und Absicht; er gewöhnte sich daran wie an so manche Klage seines Lebens, bei der er niemals an That und Abhülfe dachte; er hielt es eben so selbstverständlich, daß, wenn Niklas auch fähig gewesen wäre, Höheres zu erreichen, dieser doch, so wie er selbst, nie zu einem Versuche kommen werde, der ihn aus der Unbedeutenheit seines Daseins emporheben könnte. Niklas und er sollten eben miteinander so fortmusiziren und er täglich die Bemerkung daran knüpfen, daß sich unter anderen Verhältnissen in Niklas Bedeutenderes hätte entwikeln können. Als er selbst jung gewesen, hatte er von sich ähnlich gedacht; nun war es überwunden, wie es auch sein Gehülfe überwinden werde, der es dereinst an seiner Stelle ebenfalls zum Schulmeister bringen würde.

Anders kam es bei Niklas: allmälig bekam er zu sich selbst mehr Zutrauen, und über die engen Verhältnisse seines Lebens breitete die Hoffnung ihre Flügel. Jeder Mensch sei verpflichtet, das Beste zu leisten, das er vermag, — man müsse nicht stets vom Anfange beginnen, sondern an die Stufe anknüpfen, die andere vor uns erreicht haben, — fremde Erfahrungen und Lehre der Meister hätten das eigene Können und Wollen zu leiten und zu fördern: derlei Gedanken regten sich

bei Niklas in einſamen Stunden, wurden immer zudringlicher und bemächtigten ſich endlich ſeiner Führung.

Der Schulmeiſter war in hohem Grade verblüfft, da, bevor ein Jahr vergangen war, der bukelige Niklas ihm den Dienſt kündete, um in die weite Welt zu laufen. Als er ſich endlich zu weiteren Fragen aufgerafft hatte, erwiderte dieſer, das Bedürfniß, gründlichen Unterricht in der Muſik zu gewinnen, ſei unabweislich in ihm erwacht, auch der Schullehrer habe ihm oft aneifernde Worte vorgeſagt, er wolle nun einen großen Meiſter aufſuchen, in Böhmen und gar in Wälſchland gebe es deren genug, er müſſe lernen und ſtudiren. Sobald er in der Muſikkunſt freigeſprochen ſein werde, komme er wieder.

Aehnliche Sehnſucht und Wünſche hatten ſeinerzeit auch den Schulmeiſter bedrängt, aber in ſeiner weichlicheren Natur waren ſie nie zu Entſchlüſſen gereift. Blöde hörte er jezt auf die Worte des Gehülfen, er war über deſſen Untreue faſt erzürnt; allmälig regte ſich jedoch Billigung in ſeiner Seele, ihn überkam faſt Rührung über den eigenen verkümmerten Lebenslauf, und endlich reichte er ihm verſöhnt ſeine Hand.

Der Reiſeſak war bald geſchnürt, beide Eheleute ſprachen ihm die beſten Wünſche aus, obwol ſie nicht

verkannten, daß es im Schulhause wieder stiller und einsamer sein werde. Am lezten Abende mischte die Alte einige Gläser Punsch, sie tranken auf gutes Gelingen, den lezten Abschied sollte aber die Musik feiern: der bukelige Niklas hatte etwas komponirt und niedergeschrieben, das er selbst für seine beste Arbeit hilt; das Stük war eben nicht schwer, der Schulmeister spielte gut vom Blatte, und so begannen sie vor'm Scheiden den Vortrag.

Die Melodie des Stükes war schwungvoll und ergreifend, die zwei Musiker spielten mit Begeisterung, beiden liefen die Thränen über die Wangen. Sobald sie geendet, faßte Niklas die Geige zusammen, griff nach seinem Bündel und schüttelte den Schulmeisterleuten in schweigender Rührung die Hände.

Im nächsten Augenblike war er aus der Thüre, und als der Schulmeister folgte, lag die Gasse still und schwarz und es verklangen sich entfernende Schritte. Er segnete ihm nach; da stieg der Mond über dem gothischen Thurme, und bald darauf gewahrte er, wie der bukelige Niklas unten um die Eke bog.

Im Schulhause blieb eine merkliche Lüke zurük; auch die Musik freute den Alten weniger, Niklas ging ihm dabei ab; in einsamen Stunden spielte er seinen

Part an jenem Abſchiedliede und verſank in Sinnen, wenn dann die Töne verklangen.

Auch ſeine Ehefrau vermißte den bukeligen Niklas; die Abendſtunden auszufüllen, griff der Schulmeiſter jezt wieder zu ſeinen Büchern, die im lezten Jahre über dem Muſiziren faſt vergeſſen blieben. Er las daraus vor und führte mündlich die alten Geſchichten weiter. Sein Lieblingsheld war Karl der Große, von dem er manches, das nicht im Buche ſtand, zu erzählen wußte. Die Tochter Emma und der Geheimſchreiber Eginhard beſchäftigten ſeine Fantaſie, vor allen rühmte er Karls geliebte Gemahlin Faſtrada und fügte mit Befriedigung hinzu, daß er ſelbſt als junger Menſch im Dome zu Mainz ihre Gedächtnißtafel mit den uralten Schriftzeichen auf ſeiner Wanderſchaft geſehen habe.

Seinem Weibe klang der Name Faſtrada ſo fremdartig, daß ſie ihn von einem zum andern Male wieder vergeſſen hatte.

So las er eines Abends abermals von Karls Hofhaltung in der Pfalz zu Aachen und von der Kaiſerin —: Nun wie hieß ſie denn?

Die Schulmeiſterin ſann einen Augenblik nach, dann fiel ihr mindeſtens der Anfang des ſeltſamen Namens ein:

— Faſtra —

Sie hatte den Namen noch nicht zu Ende gebracht, als unter dem Fenſter ihrer Stube Kindergeſchrei aus dem Kirchhofe herauf drang.

Das Ehepaar horchte, und als die Kinderſtimme abermals und dringlicher erſcholl, eilten ſie hinaus, um nachzuſehen.

Ihr Erſtaunen war kein geringes, als ſie entdekten, daß das Wimmern aus einem Körbchen hervordrang, das verlaſſen auf einem Grabe ſtand. Sie nahmen es auf und trugen es mit ſich in die Stube; im Körbchen befand ſich ein Mädchen, das erſt vor wenigen Tagen das Licht der Welt erblikt haben mußte. Es lag auf reiner Wäſche ohne Bezeichnung, kein geſchriebenes Wort war beigegeben, nur einen Dolch fanden ſie am Boden des Korbes. Während die Schulmeiſterin die Pflege des Kindes beſorgte, beſah ihr Mann überraſcht und prüfend den Dolch: er war von zierlicher Arbeit, auf der damaſzirten Klinge ſtand ein orientaliſches Geheimzeichen eingegraben. Der Schulmeiſter ſchüttelte erſtaunt den Kopf, doch bald nahm das liebliche Kind auch ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und beide Eheleute beſchäftigten ſich mit ſteigendem Wolwollen mit demſelben.

Als es befriedigt zur Ruhe gebracht war, gingen ſie hinaus nachſehen, ob ſich nicht noch etwas auf das

Kind Bezügliches vorfinde. Der Frühlingsabend war reizend und voll Duft, über die Kirche und über die Gräber hatte ſich bereits die Dämmerung ausgebreitet. Sie ſuchten vergebens, ſahen forſchend über die Hügel und die Straße entlang und erſchöpften ſich in Vermuthungen, wer ihnen wol das Kind hergebracht haben könne. Da klapperte es von dem Giebel ihres Hauſes.

— Wer anders, als der Storch?! entſchied der Schulmeiſter und ſah vergnügt nach deſſen Neſte neben dem Schornſteine.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß das alte Paar die Beſcherung des Storches bei ſich behilt; die erblikten darin eine beſondere Gnade des Himmels, der ihnen eigene Kinder verſagt hatte, und hegten und pflegten das kleine Mädchen mit voller elterlicher Liebe.

— Und wie ſoll es denn heißen? fragte die Frau, als die Taufe vorbereitet wurde.

— Du kannſt noch fragen? und haſt doch den Namen ausgeſprochen, als es uns zuerſt um Hülfe anrief.

— Faſtrada?!

So wurde es in der That getauft; es nahm von Tag zu Tage zu an körperlichem Gedeihen und an der Liebe ſeiner Pflegeeltern. Damit das Kind die Früh-

lingsluft voll genieße, wurde seine Wiege manchmal in den Friedhof hinaus gestellt.

Das Städtchen, in dem der Kleinen so wolwollende Aufnahme zu Theil wurde, zeigte allenthalben kleinbürgerliche Beschränktheit: die Häuser schauten mit den Giebeln in enge Gassen, auf Steinbänken hilten allabendlich die Bürgersfrauen Heimgarten, und der Stadtbrunnen plätscherte eintönig in ihr Gespräch.

Armuth umgab die Kindheit Fastrada's; doch der Frühling des Lebens kümmert sich wenig um Entbehrung und Niedrigkeit; er überschüttete sie freigebig mit seinem Blumenregen, und das Kind strekte ihm lächelnd die Arme zu. Die Züge Fastrada's gewannen bald einen holden Ausdruk, ihr Wuchs stieg schlank und voll Ebenmaß. Der Friedhof wurde der Tummelplaz ihrer Kindheit, die Gräber waren ihre Blumenbeete. Manchmal überraschte sie dort der Abend und die Nacht zog herauf; dann wäre sie am liebsten an den Mondstrahlen hinangeklettert und hätte gerne die Gestirne gezählt, aber immer neue funkelten aus den Abgründen des Himmels und schienen in wundervoller Konstellazion dem Kinde ein seltsames Horoskop zu stellen. Im Mondenschein machte das Münster auf das Kind einen gewaltigen Eindruk, seine Massen

wuchſen, die durchbrochenen Roſen und Säulenbündel hoben ſich bedeutſam vom Nachthimmel.

Faſtrada liebte auch die Muſik; wenn ihr Pflegevater auf einem Inſtrumente ſpielte, ſezte ſie ſich daneben in einen Winkel und konnte ſtundenlang ruhig den Melodien zuhorchen. Der Schullehrer lehrte ihr, als ſie noch ein kleines Mädchen war, die einfachen Noten des Kirchenliedes, und ſie war glüklich, als ſie in ihrem achten Jahre am Chore mitſingen durfte.

Er verſah jezt, da ihm der Gehülfe mangelte, auch die Stelle des Kantors, und übte manchmal nachts vor dem Sonntage in der Kirche die Weiſen, die er am folgenden Tage der Gemeinde vortragen ſollte. Seine Pflegetochter ſah es als eine vorzügliche Begünſtigung an, wenn ſie ihn begleiten und die Blaſebälge der Orgel aufziehen durfte. Die Gewölbe der Kirche wuchſen dann unter den Schatten der Nacht, die Geſtalten an den ſteinernen Todtenmalen ſchienen ſich zu regen, und im langſam wechſelnden Aufflimmern und Verglimmen der ewigen Lampe ſchwang die Mitternacht ihre blauen Flügel. Das Kind empfand zugleich Luſt und Schauder.

Faſtrada war endlich zehn Jahre alt geworden, ſie entfaltete ſich wie eine Blume im Morgenthaue der

Jugend. Dieſe Jahre hatten auf ihre Pflegeeltern den entgegengeſezten Einfluß ausgeübt; ſie waren frühe gealtert und der Schulmeiſter konnte ſich nicht verbergen, daß ihrem Wandeln auf Erden keine lange Friſt mehr gegönnt ſei. Er hatte umſonſt gewartet, ob ſich im Laufe der Zeiten nicht irgend jemand für das verlaſſene Kind melden würde; ſorgfältig beſah und prüfte er den Korb, in dem es ſeinerzeit ausgeſezt wurde, die wenige Wäſche, die dabei lag, und den räthſelhaften Dolch; auch kein Kenner und Gelehrter vermochte aus der Arbeit und Inſchrift irgend eine Aufklärung aufzufinden. Was ſollte, wenn er ſtürbe, aus dem halbwüchſigen Kinde werden, das er liebte wie ſein eigenes? Dieſe Sorge bedrängte ihn, und er griff dann wol zur Geige, um ſie durch Muſik zu zerſtreuen.

Eines Abends ſuchte er wieder bei ſeinem Inſtrumente Troſt; er begann eine und die andere Weiſe, doch keine wollte ihm recht gelingen und behagen. Endlich fiel ihm das Stük ein, das der bukelige Niklas geſezt und das ſie vor deſſen Abſchiede miteinander geſpielt hatten; das entſprach ſeiner heutigen Stimmung.

Wehmüthig wie damals ſtrich er über die Saiten; mit Schmerz gedachte er des Zuſammenſpiels ſeines einſtigen Gehülfen. Der Vortrag machte ſich heute ganz

vorzüglich; Faſtrada horchte mit gefalteten Händen aus einer Ekе der Stube.

Aber wie wurde dem Schulmeiſterlein, als plözlich die zweite Stimme durch das offene Fenſter aus dem Freithofe hereinklang. Die Geige wollte ihm zuerſt faſt entſinken, doch wie in Begeiſterung hatte er ſich bald wieder gefaßt, er ſtrich weiter und das Stük gelang ihm ſchöner als je; die zweite Violine am Kirchhofe that dabei freilich das Beſte und gab der Melodie die wahre Bedeutung.

Jezt war das Stük beendet, die Geige draußen verſtummte, auch der Schulmeiſter ließ die ſeine ſinken; ſchon im nächſten Augenblike ging die Thüre auf, und Meiſter Niklas ſprang in die Arme des Schulmeiſters. In der Hand trug er noch ſeine Geige, ſie hatte die Stimmung gehalten; nach zehn Jahren der Trennung klangen die zwei Violinen noch ſo rein zuſammen wie die Herzen der zwei guten Menſchen.

Es gab von beiden Seiten viel zu erzählen. Niklas hatte die weite Welt geſehen; das Glük war ihm kaum irgendwo günſtig geweſen, dagegen hatte er die Muſik gründlich ſtudirt. Um geringen Lohn hatte er, wo man ſeiner verlangte, geſiedelt, aber in ſeinem Innern wuchſen reiche Melodien, die der Erlöſung warteten. Mit

seinem mühesamen Erwerbe hatte er sich gute Meister bezahlt, jezt verstand er die Musik aus dem Grunde, er war in der Lage, durch Unterricht nun seinerseits Geld zu verdienen, doch mehr als alles reizte ihn das Komponiren.

Fastrada gewöhnte sich bald an den bukeligen Gesellen, dafür war wieder er es, der ihre schöne Stimme für den Gesang entdekte.

Er schlug vorerst seinen Wohnsiz in der kleinen Stadt auf; mehr als je wurde jezt im Schulhause musizirt, und auch dem Mädchen von ihm regelmäßiger Unterricht in der Musik ertheilt. Es stellte sich heraus, daß Meister Niklas dessen Anlage richtig erkannt habe; Fastrada machte überraschende Fortschritte und kam bald im Chore vor den andern zur Geltung. Die Lehrstunden, die Niklas ihr in der Musik ertheilte, waren die Weihestunden seines Lebens, aus ihrer Stimme klang es für ihn wie eine ahnungsvolle Frühlingsweissagung, es stand bei ihm fest, daß sie in dem Fache einmal Großes leisten werde. Dabei erschien sie ihm als der junge Genius des Lebens, und er wäre kaum überrascht gewesen, wenn der schlanken, sich entwikelnden Gestalt plözlich Flügel gewachsen wären.

Nach ein paar Jahren überzeugte er sich, daß ihre

Ausbildung eines anderen Bodens bedürfe und daß ſie, ſollten ſo herrliche Anlagen nicht verkümmern, das unbedeutende Städtchen verlaſſen müſſe. Durch die Verbindungen, die er allmälig in der muſikaliſchen Welt angeknüpft hatte, erfuhr er, daß an der Domſchule der Hauptſtadt ein Freiplaz für eine begabte, ſich heranbildende Sängerin beſezt werden ſollte, und daß die Möglichkeit vorhanden ſei, ihn für das Mädchen zu erhalten. Die vorläufige Verſorgung und die gründliche muſikaliſche Ausbildung, die damit verbunden war, ließen dies Unterkommen als vortheilhaft erſcheinen; es galt nur noch Faſtrada's Zuſtimmung und die Bewilligung ihrer Pflegeeltern zu erhalten.

Das Mädchen liebte die Muſik und beſaß bereits genug Verſtändniß, um das Zwekmäßige in dem Vorſchlage zu begreifen, und der Schulmeiſter und ſeine Ehegattin hatten die Selbſtverleugnung, ſich einem Plane nicht zu widerſezen, welcher ſie ſelbſt zwar auf den Ausſterbeetat ſezte aber die Zukunft ihres Lieblings zu ſichern geeignet war.

Nach ſchwerem Abſchiede verließen ſie Faſtrada in der halb klöſterlichen Muſikſchule der Reſidenz, wohin ſie dieſelbe begleitet hatten. Was ſie ihr dahin mitgeben konnten, war wenig, — darunter befand ſich auch

der Dolch, der einſt bei dem Findelkinde gelegen hatte, und in dem der Schulmeiſter manchmal einen Anknüpfpunkt für die zukünftigen Entwikelungen ihres Lebens zu erbliken glaubte.

Die neue Geſangſchülerin wohnte mit mehren Genoſſinnen in einem Gebäude, das einſt ein Kloſter geweſen. Da es darin an Räumlichkeiten Ueberfluß gab, erhilt ſie ihre eigene Zelle; nur der Muſikunterricht wurde in einem gemeinſchaftlichen Sale ertheilt. Ihr Stübchen war nett und einfach eingerichtet, dem vergitterten Fenſter gegenüber ſtand auf einem verödeten Plaze die Kathedrale; es war für Faſtrada eine liebliche Erinnerung an ihre Kindheit, daß ſie nun wieder täglich die erhabenen Verhältniſſe eines gothiſchen Bauwerks betrachten konnte. Jedenfalls wirkte der Domfrieden ſänftigend auf ihre aufquellende Jugend und erhilt ihr Herz in jenem Halbſchlummer, in dem die Embrionen der Zukunft über die Seele ſchweben.

Sie war in ihrer neuen Lage zufrieden, ſchwelgte in der Sättigung ihrer muſikaliſchen Sehnſucht, und, was ihr als Pflicht oblag, enthilt zugleich die Befriedigung ihrer Wünſche. Sie mußte regelmäßig bei den Meſſen und Oratorien der Kathedrale mit ihrem Geſange mitwirken, ſie lernte dabei die bezüglichen Meiſterwerke

der großen Tondichter kennen, ſtudirte und entzükte ſich an ihnen, und machte in der Muſik außerordentliche Fortſchritte. Bald war ſie die beſte Schülerin der Anſtalt und ſang bei den meiſten Aufführungen die erſte Stimme.

Noch einer Förderung ihrer Ausbildung müſſen wir hier erwähnen. Außer dem regelmäßigen Unterrichte des Konſervatoriums genoß ſie auch der eifrigſten Beihülfe des Meiſters Niklas: Schon im erſten Jahre nach der Trennung von Faſtrada ſtarben ihre Pflegeeltern, ihren bukeligen Freund hilt nun nichts mehr im Landſtädtchen, er überſiedelte in die Reſidenz und erhilt auch ſeinerſeits eine Anſtellung in der Domſchule, in der Faſtrada untergebracht war. Er gab den Schülerinnen derſelben gemeinſchaftlichen Unterricht, für ſeinen Liebling wußte er täglich noch eine Stunde zu erübrigen, in welcher er das Mädchen in alle Geheimniſſe der Tonkunſt einzuführen beſchloß.

Das Konſervatorium der Kathedrale hatte auch eine Abtheilung für Sänger, als ſolche wurden dort Chorknaben und Seminariſten unterrichtet, die dann zugleich mit den Schülerinnen an den geiſtlichen Muſikaufführungen Theil nehmen mußten.

Unter dieſen Muſikzöglingen zeichnete ſich ein junger

Menſch durch ſeinen ſchmelzend hellen Tenor aus. Er zeigte Beſcheidenheit und hilt den Blik meiſt niedergeſchlagen; nur in der Begeiſterung des Geſanges hob er ſein Auge manchmal zum Himmel und glich dann in idealer Schönheit dem jungen Heiligen, der von Meiſterhand gemalt an einem der Seitenaltäre hing und einen blüthenreichen Lilienſtengel in der Hand trug. So oft das Mädchen im Dome ſang, ſuchte ihr Blik unwillkührlich den frommen Sänger im Männerchore, ſie verſank in den Anblik und erbaute ſich an ſeinem Geſange. Er ſchien ſie kaum jemals bemerkt zu haben und war ſtets mit Eifer und Andacht in den Geſang vertieft.

Als einmal ein Pſalm von Sebaſtian Bach vorgetragen wurde, hatte Faſtrada eine längere Soloſtelle zu ſingen. Gehoben von der herrlichen Tondichtung tönte ihre Stimme in voller Kraft und flog in Begeiſterung gegen den Himmel, daß es feierlich von den gothiſchen Spizbogen wiederhallte; überraſcht hob der Sängerjüngling ihr gegenüber die Augen, und im Jubel des Geſanges trafen ſich die Blike der zwei jungen Menſchen. Er erröthete, und auch Faſtrada fühlte das Blut mächtig zum Herzen ſchießen. Es war gut, daß ſie ihre ſchwierige Aufgabe eben beendet hatte.

Seit dieſem Tage begegneten ſich ihre Blike, ſo oft ſie in die Emporkirche eintraten; ſie kamen niemals in die Gelegenheit, miteinander zu ſprechen, aber die Muſik vermittelte gleichwol eine ſchuldloſe Verſtändigung zwiſchen ihnen, und wenn ihre Stimmen dann einmal in einem Muſikſtüke eine Melodie oder Fuge gemeinſam zu ſingen hatten, ſo entwikelten ſie ſich in voller Schönheit und die zwei jungen Herzen feierten ein Stelldichein im Reiche der Töne. Der aufkeimenden Jungfrau dünkte in dem Antlize des jungen Klerikers alle Anmuth der Erde vereint zu ſein und ſein blondes Haar des Heiligenſcheines würdig.

So verging für Faſtrada ein Jahr unbewußter Liebe; an einem Sonntage um Pfingſten ſollte eine neue Meſſe geſungen werden. Ihre Augen ſuchten noch vor dem Beginne den Partner im Männerchore; er war diesmal nicht gegenwärtig.

Es wurde ein beſonderes Feſt gefeiert, der Dom war mit Teppichen und Blumen geſchmükt, Kerzenpiramiden brannten und Weihrauchwolken ſtiegen aus ſilbernen Schalen. Faſtrada freute die Muſik heute weniger als gewöhnlich; ſie ſang zwar tadellos, aber ihre Gedanken waren zerſtreut, und das Geräuſch der

betenden Gemeinde, das einförmige Rezitiren der Prieſter tönte faſt verwirrend an ihr Ohr.

Da erhob ſich beim Gloria plözlich eine Tenorſtimme unten im Schiffe der Kirche und verkündete den Ruhm des Herrn, ſie wirbelte an den Pfeilern empor, ſie übertönte die Begleitung der Flöten und Geigen, und ergriff allgewaltig Herzen und Sinne.

Faſtrada drängte ſich vor und ſtarrte durch das Gitter des Chores in die Kirche hinunter. Ja, er war es, er ſang, er feierte heute ſeine erſte Meſſe!

Jezt traf auch ſie die Reihe des Singens, ihre Stimme erklang zuerſt in zitterndem Schmelze, bald gewann ſie ihre volle Gewalt und ſang mit ihm um die Wette zum Preiſe des Allmächtigen.

Das Hochamt war zu Ende; die Sängerinnen ſchritten wie gewöhnlich paarweiſe durch den langen Kreuzgang zur Abtheilung des Gebäudes, die ſie bewohnten.

Ihnen entgegen zogen die Prieſter und Chorknaben, allen voran er, der heute ſeine erſte Meſſe gefeiert hatte; jeder trug eine brennende Kerze in der Hand, kleine Gloken wurden geläutet und Blumen geſtreut.

Ein goldgeſtikter Talar wallte von ſeinen Schultern, das blonde Lokenhaar war bereits der Tonſur gewichen,

aber wie Verklärung glänzte es ihm von der Stirne. Seine Lippe lächelte gleich der eines Seligen, sein Auge loderte in der Gluth der Andacht.

Auch er ſtreute Blumen aus; als er an Faſtrada vorüber kam, bot er ihr ſegnend eine Lilie.

Seit dieſem Tage fand ſie in der Domſchule nicht mehr Befriedigung; was ſie dort lernen konnte, hatte ſie ſich angeeignet; ihre Stimmmittel und ihre Ausbildung überragten weit den Beruf einer Kirchenſängerin. Auch Meiſter Niklas hilt ihren Uebertritt in größere Verhältniſſe und den Unterricht einer voliendeten Geſangmeiſterin für nöthig. Mit ſeinem Beiſtande wurde ſie in die berühmte Opernſchule der Reſidenz aufgenommen, und ſah nun eine neue Laufbahn für ihre außerordentlichen Anlagen eröffnet.

Auch dort genoß ſie nebenbei noch immer den Privatunterricht ihres vorſorgenden Freundes, ohne zu ahnen, daß der kleine Bukelige für ſie in unbezwingbarer Liebe entbrannt war. Faſtrada prangte jezt in der Pracht der erſten Jugend, der Segen der Schönheit war in reichem Maße über ſie ausgegoſſen, das ſiegreiche Kredo der Jugend leuchtete aus ihren Augen; dazu beſaß ſie eine Stimme, deren Klange niemand zu widerſtehen vermochte; ihr Lehrer horchte in Verzükung auf

ihren Geſang, der ihm oft erſt die volle Ausdichtung der Tonſäze vermittelte. Seine Liebe war rührend und hoffnunglos im Bewußtſein ſeiner Häßlichkeit, ohne Anſprüche, wie die eines Vaters. Ihm genügte, ſie zu ſehen und zu hören, den Duft ihrer Gegenwart zu athmen und als Schuzgeiſt über ſie zu walten. Er war beſtrebt, ihre Wünſche zu errathen und ſie zu befriedigen, ohne daß ſie ſeine Mitwirkung gewahrte; er wachte über ſie, hilt Irrthum und Verlokung von ihr ferne, und ſezte ſich ihre Geltung als Künſtlerin als Ziel ſeines Lebens vor.

Bald war ihr Ruf als treffliche Sängerin begründet, und die Unternehmer der großen Oper bewarben ſich um ſie; die uneigennüzige Liebe ihres Freundes unterhandelte für ſie und vermittelte endlich den Abſchluß eines vortheilhaften Vertrages.

Faſtrada wurde für eine entfernte Hauptſtadt gewonnen; Meiſter Niklas mußte den lichten Engel ſeines Daſeins ſcheiden laſſen; die Entwikelung ihres Schikſals forderte es, er trug es ſchweigend und begleitete mit den beſten Wünſchen ihren Auszug ins große Leben. Eine Ueberzeugung hegte er zweifellos: daß ſie eine berühmte Sängerin werden und ein gutes Mädchen bleiben werde.

In der That verſchaffte ihr ſchon das erſte Auftreten außerordentliche Anerkennung. Sie ſtieg von Stufe zu Stufe; im Verlaufe der nächſten Jahre ſang ſie auf allen erſten Bühnen und wurde mit Beifall und hohem Ehrenſolde überſchüttet. Auch die zweite Erwartung ihres häßlichen Freundes wurde nicht getäuſcht: das Kind der Oper behilt einen flekenloſen Ruf.

Im Gedächtniſſe ihres Herzens lebte jene unſchuldige erſte Liebe, und die gefeierte Sängerin vermochte noch immer ohne Vorwurf und Erröthen auf die getroknete Lilie zu bliken, die ihr das frühſte Ideal ihres Lebens zum ewigen Abſchiede dargereicht hatte.

So kam Faſtrada nach Jahren wieder in die Reſidenz, in der ſie einſt die Muſik erlernt hatte. Als unſicheres Mädchen hatte ſie damals dieſe Stadt verlaſſen, das Gefüge ihres Geiſtes hatte ſich ſeitdem gekräftigt; unter verſchiedenen Formen war die Verſuchung herangetreten, ſie vermochte ſtets ſie zu überwinden. Viele Männer umdrängten ſie huldigend, mancher gefiel ihr und unterhilt ſie, keiner gewann ihr Herz. Sie hatte tiefe Einblike in die Miſterien unſerer ſcheinzüchtigen Geſellſchaft gewonnen; ſie hatte unter den verſchiedenſten Formen die Stärke der menſchlichen Schwächen kennen

gelernt, ihre Sinne und ihre Empfindungen hatten jedoch, ohne nachzusäuern, die Gährung überstanden.

Sie selbst glaubte kaum, daß sie je mehr voll und überwältigend lieben werde, gleichwol sehnte sie sich aus der Reiselirik der Künstlerin in die sicher umgrenzte Häuslichkeit des Weibes. Ihre Lebensstimmung war keine zerrissene aber ermüdet, die Selbsttreue machte sie zukunftsicher, sie kannte den eignen Seeleninhalt und glaubte damit auch ohne die Leidenschaft ungestümer Neigung das Lebensglük eines Mannes begründen und erhalten zu können.

Meister Niklas war hoch erfreut, seine geliebte Fastrada wieder vor sich zu sehen; die Beunruhigung seines Herzens war überstanden, dennoch blikte er zu Fastrada auf wie zur Sonne seines Lebens. Auch ihr war der Freund aus der Kindheit ein willkommener Umgang; Kavaliere und Künstler, Offiziere und Würdenträger drängten sich in ihre Nähe und wollten ihr huldigen, — sie wies die zahlreichen Bewerbungen um Zutritt zurük, nur Niklas durfte stundenlang bei ihr verweilen, mit ihr neue Rollen einstudiren und sich an ihrem Gesange erfreuen.

Die Sängerin befand sich bereits seit ein paar Wochen in der Residenz, als die Vorsteher der Domschule, deren

Zögling ſie einſt geweſen, die Bitte an ſie ſtellten, ſich wieder einmal in der Kathedrale hören zu laſſen. Faſtrada ſagte zu und übernahm es, bei einem abendlichen Gottesdienſte die erſte Stimme zu ſingen.

Voll von Rükerinnerungen fuhr ſie zur Kirche hinaus; wie einſtens ergriff ſie die Majeſtät des gothiſchen Bauwerkes und die Abgeſchiedenheit der Umgebung; nicht ohne Erſchütterung betrat ſie wieder die Emporkirche, in der ſie ſo oft geſungen hatte und auf deren anderer Seite einſt der junge Novize ſie mit der ſchönen Tenorſtimme begleitete.

Sie ſang auch heute einen Pſalm, weit kunſtreicher als damals, aber die rührende Andacht jener frühen Jahre vermochte ſie kaum mehr zu erreichen.

Es fröſtelte ſie beinahe im weitläufigen Dome, und ſobald ſie ihre Aufgabe geſungen hatte, verließ ſie, in Gedanken verſunken, die Kirche, noch bevor die geiſtliche Funkzion beendet war.

Der Plaz vor der Kirche lag einſam und dunkel; die Wagenthüre der Kutſche, die ſie bereits zu erwarten ſchien, wurde raſch geöffnet, eben ſo ſchnell ſchloß ſie ſich wieder und der Kutſcher hieb auf die Pferde ein.

Faſtrada ſtieß einen Schrei aus, denn in der Tiefe des Wagens ſaß ein Mann, deſſen Geſicht mit ſeinem

Mantel verhüllt war; der Fremde drükte ſie auf den Siz nieder, der Wagen rollte davon und ſchlug den Weg gegen die Felder ein.

Faſtrada ſchrie wiederholt; ihr Begleiter, ohne ſein Geſicht zu enthüllen, verſuchte ihr den Mund zu verſchließen; ſeine Hand war fein und weiß, ein großer Ring mit Edelſteinen funkelte daran, während der Schein einer entlegnen Laterne in den Wagen fiel.

Jezt machte ſich ein Gepolter am Seitendache des Wagens vernehmbar, und die Stimme eines Mannes, von dem die Verſuche, den Wagen von außen zu öffnen, ausgehen mochten, gebot zu halten. Noch glaubte der Kutſcher enteilen zu können, als bereits die Wagenthüre aufflog; dem Manne, der ſich nun am Trittbrett feſthilt, war es gelungen ſie zu öffnen.

Sobald dies geſchehen war, ſtieß der Vermummte die zweite Thüre von innen auf. Der Kutſcher hilt zweifelnd an; während der fremde Helfer die Sängerin in ſeinen Armen aus dem Wagen hob, entſprang der unbekannte Entführer in die Augründe; auch der Wagen ſezte ſich wieder in ſchnellen Lauf und war bald darauf aus den Augen des zurükbleibenden Paares entſchwunden.

Der Retter in der Noth war Graf Ottilio. Die Sängerin hatte bald nach ihrer Ankunft ſeine Auf-

merkſamkeit erwekt, auch er gehörte unter die Zahl ihrer abgewieſenen Verehrer. Gleichwol entſagte er ſeinen Beſtrebungen nicht; beſuchte das Theater ſo oft ſie ſang, lorgnirte und applaudirte; ritt täglich an ihrem Fenſter vorüber und hoffte durch Beharrlichkeit endlich Gnade vor ihren Augen zu finden.

Er war heute in die Kathedrale gekommen, da er wußte, daß Faſtrada dort ſingen werde; er hatte einen Plaz gewählt, von dem aus er ſie auf das Beſte betrachten konnte; ſobald ſie ſich entfernte, verließ auch er die Kirche. Er ſchlich ihr nach, ſah ſie in einen Wagen ſteigen, den er, ſo wie ſie ſelbſt, für den von ihr beſtellten hilt; gleich darauf vernahm er ihren Hülferuf und fand eben noch Zeit, ſich an der Rükſeite des Wagens anzuklammern. Nicht ohne Gefahr, von den Rädern erfaßt zu werden, gelang es ihm, dort feſten Fuß zu gewinnen und ſich dann auf den Wagentritt an der Seite zu ſchwingen. Wie er hierauf die Sängerin aus dem Wagen brachte, wiſſen wir bereits. Da ſich die Leute noch in der Kirche befanden, ſtand der ohnedies entlegene Domplaz ganz verlaſſen; der Graf hatte allerdings das einzige Mittel ergriffen, ſie ſo ſchnell als möglich aus der Gefahr oder doch aus völlig unſicherer Lage zu befreien.

Faſtrada hatte während des Vorganges ihre Faſſung nicht verloren; Ottilio führte ſie auf den Domplaz zurük; ſie fanden ihren Wagen auf der entgegengeſezten Seite; er hob ſie in denſelben, und die dankbare Sängerin geſtattete ihm, ſie nach Hauſe zu begleiten.

Wer die Entführung eingeleitet, oder was überhaupt dieſer Anfall zu bedeuten hatte, blieb unaufgeklärt.

Graf Ottilio hatte ſich aber jedenfalls gerechten Anſpruch an ihre Dankbarkeit erworben; ihm war ſeit dieſem Tage der Eintritt bei der Sängerin geöffnet.

V.

— Wie, ihr Groll iſt bereits verflogen? begrüßte Faſtrada den Grafen Ottilio, als er einige Tage nach dem Feſte der Baronin bei ihr wieder erſchien, ich befürchtete in der That, durch meine Beharrlichkeit einen Freund verloren zu haben.

— Geben ſie nun zu, daß ihre Verſteifung auf einen Grundſaz mich verlezen konnte?

— Ich war nicht liebenswürdig, nur das geſtehe ich, — nicht aufopfernd genug, um für einen flüchtigen Wunſch von ihrer Seite meine Ueberzeugung und jahrelange Uebung hinzugeben.

— Ich habe allerdings nicht geglaubt, daß dieſe weichen Züge die Maske ſo ſtrenger Geſinnungen ſind.

— Es iſt das Leben, das uns ſtählt, das kalte Sturzbad ernſter Erfahrungen.

— Sie weichen darin von ihren Kunſtgenoſſinnen ab.

— Vielleicht hat das Schikſal ſie ſanfter erzogen

als mich; die Geſellſchaftlehre, die mir zu Theil wurde, war nicht immer erfreulich.

— Seien ſie überzeugt, ich kenne die Wechſelnichtigkeit der großen Welt; die Ausnahmen in ſo geiſtüppigen Zeiten ſind um ſo intereſſanter.

— Jedenfalls iſt alſo der Zank zwiſchen uns beendet?

— Was wollen ſie: ich bin ein Mann, und uns gegenüber behält die Schönheit immer Recht.

— Alſo Frieden!

— Nach ſolchem Kampfe genügt ein Händedruk nicht mehr als Friedenspfand. Faſtrada, fuhr er wie in plözlichem Entſchluſſe fort und war dabei, obwol er lächelte, gegen ſeine Gewohnheit befangen, ſie ſollten die Verſöhnung mit einem Kuſſe beſiegeln.

— Ottilio —

— Abermals ein Vorurtheil; Schönheit und Kunſt ſind vom hölzernen Buchſtabenrechte der Mediſance emanzipirt. Ein Kuß wird überhaupt erſt bedenklich, wenn er die Lippe, die er beglükt, nicht zugleich für immer verſiegelt. Ich bin ſchweigſam.

— Ich aber heute geſchwäzig, und ſo erfahren ſie denn, daß nur derjenige Mann von mir einen Kuß erhält, der zugleich mein Gemal iſt.

Dieſe Erklärung verklang im Eifer des Geſpräches,

aber ſo leicht ſie auch hingeworfen ſchien, ſtieg ſie doch bald wieder auf in des Grafen Erinnerung; ſie gab ihm Stoff zum Nachdenken und in deſſen Folge zu weiteren Erörterungen.

— Sie wären alſo nicht abgeneigt, zu heirathen, verſezte er, als er ſich nach einigen Tagen wieder bei Faſtrada befand, — ſie, die berühmte Sängerin?

— Sie wiſſen, um Johannes verſtummen die Nachtigallen und überlaſſen es den Grillen zu zirpen.

— Den Hausgrillen?

— Mag ſein; es iſt jedenfalls vorſichtig, ſich nach dem längſten Tage in Häuslichkeit einzuhegen. Sie verwundern ſich darüber, — und warum?

— Weil ſogar ich, der ich doch kein Künſtler bin, eine Heirath noch nie in meine Erwägungen einbezogen habe.

— Sie ſind ein Mann, ihr Haus iſt die Welt; ſie werden einmal noch eine Rolle in ihrer Geſellſchaft ſpielen; mich aber lokt es in die Beſchränktheit des eigenen Hausweſens. Ich ſah ein ſolches nur in den erſten Lebensjahren, es war armſelig und doch finde ich es in der Erinnerung noch reizender als die glänzenden Dekorazionen, welche die fahrende Sängerin umgeben.

— Und was würden sie verlangen, um sich zu einer Ehe zu entschließen?

— Wenig, weil ich wenig bieten könnte. Ich vermuthe, ich werde nicht mehr lieben.

— So bekennen sie, daß auch ihr Herz ausgeglüht hat?

— Das nicht, aber ich fühle, es wird nicht mehr glühen. Meine erste Liebe war nichts als ein Mirtentraum, harmlos und unschuldig, so daß sie mich belächeln würden, wenn ich davon erzählen wollte; dennoch hat sie mich bis heute vor heroischen Leidenschaften und leichtfertigen Intriguen bewahrt; ich gestehe, daß mich Männer, gefährlich durch die Macht des Geistes und durch das Ungestüm der Gefühle, umworben haben, aber ich fand nichts so Schönes und Reines mehr als in jener frühen Morgenstunde. Seitdem ist eine lange Zeit verflossen; ich habe später zu viel gearbeitet, erfahren, gedacht. Ich werde nicht mehr lieben, und kann daher auch nicht mehr Liebe fordern.

— Dann befinde ich mich vielleicht in derselben Lage wie sie, nur war der Weg, der mich dahin führte, nicht so reinlich und vorwurfsfrei als der ihre. Ich war schon als Knabe ungestüm und unbändig, ich wurde groß gezogen in den Prätensionen der gesellschaftlichen Gruppe, der ich angehöre, und hatte mir nebstdem auch

die idealen Ansprüche aller anderen angeeignet. Zu hervorragender Stellung durch die Geburt berufen, mangelte mir gleichwol das Vermögen, sie gleich meinen reichen Standesgenossen durchzuführen. Was ich besaß, war dazu nicht genügend, daher verschwendete ich es ohne Bedenken. Aber auch die Geltung als Gelehrter, als Künstler blieb mir unerreichbar; ich besaß gute Anlagen und ich habe mich angestrengt, dennoch brachte ich es nirgends über den Dilettanten. Ich hatte ein zu scharfes Urtheil, um mich darüber zu täuschen, und verhöhnte mich selbst. Lange trieb ich mich umher auf der Wasserscheide verschiedener Ansichten und Pläne; ich wollte mich hervorthun, und verfiel auf Abwege. Ich wurde widerwärtig, unverträglich und Duellant: die Skalpe der Besiegten sollten von mir reden machen und mich in die Mode bringen. Der düstere Ausgang eines solchen Zweikampfes fiel mir auf die Nerven, und ich zerbrach meine Degenklingen. Nun wollte ich Frauenherzen besiegen, und ich bekenne es weniger mit Eitelkeit als mit Beschämung: die Zahl dieser Trofäen überschritt noch weit die der Skalpe. Meine Liebe war wild und gefährlich; es gab dabei manche böse Geschichte. Ich glaube, auch ich kann nicht mehr lieben, obwol mein Herz noch nicht gebändigt ist. Fastrada,

auf die Gefahr hin, daß ſie mich aus ihrer Nähe verweiſen, muß ich geſtehen, meine Vergangenheit iſt nicht frei von wüſten Schatten, und ich weiß nicht einmal, ob ich für die Zukunft vor Rükfällen geſichert bin.

— Sie machen ſich ſchlechter als ſie ſind, Ottilio. Es gehört zu den Unterſchieden zwiſchen Mann und Frau, daß dieſe den Gefahren entfliehen muß, und jener ſie beſtehen. Sie ſind den Verſuchungen ihrer Lebensſtellung unterlegen, aber den männlich edlen Sinn haben ſie ſich bewahrt, — deſſen bin ich Zeuge, — wenn auch nicht die Reinheit, ſo doch die Großmuth des Herzens.

— Sie ſind ſehr gütig, Faſtrada, doch muß ich noch ein Geſtändniß beifügen: auch in ihre Nähe trieb mich zuerſt vielleicht nur Eitelkeit und Sinnenrauſch.

— Ihre Aufrichtigkeit erſchöpft ſich ſogar auf meine Koſten.

— Ihr Standpunkt als Künſtlerin erhebt ſie über die Engherzigkeit, eigentlich Scheinheiligkeit der Damen unſerer Geſellſchaft: vielleicht könnte eine bevorzugte Natur wie die ihre es am eheſten mit ſolch einem wüſten Geſellen verſuchen.

— Die Selbſterkenntniß iſt der Anfang der Beſſerung.

— Ich möchte gleichwol keiner Dame rathen,

warnte Ottilio nachdenklich geworden, darauf zu sehr zu vertrauen. Doch reizend müßte es immerhin sein, der Lebensgenosse einer ersten Sängerin zu sein, ihr als Beschüzer an der Seite zu stehen und alle die kleinen Widerwärtigkeiten zu bewältigen, hinter denen sie in der Majestät der Kunst voll und unbeirrt ihre Triumfe feiert.

— Sie irren, Graf Ottilio; sobald ich heirathe, scheide ich, wenn auch nicht von der Kunst, so doch von der Bühne, — unwiderruflich.

— Sie ziehen sich auf die Güter ihres Herrn Gemals zurük, fügte er fast mit einem Anfluge von Hohn hinzu.

— Oder er begnügt sich, von dem kleinen Kapitale zu leben, das mir meine Kunst erworben hat.

Diese Gespräche verflüchtigten nicht ohne Nachwirkung; sowol der Graf als die Sängerin vertieften sich in deren Inhalt, beschäftigten sich in Gedanken viel miteinander und kamen mehr oder weniger deutlich zu demselben Ergebnisse: sie fanden sich gegenseitig interessant, ungewöhnlich, ja liebenswürdig; jedes glaubte, im Ereignißfalle es mit den Eigenschaften des andern wagen zu können. Liebten sie auch nicht mehr, so nahmen sie doch wechselseitigen Antheil, eines zog das andere an, und allmälig erwuchs unbewußt und unwillkührlich ein Band der Simpathie zwischen ihnen.

VI.

Doktor Herkules liebte raſches Handeln; ſo hatte er denn, ſobald er einen Verleger gefunden, der daran ein mäßiges Kapital zu verwenden bereit war, ſein Redakzionbüreau aufgeſchlagen und das neue Blatt angekündigt. Er verſprach, die Fraſe zu bekämpfen und ſich nicht abgöttiſch niederzuwerfen unter die zermalmenden Räder des Erfolgs. Das Unternehmen begann in beſcheidenen Grenzen, er wollte die leitenden Artikel ſelbſt verfaſſen — formgedrungen und inhaltgeſättigt, und lief weder hinter Mitarbeitern noch Abonnenten einher. Er ſtellte das Gelingen ſeiner Abſichten in die Hand der Zeit und wollte jedenfalls zur Löſung der lodernden Fragen auch ſeinerſeits ſein beſtes Schärflein beitragen; verunglükte ſeine Abſicht, nun ſo hatte er eben wieder einmal Sand geſponnen.

Das Zimmer, in welchem er das Geſchäft betrieb, war höchſt einfach; er arbeitete dort bei verſperrter

Thüre, die ſich für Fremde an jedem Tage nur für eine Stunde öffnete. Er war weder von Gehülfen noch Unterlingen umgeben und brachte ſeine Arbeit in einſamer Faſſung zu Stande.

Nichts deſto weniger war ſeine Sprechſtunde ſtets beſucht.

Heute erſchien zuerſt ein junger Mann von ſelbſtbegnügter Zuverſicht und erbot ſich, die täglichen Neuigkeiten an das Blatt zu berichten; jede Notiz ſollte nur geringes Geld koſten. Er pries ſein Talent, ſich keine entgehen zu laſſen und jedes Ereigniß epigrammatiſch zuzuſpizen.

— Da halten ſie es mit der Wahrheit wol nicht immer ſehr genau?

— Je nach dem; das Publikum ſchäzt eben das Pikante am meiſten.

— Ob ſich das Blatt mit Lügen bloßſtellt, das ſcheint nicht in den Bereich ihrer Bedenken zu gehören?

— Ich bin ein alter Praktiker und weiß, wie weit Erfindungen auf die Anerkennung des Publikums rechnen können; übrigens gibt jede unwahre Nachricht Anlaß zu einen berichtigenden Artikel, vielleicht noch zu einem dritten abwehrenden. Etwas theurer kommen meine Mittheilungen über Tiſchreden und Trinkſprüche zu

ſtehen, ich muß für jede Suite derſelben um den Preis meines Gedekes und einer Flaſche Wein aufſchlagen; dafür erhalten ſie dieſelben vollſtändig und obendrein den Speiſezettel, und wo einem Redner ein Zurgenverſtoß paſſirt, da retouchire ich ins Zierliche oder ins Häßliche, je nachdem der Sprecher unter die Verwandten unſeres Blattes oder unter die Gegner gehört.

— Sie huldigen alſo dem Saze: im Weine legt die Wahrheit und die Narrheit.

— Dieſe Artikel ſind jüngſt ſehr beliebt geworden, es entſpinnen ſich förmliche Zeitungskriege darüber, und wir ſtehen dem Tage vielleicht nicht mehr ferne, da der Rülps eines feſtſchmaußüberladenen Magens das europäiſche Gleichgewicht zu ſtören in der Lage ſein wird.

Doktor Herkules hörte dem poſſirlichen Männlein nicht ohne Behagen zu, obwol er vom Anfange an entſchloſſen war, von ſeinem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen.

— Item, fuhr der Reporter fort, läßt meine Selbſtmordkronik nichts zu wünſchen übrig.

— Und das Menſchenthum in ihnen wendet ſich nicht mit Abſcheu von dieſem befleckten Ausgange eines Menſchenlebens?

— Wie, ſie ſcheinen an den Selbſtentleibungen keinen Geſchmak zu finden?

— Finden etwa ſie Geſchmak daran?

— Gewiß, und zwar den allergrößten; ich erkenne im Selbſtmorde den beſten Beweis für die menſchliche Würde.

— Wie ſo?

— Weil kein Thier einen Selbſtmord begeht, weil dieſe Todesart nur beim bevorzugten Menſchengeſchlechte gefunden wird und gleichſam als die karakteriſtiſche Note des Menſchen betrachtet werden kann. Man hat einmal behauptet, daß ſich der Skorpion, wenn er von glühenden Kohlen umſtellt wird, ſelbſt entleibe: es iſt nicht wahr, ich habe das Experiment darüber konſtruirt und durch meine Erfahrungen das Gegentheil erwieſen.

Die Unterhaltung mit dem Anwalte des Selbſtmords mußte beendet werden, denn es kamen andere Beſuche; der Doktor wies ihn ab entſchieden und ein für allemal; der Sammler der Tagsneuigkeiten hatte nur ein mitleidiges Lächeln für ſeine Gründe und verließ ihn endlich mit der Drohung, für alle Blätter der Reſidenz eine Notiz über ſeine notizloſe Zeitung zu bringen.

Nach ihm traten zwei Freunde ein, die wir ſchon kennen, der Arzt und der Virtuos, die beide noch

immer vor Begierde brannten, in irgend einer Weiſe zu parveniren.

Der leztere überließ dem Arzte das Wort, und dieſer bat den Journaliſten, den an ihn gerichteten Dank für eine höchſt glükliche Heilung in ſein Blatt aufzunehmen.

— Es freut mich, daß ihnen eine ſchwierige Kur gelungen iſt; wollen ſie nur noch den Namen ihres Patienten und deſſen Wohnung beifügen; ich werde alles genau in meiner Zeitung bringen.

— Die Wohnung — ja, ſehen ſie, darin liegt eine kleine Schwierigkeit.

— Nicht möglich.

— Und doch: die Wohnung dieſes Herrn Schulze oder, wenn ſie es vorziehen, Meier wäre ſchwer zu finden, er iſt eben unbewohnt und braucht vorläufig als ideale Perſon auch gar keine irdiſche Unterkunft.

— Sie haben den Dank und ihre gelungene Heilung doch nicht ſelbſt erſonnen?

— Das habe ich allerdings; wie kann man ſich denn im Beginne der Praxis bei den Leuten populär und mundgerecht machen, als durch ſolche kleine Kunſtgriffe!

— Und dazu ſoll ich mein Blatt hergeben?

— Wer denn ſonſt! ſind ſie doch einer meiner Bekannten und Freunde, — ein völlig Fremder wäre dazu noch weniger geneigt. Stände ich wenigſtens nur ſchon fünf Jahre im Amte, dann könnt' ich mein Dienſtjubiläum feiern und in dieſer Weiſe die Aufmerkſamkeit und Huld hoher und höchſter Herrſchaften gewaltſam auf mich lenken, aber ſo bleibt mir nichts anderes übrig, als —

— Mein Journal, das gegen die Fraſe und Reklame in die Schranken tritt, zu beiden zu mißbrauchen.

— Gerade ihr Journal würde am nachhaltigſten wirken.

— Ich bedaure, daß ich gleichwol nicht zu Dienſten ſtehen kann.

Das Wort kam nun an den Klaviervirtuoſen.

— Meinem Wunſche ſtehen ihre Grundſäze nicht entgegen: wollen ſie dem Publikum die intereſſante Nachricht mittheilen, daß ich eheſtens eine längere Kunſtreiſe antreten werde; den beſtimmten Zeitpunkt ſollen ſie rechtzeitig erfahren.

— Ich werde nicht ermangeln, ihrem Wunſche zu entſprechen, obwol ich nicht verſchweigen will, daß ich weder dem Virtuoſenthum vorzüglich hold bin, noch das Klavier hoch halte.

— Wie, ſie ſchäzen nicht das Klavier, dieſe zierliche Taſchenausgabe des vollen Orcheſters?

— Nicht ſehr: frei und ſtolz ſpringt die Harfe in die Lüfte, die Menſchenhand bemeiſtert ohne weiteres Beiwerk ihre Saiten; aber im Klaviere liegen ſie verbaut und geknechtet, Hämmer aus Holz und Leder trommeln gefühllos auf die Saiten, und das freie Inſtrument wird zum eleganten Möbel.

— Mein Herr, vor der Bundeslade mochte David tanzend die Harfe ſchlagen, aber im Salon erklinge der moderne Flügel! Doch laſſen wir ihre ſeltſamen Grillen; verſtändigen ſie zugleich mit dem Programme meiner Kunſtreiſe ihre Leſer auch von der Thatſache, daß ich eine große Oper komponire.

— Sie ſchreiben eine Oper?

— Zuverläſſig; ich werde ganz Neues leiſten; meine Töne ſollen ſiegreich wie gewappnete Schaaren vordringen, ich werde der Welt die Harmonie der Mißtöne beweiſen und Beifall durch Diſſonanzen erzwingen.

— Jedenfalls werden ihnen die Kazen dafür eine Serenade bringen.

— Unſere Kompoſiteure bringen nichts Neues mehr zu Stande und fiedeln den feinen Geſchmak durch Trivialitäten zu Grabe.

— Und wann kommt ihre Oper zur Aufführung?

— Ich habe bereits Anträge von den erſten Intendanzen, ſie iſt jedoch noch nicht fertig.

— Noch nicht fertig, — vielleicht noch gar nicht begonnen?

— Doch, doch, bereits begonnen. Sie können vorläufig auch meine Liederkompoſizionen in ihrem Blatte beſprechen.

— Zu meinem Bedauern kenne ich ſie nicht.

— Sie haben jezt wol wenig Zeit verfügbar; ich will ſie mit dem Vortrage derſelben nicht in Anſpruch nehmen; wenn es ihnen gefällig iſt, bring' ich ihnen das nächſte Mal eine Kritik derſelben für ihr Blatt.

— Schreiben ſie mir lieber eine Beſprechung der drei Lieder, die dort am Tiſche liegen; ich halte ſie für reizend.

Der Virtuos nahm mit Haſt das bezeichnete Notenheft, und als Doktor Herkules ihn fragte, ob er den Kompoſiteur kenne, zukte er vornehm mit den Achſeln und erwiderte, daß er nicht mehr und nicht weniger als ein Idiot ſei.

— Der jedenfalls in ſeinem Fache ein Meiſter iſt; in dieſen Liedern liegt ein Stük grüner Waldeinſamkeit.

— Sie ſind nicht übel; aber ich verſichere ſie, ich

hatte eigentlich vor Meiſter Niklas die muſikaliſche Idee, die ihnen zu Grunde liegt; ich könnte die Priorität für mich in Anſpruch nehmen, doch was liegt mir an ſolchen Kleinigkeiten, ich komponire ja ſoeben eine große Oper.

Nichts deſtoweniger beneidete er Meiſter Niklas um dieſe Kleinigkeiten; er hätte viel darum gegeben, wenn er ſie komponirt hätte. Der bukelige Meiſter verſtand es allerdings nicht, ſie bekannt zu machen, aber der Virtuos, wären ſie ſein Werk geweſen, hätte für ſie ein weites Publikum zu gewinnen gewußt.

Der Virtuos wohnte nahe bei Meiſter Niklas; ſtundenlang horchte er oft auf deſſen muſikaliſche Fantaſien und Kompoſizionen und beneidete heimlich ſeine Erfindungen und ſeinen Stil, während er ihm bei ihrem ſeltnen Zuſammentreffen mit überlegenem Hochmuthe begegnete und ſich gegen dritte abfällig über das verkommene Talent äußerte. Seit einiger Zeit bemerkte er, daß Niklas ſehr fleißig komponirte, bald auf der Geige, bald auf dem Klaviere tönten neue Melodien und Fugen aus Niklas Wohnung zu ihm herüber, ſie ſtellten ſich allmälig zu einem einheitlichen Ganzen zuſammen, und der Virtuos gewann endlich die Ueberzeugung, daß das unanſehnliche Männchen ein großes

Werk unter der Feder habe. Zulezt konnte er nicht mehr zweifeln, daß es eine Oper sei, — eine Oper, der Höhepunkt seines eigenen Ehrgeizes; wie lange hatte er schon gewünscht, selbst eine Oper zu schreiben, aber die musikalischen Motive wollten nicht kommen, ihm fielen wol Rouladen und Doppelgriffe ein, doch wie weit war davon bis zu einer Oper.

Ein anderer Gedanken fuhr schon seit Monaten durch seinen Kopf: ließen sich denn die Tonwerke des kleinen Niklas nicht in irgend einer Weise als Eigenthum erwerben? nicht etwa in einem gedrukten oder geschriebenen Exemplare, sondern als echtes selbstgeschaffenes Eigenthum, — oder konnte nicht vielleicht ein gemeinschaftliches Geschäft zu Stande gebracht werden? bei dem es dann dem Virtuosen eine leichte Sache sein würde, den bescheidenen Meister in Schatten zu stellen und allen Ruhm für sich einzuernten.

Solche Pläne beschäftigten ihn auch heute, als er aus dem Redakzionsbüreau nach Hause ging, und sie steigerten sich bis zur Siedhize, als er zu Hause angekommen, seinen Nachbar eben wieder mit dem Vortrage neuer Kompoſizionen beschäftigt fand. Er warf sich auf den Divan und horchte mit geschlossenen Augen, wie die Weisen immer sicherer und voller zu ihm her-

über drangen. Niklas ſchien heute in vorzüglich begnadigter Stimmung, ſeine Erfindung neuer Melodien verſezte geradezu in Erſtaunen, die Töne flogen aufleuchtend und makellos aus den Saiten; die Harfe, — er ſpielte heute auf dieſer, — iſt das Inſtrument des Nordens, ſie gibt die Tonleiter jener Laute, die im Windzug und Wellenſchlag irren, ihre Akkorde ſind nebelhaft und voll Geiſternähe. Aber was war das? Es kam ein Tongefüge, wie aus Edelſteinen geſezt, — ein kunſtvoller Uebergang, bei dem jeder Fehltritt den Hals koſtete; wie glänzende Schlangen, wie bunte Flammen drangen die Töne von allen Seiten heran, ringelten und verwikelten ſich, wühlten und ſchoſſen durcheinander, und doch wurde der Rhitmus nirgends verlezt, und endlich löſte ſich der muſikaliſche Knoten leicht und richtig, wie er geſchürzt wurde, ſo daß man jedem Tone Winkelmaß und Zirkel anlegen durfte, und daß er doch gerecht befunden werden mußte.

Der Virtuos ſchnellte vom Divan empor, ſein muſikaliſches Gefühl konnte den Beifall nicht verſagen, ſein Neid ſtieg auf das höchſte und fand nur in dem Gedanken Troſt, daß ohne Zweifel ein Weg ausfindig zu machen ſei, auf dem ſich die Autorſchaft dieſer Kompoſizionen oder doch ein Antheil daran erwerben ließe.

Auch nachdem ſich der Virtuos entfernt hatte, blieb Doktor Herkules nicht allein in ſeinem Büreau. Zunächſt kam der Staatsanwalt und warf ſich mit Gönnermiene in einen Seſſel.

— Ihr Unternehmen nimmt einen guten Anfang, ich gratulire, ſie haben bereits die Aufmerkſamkeit der hohen Regierung auf ſich gezogen. Es war ein glüklicher Einfall, die Fraſe, daß ſie die Fraſe bekämpfen, an die Stirne ihres Blattes zu ſezen. Ich bin in der Lage, ihnen offiziöſe Prämunerazionen und behördliche Mittheilungen in Ausſicht zu ſtellen.

— Abonnenten ſind keinem Blatte unwillkommen.

— Der Gegendienſt, der gefordert wird, iſt in der That ein geringer.

— Er muß dem Dienſte aber doch die Wage halten.

— Sie ſollen manchmal einen Artikel im Sinne des Miniſteriums einrüken.

— Stehen ihnen nicht genug amtliche und halbamtliche Blätter zu Gebote?

— Gewiß; doch die Reptilien finden keinen Glauben.

— Ich ſoll alſo das Miniſterium loben?

— Je nachdem, belehrte der Staatsanwalt mit pfiffigem Lächeln, ſie dürfen es auch tadeln, das Lob

ſoll nur wie Metalladern in das taube Geſtein eingeſprengt erſcheinen.

— Das Verlangen ſtellt ſich nicht ganz unbillig.

— Alle Verfügungen, die beim Publikum beliebt ſind, mögen ſie tadeln, — loben ſollen ſie nur gewiſſe Verordnungen und Maßnahmen, die den Leuten nicht behagen wollen.

— Das hieße ja mein Blatt geradezu ruiniren. Nein, Herr, dieſer Pakt überſchreitet meine Willfährigkeit.

— Sie wollen alſo gegen das Miniſterium Partei nehmen, ſie wollen zu ſeinem Sturze mitarbeiten?

— Es ſtürzen — auch das nicht: es mag beſtehen, es wird beſtehen.

— Ich werde höheren Orts zu rühmen wiſſen, daß ſie eigentlich doch miniſteriell geſinnt ſind. Worauf ſtüzen ſie aber ihre Vorausſagung?

— Die Mittelmäßigkeit iſt die Bürgſchaft der Exiſtenz; in ihr liegt die Berechtigung ſeiner Dauer; Alle Parteien ſind von den jahrelangen Kämpfen ermüdet; ſie ſind zu nervös um das Genie zu ertragen; ſogar das Talent vermöchte zu beunruhigen; nur die trivialſte Mittelmäßigkeit verſpricht gemächlichen Stillſtand.

— Ihre Auslaſſungen ſind eben nicht ſehr ſchmeichelhaft; dennoch wären wir zufrieden, wenn alle Welt

ihre Gesinnungen theilte. Uns genügt der Erfolg, an den Motiven ist wenig gelegen. Aber Parlament und Volk lechzt nach Wechsel, hat einen Heißhunger nach Veränderungen.

— Nun, so machen sie ihnen das Vergnügen.

— Schön gesagt, aber meine Gönner wollen das Ruder des Staates, in seinem Interesse natürlich, nicht aus den Händen lassen.

— Wer spricht von ihrem Rücktritte!

— Sie meinen also, es wären nur die zunächst stehenden Persönlichkeiten der Volubilität des Unterthanenverstandes zu opfern: auch das ist leichter gesagt als ausgeführt: die Personalfragen beruhen auf Kompromissen, nur indem diese Gehülfen wurden, vermochten jene Minister zu werden. Nehmen sie einen Stein aus dem Brette, und —

— Gott bewahre sie vor Verrath an den Kameraderien; ich meine andere ganz unschuldige Veränderungen.

— Ich verstehe sie nicht.

— Der Minister, dem das Portefeuille der Schönheit und Jugend zugefallen ist, läßt sich zum Beispiele einen Vollbart wachsen, ein anderer, der bisher einen kahlen Schädel zeigte, legt sich eine Azel bei: das sind

Perſonalveränderungen, die dem Parlamente eine harmloſe Zerſtreuung gewähren und das Publikum glauben machen, es habe in der That ein Siſtemwechſel ſtattgefunden.

Ein neuer Beſuch ließ ſich melden, und ein Herr, nahe den Fünfzigen, trat in die Redakzionſtube. Seine Naſe war vornehm geſchnitten, während ſeine Kleidung auf den geiſtlichen Stand hinwies.

— Ich komme, mich als Mitarbeiter für ihr Blatt einzuführen, begann der Fremde mit dem feinen Lächeln überlegener Weltkenntniß, ſelbſtverſtändlich als Dilettant ohne Honorar. Stoßen ſie ſich nicht an der Soutane, ich huldige nicht der religiöſen Zwangwirthſchaft und meine Aufſäze werden nicht nach Weihrauch duften.

— Die Introdukzion iſt anziehend und verſprechend.

— Ich bin hoher Ariſtokrat, aber auch mit den Moderbegriffen meines Standes ſoll ihr Blatt, das der Demokrazie huldigt, von mir nicht behelligt werden.

— Sie machen mich auf ihre Richtungen neugierig.

— Sie ſollen, unterbrach ihn der ariſtokratiſche Geiſtliche mit Selbſtbefriedigung, ſogleich eine Probe davon erhalten und dieſelbe in ihrer nächſten Nummer veröffentlichen. Er zog ein beſchriebenes Blatt aus

der Bruſttaſche und überreichte es dem Redakteur. Der Aufſaz ſchien nicht lang zu ſein.

— Und was ſie hier niedergeſchrieben haben, begann Doktor Herkules, nachdem er ihn geleſen hatte, mit unverkennbarem Ernſte, können ſie auch vertreten?

— Vertreten — gewiß; doch wird es dazu wol nicht kommen.

— Die Thatſachen, die ſie hier in ſo pikanter Weiſe mittheilen, enthalten alſo die Wahrheit?

— Wie alle Legenden; jedenfalls ſind ſie, wie ſie ſelbſt ſoeben zu bemerken beliebten, pikant und ſomit der Veröffentlichung werth.

— Ich aber glaube, daß es ſchmähliche Lügen ſind; Faſtrada iſt ein ſehr ehrbares Fräulein.

— Mir fällt gar nicht ein, das zu beſtreiten.

— Und dennoch wollen ſie ihren Ruf in ſo ſchwerer Weiſe antaſten?

— Ich mache ihr nur Reklame, und davon leben dieſe Damen: erfährt die Welt ein Abenteuer von einer Sängerin, ſo ermuthigt dies andere galante Ritter, die vielleicht bis dahin die Schüchternheit zurükhilt, und bei Sängerinnen heißt es: viele Liebhaber, viel Ehre!

— Mein Herr, ich arbeite nicht in Reklame, nicht

einmal in harmloſer; die ihre aber, würde ſie anderswo gedrukt, müßte ich in meiner Zeitung geradezu bekämpfen.

— Sie kennen unſern Plaz nicht, entgegnete der Beſuch, indem er ſeinen Aufſaz wieder einſtekte, man liebt hier derlei kleine Geſchichtchen, und ein Blatt, das den akademiſchen Kathederton einhalten will, langweilt uns. Gott befohlen, Herr. Er entfernte ſich mit geringſchäzigem Lächeln.

Dennoch hatte ſich ſeine Laune durch die nicht erwartete Abweiſung nicht gehoben. Der Domherr hilt jedoch an dem Grundſaze, daß unſere Pläne, wenn einer mißlingt, gleich der lernäiſchen Schlange, ſobald ihr ein Kopf abgeſchlagen wurde, zwei neue anſezen müſſen.

Er begab ſich alſo vom ungefälligen Redakteur unmittelbar zu Faſtrada; er ließ ſich als Vetter des Grafen Ottilio melden, und wurde angenommen.

— Ich bin heute ſtolz auf meinen Vetter, da die Beziehung zu ihm mir eine Thüre öffnet, die ſonſt unſerer eleganten Welt verſchloſſen bleibt.

— Ich empfange allerdings nicht Beſuche; aber Graf Ottilio hat mir einen ſo weſentlichen Dienſt erwieſen, daß ich mich für verpflichtet halte, bei ihm und

bei demjenigen, der sich auf ihn beruft, eine Ausnahme zu machen.

— Ich weiß, ich weiß, erwiderte der Domherr und schien vom Grunde seiner Bevorzugung nicht sonderlich erbaut zu sein; auch glaube ich, daß sie am Schlusse meines Besuches zufrieden sein werden, mich empfangen zu haben.

— Jedenfalls wird es mir angenehm gewesen sein, einen Verwandten des Grafen kennen gelernt zu haben.

— Also nur aus Vorliebe für ihn; wer weiß, ob sie dazu Veranlassung haben.

— Er hat sich mir gegenüber stets als tadelloser Kavalier gezeigt.

— Unser Blut, unterbrach sie der Domherr nicht ohne Selbstbewußtsein, ist allerdings ein reinblaues, — geradezu ein azurnes, fügte er lächelnd hinzu, aber Ottilio besitzt gar kein Vermögen, wol nur Schulden.

— Ich hatte nie Veranlassung, mich um die Geldverhältnisse des Grafen zu bekümmern, versetzte Fastrada sichtlich betreten.

— Entschuldigen sie, daß ich ohne Einleitung zur Sache komme. Ich weiß, daß mein Vetter sie liebt; es könnte ihm sogar beifallen, ihnen seine Hand anzubieten; da ist es nun gut, daß sie von vorneherein

klar ſehen, und da ich nicht weiß, ob er geneigt ſein wird, ſeine Verhältniſſe ihnen mitzutheilen, ſo erfahren ſie denn von mir: Ottilio beſizt kein Vermögen und hat auch keine Ausſicht, eines zu bekommen.

— Mein Herr, haben ſie auch vorbedacht, daß ihre Mittheilungen ganz geeignet ſind, mich zu beleidigen? Sind ſie dem Grafen Ottilio gegenüber befugt, ſich mit ſeinen Gefühlen zu beſchäftigen? Mir gegenüber haben ſie aber gewiß nicht das Recht, davon zu ſprechen und mir Eröffnungen über Verhältniſſe zu machen, um die ich ſie nicht befragt habe.

Faſtrada's Angeſicht übergoß hohe Röthe, ſie war aufgeſtanden; der Domherr blieb ſizen und fuhr in voller Faſſung fort: Und dennoch bin ich mit meinen Zudringlichkeiten noch nicht zu Ende. Hören ſie weiter: für den Fall, daß ſie gleichwol von ſeiner finanziellen Lage gänzlich abſehen und ſo — großmüthig ſein wollten, ſich lediglich mit Ottilio's Herz und Hand und mit ſeinem Wappen zu begnügen, würde — ich darf ihnen auch das nicht verſchweigen — ſeine ganze Familie von dieſer Heirath wenig erbaut ſein. Wir ſind eben von altem untadeligen Adel, und ihre brillanten unvergleichlichen Rouladen vermöchten dennoch nicht, uns

mit dem leeren Schilde in unſerer Ahnentafel zu verſöhnen.

— Genug, mein Herr, ich glaube, jezt ſind wir auch nach ihrer Abſicht zu Ende.

— Wir ſind es in der That, fuhr der Domherr mit verbindlichem Lächeln fort, und nachdem ich mein Gewiſſen entlaſtet habe, bin ich jezt ſo glüklich, wieder ſo galant und huldigend zu erſcheinen, als man ſich einer ſo reizenden Dame gegenüber, die überdies Sängerin iſt, jederzeit bezeigen ſollte.

— Verſchwenden ſie ihre Worte nicht an eine Perſon, die ihrem Lebenskreiſe ſo fern ſteht.

— Sie verkennen mich, ſchöne Faſtrada, ich glaubte, durch meine Mittheilungen nur meine Pflicht als Verwandter und — ich will das beifügen — als Geiſtlicher zu erfüllen; jezt laſſen ſie mich aus meinem eigenen Weſen ſprechen: ich begreife vollkommen, daß mein Vetter Ottilio für Faſtrada ſchwärmt; ihr Geſang hat auch mich entzükt, ſeit ich ihn das erſte Mal hörte, ihr Anblik ſteigert noch weit den Eindruk ihrer Töne.

— Verlaſſen ſie mich.

— Nicht doch, Faſtrada; im Grunde bin ich ganz gutmüthig; und wenn ſie troz meiner Warnungen Ottilio dennoch heirathen, ſo würde ich von der ganzen

Familie wol der erſte ſein, mich in die Thatſachen zu fügen und die ſchöne Muhme verwandtſchaftlich zu umarmen.

— Mein Herr —

— Schmollen ſie nicht länger; meine Abſicht war gut, und ein Freund in der Sippe iſt nicht zurükzuweiſen; ich aber würde ihr Freund ſein, ihr anhänglicher Freund.

Dieſe faſt treuherzigen Verſicherungen des Domherrn ſtimmten Faſtrada milder; ſie konnte ſeiner Auffaſſung und ſeinen Mittheilungen nicht jede Berechtigung abſprechen; vielleicht waren ſie in der That gut gemeint und nicht boshaft; ſie kannte die Welt zu gut, um nicht auch für die Sonderbarkeiten vornehmer Stände einige Entſchuldigung zu finden.

— Ich weiß nicht, ob Ottilio vor ihren Augen Gnade gefunden hat, ich verlange es auch nicht zu wiſſen; iſt es aber der Fall, dann laſſen ſie auch auf ſeinen Vetter einen Strahl der Huld fallen, deren er ſich erfreut.

Es gelang ihm, Faſtrada wieder in das Geſpräch zu verwikeln, dem er, ſobald er wieder zu weit gegangen zu ſein glaubte, mit Geſchiklichkeit eine Wendung zu geben verſtand, die unverfänglich zu ſein ſchien, aber

doch den Eindruk nicht verbarg, den Faſtrada auch auf ihn machte. Die Sängerin wollte manchmal entrüſtet ablehnen, aber der Vielgewandte ſtand im Augenblike wieder auf dem Boden gewöhnlicher Zukömmlichkeit.

— Alſo auf Wied. ſehen, ſchloß der Domherr endlich die ſeltſame Unterredung, grollen ſie mir nicht, Faſtrada, und reichen ſie mir zum Zeichen voller Vergebung ihre Hand.

Schon wollte ſie einſchlagen, da fiel ihr Blik auf die dargebotene Hand des Domherrn: ſie war fein und weiß, ein großer Ring mit Edelſteinen funkelte auf einem der Finger.

Eine ſeltſame Erinnerung fuhr wie ein Bliz durch ihre Seele. Haſtig zog ſie ihre Hand zurük.

VII.

Graf Florian war der Senior des Hauses Wullroß, dem auch Ottilio und der Domherr angehörten; als junger Mensch war er seinerzeit wegen seiner Schönheit und Albernheit berühmt.

Einmal bei einem Trinkgelage behauptete jemand aus der Gesellschaft, er sei im Stande, ihn ganz in eine leere Wasserflasche hinein zu steken. Der junge Graf Florian, denn damals war er noch sehr jung, wies diese Angabe mit Entrüstung zurük; er war gewohnt, von seinen Genossen zum besten gehalten zu werden, und fand sich jezt über die entschiedene Art der Abfertigung befriedigt. Nichtsdestoweniger wiederholte der Gegner seinen Saz, und die Standesgenossen stritten lachend für und dawider; Graf Florian ereiferte sich gegen diejenigen, die seinem Widerpart zuzustimmen schienen, und zog sich mit Verachtung über ihre Leichtgläubigkeit zurük. Dennoch horchte er auf,

als dieſer die Wette von zwölf Flaſchen Champagner anbot, und da die übrigen ſie zu halten zögerten, trat er mit überlegenem Selbſtgefühle vor und erklärte, die Wette ohneweiters anzunehmen. Unparteiiſche Schiedsrichter empfingen die beiderſeitigen Einſäze, und die zwei Wettenden traten vor; Florians Gegner verlangte eine Flaſche mit weitem Halſe, wogegen dieſer nichts einwenden konnte; endlich hatte er die paſſende Flaſche ausgewählt und ſie vor den Zuſchauern auf den Tiſch geſtellt. Mit der Zuverſicht, aus dem Streite als Sieger hervorzugehen, drängte ſich Graf Florian an den Tiſch, auch der Mitwettende trat herbei und ſtreifte wie zu mühesamer Arbeit die Rokärmel zurük. Florian gebärdete ſich ſicher und harrte auf die Entwikelung der Dinge; der andere, indem er ſein Auge auf ihn ruhen ließ, ſchien auf etwas zu warten. Als einige Augenblike in ſolcher Weiſe vergangen waren, ermahnte er ihn, ſich fertig zu machen. Auf Florians Frage, was er denn thun ſolle entgegnete jener, er werde doch nicht glauben, daß er auch Rok und Stiefel, kurz ſeine ganze Garderobe in die Flaſche ſteken werde. Verblüfft ſah Florian auf ihn und war entrüſtet, als er verlangte, er möge ſich, ſolle das Kunſtwerk begonnen werden, gänzlich entkleiden. Sie ſtritten ſich eine

Weile über den Zwiſchenfall, die beiderſeitigen Vertrauensmänner entſchieden gegen Florian, daß er die Wette ohneweiters verloren habe, wenn er ſich dem gerechten Verlangen nicht füge. Was blieb dem ſchönen Grafen, der ſich des Sieges ſchon voraus gefreut hatte, übrig als nachzugeben; er machte verdrießlich die verlangte Toilette und ſtand bald ſplitternakt im Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen. Jezt war ſein Widerpart zufrieden, ergriff den Daumen an Florians rechter Hand, ſtekte dieſen in die Flaſche und ſchien ſich alle Mühe zu geben, die Hand nachzuſchieben. Es ging nicht; darauf verſuchte er daſſelbe Kunſtſtük an der linken Hand; auch da war der Erfolg nicht beſſer. Noch eine Weile ſezte er ſeine Bemühungen fort, dann trat er zurük und erklärte niedergeſchlagen, die Wette verloren zu haben. Jezt brach das ſchallende Gelächter aller Gegenwärtigen los, Graf Florian wurde als Sieger verkündigt und die zwölf Flaſchen Champagner gemeinſam auf ſein Wol geleert.

Auch mit ſeiner Schönheit hatte er nicht viel Glük. Sein Geſicht war wie Milch und Blut gefärbt, ſeine Züge, wenn auch nicht geiſtreich, doch regelmäßig und mädchenhaft zart, beſonders viel hilt er auf die fein gebogene Naſe. Er dünkte ſich offenbar der ſchönſte

junge Menſch des Jahrhunderts zu ſein; auch hieß er in der That bei allen Leuten der ſchöne Graf Florian. Dieſer Beinamen verdroß einen etwas älteren Landjunker, die anſpruchsvolle Gekenhaftigkeit des jungen Mannes ärgerte ihn noch mehr. Sobald er in die Stadt kam, fragte man ihn bald hier bald dort, ob er den ſchönen Grafen Florian kenne, ob er ihm heute ſchon begegnet ſei; es hieß wol auch, der ſchöne Graf Florian ſei eben vorüber gegangen, oder er pflege um dieſe und jene Stunde die Promenade zu beſuchen. Dieſes fortwährende Wortgeklapper über den ſchönen Grafen verleidete unſerm Jagdjunker den Beſuch der Reſidenz, und er beſchloß, ſich und andere, — denn er ſezte dieſelbe Abneigung auch bei anderen voraus, — von dieſem Alpe zu befreien.

Als er das nächſte Mal in die Stadt kam, ſuchte er, ſeiner ſonſtigen Gepflogenheit entgegen, dem Grafen Florian zu begegnen. An ein paar Orten gelang es ihm nicht, endlich fand er ihn im Parket der Oper; er drängte ſich in ſeine Nähe, und ſobald er neben ihm zu ſtehen kam, trat er mit voller Schwere auf deſſen Fuß, und hilt dieſen erbarmungslos unter ſeinem Abſaze feſt. Entrüſtet wendete ſich der Graf mit einem Schmerzenſchrei an den Landjunker, dieſer ſtand be-

friedigt seinem Blike ohne sich zu entschuldigen; der Graf machte Vorwürfe, ein Wort gab das andere, und obwol Graf Florian nebst dem Fußtritte auch wörtliche Unarten entgegen nehmen mußte, erhilt er noch überdies eine Ausforderung, der er sich ungeachtet seiner Abneigung nach den Ansichten seines Standes unmöglich entziehen konnte. Der Landjunker führte den Säbel mit vielem Geschike; beim dritten Ausfalle erhilt Graf Florian einen Hieb über die Nase, der den Knorpel spaltete und von einem Ohre bis zum andern verlief. Die Wunde war keineswegs gefährlich, aber sie ließ eine häßliche Narbe zurük; der Landjunker hatte seinen Endzwek erreicht; mit der Schönheit des Grafen war es vorüber, und seit der Zeit hieß er nicht mehr der schöne Florian, ja diese Bezeichnung gerieth im Laufe der Jahre in völlige Vergessenheit.

Was vermag die Zeit nicht alles zu ändern! So wie aus schön häßlich, wurde Graf Florian aus jung alt, und sogar seine Albernheit verbarg sich allmälig unter der Maske des aristokratischen Schliffes. Nur den ledigen Stand bewahrte er und heirathete nicht.

Hatte die bizantinische Erziehung, die ihm zu Theil geworden war, bereits einen guten Grund gelegt, so konnte man auch nicht leugnen, daß Graf Florian

Wullroß im Verlaufe der Jahre ſich alle Mühe gab, ein untadeliger Kavalier zu werden. Er forſchte den Regeln des Anſtandes und der adeligen Sitte nach, ſuchte ſich in allen ariſtokratiſchen Uebungen und Grimaſſen zu belehren und ſtudirte mit Eifer den gothaſchen Kalender und Bibel und Koran der vornehmen Geſellſchaft. Wollte ein Kavalier durch Unterſchriften von Standesgenoſſen eine Ahnenprobe liefern, ſo fehlte dabei jezt ſelten das Siegel des Grafen Wullroß, er bekleidete vorübergehend ſogar die Funkzionen des amtlichen Adelprobirers und Intendanten des Zeremoniels. In allem, was hierauf Bezug hatte, konnte man ihn nicht zutreffender bezeichnen, als wenn man ihn einen auswendiggelernten Menſchen nannte. Die Anerkennung der ausſchließlichen Kreiſe erwekte im Grafen Florian endlich einen Grad von Selbſtbewußtſein und Selbſtzufriedenheit, die ſeiner äußeren Erſcheinung eine noble Würde verliehen, welche die Unfälle ſeiner Jugend allmälig in Vergeſſenheit brachte.

Der Graf war auch jederzeit bereit, dieſer Standeskorrektheit die nothwendigen Opfer zu bringen; ein Beiſpiel mag für viele genügen, die angeführt werden könnten. Es ließ ſich nicht behaupten, daß ſein Benehmen, ſo glatt geſchliffen es gegen Standesgenoſſen

war, gegen Geringere die Grenzen der unter kleinen Leuten üblichen Artigkeit einhilt. Solche Personen existirten für ihn eigentlich gar nicht, außer wenn er ihrer bedurfte; im besten Falle zeigte er salbungsvolle Herablassung; gegen Handwerker und Arbeiter pflegte er überaus hochmüthig zu sein, vorzüglich wenn sie zu ungelegener Zeit Zahlung von ihm verlangten. Aus ihnen rekrutirte sich nach seiner Ueberzeugung der Sozialismus und der Umsturz; Grund genug für die höheren Klassen, gegen sie Front zu machen. Von seiner Brutalität hatten seine Bedienten viel zu leiden gehabt; am liebsten hätte er sich von Haussklaven bedienen lassen; jedenfalls hilt er die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit für einen schweren Mißgriff unberufener Staatskünstler.

So geschah es, daß er einmal einen Bedienten hatte, der bei großer Geschiklichkeit auch viel Eifer auf seinen Dienst verwendete, aber über Menschenwürde und Dienstverhältnisse andere Ansichten hegte als sein Herr. Er glaubte sich zu pünktlicher entsprechender Arbeit verpflichtet, dagegen zugestand er seinem Lohnherrn nicht Angriffe in sein Menschenthum. Es war dies um so begreiflicher, da die Jahre der lezten Revoluzionen damals eben erst vorüber waren. Eines Tages

ſchalt der Graf ſeinen Diener wegen eines Verſehens, das er begangen haben ſollte; als dieſer nachwies, daß ihm nichts zur Laſt falle, gebot er ihm mit entwürdigenden Schimpfworten zu ſchweigen. Ein Bediente habe ſeinem Herrn gegenüber immer Unrecht; nur antworten dürfe er auf eine Frage, im übrigen habe er ſtumm zu ſein. Der Bediente machte noch eine Einwendung gegen dieſen Ausſpruch, und Graf Wullroß, der eben ausreiten wollte, ſchlug ihm ohneweiters mit der Reitpeitſche ins Geſicht. Da blizte im jungen Menſchen der Zorn auf, er faßte voll Erbitterung ſeinen Herrn, warf ihn zu Boden und behandelte ihn nun ſeinerſeits mit der Reitgerte. Der Graf, der weit ſchwächer war, vermochte nicht ſich ſeiner kräftigen Fäuſte zu erwehren und empfing ungeachtet ſeines Geſchreis eine derbe Tracht Schläge von dem Bedienten. Sobald dieſem die Zurechtweiſung genügend ſchien, ließ er ihn los und ſagte: So, jezt gehe ich zur Stunde aus ihrem Dienſte, ſtellen ſie mir ein gutes Zeugniß aus und bezahlen ſie mir den Lohn für die nächſten vierzehn Tage, oder — falls ſie es vorziehen — verklagen ſie mich bei Gerichte; ich ſize mit Vergnügen ein paar Wochen, wenn es öffentlich bekannt wird, daß ich den Herrn Grafen Wullroß gezüchtigt habe.

Der Graf wußte, was er seinem Stande schuldig war; er brachte das Opfer, untersiegelte das lobende Dienstzeugniß mit seinem Wappen und bezahlte dem Bedienten, was er verlangte. Beide schwiegen über den Fall; der Graf aber behandelte seit dieser Stunde seine Domestiken mit billiger Förmlichkeit.

Graf Florian war seitdem sehr alt geworden; er war jezt der Senior des Hauses Wullroß. In dieser Familie bestanden nemlich zwei alte Institutionen: ein sehr bedeutendes Fideikommiß, das zur Zeit ein entfernter Vetter innehatte, und ein Seniorat für den jeweiligen Aeltesten des Hauses. Zu diesem Seniorate gehörte als Hauptstamm das feste Haus Wullroß; es lag ziemlich abseits in einer Waldlandschaft, war von einem alten Forste umgeben und hatte vortrefflichen Wildbann. Das sogenannte feste Haus mochte vierhundert Jahre alt sein, es rechtfertigte diese Benennung, seine Mauern versprachen so wie das steile mehrfach überthürmte Schieferdach noch manchem Jahrhunderte zu trozen, obwol es theilweise mit Moos bedekt war und an den Quaderpfeilern Efeu emporwucherte. Das Haus war sehr ausgedehnt, bestand aus verschiedenen Zubauten von ungleicher Höhe und hatte, wie man behauptete, so viele Gemächer, als es Tage im Jahre

gibt. Man betrat, wenn man im eisenbeschlagenen Thore das gewöhnliche Einlaßpförtchen überschritten hatte, eine weite Halle mit Kreuzgewölben, von der an jeder Seite eine Treppe in die Stokwerke führte. Oben waren die Gemächer in mehre Wohnungen abgetheilt, die bald ein paar Stufen höher, bald tiefer lagen und mit abgebrauchten Einrichtungstüken spärlich versehen waren. Diese waren meist aus Eichenholz, mitunter nicht ungeschikt geschnizt, mit Plüsch oder gepreßtem Leder, auch mit verblaßten Stikereien überzogen. Die Hände, die daran gearbeitet, lagen längst in Staub zerfallen; die Möbel gehörten meist nach den getrennten Wohnungen partieweise zusammen und zeigten in jeder Abtheilung den Geschmak des Jahrhunderts, in dem sie entstanden.

Nach dem Familienstatute hatte jedes Mitglied des gräflichen Geschlechtes das Recht, in dem festen Familienhause zu wohnen, es war auch bestimmt, in welcher Reihenfolge die Vorwahl der Gelasse stattzufinden habe; nur dem Senior waren die besten Gemächer als bleibender Aufenthalt zugewiesen, er wandelte auf Teppichen zwischen Himmelbetten und Seidentapeten, und wenn von diesen nicht hier und dort ein abgerissener Lappen herabgeflattert und die vergoldeten Leisten und Rosetten

nicht bereits ſchadhaft geweſen wären, ſo hätte ſeine Wohnung in dem alten Gemäuer durch ariſtokratiſchen Prunk und vornehmen Geſchmak überraſcht. Dem Aelteſten des Hauſes war nebſtdem eine jährliche Rente ausgeſezt, von der er bei einiger Sparſamkeit ſtandesgemäß leben konnte; ihm oblag aber auch die Verpflichtung, den anderen Gliedern der Familie gegenüber, die jeweilig das feſte Haus bewohnten, den Hausherrn zu machen und ſie als Gäſte zu behandeln. Zu dieſem Endzweke durfte er dem Stiftungsfonde für jeden Tag ſeiner Gaſtfreundſchaft einen gewiſſen Betrag verrechnen, den der beſtellte Verwalter deſſelben auszubezahlen hatte, während der Reſt des Einkommens zum Kapitale geſchlagen werden mußte.

Wie geſagt war gegenwärtig Graf Florian der Senior der Familie und bewohnte als ſolcher die Prachtgemächer auf Wullroß. Er hatte die früheren Jahre theilweiſe in ſehr beſchränktem Geldſtande zugebracht, und war ſehr zufrieden, als er endlich in das Seniorat und damit in verhältnißmäßigen Wolſtand einrükte. Auch ſein Wohnſiz im grünen Forſte behagte ihm, um ſo mehr, da ſeine Haushälterin, die für ihn in vielem maßgebend war, ſich dort gefiel und es auch nicht übel aufnahm, wenn ſich andere Mitglieder der Familie

einfanden: es gab für sie dann allerdings mehr Sorge und Arbeit, dagegen stieg auch ihre Bedeutung und Würde, und wer in Wullroß gute Tage haben wollte. der durfte ihrem Ansehen nicht zu nahe treten und mußte ihr gewisse Aufmerksamkeiten bezeigen.

Selbst der Umstand, daß das alte Haus im Geruche des Gespensterspukes stand, hatte für sie nichts Abschrekendes, es prikelte vielmehr wohlthuend über ihre Nerven, wenn sie daran dachte, daß sie zum Anblike von Geistererscheinungen berufen sei. Ja, es befiel sie eine gewisse Ungeduld, als sich in Wullroß nichts Unheimliches zeigen wollte. Um ihre Spannung zu beschwichtigen, stellte sie sich allmälig eine eigene Gespensterlehre zusammen: wenn der Wind durch die Schornsteine und Kamine pfiff, wenn im Holzgetäfel der Wände Todtenuhren pikten, so war ihr dies eine vorläufige Anzeige der Geisternähe; sie hilt auf Ahnungen und Zeichen und ließ sich nicht nehmen, daß ihr einmal eine weiße Gestalt aus der Tiefe eines Ganges zugewinkt habe.

Man konnte nicht behaupten, daß ihr Herr am Zusammentreffen mit einem Gespenste das gleiche Vergnügen empfunden hätte wie seine Haushälterin; er that ihr vielmehr nicht selten Einhalt, wenn sie ihn

in ſtillen Winterabenden durch Mittheilungen aus dem Geiſterreiche unterhalten wollte. Eines tröſtete jedoch auch den alten Herrn, nemlich die Erwägung, daß, wenn in Wullroß ſeine Ahnen umgingen, es dort doch nur hochadelige Geſpenſter geben könne: der Verkehr mit Kavalieren, ſelbſt mit geſpenſtigen war aber jedenfalls ein erträglicher.

Graf Florian bewohnte Wullroß den größten Theil des Jahres; in der Reſidenzſtadt hilt er ein kleines Abſteigquartier, pflegte aber nur im Falle beſonderer Hofzeremonien hinzukommen.

Heute befand er ſich da, und ſchritt nun nach abgewikelten Geſchäften im Zimmer auf und nieder. Wer ihn ſo ſah, dem konnte nicht beifallen, daß der Kavalier, den er vor ſich ſah, einmal die Wette gewann, daß man ihn nicht in eine leere Flaſche hinein ſteken könne: Frak und Wäſche waren untadelhaft, nur das Jabot erinnerte an vergangene Zeiten, ein künſtliches Toupet von weißen Haren dekte den kahlen Scheitel, und von Zeit zu Zeit ſchnippte er auf eine goldene Tabakdoſe und nahm daraus mit feinem Anſtande eine Priſe. Sogar die garſtige Narbe, die quer über ſeine Naſe lief, verlieh ihm eine gewiſſe Bedeutung; ſie ließ

errathen, daß er in seiner Jugend alle Kavaliersporte rükſichtlos betrieben habe.

Er bekam jezt Beſuch; es war der Domherr, der ihn begrüßte. Nach den gewöhnlichen Geſprächen, die beim Wiederſehen Bekannter nicht zu vermeiden ſind, theilte ihm der Domherr mit, daß er heute mit ihm als dem Senior der Familie einen Gegenſtand von Wichtigkeit zu verhandeln habe. Graf Florian verkannte nicht dieſe Würde, und hob ſich, als er um die Angelegenheit fragte, ſalbungsvoll in den Stiefeln.

— Es handelt ſich um Thorheiten, die unſer Vetter Ottilio zu begehen im Begriffe ſteht.

— Er war von jeher wüſt und leichtfertig; nun was beginnt er jezt?

— Er läßt ſich mit der Sängerin Faſtrada in die bedenklichſten Verhältniſſe ein.

— Iſt es nur das, verſezte Graf Florian enttäuſcht und ſchlug faſt verächtlich auf die goldene Doſe; daß ein Edelmann mit einer Sängerin anbindet, iſt doch nichts Ungeheuerliches, iſt ſchon dageweſen, mein Lieber.

— Ja, aber es kommt auf die Art und Weiſe an.

— Nun, er will ohne Zweifel nicht den unglüklichen Liebhaber ſpielen: er macht Szenen, ſchlägt ſich mit

Nebenbuhlern, treibt Skandale, entführt wol gar die Primadonna und verführt ſie jedenfalls.

— Um das alles handelt es ſich nicht; ich müßte mich ſehr irren, oder Vetter Ottilio denkt diesmal ernſtlich daran, ſie zu heirathen.

— Sie heirathen, wiederholte der alte Graf und prallte zurük; iſt ſie eine ſo durchtriebene Kokette?

— Sie iſt vielmehr ein Tugendſpiegel, und darin eben liegt die Gefahr.

— Nichts Ungewöhnliches mehr, daß Hiſtrioninnen ſogar tugendhaft werden, um einen Kavalier aus erlauchtem Hauſe zu kapern. Die Primadonna mit dem fatalen Namen braucht einen vornehmen Zunamen zur Reklame: ihr Graf ſoll zuerſt die Tageskaſſe kontroliren, beſorgt dann die Klaque und das Kränzewerfen, und muß, wenn es nöthig wird, ihre Diamanten verkaufen und ſich auf's Kuppeln verlegen.

— Laſſen wir das jezt beiſeite; ich glaube jedenfalls nicht, daß dir eine ſolche Verſippung angenehm ſein würde, und erwarte von dir, daß du als Senior und Regierer des Hauſes Wullroß mitwirken wirſt, die Sache zu hintertreiben.

— Mit aller Bereitwilligkeit; aber was ſoll ich thun? die Zeiten ſind ſchlecht; lebten wir noch in den

Tagen des großen Königs, so erhilte ich ohneweiters einen Haftbefehl für die freche Perſon und ließe ſie dann in einer Dubliette verſchwinden; befänden wir uns in noch älteren und beſſeren Zeiten, ſo griffe ich ſie ſelbſt und ließe ſie in den tiefſten Thurm von Wullroß werfen. Aber jezt, was kann ich beginnen?

— Das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht; jedenfalls müſſen wir uns darüber klar werden, was wir thun werden, wenn Ottilio uns die Sängerin in die Familie bringt.

— Aber, Vetter Domherr, du warſt von jeher als das Genie der Familie bekannt, iſt denn dir nichts eingefallen, das unliebſame Ereigniß zu verhindern, haſt du zu deſſen Abwendung gar nichts unternommen?

— Im Gegentheile; ich habe mit Faſtrada in unſerem Sinne geſprochen; ja — dir will ich es geſtehen, ich verſuchte ſogar, ſie für mich zu gewinnen und ſo von ihm abwendig zu machen.

— Alſo für ihn aufopfern wollteſt du dich!

— Mein Gott, was thut man nicht alles einem Vetter zu Liebe; aber es wollte nicht gelingen.

— Du hatteſt doch ſonſt Glük bei den Weibern.

— Nicht immer, leider nicht immer.

— Du ſchlauer Junge! Egoismus und Verwandtenliebe gingen diesmal Hand in Hand.

— Ich geſtehe, daß mir ſelbſt Faſtrada von allem Anfange an wol gefiel; aber du begreifſt auch, daß, wenn es mir gelungen wäre, Ottilio Beweiſe genoſſener Gunſt vorzulegen, von ſeiner Heirath mit der Sängerin keine Rede mehr geweſen wäre.

— Und du biſt bei ihr in der That durchgefallen? für junge Weiber hat doch ſonſt der kanoniſche Geruch beſondere Anziehungskraft.

— Und doch bin ich durchgefallen!

— Soll nun etwa ich mein Glük bei ihr verſuchen?

— Wir haben noch eine Bundesgenoſſin, die die Sache von anderer Seite anpaken wird, und vielleicht glüklicher iſt.

— Nun, wer iſt dieſe Helferin?

— Muhme Klaudine.

— Klaudine.

— Ja, ſie bildet ſich ein, Vetter Ottilio müſſe ihr Mann werden.

— Wie, Klaudine? die ohne Vermögen iſt wie er, die reich heirathen oder ins adelige Stift eintreten muß —

— Sie läßt es ſich nicht nehmen, daß der Vetter einmal noch zu großem Vermögen kommen werde.

— Ein paar Erbschaften hat er seinerzeit gemacht und verbraucht; jezt besizt er meines Wissens nur Schulden, ich habe den gothaer Almanach von Buchstaben zu Buchstaben durchblättert: es steht ihm keine Erbschaft mehr in Aussicht, sie kann es mir glauben; es wäre denn, daß irgend ein unbekannter Nabob aus dem Goldlande ihn zum Erben einsezen würde.

— Klaudine behauptet, er werde noch im Fideikommisse nachfolgen.

— Eitel Geflunker! Der gegenwärtige Majoratsherr steht in voller Manneskraft und besizt bereits ein Söhnlein und eine junge Frau; auch sein Bruder, der Gesandte, erfreut sich blühender Gesundheit. Drei Köpfe stehen Ottilio im Wege, alle jünger als er.

— Klaudine hat schon manches Verhältniß abgespielt, sie will sich endlich einen Mann erobern; jedenfalls sind uns ihre Illusionen unschädlich; mag sie immerhin ihren Schlachtplan ausführen: ich werde sie dabei nach Möglichkeit unterstüzen und auch mit Ottilio noch einmal darüber sprechen.

— Durch Ottilio wird unsere Linie nicht in Aufschwung kommen; ich sterbe ohne Nachkommen, so wie du, der als Geistlicher im Fideikommisse ohnedies nicht sukzediren könnte; so werden denn jene Güter, wenn

die jezt beſitzende Linie im Laufe der Zeiten einmal ausſterben ſollte, auf entfernte Schwertmagen fallen, deren jeziger Stammhalter uns kaum günſtig geſinnt iſt. Aber Geduld! das Haus Wullroß wird nichts deſtoweniger fortblühen.

VIII.

Die Beweggründe, welche zur Ehe führen, sind nicht immer dieselben. Bald wirft der Sturm der Leidenschaft die Herzen aneinander; in einem anderen Falle fügen sich die Hände zusammen, nachdem sie nach beendeten Kalkülen den Griffel befriedigt weggelegt haben; auch gegenseitige Werthschäzung und Uebereinstimmung der Verhältnisse schließt Heirathen. Ueber allen rollt dann erst die Urne des Schiksals, und es läßt sich im allgemeinen nicht bestimmen, welche Sorte von Ehen am sichersten auf glüklichen Fortgang rechnen kann.

Graf Ottilio hatte von seiner aristokratischen Stellung einen hohen Begriff; doch wußte er auch Menschenwerth an und für sich zu schäzen und besaß Verständniß für die Kunst und für das Feingepräge des menschlichen Geistes und Herzens. Als Halbbeschäftigter hatte er stets ein Schlenderleben geführt, das seine Anlagen nicht gehörig ausbildete; er spielte leidlich Klavier,

entwarf Skizzen mit Bleistift und Farben, machte Verse: doch nur als Dilettant. Da er der Sohn einer Seitenlinie war, besaß er nie genügend Geld; das kümmerte ihn wenig, so lang man ihm nach Bedürfniß borgte. Günstige Zufälle, wie sie in aristokratischen Familien häufiger eintreten, hatten ihn ein paar Mal seiner Schulden entledigt und ihm für einige Zeit die Mittel zur gewohnten Lebensweise verschafft; nun aber saß er wieder im Sande und es wollte sich keine Aussicht auf einen abermaligen Glüksfall eröffnen.

Diese Lage beförderte eine ernstere Stimmung des Grafen, machte ihn für den Gehalt des Lebens empfänglicher und erwekte in ihm die Sehnsucht nach ruhigen, wenn auch beschränkteren Zuständen. Er war sich vielleicht selbst nicht bewußt, welcher Einfluß dadurch auf sein Verhältniß zu Fastrada geübt wurde, und schrieb den Fortgang desselben auf Rechnung seiner wachsenden Neigung und seiner Erkenntniß ihres Werthes. Leichtlebig, wie er war, kam er bald zum Entschlusse, die Sängerin zu heirathen, mochte der Vetter Domherr und die ganze Adelsippe dazu sagen, was sie wollte; Fastrada war mehr werth, als sie alle. Aus ihren Andeutungen schien hervorzugehen, daß sie bereits die nöthigen Fonde, um anständig zu leben, erspart habe;

überdies lagen in ihrer Stimme Silberbarren, die ſie nur auszumünzen brauchte; war ſie jezt auch entſchloſſen, ſich, wenn ſie heirathete, von der Bühne zurükzuziehen, ſo konnte ſie, ſobald ſie es wollte, dieſen Vorſaz ändern und würde es im erforderlichen Falle gewiß ohne Opfer auch thun. Wer einmal an öffentliche Triumfe gewöhnt iſt, der entſagt ihnen nur ſchwer auf die Dauer, und gibt ſich zufrieden, wenn er genügenden Vorwand findet, zu ihnen zurükzukehren. Das Bedenken, ſich von ſeiner Frau aushalten zu laſſen, überwand er durch die Erwägung, daß er ſie zur Gräfin erhebe. Leiſtung und Gegenleiſtung hilten ſich das Gleichgewicht; er fand ſich auch durch das Beiſpiel mehrer Standesgenoſſen in ſeiner Auffaſſung beſtärkt.

Ottilio begab ſich alſo eines Tages zur Sängerin und bot ihr ohneweiters ſeine Hand an. Sie zog den Antrag zuerſt ins Scherzhafte; als er aber in ernſtlicher Weiſe darauf beſtand, machte ſie ihn auf alle Anſtände und Gegengründe aufmerkſam. Er könne ja innerhalb ſeiner Ebenbürtigen eine vortheilhafte Heirath eingehen, die ſeinem Leben einen erwünſchteren Abſchluß zu geben vermöchte. Er entgegnete, daß die Spekulazion auf eine reiche Heirath nie unter ſeine Pläne gehört habe. Auf ihre weitere Einwendung, daß ſie als ſeine Frau

zu ſeinen Standesgenoſſen jedenfalls in üble Stellung kommen würde und daß auch ſeine eigene dadurch zu leiden hätte, erwiderte er, daß er die ariſtokratiſchen Vorurtheile keineswegs ſo hoch halte, als ſie glaube, und daß er jede Beleidigung ſeiner Frau ſo wie die eigene abzuwenden oder zu vergelten wiſſen werde.

Als ſie gleichwol nicht aufhörte, Hinderniſſe und Gegenvorſtellungen zu machen, gerieth er ungeachtet ſie den ſcherzenden Ton feſthilt, faſt in gereizte Stimmung.

— Nun, ſprechen ſie es immerhin aus: ſie verwerfen meinen Antrag, ſie verlachen mich.

— Keineswegs; ich finde ihn vielmehr großmüthig; aber was würde ihre Familie dazu ſagen?

— Was geht uns meine Familie an!

— Sie leben in ihren Kreiſen, ſie ſtehen unter dem Einfluſſe ihrer Anſchauungen.

— Wir zwei, Faſtrada, ſollen uns heirathen, wir zwei müſſen miteinander glüklich werden.

— Ich möchte um keinen Preis, daß ihr Entſchluß ſie einmal gereute.

— Das wird er nicht; darauf mein Wort.

— Für Gefühle und Wallungen gilt keine Kavaliersparole.

— Nun, was ſoll ich thun?

— Sie dürfen ſich nicht übereilen; ſie ſollen die Sache eingehend und ſcharf in weitere Ueberlegung ziehen; prüfen und überlegen ſie alles abermals und abermals, bis —

— Bis die Saiſon der Oper vorüber iſt und ſie abreiſen —

— Nein, mein Freund, auch mir iſt es Ernſt bei ihrem Antrage: aber durch acht Tage von heute bleibt ihr Entſchluß frei, acht Tage erwähnen wir der Sache nicht weiter; — wiederholen ſie mir nach acht Tagen reiflichen Bedenkens denſelben Antrag, dann erhalten ſie meine Antwort: — ſchweigen ſie dann, nun denn, ſo bleibe ich ihre Freundin und wir ſcheiden ohne Groll.

— Sei es: die acht Tage nehme ich an.

— Sie kommen zu mir, ſo oft ſie wollen, aber bis dahin kein Wort weiter von der Heirath und ihren Plänen.

— Ich gehorche.

Das Geſpräch ging auf andere Gegenſtände über; es gab heute einen großen Maſkenball, der Graf fragte Faſtrada, ob ſie ihn beſuchen werde.

Sie verneinte; Ottilio, der ihr ſein Hingehen bereits mitgetheilt hatte, meinte, ſie ſage nur ſo, um ihn als Maſke unerkannt irreführen und neken zu können.

Ihre wiederholte Verſicherung half nichts, und als er, da er ſich verabſchiedet hatte, ihre Kammerfrau mit einer blauen Robe beſchäftigt fand, die einem Domino zu gleichen ſchien, und die ſie, wie er wahrzunehmen glaubte, vor ihm zu verbergen ſuchte, ſo ſchwand ihm jeder Zweifel an Faſtrada's Gegenwart auf dem Balle. Er machte verſchiedene ſcherzhafte Pläne für Intriguen und freute ſich ſchon im voraus auf den heiteren Abend.

Ottilio ſtellte ſich bald nach Beginn des Balles ein; er trug das Koſtüme eines ſpaniſchen Ritters und eine halbe Larve vor dem Geſichte; er war nicht ſchwer zu erkennen und hatte die Verkleidung nur gewählt, um an der Maſkenfreiheit theilnehmen zu können. Das Feſt kam bald in vollen Gang, die Maſken wurden immer zahlreicher, die allgemeine Bewegung lebhafter.

Der Graf ſuchte die blaue Maſke; Mantillen und Domino von dieſer Farbe huſchten vorüber; er folgte bald dieſer bald jener und glaubte wiederholt Faſtrada gefunden zu haben; in kurzer Zeit erkannte er jedoch den Irrthum und verließ ſeine Begleiterin. Er wurde bereits ungeduldig. Endlich erſchien abermals ein blaues Koſtüme, feiner, eleganter als die früheren; die Dame, die es trug, ging am Arme des Doktor Herkules, der nicht maſkirt war, und ſchien mit ihm in eifriges

Gespräch verwikelt. Das ärgerte den Grafen, da er diesmal auf der richtigen Spur zu sein glaubte. Er ließ das Paar nicht aus den Augen; jezt kam es an ihm vorüber, die blaue Maske winkte; er hilt sich nicht länger zurük und eilte an ihre Seite. Er schien erwartet, denn bald hatte die Maske seinen Arm angenommen und der Doktor verlor sich in der Menge.

Es folgte nun jenes Wortgefecht, das zwischen geistreichen Masken üblich ist; beide Theile überboten sich in Wiz und Anspielungen. Der blauen Maske war Ottilio's Lebenslauf völlig bekannt, ja sie machte ihm daraus Eröffnungen, die nach seiner Meinung der Sängerin kaum bekannt waren. Das reizte ihn noch mehr, auch seinerseits auf Mittheilungen einzugehen, die sich ausschließlich auf Fastrada bezogen und denen Gespräche intimer Art und Ernst und Scherz zu Grunde lagen, welche zwischen ihnen unter vier Augen stattgefunden hatten. Er wurde immer zuversichtlicher, sie aber wiederholte, daß es denn doch möglich sei, daß er sich irre.

— O nein; ich weiß sehr gut, wer du bist.

— Ich kenne dich wol, schöner Ritter, aber ob du weißt, wer ich bin, das bezweifle ich beinahe.

— Willst du denn durchaus unerkannt bleiben, nun

ſo laß mich mit dir wenigſtens von derjenigen reden, deren blaue Maſke ich bereits heute morgens geſehen habe.

— Thue es, wenn du es nicht laſſen kannſt; ſonſt merke dir, daß man mit einer Dame nie von einer anderen ſpricht.

— Danke, es gilt dir, was ich von jener ſage.

— Sag' es ihr ſelbſt!

— Sei du das Waldvögelein, daß ihr ins Ohr flüſtert, daß ich ſie liebe.

— Dies Geſtändniß iſt nur dann intereſſant, wenn es derjenigen gilt, der es gemacht wird.

— Sag' ihr, daß ich in acht Tagen ſo denken werde wie heute, und daß ſie dann meine Braut ſein muß.

— Das wagſt du mir zu ſagen!

— Mit der Maſke darf ich davon reden; hier gilt volle Freiheit, aber nicht das Verſprechen, das geſcheite Leute einander abverlangten und zuſagten.

— Du wirſt abgeſchmakt, — und glaubſt du wirklich, daß die Dame, von der du ſprichſt, dich auch liebt?

— Ja, ſie liebt mich, obwol ſie ſo grauſam iſt, mir bis zur Stunde ſelbſt die geringe Gabe eines Kuſſes zu verſagen.

— Wen man liebt, dem verſagt man nichts.

— Biſt du als Maſke weniger ſtrenge, nun ſo küſſe mich.

— Wen ich küſſe, der muß auch mein ſein, merk' dir das, ſchöner Ritter!

— Gewiß und für immer!

Sie befanden ſich in einer Seitengallerie, die völlig verlaſſen war, da eben ein Tanz im Sale ausgeführt wurde; die blaue Maſke riß die Larve vom Geſichte und, indem ſie ſeinen Kopf mit beiden Händen ergriff, preßte ſie einen Kuß auf ſeine Lippen.

Er ſah in zwei goldne liebebrütende Augen. Schon im nächſten Augenblike verſchwanden ſie wieder unter der Larve, die blaue Maſke eilte in den Tanzſal, und als er ſich von ſeiner Ueberraſchung erholt hatte, war ſie nirgend mehr zu entdeken.

IX.

Am folgenden Tage hatte Ottilio ſeine Muhme Klaudine zu begrüßen; ſie war früher bei Verwandten außer Landes geweſen und kam jezt vom Schloſſe des damaligen Fideikommißbeſizers, wo ſie in lezter Zeit ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Ottilio ſtand mit dieſem außer Berührung und hatte die Muhme ſeit Jahren nur einmal flüchtig geſehen. Er traf ſie noch in Reiſekleidern und ihr Näschen erſchien etwas geröthet. Obwol ſie ihn als Halbfremde, wenn auch Verwandte, begrüßte und ſich über die Kälte der Nachtreiſe beklagte, ſo fuhr er doch betroffen zurük, als er in ihr goldnes Auge blikte. War das nicht die blaue Maſke der lezten Nacht? Dies Errathen und Bezweifeln verwirrte ihn, und es gelang ihm nicht, den leichten Ton der Unterhaltung zu treffen, der ihm ſonſt zu Gebote ſtand. Es war gut, daß auch der Vetter Domherr

zugegen war und daß dieſer ein paſſendes Geſpräch mit Klaudine in Gang brachte.

Mochte die Gräfin nun in der That erſt zu dieſer Stunde angekommen ſein oder hatte ſie auf dem Balle Aufklärungen erhalten, die ihr Betragen beſtimmten: ſie gab ſich völlig unbefangen und machte nicht die geringſte Erwähnung von dem Maſkenfeſte und von einer Begegnung mit Vetter Ottilio. Sie war eine Dame von pikanter Schönheit; in ihrem Geſichte lagen vielleicht Spuren überſtandener Leidenſchaften zu entdeken, dies machte jedoch dem feſſelnden Eindruke deſſelben keinen Eintrag; ihre Haltung war ſicher und vornehm; ihre Rede wizig, mitunter faſt höhniſch; jedenfalls war ſie eine intereſſante diſtinguirte Erſcheinung. Sie wußte Ottilio, ſobald er ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte, manches Angenehme zu ſagen und drükte ihm, als er ſich nach längerem Verweilen entfernte, mit verwandtſchaftlicher Zutraulichkeit die Hand.

Mit ihm zugleich verließ auch der Domherr Klaudine; er lud den Vetter zu einem Spaziergange außerhalb der Stadt. Den Stoff des Geſpräches lieferte die beiderſeitige Muhme; Ottilio unterließ es, von ſeiner muthmaßlichen Begegnung auf dem Maſkenballe zu erzählen; der Domherr erging ſich in ihrem Lobe.

— Das wäre für dich die rechte Braut.

— Und eine paſſende, vorausgeſezt, daß Klaudine auch für mich einen Freiplaz im Damenſtifte erwirkte.

— Weißt du, daß ſie darauf beharrt, du würdeſt noch einmal das wullroß'ſche Fideikommiß ererben.

— Sobald das Fideikommiß auf mich fällt, entſchied Ottilio lachend, ſoll ſie meine Hand erhalten, — darauf mein Wort.

— Verſprich nicht zu leichtfertig, Klaudine behauptet, daß ſchon mehre Vorausſagungen, die ſie gemacht hat, eingetroffen ſind.

— Dieſe gewiß nicht! unſer jeziger Majoratsherr wird noch dereinſt mit meinen Todtenbeinen würfeln.

— Vielleicht wäre die günſtige Profetin auch eine glükbringende Gemalin.

Der Domherr hatte ihm wiederholt von der Verbindung mit der Sängerin abgerathen und die Gründe, die dagegen ſprachen, ins Feld geführt; er wollte darauf nicht zurükkommen, hilt aber eine beiläufige Hindeutung auf die ſchöne Klaudine für geeignet, den Vetter, inſofern er noch ſchwankte, irre zu machen.

Sie waren in einen entlegneren Theil der Vorſtadt gekommen; hinter Staketen, die einige Gartenbeete um-

gaben, lag ein einzelnes Häuschen, aus seinem Fenstern tönte Violinspiel. Der Domherr hilt an.

— Da kommen wir zu einem unerwarteten musikalischen Genusse; der Vortragende ist vielleicht kein vollendeter Künstler auf seinem Instrumente, aber das mir völlig unbekannte Stük, das er spielt, hat eine seltsam ergreifende Melodie.

Sie hilten an und hörten zu. Die Komposizion, die vorgetragen wurde, war in der That sehr wirkungsvoll, die Erfindung originell; bald erhob sie sich jubelnd wie das Glük, wie die Liebe, bald sank sie wieder zur Feierlichkeit eines Chorals, der die Nerven beruhigte und Befriedigung bot. Auch Behandlung und Tonsaz wich von der Methode anderer Meister ab; es schien mitunter, als ob der Rhitmus dieser Tondichtung alle Regeln des Taktes und der Tonarten verschmähte oder gar nicht kenne; doch erschien dies nicht gesucht und absichtlich, sondern als das naive Hellsehen eines eigenthümlichen Genius.

Die beiden Vettern hörten zu, so lang ein Ton zu vernehmen war; jezt hatte der Geiger geendet und der Domherr fragte:

— Was war das für eine Komposizion? wer ist der Violinspieler?

— Diesen kann ich dir nennen: es ist Meister Niklas, ein unbedeutender Geiger.

— Was er jezt gespielt hat, war nicht unbedeutend; wer es komponirt hat, ist nicht zu Gewöhnlichem berufen.

— Auf den Schultern des Meisters Niklas liegt bereits ein halbes Jahrhundert und er hat nichts geleistet, als bei Kirchenfesten mitgespielt und Schüler gedrillt.

— Dann ist die Tondichtung, die er jezt spielte, nicht von ihm.

— Wahrscheinlich; überdies ist er schüchtern und ordinär, und dabei doch zudringlich und lästig. Ich lernte ihn bei Fastrada kennen.

— Du scheinst eifersüchtig auf ihn zu sein.

— Das gewiß nicht, denn er ist zwerghaft und bukelig; dennoch ist mir sein kleberiges Festhalten an der Sängerin, die er schon als kleines Mädchen gekannt haben soll, wiederholt widerwärtig gewesen.

Es war in der That Meister Niklas, der soeben gespielt hatte; in dem entlegnen Vorstadthäuschen befand sich seine Wohnung. Bald nachdem Fastrada ihre Laufbahn als Sängerin begonnen, hatte er sie bezogen und seitdem immer mehr lieb gewonnen. Sie war aller-

dings weit beſſer ausgeſtattet als einſt die Stube des Schulgehülfen, auch lag vor dem Fenſter nicht der Kirchhof, doch breitete ſich über dieſe einfachen Räume dieſelbe friedliche Vegnügtheit mit Sonnenſchein und Blumengrün, und die heilige Muſika und die Erinnerung an ihre Trägerin, an Faſtrada hatte mitten zwiſchen Inſtrumenten und Hausgeräthen den Siz aufgeſchlagen. Herr Niklas hatte es nicht mehr nöthig, auf Chor und Tanzboden mitzugeigen, er hatte auf ſeinen Wanderungen die Tonkunſt gründlich ſtudirt und erwarb ſich jezt durch Unterricht in allen Fächern derſelben ein mehr als genügendes Auskommen. Der Drang ſeiner eigenen Neigungen führte ihn aber immer wieder zum Komponiren; er verſuchte ſich zuerſt in Fugen und Studien, ging dann auf Simfonien und Oratorien über, die er für das volle Orcheſter ſezte, und dichtete nebenbei manches Lied, als deſſen Sängerin er ſich ſtets Faſtrada dachte.

Er hatte ihre Erfolge in den Zeitungen geleſen; ſie hatte ihm zuerſt auch einige Male geſchrieben; mochten bei ihrem Wanderzuge gegenſeitige Briefe verloren gegangen ſein, — ihr Briefwechſel verſtummte allmälig, und er hatte ſich kaum mehr geſchmeichelt, ſich ihres Umganges noch einmal zu erfreuen. Seine Hare waren

unterdeſſen ſparſam und grau geworden, ſein Gang fing unter der Bürde des Hökers allmälig vorzubeugen an, und wer die ſeltſame Geſtalt anſah, der mochte nicht ahnen, welcher Schaz von Melodien in dieſes hinfällige Gefäß niedergelegt war.

Meiſter Niklas machte mit ſeinen Kompoſizionen geringes Glük, ſo trefflich ſie waren, huldigten ſie doch nicht dem Geſchmake des Tages, ſie enthilten mitunter Abſonderliches, und der Mangel an Verkehr mit anderen Tondichtern und Künſtlern verwies ihn überall nur auf ſeine eigenen Beſtrebungen. Es gelang ihm kaum, jemals einen Verleger zu finden, ſeine unanſehnliche Erſcheinung war keine empfehlende Illuſtrazion zu ſeinen Werken: wie ſollte der alte bukelige Mann je in die Mode kommen, — und was nicht in die Mode kommt, findet auch keine Käufer. Ein paar Kleinigkeiten von ihm erſchienen allerdings, aber die Kritik nahm ſich ihrer nicht an, ſie fanden kein Publikum.

Dennoch gab er es nicht auf, einmal durchzubringen und ſezte ſich das als das Ziel ſeines Lebens vor. Ein Lied, eine Sonate, ein Choral erſchien ihm hierzu nicht als das geeignete Mittel, nur eine Oper, die allgemeinen Beifall errang, konnte dies bewirken. Es war daher begreiflich, daß er ſich vornahm, eine große

Oper zu komponiren; nicht Ruhmſucht oder Eitelkeit trieb ihn an, er fühlte ein inneres Bedürfniß dazu. Seine Ueberzeugung war es, daß jeder Menſch das Beſte, das er zu leiſten vermag, zu Stande bringen und ſein Talent gleichſam in die allgemeine Bank der Menſchheit niederlegen ſollte. Er fühlte es, daß das Beſte, das er ſchaffen könnte, eben eine Oper wäre; zahlreiche ungeborne Melodien tönten durch ſeine einſamen Stunden und verlangten Leben von ihm, es ſchwirrte ihm von Tönen und Akkorden in Kopf und Herzen, und als ſchönſten Erfolg dachte er ſich, daß dann Faſtrada, von Beifall umrauſcht, in ſeiner Oper ſinge, und daß ſein Leben in ſolcher Weiſe kein verlornes ſein werde.

Vor allem galt es, ſich den Text zu einer Oper zu verſchaffen; aber wer ſollte bereit ſein, für den Unberühmten, Unbekannten die Handlung einer Oper zu erfinden und die paſſenden Worte zu dichten? — und wenn ſich auch jemand dazu herbeiließe, würde das Werk ſeinen inneren Anſchauungen entſprechen? Dem Meiſter Niklas ſchwebte in miſtiſchem Hellſehen ein ganz eigenthümliches Gebilde vor, neu, großartig und geeignet, die Tonträume, die ihn ſeit Jahren umſchwebten, zu verwirklichen. Auf der Höhe des Werkes wollte er

eine Intuizion, eine Offenbarung in Tönen zum Ausdruke bringen, die ihn oft überkommen hatte, die er aber noch niemals in die entsprechenden Noten zu drängen vermochte. Die Ahnung dieses höchsten Musikstükes ward ihm bald dunkler, bald deutlicher, er sann ihr stundenlang nach, dann verklang sie wieder, aber für seine Oper mußte er sie doch einmal zu fassen im Stande sein.

Er beschloß endlich, sich auch den Text der Oper selbst zu schreiben; lang suchte er nach einem geeigneten Stoffe für seine musikalischen Pläne; endlich schien er ihn gefunden zu haben. Je mehr er ihm nachsann, desto lieber gewann er ihn, desto faßlicher wurden ihm die Gliederungen; er schien sich seinen Melodien völlig anzupassen, dazu neu und geeignet zu sein zum Träger des hohen Liedes, das er noch immer nicht errungen hatte.

Die Harmonie der Sfären sollte der Titel der Oper sein; ohne uns in die szenische Entwikelung einzulassen, wollen wir versuchen, den fantastischen Stoff, den er in Angriff nahm, dem Leser zum Verständnisse zu bringen.

Der Held des Stükes war Lord Edgar, zwei verschiedene Elemente vereinigten sich in ihm: die Melan-

cholie des Nordens und die Gluth südlicher Begeisterung: sein Vater war ein schottischer Pair, seine Mutter eine Fürstin Siziliens. Das Kastell seiner Familie lag an der Nordküste Schottlands, von seinen Thürmen sah man über den weiten Thiergarten auf der einen Seite in das romantische Bergland, an der anderen Seite in die brausende See. Das Meer zeigte sich hier düster und einsam, nur weit draußen am Horizont wurde manchmal ein verschlagenes Segel sichtbar, durch das hohle Tönen der See pfiff und schwirrte das Klagen der Sturmvögel; traurig und verlassen stehen die weißen Geisterfelsen, Nebel irren um ihre Scheitel, von denen einst die Lieder der Barden geklungen haben.

In dieser Einsamkeit war Edgar als Waise unter der Leitung eines alten menschenscheuen Onkels aufgewachsen; seine eigentlichen Erzieher waren aber der tiefe Forst, die Meeresküste, die Sternennacht. Tagelang strich er auf einsamen Wildwegen umher oder lag auf einer Klippe des Ufers, horchte der Luftmusik und der Brandung und starrte in die Gestirne der Mitternacht. Er liebte die Musik leidenschaftlich und war doch selten von einem Vortrage befriedigt. Ihm schwebte das Ideal eines Tonstükes vor, das ihm bisher noch nirgends geboten wurde; brennende Sehnsucht ergriff

ihn, es mit ſeinen leiblichen Ohren zu hören; es erſchien ihm gleichſam als eine Strofe aus der Harmonie der Sfären.

So geſchah es, daß er ſich einmal in tiefer Einſamkeit befand und ins Heidekraut zurükgelehnt in die aufziehenden Sterne blikte. Wie lange er ſo lag, wußte er nicht, Ruhe und Harmonie war über den Himmel ausgegoſſen, die Sterne wandelten ihre Bahnen und ſelbſt die lezten Glanznebel fingen an zu wallen und ſich zu regen. Er dämmerte ein; da ſchien ihm, als rauſchte plözlich der Lichtvorhang in die Höhe, ein Ton ſprang aus der Tiefe des Himmels und alle Sterne antworteten gleichmäßig. Das Schwanenlied, der Nachtigallenſchlag verſanken vor dieſem Chore, der Jubelruf des Entzükens, der Triumfgeſang der Liebe erloſch darüber, die himmliſchen Kreiſe öffneten ſich vor ihm, ſein Ohr hing an der Harmonie der Sfären.

Die Verzükung dauerte nur kurz, dann ſchien er wieder erwacht, und nichts war mehr vernehmbar als der große Ton der Einſamkeit. Er wußte nicht, wie ihm geſchehen; vergeblich ſann er dem hohen Liede nach, es war verklungen und ungeachtet Mühe und Nachſinnen gelang es ihm nicht, auch nur eines Theils davon wieder habhaft zu werden.

Seitdem bedrängte ihn die unauslöschliche Sehnsucht, die Harmonie der Sfären noch einmal zu vernehmen; er eilte von einem Musikfeste zum andern, hörte alle berühmten Tonkünstler, alle gefeierten Kompoſizionen, um einen Anklang, einen Schatten jener Harmonie zu erhaſchen; aber über allen Akkorden und Klangfiguren blieb jene geheimnißvolle Muſik in unerreichter Ferne und der endliche Ton ſank matt wie ein ausgetriebener Pfeil mitten im kühnſten Auffluge. Manchmal hatte er ſich allerdings dem Ziele näher geglaubt und ſtrekte begierig die Hand aus nach dem Sternenkleide des vorüberwallenden Genius, aber da entrauſchten ſeine Flügel wie Sturmwind und er hatte wieder nur einen gewöhnlichen muſikaliſchen Lappen erbeutet. Er hilt ſich eine eigene Muſikkapelle, die ihn mit allen Inſtrumenten auf ſeinen Reiſen begleiten mußte. Ueberkam ihn dann irgendwo eine muſikaliſche Idee, ſo wurde Halt gemacht, und ſeine Muſiker, mochten ſie ſich auf der Landſtraße oder im Walde befinden, mußten ſie ihm alſogleich vorſpielen; doch ſchon nach wenigen Takten wurde er mißmuthig, ſchüttelte mit dem Kopfe und ließ ſie ſelten bis zum Ende gelangen. Es wurde abgebrochen, die Inſtrumente wurden in Laden und Ueberzüge gepakt und der Wagenzug in Bewegung geſezt.

Edgar hatte eine Sammlung der Tonſtüke aller alten und neuen Meiſter angelegt; er ließ ſich nach und nach alle vorſpielen, doch niemals und nirgends gelang es ihm, die ſelige Weiſe jener Viſion in das Gedächtniß zurükzurufen, und auch nur eines Bruchſtükes davon habhaft zu werden. Er wußte nur, daß er jenen Geſang gehört hatte, der ſonſt dem Ohre des Menſchen verſchloſſen iſt; wie eine heilige Wehmuth, wie eine unauslöſchliche Sehnſucht lag er ſeitdem in der Tiefe ſeines Gemüthes; alle irdiſche Muſik erblaßte vor ſeinem wunderbaren Glanze.

Lord Edgars Jugend war darüber vergangen, er ſtand jezt in der Fülle der Männlichkeit. Da lernte er eine Sängerin kennen und lieben. Emma erfreute ihn oft durch ihren Geſang; einmal trug ſie ein Auferſtehungslied vor; die erſten Strofen ſang ſie genau ſo wie ſie der Meiſter niedergeſchrieben hatte; ſie ſelbſt gewahrte, daß ihr der Vortrag vorzüglich gelang. Doch je weiter ſie fortfuhr, deſto mehr wurde ſie gerührt; ſie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe und konnte doch nicht aufhören: von dem, was ſie weiter ſang, ſtand nichts in der Partitur, es riß ſie dahin, es jauchzte auf in ihrer Bruſt, ſie ſang, was ſie ſelbſt nie gehört,

nie gedacht hatte. Als sie geendet, fuhr sie mit beiden Händen an ihr Herz und sank bewußtlos zusammen.

Er aber hatte das zweite Mal die Harmonie der Sfären gehört: in der Liebe.

Emma wollte ihm später dasselbe noch einmal vorsingen, doch, so wie die unbekannte Weise sie früher unwillkührlich überkommen hatte, so mißlang ihr jezt jeder weitere Versuch derselben. Ihr Geliebter erklärte jene Melodie als das Erkennungszeichen, das ihnen beiden auf ihre Erdenwanderung mitgegeben wurde. Die kurze Geschichte ihres Herzens schien ihm so groß und unsterblich als die vollen Jahrtausende der Weltgeschichte.

Und noch ein drittes Mal vernahm Edgar die Harmonie der Sfären: im Tode. Er saß an ihrem Grabe, der Nachthimmel lag, über ihm wie die transparente Perspektive in die Ewigkeit, die Sterne leuchteten wundervoll. Jene Unermeßlichkeit überwältigte ihn mit heiligem Schauder, seine Sehnsucht breitete die Flügel wie der himmlische Schwan, sein Geist zog aufwärts. Die Sfären rollten um ihn, er suchte Emma in der Unendlichkeit. Da klangen plözlich die Gestirne um ihn, sie drehten sich und sangen die selige Weise, und

auch seine Geliebte zog unter ihnen und stimmte in den hohen Chorgesang, und alle Himmel wiederholten ihn.

Dreimal war dem Lord Edgar die Harmonie der Sfären erklungen: in der Sehnsucht, in der Liebe und im Tode.

Der Stoff, den Meister Niklas für seine Oper endlich gefunden hatte, paßte vollkommen zu seinen musikalischen Intenzionen. Er legte ihn nach seiner Weise zurecht; es ließ sich nicht behaupten, daß er ihn bühnengerecht bearbeitet hatte, aber er bot ihm Gelegenheit, die Melodien und musikalischen Gedanken, die seit Jahren in seinem Innern aufschossen, dabei zu verwenden. An mancher Stelle lag ein Schmerz in seinen Tonsäzen, als sollte der Jammerschrei der ganzen Menschheit hervorbrechen, doch ein großes Gesez lenkte ihn, er tönte nicht ohne Hoffnung und Zuversicht, er war eine erhabene Klage, würdig vor dem Throne Gottes zu erschallen. Die Töne schossen rein wie Lilien empor, leuchteten hell wie Sonnenstrahlen und reihten sich aneinander zu einer Passionskrone aus Dornen und Sternen; die blizenden Töne waren gleichsam der einzige Schein, der die Nacht erleuchtete. Dann fielen die funkelnden Stimmen plözlich wieder in Jubel ein,

und ihr Entzüken war nicht minder ſchauerlich als die frühere Klage.

Der Tondichter war mit ſeiner Schöpfung, wie ſie allmälig fortſchritt, ſelbſt zufrieden; er hatte in ſeinem Notenpulte einen reichen Vorrath muſikaliſcher Studien aufgeſtapelt, zum Theile verwendete er dieſe, zum Theile erfand er Neues. Arien und Chöre gelangen ihm nach Wunſch, nur ein Stük vermochte er immer nicht zu Stande zu bringen, das war die Harmonie der Sfären, die doch den Mittelpunkt ſeiner ganzen Oper bilden ſollte.

Das Beſte in jeder Kunſt läßt ſich nicht durch Fleiß zuſammenſtellen und erzwingen; wie die Liebe muß es kommen, wie die Begeiſterung, wie die Glükſeligkeit.

In ſolcher Weiſe wurde auch Niklas begnadiget. Faſtrada kam endlich wieder in die Stadt, in der er wohnte, er erblikte wieder das Ideal ſeiner beſſern Tage, er hörte wieder die Stimme, die ihn ſo oft entzükt und ergriffen hatte. Faſtrada war ſchön wie die morgenrothe Nimfe der Dämmerung, alle eingeſchlafenen Gefühle ſeines Lebens erhoben ſich wieder; und als ſie ihm einmal eine Lieblingsweiſe vorſang, als ſie den lezten Ton hoch aufſchleuderte und dann ſchmelzend und ſenkend aushilt, da war es ihm, als ob die lezten Feſſel riſſen, als ob ihm ein Blik in die Ewigkeit gegönnt

würde und ihm der Jubel von Melodien entgegenrauſchte, denen er ſo lange lechzend und gierig nachgejagt hatte.

Er eilte nach Hauſe und ſchrieb die lezte mangelnde Nummer ſeiner Oper. Es gelang ihm zwar nicht, den Glanz ſeiner muſikaliſchen Viſionen zu erreichen, aber er fühlte, daß er das Beſte, das er vermochte, in Noten gebracht hatte.

Dieſes Stük war es vorzugsweiſe, um das ihn der uns bekannte Virtuos, als er es von ſeiner nahen Wohnung aus ſpielen hörte, beneidete; was hätte er dafür gegeben, wenn es ſein Werk geweſen wäre; er ſann von neuem auf Mittel, dieſe und andere Kompoſizionen des unbekannten Meiſters als völliges Eigenthum für ſich zu erwerben.

Meiſter Niklas hatte nun ſeine Oper: die Harmonie der Sfären zu Ende geſchrieben; noch ein paar Wochen änderte und feilte er daran, dann ordnete er die einzelnen Hefte derſelben und überdachte die weitere Ausführung ſeines Planes.

Während des Zuſtandebringens dieſer Tondichtung hatte ihm ſtets Faſtrada als leitender Genius vorgeſchwebt; zu dem beſten Stüke derſelben hatte ihn geradezu ihre Gegenwart, ihr Geſang inſpirirt: wem,

als ihr, sollte das vollendete Werk gewidmet werden, wer, wenn nicht sie, sollte darin die hervorragende Rolle singen? Und war es nicht wieder gerade sie, durch deren Einfluß seine Oper auf den ersten Bühnen Europas zur Aufführung gelangen konnte?

Wie freute er sich auf den Augenblick, wo er ihr sein Werk überreichen werde; er hatte ihr absichtlich verschwiegen, daß er eine Oper komponire, ihre Ueberraschung mußte um so größer sein. Ihr Beifall galt ihm als die Bürgschaft der Zustimmung des Publikums; seine Tondichtung von ihr vortragen zu hören, erschien ihm als der beste Lohn seiner jahrelangen Arbeit.

Er wollte nicht länger zögern, ihr sein Werk darzubringen. Sorgfältiger als sonst gekleidet begab er sich mit dem schweren Notenbündel auf den Weg zu ihr. In feierlicher Stimmung betrat er ihr Haus und eilte über die Stiege.

Im Vorzimmer begegnete ihm Graf Ottilio, der so eben die Sängerin verlassen hatte; es erschien ihm dies kaum als gutes Vorzeichen, denn der Graf war ihm keineswegs sympathisch.

— Was soll das Fräulein mit dem Pake Makulatur, den sie bringen? rief ihm der Graf spöttisch entgegen, soll sie vielleicht Düten für sie daraus drehen?

Meiſter Niklas lächelte blöd ohne zu antworten; ſeine gehobene Stimmung ſank plözlich. Er legte die Noten im Vorgemache nieder und betrat eingeſchüchtert das Zimmer der Sängerin.

Faſtrada's Anblik ermuthigte ihn wieder; ihr Auge lächelte lieblich und froh.

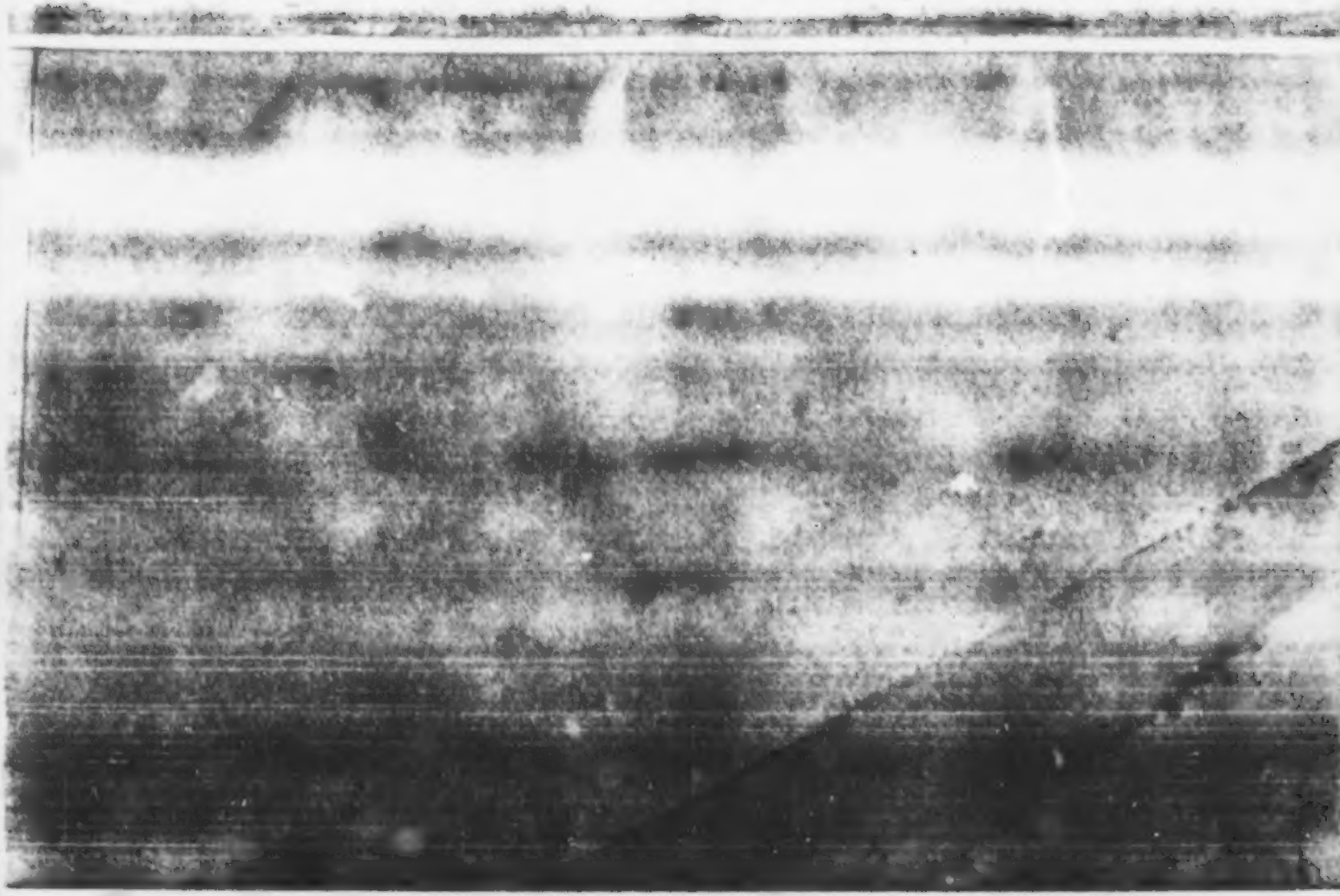
— Ich erlaubte mir, ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, begann der Meiſter in ſtiller Freude.

— Auch ich habe eine Ueberraſchung mitzutheilen; ſie als mein alter treuer Freund ſollen der erſte die Neuigkeit erfahren: ſeit wenigen Augenbliken bin ich die Braut des Grafen Ottilio.

In ihrer eigenen Aufregung überſah die Sängerin die Wirkung, die dieſe Nachricht auf Niklas hervorbrachte.

Um keinen Preis hätte er der künftigen Gräfin ſeine Oper überreicht; nach kurzem Aufenthalte entfernte er ſich und ſchleppte ſeine Notenhefte wieder nach Hauſe.

Ende des erſten Bandes.



Gesammelte Werke

von

Adolf Ritter von Tschabuschnig.

Sechster Band.

Große Herren und kleine Leute.

Zweiter Band.

Bremen, 1877.

Verlag von J. Kühlmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof 4.

Grosse Herren und kleine Leute.

Roman

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Zweiter Band.

Bremen, 1877.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof 4.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Zweites Buch.

X.

Seit Faſtrada's Vermählung mit Ottilio ſind bereits mehre Monate verfloſſen. Am Vorabende derſelben hatte ſie unter lauten Huldigungen von der Bühne für immer Abſchied genommen.

Die Hochzeitgabe, die er von ſeiner Muhme Klaudine erhalten hatte, war einfach und doch bedeutungsvoll: ſie beſtand in einer Viſitkarte mit den zwei glükwünſchenden Buchſtaben und mit dem Beiſaze: Iſt es ein übles oder ein gutes Vorzeichen, daß du den Eheſtand in Trauerkleidern antrittſt? Unſer Vetter, der Geſandte, hat ſich beim Wettrennen das Genik gebrochen.

Dieſer Vetter war der jüngere Bruder des gegenwärtigen Fideikommißbeſizers. Die Frage der Nachfolge konnte dabei nicht völlig unberührt bleiben, doch ſtellte ſie ſich durch dies Ereigniß kaum günſtiger, da der Majoratherr bereits einen Sohn beſaß. Graf Ottilio

ſchlug ſich im Taumel ſeines jungen Eheſtandes alle bezüglichen Berechnungen und Zweifel bald aus dem Kopfe.

Gleich nach der Hochzeit beſtand Faſtrada darauf, ſeine ſämmtlichen Schulden zu bezahlen: er ſollte ohne jede ſolche Verpflichtung in den neuen Eheſtand treten. Ottilio hatte über ſelbe Faſtrada nie ein Geheimniß gemacht, auf ihr Verlangen ſtellte er ſie in ein Verzeichniß zuſammen; er war dabei ehrlich nach beſtem Wiſſen zu Werke gegangen; mochte er nun aber den Geſammtſtand ſelbſt nicht genau gekannt oder dabei auf Zinſen und andere Vergütungen vergeſſen haben: jezt, da es zur Bezahlung kam, überſtiegen die begehrten Summen bei weitem den Voranſchlag. Faſtrada berichtigte alle ſeine Verpflichtungen ohne Klage und Vorwurf; doch wurde dadurch das Vermögen, das ſie ſich als Sängerin erſpart hatte, weit mehr in Anſpruch genommen, als ſie vorausgeſezt hatte. Ihre Abſicht war geweſen, Ottilio nach der Hochzeit damit zu überraſchen, daß ſie reicher ſei als er glauben mochte; dieſe Freude war ihr jezt genommen, denn nach Berichtigung ſeiner Schulden ſtellte ſich der Reſt ſo geſchmälert heraus, daß ſie zwar ohne Sorge in die Zukunft ſchauen konnten, ihren Hausſtand aber einigermaßen beſchränken mußten. Faſtrada hatte gehofft, ihren Gatten von den koſtſpieligen

Angewöhnungen seines Standes nichts entbehren zu lassen; das war nach Abzug der Summen, die seine Vergangenheit in Anspruch nahm, nicht mehr ausführbar. Wohnung und Hausrath zeigten nur mäßigen Wolstand, entbehrliche Ausgaben mußten mit Rükſicht auf künftige Jahre vermieden werden; nichtsdeſtoweniger war ihnen ein Daſein geſichert, das, wenn gegenſeitige Neigung und edlere Beſtrebungen mithalfen, alle menſchlich berechtigten Anſprüche befriedigen konnte.

Ottilio nahm die Opfer, welche ihm ſeine Gemalin bei Bezahlung ſeiner Schulden gebracht hatte, zwar als ſelbſtverſtändlich hin, dennoch zeigte er ein erkenntliches Gemüth und ſchien ihre klaren guten Eigenſchaften zu würdigen. Er überließ die Beſorgung des Vermögens völlig ihren Händen, äußerte ſich mit Zufriedenheit über ihre häuslichen Maßnahmen und ſchien ſich in ſeine geänderte Lebensweiſe beſchwerdelos zu fügen. Daß er von Zeit zu Zeit in alte Gewöhnungen zurükfiel, war begreiflich, wenn auch nicht angenehm für ſeine Lebensgefährtin. Sein Karakter war bildungsfähig und nicht ohne ernſtere Anlagen; die Anhänglichkeit für ſeine Gemalin ſchien zuzunehmen, jedenfalls war ſein Betragen gegen ſie rükſichtvoll und nicht ohne Wärme.

Seit Fastrada's Vermählung war, wie gesagt, fast schon ein Jahr vergangen.

Es war Abend, das Ehepaar befand sich in einem kleinen, aber mit Geschmak zusammengestellten Salon; die Lampe brannte am Tische, die junge Frau saß am Klaviere und sang aus dem Gedächtnisse. Ottilio lag bequem am Divan und rauchte eine Zigarre; er schien etwas zerstreut und blikte bald in das Feuer des Kamins, bald nach dem Fenster, das noch einen schwachen Abendschein des Februartages hereinließ. Draußen trieben Schneeflokken an die Scheiben; das Wetter war im Umschlagen.

— Du singst wunderbar, Fastrada, sagte er, als sie eben ein Lied beendet hatte, aber — so sonderbar dies klingen mag — dein Gesang gefiel mir noch besser, als ich ihn von der Bühne hörte. Die Festlichkeit einer Opervorstellung steigert die eigene Lust und Leistungsfähigkeit des Sängers und reißt in steigernder Wechselwirkung den Zuhörer in die allgemeine Entzükung.

Fastrada hatte sich früher mit ihrem Gesange sehr oft aus jener Lampenbegeisterung fort gesehnt. In jeder Brust liegt eine verborgene Weise, die alte Melodie des Menschenherzens; diese, so meinte sie sonst, mochte nur in der Einsamkeit daraus emporsteigen; jezt konnte sie

ihrem Gatten nicht ganz Unrecht geben, sie mußte sich gestehen, daß ihr heutiger Vortrag nicht die gewohnte Höhe eingehalten hatte, und daß sie, wenn sie das große Publikum vor sich gehabt hätte, im Stande gewesen wäre Besseres zu leisten.

Fast verstimmt über den Zwiespalt, auf dem sie sich selbst ertappte, schloß sie das Klavier und nahm eine Arbeit vor. Die beiden Eheleute plauderten nun miteinander und bemühten sich einander zu unterhalten.

— Wir sind beide abgespannt, begann der Graf nach einer Pause, wir brauchen heute Zerstreuung, laß uns unter Leute gehen.

— Du vergissest, daß unser Ehestand nicht auf gesellschoftliche Zerstreuungen angelegt ist, und daß, wenn wir auch wollten, uns kaum ein anderer Salon als der eigene zur Verfügung stände.

— Gehen wir in irgend ein Theater; es ist nicht gut, daß wir heute über uns selbst fortbrüten.

— Wir dürfen in unserm häuslichen Zusammensein die Langweile nicht aufkommen lassen; unsere Lage ist nicht darnach beschaffen, so oft sie sich meldet, zu einer Theaterloge unsere Zuflucht zu nehmen.

— Laß die Berechnungen, liebe Fastrada, unterbrach sie ihr Gemal in abwehrender Leichtfertigkeit, die Freude,

der Genuß, die Liebe ſind mit den vier Spezies wenig vertraut, und unſere Gefühle und Stimmungen arbeiten nicht gerne in Zahlen. Treten wir einmal aus der Regel; ſiehe, ich fühle heute das Bedürfniß nach Geſellſchaft, ſuchen wir ſie irgendwo.

— Lieber Freund, augenblikliche Launen dürfen uns nicht zu unnöthigen Ausgaben verleiten. Ich habe mir den heutigen Abend beſonders traut und heimlich gedacht: draußen ſtürmt es, in unſerer Wohnſtube kniſtert der Kamin, bald wird auch der Theekeſſel aufkochen, ich werde dich mit Süßigkeiten füttern; dort liegt ein vortreffliches Buch, leſe mir vor, Ottilio, bitte, bitte.

Der Graf drängte gutwillig ſeinen Unmuth zurük, er nahm das Buch und las; Faſtrada bereitete den Thee, ſie tranken ihn, ſprachen miteinander und endlich begann der Graf wieder vorzuleſen.

Dies mochte eine Stunde gedauert haben, da warf er mitten in einer Periode das Buch auf den Tiſch: Es geht nicht, Faſtrada, ich kann nicht weiter leſen; das Wetter iſt heute nerventödtend, ich vermag ihm nicht zu widerſtehen. Dir gefällt das Buch, mir nicht; dir iſt die Einſamkeit heute Bedürfniß, mich treibt es unter Menſchen; thun wir uns nicht gegenſeitig Zwang an. Bleibe zu Hauſe und laß mich Geſellſchaft aufſuchen;

ich kehre beruhigt bald zu dir zurük und werde unser Beisammensein dann um so besser zu schäzen wissen.

Fastrada war nicht so einseitig, um seine Stimmung nicht begreifen zu können, sein Bedürfniß, heute unter Leute zu gehen, verlezte sie nicht, sie lächelte fast über sein naives Ungestüm: Und wohin willst du gehen?

— In den Klub, da das Wetter einen Gang im Freien nicht zuläßt.

— In den Klub, dort wird gespielt, hoch gespielt.

— Ah, ich sehe zu.

— Ottilio, du hast auch schon, seit wir verheirathet sind, dort gespielt und verloren; entschuldige, daß ich dich daran erinnere.

— Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß —

— Ich will dein Wort nicht; du weißt, ich liebe derlei nicht, auch halte ich das gegebene Wort eines Mannes so hoch, daß der Bruch desselben ihn in meiner Achtung tief herabsezen würde. Ich bitte dich aber: spiele nicht; erinnere dich dort, daß ich dich darum gebeten habe.

Der Graf schloß ihr mit einem Kusse den Mund, drükte sie in seine Arme und ging.

Die junge Gattin blieb allein zurük; sie gedachte der Vergangenheit und der Zukunft; sie hatte sich die

Gegenwart noch vor kurzem anmuthig ausgemalt, — war sie ihren Erwartungen nachgekommen, hatte sie ihre Wünsche erfüllt? Fastrada konnte, sie wollte sich diese Frage nicht beantworten. Ottilio hatte ihr nie von Liebe vorgeschwärmt, er hatte sie einmal sogar vor seinem Herzen gewarnt; sie selbst hatte schon lange gezweifelt, ob sie noch einmal lieben werde: und doch ist die Liebe etwas so Köstliches, daß kein Menschenherz ihr für immer entsagen möchte: im Abendwinde säuselt uns das Wort der Liebe, Blumen und Gräser sind ihre Boten, und ihre Geisternähe wittert in unsern großen Gedanken. Ungeachtet ihrer beiderseitigen Abspannung hatte sie doch im stillen auf die Liebe nach der Hochzeit gehofft; — und liebten sie sich nun? waren sie einander seitdem näher getreten? Sie war sich des beiderseitigen Bestrebens bewußt, sich so gefällig als möglich zu zeigen, sie war von der Achtung, vom gegenseitigen Wolwollen überzeugt, aber nur um so lauter drang aus ihrem Innern die Frage nach der Liebe auf.

Sie starrte in die Lampe und hatte das Buch nun auch ihrerseits längst weggelegt; sie mochte nicht zum Klavier gehen und singen; es wäre heute auch für sie besser gewesen, Gesellschaft und Zerstreuung aufzusuchen.

Ungelöste Fragen flatterten wie Nachtfalter um den

'ampenſchein; nur eines ſtand feſt in ihr, der aufrichtige Wille, ihren Gatten, ſoweit dies in ihrer Macht ſtand, zu befriedigen und auch ihr eignes Innere in Ruhe zu erhalten.

Mitternacht war lang vorüber, und noch ſaß Faſtrada in Gedanken verloren vor der Lampe; jezt kam Ottilio nach Hauſe, er ſchien noch minder befriedigt als vorher, da er gegangen war. Faſtrada begrüßte ihn mit Herzlichkeit, konnte aber auf ſeiner Stirne die Wolke des Unbehagens, ungeachtet des Lächelns, das er zeigte, nicht überſehen. Sie fragte, was er getrieben, wie er ſich unterhalten habe.

— Du haſt ſehr unrecht gethan, beim Weggehen nicht mein Wort zu nehmen, daß ich nicht ſpielen werde.

— Warum?

— Weil ich, von keinem Worte gebunden, mich nun doch zum Spiele verleiten ließ. Er ſprach es faſt mit Beklommenheit und es war unverkennbar, daß er mit ſich in hohem Grade unzufrieden war.

— Und du haſt verloren?

— Ja.

— Viel?

— Nicht eben viel, aber doch mehr, als wir in

einigen Wochen für unser Hauswesen ausgeben; ich mußte den Betrag schuldig bleiben.

— Berichtige ihn morgen.

Kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen; freundlich lächelnd wie an anderen Abenden bot sie ihm bald darauf die Hand zum Gutenachtgruße.

XI.

Faſtrada's alter Freund, Niklas, war durch die Nachricht von ihrer Heirath und durch den bald darauf folgenden Abſchluß derſelben tief erſchüttert; er hatte ſich zwar niemals Anſprüche auf ihre Perſon erlaubt, aber ſie erſchien ihm als die jungfräuliche Muſe des Geſangs, durch ihre Hingabe an einen Mann ſchien ſie ihm gleichſam entweiht und erniedrigt. Den Grafen Ottilio hielt er ihrer vollends unwerth, er wagte nicht zu hoffen, daß ſein Liebling an deſſen Seite glüklich werde; dieſes Urtheil erſchien ihm nicht bloß als das Ergebniß ſeiner perſönlichen Abneigung. Faſtrada war bisher das Ideal ſeines Lebens geweſen, die Stunden, die er bei ihr zubrachte, ſtärkten ihn für alles Gute und Schöne; damit war es nun vorüber, ſie hatte ihn zwar aufgefordert, ſie wie bisher zu beſuchen, aber im Salon der Gräfin war ihm nicht mehr traulich, und Ottilio's ſpöttiſche Miene verſcheuchte ihn vollends; ſelbſt in ſeinen

einſamen Stunden vermochte er ſich ihr Bild kaum mehr wie zuvor im Glanze der Begeiſterung zu vergegenwärtigen.

Nur die Muſik bereitete ihm einigen Troſt; die Töne, die er dann ſeinen Inſtrumenten entlokte, ergoſſen ſich wie Strahlen und verſcheuchten die Nebel, die ſich um ihn gelagert hatten. Auch das Bewußtſein richtete ihn auf, daß er endlich eine Oper zu Stande gebracht hatte, der die Welt ihren Beifall kaum verſagen werde. Sein Beſtreben ging nun dahin, ſie ſo bald als möglich zur Aufführung zu bringen; von der Bühne aus ſollte ſie vor Faſtrada treten, als das Beſte, das ihr Freund zu leiſten vermochte; ſie ſollte gleichſam ſich ſelbſt, ihr eigenſtes Weſen darin erkennen und die Huldigung gütig aufnehmen, die ihr ein treues Herz in Tönen und Melodien darbrachte. Blieb er ihr auch perſönlich fern, ſo ſollte ſie doch ſein Geiſt in ſeiner eigenſten Schöpfung umſchweben.

Er begab ſich daher ohne Aufſchub zum Intendanten der großen Oper; der hoch ſtehende Mann hörte mitleidig ſein Anerbieten, wies es von vorne herein ab und ließ ſich ſogar herbei, ihm die Gründe mitzutheilen: Die Oper der Reſidenz war eines der erſten Kunſtinſtitute Europas, ſie durfte nur bereits Bewährtes bringen oder Neues von berühmten Meiſtern; was würden die

hohen Gönner dazu ſagen, wenn er ihnen plözlich ein Werk von Niklas vorführte, der nicht einmal das Glük habe, hier unbekannt zu ſein, und deſſen Erſcheinung gewiß nicht Vertrauen erregend ſei und zu Erwartungen berechtige. Der Intendant machte dabei eine leichte Handbewegung gegen den Spiegel, der in ſeinem Salon bis zum Boden herabreichte; der Tondichter folgte unwillkührlich mit den Augen, und fühlte ſich durch das eigne Spiegelbild allerdings nicht ſehr ermuthigt.

Schüchtern bat er den Intendanten, ob er ihm nicht vielleicht erlaube, ein paar Stüke der Oper, die ihm nicht werthlos ſchienen, auf dem Klaviere vorzutragen.

— Ich will ſie in der That nicht nuzlos bemühen; ich würde meine Stellung, ich würde mein Präſtige beim Publikum in Frage ſezen, wenn ich es wagen würde, eine Oper von ihnen zu bringen. Derlei gehört auf Provinzialbühnen; beginnen ſie dort, machen ſie ſich einen Namen; bringen ſie dann auswärts durch, erſt über Paris und London können ſie den Weg in ihre Heimat finden.

— Ich habe an meiner Oper Jahre lang gearbeitet und ich glaube, ſie iſt mir nicht völlig mißlungen.

— Das ſteht vorläufig gar nicht in Frage; der Name des Kompoſiteurs geht dem Werthe des Werkes voraus.

— Auch meine Honoraransprüche wären in der That die bescheidensten, ja ich wollte gerne jeder Entschädigung entsagen und mich überdies beim Einstudiren und bei den Proben eifrigst bemühen.

— Honorar, Honorar — ich könnte ihre Oper nicht zur Aufführung bringen, selbst wenn sie uns dafür ein Honorar zahlen wollten. Was will das Ersparen des Honorars gegenüber den Kosten sagen, die uns jede neue Aufführung verursacht? Dekorazionen, Kostüme sind theures Zugehör, Flugwerk und andere Maschinerien verschlingen Summen: ihre Oper heißt, wenn ich sie recht verstanden habe, die Harmonie der Sfären, da müßte ich wol gar Sonne und Mond in Szene sezen und den siebenten Himmel mit den zehntausend Engelchören vor dem Publikum eröffnen.

Meister Niklas verließ den Mann sehr niedergeschlagen. Doch seine Bestrebungen sollten damit nicht beendet sein. Er ging zu verschiedenen Theateragenten; da er im Opernfache ein neuer Mann sei, verlangten sie einen nicht unbedeutenden Vorschuß für ihre Bemühungen, der, auch wenn diese mißlangen, an sie verfallen sein sollte. Er begab sich hierauf zu mehren Musikverlegern; jeder war zur Publikazion des Werkes bereit, jedoch nur auf Kosten des Tondichters. Nun versendete

er die Oper an den Direktor einer Bühne, der wegen seiner Unternehmungsluſt und wegen Unterſtüzung neuer Talente bekannt war; ſeine Erfahrungen hatten Niklas bereits mißtrauiſch gemacht; um ſich überzeugen zu können, daß ſein Werk doch mindeſtens geprüft und nicht ohneweiters zurükgewieſen werde, klebte er am Anfange der Oper und dann an Stellen, die er für die beſten hilt, einige Notenblätter am Rande leicht zuſammen: wer die Oper ſpielte oder auch nur durchſah, mußte vor allem dieſen Verſchluß beſeitigen.

Ungeachtet er ſchnelle Entſcheidung verlangt hatte, kam doch durch Wochen und Monate keine Antwort. Erſt nach wiederholter Betreibung erhilt er ſeine Oper mit dem Beſcheide zurük, daß man ſie als völlig unzureichend und unausführbar erkannt habe.

Haſtig unterſuchte er ſeine Stichproben: alle Blätter, die er aneinander geklebt hatte, waren ungelöſt, es hatte ſich offenbar niemand die Mühe gegeben, ſein Werk auch nur oberflächlich zu durchgehen, es wurde, ohne es zu kennen, für werthlos erklärt und verworfen.

Dieſer mißglükte Verſuch verlezte und entmuthigte den Verfaſſer auf das tiefſte; hatte ſeine Lebenskraft ſchon durch die Heirath der Sängerin ſehr gelitten, ſo lag ſie jezt vollends darnieder.

In dieſer Stimmung traf ihn der uns bekannte Virtuos, der in ſeiner Nachbarſchaft wohnte. Wir wiſſen bereits, daß die Kompoſizionen des Meiſters Niklas ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Neid erwekt hatten; er hatte daher ſeine Bekanntſchaft aufgeſucht, und, nachdem er ſie gemacht, ſtets auf eine Gelegenheit gelauert, aus den faſt unbekannten Tonwerken des Sonderlings für ſich in irgendeiner Weiſe Nuzen heraus zu ſchlagen. Die Sache ließ ſich aber nicht recht anfaſſen; Niklas war ſehr zurükhaltend, er gewährte in ſeine Studien, mit Ausnahme der wenigen, die veröffentlicht waren, keine Einſicht und vermied es, ungeachtet wiederholter Aufforderung, ihm aus ſeinen neuſten Kompoſizionen etwas vorzutragen. War es Zufall oder Abſicht: er ſpielte ſie in der lezten Zeit, auch wenn er allein war, nur ſelten und der Virtuos konnte nicht einmal mehr aus ſeiner Wohnung herüber etwas davon ablauſchen. Insbeſonders bewahrte Niklas über ſein großes neuſtes Werk Stillſchweigen, und der Virtuos erfuhr, ungeachtet ſeiner Fragen, nicht einmal, was es eigentlich vorſtelle und welche Abſicht der Verfaſſer damit vorhabe. Natürlich blieben ihm auch die mißlungenen Verſuche des Muſikers unbekannt, von denen wir eben gehört haben.

Heute war es anders; Niklas war von ſeinen Miß-

erfolgen zu ſehr ergriffen, als daß er auf das Geheimniß ſei. er Beſtrebungen noch einen Werth geſezt hätte. Die zurükgekommenen Notenhefte lagen noch in ſeiner Stube umher, und als der Virtuos ihn um den Grund ſeines Unmuths fragte, erzählte ihm Niklas ohne Rükhalt von ſeinem lezten Werke, für das er ſo viele Hoffnungen gehegt hatte, von ſeinen Verſuchen, die Oper zur Aufführung zu bringen, und von ſeinem völligen Verzagen an dem noch möglichen Gelingen.

— Sehen ſie, entgegnete der Virtuos mit leuchtenden Augen, wie gut es iſt, wenn man einen Freund beſizt und gegen dieſen aufrichtig iſt; ich bin ihr Freund und ihr Vertrauen ſoll ſie nicht gereuen. Hätten ſie mir ihre Angelegenheit früher anvertraut, ihnen wäre längſt geholfen.

Meiſter Niklas blikte überraſcht und zweifelnd zu ihm hinauf.

— Es iſt eine Fügung des Himmels, fuhr jener fort, daß ſich meine Kunſtreiſe ſo lange verzögert hat, ſo befinde ich mich jezt noch hier, um meinem Freunde einen Liebesdienſt zu erweiſen. Mein Name, ſezte er hinzu, indem er ſich voll Selbſtbewußtſein in die Bruſt warf, hat — ich darf es wol geſtehen — in ganz Europa und auch in Amerika einen guten Klang; ich trete

eben eine große Reiſe an und werde in allen Hauptſtädten des Feſtlandes, auch jenſeits des Kanals und des Weltmeers neue Triumfe feiern. Ueberall habe ich Gönner und Klienten, keine Operndirekzion, kein Muſikverleger iſt mir unbekannt, mit Leichtigkeit werde ich ihrer Oper auf den erſten Bühnen Eingang verſchaffen. Uebergeben ſie mir getroſt ihr Werk, und bald ſollen ſie von deſſen Aufführung, von ſeinen Erfolgen erfahren.

— Wie, ſie wollten, ſie könnten mir helfen?

— Ich kann, ich will und ich werde es, verſicherte der Virtuos und ſtrekte die Hände begierig nach den Noten; doch haben ſie keine Zeit zu verſäumen, ich reiſe übermorgen, vielleicht ſchon morgen, Paris iſt mein nächſtes Ziel; paken ſie daher ſchnell ihre Oper zuſammen, ich übernehme ſie und ſie iſt wol verſorgt.

— Das Ordnen der Noten koſtet gar keine Zeit, hier liegen ſie noch vollſtändig, wie ſie mir eben zurükgeſendet wurden.

— Aber es wäre vortheilhaft, ſezte der Virtuos nach einigem Zögern hinzu, wenn ſie mir auch das zweite Exemplar ihres Werkes, ſei's auch nur die Urſchrift, aushändigen würden, ich wäre dann in der Lage, zugleich bei mehr als einer Intendanz meine Unterhandlungen anzuknüpfen.

— Hier liegt die Urſchrift vor uns; ich pflege einen muſikaliſchen Gedanken erſt dann zu Papier zu bringen, wenn er ſich mir klar und korrekt darſtellt, ich komponire und feile vorher in Gedanken; ſo gelang auch diesmal ſchon das erſte Niederſchreiben ganz leſerlich und ich hilt im Eifer der Eile es nicht für nöthig, eine Abſchrift davon zu beſorgen.

— Wie, ſie beſizen gar keine Kopie ihrer Oper, auch keinen Entwurf derſelben?

— Nein.

— Selbſt Abſchriften einzelner Stüke wären mir willkommen; ich könnte ſie als Proben ihrer Tondichtung verſenden.

— Ich beſize auch ſolche nicht; hier iſt das Um- und all meiner Oper.

— Nun auch gut, verſezte der Virtuos und ſchien durch dieſen Beſcheid zufrieden geſtellt, übergeben ſie mir ohne Verzögerung ihr Werk, tragen wir es ſogleich zu mir hinüber, ich verpake es noch heute, es begleitet mich auf meiner Kunſtfahrt, ſie ſollen Frende daran erleben und mit mir zufrieden ſein.

Meiſter Niklas verbrachte die lezten Tage vor der Abreiſe des Virtuoſen größtentheils in deſſen Geſellſchaft, er hörte ſtill vergnügt auf ſeine Verheißungen und pries

das Schikſal, das ihm ſo unerwartete Hülfe gebracht hatte. Der weltgewandte Virtuos wußte in der That ſehr erfreulich von dem bevorſtehenden Erfolge zu ſprechen, der Tondichter ſah im Geiſte ſchon den Vorhang vor ſeiner Oper aufziehen, Chor und Sänger thaten ihr Beſtes, ihn umrauſchte die Harmonie der Sfären.

XII.

Ottilio und Faſtrada Wullroß führten einen wolgeregelten Haushalt, Einnahmen und Ausgaben hilten ſich knappes Gleichgewicht; ſobald aber irgendeine äußere Veranlaſſung oder eine Laune die lezteren ſteigerte, mußte auf das Kapital gegriffen werden. Dieſer Fall war ſehr bald und wiederholt eingetreten; mit dem Kapital hatten ſich auch die Einkünfte vermindert, ſo daß Faſtrada ſchon nach Ablauf des erſten Jahres ihr Hauswesen und die Geldgebahrung einer eingehenden Prüfung zu unterziehen ſich veranlaßt fand; das Ergebniß ging dahin, daß ſie zu weitern Einſchränkungen ſchreiten mußten, ſollte die Zukunft nicht allmälig preisgegeben werden.

Faſtrada war darüber keinen Augenblik in Zweifel und theilte dieſe Nothwendigkeit ihrem Gemale mit. Wenn auch nicht Liebe, ſo fühlte dieſer doch eine tief gehende Achtung für ſie; gleichwol berührte ihn die

Aussicht, welche sich aus ihren Mittheilungen ergab, keineswegs angenehm, ein herbes Lächeln spielte um seine Mundwinkel, als er in Selbstironie die Voraussezung aussprach, daß er vielleicht das Rauchen seiner Zigarren oder seinen Hund aufgeben solle.

— Das nicht, aber meine Kammerjungfer ist entbehrlich, ich werde sie entlassen und —

— Wie, die Reihe der Entsagungen sollte bei dir beginnen? und doch war nur ich es, der aus Mangel an berechnender Praxis die Verminderung unseres Einkommens verschuldete.

— Keine Selbstanklage, lieber Freund; du wirst dies in Zukunft vermeiden, und einige kaum bemerkbare Aenderungen in unserem Hause und Leben werden alles wieder ins Geleise bringen.

— Wozu aber irgendeine Einschränkung, wozu eine Sorge, mein holdes Närrchen; wir besizen ja einen Schaz, ein Kapital, auf das du in deinen Berechnungen vergessen hast und worauf wir nur greifen dürfen, um Geld mit vollen Händen ausgeben zu können.

— Und wo wäre dieser Schaz, das Kapital, das zu unserer Verfügung stände?

— Wo es liegt? antwortete Ottilio lächelnd, in deiner herrlichen Stimme liegt es; singe wieder auf den

erſten Bühnen Europas, und wir ſind reich, von einer Entbehrung braucht nicht weiter die Rede zu ſein.

— Ottilio!

— Habe kein Bedenken: deine Stimme iſt noch ſo herrlich, als ſie es war, da du das lezte Mal in der Oper ſangſt, und ich bin bereit, dir überall hin zu folgen, wo dir die größte Einnahme zugeſtanden wird.

— Ich habe, als ich heirathete, dir geſagt, daß ich die Bühne nicht mehr betrete.

— Du biſt nicht ein Mann, um dein Wort halten zu müſſen. Unſere Verhältniſſe verlangen, daß du wieder in deine Laufbahn trittſt, kehre dahin zurük, wo du groß und reich geworden biſt; ich ziehe gerne als Planet in deinen glänzenden Bahnen.

— Ich ſinge nicht mehr auf dem Theater.

— Biſt du doch eine Künſtlerin, eine berühmte Künſtlerin, eine ſolche ſollte niemals der Kunſt entſagen. Sei gerecht gegen dich und gegen das Publikum.

— Ich verehre die Kunſt, aber ihre Entwürdigung auf der Bühne war mir längſt unerträglich; gerade weil ich ſie hoch halte, gehe ich nicht mehr zum Theater.

— Laß dieſe Laune fahren; denke an die Triumfe, die dir bevorſtehen, an das heitere Leben, das wir

führen werden, und befreie dich und mich von der trüben Aussicht auf Entbehrungen.

— Ich habe vor unserer Heirath die Bedingung gestellt, von der Bühne für immer Abschied zu nehmen, und du bist diese Bedingung eingegangen. Lieber beschränktes Leben als noch einmal Opernsängerin werden! Bei klugem Vorgehen stehen uns übrigens keineswegs lästige Entbehrungen bevor; auch liegt gerade in deinen Lebensverhältnissen das Mittel, unsere Lage wesentlich zu verbessern.

— Dir gelingt es mich zu überraschen, und ich bin es, der dich über mich selbst um nähere Auskunft bitten muß.

— Laß uns nach Schloß Wullroß gehen.

— Nach Wullroß — sind wir schon so weit, von Gnadenbrod leben zu müssen?

— Du hast das Recht, mit deiner Gattin dort zu leben, da kann von einer Gnade, von einem Geschenke nicht die Rede sein.

— Das Recht dazu steht uns allerdings zu, denn wir sind genügend herabgekommen.

— Es ist Frühling, bringen wir in Wullroß die schöne Jahreszeit zu; was wir dadurch erübrigen, wird mehr betragen, als uns die bisherige Lebensweise im

kommt den Winter kosten wird, wir werden noch darüber ersparen.

— Ich bewundere deine Entschlossenheit. Das feste Haus liegt ganz abseits in verlassener Gegend.

— Was macht das? Du hast mir auch erzählt, daß die Jagd in seinen Forsten vortrefflich ist; du liebst die Jagd, erfreue dich dort deiner Lieblingsunterhaltung.

— Und du?

— Sei um mich unbesorgt. Mir wird die Einsamkeit wolthun, ich liebe den grünen Wald, ich werde dich dahin begleiten, und wenn ich allein bin, werde ich arbeiten, singen, lesen.

— Wir werden in Wullroß aber nicht allein sein; Vetter Florian ist dort, unsere Gegenwart wird ihn kaum erfreuen.

— Wenn er es vorzieht, werden wir ihn wenig belästigen; du sagtest oft, das feste Haus sei weitläufig, wir werden seine Gegenwart vermeiden.

— Er ist dort der eigentliche Schloßherr.

— Aber du als Gast eben so berechtigt wie er.

— Auch andere Mitglieder meiner Familie gehen dort aus und ein.

— Wir wollen mit ihnen nur so viel verkehren, als ihnen selbst beliebt.

— Gräfin Klaudine kommt manchmal hin.

— Nun ſo werde ich ſie kennen lernen; beſorge nicht, daß ich dir Schande mache; ich habe manchmal auch in großer Welt verkehrt, und jedenfalls verblüffen mich nicht Rang und Titel.

— Auch der Vetter Domherr hält ſich zeitweiſe dort auf.

— Der iſt der einzige, den ich vermeiden möchte.

— Und doch iſt er der einzige, der dir freundlich entgegen käme. Er weiß den Werth der Frauen zu ſchäzen, beſonders wenn ſie ſchön ſind.

— Vielleicht gerade deswegen möchte ich mit ihm nicht zuſammen treffen.

— Faſtrada, ſagte ihr Gatte mit unverkennbarem Ernſt, meine Verwandten ſind dir allgeſammt unhold, und ich möchte meine Gemalin nicht ihrem böſen Willen ausſezen.

— Ich fürchte mich nicht, entgegnete ſie in menſchlicher Hoheit, vielleicht gelingt es mir, einige Abneigung und Vorurtheile zu überwinden; wo die Kälte aber verlezend wird, erwidere ich mit gleicher Ablehnung. Ich mache nur bis zu einer gewiſſen Grenze Zugeſtändniſſe, und da mich die Anſprüche der Vornehmen nicht zermalmen, ſo ſcheue ich mich auch nicht mit ihnen zu verkehren.

XIII.

Das feste Haus Wullroß steht in einem entlegenen Theile des Landes; die Gegend umher bedekt ein weitgestrektes Waldgebirge, dessen niedrige Kuppen sich hier und dort über die Wipfel der uralten Bäume erheben; ein nicht unbedeutender Theil dieses Forstes gehört zu Wullroß. Bei den steigenden Holzpreisen hätte daraus eine sehr erhebliche Einnahme gezogen werden können, wenn die Holzschlägerung durch testamentarische Verfügungen nicht beschränkt gewesen wäre: es durfte aus den weitläufigen Waldungen in jedem Jahre nur eine gewisse Menge Holzes entnommen werden. Dafür waren die Forste von Wullroß auch weit und breit berühmt, Tannen, älter als ein Jahrhundert, bildeten ihren Hauptbestand und ließen die Aeste in das Moos niederhängen, dazwischen standen Wiesengründe mit Laubpartien, und im Schatten der Bäume schlummerte das Wasser dunkler Teiche und Tümpel. Die Vorzüglichkeit der Jagd, die

zu Wullroß gehörte, war von den Kennern anerkannt und beneidet; die Rükſicht auf ſelbe mochte den Ahnherrn bei den Beſtimmungen geleitet haben, welche er zum Schuze dieſer Wälder im Familienſtatute ſeinerzeit niedergelegt hat. So wie minder begüterten Mitgliedern ſeines Stammes der unentgeldliche Aufenthalt in dem feſten Hauſe geſichert wurde, ſo ſollte die Jagdfreude in dieſen Forſten allen Verſippten zu jeder Zeit freiſtehen. Von dieſer Verfügung wurde häufig Gebrauch gemacht; wer von der Familie daran Vergnügen fand, nahm an den dortigen Jagden Theil, auch der gegenwärtige Beſizer des großen Wullroß'ſchen Fideikommiſſes, obwol es ziemlich weit vom Seniorate entlegen war, brachte in jedem Jahre dort einige Jagdtage zu.

Da Faſtrada an dem Vorſaze, nicht mehr für Geld zu ſingen, unerſchütterlich feſthilt, und da ihr Gemal das Bedenkliche der Lage, in der ſie ſich befanden, nicht ableugnen konnte, ſo willigte er endlich ein, den Sommer in Wullroß zuzubringen.

Der Entſchluß kam bald zur Ausführung, und wir treffen das Paar bereits auf der Reiſe. Die Wege waren ſchlechter, als ſie erwarteten, es ergaben ſich unterwegs verſchiedene Hinderniſſe und Verzögerungen, ſo daß, als ſie das Waldgebiet von Wullroß erreichten,

die Nacht bereits angebrochen war. Auch das Wetter begünſtzte ihren Einzug nicht; es hatte ſich ein Sturmwind erhoben und jagte die Wolken über den Mond. Im Tann, durch den ſie nur langſam fahren konnten, war es ſchon vollkommen dunkel, es brauſte und krachte um ſie, in der Tiefe des Waldes mochte von Zeit zu Zeit der Wipfel eines der uralten Bäume geknikt werden.

Endlich kamen ſie auf die Blöße heraus, auf der in gleicher Höhe mit dem Walde das Schloß erbaut war; jezt trat auch der Mond aus dem Gewölke und Faſtrada ſah ihren künftigen Aufenthalt vor ſich liegen.

Das feſte Haus hob ſich in ſcharfen Umriſſen vom Nachthimmel, es bildete gewaltige dunkle Maſſen, mit Vorſprüngen und Erkerthürmchen gekrönt, von einem weiten freien Plaze umgeben. Kein Fenſter war beleuchtet, die des Erdgeſchoſſes ſtanden hoch und vergittert, das Thor war geſchloſſen, ein Glokenzug ließ ſich nicht wahrnehmen. Obwol Graf Ottilio ſeine Ankunft angezeigt hatte, wurden ſie doch von niemand erwartet. Der Wagen hilt auf dem breiten Damme, der die Zufahrt über einen Waſſergraben bildete; die Ankömmlinge verſuchten in verſchiedener Weiſe einen Eingang aufzufinden oder ſonſt ſich den Hausbewohnern bemerkbar zu machen. Endlich entdekte der Kutſcher in ziemlicher Höhe auf dem

eisenbeschlagenen Thore einen metallnen Klopfer, und man begann damit aus allen Kräften an das Thor zu schlagen.

Erst nach einiger Zeit ließ sich innen eine kreischende Stimme hören, die zur Geduld mahnte, und nicht lange darauf näherten sich schlürfende Tritte. Im Hauptthore öffnete sich ein schmales Einlaßpförtlein, eine hagere Frau mit einer Laterne kam hervor und hinter ihr in der Halle konnte man einen alten Diener in der Livree eines Jägers wahrnehmen, der die Hand über ein zweites Licht haltend ebenfalls nach den Ankömmlingen ausschaute.

Diese beiden waren die einzige ständige Dienerschaft des Grafen Florian; zur Aushülfe und zur Verrichtung schwererer Arbeiten bediente man sich einiger Burschen und Mädchen, die jedoch außer dem Schlosse in den zerstreuten Waldhäusern wohnten und nur nach Bedarf tagüber berufen wurden. Die alte Dame in dunkler Kleidung mit weißer Spizhaube und Halskrause war des Seniors vieljährige Haushälterin, die Uebereinstimmung des Alters und die Ansprüche, die sie mit Zuversicht und Erfolg im Hause erhob, ließen fast auf frühere nähere Beziehungen zum Grafen schließen. Der Livreejäger war vorher im Reviere angestellt, sein Herr schoß ihm einst ein Schrotkorn in das rechte Auge, er wurde hierauf in das Haus versezt, und so besaß auch

der einäugige Alte besonderen Anspruch auf die fortdauernde Gunst seiner Herrschaft. Diese beiden Domestiken schienen über die Ankunft der Gäste nicht erfreut, um so weniger, da die lange Dauer des Besuches in Aussicht stand; gleichwol begrüßte die Schaffnerin den jungen Grafen mit einem gebührenden Knixe und begnadigte dann auch seine Gattin, deren bürgerliche Abkunft ihr nicht unbekannt war, mit einer Anrede, während der männliche Diener mit verdrießlicher Miene dem Kutscher beim Abpaken des Wagens behülflich war. Ottilio überwachte dies Geschäft und erhilt die Auskunft, daß sie so spät in der Nacht nicht mehr erwartet wurden und daß Graf Florian, der an seinen gewöhnlichen Beschwerden litt, sich bereits in das Schlafgemach zurükgezogen habe.

Da der Wind mit erneuter Kraft loszubrechen begann, so begab sich Fastrada, während die Männer noch draußen beschäftigt waren, mit der Haushälterin in die Laubenhalle; diese war hoch und weit, die einzelne Laterne warf nur unsichere Lichtstreifen über die dunklen Räume; dabei heulte der Wind hier noch vernehmlicher als im Freien, weil Winkel und Gänge, Kamine und Schornsteine ihm die verschiedensten Laute verliehen.

Fastrada's Eintritt in das Haus Wullroß war bei-

nahe unheimlich, ihre Führerin ſchritt raſch über das Steinfließ nach der rechten Seite und ſtieg nicht minder ſchnell über die Freitreppe, die Gräfin, mit den Oertlichkeiten nicht vertraut, konnte ſich im Halbdunkel nur langſam zurecht finden, ſo daß jene ſchon die Höhe erreicht hatte, als ſie kaum auf der Hälfte derſelben nachfolgte. Jezt ſchlug ein brauſender Windſtoß von außen an die Fenſter des Schloſſes, daß ſie zitterten und klirrten, auch innerhalb des Gebäudes erhob ſich ein vieltöniges Heulen und Wimmern. Scheu ſah Faſtrada zurük, dies durchdringende Jammern ſchien in der Schloßhalle hinter ihr zu verklingen, und gleichzeitig kam ihr vor, als ob eine dunkle Schattenmaſſe auf der gegenüberſtehenden Treppe in die Tiefe rollte.

Die Gräfin ſchauderte und die Furcht beſchleunigte ihre Schritte; bald ſtand ſie auf den oberſten Stufen bei der Schaffnerin und fragte, was das geweſen ſei.

— Das war die Klage, erwiderte die Alte faſt feierlich.

— Die Klage! was iſt die Klage?

Die Haushälterin legte den Finger auf den Mund und zog die Gräfin ſchweigend durch Gänge und über Stufen; erſt als ſie einen andern Flügel des Hauſes erreicht hatten, beendete ſie ihre Antwort.

— Die Klage iſt eine große ſchwarze Nebelkugel, die ſich über die Treppen niederwälzt und dabei ächzt und jammert. Haben ſie ſie auch geſehen?

— Glauben ſie an Geſpenſter?

— Ich bin eine gute Kriſtin, erwiderte die Alte ſich bekreuzend, und glaube an Gott und ſeine Geſpenſter. Nach einer Pauſe fügte ſie nachdenklich hinzu: es iſt ein übles Vorzeichen, wenn beim Eintritte in ein Haus die Klage den Gaſt bewillkommt.

— Es heulte wol nur der Wind, entgegnete Faſtrada und vermochte nun, da ſie ein wohnlicherer Theil des Hauſes umgab, wieder zu lächeln, der dunkle Ball, der ans gegenüber ſichtbar wurde, war offenbar nichts als ein Schatten, eine Täuſchung der Nacht.

— Halten ſie es damit nach Belieben, Madame Gräfin, antwortete die Wirthſchafterin mit Nachdruk, aber in alten Burgen und in alten Geſchlechtern muß man ſich an Geſpenſterſpuk gewöhnen.

Es war der Gräfin angenehm, daß jezt ihr Gatte mit den beiden Gepäkträgern über eine nähere Seitentreppe zum Vorſchein kam; die Schaffnerin brach das Geſpräch ab und wies zuerſt dem Grafen ſein Wohnzimmer, in das die Koffer und Kiſten geſtellt wurden. Gleich daran erhilt die Gräfin ihr Zimmer, und ſie

bedauerte nur, daß keine Verbindungsthüre zu Ottilio führte. Die Haushälterin zündete ihr zwei Wachskerzen an und begleitete dann den Grafen auf sein Verlangen zu ihrem Gebieter, den er noch heute begrüßen wollte.

Fastrada befand sich jezt allein in dem für sie bestimmten Gemache und hatte Zeit, es nach allen Seiten zu besehen. Es war für ein Schlafgemach fast zu groß und hatte überdies noch einen Alkoven, der einen der Rundthürme des Schlosses einzunehmen schien; Ledertapeten bekleideten die Wände ober dem Holzgetäfel, das bis zur Mannshöhe hinaufreichte; dieses war künstlich geschnizt, aber durch die Zeit bereits geschwärzt und beschädigt. Auch der Oberboden bestand aus Holztafeln mit zierlich eingetheilten Feldern und vorstehenden Rosetten; in der Mitte des Zimmers hing ein sechsarmiger Leuchter mit farbigen Glastroddeln, schwere Eichenmöbel entsprachen dem nöthigsten Bedürfnisse, und ein weitläufiger Kamin, mit schwarzem Steine eingefaßt, konnte an langen kalten Winterabenden wol nur hier mitten im Forste gehörig mit Holz versehen werden.

Die Gräfin schritt, einen der Leuchter in der Hand, neugierig umher, besah und betastete alles mit Aufmerksamkeit und schien von manchem überrascht, theilweise sogar befriedigt. Der Rundalkoven erregte insbesonders

ihr Wolgefallen, er war vom Zimmer durch schwere Vorhänge getrennt, die Rokokoschnizereien seines Holzgetäfels wiesen seltsame Schnörkel und Festone, aus denen hier und dort ein Thierkopf oder sonst ein Zierath hervorsah; in der Mitte stand ein runder Tisch und unter den beiden Fenstern waren Size aus Eichenholz angebracht. Dieser abgeschlossene Plaz war zu gemüthlichem Stillleben vorzüglich geeignet und versprach Fastrada heimliche Stunden des Lesens, Sinnens und Musizirens; es schien im Interesse der Wohnlichkeit wol gethan, daß der Baumeister offenbar nicht den ganzen Rundthurm dafür verwendet hatte, es wäre dadurch der Eindruk trauter Beschränktheit verloren gegangen und nur ein gewöhnliches Kabinet entstanden. Die zweite Hälfte des Thurmbaues mochte vielleicht in ähnlicher Weise für ein anstoßendes Gemach verwendet worden sein.

Da der Wind nachgelassen und der Himmel sich aufgeheitert hatte, so konnte Fastrada sich nicht versagen, eines der Fenster zu öffnen und einen Blik auf die Umgebung von Wullroß zu werfen. Sie zeigte sich in der That vortheilhaft; das Mondlicht spielte in den Wipfeln des nahen Forstes, aus dem Schloßgraben unter dem Fenster dufteten die blühenden Gesträuche, und eine Amsel, die der Sturm wach gehalten hatte,

fing jezt in der Einsamkeit der beruhigten Nacht am Waldsaume zu singen an.

Fastrada war vom Eindruke dieses ersten Ausblikes befriedigt und pries ihren Beschluß, die gute Jahrzeit in diesem Waldschlosse zuzubringen. Als sie den Alkoven wieder verließ, ließ sie das Fenster offen stehen, um noch vor dem Schlafengehen das alte Gemach mit Frühlingsluft zu erfüllen.

Es war natürlich, daß sie jezt auch dem Bette, in dem sie ihrer Ruhe pflegen sollte, ihre Aufmerksamkeit zuwendete; es war hoch und geräumig und ebenfalls in Eichenholz geschnizt. Matrazen und Polster thürmten sich übereinander, Vorhänge umschlossen es, die oberhalb in einer vergoldeten Krone zusammengefaßt waren und an der Seite von einem knienden Mohren gehalten wurden. Die Figur, die sie erst jezt bemerkte, war lebensgroß, wies fast drohend die weißen Zähne, und gewann dadurch noch einen widerlicheren Ausdruk, daß die Spize der Nase abgebrochen und nur, ohne wieder hergestellt zu sein, gleich seinem übrigen Gesichte schwarz gefärbt war.

Fastrada konnte sich nicht verhehlen, daß sie ein einfaches Bett diesem alterthümlichen Prachtstüke vorgezogen hätte und überlegte, wie sie damit zurecht kommen

werde. Sie war noch mit ſeiner Prüfung beſchäftigt, als die Haushälterin wieder erſchien und ſie in das Zimmer des Grafen abrief, wo ſie die Abendmalzeit bereitet hatte und wohin er ſelbſt vom Grafen Florian ſogleich zurükkommen werde.

Faſtrada konnte ihre Ueberraſchung über die ſeltſame Bettzurüſtung vor der Haushälterin nicht verbergen.

— Es iſt das Desdemonabett, bedeutete dieſe und ſchien ihrerſeits von der Werthſchäzung deſſelben erfüllt zu ſein.

— Das Desdemonabett, — warum nennt ihr es ſo?

Die Wirthſchafterin, indem ſie der Gräfin vorleuchtete, ſchwieg und zukte nur mit den Achſeln.

XIV.

Der Aufenthalt in dem feſten Hauſe Wullroß geſtaltete ſich beſſer als vorausgeſezt werden konnte. Faſtrada hatte eigentlich noch niemals auf dem Lande gelebt; vieles, das ſich ihr hier vorſtellte, war ihr neu, alles erwekte ihre Aufmerkſamkeit, ihre Theilnahme. Nicht nur das Sichtbare in der Natur iſt intereſſant, ihr miſtiſcher Inhalt iſt es vielleicht in noch höherem Grade; es iſt reizend ſich in die anmuthigen Naturmärchen zu vertiefen; die junge Frau that es mit ſeltenem Geſchik. Wenn ſie morgens in ihr Thurmgemach trat und aus dem Fenſter über die Tannenwipfel hinaus ſchaute, ſo lokte es ſie alsbald hinunter in den Wald; ſie widerſtand nicht und ſtreifte ſtundenlang in den grünen Irrgängen oder pflegte der Ruhe unter einem der uralten Bäume. Selbſt der Müßiggang in ſolcher Umgebung erquikte; aber bald nahm ſie ein Buch oder eine Arbeit hervor, auch zum Zeichnenſtifte griff ſie, oder ſie lauſchte

dem Vogelgeſange und der Luftmuſik, die durch die Stille der Einſamkeit klingt. Beides bot Vergleiche mit den Leiſtungen der menſchlichen Tonkunſt, die nicht immer zu Gunſten dieſer ausfielen. Wenn ſie ſich dann auf irgend einem Lieblingsplaze länger ruhig verhielt, dann blikte aus dem tiefen Forſte wol auch das Wild mit ſcheuen glänzenden Augen hervor, oder Waſſergeflügel kam rauſchend herbei und ſenkte ſich in das Schilfrohr eines nahen Teiches. Bei planloſem Umherirren im Walde zeigte ſich manchmal ein Kohlenmeiler oder ein Forſtwarthäuschen und gab Gelegenheit zum Verkehre mit noch unverzogenen Kindern der Natur. Auf einer nahen Anhöhe ſtand der Wartthurm des feſten Hauſes; Faſtrada liebte es, durch ſein verfallenes Gemäuer umher zu ſtreifen und dem Girren der wilden Tauben zu lauſchen, die ſich von Zeit zu Zeit in den Fenſterniſchen des Thurmes niederließen.

Jedes Menſchenherz bewahrt verwelkte Wünſche und Hoffnungen, auch bei Faſtrada war dies der Fall: vieles war ihr verſagt, ſo manches anders gekommen, als ſie zu erwarten berechtigt war; hier floß in begnadigten Stunden Lethe über dieſe Täuſchungen und Schmerzen; ihr wurde der Troſt der Einſamkeit zu Theil

und ſie genoß Beruhigung und neue Anregungen im Schooße der Natur.

Allmälig hatte Faſtrada auch weitere Ausflüge unternommen. Kaum zwei Stunden von Wullroß entfernt lag eine Bergkuppe, ſie wurde hier die Alpe genannt; Faſtrada war von der lieblichen Umgebung und von der Ausſicht, die ſich dort bot, in hohem Grade entzükt. Ein paar Quellgerinne liefen über den Wieſenrain, ein Waſſerfall ſtürzte ſich über die Felswand hinunter. Sie erwartete hier einmal den anbrechenden Abend; unter einem Lerchbaume ſaß ſie und überließ ſich ihren Gedanken und Träumen. Allmälig zog das Abendroth am Himmel herauf und malte mit ſeinem Purpur auch die Waſſer, die ſich um Faſtrada ergoſſen: in ihrem Innern erwachte die alte Sehnſucht, und wie die abendrothe Alpe an den geöffneten Adern der Quellen, hätte auch ihr Herz verbluten mögen in idealen Wünſchen und Hoffnungen.

Eines konnte Faſtrada ſich nicht verhehlen, daß die mondloſen Nächte auf dem Lande einen troſtlos niederdrükenden Einfluß auf den Menſchen üben. In großen Städten und unter Seinesgleichen, umgeben von Gasflammen und von den bekannten Lauten der Geſelligkeit, fühlt der Menſch, mag die Nacht auch noch ſo ſchwarz

und dunkel sein, sich behaglich und sicher, er genießt selbst gefällig seinen Antheil an der herrschenden Stellung seines Geschlechts: in der Verlassenheit einer mond- und sternenlosen Nacht in der Einsamkeit der Natur überwältigt ihn die Angst seiner Hülflosigkeit, Fels und Wald stehen ihm groß und selbstständig gegenüber und die schwarzen Abgründe des Himmels verhöhnen gleichsam seine kleine bedürftige Existenz. Sobald jedoch der Mond wieder aufzieht, ist die ganze Szenerie und zugleich auch der Zustand seines Gemüthes geändert: nicht bloß das Meer sondern auch das Herz des Menschen bewegt der Mond in Ebbe und Fluth: der dunkle Nachthimmel liegt titanenhaft wie das Schikſal über ihm, erhellen ihn aber Sterne, Mond und Milchstraßen, dann kommen dem Menschen die großen erhabenen Gedanken.

Anders als seine Gattin verhilt sich Graf Ottilio zum Landleben auf Wullroß. Wenn er durch den Wald streifte, geschah es selten, daß er nicht das Gewehr auf der Schulter trug; war andere Jagd noch nicht eröffnet, so lauerte er doch auf Fuchs und Geier; auch weitere Spaziergänge waren nicht nach seinem Geschmake, er zog es vor sich des einzigen Reitpferdes zu bedienen, das im Schlosse vorhanden war, obwol der Klepper seiner Reitkunst wenig zu entsprechen vermochte. Bücher

und Naturbetrachtungen hatten für ihn geringe Anziehungskraft, dafür gewährten ihm Besuche auf nahen Ansitzen Zerstreuung; er war daher öfter bei bekannten Familien auswärts, wohin ihn seine Gattin fast niemals begleitete. Anfangs lud er sie dazu ein; sobald sie aber wiederholt ablehnte und ihre geringe Neigung dafür kundgab, war er zufrieden und ging allein, indem er sich laut zur Lehre bekannte, daß in solchen gleichgültigen Dingen kein Theil dem andern Zwang auflegen solle. So geschah es wider Vermuthen, daß das Ehepaar auf dem Lande weniger Zeit zusammen zubrachte, als in der Stadt geschehen war. Fastrada fühlte hier niemals Langeweile und Ottilio vertrieb sie, so gut es eben gehen mochte.

Das Verhältniß zu den übrigen Mitbewohnern des Schlosses entwickelte sich in leidlicher Weise; der Umstand, daß Fastrada sich anspruchslos mit dem Vorhandenen zufrieden gab, trug viel hierzu bei. Die Räumlichkeiten waren übrigens so weitläufig, daß man sich gegenseitig nicht absichtlich zu vermeiden brauchte, sondern vielmehr, wenn Neigung dafür vorhanden war, geradezu aufsuchen mußte. Graf Florian hatte seine neue Base mit Kälte aber innerhalb der gesellschaftlichen Formen empfangen; er hatte schon viel unter der Sonne erlebt und war

mehr zu ablehnender Gleichgültigkeit als zur Aufnahme von Streit und Gezänke geneigt; auch mochte Faſtrada's Erſcheinung nicht ohne Einfluß auf den alten Mann geblieben ſein und ihre abſichtliche Unterordnung und Beſcheidenheit der Meinung entſprechen, die er von ſeiner eignen Würde zu nähren pflegte. Manche kleine Huldigung, die ſie geſchikt anzubringen verſtand, wurde nicht unfreundlich aufgenommen, und wenn ſie ihm manchmal durch eine Gabe an vorzüglichen Früchten oder mit einer Arbeit ihrer Hände eine Aufmerkſamkeit erwies, ſo verſtieg er ſich, vielleicht ſeinen Vorſäzen entgegen, ſogar zu galanten Redensarten. Nur eines hatte er ſich von vorneherein verbeten: das laute Singen; es verſtieß gegen die vieljährige Hausordnung auf Wullroß; er mochte vielleicht auch beſorgen, daß die Thurmeulen und die Wanderfalken mit ihrem Gekreiſche einfallen möchten.

Selbſt die Haushälterin und der alte Jäger zeigten ſich erträglich; Faſtrada war eben mit allem zufrieden und ſtellte keine Anforderung, die über den Kreis des freiwillig Gebotenen hinausging. Die aushelfenden Mägde des Hauſes endlich wären zu jeglicher Leiſtung für ſie bereit geweſen: Faſtrada's liebliches Weſen hatte dieſe harmloſen Naturen völlig für ſie eingenommen.

Eine bedenkliche Veränderung ſtand bevor, als der Vetter Domherr ſeinen Beſuch ankündete; Faſtrada fühlte ſich durch dieſe Nachricht beklommen und beſorgte, durch ihn aus dem ſtillen Aſile gedrängt zu werden. Doch ihre Vorausſezungen beſtätigten ſich nicht. Der Domherr gab ſich als Weltmann, begrüßte ſeine Baſe ganz unbefangen und that von einem früheren Zuſammentreffen nicht die geringſte Erwähnung. Er kleidete ſich zierlich und ausgewählt und wollte offenbar einen günſtigen Eindruk zurüklaſſen; bei der jungen Gräfin regte ſich allerdings einiger Verdacht, doch wurde dieſer in keiner Weiſe durch weitere Annäherungen beſtärkt. Er war gegen ſie aufmerkſam ohne zudringlich zu werden; er ſuchte nicht einmal ihre Geſellſchaft auf, wo ſich dieſe nicht von ſelbſt ergab; von unliebſamer Galanterie zeigte ſich keine Spur, obwol er manchmal den Verwandten hervorkehrte und als ſolcher ſeinen guten Willen andeutete.

Der Domherr reiſte bald wieder ab, ohne zu irgendeiner Beſchwerde Veranlaſſung gegeben zu haben; er kam von Zeit zu Zeit wieder zu Beſuche, doch verliefen ſie ſämmtlich in gleich unverdächtiger Weiſe. Faſtrada zerſtreute allmälig ihre Scheu vor ihm und ihre Vermuthungen.

So vergingen ihr die Tage in erwünſchter Weiſe; endlich kam die Zeit der Jagd heran. Die erſte große Jagd des Jahres ſtand bevor, einige Verwandte ließen ſich anſagen, auch der Fideikommißherr ſollte ſich dabei einfinden. Schon ein paar Tage vorher wurden ſeine Pferde und Hundekoppeln geſchikt; auch Klaudine kam zugleich mit ſeinem Wagenträn.

Faſtrada fühlte, ohne ſie zu kennen, in vorhinein keine Simpathie für die Gräfin; ſie hatte die inſtinktive Vorausſezung, daß Klaudine ihre Nebenbuhlerin geweſen ſei, daß Ottilio an ihr Intreſſe nehme und daß auch ſie ihn noch nicht völlig aus dem Auge verloren habe.

Das erſte Zuſammentreffen der beiden Damen machte ſich froſtig, obwol jede von der Schönheit der andern betroffen war; Gräfin Klaudine kehrte abſichtlich den ganzen Stolz ihrer Geburt und ihres Weſens hervor, Faſtrada überwand ihre Befangenheit und gab ſich zwar nicht als Verwandte, aber als völlig gleichberechtigt. Gräfin Klaudine hatte offenbar erwartet, ſchon bei dieſer erſten Begegnung ihre Ueberlegenheit über die geweſene Sängerin zur Geltung bringen zu können; ſie hatte ſich geirrt und wurde dadurch noch minder wolgeſinnt. Wenn Frauen entſchiedene Abneigung gegeneinander fühlen, ſo läßt, ſeit Brunhilde und Chriemhilde,

der beiderſeitige Anprall nicht lange auf ſich warten. So geſchah es auch hier; er verzögerte ſich etwas, weil die Damen nach der erſten Begegnung nur flüchtig aneinander vorüberkamen. Aber der elektriſche Stoff wurde dadurch um ſo bedenklicher angehäuft und wenn ſie ſich auch gegenſeitig aus den Augen verloren, ſo beobachteten ſie doch aus der Entfernung wechſelſeitig ihr Thun und Laſſen. Von Faſtrada geſchah dies mehr im Bedürfniſſe der Selbſtvertheidigung, dagegen war Gräfin Klaudine in jedem Augenblike zum Angriffe bereit.

Da ſich ſchon mehre Gäſte eingefunden hatten, ſo vereinigte der Senior des Hauſes am Vorabende der Jagd die Geſellſchaft bei einem gemeinſchaftlichen Male. Es waren ungefähr ein Duzend Gedeke beſezt; Graf Ottilio kam an Klaudinens Seite zu ſizen, ſeine Gemalin zwiſchen zwei leidenſchaftlichen Fuchsjägern, die ohne auf ſie Rükſicht zu nehmen einander alte Jagdabenteuer erzählten. Deſto lebhafter unterhilt ſich Klaudine mit dem Vetter, der dem friſchen Reiz ihrer Gegenwart und ihres Geſpräches nicht zu widerſtehen ſchien. Seine Gattin, die an der anderen Seite des Tiſches ſaß, war zufrieden, von ihren Nachbarn wenig in Anſpruch genommen zu werden, ſie war um ſo mehr in der Lage, das Paar zu beobachten und ſogar einzelne Worte zu

verſtehen, die jedoch kaum geeignet waren ihre Erregung zu beſchwichtigen. Dazwiſchen fiel manchmal ein befriedigt leuchtender Blik Klaudinens auf die junge Frau.

Nachdem man während des Males die Anordnungen der morgigen Jagd genügend beſprochen und dem Bedauern über die eben eingetroffene Nachricht, daß der Fideikommißbeſizer wegen Unpäßlichkeit nun doch nicht daran Theil nehmen werde, Ausdruk gegeben hatte, wurden die Herren, ſobald die Tafel aufgehoben war, eingeladen, die Hunde, die er zur Verfügung beließ, zu beſehen; man kann ſich denken, daß die Jagdgenoſſen ſich beeilten dieſer Aufforderung nachzukommen, und ſo geſchah es, daß die beiden Damen, bevor die eine oder die andere es füglich vermeiden konnte, ſich plözlich ohne andere Geſellſchaft gegenüber befanden.

Es war intereſſant ſie miteinander zu vergleichen; Faſtrada war von keuſch ſchlanker Geſtalt, Klaudine ſtolz und üppig, beide von großer Schönheit.

Klaudine hatte ſeit ihrer Ankunft mit der Gemalin des Vetters nicht mehr geſprochen, jezt ſchritt ſie entſchloſſen auf ſie zu:

— Sie werden die morgige Jagd wol nicht mitmachen, ſie — wie heißen ſie doch, meine Gute?

— Gräfin Klaudine Wullroß, erwiderte die Ange-

ſprochene mit Ruhe, ich heiße Gräfin Faſtrada von Wullroß.

— Ich würde ſie um den lezteren Namen beneiden, wenn ich ihn nicht ſelbſt trüge.

— Ich meinerſeits befände mich nicht in derſelben Lage, ſelbſt wenn ich nur Faſtrada hieße.

— Wie, ſie ſchäzen nicht den Namen ihres Gemals?

— Ich ſchäze ihn, aber ich beſaß ſchon vorher einen Namen, deſſen ich mich nicht zu ſchämen brauchte.

— Ach ja, ich erinnere mich, daß ſie eine bekannte Sängerin waren.

— Eine geachtete.

— Bei Sängerinnen wird doch nur die geachtete bekannt, und die bekannte geachtet. Beſorgen ſie nicht, daß ich ihnen ihren früheren Namen mißgönne.

— Er ſteht jezt auch jedenfalls über Zuſtimmung und Mißgunſt, denn ich habe mich vom Theater zurükgezogen.

— Ich verſtehe mich nicht auf Muſik und ich bekenne, daß ich ſie auch nicht beſonders liebe; unter meinen Ahnfrauen befand ſich eben noch keine Sängerin.

— Gute Sängerinnen ſind nicht bloß unter den Gräfinnen ſelten.

— Wir ambizioniren es auch nicht, eine ſchöne Stimme zu beſizen.

— Und doch iſt es eine große Gottesgabe, Gräfin Klaudine Wullroß.

— Wenn man ſich in der Lage befindet, ſie auf dem Theater zu verwerthen; in unſerem Stande, Gräfin Faſtrada Wullroß, gehört ſie unter die minder beliebten Sporte.

— Ich dächte, in der Kunſt, ſowie im Guten und Wahren, ſind ſich alle Menſchen gleich.

— Entſchuldigen ſie, daß ich diesfalls meine Vorurtheile noch nicht abgelegt habe und auch nicht abzulegen geſonnen bin: ich bekenne mich nicht zum Dogma der Gleichheit der Menſchen.

— Auch nicht gegenüber dem Miſterium des Grabes?

— Sie verfallen in eine tragiſche Rolle; laſſen wir das! Graf Florian wird uns morgen im Wagen begleiten, und ſie die erwünſchte Gelegenheit finden, in ſeiner Abweſenheit Muſik zu treiben und in unſerem Schloſſe ihre berühmte Stimme nach Herzensluſt erſchallen zu laſſen.

— Auch ich werde die Jagd mitmachen.

— Scheuen ſie nicht den Morgenthau für ihre Kehle? und dann, Madame, wir ziehen zu Pferde aus.

— Ich werde mitreiten.

— Wie, sie sind auch darin geschikt? Ei sie Tausendkünstlerin.

Am nächsten Morgen war die Gesellschaft frühzeitig zur Jagd bereit; die Herren, die schon am Tage vorher im Schlosse angekommen waren, begaben sich in passenden Jagdkleidern auf den davor liegenden Plan und beschäftigten sich nun mit der Zurüstung ihrer Pferde, die Brakirhunde wurden vorgeführt und auch von nahen Schlössern erschienen weitere Jagdgenossen.

Gräfin Klaudine ließ auf sich warten; als sie endlich aus der Schloßpforte trat, begrüßte sie der allgemeine Laut der Bewunderung: sie war in der That anzusehen wie die Göttin der Jagd. Ottilio hob sie in den Sattel und eilte, auch sich beritten zu machen; er schien heute etwas befangen, der Entschluß seiner Gattin, mitzureiten und an der Jagd Theil zu nehmen, hatte ihn verstimmt, sei es daß er an ihrer Geschiklichkeit zu solchem Unternehmen zweifelte und irgend eine Bloßstellung besorgte, oder daß er heute gerne ohne sie die Jagd mitgemacht hätte.

Zulezt kam auch Fastrada, sie trug ein einfach dunkles Kleid und ein Sammtbaret; die Pferde des Majoratsherrn waren schon gestern zurükgeschikt worden, die

Jäger beſtiegen ihre eigenen mitgebrachten Roſſe, für Faſtrada ſtand nur mehr der alte Klepper des Hauſes zur Verfügung. Ottilio lenkte ſein Pferd zu ihr und machte Miene abzuſteigen und ihr helfen zu wollen; ein Reitknecht kam ihm zuvor, Faſtrada hilt ſich mit Sicherheit im Sattel, die ihn überraſchte und über ein Bedenken zu beruhigen ſchien.

Der Zug hatte ſich bald geordnet und ſezte ſich auf der bequemen breiten Waldſtraße in Bewegung, während die Jagdburſchen mit den Hunden auf näheren Richtwegen den Schauplaz der Jagd zu erreichen trachteten.

Es war eine prächtige Kavalkade, als käme ſie aus dem Mittelalter herausgeritten. Anders ſieht es allerdings aus, wenn die kleinen Leute ausziehen Sperlinge zu ſchießen.

In einiger Entfernung vom Schloſſe begegnete man einem Touriſten, der mit Knotenſtok und Ränzel denſelben Weg dahinzog; er grüßte ſowol Klaudine als Faſtrada und wurde von den Reitern bald zurükgelaſſen und vergeſſen.

Der Morgen zog mit goldenen Flügeln über den Wald, die Jagd verſprach trefflichen Erfolg und die Ausziehenden konnten ſich den doppelt heiteren Eindrüken nicht verſchließen. Allen voraus fuhr der Jagdwagen

des Grafen Florian, nebſt ſeiner Perſon noch mit manchem Wünſchenswerthen bepakt, daran ſchloſſen ſich die Jäger auf den raſch ausgreifenden Roſſen und mitten in der Gruppe an Ottilio's Seite Gräfin Klaudine. Sie ritt ein feuriges Roß mit vielem Geſchik, das knappe Reitkleid ſtand ihr treflich, eine lange Straußfeder wallte von ihrem Hute, und der Ausdruk ihres Geſichtes, das der Eifer des Rittes höher färbte, war ſiegreich und voll Luſt: ſie gab ein reizendes Ritterbild: trug ſie den Edelfalken noch am Arme, oder faßte das geſchikte Federſpiel ſchon den Reiher hoch oben in den Lüften?

Beinahe am Ende des Zuges machte Faſtrada einen ganz anderen Eindruk. Auch ihre Züge wieſen den Glanz der Schönheit, aber es lag ein Ausdruk der Niedergeſchlagenheit darin, und das Pferd, das ſie ritt, war offenbar das ſchlechteſte und konnte es den anderen nicht gleichthun. Niemand ſchien ſich um ſie zu bekümmern, auch waren ihr die nächſten Reiter völlig unbekannt.

So war es faſt eine Stunde vorwärts gegangen, da gab, als der Boden dafür günſtig war, Gräfin Klaudine das Zeichen zum Galopiren; es wurde mit Luſt aufgenommen und die Roſſe ſprengten feurig ein, ſo daß in kürzeſter Zeit eine beträchtliche Strete zurükgelegt wurde. Faſtrada folgte dem allgemeinen Beiſpiele

und trieb auch ihr Pferd zu ſchnellem Ritte; keuchend verſuchte die Mähre der Aufforderung nachzukommen, aber die ungewohnte Reitweiſe wollte nicht gelingen, ſie blieb zurük, während das Gejaide der Jagd allmälig im tiefen Forſte verſchwand.

Noch eine lezte Anſtrengung machte Faſtrada die Geſellſchaft zu erreichen, der Gaul verſuchte aus Leibeskräften auszugreifen, er ſprang wild und bäumte ſich, endlich ſtürzte er und die Reiterin mit ihm.

Zum Glüke hatte ſie ſich nicht verlezt, nur an der Stirne blutete ſie etwas, dagegen hinkte das Pferd, als ſie es endlich auf die Beine brachte; an die Fortſezung des Rittes war nicht zu denken. Sie beſchloß umzukehren und das Pferd am Zügel mitzuführen.

Das Weiterkommen war für ſie in dieſer Weiſe ſehr beſchwerlich, umſomehr da das Reitkleid ſie im Gehen hinderte. Sie war daher froh, als nach einiger Zeit der Fußgeher, den ſie früher hinter ſich gelaſſen hatten, ihr entgegen kam. Sie hatte ihn vorher erkannt, er war Doktor Herkules. Sie begrüßten ſich, da ſie ihn ſchon vor Jahren in Paris kennen gelernt hatte; die Gräfin erzählte ihren Unfall; er bedauerte, und tadelte die Geſellſchaft, die einer Dame ein ſo ſchlechtes Pferd überlaſſen hatte und ſich dann um ſie nicht weiter

zu bekümmern ſchien. Faſt beſchämt mußte ſie ſeiner Frage, ob auch ihr Gemal gegenwärtig geweſen ſei, bejahen und ſie las im Geſichte des Doktors die Mißbilligung, die ihn über deſſen Vernachläſſigung überkommen mochte.

Er erbot ſich, der Jagdgeſellſchaft nachzueilen und ihr von dort Hülfe zu holen; ſie wies das auf das entſchiedenſte zurük, nahm dann aber dankbar an, daß er ihr Roß führte und ſie nach Hauſe begleitete.

Sie legten unter mannigfaltigen Geſprächen den Weg durch den Wald zurük; die Geſellſchaft des hochgebildeten Mannes wirkte ſänftigend ein, und ſie wäre mit der Vereitelung ihrer Theilnahme an der Jagd vollends ausgeſöhnt geweſen, wenn ihr nicht Klaudine an Ottilio's Seite ſtörend vorgeſchwebt hätte.

Als ſie endlich am feſten Hauſe Wullroß angekommen waren, dankte Faſtrada dem Doktor und bedauerte, daß ſie — ebenfalls nur Gaſt — nicht in der Lage ſei, ihn in das Schloß einzuladen.

XV.

Die große Jagd in den Forſten von Wullroß war beendet, die Gäſte bereits abgereiſt. Auch Gräfin Klaudine war auf das Schloß des Majoratsherrn zurükgekehrt und in das feſte Haus und in den umliegenden Wald wieder Einſamkeit und Stille eingezogen; aber von der geſelligen Zerſtreuung war ein Bodenſaz zurükgeblieben, der mindeſtens für einen Theil der Bewohner in nicht günſtiger Weiſe nachwirkte. Ottilio erſchien zerſtreut, das zurükgezogene Leben befriedigte ihn noch minder als bisher, und er konnte ſich ſelbſt nicht in Abrede ſtellen, daß Geſellſchaft und Unterhaltungen, wie ſeine Standesgenoſſen ſie dauernd mitmachten, ſeinen Neigungen beſſer entſprachen als dieſe nothgedrungene Verbannung in das alte Schloß. Nicht ohne Selbſtvorwurf gedachte er der Vernachläſſigung, die er ſich bei der Jagd gegen ſeine Gattin zu Schulden kommen ließ, er ſchämte ſich beinahe über die Rükſichtloſigkeit,

mit der er ſich der Jagd hingegeben hatte, gleichwol erſchien mitten im Zuge der Selbſtanklage das reizende Bild ſeiner Baſe, wie ſie mit fliegenden Loken dem Wild nachſezte und ſich in der Kunſt des Reitens und Jagens als Meiſterin zeigte. Es war zwiſchen ihm und Faſtrada über die damaligen Vorgänge zu keiner Erklärung gekommen, ſie vermieden vielmehr ſie im Geſpräche zu berühren und erwähnten überhaupt kaum mehr der Jagd und der fremden Gäſte. Zugleich trat eine Entfremdung zwiſchen ihnen ein, die ſich ungeachtet des guten Willens beider Theile nicht ſo ſchnell beſeitigen ließ, als ſie gekommen war; im Herzen der Frau blieb ein wunder Flek zurük, der nicht heilen wollte und der ſelbſt dem beruhigenden Einfluſſe der Einſamkeit und des Waldes widerſtand.

Plözlich und unerwartet trat ein Ereigniß ein, das alle betheiligten Perſonen in die größte Aufregung verſezte und die kleinen Begebenheiten der lezten Zeit völlig in den Hintergrund verdrängte. Es waren kaum einige Wochen ſeit jener Jagd verfloſſen, als eines Tages ein reitender Bote auf Wullroß mit der erſchütternden Nachricht eintraf, daß der Fideicommißbeſizer und ſein Sohn auf ihrem Schloſſe geſtorben ſeien; eine anſtekende Seuche hatte ſie nach kürzeſtem Krankenlager dahingerafft; ſie

mußte einen unerwarteten Sprung gemacht haben, denn in der ganzen Provinz war in der lezten Zeit kein ſolcher Krankheitsfall bekannt geworden. Ottilio und der Domherr, der ſich eben in Wullroß befand, waren jeder in ſeiner Weiſe von dieſer Nachricht betroffen, ſelbſt der Senior des Hauſes verlor darüber den Gleichmuth, der ſonſt von Verwandten und Fremden an ihm bewundert wurde. Die Männer rüſteten ſich ſogleich zur Abreiſe auf das Fideikommißſchloß, da ſie nicht nur dem Leichenbegängniſſe beizuwohnen hatten, ſondern bei dem Umſtande, daß die Witwe des verſtorbenen Majoratherrn auf Beſuch bei ihrem Vater in England abweſend war, als nächſte Agnaten von dem Güterdirektor dringend berufen wurden. Wenige Stunden nach dem Eintreffen der Todesnachricht reiſte Ottilio ab, er hatte kaum Zeit für die dazu nöthigen Anordnungen gehabt und nahm von ſeiner Gemalin nur flüchtigen Abſchied.

Faſtrada blieb allein in Wullroß zurük, niemand forderte ſie auf mitzukommen und ſie ſelbſt hatte davon auch nicht Erwähnung gemacht; es ſchien ſelbſtverſtändlich, daß ſie ſich der Familientrauer ferne halte. Sie hatte jezt Zeit, über das Vorgefallene nachzudenken; im Laufe der lezten kurzen Geſpräche hatte ſie aus dem Munde

des Grafen Florian erfahren, daß, wenn die Witwe des lezten Beſizers, die ſich im Zuſtande vorgerükter Schwangerſchaft befand, einen Knaben zur Welt bringen würde, dieſer der Nachfolger im Fideikommiſſe wäre; gleichwol konnte ſie ſich der Annahme nicht verſchließen, daß ein ſchikſalwendendes Ereigniß eingetreten ſei; es ſank wie Trauer in ihre Seele, und die Einſamkeit, ſonſt ihr Troſt, erſchien ihr jezt wie völliges Verlaſſenſein. Der Verlauf ihrer Ehe zog in nicht ſehr hellen Bildern an ihr vorüber; wenn auch nicht wechſelſeitige Liebe ſo hatte ſie doch eine andauernd ruhige Exiſtenz erwartet, anmuthig gemacht durch Achtung und gegenſeitiges Verſtändniß, ſo wie durch die Kunſt und durch den gemeinſchaftlichen Antheil an dem Schönen und Werthvollen, das das Leben zu bieten vermag. Es war anders gekommen; wer trug die Schuld daran? konnte ſie Ottilio anklagen, — war vielleicht ſie ſelbſt dafür nicht ebenſo verantwortlich? Der lebenserfahrne Menſch pflegt nur beſcheidene Anſprüche zu ſtellen, aber ſelbſt dieſe weiſet das Leben oft als eine Anmaßung zurük.

Der Domherr und Ottilio fuhren unterdeſſen in demſelben Wagen nach dem Trauerhauſe; es war kaum zu vermeiden von der Sukzeſſion in das Fideikommiß zu ſprechen, und der Domherr bemerkte, daß es für den

Vetter nun an der Zeit ſei, die vorbereitenden Schritte zur Trennung ſeiner Ehe einzuleiten.

— Das werde ich nie und niemals.

— Biſt du denn in der That ſo glüklich mit Faſtrada?

— Wer kann ſich hiernieden glüklich nennen?

— Das dir zu ſagen, bin ich in der Lage: derjenige, der in das große Fideikommiß des gräflichen Hauſes von Wullroß nachfolgt, der iſt glüklich; — du weißt aber auch, daß du dieſer Glükliche nie ſein wirſt, wenn nicht früher deine Ehe mit der Sängerin getrennt iſt.

— Ich weiß auch überdies, ſ[illegible]e Ottilio faſt höhnend hinzu, daß jedenfalls der erwartete Sohn der Witwe unſeres Vetters in die Nachfolge einrükt.

— Sie wird keinen Sohn gebären, Klaudine behauptet es, und in all ihren Vorausſagungen liegt eine entſezliche Wahrheit.

— Wenn ihre bisherigen ſich erfüllten, ſo ſteht umſomehr die Vermuthung für das Nichtzutreffen der weiteren.

— Unſer Urahn, der Stifter des Fideikommiſſes hat in gerechter Werthſchäzung ſeines Standes die Anordnung getroffen, daß der Sohn einer nicht ſtiftmäßigen Mutter, ſo wie der Gatte einer nicht ebenbürtigen Frau

von der Sukzession in das Fideikommiß ausgeschlossen ist. Im Interesse unseres Zweiges und in deinem eigenen ist es daher unerläßlich, daß du dich von Fastrada trennst; es geht um so leichter und ist um so unbedenklicher, da eure Ehe kinderlos ist.

— Ein Grund mehr, daß mir am Fideikommisse wenig gelegen ist. Was gilt mir die kurze Spanne Leben, der ich durch einen Pistolenschuß in jedem Augenblik ein Ende machen kann.

— Man lebt auch für seine Familie; uns bist du diese Trennung schuldig; sollten wir wegen deines Starrsinns für immer vom Majorate ausgeschlossen sein und sehen, wie die abholden Lehensvettern das in Besiz nehmen, was uns gehört? Wahr ist es, mit Fastrada hast du keine Kinder, aber du sollst, du mußt noch Kinder bekommen, stiftmäßige, ebenbürtige.

— Bemühe deine Beredtsamkeit nicht fruchtlos.

— Liebst du denn Fastrada?

— Ich mag nicht lügen: lieben? nein, ich liebe sie nicht, aber ich fühle Achtung für sie.

— Wer hindert dich daran, sie für und für zu achten, so hoch und so lange du dazu das Bedürfniß fühlst.

— Sie hat mir ihre Hand gereicht als einem armen Edelmanne, sie hat meine Schulden bezahlt, sie hat mich

bisher — ausgehalten: es klingt nicht ſchön dieſes Wort, aber es iſt wahr, — und ich habe es zugegeben —

— Iſt es nur das? da liegt der Ausweg nahe: du bezahlſt ihr alles, was gute Rechnung gibt, vergüteſt Zinſen und Zinseszinſen, machſt ihr auch noch großmüthige Geſchenke —

— Vetter Domherr, unterbrach ihn Ottilio mit einem Anflnge von Verachtung, man ſieht, daß die Tonſur den Edelmann in dir beſchnitten hat: erſpare deine hochherzigen Rathſchläge: mich trennt von Faſtrada nur der Tod oder ihr Wille.

Sie beendeten den Reſt des Weges faſt ſchweigend in gegenſeitiger Verſtimmung.

Im Schloſſe, in welchem ihre beiden Vettern verſchieden waren, trafen ſie Verwirrung und Mangel an ordnender Leitung. Auch Gräfin Klaudine war ſogleich nach den Todfällen abgereiſt, ſie mochte ſich vor der Anſtekung fürchten; nur die Anordnung hatte ſie zurükgelaſſen, die beiden Todten, damit die Anſtekung nicht um ſich greife, alſogleich in die Särge zu verſchließen. Die furchtſame Dienerſchaft ließ ſich hierin kein Verſäumniß zu Schulden kommen; die Metallſärge wurden ſchnell herbeigeſchafft, die Leichen hineingelegt und die Verlöthung alſogleich ausgeführt. In der ſchwarz

ausgeſchlagenen Schloßkapelle ſtand bereits der Katafalk, zahlreiche Wachskerzen brannten daneben auf hohen Kandelabern, und Geiſtliche und Bediente verſahen die Todtenwache.

Allen Theilen lag daran, die Trauerfeierlichkeit bald hinter ſich zu haben; ſie fand daher ohne Aufſchub mit dem gewöhnlichen Gepränge ſtatt. Die Grafen Florian und Ottilio durften ſich den Anforderungen, die noch an ſie geſtellt wurden, nicht entziehen und blieben bei Aufnahme der hinterlaſſenen Barſchaften und Koſtbarkeiten gegenwärtig, mußten auch mit dem Verwalter einige Vorkehrungen verabreden, die bis zur Ankunft der gräflichen Witwe unerläßlich waren. Ottilio konnte nicht überſehen, daß man ihm Aufmerkſamkeiten erwies, an die er bei früherem Zuſammentreffen mit den Angeſtellten des Fideikommiſſes nicht gewohnt war: ſie erwogen ohne Zweifel, daß er jezt dem Fideikommiſſe ſehr nahe gerükt ſei und daß es unter die nächſten Möglichkeiten gehöre, daß ſie eheſtens in ihm ihren hochmögenden Gebieter verehren mußten.

Der Domherr nahm, ſobald die beiden Särge in der Familiengruft beigeſezt waren und er darüber ſein Gebet verrichtet hatte, auf die weiteren Vorkehrungen keinen Einfluß mehr; er beſtand darauf, daß ihm Geſchäfte

in ſein Kapitel riefen und beſtellte den Wagen. Unterwegs änderte er jedoch ſeine Reiſeroute und fuhr nicht in die Stadt ſondern nach Wullroß. Aber auch bis dahin behilt er den Wagen nicht und ſendete, ſobald er an die Forſte von Wullroß gekommen war, den Kutſcher mit dem Vorgeben nach Hauſe, daß er es vorziehe, durch den Wald zu Fuße zu gehen.

Ungeſehen näherte er ſich dem Schloſſe, und als er plözlich vor der Haushälterin ſtand und dieſe in einen Ausruf der Ueberraſchung ausbrechen wollte, legte er den Finger auf den Mund und die erprobte Dienerin verſtand den Befehl des Schweigens.

Er folgte in ihr Zimmer, theilte ihr mit, daß die beiden anderen Grafen noch ein paar Tage fortbleiben würden und daß er ſich vorläufig in Wullroß aufhalten werde, jedoch wünſche, daß niemand von ſeiner Anweſenheit erfahre.

Die Haushälterin nikte zuſtimmend und der Domherr erkundigte ſich um Faſtrada's Befinden. Sie ſcheine ſeit der Abreiſe der Herren niedergeſchlagen und nicht ſonderlich wol zu ſein.

Der Domherr verſprach Hülfe, und als er nach kurzer Entfernung aus ſeinem Zimmer zurükkehrte, befahl er der Wirthſchafterin, der Dame heute abends Thee

zu bereiten und ihr das Pulver, das er ihr zugleich übergab, darein zu mischen. Das werde sie beruhigen, sagte er.

Die Haushälterin übernahm das sorgfältig zusammengelegte Papier und sprach fast wie für sich die Worte: wol für lange!

— Wo denken sie hin, gute Frau, erwiderte mit erzwungenem Lächeln der Domherr, aus der Hand eines Dieners der Kirche sollte etwas Schädliches kommen!

— Ich meinte nur so in meiner Albernheit; aber wäre es auch, hochgräfliche Gnaden wissen, daß ich ihnen wie der Vorsehung folge; — wäre es auch, so wüßte ich doch, daß es zum Guten führte, und mischte es ihr in den Thee.

— Besorgen sie nichts, es wird ihr in der That wolthun und ist jedenfalls unschädlich.

Die Haushälterin erwiderte nichts weiter und wog das Pulver nachdenklich in der Hand.

Fastrada hatte diesen Tag unter den verschiedenartigsten Gedanken und Empfindungen zugebracht; sie war zu keiner stätigen Beschäftigung aufgelegt und saß sinnend in ihrem Thurmkloſete, durch die niedergelassenen Vorhänge selbst von ihrem Wohnzimmer abgeschlossen. Sie hatte die Fenster geöffnet und sah mit verdämmernden

Augen in den Wald hinaus; in den Wipfeln rauſchte es und ihre Träume zogen mit den Falken darüber hin. Die Gräfin fühlte ſich wehmüthig bewegt; als eine Heimatloſe war ſie in die Welt getreten, heimatlos war ſie während ihrer Künſtlerlaufbahn umhergezogen, die Sehnſucht nach einer Heimat hatte ſie zum Heirathen getrieben; hatte ſie dadurch in der That eine ſolche gefunden, und war ſie ihr verläßlich und ſicher?

Allmälig legte ſich das Abendroth über die Wipfel und im Gemache wurde es dunkel. Da trat die Haushälterin ein und zündete den Armleuchter an, ſie meinte, es ſei nicht wolgethan, ſich im Dunkeln ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Sie fragte, ob ſich die Gräfin beſſer fühle, und fügte bei, daß ſie Thee bringen werde, der ihr gewiß das Kopfwehe vertreiben werde. Die Gräfin war damit zufrieden.

Bald darauf erſchien ſie wieder und ſtellte das Theebrett auf den Tiſch. Sie machte ſich noch im Zimmer zu thun und ſah mit theilnehmenden Blikn auf die Gräfin; es ſchien faſt, als erwarte ſie, daß Faſtrada mit ihr ein Geſpräch beginnen werde. Als dies nicht geſchah und die Dame ſchweigend Plaz genommen hatte, wünſchte ſie, daß es ihr wol bekomme und daß ſie gut ſchlafen möge.

Die Gräfin befand ſich jezt allein im Gemache, es war heiß und ſie zog das leichte Nachtgewand an; nachdem ſie [illegible] Thee getrunken hatte, fühlte ſie lebhaftes Verlangen nach ihrem Klaviere und faſt ein Bedürfniß zu ſingen. Aus Rükſicht für den Grafen Florian und die Hausordnung hatte ſie ſich ihren Flügel nicht nachſenden laſſen und ſeit ſie auf dem Schloſſe war, nicht mehr geſungen. Heute fiel ihr dieſe Entbehrung ſchmerzlich; ſie verſuchte in ihrer Verlaſſenheit ſogar ein Lied zu trillern. Es ging nicht ohne Begleitung, und ſie brach ab. Womit ſollte ſie ſich die Zeit vertreiben? Da fiel ihr ein, daß ſie jüngſt die Lektüre eines Buches begonnen hatte, das ſie zu unterhalten verſprach; jezt wollte ſie darin fortfahren.

Wo war aber dieſes Buch? wo hatte ſie es hingelegt? ſie hatte es doch nicht im Walde an einem ihrer Lieblingsplätze vergeſſen? Sie ſuchte im Gemache, ſie durchwühlte ihre Geräthſchaften, — nirgend fand ſie es; ſie öffnete Schränke und Laden, um zu ſehen, ob ſie es nicht irgendwo aufbewahrt habe; am ſorgfältigſten ſuchte ſie im Schreibtiſche, der verſchiedene Fächer und Abtheilungen hatte. Als ſie eine unſcheinbare Lade, die ſie bisher völlig überſehen hatte, hervorzog, fiel ihr

Blik auf ein vergilbtes abgeriſſenes Papierblatt, das dort einmal liegen geblieben ſein mochte.

Sie nahm es; es war auf beiden Seiten beſchrieben und enthilt offenbar das Bruchſtük eines, vielleicht ſchon vor Jahrhunderten geſchriebenen Briefes oder Tagebuchs. Faſtrada ſezte ſich wieder vor den Armleuchter und, obwol ſich bereits Schläfrigkeit einſtellte, ſiegte doch die Neugierde und ſie las, ſo gut es ging das Fragment aus alten Zeiten:

. . . . . ſchwize Blut. Wie wird das enden, werde ich dieſe Stube lebendig wieder verlaſſen? Sein Antliz war fürchterlich, als er mich hereinſtieß und die Thüre von außen abſchloß; ich befinde mich hier wie in einem Kerker ohne Hülfe, ohne Ausweg! O, daß ihr es wüßtet, meine geliebten Geſchwiſter! ohne Saumſal würdet ihr zu meiner Rettung herbeieilen; ſo aber darf ich nicht einmal hoffen, daß dieſes Blatt, dem ich vielleicht meine lezten Gedanken auf Erden anvertraue, je in eure Hände gelange. Bald nachdem er mich verlaſſen hatte, hörte ich, daß ein paar Reiter hinaus in den Wald ſprengten, leider konnte ich ſie aus meinen Fenſtern nicht ſehen, und wieder nach einer Weile trug der Wiederhall den Schall von Schüſſen aus dem Forſte herüber. Weſſen Leben wurde dadurch ausgetilgt, das

meines grauſamen Eheherrn oder das des ſchwediſchen Oberſten? Ach, Oſkar, du warſt ſo ſchön und gut, — gewiß du biſt todt, denn was mir je theuer war, raubte mir das unerbittliche Schikſal; vor dem Schwerte des göttlichen Gerichtes wirſt du bezeugen, daß wir unſchuldig waren, beide unſchuldig wie Geſchwiſter. Gott wird dir glauben; mein irdiſcher Herr und Gebieter thut es doch nicht. Horch, ich höre wieder die Hufe eines Pferdes über die Brüke ſchallen, aber nur ein Reiter kehrt zurük; gewiß du biſt gefallen und er kommt um mich zu richten. Meine Seele iſt voll Beängſtigung, wie die des Herrn im Hain Gethſemaneh; ach, könnt' ich entfliehen, — doch die Thüren ſind verriegelt, die Fenſter ſind vergittert, auch der Ausgang über die Wendeltreppe iſt verſchloſſen: umſonſt habe ich mit aller Kraft an den Thüren gerüttelt, umſonſt Schloß und Gitter aufzubrechen verſucht; auch das Getäfel der geheimen Thüre widerſtand meinen Anſtrengungen. Hier alſo ſoll es mit mir zu Ende gehen! wird mich ſein Dolch durchbohren? oder — hu, wie fletſcht der Mohr mit den weißen Zähnen und ſcheint hohnlachend auf mein Bett zu zeigen, — oder wird er, um ſeine Hände nicht mit Blut zu beſudeln, mich dort auf meiner Schlafſtelle erdroſſeln? Horch, hört' ich nicht unten den Schlüſſel

ſich knarrend im Schloſſe drehen? Gewiß, jezt kommt er! die hölzernen Stufen der Wendeltreppe kniſtern, ob er auch leiſe ſchleicht wie der Schakal, der ſein Opfer überfallen will. Ja, er kommt, er kommt! ſchon iſt er ganz nahe hier oben; horch, jezt ſpringt die Feder, — Gott ſei meiner Seele gnädig! horch, das Getäfel ächzt, — er kommt, er kommt .....

Voll Grauen warf die Gräfin das Blatt beiſeite, deſſen Inhalt hier abbrach: in dieſem Gemache alſo hatte ſich einſt Entſezliches ereignet, auf jenem Bette vielleicht! mit Furcht und Abſcheu ſah ſie hin: hoch ſchwollen die Polſter auf dem Geſtelle, und der Mohr mit den blekenden Zähnen und der blutrothen Korallenſchnur um den Hals hohnlachte wie damals auch ihr entgegen und ſchien ſie grinſend ins Desdemonabett einzuladen.

Mit Schaudern ſprang ſie vom Sofa auf und — obwol ihre Glieder ermattet waren und das Bedürfniß nach Schlaf ſie überwältigte, beſchloß ſie doch, ihr Bett heute in keinem Falle zu benüzen. Zuerſt wollte ſie die Haushälterin aufſuchen gehen, — doch dieſen Gedanken gab ſie bald auf, als ſie des nicht Vertrauen erwekenden Blikes der unheimlichen Frau gedachte. Sie horchte und ſpähte an der Thüre hinaus: die Gänge

waren dunkel, im Schlosse war es bereits völlig stille; sie trat an die Gitterfenster, auch der Wald lag lautlos in schwarzen Massen unter'm Sternenhimmel. Sie versperrte die Thüre sorgfältig: jedenfalls war sie besser daran als jene Unbekannte, deren Schrift sie soeben entziffert hatte, denn man hatte sie nicht von außen eingeschlossen, sondern sie that es von innen und ließ zu größerer Sicherheit den Schlüssel im Gesperre steken. Aber zu ihrem Schlafzimmer führte auch noch ein verborgener Gang, eine geheime Thüre, — das Manuskript hatte es ihr verrathen, es konnte kein Zweifel über deren Vorhandensein obwalten, — wo war diese Wendeltreppe, diese unsichtbare Thüre im Holzgetäfel?

Obwol die Ermüdung sie immer mehr zu beherrschen begann, raffte die Gräfin sich dennoch auf, ergriff den Armleuchter, um die Wände des Zimmers sorgfältig zu untersuchen. Sie konnte nichts Auffälliges entdeken, keine Feder; keinen Springknopf; hier und dort drükte sie an einem Schnörkel, an einer Rosette, es erfolgte jedoch keine Wirkung, keine geheime Thüre öffnete sich; sie pochte und schlug allenthalben an die Wand, insbesonders in der Thurmrunde, wo sie das Geheimniß vermuthete. Manchmal tönte es dumpf und hohl, als

ob dahinter Gänge verborgen lägen, dennoch ließ ſich das Geſuchte nicht auffinden.

Es war einige Zeit darüber vergangen, die einſame Frau vermochte ihre Erſchöpfung nicht mehr zu bemeiſtern; Furcht und Neugierde hatten in den letzten Viertelſtunden ihre Nerven überſpannt, jezt ſchnellten ſie zurük wie abgeriſſene Saiten; ihre Glieder löſten ſich, ihre Augenlider ſanken unwillkührlich. Sie konnte ihre Nachforſchungen nicht fortſezen und warf ſich völlig kraftlos auf das Sofa; in demſelben Augenblike befiel ſie auch ſchon der Schlaf; ſie hatte ſogar vergeſſen die Kerzen auszulöſchen.

Ihr Schlaf war tief aber nicht ruhig, ſie warf ſich nicht ſelten von einer Seite zur andern; ihre Loken löſten ſich, das Nachtgewand ſank von Bruſt und Schultern.

Mitternacht war vorüber, da knarrte in der Stille der Nacht von unten ein Schlüſſel im Geſperre, die Mauern entlang kniſterte es unheimlich, dann folgte ein einzelner Ton, wie von einer ſpringenden Feder, und endlich ächzte das Getäfel im Thurmalkoven von einer ſich öffnenden Thüre.

Die Perſon, die den heimlichen Eingang unternahm, mochte überraſcht ſein, daß im Zimmer noch Licht brannte; der helle Flek, den ihre Blendlaterne auf die

gegenüberstehende Wand geworfen, verlosch sogleich und mit dem weiteren Vordringen wurde innegehalten. Es bedurfte jedoch nur einigen Lauschens, um sich zu überzeugen, daß die Gräfin fest eingeschlafen war.

Der Vorhang des Alkovens wurde vorsichtig zurükgeschlagen und der Domherr trat geräuschlos in das Zimmer; sein Blik, als er leise herankam, war auf die Schlummernde geheftet und verrieth jene Befriedigung, die der hartnäkige Willen empfindet, wenn er sich nach langem Bestreben endlich am Ziele seiner Wünsche befindet.

Ein feines Lächeln spielte um seine Lippen, die Schlauheit und Wollust schwellten. Er befand sich in der That am Ziele seiner Wünsche: seit dem ersten Anblike war er in gährender Sinnlichkeit für Fastrada entbrannt, seinen vorsichtigen Nachstellungen war sie jederzeit entgangen; jezt ließ er einmal kühn die Würfel rollen und sie war widerstandlos in seine Hände geliefert. Aber noch einem zweiten Ziele war er mit dem keken Unternehmen näher gerükt: Ottilio würde sich von Fastrada um so gewisser trennen, wenn vorher ihre Reize seinem Vetter anheimgefallen wären. Wie sich dies aneinanderreihen ließe, wie eines aus dem andern sich entwikeln sollte, war ihm in diesem Augenblike

allerdings noch nicht klar, doch war er überzeugt, daß die Trennung bald nachfolgen werde, wenn er heute nur erſt des vollen Liebesglükes ſich erfreut hätte.

Er näherte ſich in üppiger Aufregung der Schlafenden, das volle Licht des Armleuchters fiel auf ihre Reize. Dies Weib war in der That ſchöner, als er es ſich gedacht hatte: in lieblichen Wölbungen ſchimmerten Naken und Schultern unter den loſen Harbündeln, — ihr Antliz ſchien geweiht von den Genien der Schönheit und der Unſchuld, einer Unſchuld, die ſich nur begnadigte Naturen über die Marken der Ehe zu bewahren vermögen, — und der Buſen, dem jede Hülle entſunken war, erſchien wie das holdeſte Epigramm in Marmor.

Der Domherr ſchwelgte in dieſem Anblike, Bilder aus ſeiner frühen Jugend tauchten empor, Erinnerungen und Aehnlichkeiten umſchwebten ihn, er vermochte es nicht, dieſe holde Ruhe ſo ſchnell zu unterbrechen.

Endlich neigte er ſich, um das anmuthige Weib zu küſſen; da fiel ſein Blik auf den Dolch, den ſie vor ſich auf den Tiſch gelegt hatte.

— Ei, ei, wir haben es doch nicht mit einer Lukrezia zu thun! flüſterte er unwillkührlich vor ſich. Der Dolch ſchien ſeine Neugierde zu erweken, er nahm ihn auf um ihn beſſer zu beſehen.

Die Klinge war fein damaszirt, drei orientalische Geheimbuchstaben standen darauf. Als er sie erblikte, zukte er leise zusammen; er beschaute und prüfte sie auf das genauste; er hatte sie bereits erkannt und hilt den Dolch noch wie bewußtlos in der Hand und starrte noch immer auf Klinge und Talisman.

Erst nach einer Weile hatte er seine Gedanken wieder in sichere Bahnen geleitet: Der Zufall wird widerwärtig, mußte mir dieser Fund eben jetzt so unbequem entgegentreten, er konnte, da er sich Jahre lang verborgen gehalten, auch noch einige Stunden ferne bleiben ... Eine genossene Liebesgunst, das bestätigt jeder Erfahrne, reut uns selten, stets eine entzogne oder versäumte ... Warum mußte denn gerade im Augenblike ans Elisium der Dolch zum Vorscheine kommen? ... Aber haben die egyptischen Könige in den alten Zeiten nicht stets nur ihre Schwestern gefreit, und haben die Patriarchen der Bibel nicht mit ihren eigenen Töchtern Kinder erzeugt? sollten wir auf der Höhe der Kultur mehr Vorurtheile besizen als die Erzväter und die Faraonen! ... Und ist Fastrada denn auch wirklich meine Tochter? ist sie auch nur die Tochter meiner früheſten Geliebten? bürgt mir das Auffinden dieſes Dolches für das eine oder für das andere? ... Albern, — und doch hängt der Mensch

an Thorheiten und Läppereien mehr als an verständiger Wirklichkeit ... Wieder fällt der Vorhang vor einer Szene aus dem großen Puppenspiele des Lebens; ich fühle es, mit der köstlichen Wallung einer Schäferstunde ist's für heute vorüber ... Aber zu lächerlich, wenn Vetter Ottilio in der That der Ehegatte meiner Tochter, — wenn meine Tochter die Gemalin des nächsten Fideikommißanwärters wäre! der dann jedoch gerade wegen ihr nie Fideikommißbesizer werden könnte! Was nüzt es dir, arme Kleine, wenn dein Vater dir den Gürtel auch nicht löset, er muß dich doch von der Seite deines Gemals vertreiben, wo du ihm bitter schädlich bist ohne dir selbst zu nüzen ... Ich verlasse dich, Fastrada, aber im Hause Wullroß ist gleichwol nicht deines Bleibens; du mußt fort, suche dir wo anders ein Nest, kleine Taube!

Leise, wie er gekommen, schlich der Domherr über den geheimen Gang hinunter und verlor sich im Hause. In der Hast und Befangenheit seiner Stimmungen vergaß er die Thüren der Wendeltreppe zu verschließen,

Die Sonne fiel bereits voll und golden in das Zimmer, als Fastrada endlich erwachte; die Kerzen waren ausgebrannt, nur langsam rang sie sich aus der Betäubung und hatte Mühe, sich ungeachtet des hellen

Tages in ihre Lage zu finden. Doch allmälig kehrten ihr die Erinnerungen des lezten Abendes zurük; sie mußte nach jenen Aufregungen tief und lang geſchlafen haben. Sie warf ſich ſchnell in die Kleider und beeilte ſich, die Fenſter zu öffnen und die belebende Waldluft einzulaſſen.

Als ſie in das Thurmgemach trat, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen im Getäfel eine ſchmale Thüre offen ſtehen, die ſie ſonſt nie bemerkt, die ſie geſtern vergeblich geſucht hatte. Wie war ſie geöffnet worden? war jemand in dieſer Nacht bei ihr im Zimmer geweſen? und was hatte er unternommen, was gewollt?

Sie ſchlich vorſichtig die enge Stiege hinunter; Staub und Spinnengewebe verrieth, daß ſie nur ſelten betreten wurde. Die untere Thüre, in der der Schlüſſel ſtekte, mündete in der Nähe des Schloßthors. Sie drehte den Schlüſſel im Schloſſe und ſtekte ihn dann zu ſich; unbemerkt ſtieg ſie wieder in das Thurmgemach hinauf und entdekte oben mit leichter Mühe den kaum merklichen Vorſprung der Feder, durch deſſen Druk ſich die geheime Thüre ſowol von außen als von innen geräuſchlos öffnen ließ.

XVI.

Der Virtuos hatte, sobald er von Meister Niklas das Manuskript der Oper erhalten, seine Kunstreise angetreten. Er begab sich zuerst in die bedeutenderen Städte Deutschlands, deren jede er mindestens mit einem Konzerte heimsuchte; die Einnahme fiel mitunter karg aus, der Beifall entsprach dem finanziellen Ergebnisse; nur die selbstgeschriebenen Berichte über seine Erfolge, die er in befreundete Zeitungen einrüken ließ, stießen so herzhaft in die Posaunen des Lobes, daß darüber der Ruhm aller anderen Heroen des Virtuosenthums gleich den Mauern von Jericho in Trümmer gehen sollte. Später begab er sich nach Frankreich, und von Zeit zu Zeit streute er die Nachricht aus, daß er die Erde zu umsegeln gedenke, um — ein moderner Orfeus wilde Völker durch seine Klavierproduktzionen für die Zivilisazion zu gewinnen.

Meister Niklas fühlte eine wolthuende Beruhigung,

als er ihm seine Oper übergeben hatte, — wer war geeigneter als der Virtuos, ihre Aufführung zu vermitteln? mit lebhaftem Antheile verfolgte er den Gang seiner Kunstreise und erwartete in einem bezüglichen Berichte gelegentlich auch sein Werk erwähnt zu finden. Dies geschah nun allerdings nicht; dagegen mußten doch ehestens von seinem Gönner selbst Nachrichten über die Bemühungen einlaufen, die er in seinem Interesse ohne Zweifel allenthalben unternommen hatte. Auch diese Auskünfte kamen nicht; die Aufregung des Meisters stieg von Woche zu Woche, sie machte ihn fast unfähig zu stätiger Arbeit und gewann sogar schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit.

Der Trost, den ihn der Umgang mit Fastrada hätte bringen können, war ihm entzogen; seit sie Gräfin Wullroß geworden, hatte er sie nicht mehr besucht. Zuerst waren allerdings Aufforderungen hierzu von ihrer Seite erfolgt, aber da tauchte das stolz ablehnende Gesicht ihres gräflichen Gemals in seiner Erinnerung auf, und der Muth und die Lust zu solchen Besuchen vergingen ihm. Bei der Sängerin hatte er sich so wol gefühlt, die Gräfin war seinem Lebenskreise entrükt. Dennoch hatte er sich vorgenommen, vor ihr zu erscheinen, aber erst wenn seine Oper aufgeführt sein

werde: dann war er nicht mehr der unbedeutende kleine Niklas, dann wollte er ihr auch gestehen, — heimlich und in Abwesenheit ihres Gatten, daß nur sie es war, die ihn zu seinem Werke begeisterte, daß die Harmonie der Sfären ihm in ihrer Stimme erklungen war. Es bedrängte und ängstigte den armen Meister, daß dieser Augenblik immer noch nicht erscheinen wollte.

So bescheiden er war, so vermochte er seine Ungeduld doch nicht länger zu beherrschen; selbst auf die Gefahr hin, seinen gütigen Gönner durch eine Mahnung zu verlezen, schrieb er ihm in die Stadt, in der er ihn vermuthete, einen Brief mit der Anfrage um den Erfolg seiner bisherigen Bemühungen und um die Aussicht, die für die baldige Aufführung seiner Oper vorhanden war. Er verkannte nicht, daß er dadurch eigentlich eine Unzukömmlichkeit begehe, denn er konnte sich vorstellen, wie sehr der Virtuos durch die eignen Kunstleistungen und durch die Entgegennahme der öffentlichen Huldigungen in Anspruch genommen werde, wie kostbar ihm jede Stunde sein müsse, und daß er ohnedies mit den uneigennüzigen Bemühungen für die fremde Komposizion viele Zeit verliere; aber ein so edler Gönner mußte mit seinem Schüzlinge Nachsicht

haben und als Kunstgenosse begreifen, mit welchem Eifer jeder Tondichter an seinem Werke hänge.

Sobald der Brief abgesendet war, fühlte er sich erleichtert, denn mit Wendung der Post mußte bereits die Antwort erfolgen.

Die Posten kamen und gingen, der erwartete Brief erschien nicht.

Auch dafür hatte der naive Meister eine genügende Erklärung: der Virtuos zog ja von einem Triumfe zum andern; als der Brief ankam, mochte er die Stadt, wohin er gerichtet war, bereits verlassen haben.

Er schrieb also nach seinem vermutheten nächsten Aufenthalte; nun sollte die Antwort nicht länger auf sich warten lassen, aber sie kam dennoch nicht. In stets steigender Ungeduld verfolgte er jezt den Virtuosen mit seinen Briefen von Stadt zu Stadt; immer blieben sie unbeantwortet.

Endlich verkündete eine Zeitung, daß der Virtuos soeben zu längerem Aufenthalte in Paris angekommen sei. Sobald Meister Niklas diese Nachricht gelesen hatte, sendete er dorthin ein dringendes Schreiben an den Virtuosen; diesmal konnte es ihn nicht verfehlen, diesmal mußte die Antwort erfolgen.

Meister Niklas zitterte vor Freude, als bald darauf

ein Schreiben aus Paris an ihn abgegeben wurde. Es war zwar nicht unmittelbar vom Virtuoſen, aber doch von einem Manne, der ſich mit dem Titel ſeines Sekretärs unterſchrieben hatte. Es berichtete vor allem von den großen Erfolgen des Virtuoſen und fügte dann bei, daß dieſer in jeder Stadt, wo eine Operndirekzion beſtand, ſich die Mühe gegeben habe, das ihm anvertraute Werk zur Aufführung zu bringen. Endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen habe ſich die Ausſicht eröffnet, dies durch die größte Anſpannung des eignen Einfluſſes durchzuſezen, und zwar bei der großen Oper in London.

Er erhilt bereits beſtimmte Zuſicherungen, man verlangte die Einſicht des Werkes, und er konnte alſo, da ſeine eigne Reiſe nach London damals noch keineswegs in Ausſicht ſtand, nicht Anſtand nehmen, des Meiſters Oper ohne Verzögerung nach London einzuſenden. Da ſei nun das Unerhörte geſchehen: das Schiff, das ſeine Oper an Bord trug, ſcheiterte beim Einlaufe in die Themſe und verſank mit Mann und Maus ſammt dem Manuſkripte. Somit ſeien auch ſeine eignen redlichen Bemühungen für den Freund beendet; Meiſter Niklas möge ſich die Sache nicht zu Herzen nehmen; um ihn einigermaßen zu entſchädigen, überſende er

ihm in einem abgeſonderten Pakete einen koſtbaren Brillantring.

Niklas war einer Ohnmacht nahe, als er den Unfall vernahm, der die Oper betroffen hatte — ein Unfall, der alle ſeine Hoffnungen vernichtete, da er keine weitere Abſchrift derſelben beſaß. Was ſollte ihm der koſtbare Brillantring? er mochte ihn nicht; wäre er nicht in Folge der außerordentlichen Aufregung, welche ihm die Unglücksbotſchaft verurſachte, auf das Krankenlager geworfen worden, ſo hätte er dem Virtuoſen, der ſich für ihn ſo uneigennüzig bemüht hatte, allſogleich geſchrieben, er möge ihm den koſtbaren Brillantring ja nicht überſchiken.

Er hatte jedoch nicht nöthig, ſich die Einſendung des Brillantringes zu verbieten. Der koſtbare Ring kam ohnedies weder jezt noch jemals.

XVII.

Im Forste zu Wullroß machte sich bereits der Herbst kennbar; die Buchenbestände zwischen den Tannen zeigten das melancholische und doch reizende Gelb, das nach dem ersten Froste zu erscheinen pflegt; leichte Nebel rollten durch den Wald, die Singvögel waren längst verstummt, dafür strichen im frühen Abendgrauen die Eulen und ihre Brut mit schwerem Fluge über die Wipfel.

Der Domherr befand sich wieder im festen Hause, er benahm sich gegen Ottilio's Gattin mit aufmerksamer Höflichkeit, die mitunter Spuren von Wolwollen zeigte, jedenfalls gab er ihr keinen Grund zu einer Beschwerde; mit der Base Klaudine, die seit jener Jagd nicht mehr erschienen war, stand er in lebhaftem Verkehre, Briefe kamen von ihr und wurden an sie abgesendet. Ottilio schien daran keinen Antheil zu haben, überhaupt war er mehr als jemals in sich zurükgezogen und lebte offenbar unter dem Gewichte von Eindrüken, die ihm selbst nicht

völlig klar geworden, die er ſich mindeſtens noch nicht zurecht gelegt hatte.

Am Morgen eines unfreundlichen Herbſttages wurde dem Domherrn wieder ein Brief überbracht, der reifliche Erwägung erfordern mochte; er gab niemand darüber eine Mittheilung und verſchloß ſich längere Zeit in ſeinem Zimmer. Als er endlich hervorkam, ſuchte er die vertraute Haushälterin und behändigte ihr ein verſiegeltes Billet mit dem Auftrage, es der Gräfin Faſtrada zu übergeben, als ob es ſoeben durch einen unbekannten Boten für ſie überbracht worden wäre.

Die alte Frau entſprach ſeinem Wunſche; das Billet, das der Gräfin ausgehändigt wurde, enthilt die Worte: Wenn ſie über den Dolch und über ihr eigenes Daſein Auskünfte erhalten wollen, ſo kommen ſie ohne Begleitung in die Reſidenz und erwarten ſie im Gaſthofe nächſt dem Dome durch drei Tage den Schreiber dieſer Zeilen. Er verlangt über dieſe Mittheilung ſtrenges Schweigen, und nur unter dieſer Bedingung wird er, ſo ſchnell es ihm möglich iſt, ſich bei ihnen einfinden und die Räthſel löſen. Beim Förſter treffen ſie einen Wagen zur Fahrt. Das Billet trug keine Unterſchrift.

Faſtrada war durch ſeinen Inhalt heftig aufgeregt; es geſchah das erſte Mal, daß von jemand auf den

Dolch, der ihr einziges Lebensangebinde bildete, im Sinne des Verſtändniſſes hingewieſen wurde; man ſtellte ihr ſogar Aufklärungen in Ausſicht: ſollte ſich das Geheimniß ihres Daſeins endlich löſen? Es war natürlich, daß ſie ſich ſogleich zur Abreiſe anſchikte und dies ihrem Gemale mittheilte, ohne ihm den Grund davon bekannt zu geben. Ottilio war bereit ſie zu begleiten, was ſie ablehnte; er drükte ihr ſeine Ueberraſchung aus über ihren plözlichen Entſchluß und über das Verſchweigen der Veranlaſſung. Sie erwiderte, daß ſie für den Augenblik nicht anders handeln könne, daß ſie jedoch hoffe, nach ihrer Rükkehr in der Lage zu ſein, ihm Aufklärungen zu geben. Artig aber mit einiger Entfremdung willigte er jezt in ihre Abreiſe, überließ ihr die Vorbereitungen dazu und zog ſich nach kurzem Abſchiede in ſein Zimmer zurük.

Die Gräfin ſendete in das Forſthaus um den Wagen; bereitwillig wurde er ihr zur Verfügung geſtellt; ſobald er vor dem feſten Hauſe ankam, erfolgte ihre Abreiſe. Nicht daß Ottilio Eiferſucht gefühlt hätte, aber die Zurükhaltung Faſtrada's und ihre plözliche Entfernung erfüllte ihn dennoch mit Unmuth, der ſeine Stimmung für ſie nicht günſtiger ſtellte.

Bald darauf gingen die drei Herren zu Tiſche;

die gegenseitige Unterhaltung war nicht sehr lebhaft; der Domherr versuchte wizige Bemerkungen über die Abreise der Gräfin, die von seinem Vetter fast heftig abgelehnt wurden.

Nach Tische zog sich jeder Theil in die eigene Wohnung zurük; kurze Zeit später erschien jedoch der Domherr wieder beim Grafen Florian:

— Ich bringe eine wichtige Nachricht: die Witwe des lezten Fideikommißbesizers hat ein Mädchen zur Welt gebracht.

— Ein Mädchen — nun, dann fällt das Majorat an unsere Linie.

— Nicht doch; von uns wäre nur Ottilio dazu berufen, und der ist durch sein bürgerliches Eheweib davon ausgeschlossen. Unsere Lehenvettern werden in das Majorat inkzediren.

— Das verhüte Gott!

— Der arbeitet nicht in Erbangelegenheiten, — das muß ich als sein Domherr wissen.

— Ja, aber Ottilio wird nun Fastrada allsogleich verstoßen.

— Welch mittelalterlicher Ausdruk!

— Nun wol: er wird sich in Form Rechtens von ihr trennen lassen.

— Das will er eben nicht.

— Er iſt doch nicht toll; bisher verhilt ſich die Sache anders, — jezt handelt es ſich um den großen Güterbeſiz; ſag' ihm das.

— Es wird nichts nüzen; er erklärte auch für dieſen Fall alles Ernſtes, daß nur der Tod oder ihr Wille ihn von Faſtrada trennen werde.

— Nun, da haben wir ja zwei Möglichkeiten vor uns.

— Seine Gattin wird aber kaum ſo gefällig ſein, rechtzeitig in das beſſere Jenſeits zu überſiedeln, oder freiwillig ſich zu trennen.

— Sie muß, ſie muß!

— Das ſpricht ſich ſehr leicht aus, iſt jedoch ſchwieriger auszuführen. Weißt du ein Mittel es zu erreichen?

— Ich nicht, aber du wurdeſt ſtets als das Genie der Familie gerühmt; du wirſt eines finden.

— Es gähren allerdings verſchiedene Pläne in meinem Kopfe, doch jeder davon hat ſeine ernſte Seite. Jedenfalls müßte ich ganz freie Hand haben, du müßteſt mit meinen Thaten einverſtanden ſein —

— Du haſt völlig freie Hand, ich bin mit allem einverſtanden, nur mache, daß das Fideikommiß auf unſere Linie fällt.

— Ich müßte ſicher ſein, nachträglich keine Vorwürfe

zu bekommen, du müßteſt die Verantwortung meines Handelns mit mir theilen.

— Verantwortung — widerholte Graf Florian nicht ohne Bedenklichkeit, leider wurde dem Adel der Gerichts- und Blutbann widerrechtlich entzogen; mit den Gerichten möchte ich allerdings nicht in Verwikelungen gerathen.

— Das zu verhüten wäre eben nachträglich unſere Sorge; da müßteſt du mit allen Kräften mitwirken.

— Die Gerichte ferne zu halten: ob ich dazu beitragen will! aber ſie ſind verflucht hartnäkig und miſchen ſich unverſchämter Weiſe in alles.

— Dazu darf eben keine Handhabe geboten werden, man muß vorſichtig und ſchlau zu Werke gehen.

— Darin biſt du Meiſter, da verlaſſe ich mich ganz auf dich.

— Ich habe alſo deine Einwilligung zu allem, was ich thue; du biſt ja doch der Senior des Hauſes.

— Ich willige ein, die Gerichte ferne zu halten und vorſichtig und ſchlau zu Werke zu gehen.

— Das werde ich; auf etwas Lärm oder Gewaltthat kommt es am Ende wol nicht an; Wullroß liegt abſeits in weiten Forſten, hier umgibt uns noch immer ein Stük Mittelalter. Auf deine Leute kannſt du dich verlaſſen?

— Ich habe hier deren nur ein Paar und die ſind treu wie Gold.

— Nun wol, laß mich verſuchen, was ich zu leiſten vermag.

Die beiden Vettern trennten ſich mit einem Händedruke des Verſtändniſſes; der Domherr begab ſich in ſein Zimmer und mochte dort mancherlei erwägen. Es ſchien, daß er es heute nicht mehr verlaſſen wolle, denn er hatte es ſich bequem gemacht und bereits Schlafrok und Pantoffel angezogen.

Zulezt mochte er ſeinen Vorſaz dennoch geändert haben, — vielleicht dünkte es ihm bedenklich, dem zunächſt Betheiligten die große Nachricht länger vorzuenthalten, — denn nach einer ſtundenlangen Zimmerpromenade begab er ſich, als es bereits finſter geworden war, ohne ſein Hauskleid zu wechſeln, zu Vetter Ottilio.

Auch dieſer hatte den Nachmittag in ſeinem Zimmer zugebracht; Faſtrada's Abreiſe hatte ihn aufgeregt und er vergebens verſucht, ſich die Zeit in irgend einer Weiſe zu vertreiben. Nichts wollte gelingen, er war immer verdrießlicher geworden.

Als der Domherr zu ihm kam, ſchritt auch er auf und ab; die Haſt, mit der es geſchah, verkündete ſeine üble Laune. Die Haltung des Domherrn zeigte etwas

Feierliches; noch bevor er zu ſprechen begann, umarmte er den Vetter.

— Klaudine theilt mir ſoeben mit, daß unſere Muhme eines Mädchens geneſen iſt: Laß mich den erſten ſein, der dir als Fideikommißbeſizer huldigt.

Ottilio wurde kreidebleich und ſtieß den Domherrn von ſich: Verhöhne mich nicht, du weißt doch, daß ich von der Erbfolge ausgeſchloſſen bin.

— Du nicht, nur das Ehegemal Faſtrada's.

— Und der bin ich! rief Ottilio mit Heftigkeit.

— Nur ſo lange es dir beliebt. Unſere Geſeze kennen zum Glüke die völlige Trennung der Ehe, und die wirſt du ohne Zweifel jezt alſogleich veranlaſſen.

— Ich ſoll ſie täuſchen, ſie, die alles Vertrauen in mich geſezt hat!

— Die Ereigniſſe beſtimmen unſere Handlungen. Der arme Kadett des Hauſes ging dieſe Ehe ein, der Fideikommißnachfolger löſt ſie.

— Nachdem er ſich durch ein paar Jahre von dem Weibe füttern ließ, das er verſtoßen will.

— Das iſt eine Geldſache, die ſich mit Geld zur Zufriedenheit aller Theile ausgleichen läßt.

— Du kennſt ſie nicht; Geld gilt ihr wenig, Verrath bräche ihr Herz.

— Das Herz iſt ein ſtarker Muſkel; und dann, glaube mir, im ſtillen hatte ſie längſt wieder Sehnſucht nach der großen Oper.

— Sie hat dem Theater für immer entſagt.

— Wenn du dich von ihr trennſt, unterſtüzeſt du auch die Kunſt, indem du ihr eine große Sängerin wiedergibſt.

— Was geht mich die Kunſt, was das Publikum an, wo es ſich um ſchmählichen Verrath eines großmüthig treuen Herzens handelt.

— Das dich nichts deſtoweniger heute in etwas zweifelhafter Weiſe verlaſſen hat.

— Für drei Tage und gewiß nicht ohne Gründe.

— Hat ſie dir dieſe anvertraut? Nur was das Licht zu ſcheuen hat, hält das Weib vor dem Gatten geheim.

— Schweige mit deiner leichtfertigen Rede!

— Du biſt in der That eine harmloſe Natur, Vetter; iſt es dir nicht ſchon neulich aufgefallen, als wir auf die Jagd ritten, daß Faſtrada offenbar mit Abſicht zurükblieb, — daß ſie dann mit dem Zeitungsſchreiber zuſammentraf, der ſchon vorher im Walde umherſtrich, — daß er ſie, du weißt es wol ſo gut als ich, zum Schloſſe zurükbegleitete. Sie kennen ſich

offenbar ſeit lange; Sängerinnen und Journaliſten beſitzen gegenſeitig viel Anziehungskraft.

— Verleumder!

— Eine Perſon vom Theater verleumdet man nie. Sei du nicht blind und ſtrebe nicht anerkannten Wahrheiten entgegen!

— Halte deine giftige Zunge im Zaume, gebot Ottilio, der heute reizbarer war als gewöhnlich.

— Du weißt, ich habe als ein Vetter dir ehrlich abgerathen von der Ehe mit der Sängerin, du haſt meine Worte damals in den Wind geſchlagen; heute beſtehe ich im Namen unſerer Familie darauf: laß dich von ihr ſcheiden, höhere Rükſichten gebieten es.

— Was hat die Familie damals für mich gethan? Faſtrada rettete mich vor Noth und Schande.

— Und brachte noch größere über dich.

— Wage nicht weiter ſo von ihr zu reden!

— Ich wage die Wahrheit zu ſprechen: Ihr Ruf war ſchon vor der Heirath kein guter —

— Das iſt nicht wahr, das iſt nicht wahr!

— Und iſt ſeitdem kein beſſerer geworden.

— Niederträchtige Lüge das!

— Bethörter Gatte! ſie war und iſt wie alle dieſes Gelichters; als Buhlerin hat ſie dich verlokt, und da

du in ihrem Neze gefangen warſt, genügteſt du allein ihr nicht mehr.

— Das ſollſt du widerrufen, Elender!

— Ihre Liebhaber folgten ihr bis hieher; um es bequemer zu haben, lief ſie jezt fort von dir zu ihnen.

— Bübiſcher Pfaffe!

— Armer Hahnreih!

Ottilio riß von den Waffen, die an der Wand aufgehängt waren, einen Degen und, indem er deſſen Spize gegen den Domherrn kehrte, ſchrie er wüthend: Leiſte der Abweſenden knieend Abbitte oder ich ſteche dich nieder!

— Willſt du mich meuchlings in deinem Zimmer ermorden, nun ſo ſtoße zu! rief der Domherr ſich merklich verfärbend doch entſchloſſen und ſtellte ſich mit gekreuzten Armen vor Ottilio.

— Dort, nimm den zweiten Degen und vertheidige Dich!

— Zwei Vettern und ohne Zeugen!

— Nimm den Degen, ſag' ich dir, oder bei Gott ich durchbohre dich!

— Im Schlafr[illegible]e mit Pantoffeln!

— Belzebub wird dir den vollen Ornat anlegen, wenn du zur Hölle fährſt.

— Sei es denn! aber bezeuge mir jederzeit, daß es gegen meinen Willen geſchehen iſt.

Der Domherr ergriff den Degen, beide warfen die Röke fort, einen Augenblik ſpäter kreuzten ſich ihre Waffen.

Auch der Domherr war ein geſchikter Fechter ſo wie Ottilio; die Partie ſtand gleich. Ottilio drang jedoch mit ſolchem Ungeſtüm auf ſeinen Vetter ein, daß es dieſem ſchwer fiel, ſich gegen die raſch folgenden Angriffe zu vertheidigen und daß er ſich immer mehr gegen die Wand des Zimmers zurükziehen mußte.

In ſolcher Weiſe hatte ihn endlich Ottilio völlig in eine Eke gedrängt und befand ſich nun in offenbarem Vortheile. Die Degen klirrten, Ausfall folgte auf Ausfall, der Domherr ſchien ſie nicht lange mehr pariren zu können.

— Willſt du nun widerrufen und abbitten? ſchrie in zornigem Uebermuth Ottilio, oder es ſchlägt deine lezte Stunde, obwol du mein Vetter biſt.

Ottilio zükte, ſich ſtolz aufrichtend, die Spize des Degens gegen die Bruſt des Domherrn; der nächſte Augenblik ſchien die Drohung verwirklichen zu ſollen.

Da rükte der Domherr, ſo viel er konnte, zur Seite, er machte eine raſche Bewegung mit dem rechten Fuße, und zugleich flog ſein Pantoffel dem Vetter ins Geſicht.

Dieſer fuhr zurük, ohne dabei auf ſeine Verthei-

bigung bedacht zu ſein; in demſelben Augenblike ſtach der Domherr mit voller Kraft nach ſeinem Schenkel, ſo daß der Degen an der anderen Seite hervordrang.

— Schurke von einem Pfaffen! rief Ottilio und fiel ins Knie; ein gewaltiger Blutſtrom drang aus der Wunde.

— Man muß ſich doch vertheidigen, ſo gut man kann, erwiderte ſelbſtzufrieden der Vetter und trat mit geſenktem Degen zur Seite.

Bald darauf ſank Ottilio völlig zu Boden, der raſche Blutverluſt verurſachte eine Ohnmacht.

— Du haſt es gewollt, alberner Gek! ſprach jezt der Domherr, indem er noch einen Augenblik den Bewußtloſen betrachtete, ſo muß man für dich die Vorſehung ſpielen, und zu deinem eigenen Beſten gegen dich grauſam ſein, wie ſie es iſt.

Hierauf rief er die Haushälterin herbei, die ſich auf Verwundungen und Gebreſte verſtand; ſie verbanden die Wunde und trugen den Grafen in ein abſeits gelegenes Zimmer, wo er gepflegt werden ſollte.

Die Schaffnerin beſeitigte das Blut und alle Spuren am Orte des Zweikampfes; ihr wurde Verſchwiegenheit geboten; im Schloſſe hieß es, Graf Ottilio ſei ſeiner Ehegattin nachgereiſt.

XVIII.

Faſtrada war in der Reſidenz genau nach Weiſung des unbekannten Briefſtellers vorgegangen; ſie ſtieg im Gaſthofe zunächſt dem Dome ab und hielt ſich immer zu Hauſe auf, um ſeinen Beſuch nicht zu verſäumen. Sie war in hohem Grade aufgeregt und begierig, endlich Aufſchlüſſe über ſich zu erhalten. Der erſte Tag verging ohne Ergebniß und ihre Unruhe wuchs; auch am nächſten Tage ſaß ſie zumeiſt beſchäftigungslos am Fenſter und muſterte Ankömmlinge und Vorübergehende, um darunter vielleicht im voraus denjenigen zu errathen, der ihr die erſehnten Nachrichten bringen ſollte. Der Verkehr im Gaſthofe war ein bedeutender; bei ihr ließ ſich niemand melden. Ebenſo erfolglos verging auch der dritte Tag; Faſtrada war ſehr niedergeſchlagen; der Ruf an ſie war offenbar von einer in das Geheimniß eingeweihten Perſon ausgegangen; warum blieb dieſe nun ferne? oder ſollte man ſich gegen ſie

nur einen grauſamen Scherz erlaubt haben, um ihr durch dieſe Enttäuſchung einen weiteren Schmerz, eine neue Kränkung aufzuerlegen?

Sie beſchloß, ihren Aufenthalt in der Stadt noch um einen Tag zu verlängern; doch auch dieſer vierte Tag brachte keine Aufklärung. Völlig entmuthigt und traurig fuhr ſie am nächſten Morgen nach Wullroß zurük.

Die Einſamkeit der Reiſe ließ ihr genügend Zeit, ſich in ihre Gedanken zu vertiefen; die Rükblike in ihr Leben waren, ungeachtet des vorübergehenden Ruhmes der Kunſt, eben nicht erfreulich; ihr Herz fühlte ſich vereinſamt, ſie war ſelten verſtanden und liebreich aufgenommen worden. Es that ihr faſt wol, als der Wagen wieder in die Forſte einfuhr, ſie erſchienen doch bekannt und faſt heimatlich, und ſelbſt auf das Wiederſehen Ottilio's freute ſie ſich ungeachtet mancher Verſtimmungen der lezten Monate. War er doch ihr Gatte, und ſie beide an die gegenſeitige Theilnahme angewieſen.

Als der Wagen vor dem Schloſſe hilt, wurde ſie nur von der Haushälterin, faſt mit verlegener Ueberraſchung, empfangen; auf die Frage nach ihrem Gemale erhilt ſie die Antwort, er ſei abgereiſt, wohin wiſſe die Haushälterin nicht. Dieſe Nachricht kam ihr ſehr un-

erwünscht; ihre Rükkehr in das Haus wurde ihr dadurch faſt verleidet.

Es fiel ihr beim Eintritte in ihr Zimmer auf, ihre Koffer dort aufgeſtellt zu finden. Die Fenſter mochten während ihrer Abweſenheit nicht geöffnet worden ſein, die Luft im Zimmer war dumpf und ſchwül.

Sie hatte ſich kaum wieder etwas zurecht gefunden, als der Jäger des Grafen Florian erſchien und ſie zu dieſem einlud. Die Aufforderung kam ihr unerwartet, da ſie ſeine Gemächer bisher nur einmal betreten hatte; doch eilte ſie hin, da ſie Nachrichten über Ottilio zu erhalten hoffte.

Beim alten Grafen fand ſie auch den Domherrn, der ſie freundlich begrüßte; Florian lud ſie mit einiger Umſtändlichkeit ein, Plaz zu nehmen, ein Lehnſtuhl vor einem Tiſchchen ſtand für ſie bereit; ſie ſezte ſich.

— Vor allem, begann faſt feierlich der Senior, muß ich ſie in Kenntniß ſezen, daß unſerm verſtorbenen Vetter nicht ein Knabe, ſondern ein Mädchen nachgeboren wurde, und daß Graf Ottilio zur Nachfolge in das Fideikommiß berufen iſt.

Ein Laut der Ueberraſchung entfuhr der Frau des Grafen.

— In Folge deſſen, fuhr der alte Herr fort, iſt

Graf Ottilio allſogleich abgereiſt, um den Erbsantritt einzuleiten.

— Wohin ſoll ich ihm folgen?

— Um das handelt es ſich nicht; er hat vielmehr uns beide damit betraut, hier ſeine Geſchäfte zum Abſchluſſe zu bringen.

— Was für ein Geſchäft iſt hier für ihn zu ordnen?

— Das wichtigſte: Ottilio hat ihnen gewiß ſchon geſagt, daß kein Graf Wullroß in unſer Fideikommiß ſukzediren kann, der von einer nicht ſtiftmäßigen Mutter abſtammt, oder der eine nicht ebenbürtige Gemalin beſizt?

— Das hat er mir ſo genau allerdings nie mitgetheilt, antwortete Faſtrada und alles Blut wich aus ihrem Angeſichte.

— Nun wenn er es nicht that, ſo geſchah es jezt durch mich, und unſeres Amtes iſt es, ſeine Ehe mit ihnen ohne Zeitverluſt zur Trennung zu bringen.

— Er mag kommen und mir dies ſelbſt ſagen; hat er den Muth dazu, ſo ſei es ferne von mir, ſeinen Wünſchen entgegen zu treten.

— Er will ſie aber gar nicht mehr ſehen. Wozu auch unnöthige Aufregungen, wo es ſich um ein klares Geſchäft handelt. Sie begreifen, daß er ihretwegen das Majorat nicht fahren laſſen kann.

— Ich begreife, daß es ſich darum handelt, das Eheweib für das Vermögen hinzugeben.

— Sie haben die Sache mit den zutreffenden Worten bezeichnet. Fürchten ſie jedoch nicht, daß ſie ſelbſt dabei zu kurz kommen ſollen. Ihnen wird die billige Entſchädigung zugemeſſen werden, ſei's im Kapitale, ſei's in Renten, wie ſie es vorziehen.

— Sehr wol: man will mich für mein Zurüktreten bezahlen, unterbrach ihn Faſtrada heftig, und mit der Entrüſtung kam ihr auch die Faſſung wieder.

— Nicht doch, meine verehrte Dame, fiel der Domherr ein, der ſich bisher ſchweigend verhalten hatte; Vetter Florian iſt noch aus der alten Schule und hat kein Verſtändniß für die Auffaſſung jugendlicher Herzen, — ſie haben den Grafen Ottilio in der übelſten Lage ſeines Lebens hülfreich beigeſtanden, ſie haben ſeine Schulden bezahlt, ſie haben ihn durch längere Zeit bekleidet und ernährt; dadurch wurde ihr eigenes Vermögen weſentlich geſchmälert; jezt lacht das Glük ihm, iſt es nun nicht geradezu recht und billig, daß er Erſaz leiſten, daß nun er für ihren Lebensunterhalt Sorge trägt?

— Ich danke, ich danke jedenfalls; mir bleibt genug, um unabhängig zu leben.

— Darüber weitläufiger zu ſprechen, wird ſich auch ſpäter die Gelegenheit finden; er wird ſich ihren Anforderungen jederzeit bereitwillig erweiſen; heute handelt es ſich nur darum, daß ſie ſeiner Perſon entſagen, daß ſie in die Trennung ihrer Ehe einwilligen.

— Und er verlangt es?

— Die Umſtände verlangen es.

— Er aber will es auch?

— Er bittet ſie darum; er muß den Verhältniſſen dieſes Opfer des Herzens bringen, und erwartet von ihnen die gleiche Bereitwilligkeit.

— Und ich ſoll dies nicht einmal aus ſeinem Munde hören? ich ſoll ihn nicht noch einmal wiederſehen?

— Es würde ihnen beiden das Herz ſchwer machen.

— Er war durch zwei Jahre mein Ehemann und will mich nicht noch einmal wiederſehen!

— Er würde den Abſchied von Aug' zu Auge ſchwer ertragen; folgen ſie meinem Rathe, es iſt ſo beſſer. Sie willigen alſo in die Trennung?

— Sie ſoll ihn reich, ſie ſoll ihn glüklich machen, — ich willige ein.

Dies Wort war kaum ausgeſprochen, als auf einen Wink der Notar aus dem nächſten Zimmer trat; er näherte ſich mit einer Verbeugung der Gräfin, legte die

Trennungsurkunde auf den Tiſch und reichte ihr die Feder zur Unterſchrift.

Faſtrada überflog den Inhalt, ſie war zu ergriffen, um ihn genau in Erwägung zu ziehen, nur ein Ausdruk fiel ihr auf: es ſtand geſchrieben, daß die Trennung auf ihr Verlangen ſtattfinden ſolle. Sie bemerkte dies dem Notar.

— Ich darf nur das beſtätigen, was vor mir vorgeht, antwortete der Notar, der Herr Graf iſt nicht anweſend, ich kann daher ſein Begehren nicht zu Protokoll nehmen; hier handle ich nur über Auftrag der Frau Gräfin, nur was ſie verlangt, bringe ich zu Papier.

— Es iſt eine Formalität, nicht mehr und nicht weniger, beruhigte der Domherr.

— Sei's darum, — was liegt daran: er wünſcht es im Herzen, und ich verlange, was er wünſcht.

Sie nahm die Feder und unterſchrieb; der Notar ſtekte die Urkunde in die Taſche und entfernte ſich.

— Großmüthige Seele! rief der Domherr mit Salbung, ſie wären einer ſtiftmäßigen Reihe von Ahnen würdig geweſen; wie ſehr bedauern wir, daß wir ſie ſchon ſo bald aus unſerer Familie ſcheiden ſehen.

— Doch werden ſie das Ungemach ertragen müſſen,

verſezte Faſtrada in kalter Zurükweiſung, mich noch eine Nacht unter ihrem Dache zu beherbergen, denn ich wüßte heute keine Fahrgelegenheit mehr zu finden.

— Die wäre allerdings vorhanden, meinte der Senior des Hauſes, denn, da wir ihre Abſicht nicht kannten, haben wir den Wagen, mit dem ſie angekommen ſind, einſtweilen zurükgehalten.

— Bleiben ſie bei uns bis morgen, unterbrach der Domherr, wir werden ihre Gegenwart würdigend zu ſchäzen wiſſen.

— Mein Wagen iſt noch hier? ich danke ihnen für ihre kluge Vorſicht, meine Herren, ich werde jedenfalls noch heute abreiſen.

Sie begab ſich in ihr Zimmer und warf ihre zerſtreut umher liegenden Effekten in die bereit ſtehenden Koffer; die Haushälterin half ihr dabei in unſicherer Haltung; es wurde nur das Nöthigſte geſprochen, und in kürzeſter Zeit war die Gräfin reiſefertig.

Sie fand ſich nicht veranlaßt, von jemand im Schloſſe weiteren Abſchied zu nehmen; als ihre Sachen auf dem Wagen untergebracht wurden, erſchien der Domherr in zuvorkommender Artigkeit. Er überzeugte ſich ſorgſam, ob alles gut aufgepakt ſei, erfreute ſich des ſchönen Wetters, das eine angenehme Reiſe vorausſezen ließ,

und drükte die Hoffnung aus, die Abreiſende unter beruhigten erſprießlicheren Verhältniſſen wieder zu ſehen.

Als Faſtrada einſteigen wollte, ſtrekte er ihr ſeine Hände entgegen und faſt gerührt ſagte er: leben ſie wol, edles hochherziges Kind, mein Segen begleitet ſie auf all ihren Wegen.

— Der Segen der Kirche, erwiderte Faſtrada kalt und ohne ſeine Hand zu ergreifen, hat mir wenig Glük gebracht, als ich heirathete; erſparen ſie ſich nun den ihren, da ich aus dieſer Ehe wieder ausſcheide.

Drittes Buch.

XIX.

Am Krankenbette Ottilio's erschien alsbald Gräfin Klaudine und übernahm dessen Pflege aus den Händen der Haushälterin. Diese hatte sogleich nach der Verwundung die zwekmäßigsten Mittel angewendet, die vom vertrauten Arzte, den man beizog, gebilligt wurden. Jezt waltete dort fast ausschließlich die schöne Base und ihre Gegenwart übte den besten Einfluß auf den Verwundeten. Als Fastrada nach Ablauf der Zeit, welche sie für ihre Abwesenheit angekündet hatte, nicht bei Ottilio erschienen war, fragte er nach der Gattin. Klaudine nekte ihn wegen seiner zärtlichen Sehnsucht, und da jene noch immer fern blieb, meinte sie lächelnd, Liebchen sei wol mit einem Anbeter in die weite Welt gegangen. Auf Ottilio's wiederholte Fragen nach Fastrada verschloß sie ihm endlich mit dem Finger den Mund und verwies ihn als seine Pflegerin zur Ruhe: jede Aufregung werde ihm neues Wundfieber verursachen;

bis er geneſen, ſtehe er unter ihrer Botmäßigkeit und müſſe gehorchen.

Der Vetter Domherr zeigte ſich ſelbſtverſtändlich nicht am Krankenbette; Klaudine aber ergriff ſcherzhaft ſeine Partei und ſchob alle Schuld des Zweikampfes auf den Verwundeten; er ſei von jeher ein muthwilliger Duellant geweſen, wol nur er habe dem friedfertigen Diener des Herrn den Degen aufgenöthigt und den damit Unerfahrenen durch ſeine Gewandtheit ſo in die Enge getrieben, daß er endlich gezwungen war, ſich am werthen Verwandten zu vergreifen. Den Zwiſchenfall mit dem Pantoffel nahm ſie mit ſchalkhafter Beluſtigung auf; ſollte ſich der Mann Gottes etwa vom ſchwertgeübteren Vetter ohneweiters abſchlachten laſſen? ſie habe ihm gar nicht ſo viel nüzliche Schlauheit zugemuthet, und pries lachend ſeine Geiſtesgegenwart.

Ihrer werkthätigen Anmuth war ſchwer zu widerſtehen; Ottilio ließ dieſe Entſchuldigungen, nachdem er ſie einige Zeit bekämpft hatte, beinahe gelten, und ſein Zorn gegen den Domherrn verflog allmälig. Auch die Abweſenheit ſeiner Gattin überging er endlich mit Stillſchweigen, und da die Wunde ihm nicht weiter Schmerzen verurſachte und das Wundfieber ihn in eine weiche hinträumende Stimmung verſezt hatte, überließ er ſich

völlig der zerſtreuenden Einwirkung ſeiner Baſe. Sie war in der That ein ſiegreich ſchönes Weib, ſtets zu gewaltiger Aufregung geneigt, angenehme Eindrüke lebhaft erfaſſend, alles Störende und Abſchwächende entſchieden verwerfend.

Der Zauber ihrer Nähe überwältigte die durch die Wunde ohnedies geſchwächte Natur Ottilio's; ohne die Vergangenheit und die Zukunft ſchärfer ins Auge zu faſſen, überließ er ſich völlig der betäubenden Gegenwart.

Auch der Senior des Hauſes beſuchte täglich den Verwundeten; von der Veranlaſſung der Wunde wurde ebenſowenig wie vom Fideikommiſſe geſprochen; gleichwol lobte Florian, ſo oft es nur anging, die guten Eigenſchaften des Domherrn und pries insbeſonders deſſen unbegrenzte Anhänglichkeit an die Familie.

So waren ein paar Wochen vergangen; Graf Florian hilt jezt den Verwundeten für gehörig vorbereitet und überreichte ihm bei einem ſeiner gewöhnlichen Beſuche die Urkunde, in welcher Faſtrada ſich für die Trennung ihrer Ehe erklärte. Ottilio zeigte ſich weniger überraſcht, als man hätte vermuthen ſollen, und legte das Papier, nachdem er lange hineingeſchaut hatte, ohne weitere Bemerkung beiſeite.

Die Verbündeten mochten für den Anfang mit dieſem

Erfolge zufrieden ſein und ſchwiegen darüber auch ihrerſeits; aber nach einigen Tagen überbrachte Florian die gerichtliche Ausfertigung über den Anfall des Fideikommiſſes und legte eine Vollmacht zur Unterſchrift vor, worin Ottilio einen bekannten Anwalt ermächtigte, die förmliche Trennung der Ehe zu bewerkſtelligen und die nöthigen Schritte zum Antritte der Erbſchaft für ihn einzuleiten. Ottilio unterſchrieb nicht augenbliklich, es drängte ihn auch niemand dazu, das Geſpräch bewegte ſich nach anderen Richtungen.

Er mochte Faſtrada's nicht ohne Selbſtvorwürfe gedenken, er mochte ſich ihrer Anmuth, ihrer uneigennüzigen Treue erinnern: doch die Verhältniſſe ſind ſtärker als die Menſchen, die Thatſachen überwinden die Karaktere: ſollte er jezt eigenſinnig eine Erbſchaft an ſich vorübergehen laſſen, die ihm ſchon vor Jahrhunderten ein Ahnherr zugedacht hatte? ſollte er an einem Ehebündniſſe beharren, das er bei ganz anderer Sachlage leichtfertig geſchloſſen hatte, das allen Tradizionen ſeiner Familie widerſprach, — daran feſthalten jezt, da Faſtrada ſelbſt den erſten Schritt zu deſſen Löſung unternommen hatte? Da ſtand es ja in der Urkunde, die der Notar aufgenommen hatte, daß die Ehe auf ihr Verlangen getrennt werden ſolle. Wer

konnte wiſſen, was ſie dazu veranlaßte? war es in der That nur Großmuth von ihrer Seite? oder hatte ſie Beweggründe, die nicht völlig fleckenlos waren? Eines ſtand feſt: ſie hatten einander nicht glüklich gemacht, das fühlte ſie ſo gut wie er, — und in der Erkenntniß deſſen vielleicht verlangte ſie jezt wieder ihre Freiheit. Sie verlangte ſie, und ſie ſollte ihr werden!

Ottilio begehrte Schreibgeräthe von der Schaffnerin und ſezte ſeinen Namen unter die Vollmacht. Als ſpäter die Muhme und Florian kamen, übergab er ſie dieſem; beide blikten raſch in die Urkunde; der alte Graf nikte befriedigt, Klaudine aber ergriff Ottilio's Hand und küßte ſie. Der Kuß war ſo glühend wie jener erſte, den er auf dem Maſkenballe von ihr erhalten hatte.

Die Sachlage und der gegenſeitige Verkehr war ſeitdem, wie mit einem Schlage, geändert. Eine ſchwere Sorge war von Ottilio's Verwandten genommen; heitere Luſt erfüllte ihre Stimmung und ihr Geſpräch, ihre Aufmerkſamkeit für den Geneſenden hatte ſich noch vermehrt, auch die Haushälterin näherte ſich ihm mit einer gewiſſen Ehrfurcht: war aus dem armen Grafen doch plözlich der reiche Fideikommißbeſizer geworden,

der jede Laune zu erfüllen in der Lage war, von dem der künftige Glanz der Familie ausgehen sollte.

Jezt trafen vom Domherrn regelmäßige Berichte über den Fortgang der Geschäfte ein; alles entwikelte sich in erwünschter Weise; die völlig zufriedenstellende Beendung stand ehestens bevor.

Als Ottilio das Bett bereits verlassen durfte, und am geöffneten Fenster die frische Winterluft athmete, stellte sich der Domherr eines Tages vor und überreichte ihm einige Papiere mit dem gerichtlichen Siegel. Das eine enthilt die Trennung seiner Ehe mit Fastrada, das zweite die Einantwortung der Fideikommißgüter. Er fand in diesem Augenblike nicht Zeit, sich über jenes in Betrachtungen zu ergehen; der plözliche Anfall großen Reichthums wirkt überwältigend, auch Ottilio konnte sich diesem Eindruke nicht entziehen, stolzer hob er sein Haupt und reichte gleichsam im Vergessen des Vergangenen dem Domherrn die Hand. Dieser ergriff sie fast in demüthiger Unterordnung; dennoch war er sich bewußt, daß doch nur er es war, der dem Vetter zu seinem Glüke verholfen hatte. Auch Ottilio konnte sich dieser Erkenntniß nicht verschließen; man ging jedoch über Thatsachen und Ereignisse, die abgethan waren,

ſchweigend hinweg, erfreute ſich des Erreichten und war gegenſeitig mit einander zufrieden.

Es war begreiflich, daß die Wunde jezt raſch der vollen Heilung entgegen ging; Ottilio fühlte ſich wol und in gehobener Stimmung und reiſte, ſobald es ausführbar war, auf die eben erworbenen Güter. Der Abſchied von Wullroß war ein heiterer; die zurükbleibenden Familienglieder wurden von ihm zu einem glänzenden Feſte geladen.

XX.

Gräfin Klaudine hatte ſich ſeit Jahren in den Kopf geſezt, Ottilio's Ehegemalin zu werden; der Graf hatte einſt in herbem Scherze ausgeſprochen, ſie ſolle ſeine Hand erhalten, ſobald ihm das Fideikommiß zufallen würde.

Nun war es ihm in der That zugefallen, — ſeine Hand war auch vom früheren Ehebande wieder frei geworden: wir können uns alſo nicht verwundern, daß es Klaudine gelang, ſie für ſich zu erwerben.

Der neue Majoratsherr hatte ſeine Erbſchaft kaum ſeit einigen Monaten im Beſize, als er ſeine Hochzeit mit der Baſe beging. Es war ein Feſt von ſeltenem Glanze, die Verwandten, Florian und der Domherr an der Spize, fanden ſich ein, der hohe Adel der ganzen Umgebung war geladen; pomphafte Aufzüge, ländliche Volksbeluſtigungen und Feuerwerke folgten. Das Paar, das den Mittelpunkt des Feſtes bildete, war ein durch

Schönheit, Jugend und Reichthum bevorzugtes; mit stolzer Selbstbefriedigung sprach die Braut ihr Jawort und ihr berauschender Liebesblik versprach dem angehenden Gatten selige Stunden. Im weißen Kleide aus schwerstem Seidenstoffe mit dem kostbaren Spizenschleier und den unter üppigen Orangenblüthen hervor funkelnden Brillanten erschien die Braut voll angeborner Hoheit, der Bräutigam, obwol ebenfalls von hohem Wuchse, machte kaum den gleich vornehmen Eindruk und schien selbst fast betäubt von der überwältigenden Schönheit seiner Begleiterin. Neidische Blike der Standesgenossen trafen ihn, und dem klug verhüllten Mißmuthe einiger junger Herren war fast Hohn beigemischt, wenn ihr Blik von ihm auf die Braut hinüber fiel, deren Zwingherrschaft ihm bevorstand, und die, ungeachtet ihres neuen Verhältnisses, kaum geneigt sein mochte, auf alte völlig zu verzichten.

Noch sprühte die Lust des Tanzes im Hochzeitsale, als das junge Paar bereits heimlich verschwunden war, und bald darauf in bequemer Reisekutsche aus dem Schloßhofe fuhr. Diese brachte es allerdings nur ein paar Stunden weit zur nächsten Eisenbahnstazion; von dieser begann in einem abgeschlossenen Salonwagen die Hochzeitreise nach Italien.

Sie war für einen Monat feſtgeſezt, und während der ganzen Dauer derſelben ſchwelgte Ottilio in einem Getümmel von Freuden und Ueberraſchungen aller Art. Er fühlte ſich das erſte Mal in ſeinem Leben als reicher Mann, ein Genuß, deſſen Intenſität er ſich kaum vorgeſtellt hatte, — und beſaß an ſeiner Seite ein leidenſchaftliches Weib, das ihn liebte und mit reizenden Launen zugleich bedrängte und entzükte. Sie beſuchten, wenn auch nur im Fluge, alles, was Italien an Vorzügen der Natur und der Kunſt bietet, ſie genoſſen, was des Menſchen Herz und Sinne aufzunehmen vermögen; das Geld wurde dabei mit vollen Händen ausgeworfen, es war ja eben eine Hochzeitreiſe, Klaudine verſtand es, die Quellen der Freude zu eröffnen, und Ottilio wollte, da ſeine erſte Ehe ſchon mit Einſchränkungen und Widerwärtigkeiten begonnen hatte, ſich diesmal der herandrängenden Luſt nicht verſchließen.

Es war gut, daß die für die Reiſe beſtimmte Zeit zu Ende ging; der Menſch vermag es nicht, ſich lange in Ueberſchwänglichkeiten zu ergehen; Ottilio und Klaudine, ſo wie ſie bisher ſich trefflich unterhalten hatten, waren nun doch auch zufrieden, in die Heimat zurükzukehren. Eigentliche Ruhe ſtand allerdings nicht bevor, aber doch eine andere Art des Beſchäftigtſeins, die wol

unterhilt, doch weniger aufregte und die Nerven minder in Anſpruch nahm.

Es galt, ihren Hausſtand ſowol in der Reſidenz als auf den Gütern im großen Stile einzurichten. Auch das verſtand Klaudine auf das trefflichſte; da die hierzu nöthigen Fonde bereit lagen, ſo gingen dieſe Zurüſtungen in erfreulicher Weiſe von ſtatten, und bald war hier und dort der Endzwek auf das glänzendſte erreicht.

Jeder erhöhten Thätigkeit und Aufregung folgt naturgemäß ein Rükſchlag. Auch hier blieb er nicht aus: die eigentlichen Hochzeitvergnügungen waren vorüber, die Anordnungen und Geſchäfte beendet; es trat Ermüdung und ein gewiſſer Grad von Langweile ein, umſomehr da die vornehme Welt, die man in der Reſidenz im neuen Hausſtaate empfangen wollte, noch auf den Gütern zerſtreut war. Klaudinens Laune wurde weniger liebenswürdig, und ſie mochte im Heranziehen und in der Begünſtigung einiger junger Gardeoffiziere wol nur vorübergehende Zerſtreuung ſuchen, deren ſie vielleicht bedürftig war. Ottilio ſchien hierin ihren Geſchmak nicht zu theilen; es machte ihm wenig Vergnügen, wenn ſie ihm ihre Paladine zu Thee und Gaſtmalen einlud; zuerſt nahm er es ſchweigend hin, endlich erlaubte er ſich Bemerkungen gegen ſeine Gemalin und fing an

gegen den kriegerischen Nachwuchs minder liebenswürdig zu sein.

Die Anbeter der Gräfin nahmen weniger Notiz von den Stimmungen des Gemals als von ihrer Anziehungskraft; Klaudine lachte ihm, wenn er Unmuth zeigte, geradezu in das Gesicht und erklärte, sich in ihren harmlosen Scherzen durch seine Laune nicht stören lassen zu wollen. Beide Theile waren heftig und aufbrausend, stürmische Auftritte ergaben sich; doch gerade die Leidenschaft, die sie angefacht hatte, führte sie auch wieder zu Ende und das erhizte Ehepaar fiel sich zum Schlusse versöhnt in die Arme.

Unterdessen begann die Zeit der großen Gesellschaften in der Hauptstadt; Graf und Gräfin Ottilio Wullroß eröffneten das erste Mal ihre Salone; Neugierde und der dem Gebotenen innwohnende Reiz machte sie bald zum Sammelplaze der vornehmen Welt. Die Gemächer waren neu und auf das glänzendste hergestellt, alle Möbel verkündeten Reichthum und modernen Geschmak, und der Herr und die Dame des Hauses übten ihre Pflichten auf das feinste und liebenswürdigste.

Arme Fastrada! wirf durch die schwer seidenen Portieren einen Blik auf all diese Pracht und Herrlichkeit, schau aus deiner dunklen Einsamkeit auf die

vielen Kronleuchter, die zwiſchen Gold und Kriſtallen ein feenhaftes Licht durch die Säle verbreiten, auf die lange Reihe goldbordirter Diener, die auf jeden Wink der Herrſchaften lauſchen, und betrachte dir dann mit deinem verrathenen Herzen vor allen den Hausherrn, der mit ſtolzer Befriedigung den Fürſtlichkeiten entgegen eilt, die ſein Haus mit ihrer Gegenwart beehren —: Iſt das Ottilio, den du in Armuth und Bedrängniß kennen lernteſt, den du faſt vom Rande des Verderbens und der Schande errettet haſt? Ja, er iſt es, aber das menſchliche Herz iſt undankbar aus Beruf und Verhängniß und vergißt nichts ſchneller als Güte und Edelmuth; die Abwechſelung reizt, und die friſchen Lippen neuer Leidenſchaften verwiſchen die Erinnerung an früher genoſſene Huld und Treue.

Seltſamer Weiſe erloſch der Eindruk der Neuheit für die Hausherren ſelbſt noch ſchneller als für die Gäſte; bald genoſſen ſie gleichgültig, als ob ſie von jeher und ſtets an den Reichthum gewohnt geweſen wären, Feſte und Zerſtreuungen genügten nicht mehr, um die Ermüdung und Langweile zu verbannen, auch der ſinnliche Reiz des gegenſeitigen Umgangs verſchwand.

Der Graf ſtellte einen auserwählten Marſtall zuſammen, verſchrieb vorzügliche Jagdhunde und die beſten

Gewehre, und ſuchte ſich durch Wetten und Spiel aufzuregen. Dennoch trat die Leere ſeines Innern unter all dem äußeren Beiwerke bald wieder hervor. Faſtrada hatte vielleicht noch die Reſte ſeines Gemüthlebens zu pflegen und zu bewahren verſtanden, im Treiben der großen Geſellſchaft verkümmerten ſie völlig.

Weit mehr Vergnügen daran empfand Klaudine; beim früheren Fideikommißbeſizer hatte man ſie ſtets fühlen laſſen, daß ſie als arme Verwandte eigentlich nur das Gnadenbrod genieße, ihre Neigung zu Luſt und Unterhaltung fand bei der ſtrengen Dame des Hauſes wenig Anklang, und wo ihre Laune und ihr Wiz aufblizte, wurde ſie in vornehmer Ueberlegenheit zurükgewieſen. Sie war nur, weil die Noth ſie dazu zwang, dort geblieben, es hatte ſich niemals ein wolwollendes Verhältniß zwiſchen ihr und jener gebildet, ja in Klaudinens heftigem Herzen wuchs das Gefühl der Zurükſezung endlich zu vollem Haſſe gegen die vom Glüke Begünſtigten. Der Gedanken, ſich ſelbſt zum Fideikommißbeſize empor zu ſchwingen, entſtand in ihr ſchon vor Jahren; verſchiedene Pläne dämmerten in ihrem Geiſte auf, doch waren ſie alle bedenklich, ja gefährlich. Indeſſen — Klaudine war nicht ſo mattherzig, um vor Wagniſſen zurük zu beben; ſie brütete lang

und heimlich über Ereigniſſen und Möglichkeiten, und es war für ſie gewiß nicht der geringſte Reiz der neu erworbenen Stellung, daß ſie endlich, vielleicht ſogar auf Koſten ihres Gewiſſens, die ihr ungnädige Gräfin verdrängt und ſelbſt ihren Plaz eingenommen hatte. Sie begrüßte ihre Vorgängerin bei dem erſten Zuſammentreffen mit kaltem Stolze, verhüllte in keiner Weiſe die Folgen des plözlichen Glükwechſels und glaubte nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem ſie vor der trauernden Wittwe ſich ſchonungslos ihres endlichen Sieges erfreute.

Ihr Gemal hatte dies alles im erſten Taumel des Reichthums kaum bemerkt, doch allmälig gewann er die Ueberzeugung, daß das Herz ſeines Weibes für mildere ſanftere Gefühle kaum zugänglich war, daß ihr Stolz, ihre Hartnäkigkeit keine Grenze, keine Feſſel anerkannten.

Verſank er mitunter in Abſpannung, ſo verſtand es andererſeits Klaudine weit beſſer ſich aufzuregen und zu unterhalten; ſie verſchmähte auch nicht die zweideutige Zerſtreuung pikanter Intriguen und Liebeshändel, und benahm ſich manchmal Herren gegenüber, die gerade in der Mode waren, in faſt auffordernder Weiſe, bis ſie ihre Zurükhaltung oder andere Verhältniſſe aufgaben und zum Hofſtaate der ſchönen und reichen Gräfin

von Wullroß übertraten. Auf die Bedenken und die Abneigung, die ihr Gatte darüber zu äußern ſich erlaubte, erwiderte ſie mit ſtolzem Lächeln, daß die ſcheinbar Begünſtigten eben die Getäuſchten ſeien, und daß ihr Herz, wenn ſie wollte, unbezwinglich ſei. Zuerſt ſchien dieſer Ausſpruch in der That der Wirklichkeit zu entſprechen; aber im Laufe der Zeit geſchah es, daß dieſer und jener der Gräfin näher kam, als ſie voraus geſagt hatte, es ergaben ſich Verwikelungen und Anſtände, die Graf Ottilio endlich kaum mehr überſehen konnte, und die auch ihn in ihre leidenſchaftlichen Kreiſe einbezogen.

Die Reibungen zwiſchen dem Ehepaare kamen um ſo weniger in Abnahme, ſeitdem die gegenſeitige Neigung und die Wallungen des Blutes in die Vermittlerrolle ſeltner und matter eingriffen.

Ottilio beſaß eine minder energiſche Natur als Klaudine, er konnte ſich alſo ihrem Uebergewichte nicht immer, und jedenfalls nur dann entziehen, wenn ſein Zorn ausbrach und ſeine ruhigere Anlage alle Schranken vergeſſen ließ. In ſolchen Augenbliken konnte er in der That Furcht einflößen, ſo daß auch Klaudine dann zurükwich und abwartete, bis ſeine Heftigkeit und damit auch ſeine Kraft zu Ende ging. Ottilio hatte einſt

Faſtrada vor ſeinem unbändigen Herzen, vor dem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften gewarnt; ſie war niemals Zeugin ihres Ausbruches geweſen; mochte ihre Sanftmuth und Güte ihn beruhigt haben, oder auf die Stürme ſeiner früheren Jugend damals gerade Ebbe und Meeresſtille eingetreten ſein. Jezt war es anders, er war wieder reizbarer geworden und fand keinen Grund vor, ſich ſeiner heftigen Ehegattin gegenüber immer zurükzuziehen.

Die widerwärtigen Auftritte zwiſchen ihnen mehrten ſich alſo, die für andere zwar mit der den Ariſtokraten geläufigen Gewandtheit unter der Oberfläche der vornehmen Erſcheinung verdekt blieben, ihrer Ehe aber nicht den Stempel der Zufriedenheit und des Behagens aufdrükten. Sie liebten ſich nicht, mindeſtens jezt nicht mehr, waren häufig in Zank und in gegenſeitiger Entrüſtung; aber das Haus des Grafen und der Gräfin von Wullroß blieb gleichwol ein allſeitig umworbenes und zeigte den Beſuchern nichts als den glänzenden Ausdruk des Glükes und der Befriedigung.

XXI.

Unſerm Virtuoſen war es endlich gelungen, ſich zum berühmten Manne zu machen; es geſchah dies nicht durch ſein künſtliches Klavierſpiel, ſondern durch die Kompoſizion einer Oper, der von den Fachmännern wirklicher Kunſtwerth zuerkannt, und die vom Publikum allenthalben mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Im Verlaufe ſeiner Kunſtreiſe hatte er ſie dem Operntheater in Paris angeboten, ſie wurde angenommen, mit großem Pompe in Szene geſezt und gewann einen durchſchlagenden Erfolg. Er ſelbſt hatte den Stoff erfunden und die Worte dazu geſchrieben, die ein Befreundeter in aller Eile in das Franzöſiſche überſezte. Seitdem machte ſeine Oper den Umzug über die meiſten erſten Bühnen; mit dem Inhalte des Textes wollte man ſich nirgends befreunden, dafür geſtand man zu, daß er in ſeiner Muſik eine neue Gattung geſchaffen habe, die in kräftig vollendeten Tonſäzen eigenthümliche

Melodien zur Darſtellung brachte. Insbeſonders über eine muſikaliſche Idee, die ſich durch das ganze Werk in Andeutungen und Anläufen hinzog und endlich an ein paar Stellen zu vollendeter Durchbildung gelangte. waren Kritiker und Laien entzükt.

Der Vorwurf, der dem Textbuche zu Grunde lag, war ein abſonderlich bizarrer; man konnte ihm Kühnheit nicht abſprechen, doch ſchien er das Ziel des Erlaubten und Möglichen zu überſchießen. Die Oper hieß Erdennacht, und ſpielte ein paar Jahrtauſende ſpäter als die Gegenwart. Das Menſchengeſchlecht hatte ſich im Laufe der Zeit zu einer Stufe emporgearbeitet, von der ein Fortgang kaum mehr möglich war. Die Menſchen wohnten in Piramiden, die von Kindern durch neu erfundene Hebel und Flaſchenzüge in wenigen Tagen erbaut werden konnten; die Nächte wurden durch früher unbekannte Gaſe zur Helle des Sommertags erleuchtet, und die Kunſt der Aerzte war ſo weit vorgeſchritten, daß die Leute nur mehr an der Schwäche des Alters ſtarben. Mit dieſer Stufe äußerer Errungenſchaften ſtand die Vollkommenheit der inneren Erkenntniß auf gleicher Höhe. Es gab nur ein Reich des Friedens, deſſen Grenze die Angeln der Erde waren, und der Weiſeſte des Geſchlechtes herrſchte darin als Fürſt. In

jeder Neujahrnacht hilten die Beſten Rath und ſezten die Schikſale der Menſchheit feſt. Während dieſer Berathung war jeder irdiſcher Funken v n Aufgang bis Niedergang ausgelöſcht, nur die Ste e leuchteten. In einer dieſer Nächte überkam die Menſchheit die Melancholie der Vollendung, und der erſte der Weiſen klagte dem Könige über den Wahnſinn des Frühlings, der damit endet, daß der Menſch ſeine Blumen niedermäht und die Singvögel tödtet und aufzehrt. Seine Arie über die Thorheit des Frühlings endete mit einem Weheruf über die Erde.

Wie im Sängerkriege auf der Wartburg erhob ſich nach ihm der zweite Proſet und erklärte, daß die Liebe, der Frühling des Herzens noch thörichter ſei als der Lenz der Erde. Das Lächerliche rüttelt an der Liebe, das Gemeine untergräbt ſie, das Vollkommene zerſtört ſie noch raſcher und ſelbſt die Gewohnheit bricht ihre Kronen. Der Schwur der Liebe iſt eine Wahrheit des Herzens, aber auch die Untreue iſt eine ſolche. Allmälig verſinkt die Liebe in ein Unheiliges, Gemeines, und iſt endlich farbloſer und welker als die verdorrten Blumen, ſtummer und melodiearmer als die gebratenen Vögel. Wehe über die Liebe, ſie iſt noch müheſeliger als der Frühling, und der Menſch elender als die Erde!

— Und der Genuß hat auch keinen Halt, beginnt der dritte; der Schädel der Endlichkeit grinst allenthalben hervor, das furchtbare Gespenst des Nichts; die Kost unserer Freude gerinnt zur Jauche der Verwesung. Der tiefste ergreifendste Genuß rächt sich auf die ruchloseste Weise. Wehe, wehe über die Freuden des Menschen!

— In sich findet der Mensch keinen Trost, ruft nun der nächste Weise und ist dabei blaß wie die Milchstraße, in der Welt findet er keinen, und auch über ihr keinen. Gott — Unsterblichkeit — ihr könnt sein, ihr könnt aber auch nicht sein! Durch tausende von Jahrtausenden hat der Tod auf der Folterbank unserer Fragen geschwiegen. Die Welt ist das Moos am Runensteine der Materie, und die ewige Materie ist nicht unbegreiflicher als der ewige Geist. Wehe, wehe, dreimal wehe!

Ein anderer fährt fort: Wozu ist der Mensch da? frage ich vom Aufgang bis zum Niedergang. Gibt niemand Antwort? Auch ich weiß keine; und er sank zurük in den goldnen Sessel.

— Tugend, schreit ein noch weiserer Proset, Wort, das Jahrtausende bethörte, falscher Wechsel auf die Ewigkeit, die im Buche des Lebens nicht protokollirt ist! Die eine Hälfte der Laster weist der einzelne zurük,

weil ſie ihm widerwärtig und unnöthig ſind, — die andere begeht er, weil er ein Menſch und nicht Gott iſt. Wehe über die Tugend!

— Glükſeligkeit, hieß es vordem, ſei die Beſtimmung des Menſchen. Wozu aber ein Weſen in die Welt ſezen, das, ſo lange es nicht war, keine Sehnſucht nach Glük haben konnte? Warum das Nichts zur ſchmerzlichen Geburt eines Bedürfniſſes zwingen, deſſen Befriedigung unſicher iſt? Mit welchem Rechte Miriaden von Menſchen ſchaffen, wenn man kaum die Hälfte davon beglüken kann, — ja wenn auch nur einer davon unbefriedigt ausgeht? Wehe, wehe über die ganze Menſchheit!

Da erhebt ſich der Mann mit der goldenen Krone und fragt: Was aber ſollen die Menſchen thun?

— Sterben! ruft der lezte Sprecher, und die anderen wiederholen es.

— Und was ſollen die künftigen Geſchlechter? fragt der König weiter.

— Nicht ſterben, aber auch nicht leben! entgegnet abermals der Seher, und die Zwölfe wiederholen: Nicht leben, nicht geboren werden!

— Mit ſeiner Erde mag Gott oder das Schikſal ſchalten nach Belieben, mit uns Menſchen nicht! Auch

gegen den Willen, der ober uns waltet, gehe unſer Geſchlecht zu Ende!

Jezt formulirt der Proſet ſeinen Antrag noch beſtimmter: Laſſet uns die Luſt des Fleiſches tödten; nach Süden mögen die Weiber ziehen, nordwärts die Männer! Die Wüſte und das Weltmeer liege dazwiſchen, kein Weib liebkoſe mehr einen Mann, kein Mann berühre mehr ein Weib, — der lezte Menſch ſoll bereits geboren ſein!

Darauf antwortet der Chor der Menſchheit unter erſchütterndem Poſaunenſchall: Wir wollen nicht mehr Unſeresgleichen zeugen! Und die Männer ziehen nach Norden und überlaſſen den Weibern den Süden. Nur ein liebendes Paar vermag ſich nicht zu trennen und ſtirbt mit einem rührenden Duette in der lezten Umarmung.

Im folgenden Akte iſt das Geſchlecht der Menſchen bereits ſeltener geworden, und die ſo lang bezähmte Natur rükt allmälig in die ihr mühesam entrungenen Anſprüche. Die Bäume wachſen wieder in den Himmel, Unkraut und Dornen wuchern unter ihnen, zahlloſe Vögel niſten in Einöden, und Wolf und Schakal ziehen furchtlos auf Beute aus. Die Thiere freuen ſich, daß ſie wieder die Herſcher der Erde ſind, wie zur Zeit,

da es noch keine Menſchen gab; nur der treue Hund kann ſeinen Gönner nicht miſſen und heult traurig gegen den Mond. In dieſem Akte erſcheinen nur einige verwilderte Menſchen, die mit den Thieren des Waldes um die Nahrung kämpfen. Sie fangen zulezt bereits zu lallen an, denn die Sprache geräth allmälig in Vergeſſenheit; dagegen machen ſich die Affen breit an der von den Menſchen verlaſſenen Stelle und verhöhnen dieſe, wo ſie noch mit ihnen zuſammentreffen.

Der lezte Akt bildet den Glanzpunkt des Ganzen; alle Menſchen bis auf einen ſind bereits geſtorben. Urwildniß umgibt ihn, zwiſchen Tigern und Löwen ziſchen und klappern die Schlangen, das Waſſer ſpie bereits ſeine Ungeheuer aus und die Thiere der Fabel brechen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Der Wille des Menſchen hat ſein Geſchlecht von der Erde getilgt, ſein reiches Erbtheil iſt wieder an die Thiere gefallen.

Auf einer einſamen Felſenkuppe erſcheint der lezte Menſch; dahinter rollt das Meer und die ſinkende Sonne zeigt ihm noch einmal die verwirkten Herrlichkeiten der Erde. Das gibt ihm die erwünſchte Gelegenheit zu einer längeren Arie, er hält einen rührenden Epilog an die Menſchheit und führt endlich unter prachtvoller Muſik Leben und Oper zu Ende.

Das Stük bot Gelegenheit, alle Bühnenkünste der Mechanik, nie gesehene Dekorazionen und Lichteffecte zu produziren; es konnte eine beliebige Reihe wilder Thiere lebendig vorgeführt werden: Ballete waren eingefügt, an welchen auch die exotische Thierwelt theilnahm; der Untergang des Menschengeschlechts mußte billiger Weise mit Pomp und Aufwand begangen werden.

Die Oper des Virtuosen, so bizarr, ja vielleicht absurd sie sein mochte, gab dem Ernsten mitten unter ihren Auswüchsen Stoff zum Nachdenken, zerstreute und überraschte den Schaulustigen und entzükte den Musiker. In der lezteren Beziehung waren die Stimmen ungetheilt, und von allen Seiten bewarb man sich um die seltsame Novität.

Es war daher überraschend, daß sie gerade in der Heimat des Virtuosen noch immer nicht zur Darstellung kam. Man hatte sich von dort schon wiederholt an ihn gewendet, aber stets Hindernisse gefunden, worunter auch dessen überspannte Honoraransprüche zu rechnen waren. Es schien fast, als wollte er für den alten Erfahrungssaz, daß der Proset in seinem Vaterlande am wenigsten gelte, Wiedervergeltung üben.

Der Virtuos war nun ein paar Jahre auf seiner Kunstreise umhergezogen; Neigung oder Verhältnisse

riefen ihn zurük. Dies und vielleicht der Umstand, daß man seine weitgehenden Forderungen endlich völlig zugestand, hatte endlich den Erfolg, daß er mit dem Operintendanten seiner Vaterstadt abschloß; seine Oper wurde mit aller Energie einstudirt und sollte auch da ehestens aufgeführt werden. Die Blätter der Residenz konnten endlich diese Neuigkeit verkünden, und da der Virtuos mittlerweile ein berühmter Mann geworden war, so begleiteten sie diese Nachricht mit dithirambischen Lobesfanfaren. Man gab bekannt, in welchen Reichen er bei Hofe empfangen wurde, zählte die Orden und Auszeichnungen auf, die er bereits entgegen genommen hatte und die bevorstanden, und dienstfertige Feuilletonisten wußten niedliche Anekdoten über ihn zu erzählen.

Auch Dokter Herkules hatte die Erfolge des ihm bekannten Mannes im Auge behalten und sich eingestanden, daß er seinen Kompositionen die Genialität nicht zugetraut hätte, die ihm nun selbst von kompetenter Seite bestätigt wurde. Seine Zeitung mußte natürlich auch das bevorstehende Ereigniß der neuen Oper anzeigen; er hilt jedoch mit dem Lobe zurük und gab vielmehr der Neugierde Ausdruk, von der auch er erfüllt war, und versprach im voraus dem Landsmanne die aufrichtigste Anerkennung, sobald der vorausgehende

Ruf von der Trefflichkeit des Werkes durch eigenes Anhören beſtätigt ſein werde.

Der berühmte Maeſtro ſtellte zur erſten Aufführung ſeine eigene Ankunft in Ausſicht; ſowol für die Darſtellung als für ſeinen Empfang wurden umfaſſende Vorbereitungen getroffen. Ein Mitglied der Direkzion war nach Paris gereiſt, um ihn einzuladen und um zugleich auch die dortige Inſzenirung ſeiner Oper in Augenſchein zu nehmen; da gerade von einem anderen Stüke ein lebender Elefant zur Verfügung übrig geblieben war, beſchloß man, ihn in den Rahmen des dritten Aktes einzufügen, aber vor allen zerbrach ſich der Theatermaler den Kopf, damit ſeine Dekorazionen zur Schlußſzene ja nicht vom jüngſten Tage ſeinerzeit überboten werden könnten.

In überraſchend kurzer Zeit war die Erdennacht einſtudirt, und man konnte den Tag der erſten Aufführung bereits bekannt geben. Er verſprach für die Reſidenz ein Ereigniß zu werden; das Publikum ließ ſich erwartungsvoll für theure Pläze vormerken, und die Feinſchmeker der Muſik ſchlürften bereits an den bevorſtehenden Genüſſen.

— Unſer Virtuos, ſagte der dem Leſer bereits bekannte Arzt, hat ſeine Vornahme, zu parveniren, erfüllt;

vorgenommen haben wir es uns mehre; ihm allein ist die Glüksgöttin hold gewesen, nur ihm ist es gelungen: wie mag er es angestellt haben?

— Er dürfte, meinte Doktor Herkules, hierbei den allerdings ungewöhnlichen Weg eingeschlagen haben, den zum Beispiele Mozart, Göthe, Schiller gewandelt haben.

— Bitte, bitte, sagen sie, was hat er gethan?

— Nun, es scheint in der That, daß er ein unsterbliches Werk geschrieben hat.

— Ah so; — aber, Bester, das allein vermag es nicht, sonst kämen nicht so viele zu Grunde gegangene Genies zu uns in die Irrenhäuser. Die Ware muß auch die beliebte äußere Appretur erhalten, den Schliff der Zeit. Daß er auch den Text der Oper selbst geschrieben hat, das war allerdings ein glüklicher Griff, übrigens nicht originell. Ich möchte wissen, ob er dabei einen Wink verwerthet hat, den ich ihm einmal gegeben habe.

— Sie gaben ihm bezüglich des Textbuches einen Wink?

— Und zwar einen sehr glüklichen, wie ich mir schmeichle. Ich stellte ihm das Süjet einer Oper zur Verfügung.

— Darf man wiſſen, welches?

— Kabale und Liebe.

— Vortrefflich, nur nicht ganz neu: wir beſizen es, ſo viel ich mich erinnere, bereits im Trauerſpiele und in einer Oper verarbeitet.

— Ja, aber nicht mit meinen Verbeſſerungen, belehrte der Arzt mit pfiffigem Lächeln?

— Sie haben ſich dem dankbaren Geſchäfte unterzogen, Schiller zu emendiren?

— Sehen ſie, ich hatte mehre Damen in Behandlung, die der Ausgang von Kabale und Liebe nervenkrank machte —

— Und dem wollten ſie damit abhelfen, daß ſie Luiſe und Ferdinand als glükliches Paar zum Altare führten?

— Wo denken ſie hin! das hieße ja den tragiſchen Effekt völlig vernichten. Nein, ſoweit kann nicht gegangen werden; aber allen hiſteriſchen Theaterbeſuchern fiele ein Stein vom Herzen, wenn Ferdinand nicht genöthigt wäre, ſein Mädchen zu vergiften: es ſollte die Szene, da Luiſe ihm über die Treppe hinunterleuchtet, damit ſchließen, daß irgend eine dritte Perſon, vielleicht die Hausmeiſterin mit der Nachricht auf die Bühne

käme, daß ſie über die Treppe gefallen und todt geblieben ſei.

— Ein trefflicher Ausweg!

— Nicht wahr?

— Schade, daß Schiller nicht mehr lebt; wie würde er ihnen für die Erfindung dankbar ſein.

— Glauben ſie?

— Ohne Zweifel.

— Ich möchte wiſſen, ob unſer Virtuos nicht vielleicht dieſes von mir modifizirte Thema ſeiner Oper zu Grunde gelegt hat.

— Das doch nicht; ſeine Oper heißt Erdennacht, in meinem lezten Blatte finden ſie ihren Inhalt angegeben.

— Erdennacht — welch ein glüklicher Einfall wieder! ja ſo parvenirt man; Erdennacht — wie ſtehen da alle Rheinnixen und Götterdämmerungen weit überboten zurük. Erdennacht, Erdennacht! haben ſie vielleicht auch ſchon einige Muſikproben aus der Oper gehört?

— Nur eine.

— Nun, was war ſie, wie war ſie?

— Unausſprechlich: die Poſaunenfanfare des jüngſten Gerichts auf ein Flötenſolo umgeſezt.

— Wieder ein glüklicher Einfall! ja, ſo parvenirt man.

Der Tag der erſten Opernvorſtellung war gekommen; alle Pläze waren vergriffen; für den Kompoſiteur war eine Loge im erſten Range vorbehalten.

Die Geſundheit des Meiſters Niklas hatte in der lezten Zeit ſehr gelitten; ſeit ſeine Tondichtung in der Themſemündung zu Grunde gegangen, war ſeine Kraft gebrochen; er muſizirte nicht, er komponirte nicht mehr, ſein Lebensöhl ſchien aufgezehrt zu ſein. Er gab täglich einige Lekzionen, die zu ſeinem Unterhalte unerläßlich waren, den Reſt des Tages las er ſtille vor ſich in den Noten berühmter Meiſter oder ſtarrte in den blauen Himmel hinaus.

Sein verfallenes Ausſehen hätte bei Faſtrada gewiß Mitleid erwekt, aber auch ſie war verſchollen. Er hatte zuerſt aus der Entfernung den Fortgang ihrer Erlebniſſe vernommen und ſeinen Liebling tief bedauert; wie wol hätte es ihm gethan, wenn er zu ihr über ſein und ihr Geſchik hätte klagen können; doch auch das war ihm verſagt, er kannte nicht einmal ihren ſpäteren Aufenthalt.

Als er vor Monaten den großen Erfolg der Oper des Virtuoſen aus den Zeitungen erfahren hatte, wurde er zwar nicht von Neid, aber doch vom bitteren Ge-

fühle ergriffen, das aus dem Vergleiche mit den eigenen Mißerfolgen sich nothwendiger Weise ergeben mußte. Er selbst hatte seit seiner Jugend mühesam die Musik studirt und nach jahrelanger Arbeit endlich eine Oper zu Stande gebracht: doch niemand wollte etwas davon wissen, niemand sie zur Aufführung bringen, ja auch nur etwas daraus zur Probe vortragen lassen; selbst der wolwollende Virtuos vermochte ihr nicht Eingang zu verschaffen, — zulezt verschlangen sie die stummen Fische des Meeres. Er besaß nicht einmal eine Abschrift davon; sogar für ihn selbst war sie verloren, — und vielleicht war dies auch das Beste, so waren die leeren Hoffnungen und die fruchtlosen Versuche doch einmal für allemal abgeschnitten. Was von aller Welt verworfen wird, kann keinen Werth besizen Wie anders war es dem Virtuosen ergangen: in kurzer Zeit mitten im Siegeslaufe seiner Erfolge hatte er auch noch eine große Oper geschrieben, — in kürzester Zeit sie zur Aufführung gebracht und sich damit einen Kranz unsterblichen Ruhmes erworben. Sei er ihm gegönnt und gesegnet; für den verkommenen Bukeligen liegen nur der Rosmarinzweig und die Todtenzitrone bereit.

Der arme Musiker erfuhr auch die Ankunft des Virtuosen; einen Augenblik dachte er daran, ihn zu

beſuchen; aber bald verwarf er dieſen Gedanken: Glük und Mißgeſchik paſſen nicht zuſammen.

Als nun aber die Oper des Virtuoſen in der Vaterſtadt zur erſten Aufführung kam, vermochte Meiſter Niklas ſeine Neugierde und Theilnahme nicht zu unterdrüken, er wollte, er mußte ſie hören. Mühſam verſchaffte er ſich auf einer der oberen Gallerien einen Sizplaz in der erſten Reihe; um deſſen ſicher zu ſein, begab er ſich ſchon lang vor dem Beginne der Vorſtellung in das Theater. Sein Plaz war inſoferne mindeſtens ein guter, daß er von dort alles vollſtändig ſehen und hören konnte; dabei bot er auch noch den Vortheil, daß Meiſter Niklas gerade in die Loge hinunter ſehen konnte, die der Kompoſiteur heute einnehmen ſollte. Sie war feſtlich geſchmükt und mit Kränzen behangen, im Korridor erwarteten den Virtuoſen der Intendant und der Orcheſterdirektor an der Spize einer Deputazion im ſchwarzen Frake mit weißen Handſchuhen und gleicher Kravatte; als der Kompoſiteur in die Loge trat, begrüßte ihn zum Willkommen das Klatſchen und Jubelgeſchrei der harrenden Menge. Stolz hob er das Haupt, nachdem er ſich gegen das Publikum von der Logenbrüſtung verbeugt hatte. Niklas erkannte ihn ſogleich und vermochte nun kein Auge von ihm zu

wenden: ja, so mußten sie aussehen die geweihten Jünger Apollos, — wie jämmerlich mochte sich dagegen seine eigene Gestalt ausnehmen. Der Musikus knikte im Gefühle der eigenen Unbedeutenheit völlig in sich zusammen.

Es gab heute auch vor dem Beginne der Oper viel zu sehen; alle Pläze des Theaters von unten bis oben waren besezt, die Damen zeigten sich in bester Toilette.

Bald nach dem Erscheinen des Kompositeurs nahm der Orchesterdirigent seinen Plaz ein, ein leises Glokenzeichen ertönte und er gab mit seinem Ebenholzstabe das Zeichen zum Anfangen. Das Publikum wurde stille, die Ouvertüre begann. Sie war originell und prachtvoll; ein reizendes Grundthema flog wie ein silberner Springquell durch ihre Säze und kam oft mit seinen funkelnden Strahlen über all dem Tongewühle zum Vorscheine. Sie wurde tadellos ausgeführt, das Publikum brach, sobald sie beendet war, in rauschenden Beifall aus. Der Virtuos lächelte siegesbewußt und empfing in seiner Loge glükwünschende Besuche aus hohen Kreisen.

Aber wie wurde es Meister Niklas oben auf seinem bescheidenen Galleriesize, als die gewaltigen Töne an ihm vorüber rauschten; hatte er dasselbe oder doch ganz

Aehnliches nicht ſchon einmal gehört? waren es nicht liebe Bekannte, die ſich an ſeine Bruſt ſchmiegten? Er ſaß hochgeröthet da mit weit aufgeriſſenen Augen, er ſchwelgte im Beifalle, der dem Tonſtüke zu Theil wurde, und ſtarrte jezt auf die Bühne, wie das Kind auf den hell erleuchteten Weihnachtsbaum. Szene und ſpielende Perſonen, die da kamen, waren ihm jedoch völlig fremd; was ihre Worte enthilten, begriff er nicht; aber wieder erſchollen Töne, als ob ſie aus ſeinem eigenen Innern aufſtiegen, und Melodien flatterten um ihn, die er Jahre lang gehegt, die ihn im Wachen und in Träumen umklungen hatten. Es war ein Fremdes und ein Bekanntes, daß ihm vorgeführt wurde; er wurde verwirrt und wußte ſich im Zwieſpalte der Erſcheinungen und ſeiner Gefühle nicht zu faſſen.

Mit jeder Szene ſteigerte ſich der Beifall, welcher der Oper zu Theil wurde; das Publikum überſah die Abſonderlichkeiten des Stoffes und des Textes und überließ ſich völlig dem Zauber der Töne. Die Ueberraſchung des alten Meiſters im vierten Stoke ſteigerte ſich immer mehr; — hatte das nicht er ſelbſt einmal komponirt und niedergeſchrieben? hatte es der Virtuos nur benüzt und in ſeiner Weiſe verarbeitet, oder wie hing alles zuſammen? — Arie und Chöre folgten, dann

wurden wieder die Einzelſtimmen in wirkungsvollen Stüken durcheinander geflochten. — Nein, das waren nicht bloß Erinnerungen aus ſeiner Oper, das war ja Stük für Stük ſeine eigene Oper ſelbſt, wenn auch die Reihenfolge gewechſelt war und manchmal einige fremde Takte unpaſſend dazwiſchen traten und die Simetrie des Ganzen zu ſtören verſuchten.

Meiſter Niklas beſann ſich, ob er nicht von Träumen befangen ſei, ob nicht plözlich der Wahnſinn die ſchwarzen Flügel über ſein Gehirn geſchlagen habe? Konnte es denn möglich ſein, daß der berühmte Virtuoſe die von allen Seiten verſtoßenen Melodien des armen Vergeſſenen Takt nach Takt geplündert, daß er die großen Erfolge, alle Kränze des Ruhmes nur durch die Erfindungen des zurükgeſezten Muſiklehrers errungen habe?!

Horch! nun kam das Glanzſtük der Oper; die bisher einzeln ausgeſtreuten Anklänge und Ahnungen einer Melodie, die immer wieder abbrach, fuhren jezt plözlich wie in einen Brennpunkt zuſammen; es klang rein wie die Unſchuld, mächtig wie die Begeiſterung; aus jedem Munde rang ſich ein Laut der Bewunderung, ein Seufzer der Rührung.

Der bukelige Meiſter oben ſprang von ſeinem Size auf, es jauchzte in ſeiner Bruſt, ihm war plözlich der

volle Mannesmuth gekommen: das war der Nachhall der Harmonie der Sfären!

Ein Beifallsturm brach los, mitten dazwiſchen ſchrie Niklas: Er iſt ein Dieb, das hat nicht er, das habe ich gedichtet!

Zuerſt vernahm man ſeine Worte nicht, man ſah nur, wie er die Arme drohend hinunterſtrekte; aber ſobald das Beifallklatſchen ausſezte, rief er wieder von der Gallerie herunter: Ich bin der Kompoſiteur der Oper, er hat mich nur beſtohlen!

Die Stimme drang auch in die Loge des Virtuoſen; er blikte hinauf zum Size des alten Muſikers und mochte ihn erkennen: ſein Geſicht wurde aſchgrau, aber noch einmal rief es von der Gallerie: Unerhörter Raub, das iſt meine Harmonie der Sfären!

XXII.

Der Ruheſtörer wurde von der Sicherheitwache ergriffen und aus dem Theater entfernt. Das Publikum hatte zum größten Theile ſeine Rufe nicht recht verſtanden; einige meinten, es läge ihnen das Attentat eines Uhrendiebes zu Grunde, nach andern ſollten ſie von einem Betrunkenen oder Irrſinnigen ausgegangen ſein. Dieſer lezten Meinung ſtimmten insbeſonders jene bei, welche den Sinn der Worte aufgefaßt hatten. Die Vorſtellung nahm bald wieder ihren Fortgang, die Feſtſtimmung war jedoch vorüber; der Beifall, der zum Schluſſe dem Virtuoſen zu Theil wurde, traf ihn nicht mehr in der Sicherheit des Triumfes, die am Anfange der Oper von ſeiner Stirne geglänzt hatte.

Meiſter Niklas wurde am nächſten Morgen vor den Polizeimeiſter gerufen und von ihm über ſein Benehmen zu Rede geſtellt. Obwol noch immer in hohem Grade aufgeregt, erzählte er doch zuſammenhängend den Sach-

verhalt: er habe eine Oper, die Harmonie der Sfären komponirt und sie dem Virtuosen zur Vermittelung der Aufführung anvertraut; nach mehren Monaten habe der Virtuos ihn benachrichtigt, daß das Manuscript mit einem Schiffe an der englischen Küste im Meere versunken sei, gestern aber habe er in der Oper Erdennacht zwar mit anderem Texte doch fast Note für Note seine eigene Komposizion wiedergefunden.

— Haben sie eine Empfangsbestätigung über die Uebernahme ihrer Oper vom Virtuosen in Händen?

— Nein.

— Besitzen sie den Text und die Partitur ihrer angeblichen Oper im Originale?

— Nein.

— Oder können sie Zeugen aufbringen, daß die Musik der Erdennacht einer von ihnen komponirten Oper entnommen ist?

— Ebenfalls nicht, denn ich wollte meine Bekannten mit der Aufführung meines Werkes überraschen.

— Gut gebrüllt, Löwe! Und da haben sie die Unverschämtheit, das verehrungswürdige Publikum im Genusse einer Novität zu stören und der löblichen Polizei ein so albernes Märchen aufzubinden.

— Ich erzählte die volle Wahrheit, betheuerte Niklas und legte die Hand auf die Bruſt.

— Ich rathe ihnen: berufen ſie ſich vielmehr darauf, vor der Theatervorſtellung dem Glaſe ungebührlich zugeſprochen zu haben, damit kommen ſie noch am glimpflichſten davon.

— Aber ich war nicht betrunken —

— Deſto ſchlimmer für ſie; die Sache kann einen üblen Ausgang nehmen, wenn unſer berühmter Virtuos nicht Gnade für Recht ergehen läßt.

— Ich brauche keine Gnade vom Opernräuber, entgegnete mit Abſcheu der Muſikus.

— Schweigen ſie mit ſolchen Invektiven!

— Ich werde nicht ſchweigen, Herr, aller Welt will ich zurufen, daß ich die Muſik der geſtrigen Oper komponirt habe.

— Ueberlegen ſie ſich wol, was ſie thun und wie ſie ſich in der Sache weiter benehmen; ich warne ſie noch einmal.

Damit entließ ihn vorläufig der Polizeimeiſter mit einer ſtrengen Handbewegung.

Der alte Mann irrte einige Zeit in halber Verwirrung durch die Gaſſen; ſeine Gedanken wollten ſich nicht in geordneter Folge aneinander reihen; zuweilen

fuhr es wie ein wilder Bliz durch seinen Kopf: war alles doch vielleicht nur ein Traum, und hatte er die Musik, die so allgemein gefiel, doch nicht geschrieben?! Aber nein, nein! er war wirklich der Kompositeur der gefeierten Oper, und ein anderer hatte ihm sein Werk gestohlen und den Ruhm, der ihm gebührte, eingeheimst. Pläne und Entschlüsse tauchten in ihm auf und zersprangen bald wieder wie Seifenblasen. Was sollte er thun, was unternehmen? Er hatte keinen Menschen, an den er sich wenden konnte; auch von Fastrada wußte er nicht einmal den Aufenthalt. Sollte er zum Virtuosen gehen, ihn zur Rede stellen über das, was er an ihm verbrochen? oder ihn fußfällig bitten, Erbarmen mit ihm zu haben und ihm sein Werk, die Frucht vieler Jahre und Arbeit wieder zurükzugeben? — Was konnte er von diesem Schritte anderes erwarten, als Hohn und Zurükweisung? Sollte er einen Rechtsstreit gegen ihn beginnen? eine Anzeige machen? — Der Polizeimeister hatte Recht, wo waren die Beweise für seine Behauptungen?

Endlich war e i n e s ihm klar geworden: die Kunde der schändlichen Veruntreuung mußte in alle Welt geschleudert werden, — das würde ihm wolthun und Balsam auf seine Wunden gießen: möge dann der

Virtuos zuſehen, was er gegen dieſe Anklage aufbringen könne; die Veröffentlichung ſeines Autorrechtes würde ihm ſchon einige Genugthuung gewähren, — möge weiter daraus entſtehen, was da wolle!

Er eilte nach Hauſe und verfaßte eine Erklärung, wie ſie ſeinem inneren Bedürfniſſe entſprach; dann begab er ſich zur Redakzion der am meiſten verbreiteten Zeitung. Er bat um Einrükung ſeines Aufſazes; der Redakteur las ihn neugierig, beſah ſich von allen Seiten den kränklich ausſehenden Mann, der das Autorrecht der beliebten Oper in Anſpruch nahm, und lehnte endlich die Veröffentlichung ab, ſelbſt gegen Inſerzionsgebühr, da er die Verantwortung für eine Verleumdung oder Ehrenbeleidigung zu theilen keineswegs geneigt ſei.

Der Muſiker begab ſich in ein anderes Büreau; eine Redakzion nach der andern verweigerte die Aufnahme; Bitten und Betheuerungen halfen nicht.

Endlich ging er zu Doktor Herkules, deſſen Zeitung allerdings geringeren Abſaz hatte und daher ſeiner Abſicht minder entſprach. Auch hier trug er ſeine Angelegenheit vor; der Doktor hörte ihm aufmerkſam zu und vernahm mit ſteigendem Antheil die kurze Geſchichte

des armen Musikanten. Auch er fragte nach den Beweisen der Behauptungen.

Meister Niklas zog mit einiger Zuversicht den Brief hervor, den er eilfstens bezüglich seiner Oper aus Paris erhalten hatte.

Doktor Herkules las ihn und bemerkte dann, daß damit wenig geholfen sei, weil er nicht vom Virtuosen geschrieben sei; daß sich der Mann mit der unleserlichen Unterschrift als dessen Sekretär bezeichnete, genüge nicht, um so weniger, da auf die weitere Nachfrage Meister Niklas eingestehen mußte, daß er nicht einmal mehr das Kuvert mit dem Poststempel habe auffinden können.

— Aber, Herr, ich bin im Stande, meine Oper aus dem Gedächtnisse vorzuspielen.

— Es stände mit der Autorschaft eines Komponisteurs schlecht bestellt, wenn jeder, der dessen Werk nachspielt, sich damit als Verfasser legitimiren könne.

Der Doktor hilt den Brief des Sekretärs noch immer in Händen und schien unschlüssig nachzusinnen; endlich sprang er auf, suchte eine Weile unter seinen Papieren, und kam dann mit einem Notenhefte und der Frage: haben sie diese Lieder geschrieben?

— Das habe ich.

— Nun, dann ist es immerhin möglich, daß sie

auch die Oper geſchrieben haben. Aber, fügte er hinzu, täuſchen ſie ſich nicht etwa, lieber Meiſter: ſie haben in der Oper des Virtuoſen wol nur Anklänge an ihr Muſikwerk gefunden, vielleicht einzelne Stüke? Derlei, Herr, kommt vor, und ſelbſt berühmte Meiſter erlauben ſich mitunter ſolche Plagiate.

— Nein, die ganze Oper iſt von mir geſchrieben.

— Seltſam, ſeltſam; jedenfalls traue ich dem Kompoſiteur dieſer Lieder mehr zu als dem Virtuoſen, von dem ich früher noch keine gute Melodie gehört habe. Verſuchen wir, was zu thun iſt; da ſie es wünſchen, ſoll ihre Erklärung in meinem Journale erſcheinen. Sei's drum, ſehen wir dann zu, wie wir der Verantwortung begegnen.

Schon im Abendblatte der Zeitung las man in großen Lettern mit Meiſter Niklas' voller Namensunterſchrift:

Ich bringe hiermit zur öffentlichen Kenntniß, daß die Muſik der Oper Erdennacht Stük für Stük der von mir komponirten Oper Harmonie der Sfären entnommen iſt, und daß dadurch eine Veruntreuung oder ein Diebſtahl begangen wurde.

XXIII.

Der Staatsanwalt hatte heute eine öffentliche Verhandlung durchgeführt; er kam erſt nach ſeiner Mahlzeit dazu, die Morgenblätter zu überfliegen. Es war dies ſeine tägliche Beſchäftigung, er fahndete darin nach Artikeln, die eine Inkriminirung geſtatteten. Die Journale dieſes Tages waren vorzüglich zahm, ſie berichteten ſämmtlich über den großen Erfolg der Oper Erdennacht; alle waren einig über den Werth und die Originalität des Tonwerkes und ergingen ſich in ſcharfſinnigen Parallelen zwiſchen der Eigenart des Virtuoſen und der anderer moderner Meiſter, die ſich mehr oder minder zum Vortheile des heimiſchen Kompoſiteurs zuſpizten. Mit ihm ſchien am muſikaliſchen Himmel ein neuer Stern erſter Größe aufgeſtiegen zu ſein. Mochten nun die Referenten den eigentlichen Sinn der Unterbrechung, welche die Oper geſtern erlitt, gar nicht aufgefaßt haben, oder — was wahrſcheinlicher iſt

— waren all dieſe Kritiken bereits vor der Vorſtellung geſchrieben und der Drukerei übergeben, genug des unliebſamen Vorfalls wurde in denſelben entweder gar nicht gedacht, oder es geſchah deſſen am Schluſſe eine beiläufige Erwähnung, für die nur diejenigen, die der Vorſtellung beigewohnt hatten, einiges Verſtändniß haben konnten.

Der Beamte der Staatsbehörde gehörte nicht unter dieſe; nur die erſte weitläufige Beſprechung der Oper las er vom Anfange bis zum Ende, die anderen warf er, ſobald er bei flüchtigem Ueberblik darin denſelben überſchwänglichen Ton angeſchlagen fand, mit ſteigendem Unmuthe beiſeite, dem ſich der gelbe Neid über das Glük ſeines Bekannten beimiſchte.

Endlich ſtand er entrüſtet auf und ging raſchen Schrittes durch das Zimmer. Der Monolog, den er dabei ſchweigend in ſeinem Innern hilt, war beiläufig folgender: Einige ſtrebſame junge Männer haben vor ein paar Jahren unter einander vom Parveniren geſprochen und ihrer lebhaften Begierde, ſich emporzuarbeiten, je nach der verſchiedenen Individualität in eigenthümlicher Weiſe Ausdruk gegeben; Aerzte, Soldaten, Künſtler, Staatsbeamte waren darunter und ich ſeze voraus, daß jeder von ihnen ſich ſeitdem mit all

seinen Kräften angestrengt hat zu parveniren. Was war der Erfolg all dieser Bemühungen, die so viele aufstrebende Talente seit Jahren wie Schweißhunde der rollenden Kugel des Glükes nachjagen ließ? Ich kann es bezeugen: bis auf eine einzige Ausnahme ein höchst geringer. Nur unser Virtuos ist parvenirt: er allein von unserer ganzen Bande hat Geld und Lorbeerkranz erreicht, ihm beugt sich das Publikum, ihm huldigen die Journale. Und die anderen? Sie waten noch immer bis über die Kniee im Sande, ich will nur einen von ihnen erwähnen, den ich genau zu kennen zufällig die Ehre habe, er ist noch immer Staatsanwalt und ein feiner Kopf, werth eines besseren Geschikes. Hier läuft er entmuthigt und mit allmälig sinkendem Selbstvertrauen in seiner Amtstube auf und nieder, kaut und zerkaut täglich ein Duzend Journale, schmiedet Anklagen gegen erbärmliche Gauner und triviale Todtschläger und muß zufrieden sein, wenn sein Vorstand in Erledigung der Jahrestabellen seines ersprießlichen Eifers und seiner lobwerthen Talente gnädig Erwähnung macht. Aber in seinem Kopfe sausen die Triebräder unsterblicher Thaten, in seiner Brust brütet ein Ehrgeiz, dem keine Flüge zu weit gehen. Wo bleibt jedoch die günstige Gelegenheit zum Parveniren? käme

ſie, er wäre der Mann, ſeine Krallen in ihren Schopf zu verneſteln; wann ereignet ſich die berühmte Unthat, die ihn emporhebt, deren Behandlung ſeinen Namen auf die Weltbühne und in den neuen Pitaval bringt? Da ſchaue man andererſeits auf einen gewiß nicht mehr berufenen Genoſſen von damals: er ſchreibt eine Oper und zufällig gefällt ſie, ſie hätte ebenſo gut ausgepfiffen oder von den Journalen todtgeſchwiegen werden können. Ein Notenheft hat ſein Glük gemacht; und nun iſt der Burſche bereits ſo hochmüthig, daß er ſeine alten Freunde hintanſezt, und mich zum Beiſpiele gar nicht einmal eines Beſuches gewürdigt hat.

Da erſchien der Amtsbote mit den Abendblättern: Selbſt der Troſt einſamen Zähneknirſchens wird mir verkürzt, da ſind neue Zeitungen, wieder hinein in die Tretmühle, heißt es, und im Schweiße des Angeſichts weiter geſtampft!

Er ſezte ſich; der Inhalt der Abendblätter war, wenn möglich, noch fader als die Gaben des Morgens; was das eine brachte, erzählte auch das andere; die Szenerie war dieſelbe, nur die Beleuchtung wechſelte je nach der politiſchen Richtung.

Endlich fiel dem ſtaatsanwaltſchaftlichen Funkzionär auch das Blatt des Doktors Herkules in die Hände

und die mit fetter Schrift gedrukte Erklärung in die Augen. Was war das? Er las sie noch einmal, und indem er dann in gehobener Stimmung seinen Lehnstuhl verließ, sprach er Hände reibend zu sich selber: Also auch dieser Freudenkelch nicht ganz ohne bittere Hefe, dieser Lorbeer nicht ohne Dornen? Ei, ei, wer hätte das gedacht, — so bald schon!

Er nahm das Blatt wieder zur Hand und las Meister Niklas' Erklärung mit jenem Behagen, mit dem man eine vorzügliche Weinprobe verkostet: Laßt doch sehen, ob sich aus der Sache nicht für mich ein kleiner Vortheil, vielleicht ein großer herausschlagen läßt. Die Oper des Virtuosen ist in der ganzen zivilisirten Welt bekannt; diese Erklärung wird nicht minder durch sie die Runde machen; wem es gelingt, seinen Namen damit in Verbindung zu bringen, der wird ebenso bekannt, wie die Erklärung und wie die Oper selbst. In unsern höchsten Kreisen liebt man die Musik leidenschaftlich; was damit in Zusammenhang kommt, gewinnt Bedeutung, macht Aufsehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß entweder Meister Niklas gegen den Virtuosen klagbar wird, oder daß dieser gegen jenen mit einer Beschwerde auftritt. Hat aber nicht vielleicht der Staatsanwalt Veranlassung, beiden zuvorzukommen und

die Augen von Gesammteuropa in kluger Weise auf sich zu ziehen? Hier Veruntreuung, Diebstahl, — dort Ehrenbeleidigung, Verleumdung! Sinne nach, weise Staatsbehörde, aber hüte dich vor Blamage: die Sache könnte auf der einen Seite in ein mehr oder minder übliches Plagiat verlaufen, oder der Virtuos seine Gründe haben, zur Verfolgung gegen seinen Widerpart nicht einzuwilligen. Also vorsichtig und schlau, Staatsbehörde, auf daß es dir beim Fischfange im trüben Wasser nicht ergehe, wie weiland der Madame Gieremund.

Er sann noch immer über die klügste Weise nach, den Fall für sich auszubeuten, als eine Equipage anfuhr und bald darauf der Virtuos in das Zimmer trat.

Die gegenseitige Begrüßung wäre gestern eine andere gewesen: heute gab der Virtuos seiner Freude lebhaften Ausdruk, endlich Zeit zum Besuche seines theuren Freundes gefunden zu haben; der Staatsanwalt verneigte sich nicht minder tief, überließ sich aber nur mit einiger Vorsicht seiner Umarmung. Er pries gleichwol die Verdienste und die Erfolge des Virtuosen, und warf dabei einen bescheidenen Seitenblik auf das eigene Zurükbleiben.

— Selbstzufriedene Verborgenheit ist nichts desto

weniger die erſprießlichſte Lage für jeden Ehrenmann; glauben ſie mir, um die Höhen des Lebens lauern die Geier des Neides, zuken die Blize der Bosheit.

— Doch erfolglos und vergebens; was vermöchte Neid und Mißgunſt gegen die Flüge des Genius? wem könnte es gelingen, ein Kunſtwerk, das bereits die Anerkennung des Welttheils gefunden hat, anzuſchwärzen und zu begeifern?

— Man ſollte es meinen, erwiderte zuverſichtlicher der Virtuos, der Areopag der Kritik hat in der That über meine Erdennacht das endgiltige Verdikt bereits geſprochen; ich ſcheue überhaupt nicht den Tadel, — wo lebt der Meiſter, der über jeden erhaben ſtände? aber es gibt Läſterer ohne Kritik, gemeine Verleumder.

— Die ſich an unſern gefeierten Landsmann in keinem Falle heranwagen werden.

— Doch, doch, — haben ſie die Abendblätter noch nicht geleſen?

— Ich war bisher durch Geſchäfte daran verhindert.

— Da leſen ſie gefälligſt, ſagte der Virtuos, indem er das Abendblatt mit der verhängnißvollen Erklärung aus der Taſche zog und es dem Staatsanwalte überreichte.

— Ah, ſchändlich, geradezu niederträchtig! äußerte dieſer, nachdem er es aufmerkſam geleſen zu haben ſchien.

— Nicht wahr, ſchändlich, niederträchtig! wiederholte der Virtuos durch dieſe Aeußerung aus kompetentem Munde ſichtlich beruhigt; was aber iſt da zu thun?

— Viel, ſehr viel; rechnen ſie dabei auf meine volle Hingebung.

— O ſie gütiger alter Freund!

— Es wird mir zu beſonderer Genugthuung gereichen, einem ſo berühmten Manne und Heimatgenoſſen irgendwie einen Dienſt erweiſen zu können.

Die beiden Männer drükten ſich die Hände; auch dem Staatsanwalte ging dieſe Vertraulichkeit jezt vom Herzen; er hatte die Sache ſchnell noch einmal überlegt und war in Gegenwart des eleganten Virtuoſen zur Ueberzeugung gelangt, daß es jedenfalls vortheilhafter ſei, ſich auf die Seite des Glükes und Ruhmes zu ſchlagen, als dem armen unbekannten Muſikanten zu ſeinen zweifelhaften Anſprüchen zu verhelfen.

— Ich darf alſo hoffen, daß ſie dem Verleumder Widerruf und Stillſchweigen gebieten werden?

— Das zunächſt wol nicht; aber ich werde über ihr Begehren eine Anklage gegen ihn einbringen —

— Muß eine förmliche Klage vorausgehen?

— Gewiß, und dann folgt die öffentliche Verhandlung der Sache; ich werde mir alle Mühe geben —

— Eine öffentliche Verhandlung? ich liebe dieſe öffentlichen Verhandlungen nicht; könnte, da es ſich um die Kunſt handelt, in dieſem Falle nicht davon Umgang genommen werden?

— Wo denken ſie hin, verehrter Freund; man ſieht, ſie haben das lezte Jahrzehend bei Apollo am Parnaſſe zugebracht; wir leben in der Aera der Freiheit, öffentliche Verhandlungen müſſen —

— Ich würde darin eine Profanirung der Kunſt erbliken; ein behördlicher Auftrag, den ſie als Staatsanwalt wol erlaſſen könnten, brächte alles am ſchnellſten in Ordnung.

— Unmöglich: alſo eine öffentliche Verhandlung mit Zeugen und Geſchwornen, dann die Plaidojers der Staatsbehörde und der Vertheidigung. Zweifeln ſie nicht, daß ich alle Kräfte aufbieten werde, um ihnen Genugthuung zu verſchaffen; mag der Angeklagte vorbringen was er will, mögen die Zeugen ſich in Seitenſprüngen und Anwürfen erſchöpfen, ich ſchlage alle ſiegreich zu Boden; ſo wie in ihrer Sache werde ich bisher noch gar nicht geſprochen haben; der Fall wird

Aufſehen, außerordentliches Aufſehen machen, die Zeitungen werden ſich ſeiner bemächtigen, in ganz Europa wird von ihnen und von mir geſprochen werden.

Die Freude des Virtuoſen ſtieg keineswegs in gleichem Grade wie die Begeiſterung des Staatsanwalts; er wurde immer kleinlauter, und wünſchte durchaus eine einfachere Erledigung der Angelegenheit und ließ endlich durchbliken, daß er zu einer öffentlichen Verhandlung ſeine Zuſtimmung kaum geben werde und daß er im Intereſſe der hohen Kunſt vorziehen müſſe, ſich auf eine Gegenerklärung wider die Erklärung zu beſchränken und es Meiſter Niklas zu überlaſſen, was dann er ſeinerſeits zu thun für angezeigt halten werde.

Der Staatsanwalt war über dieſe Scheu vor der Oeffentlichkeit ſo ſehr entrüſtet, daß er im Augenblike über deren Gründe gar nicht weiter nachdachte.

Noch vor Schluß dieſer Unterredung war der Arzt eingetreten, der auch ſeinerſeits den Virtuoſen huldigend begrüßte, und als alter Bekannter beider Theile ohne Bedenken mit der ſchwebenden Frage bekannt gemacht wurde.

Sobald er die Abneigung des Virtuoſen gegen eine Gerichtsverhandlung hörte, und deſſen Wunſch vernahm, die Sache in kurzem Wege abzuthun, ſpielte ein Lächeln

um ſeine Lippen und nicht ohne Selbſtbefriedigung begann er:

— Sie ſind alſo kein Freund der öffentlichen Verhandlungen, ich — aufrichtig geſtanden und mit aller Hochachtung für unſern verehrten Staatsanwalt ſei es geſagt — ich eigentlich auch nicht. Sie verlangen lediglich, daß die Erklärung des Muſikers hinfällig, allenfalls widerrufen werde.

— Gewiß, das wünſche ich, und zwar ohne Verhöre und öffentliche Schlußverhandlung.

— Nichts leichter als dieſes.

— Wie ſo? fragte ungläubig und faſt verſtimmt der Staatsanwalt, eine öffentliche Verhandlung iſt doch eigentlich —

— Ueberflüſſig; wie, zwei ſo ſcharfſinnige Köpfe, wie die meiner hochmögenden Gönner, ſollten die richtige Methode nicht gefunden haben?

— Welche iſt es?

— Was iſt zu thun?

— Man erklärt den alten Muſiker für irrſinnig.

— Ah, für irrſinnig, — das wäre vortrefflich.

— Er iſt es auch, Verehrteſter; das Gehirn liegt, gleichſam wie die Gedärme im Bauche, im Kopfe des Menſchen in zahlreichen Windungen; eine kleine Ver-

wirrung im Markgekröſe iſt einer Darmverſchlingung vergleichbar; als Meiſter Niklas ihrer Oper beiwohnte, hüpfte aus Entzüken und Neid eine ſolche Markſchichte aus ihrer Lage, dadurch erzeugte ſich die fixe Idee bei ihm, die Oper geſchrieben zu haben, und er wurde ein Narr; unſere Aufgabe iſt es nun, ihn auch öffentlich dafür erklären zu laſſen.

— Ihn für irrſinnig erklären — wo bliebe dann die öffentliche Anklage und meine Rede?

— Die entfielen allerdings, dennoch käme ihr Namen mit dem ſenſazionellen Falle in denkwürdige Verbindung; ſie haben ja auch bei Vormundſchaften und bei Pflegſchaften einzuſchreiten.

— Gewiß; das Geſuch um Konſtatirung des Irrſinnes müßte mir zukommen —

— Und ſie würden es vor allem dem ſachkundigen Arzte zufertigen.

— Das wäre der amtliche Gang.

— Darf ich mir ſchmeicheln, daß ſie mich als ſolchen vorwählen? O meine Herren, fuhr er fort und ergriff mit Begeiſterung ihre Hände, geſtatten ſie, daß auch mein Namen zugleich mit den ihren durch die Pforten der Berühmtheit gehe. Wo man von ihrer unſterblichen Oper ſprechen wird, — und wo könnte man

davon Umgang nehmen? — wird man des Attentats des verkommenen Muſikers erwähnen, wird man auch den klugen Leiter der Staatsbehörde preiſen, der den richtigen Weg zur Ehrenrettung des großen Tondichters eingeſchlagen und die Sache in befriedigender Weiſe zu Ende geführt hat; man wird aber auch dem Pſichiater eine beſcheidene Anerkennung nicht vorenthalten, der den Fall mit Eifer ergriffen und die Geheimniſſe des ſeeliſchen Lebens klar gelegt hat.

— Ich ſtimme ihnen ganz bei, mein lieber, lieber Freund, ſie haben das Ei des Kolumbus noch einmal entdekt.

— Sobald der Kandidat des Irrſinns in mein Beobachtungszimmer geliefert iſt, werde ich meine Studien über ihn beginnen, kein Funken der Narrheit, kein Schatten des Wahnſinns ſoll mir in den Schlangenwindungen ſeines Gehirns entſchlüpfen; ich werde die vesania, insania, amentia, dementia mathematiſch nachweiſen —

— Ich fange an, mit ihrem Gedanken mich zu befreunden, billigte der Staatsanwalt.

— Ich werde dann die zweiundvierzig Fragen, welche bei Abgabe eines Kranken in die Irrenanſtalt die hohe Staatsregierung von dem beigezogenen Arzte

erörtert haben will, erſchöpfend und glänzend beantworten. Einige davon werden mir nicht viel Kopfbrechen koſten, als da ſind: in welchem Alter bei ihm die Menſtruazion eingetreten ſei, — ob die Geiſtesſtörung während der Schwangerſchaft begonnen habe? bezüglich anderer wäre es eigentlich angezeigt, dem Parere die Obdukzion vorauszuſchiken, aber ich hoffe, auch ohne ſie ſo weit zurecht zu kommen, daß die löbliche Regierung nicht minder als der Aſpirant des Irrſinns mit mir zufrieden ſein ſoll.

— Thun ſie das, thun ſie das, lieber Freund! aneiferte der Virtuos, indem er die Hand des Arztes an ſeinen Buſen drükte.

— Doch damit ſollen meine Bemühungen noch keineswegs abgeſchloſſen ſein: es ſoll ihnen der ausdrükliche Widerruf von Seiten meines Pfleglings zu Theil werden.

— Wie, auch der Widerruf? aber wenn er irrſinnig erklärt wurde —

— Zum Behufe des Widerrufs heile ich ihn dann wieder von ſeiner Narrheit; meine kalte Douche wirkt Wunder wie die Chaſſepots; laut und öffentlich ſoll er dem Publikum verkünden, daß er die Oper Erbennacht nicht komponirt, daß er keinen Takt davon ge-

ſchrieben hat. Er ſoll die volle Kraft meiner Pumpe verkoſten; ich laſſe nicht nach damit, bis er widerruft, laut und hundertmal widerruft. An ihm ſoll ſich meine Theorie bewähren.

— Alſo, unterbrach endlich der Staatsanwalt die ärztliche Extaſe und wendete ſich an den Virtuoſen, ſie überreichen die Anzeige gegen Meiſter Niklas wegen ausgebrochenen Irrſinns.

— Ganz wol.

— Ihnen, kehrte er ſich an den Doktor, wird er dann zur Beobachtung überliefert.

— Richtig.

— Das Weitere bleibt mir vorbehalten. Die Welt ſoll Stoff bekommen, von uns zu ſprechen.

— Darf ich nicht vielleicht, meine lieben Herren und Freunde, begann der Kompoſiteur faſt ſchüchtern und zog ein geſtempeltes Billet aus der Bruſttaſche, ihnen eine Logenkarte für die nächſte Vorſtellung meiner Oper überreichen?

— Sehr freundlich, in der That ſehr freundlich! erwiderte mit Gönnermiene der Staatsanwalt und ließ die Marke in ſeinem Rokſake verſchwinden.

XXIV.

Die zweite Ehe des neuen Beſizers des Fideikommiſſes der Grafen von Wullroß nahm einen entſchieden ungünſtigen Verlauf; ſelbſt die Möglichkeit auf großem Fuße in einer Weiſe zu leben, daß man einander ſo wenig als möglich beläſtigte, vermochte nicht gegenſeitige Mißſtimmung und widerwärtige Auftritte hindan zu halten. Die Leidenſchaftlichkeit, die anfangs zugleich der Ausdruk der Neigung zu ſein ſchien, nahm nun andere Richtungen; die Zuneigung verging, die Heftigkeit der Aufregungen war geblieben, und kam nun in Zank und Zwietracht zum Ausbruche. Weniger allerdings beim Grafen, deſſen Karakter von oberflächlicherem Gepräge war; er konnte manches geduldig ertragen und zu kleinen Kränkungen ſchweigen; doch wenn ſein Zorn, ſeine Leidenſchaften einmal erregt waren, ſo ging auch er aus Rand und Band, verlor die Beurtheilung deſſen, was er that und thun ſollte,

und wäre im Sturme des Augenblikes zu jeder That fähig gewesen. Das war die gefährliche Stelle in seinem Innern. Die Sanftmuth Fastrada's hatte während der Ehe mit ihr verhindert, daß er je in diesen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit verfiel.

Anders verhilt es sich mit Klaudine. Ihre abhängige Lage hatte ihr früher Selbstbeherrschung auferlegt; so lange sie von der Gnade ihrer Verwandten lebte, erschien sie stets berechnend und maßvoll; sie brachte mit Absicht die anmuthigen Eigenschaften zum Vorscheine, gab nach, wo sie durch Widerstand ohnedies nichts durchsezen konnte, brütete aber heimliche Pläne und verfolgte sie mit rüksichtloser Konsequenz. Sie war ein unberechenbares unnahbares Wesen; sie vermochte, wenn sie es wollte, die Ausbrüche der Leidenschaften zurükzuhalten, nährte sie aber ohne Bedenken in ihrem Innern, und, sobald die Rüksicht entfiel, ließ sie ihnen zu erhöhtem Genusse die Zügel schießen. Jezt da sie in gesicherte glükliche Verhältnisse eingerükt war, hilt sie die Zurükhaltung nicht mehr für nöthig, auch nicht ihrem Gatten gegenüber, den sie als untergeordnet und als das Geschöpf ihrer Bestrebungen zu betrachten schien. Gleichwol befriedigte sie seine vornehme Haltung, und seine Stellung behagte ihr in vorzüglicher Weise; für

ein weiter gehendes inneres Verständniß fühlte sie kein Bedürfniß, und sentimentale Liebe erschien ihr geradezu lächerlich. Der Reichthum ihrer Lage, der persönliche Verkehr mit ihrem Gatten übte zuerst lebhaften sinnlichen Reiz auf das jugendfrische Weib, sogar eine ernstere Auffassung ihres neuen Berufes schien ihr aufgegangen zu sein: sie hegte und äußerte lebhafte Sehnsucht nach eigenen Kindern. Sie sprach davon öfter mit Ottilio, machte Vorbereitungen für die Vermehrung der Familie, und daß ihre Erwartungen noch immer unerfüllt blieben, erfüllte sie mit einer Gereiztheit, deren Rükschlag sich in unangenehmer Weise gegen Ottilio fühlbar machte.

Als fast ein Jahr verflossen war, ohne daß sie Kinder bekam, wurde sie launenhaft und unliebenswürdig gegen ihn; auch die gesellschaftlichen Huldigungen der jungen Männerwelt, die ihr früher in der That kaum mehr als die lebende Dekorazion ihres Salons sein mochte, gewannen nach und nach eine andere Bedeutung: einzelne wurden offenbar bevorzugt, und manches Verhältniß schien mit einigem Geheimnisse gedekt zu werden. In der lezten Zeit war ein auswärtiger Diplomat der bevorzugte Liebling der Gräfin

von Wullroß, ein ſchöner junger Mann von keker Energie und als rükſichtlos bekannt.

Sobald ihr Gemal das Geſpräch auf dieſe Anzettelungen lenkte, trat ſie in ſicherer Haltung ihm entgegen und bemerkte ſpöttiſch, daß es wol anders wäre, wenn ſie Kinder beſäße. Dieſe Erklärung brachte ihren Gatten meiſtens zum Schweigen; aber einmal endlich riß ihm die Geduld und auch er ſagte haſtig: Nun, ſo bringe Kinder zur Welt; mir ſollen ſie willkommen ſein!

— Allerdings, erwiderte Klaudine mit Bitterkeit, glaube ich, daß mich die Natur zur Mutter vorbeſtimmt hat, und den Vorwurf, daß ich noch immer kinderlos bin, muß ich auf das entſchiedenſte zurükweiſen.

— Es handelt ſich hier nicht um Vorwürfe, ſondern um die Verſtändigung, wie wir es einrichten, um miteinander leben zu können.

— Sie ſehen, mein Herr, ſagte Klaudine faſt hohnlachend, daß ich mich den Umſtänden füge und darnach einrichte.

— Indem ſie ſich erklärte Günſtlinge beilegen.

— Mein Herr, ich habe noch niemals um ihre Mätreſſen gefragt.

— Weil ſie wiſſen, daß ich keine habe. Ich aber

verbiete mir ihre Liebhaber, und zwar um so mehr, wenn sie einen einzigen vorziehen.

— Verbieten sie ganz nach ihrem Geschmake; ich werde nach dem meinigen leben.

— Das wollen wir sehen!

— Drohen sie vielleicht? Auch gut, ich scheue mitunter nicht Emozionen.

— Vergessen sie nicht, Madame, ich bin der Herr in meinem Hause und bestimme, wer darin ein und aus geht.

— Ei, man sehe!

— Das Haus ist das meine; ich bin Graf Wullroß, der Fideikommißbesizer; ich gebiete hier.

— Sie sind der Fideikommißbesizer — wie viele Verdienste haben sie wol um dessen Erwerbung?

— Es fiel mir zu nach dem Rechte der Geburt; ihnen verdanke ich es gewiß nicht.

— Sind sie dessen so sicher, Herr Graf? rief sie in aufbrausendem Zorne.

— Klaudine!

— Und wären sie ohne mich in der That Fideikommißbesizer geworden?

— Klaudine, Klaudine! schrie er, und wie ein Bliz zukte ein Gedanken durch sein Inneres, zeige

deine Hände vor, Entſetzliche! was reibſt du daran, was bedeckſt du ſie mit den Wolgerüchen Arabiens?!

Sie hatte ſich ſchnell gefaßt: Hier ſind ſie, es ſind dieſelben Hände, die ſie oft, wenn ich es erlaubte, mit ihren Küſſen bedeckt haben.

— Und doch könnte mir vor ihnen grauen.

— Wie es ihnen gefällig iſt, nur vergeſſen ſie nicht, daß Gräfin Klaudine von Wullroß nie etwas unternimmt, deſſen volle Verantwortlichkeit zu tragen ſie nicht bereit wäre.

Stolz verließ ſie das Zimmer; um Ottilio's Seele zogen die Nebel von Dunſinan und warfen zweifelhafte Schatten über ſein Leben.

Nicht lang nach der geſchilderten Szene theilte Klaudine ihrem Gemale ganz unerwartet den Entſchluß mit, nach dem feſten Hauſe Wullroß zu fahren und dort einige Tage zuzubringen. Dieſe Abſicht ſchien ſie zu erheitern, mindeſtens gab ſie ſelbe ihrem Gemale in angenehmer Stimmung kund.

— Und was willſt du dort unternehmen?

— Das fragſt du und biſt doch ſelbſt Monate lang dort geweſen: ich will einmal einſam ſein und — jagen.

— Soll ich dich begleiten?

— Gewiß nicht; unterhalte dich hier nach deinem

Geſchmake; vielleicht, ſezte ſie ſcherzend hinzu, gibt uns die kurze Trennung wechſelſeitige Anziehungskraft; wir könnten ſie brauchen.

— Welche Wohnung willſt du in Wullroß beziehen? keine bietet die gewohnte Bequemlichkeit.

— Ich bin noch zu kurze Zeit die reiche Dame, um nicht auch Mängel ertragen zu können. Du erlaubſt mir doch, daß ich das Zimmer deiner erſten Frau beziehe? oder hegſt du zärtliche Bedenken dagegen?

— Handle nach Belieben; aber was ihr genügte, wird deinen Beifall kaum gewinnen.

— Laſſen wir es darauf ankommen. Ich reiſe morgen in früher Stunde nach Wullroß; gehab' dich wol, auf Wiederſehen!

Die Gräfin verließ die Stadt am nächſten Morgen, während der Graf noch ſchlief; ſie hatte zu ihrer Bedienung ein einziges Mädchen mitgenommen. Ihre Abreiſe drohte kaum eine Lüke in ſeinem Leben zurükzulaſſen; dennoch war geſtern ſeine Ueberraſchung darüber nicht angenehmer Art. Die geringen Vorbereitungen, welche die Gräfin dafür gemacht hatte, ließen auf eine raſche Laune und auf kurze Dauer ihres dortigen Aufenthalts ſchließen. Auch die Unordnung, in der ſie ihre Zimmer zurükließ, zeigte von der Haſt ihrer Abreiſe;

als Ottilio die Gemächer durchschritt, lagen noch Kleider und sogar Kostbarkeiten umher und auch auf ihrem Schreibtische befand sich einige Verwirrung. Es kam dem Grafen seltsam vor, fast als ob er jezt auch von seiner zweiten Gemalin auf immer verlassen worden sei.

Er verweilte länger, als er beabsichtigt hatte, an ihrem Schreibtische, weil er die Verwahrung einiger Schmuksachen selbst besorgen wollte; er hatte den Grundsaz, man dürfe die Domestiken nie in Versuchung führen, einen Diebstahl oder eine Veruntreuung zu begehen. Auf dem Fußschämel unter dem Schreibtische lag sogar noch ein Billet, das bei der Eile der Abreise entfallen und dort vergessen sein mochte. Ottilio hob es auf, das Wappen daran war ihm bekannt und reizte ihn, den Inhalt des Briefes zu erfahren; er fand ihn offen und ausgebreitet am Boden liegen, ein Geheimniß schien also garnicht bewahrt werden zu wollen.

Der Brief war an seine Gemalin gerichtet: Sie sind grausam, geliebte Klaudine, daß sie mir erst einen Tag nach ihnen in Wullroß einzutreffen gestatten; sie verkürzen dadurch die wenigen Stunden des Glükes; doch ich achte ihre Gründe, obwol ich sie nicht kenne, und werde auf die Minute beim Stelldichein am Wartthurme eintreffen und mich dann ganz ihrer weiteren

Führung überlaſſen. Unterſchrieben war das Billet mit dem Namen des Diplomaten, den man in der lezten Zeit als den Günſtling der Gräfin bezeichnete.

Ottilio gerieth durch dieſe Beſtätigung ſeines Verdachtes in die äußerſte Wuth; das Liebesverhältniß ſeiner Gattin war offenbar weiter vorgeſchritten, als er je vorausgeſezt hatte. Es galt nicht mehr nur vorzubeugen, es galt die Ehre zu retten und ſich zu rächen. Er begab ſich mit dem Beweiſe des Verrathes in ſein Gemach und überlegte lange, wie er die Sache einleiten ſolle; endlich ſchien ihm der Weg klar vorgezeichnet, den er zu gehen habe: er ſchrieb an den Diplomaten und forderte ihn für die Stunde, zu der ſein Zuſammentreffen mit Klaudine verabredet war, zum Zweikampfe auf dem nahen Gebiete des Nachbarſtaates, dem ſein Nebenbuhler angehörte, und wo ſie auch erſt die Sekundanten ſich verſchaffen ſollten. Dort beſtand kein Geſez gegen Duelle; Graf Ottilio bezeichnete jedoch als Grund dieſer Vorkehrung die Abſicht, den Zweikampf und deſſen Veranlaſſung vorläufig geheim zu halten, um den Ruf der Dame nach Möglichkeit zu ſchonen, womit der Gegner wol einverſtanden ſein werde.

XXV.

Als das Eheband zwiſchen dem Grafen von Wullroß und Faſtrada gelöſt war, fühlte ſie Sehnſucht nach Einſamkeit und Ruhe. Der Entſchluß, nicht mehr auf das Theater zurükzukehren, war ſchon vor ihrer Heirat zur Reife gekommen und ſtand jezt nicht mehr in Frage, aber der Aufenthalt in der Reſidenz entſprach auch nicht weiter dem Bedürfniſſe ihres Herzens; ſie hätte ſich am liebſten, in unſichtbare Atome aufgelöſt, in Feld und Wald verflüchtigen mögen; da jedoch das Leben ſeine Anſprüche nicht einſtellte, ſo beſchloß ſie, ſich in irgend einen Winkel der Erde zurükzuziehen, wo man von der Waiſe, die Sängerin und dann Gräfin geworden, bis dahin gar nichts erfahren hatte. Ein entlegenes Bergſtädtchen ſchien dazu geeignet; Faſtrada bezog es, und lebte dort in verborgener Abgeſchiedenheit.

Sie fühlte ſich gerade nicht unglüklich, ſie war nur enttäuſcht — über andere und über ſich ſelbſt. Jezt

wußte ſie, daß ſie Ottilio nie geliebt hatte; nachdem der große Dienſt — ein ſolcher ſchien er ihr mindeſtens — den er ihr geleiſtet, ihn in ihre Nähe gebracht hatte, erwekte er durch Erſcheinung und Umgang ihre Theilnahme; ſein Heiratsantrag erſchien ihr achtbar und edel und ließ eine tiefer gehende Neigung für ſie vorausſezen. Ihr eignes Herz gab ihm damals vor anderen Männern entſchieden den Vorzug, ſie hilt dies faſt für Liebe und erwartete von der Ehe die wärmere Entwikelung ihrer Gefühle. Da ſie ſeine Verhältniſſe kannte und ihm durch ihr Vermögen eine annehmbare Lebensſtellung zu ſichern glaubte, nahm ſie ſeinen Antrag an; jezt erſt kam ihr der Zweifel, ob dabei nicht doch ſeine ariſtokratiſche Stellung den Ausſchlag gegeben habe. Faſtrada war gegen ſich ſtreng geworden, aber nachſichtiger gegen andere. Im Sinne dieſer Milde des Herzens machte ſie über den Verlauf ihrer Ehe und deren Trennung dem Grafen keinen Vorwurf. Auch ihre Neigung für ihn war durch die Vereinigung nicht geſtiegen; ihr und ſein inneres Weſen waren verſchieden und zeigten dies immer mehr. Vielleicht hätte auch ſie aus ihren abgeſchloſſenen Richtungen nachgiebiger heraustreten und den ſeinen mehr Zugeſtändniſſe machen ſollen, vielleicht hatte ſie ſich nicht genug theilnehmend

und hingebend gezeigt, ihm zu wenig Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet? Dabei paßten die Verhältnisse nicht; ihr Vermögen war kleiner als die gewohnten Ansprüche des Grafen, und wurde durch sein Verschulden noch immer vermindert; der Graf wurde von der Gemalin ausgehalten, und diese war doch nur ein Kind des Volkes und paßte in keiner Weise zu seinen Verhältnissen und Verwandtschaften. War es seine Schuld, daß der Verlauf der Ehe keinen Theil befriedigte, — war es nicht selbst bei unveränderter Sachlage das Beste, daß sie in Frieden auseinander gingen? Nun war aber das unerwartete Ereigniß hinzugekommen, daß ihm ein reiches Fideikommiß anfiel und daß diese Erbschaft für ihn gleichwol verloren gehen mußte, wenn er in der Ehe mit der bürgerlichen Gattin beharrte. Dies von einem gewöhnlichen Karakter zu verlangen, wäre zu viel gewesen, und Ottilio war eben nicht mehr als ein solcher; dennoch schienen die Schritte zur Trennung ihrer Ehe, wie sie jezt erkannte, nicht geradezu von ihm ausgegangen zu sein. Seinen Verwandten fiel davon jedenfalls der größere Antheil zu, es lag überhaupt etwas Geheimnißvolles über den damaligen Vorgängen, das ihr schon seinerzeit nicht völlig entgangen war und das sich seitdem immer bestimmter herausstellte. Fastrada zürnte

nicht auf Ottilio, jedenfalls hatte sie ihm vergeben und wünschte ihm besseres Glük für den weiteren Lebensgang.

Aus den öffentlichen Blättern war ihr dessen äußerer Verlauf nach der Ehetrennung bekannt geworden. Diese hatten gemeldet, daß der Graf nach einer längeren Krankheit, während welcher die Erbsverhandlung durch seine Vollmachtträger beendet wurde, das Fideikommiß angetreten und bald darauf seine Base Klaudine geheirathet habe; auch seine Hochzeitreise und den spätern Einzug in das Familienhaus der Residenz und in die weitläufigen Güter meldeten sie; dann brachten sie nichts weiter über ihn, und Fastrada hatte über seine zweite Ehe nichts mehr vernommen. War er glüklich geworden? verstand seine gegenwärtige Gemalin die Kunst, hierzu beizutragen, besser als die geschiedene? dachte er nie mehr an sie, an die verlassene zurük?

Fastrada hätte einmal an der Hand einer Fee heimlich in sein Hauswesen sehen mögen; sie hätte viel darum gegeben, wenn ihr ein solcher Einblik in seine neuen Verhältnisse gestattet gewesen wäre. Nicht gemeine Neugierde leitete sie hierbei, sondern das Recht des Antheils an ihrem eigenen vergangenen Leben und an dem Manne, der ihrem Dasein damals so nahe gestanden. Ihr einsames Sinnen beschäftigte sich oft mit Ottilio

und mit seinen Geschiken; sie malte sich Szenen des Glükes aus, das sie ihm gönnte, aber auch Störungen und Zwischenfälle, die ihr eigenes Benehmen während der Ehe in Schuz zu nehmen geeignet waren. Diese Studien über die Vergangenheit und über Ottilio's gegenwärtige Lage gehörten zu den Beschäftigungen ihrer einsamen Stunden. So ist der Mensch beschaffen: entsagen ist leichter als vergessen.

Aus den Zeitungen, die ihr Umrisse über des getrennten Gatten äußeres Leben gebracht hatten, erfuhr sie auch von der großen Oper des Virtuosen; kurz nach dem Berichte über deren erste Aufführung in seiner Vaterstadt las sie endlich zu ihrem größten Erstaunen die Erklärung ihres alten Freundes über die Autorschaft. Sie kannte das wahrhafte Gemüth des Meisters Niklas zu gut, als daß sie an der Wahrheit seiner Veröffentlichung zweifeln konnte. Jezt bedauerte sie in seinem Interesse, daß sie nicht mehr unter die Mitglieder der großen Oper zählte; noch war sie unschlüssig, in welcher Weise sie ihn bei Durchführung seiner Ansprüche in ihrer gegenwärtigen Lage vielleicht doch nüzlich sein könnte, als die Zeitungen auch schon verkündeten, daß über Einschreiten des Virtuosen der Staatsanwalt gegen

den alten Muſikanten das Verfahren wegen muthmaßlichen Irrſinns eingeleitet habe.

Der entſezliche Schlag, der ihren gütigen Lehrer betroffen, berührte in hohem Grade auch das Herz der Sängerin, und ſie beſchloß, auf ihre Zurükgezogenheit verzichtend, ſich allſogleich in die Reſidenz zu begeben und mit allen Kräften zur Befreiung ihres alten Freundes von einem ſo ſchmählichen Verfahren, ſo wie zur Durchſezung ſeiner Anſprüche mitzuwirken.

Die Sache duldete offenbar keinen Aufſchub; mit ihrer Reiſe in die Reſidenz ließ ſich auch ein perſönlicher Endzwek verbinden: ſie befand ſich nemlich ſeit dem Tage, an dem ſie in ihre Ehetrennung eingewilligt hatte, nicht mehr im Beſize des geheimnißvollen Dolches: er war das einzige Wahrzeichen ihrer unbekannten Abkunft, ſie wollte ihn jedenfalls wieder zurükerhalten.

Sobald ſie in der Reſidenz angekommen war, begann ſie allſogleich ihre Schritte zum Beſten ihres einſtigen Meiſters. Sie erfuhr, daß er bereits in das Beobachtungzimmer für Geiſteskranke abgeliefert worden ſei, und daß man ſich eben damit beſchäftigte, ſeinen Geiſteszuſtand nach allen Richtungen zu erforſchen und zu prüfen. Der Zutritt zu ihm und jede Mittheilung an ihn wurde ihr für die Zeit der bezüglichen Erhebungen auf das

beſtimmteſte verſagt. Sie konnte jedoch nur mit dem Aſſiſtenten ſprechen, denn der unterſuchende Arzt war mit dem Staatsanwalte zum Behufe einer anderen ſtrafgerichtlichen Unterſuchung für einige Tage verreiſt.

Den Virtuoſen wollte ſie vorläufig nicht ſprechen; die paar freien Tage ſchienen ihr alſo nicht beſſer verwendbar, als wenn ſie unterdeſſen ihre eigene Angelegenheit in Angriff nehme.

Nachdem die Einwilligung zur Trennung ihrer Ehe im feſten Hauſe Wullroß von ihr unterſchrieben worden war, hatte ſie ihre Effekten zuſammen gerafft und in ihre Reiſekoffer geworfen. Als ſie dieſelben in ihrem neuen Aufenthalte wieder auspakte, vermißte ſie jenen Dolch und erinnerte ſich, daß ſie ihn früher in ihrem Zimmer zu Wullroß auf den Steintiſch, der ihr zur Toilette diente, gelegt und dann in der Haſt der Abreiſe dort vergeſſen habe. Es wäre nun allerdings nahe gelegen, ſogleich nach dieſer Wahrnehmung die Zurükgabe ihres Eigenthums zu verlangen; in der Aufregung über ihre Läge und Verhältniſſe hatte ſie dies damals unterlaſſen, und war ſpäter nicht ſchlüſſig geworden, an wen ſie ſich eigentlich wenden ſollte. Daß ſie mit Ottilio und deſſen zweiter Gemalin nicht in Verkehr treten wollte, war begreiflich, — ebenſo, daß ſie jede Annähe-

rung an den Domherrn verabſcheute; aber auch mit dem Grafen Florian oder mit ſeiner Haushälterin wieder in Berührung zu kommen, wäre ihr widerwärtig geweſen; beide hatten ſich entſchieden mißgünſtig gegen ſie benommen und es nicht an Kundgebungen ihrer Abneigung fehlen laſſen. So war ſie denn, als ſie wegen Niklas in die Reſidenz kam, noch immer nicht im Beſitze des für ſie werthvollen Dolches.

Wullroß lag nicht entfernt von der Reſidenz; es bot ſich die Gelegenheit, ihres Kleinodes ohne fremde Hülfe wieder habhaft zu werden. Sie zweifelte nicht, daß es ſich noch auf dem Tiſche befand, wo ſie es vergeſſen hatte; ſollte der ſeltſame Dolch ſeitdem jemand aufgefallen ſein, ſo wurde er wol für eine alte Waffe gehalten, deren mehre im feſten Hauſe umherlagen. Sie beſaß noch den Schlüſſel zum geheimen Gange, der in die Thurmrotunde des Zimmers führte, das ſie dort einſt bewohnt hatte. Den Weg durch die Forſte von Wullroß konnte ſie zu Fuß zurüklegen, ebenſo unbemerkt war wol auch die Thüre zu erreichen, deren Schlüſſel ſie einſt abgezogen hatte; befand ſie ſich aber einmal im geheimen Gange, ſo war ſie vollends jedem Auge entzogen und konnte aus dem unbewohnten Zimmer ihr Eigenthum gefahrlos fortnehmen.

Dazu reizte es ſie auch, den lezten Schauplaz ihrer Ehe ungeſehen noch einmal zu betreten; ſie faßte daher den Entſchluß, dieſen Plan auszuführen, und zwar in den paar Tagen, die ihr bis zur Zurükkehr des Arztes und des Staatsanwalts zur Verfügung frei blieben.

XXVI.

Faſtrada fuhr bis zu einer nahe bei Wullroß liegenden Waldſchenke; dort verließ ſie den Wagen und befahl, daß er ſie erwarten ſolle. Hier vernahm ſie zufällig die ſie in hohem Grade überraſchende Kunde, daß auch Gräfin Klaudine in Wullroß angekommen ſei; ſie erſchrak zuerſt und war faſt ſchon daran, ihr Vorhaben aufzugeben; aber nach einiger Ueberlegung erſchien ihr deſſen Ausführung durch die Anweſenheit der Gräfin keineswegs vereitelt, ja kaum weſentlich erſchwert, da die geheime Treppe für alle Fälle ein ſicheres Verſtek bot. Zugleich überkam ſie wieder das Verlangen, in das häusliche Leben derjenigen Frau, von der ſie verdrängt wurde, einen Einblik zu werfen. Jezt war ihr vielleicht die Gelegenheit dazu geboten, warum ſollte ſie zurükſchreken?

Sie eilte in den Forſt, und ſchritt nicht ohne Herzpochen an der Seite der Fahrſtraße auf Waldwegen

weiter, die ihr als wenig beſucht bekannt waren. Sie kam ſich ſelbſt wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, der noch einmal auf die Stätte zurükkehrt, wo ſich ſeine irdiſchen Geſchike erfüllt hatten: Die alte Eiche, die ſo ſtolz und prächtig mitten zwiſchen den Tannen ſtand, war ihr wol bekannt, — dem Gemurmel jener kleinen Quelle hatte ſie oft gelauſcht, — auf der Moosbank daneben manche Stunde leſend oder im Spiele ihrer Gedanken zugebracht.

Der Wald lag ſtill und geheimnißvoll um die Wandelnde; die Wipfel rauſchten, dazwiſchen ſangen die Amſeln und im Dikige brach der Sprung des Wildes. Jezt kam ſie an einer Waldwieſe vorüber, ein paar Rehe, die dort äſeten, ſahen ſie zuerſt mit großen Augen an, dann flohen ſie ins Gebüſch. Faſtrada wandelte wie im Märchen; allmälig beruhigte ſich auch ihr Gemüth; ihr eigenes Leben ward ihr zur Legende.

Aus dieſem ſtillen Frieden wurde ſie durch den Galop eines Pferdes gewekt; von der Stelle, wo ſie ſich befand, konnte ſie einen Ausſchnitt der Straße überbliken, die gerade auf Wullroß führte. Ein Reiter ſprengte auf derſelben gegen das Schloß; — war das nicht Ottilio?

Die Beruhigung ihres Innern verſchwand wieder

bei dieſem Anblike; aber ſchon verhallte der Hufſchlag des Roſſes, ohne daß ſie ihrer Wahrnehmung gewiß war.

Langſamer ſchritt ſie weiter, indem ſie fortwährend behutſam nach allen Seiten hinlauſchte. Endlich erblikte ſie durch einzelne Ausſchnitte des Gehölzes die Mauern des feſten Hauſes; ſie ſchlich von den Bäumen gedekt bis an den Waldſaum und ſpähte über die Umgebung; drüben, wo die Hauptſtraße auslief, ſtand ein Pferd an einem Baume angebunden, der junge Anflug dekte es gegen das Schloß, ſo daß es von dort nicht geſehen werden konnte.

Das Gebüſch war an der Stelle, wo ſich Faſtrada befand, ſeit der Zeit, als ſie das lezte Mal hier war, in die Höhe geſchoſſen; auch dem Thurme zunächſt war es herangewachſen, ſo daß ſie ſich unbemerkt dem Schloſſe nähern konnte.

Sie eilte vorſichtig von Buſch zu Buſch, und ſtand bald an der geheimen Pforte. Sie öffnete ſchnell mit ihrem Schlüſſel und, nachdem ſie lautlos eingetreten war, ſchloß ſie wieder hinter ſich und verwahrte den Schlüſſel in ihrer Taſche.

Sie befand ſich nun am Fuße der Wendeltreppe, die in das Zimmer führte, wo ſie ihr Eigenthum holen wollte; es war hier vollkommen dunkel; eine Maus

ſchien raſchelnd ein Verſtek zu ſuchen, um ihr Haupt flatterten Spinnengewebe.

Mit hoch klopfendem Herzen ſezte ſie ihren Fuß ohne Geräuſch von Stufe zu Stufe, und befand ſich bald auf halber Höhe. Da tönten Stimmen ober ihr, und wie ſie nach kurzem Zögern faſt den Athem anhaltend wieder vorwärts ſtieg, wurden ſie immer vernehmlicher; ſie führten offenbar einen Streit, und Faſtrada erkannte bald darauf, daß die zankenden Stimmen Ottilio und Klaudine angehörten.

Einen Augenblik ſchwankte ſie, ob ſie nicht umkehren und ſich unbemerkt wieder fortſchleichen ſollte; doch wie die geſprochenen Worte immer deutlicher wurden, erfaßte ſie die unwiderſtehliche Begierde ſie zu vernehmen und einen Blik in das Leben ihrer Nachfolgerin zu werfen. Oefter hatte ſie dieſen Wunſch gehegt; jezt war ihr, ohne daß ſie es bei der Fahrt nach Wullroß beabſichtigt oder angeſtrebt hatte, deſſen Erfüllung geboten. Ihr Verhängniß trieb ſie weiter, vorſichtig glitt ſie die Stufen empor, vorſichtig drükte ſie oben an der geheimen Feder; im Wandgetäfel öffnete ſich ein ſchmaler Durchlaß, und Faſtrada ſtand in dem Thurmgelaſſe, von den ſchweren Vorhängen gedekt. Im Zimmer daneben befanden ſich

Ottilio und Klaudine mitten im Verlaufe eines heftigen Streites.

— Der Umstand, daß sie zwei junge Gemalinnen besaßen und beide kinderlos blieben, scheint allerdings gegen sie zu sprechen, Herr Graf. Mag sich meine nervenschwache Vorgängerin dabei befriedigt haben, bei mir ist dies nicht der Fall. Das schöne mächtige Weib stand hoch aufgerichtet und sah fast grollend auf ihren Gemal.

— Suchen sie nicht Ausflüchte in einer Richtung, die heute völlig abseits liegt. Ich habe sie nach ihrem Liebhaber befragt, Madame, darauf antworten sie.

— Sie haben ihre Jugend in Laster und Sinnenrausch zugebracht, genossen was der Mensch genießen kann, aber vielleicht nicht soll, — sie haben ihre Manneskraft vergeudet, und jezt verlangen sie von dem Weibe, das sie sich beigesellt, das in der Fülle der Jugend prangt, daß ihm der abgenuzte Schwächling genügen soll. Ob ich Liebhaber besize? Ja, mein Herr, ich besize deren, und werde sie besizen.

— Denjenigen, den sie sich hieher nach Wullroß bestellten, den mindestens werden sie nicht besizen.

— Was wissen sie von dem, was ich beschließe und vorhabe!

— Diesmal weiß ich es; sie waren so unvorsichtig,

ſeinen Liebesbrief offen auf dem Parkete zurükzulaſſen; hier iſt er! und ich habe mir das Vergnügen nicht verſagt, ihn zu leſen.

— Sei's drum; die Geheimniſſe ſind jedenfalls unbequem.

— Nun, ſo will auch ich keines vor ihnen haben; um die Stunde, da er in ihre Arme eilen ſollte, werden wir uns ſchlagen auf Tod und Leben.

Die Gräfin erblaßte, doch der Zorn gab ihr Faſſung; ihr gewitterhaftes Auge ertrug ſeinen Blik: Es iſt ſehr liebenswürdig von ihnen, daß ſie ſich wegen ihrer Gemalin der Gefahr ausſezen, todt geſchoſſen zu werden; ihr Herren pflegt dies gewöhnlich nur für eure Mätreſſen zu thun. Aber hören ſie eine Bitte, fuhr ſie mit höhniſchem Scherze fort, laſſen ſie ſich diesmal ja nicht todt ſchießen, ich bitte ſie inſtändig um dieſe Gefälligkeit.

— Klaudine!

— Es iſt mein voller Ernſt, Herr Graf; ich muß Kinder haben, ehe ſie ſterben; tödten ſie in Gottes Namen lieber den zierlichen Diplomaten; einen Liebhaber bekommt man viel leichter wieder, als einen Gatten, der ein Fideikommiß beſizt.

— Schändliches Weib! rief der Graf in auflodernden Zorne.

— Ich bin nur klug, hohnlachte ſie; ich war Zeuge, wie die Witwe des lezten Fideikommißbeſizers klanglos aus dem reichen Hauſe zog, das ihnen zufiel; ich mag dieſem Beiſpiele nicht nachahmen: erſt muß ich den Nachfolger geboren haben, dann ſteht ihnen die Verfügung über ihr eigenes Leben frei und unverwehrt.

— Alſo nur die Hoffnung, die ſie auf meine Kinder ſezen, giebt meinem Daſein noch einigen Werth in ihren Augen.

— Wer ſagt das? Meine Kinder werden im gräflich Wullroß'ſchen Fideikommiſſe ſukzediren; ob es auch ihre Kinder ſind, das iſt Nebenſache.

— Abſcheuliche, hüte dich, daß ich mich nicht an dir vergreife.

— Spare deinen Muth für deinen Nebenbuhler; ſchieß' ihn todt, was kümmert's mich; aber an Liebhabern ſoll es mir deswegen nicht fehlen, und auch nicht an Kindern!

Der Graf ſprang in höchſter Wuth gegen ſie; aber auch ſie erwartete ihn mit geballter Fauſt.

In dieſem Augenblike fiel ſein Blik auf den Dolch, der neben ihnen am Steintiſche lag; faſt unwillkührlich ergriff er ihn und ſtieß ihn bis an das Heft in die Bruſt der Gräfin.

Als er ihn zurük zog, drang ein Blutstrom nach; die Gräfin sank mit einem Seufzer zu Boden.

Noch ein Schrei wurde aus der Eke vernehmbar, und am Kreuzgewölbe des Zimmers wiederhallte es von einem zweiten Falle.

Waren heute in Wullroß auch die Gespenster los? dem Grafen schauderte kaltes Entsezen über den Rüken; er schleuderte den Dolch von sich und entfloh aus dem Schlosse. Niemand hatte vorher sein Kommen bemerkt, niemand wurde jezt seine Entfernung gewahr.

Bald darauf schwang er sich hinter den Gebüschen auf's Pferd und jagte davon durch den Forst.

Viertes Buch.

XXVII.

Nachdem Doktor Herkules die Erklärung des alten Musikanten in seine Zeitung aufgenommen hatte, fühlte er sich verpflichtet, sich um dessen weiteres Schikſal zu bekümmern, wenn der Antheil, den er an ihm und seinen Liederkompoſizionen genommen, ihn hierzu nicht ſchon ohnedies getrieben hätte. Mit Beſorgniß vernahm er, daß Niklas der Unterſuchung wegen Irrſinns unterzogen wurde, und da ſein mündliches Einſchreiten bei den dabei maßgebenden Perſönlichkeiten erfolglos blieb, ließ er nicht nach, in ſeiner Zeitung ſich zu deſſen Gunſten zu verwenden. Er brachte über ſeine Lieder und Simfonien ausführliche Beſprechungen, die deren Originalität und Schönheit hervorhoben und zu verſtehen gaben, daß ein ſo entſchiedenes Talent wol auch eine große Oper komponiren könne, — und daß es möglich ſei, daß die muſikaliſchen Gedanken des verborgenen Genies von Anderen ausgenüzt und verwendet werden.

Nichts deſtoweniger nahm die ſachverſtändige Beobachtung des Muſikanten bezüglich der angezeigten Geiſtesſtörung ihren Fortgang. Er ſchmachtete unter drükender Obhut; der Virtuos aber war bei ſeinem erſten Wiedererſcheinen im Theater mit einem Beifallſturme begrüßt worden; man hilt ſich nach dem Angriffe, den er erfuhr, zu dieſer Huldigung verpflichtet.

Auch was der Doktor über Faſtrada's Ehe und deren Trennung von Zeit zu Zeit erfahren hatte, vermehrte ſeine Verſtimmung. Er war mit ihr während ihrer Laufbahn als Sängerin vorübergehend zuſammen getroffen, aber ihre Stimme hatte eine dauernde Erinnerung an ſie zurük gelaſſen, und auch in der Stellung, die ſie damals zur äußeren Umgebung ſich zu bewahren wußte, hatte ſie ſich jederzeit taktvoll und ehrenwerth gezeigt. Nach ſeinen Auffaſſungen hatte der Doktor ihre Heirath mit dem Grafen Wullroß allerdings nicht gebilligt; das Betragen des Grafen erſchien ihm nichts deſtoweniger ſchnöde und ſchmählich. Um irdiſches Gut wurde die Gemalin verſtoßen, die ſich ohne irgend eine Rükſicht auf ſolches ihm anvertraut hatte; die Rechte des Herzens waren hier abermals mit der Arithmetik in Zank gerathen und dabei, wie faſt immer, unterlegen. Es hatte einſt ſein Zwergfell erſchüttert, als er

im Don Quijote von der jungen Dame geleſen, die ſich beim erſten Begegnen in einen Ritter verliebt hatte, und am nächſten Morgen von der Duenna in Thränen gebadet angetroffen wurde; von dieſer um die Urſache des Weinens befragt, gab das ſchöne Kind als ſolche ihre Zweifel an, ob ihr Geliebter auch verdaderamente de linage de reyes abſtamme oder nicht. Wäre es nicht für beide Geſchlechter gerathen, auch heut' zu Tage ſolche naive Thränen rechtzeitig zu vergießen und ſich ſo vor der ſpäter nachfolgenden Reue zu bewahren?

Der Doktor blätterte heute zerſtreut in den Journalen, und warf dabei unmuthige Seitenblike auf das Leben um ihn. Beides erregte ſeinen Ekel, und die großen Herren und die kleinen Leute theilten ſich in gleichem Maße in ſeine Verachtung. Im Epigonenthum der Gegenwart bilden nicht große Karaktere und Thaten die Weltgeſchichte und die einzelnen Menſchengeſchike, ſondern kleine Ereigniſſe und Schwächen. In dem einen Blatte las er von den ſegensreichen Erfolgen der Miſſiongeſellſchaften, und von zahlreichen konvertirten Mohrenmädchen, — verſchwiegen wurde aber, daß die Bekehrten des lezten Verzeichniſſes in Europa durch die Tuberkuloſe bereits wieder außer Evidenz gebracht waren. — Dort fuhr der Glükliche vorüber, der ſich durch ſeine

landwirthschaftlichen Bestrebungen zuerst zum Ritter von Borkenkäfer und jezt zum Freiherrn von Reblaus emporgeschwungen hatte: dabei wurden die Forste nach wie vor verwüstet, und die Weinberge mußten ausgerottet werden. — Ein Banquier, so berichtete ein anderes Blatt, versendete, als sein Kredit erschüttert zu werden anfing, an die Spizen der Gesellschaft Einladungskarten zu einem großen Ballfeste; wer solches unternehmen kann und dazu aufgelegt ist, dessen finanzielle Lage konnte unmöglich bedroht sein; man bewarb sich um die Einladung und schämte sich, an seiner Zahlungsfähigkeit einen Augenblik gezweifelt zu haben. Mit vornehmem Lächeln akzeptirte der Banquier die angebotenen Kredite; am Ballabende war er jedoch unfindbar, und die zahlreich erscheinenden vornehmen Gäste fanden an seinem Hotel bereits die Ganteröffnung angeschlagen. — Hier zeigte sich der Abgeordnete, der in jeden Ausschuß gewählt werden wollte, und dann in keinem arbeitete; — dort der reiche Wucherer, jüngst noch ein ganz kleiner Mann im Ghetto, der seinen Sohn mit Gewalt zum großen Herrn machen wollte — —

War es zu verwundern, daß Darwin auch in den Thieren durch alle Jahrtausende den unaustilgbaren Trieb entdekte, zu parveniren vom Schleimgebilde zum

Fiſche, zur Amfibie, endlich zum Vogel und zum Landthiere, bis es ihnen im Affen bereits gelang, Huf und Klaue in fünf Finger auseinander zu löſen und den lezten Wirbelknochen des Rükgrates zum Schädel auszuweiten. Es galt nun, immer mehr Mark aus dem kleinen Gehirne in das große zu drängen und zulezt die Stirne majeſtätiſch zu wölben und den kühnen Naſenvorſprung zu erringen. Da war endlich der Menſch fertig, aber die Gemeinheiten aller Thierraſſen blieben an ihm vorhanden und nachweisbar.

Doktor Herkules warf einen Rükblik auf die Erfolge ſeiner eigenen journaliſtiſchen Thätigkeit. Das Blatt, das er gegründet hatte, konnte nicht recht Boden gewinnen; die Zahl der Abonnenten blieb eine geringe; wer ſich durch deſſen Inhalt getroffen fühlte, — und deren gab es viele, — war nicht geneigt, ſeine eigene Schmach zu bezahlen; die Fraſe iſt eine zu allgemein beliebte Koſt, der Schein die am leichteſten zu erringende Realität; wer dagegen kämpft, iſt auf ſich und wenige Geſinnungsgenoſſen eingeſchränkt, er muß darauf gefaßt ſein vor leeren Bänken zu ſpielen. Auf eine Himmelfahrt fallen viele Kreuzigungen. Es war ein mühſam dankloſes Unternehmen, den Augiasſtall zu reinigen;

die Stimfaliden waren zu unermüdlich in ihrer Thätigkeit, der Guano hatte zu reiche Schichten.

Der Doktor ſollte für das nächſte Blatt noch den Leitartikel ſchreiben; er war dazu durchaus nicht aufgelegt. Mehr Neigung hatte er heute für das Feuilleton; er nahm ſeine Reiſemappe hervor und ſuchte darin nach einem Stoffe; er fühlte das Bedürfniß, ſich von der umgebenden Wirklichkeit zu befreien und in vergangenen Zeiten ſich an Natur und Kunſt wieder aufzurichten.

Mannigfaltiges kam ihm unter die Hände, Ernſtes und Scherzhaftes: Einmal wollte er von Bolſena querüber nach Aquapendente wandern; er mußte den Bergrüken des Apennins überſchreiten; gegen einen kurzen Sonnenregen hatte er ſich in einem altetruſkiſchen Grabe geſchüzt und ſchritt dann einſam durch die blühende Wildniß. Immergrüne Gebüſche und gelbblühender Ginſter bedekten die Hochebene; jedes Blatt glänzte vom lieblichen Bade des Frühlings und die Nachtigallen ſangen ihre Lieder. Allmälig waren Wege und Stege verſchwunden, doch ſelbſt das Umherirren auf der duftigen Heide war lieblich. Darüber wurde es Abend, und es erwachte der Wunſch, das Ziel der Reiſe zu erreichen. Jezt wurde ein Einödehaus ſichtbar, der Wanderer ſchritt auf daſſelbe zu. Es war verſchloſſen; erſt nach

langem Pochen zeigte ſich jemand an der Dachluke; das Begehren nach einem Wegweiſer wurde hartnäkig abgewieſen, und bald konnte ſich der mit einem Vollbarte begnadigte Wanderer überzeugen, daß er vielleicht wegen dieſes für einen Räuber gehalten wurde, an denen die dortige Gegend nicht Mangel leidet. Wollte er die Hütte nicht mit Gewalt erbrechen, ſo blieb ihm zulezt nichts anderes übrig, als abzuziehen, wie er gekommen war. Er ging wieder in der Irre; die Sonne ſank unter, und die Dämmerung brach raſch herein. Die fröhlichen Farben der Gegend wichen dunklen Schatten, die Vögel waren verſtummt, und die Lage des einſamen Wanderers ließ allerdings einiges zu wünſchen übrig. Da gewahrte er nach ein paar Stunden Weges in einiger Entfernung den Schatten eines Menſchen, der ihm zu folgen ſchien; er hilt an und wollte ſeinen Hintermann herankommen laſſen; aber ſobald er ſtehen blieb, ſtand auch der Fremde; unſer Wanderer ging alſo zurük, um ihn ſo ſeinerſeits zu erreichen; doch wenn er ſich wendete, entwich auch der andere und hilt ſich ſtets in gleicher Entfernung von ihm. Das ſchien allerdings ſeltſam und ſogar verdächtig, offenbar lag irgend eine Abſicht zu Grunde. Das Unbehagliche der Lage wuchs, als der Fremde mit

einem Gegenſtande zu hantiren begann, der ſich bei ſo ſcharfem Hinbliken, als es die Dunkelheit geſtattete, als ein Gewehr darſtellte, ja nach dem weiten Rohre zu urtheilen, offenbar als ein Trombon, wie ſolche bei Banditen beliebt ſind. Schlug er an? zielte er? das ließ ſich nicht ausnehmen, aber es ſchien für jeden Fall gerathen, den Weg raſch fortzuſezen, vielleicht ließ ſich ſo abermals eine menſchliche Wohnung erreichen, mindeſtens konnte die Schußweite vermieden werden. Unſer Wanderer ſchritt alſo vorwärts, doch der andere folgte nicht langſamer; wiederholt blikte er ängſtlich zurük, konnte in der Dunkelheit jedoch nur bemerken, daß jener das Gewehr ſtets in drohender Haltung bewahrte. Er hatte vorher auf den aufſteigenden Mond gehofft; allmälig ſchwand jedoch dieſer Troſt, das Gewölke wurde immer ſchwerer, und jezt entwikelte ſich ſogar ein beſchwerlicher Nachtregen. Die Lage des Reiſenden verſchlimmerte ſich hierdurch immer mehr: was ſollte er thun? und was that ſein Verfolger? Er ſchaute zurük und ſtrengte die Augen an; aber war es Wahrheit oder Täuſchung, was er wahrzunehmen kaum verneinen konnte? Der verdächtige Menſch öffnete einen großen Regenſchirm und ſchritt jezt unter deſſen behaglichem Schuze fürbaß. Das alſo war der verdächtige Trombon

geweſen! Unſer Freund erinnerte ſich, daß Räuber niemals unter Regenſchirmen zu gehen gewohnt ſind; er verbarg ſich alſo im Schatten eines Geſträuches, um durch ſein Stehenbleiben nicht den Mann mit dem Regenſchirme zu erſchreken; ſobald dieſer die Stelle, wo er ſich verſtekt hilt, erreicht hatte, trat er hervor und es gelang ihm, deſſen Furcht vor dem vermeinten Ueberfalle zu beſeitigen und ihn zu überzeugen, daß auch er ein harmloſer Wanderer ſei. Sie hatten bisher einer den andern für einen Banditen gehalten, beide hatten ſich vor einander gefürchtet, und waren nun froh, den Weg in Gemeinſchaft unter einem und demſelben Regenſchirme fortzuſezen, — am meiſten unſer Freund, da der andere des Weges genau kundig war und überdies den Schirm über beider Köpfe hilt.

Ein anderes Mal beſuchte der Doktor, ebenfalls im Süden, einen Berg von bedeutender Höhe, welcher in der Umgebung der heilige Berg hieß. Ihm war von jeher das Beſteigen der Berge faſt lieber als der Genuß der Ausſicht; dieſe entſpricht ſelten den gehegten Erwartungen, manchmal iſt ſie durch Nebel und Höhenrauch völlig entzogen oder doch ſehr verkümmert. Dagegen bietet das Wandern, zuerſt durch die Waldregion, dann über Alpenmahden und Wieſen einen ſichern Ge-

nuß, der bei rüſtiger Kraft durch die Mühe des Fußgehens kaum geſtört, manchmal ſogar erhöht wird, da bald ein einzelner Lerchen- oder Zirbelbaum, bald eine Alpenroſe, eine tiefblaue Genziane oder wol gar Raute und Edelweiß erfreut und ein friſcher Felsquell dem Durſtenden einen Genuß bietet, den der feinſte Wein in der Ebene zu verſchaffen nicht im Stande iſt. Der Doktor befand ſich damals in gehobener Stimmung; neugierig beſchleunigte er ſeine Schritte, als er vor ſich einen großen, aus Balken und Stangen zuſammengefügten Wagen bemerkte, den zwei weiße Ochſen gegen die Höhe des heiligen Berges zogen. Der Wagen war voll beſezt mit Frauen und Kindern, daneben ſchritten der Lenker des Geſpanns und ein Mann, der aus einem Buche vorlas. Der Wagen hilt jezt an, damit die Zugthiere verſchnaufen konnten; Doktor Herkules erreichte ihn und gewahrte, als er hinzutrat, die lieblichſte Reiſeidille, die man ſich denken kann. Am Hochſize des Fuhrwerks ſaß eine Frau, die Mutter der acht ſie umgebenden Kinder, nicht mehr in der Blüthe der Jugend, aber noch ſchön und begehrenswerth. Ihre Kinder zeigten alle Stufen gediegenen Heranwachſens, vom Säuglinge an der Bruſt der Mutter bis zur Jungfrau, die ſich eben ihres Magdthums bewußt wird.

Es gewährt jederzeit einen anmuthigen Anblik, wenn neben der Tochter die noch immer reizende Mutter steht; hier aber war weit mehr geboten, um dieſe ſcharte ſich eine ganze liebliche Kinderzucht, jedes geſund, froh und ſchön. Daneben ſchritt der wolgebildete Gatte und Vater und las Weib und Kindern aus dem Homer; die Familie war von einer der griechiſchen Inſeln und verſtand die Ilias in der Urſprache. Die Stimmung des Doktors ſteigerte ſich durch dies liebliche Menſchenbild, und als er bald darauf bei einer Wendung um den Bergrüken in der Ferne den blauen Nebel des Meeres aufſteigen ſah, jauchzte und jubelte es in ſeiner Bruſt

Es that ihm heute vorzüglich wol, in ſeiner Mappe gerade dieſe Reiſeepiſode aufgeblättert zu haben; er verwendete ſie für das Feuilleton und konnte ſich am Schluſſe die Bemerkung nicht verſagen, daß die Zuchtwahl und die Metamorfoſe der Jahrtauſende es doch nicht dahin zu bringen vermögen, daß dereinſt die leibliche Deſzendenz der Paviane, den heiligen Berg beſteigend, den Homer leſen und das ferne blaue Meer bewundern werde. Mag die Hirnſchale des Menſchen immerhin nichts anderes als der lezte Rükenwirbelknochen niederer Thierraſſen ſein: Das beweiſt nur die

weiſe Oekonomie im Weltall, die ſo viel als möglich nach derſelben Urform und nach denſelben Grundgeſezen bildet und unnöthige Abweichungen und willkührlichen Wechſel verſchmäht, die aber im Aehnlichen gleichwol Unterſchiede aufſtellt, welche keine Zeit und keine Bemühung aufzuheben im Stande iſt. Sie huldigt allenthalben dem großen Geſeze der Einheit im Mannigfaltigen.

Er war wieder verſöhnt und beruhigt, als ihm eine Depeſche überbracht wurde, die ihn abermals in heftige Aufregung verſezte; ſie meldete, daß Gräfin Klaudine von Wullroß erſtochen, und daß die frühere Gemalin des Grafen Ottilio als ihre Mörderin verhaftet worden ſei.

Er konnte dieſe erſchütternde Nachricht den Leſern ſeines Blattes nicht vorenthalten, knüpfte daran aber die Bemerkung, daß es ſehr gewagt erſcheine, Faſtrada, die ſich ſtets eines makelloſen Rufes erfreute, eines ſo ſchweren Verbrechens zu beſchuldigen. Man müſſe hoffen, daß die Erhebungen ihre Unſchuld darthun werden, der Schein trüge nicht ſelten, und wenn jemals, ſo ſei in dieſem Falle den Behörden Vorſicht und unbefangenes Einſchreiten anzuempfehlen.

XXVIII.

Einen völlig anderen Eindruk machte die Nachricht von dem Morde im festen Hause Wullroß auf den Staatsanwalt. Endlich lag der Rechtsfall vor, dessen Kunde ganz Europa durchfliegen wird, dessen geschikte Durchführung gleichzeitig seinen eigenen Namen bekannt machen mußte und ihn mit Ruhm und Belohnungen zu bedeken versprach. Eine Dame aus der vornehmsten Gesellschaft wurde erstochen, eine zweite Dame, als Sängerin berühmt und durch ihre Heirat von gleichem Range, figurirte als Mörderin; jüngst noch in Abgeschiedenheit verschollen, tauchte sie fast gleichzeitig mit ihrem Opfer im einsamen Schlosse auf; sie besaß den Muth zur grauenvollen That, dann aber die Schwäche, sich am Orte des Mordes ergreifen zu lassen, obwol die Flucht ausführbar gewesen wäre. Das alles erschien räthselhaft, romantisch, und selbst die nächsten Veran-

laſſungen und Beweggründe nicht völlig aufgeklärt, wenn auch Eiferſucht und Mißgunſt vorausgeſezt werden konnten.

Die Aufgabe für den Staatsanwalt war im gegebenen Falle eine hervorragende, es galt nicht bloß die Schuld zu erweiſen, ſondern ein feiner Kopf mußte im Intereſſe des eignen Rufes nebenbei auch andere pſichologiſche Fragen löſen. Unſer Staatsanwalt fühlte ſich ganz als den geeigneten Mann hiefür und nahm die Unterſuchung mit ebenſoviel Luſt als Energie in Angriff. Das Ziel war ein zu lokendes; Beförderung, Orden ſtanden in Ausſicht, er konnte mit einem Male eine bei Fachmännern und Laien gefeierte Perſönlichkeit werden, jezt oder nie galt es zu parveniren, die Glüksgöttin mußte am Schopfe gefaßt werden, bevor die bunte Seifenblaſe unter ihren Füßen entrollte oder zerplazte.

Vor allem wurde ein genauer Augenſchein am Orte der That aufgenommen, und durch das Gutachten des ihm befreundeten Arztes feſtgeſtellt, daß die Gräfin Klaudine durch einen Dolchſtoß, der mitten durch das Herz ging, ihr Leben verlor, und zwar durch einen Stoß mit demſelben Dolche, der blutbeſudelt unfern der Leiche in der Thurmrotunde vorgefunden wurde.

Die Kammerfrau der Gräfin war die erſte geweſen, welche die That entdekte; ſie war über deren Auftrag

in einem anderen Flügel des Schloſſes mit einigen Verrichtungen beſchäftigt geweſen; als ſie um weitere Befehle einzuholen ſich zu ihrer Herrin begab, fand ſie dieſe bereits als Leiche. Die That mußte kurz vorher begangen worden ſein, denn der Körper war noch warm und das Blut floß aus der Wunde. Das Entſezen der Kammerfrau wurde noch erhöht, als ſich unmittelbar darauf einige Laute einer Menſchenſtimme aus dem Alkoven vernehmen ließen; in höchſter Angſt wollte ſie entfliehen, doch da trat die Haushälterin des Schloſſes in das Zimmer und zog hinter den Vorhängen die frühere Gemalin des Grafen hervor, die ſich eben von einer Ohnmacht zu erholen oder einer ſolchen nahe ſchien. Neben ihr lag ein Dolch und hinter ihr war im Holzgetäfel ein ſchmaler Ausgang auf eine geheime Treppe geöffnet, der bis dahin ſelbſt der Haushälterin unbekannt war.

Es wurde erhoben, daß Faſtrada kurz vor der That in der Schenke jenſeits des Waldes zu Wagen angekommen war und dem Kutſcher befohlen hatte, ſie dort zu erwarten; — in ihrer Taſche wurde der Schlüſſel gefunden, der den unteren Ausgang der Wendeltreppe öffnete; — der Dolch endlich, mit dem Klaudine ermordet wurde, war nach der Ausſage der Zeugen ein

Eigenthum der Verdächtigen: sie schien stets vorzüglichen Werth auf diesen Dolch gelegt zu haben, da sie ihn in ihrem Zimmer und in ihrer Nähe zu halten pflegte.

Zur Zeit der That befand sich außer dem Grafen Florian und seinen zwei alten Dienern nur die ermordete Gräfin und deren Kammerfrau, dann ihr Bedienter und Kutscher in Wullroß; die beiden lezteren kamen, als der Mord entdekt wurde, gemeinschaftlich aus dem abseitigen Stallgebäude. Von der Anwesenheit anderer Personen zu jener Zeit war nichts bekannt; nur Fastrada hatte sich heimlich in das Schloß eingeschlichen.

Es war natürlich, daß allsobald zu Einvernehmung der Verdächtigen geschritten wurde; sie war müde und bleich und schien unter dem Druke tiefster Erschütterung zu stehen. Sie verweigerte auf jede Frage die Antwort und machte Gebrauch von dem Rechte, das nach den Gesezen des Landes jedem Beschuldigten vorbehalten war. Der Staatsanwalt wies darauf hin, daß dies Stillschweigen für sie keineswegs günstig sein dürfte und forderte sie auf, mindestens dasjenige anzuführen, das den gegen sie vorliegenden schweren Verdacht schwächen oder zu einer milderen Auffassung beitragen könnte. Sie verharrte in ihrem Schweigen.

Bezüglich des Grafen Ottilio wurde festgestellt, daß ihm die Nachricht von der Ermordung seiner Gemalin zukam, als er gerade von einem kurzen Ausfluge aus dem Nachbarlande zurükkam. Er trug seinen Arm in einem Verbande; es mochte dort ein Zweikampf vorgefallen sein, — bei einem Kavaliere jedenfalls ein genügender Grund zu einer Reise in ein Land, in dem die Duelle nicht verboten waren. Auch Graf Ottilio wurde einvernommen; er nahm die Berechtigung in Anspruch, sich der Aussage zu entschlagen, weil die Beschuldigte seine Ehegattin gewesen sei. Sein Zeugenverhör wurde vorläufig eingestellt; die Rechtsgelehrten stritten sich einige Zeit, ob diese Begünstigung auch dann zustehe, wenn es sich um die geschiedene Frau handelt. Endlich wurde nach seinem Begehren entschieden; man bemerkte zugleich, daß er ohnedies kaum etwas Zwekdienliches auszusagen in der Lage wäre, da er zur Zeit der That sich erwiesener Maßen außer Landes befunden habe.

Bald nach diesem Bescheide stellte er die Anfrage, ob wegen der schwebenden Verhandlung ein Anstand dagegen obwalte, daß er eine längere Reise antrete. Die Behörde erhob kein Hinderniß, der Graf reiste ab, und jedermann fand es ganz natürlich, daß er nicht

gegenwärtig ſein wollte, während eine Nachtſeite aus ſeinem Familienleben enthüllt und ſeine erſte Gemalin als die Mörderin der zweiten überwieſen werden ſollte.

Die Ermordung der Gräfin Klaudine und die darüber ſchwebenden Erhebungen erregten Aufſehen und Theilnahme. Wer hätte der gefühlvollen Sängerin, die noch in gutem Andenken ſtand, eine ſo grauſe That zugemuthet? Dieſer Fall zeigte wieder einmal, wie weit die Leidenſchaften führen können; die Frommen im Lande klagten über den ſtets wachſenden Unglauben und über den Verfall der Moralität; wer ſich aber eines unbefleckten Stammbaums zu rühmen in der Lage war, der deduzirte mit hochgehobener Naſe, welche üblen Folgen Mißheiraten ſelbſt noch nach Jahren herbei zu führen im Stande ſind, Eltern wieſen mit Entſezen auf den vorliegenden Fall, und purpurblütige Komteſſen bekamen die Gänſehaut über derlei Verirrungen der kavalierlichen Natur.

Auch die Zeitungen hatten ſich des Rechtfalles bemächtigt und brachten Notizen und Gloſſen darüber. Faſt alle ſprachen ſich gegen Faſtrada aus, nur das Journal des Doktors Herkules konnte ſich der Zweifel an ihrer Schuld nicht entledigen und wurde nicht müde, für die Sängerin einzutreten.

Ueber der ſpannenden Mordgeſchichte war das Intereſſe in den Hintergrund getreten, das man früher am Streite zwiſchen dem Virtuoſen und dem alten Muſikanten und an dem Schikſale dieſes lezteren genommen hatte. Nichts deſto weniger kamen die Würfel, die über ihn rollten, nicht zum Stillſtande. Dem Amtseifer des Arztes und des Staatsanwalts gelang es, ungeachtet ſie vielfach in Anſpruch genommen wurden, die Beobachtung mit Erfolg zu Ende zu führen, Niklas für wahnſinnig zu erklären und ihn im Irrenhauſe zurük zu halten; ſein Beharren auf der fixen Idee, die Muſik der Oper Erdennacht komponirt zu haben, lieferte den Beweis für ſeine Narrheit und verſperrte ihm die Hoffnung, ſeine Freiheit wieder zu gewinnen.

Nun aber begann erſt die berühmte Heilmethode ſeines Arztes; die kalte Douche wurde in Thätigkeit geſezt und ihm zugleich bedeutet, daß ſeine Entlaſſung einzig und allein von ſeiner Bereitwilligkeit abhänge, ſeinen Wahn zu widerrufen und zu erklären, daß keine Note der Erdennacht aus ſeiner Feder entſprungen ſei.

Der kranke Mann war hartnäkiger, als man hätte vorausſezen ſollen; auf des Arztes vorläufige Frage über die Autorſchaft jener Opernmuſik erklärte er jederzeit feſt und entſchieden, daß er der Verfaſſer ſei, und

daß der Virtuos sie nur gestohlen habe. Auch wenn dann der kalte Wasserstrahl bereits auf Kopf und Gesicht nieder brauste, wiederholte er seine Angabe, und nur mit dem fehlenden Athem verstummte er endlich. Die täglichen Wiederholungen in gesteigertem Grade hatten keinen Erfolg; der Arzt kam zur Erkenntniß, daß er es mit einer fast unausrottbaren Monomanie zu thun habe; dennoch wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, ihn schließlich doch zu kuriren; es hing ja sein eigner Ruf daran. Die Pumpe sollte immer kräftiger arbeiten; ihr vertraute er.

XXIX.

Der Virtuos gab zur Feier seiner Erfolge ein Festmal für vertraute Freunde; daß der Staatsanwalt und der Arzt sich darunter befanden, war selbstverständlich. Sobald diese am Beginne des Bankettes zusammentrafen, fragte der Staatsanwalt, ob die Behandlung des tollen Musikers vorschreite und Aussicht vorhanden sei, daß er die Beschuldigung gegen den Virtuosen bald widerrufen werde. Auf des Arztes Antwort, daß er ungeachtet seiner Kränklichkeit von einer unglaublichen Hartnäkigkeit besessen sei, bemerkte der Staatsanwalt, daß seine Genesung und sein Widerruf immer nöthiger werde, da man höheren Orts auf den Verschollenen aufmerksam geworden sei und sich wiederholt um dessen Schikſal erkundigt habe. Seine eigene Stellung zur Sache, die doch nur nach dem Rathe des Arztes eingeleitet wurde, fange an unbehaglich zu werden, und nur der freiwillige Widerruf des Musikanten könne

alle Zweifel niederſchlagen. Ueberdies würde die Heilung, die nothwendig vorausgehen müßte, den Ruhm des Arztes auf's beſte befördern und er ſelbſt dann nicht ermangeln, deſſen Verdienſte hervorzuheben und für eine Auszeichnung auf das wärmſte zu empfehlen. Der Arzt verneigte ſich im Vorgenuſſe der in Ausſicht geſtellten Dekorazion und wiederholte die Verſicherung, daß er dem ſtarrköpfigen Greiſe ſeine fixe Idee ſchon vertreiben werde. Wenn der Waſſerguß ihm voll über das Geſicht laufe, zeige er ſchon jezt manchmal einige Neigung, zu Vernunft zu kommen und zu widerrufen; leider müſſe aus Rükſicht für die Erhaltung ſeines Lebens wieder ausgeſezt werden, und dann verflüchtige der kaum errungene Erfolg. Aber er werde energiſcher zu Werke gehen, der Menſch könne viel aushalten, und der Endzwek der pſichiſchen Heilung ſei berechtigt, den Rükſichten auf das leibliche Befinden vorausgeſtellt zu werden. Seine Heilmethode gegen fixe Ideen ſei erprobt; auch diesmal werde ſie durchſchlagen, müßte er auch eine ganze Hochquellenleitung daran verwenden.

Der Virtuos war als Gaſtgeber ebenſo liebenswürdig als verſchwenderiſch. Eine Reihe Delikateſſen und feiner Weine wurde aufgetragen; die Stimmung hob ſich mit jeder Sorte des Rebenſaftes.

Im Verlaufe des Males beklagte ſich der Staatsanwalt über die boshaften Inſinuazionen der Journale; das Blatt, das den Schein und die Fraſe zu bekämpfen vorgebe, ſtehe dabei oben an; Doktor Herkules habe ſich in lezter Zeit ſogar erlaubt, ſowol bei Gelegenheit der Amtshandlungen gegen Meiſter Niklas als bezüglich der Ermordung der Gräfin von Wullroß das Publikum irre zu führen und die Sache der Schuldtragenden mit gewandter Soſiſtik zu vertreten. Er wolle ihm endlich das Handwerk legen und ſei entſchloſſen, wegen unbefugter Einmiſchung in die Akzion der Behörden gegen ihn eine Anklage zu erheben. Alle Gegenwärtigen ſtimmten ihm bei und drükten im voraus ihre Befriedigung aus, den Sonderling einmal auf der Anklagebank zu erbliken. Wenn dann nur auch die Geſchwornen ihre Schuldigkeit erfüllen, meinten einige, der Staatsanwalt aber ſagte, indem er ſich in die Bruſt warf, das möge man nur getroſt ihm überlaſſen, es koche ein Strom von Beredſamkeit in ſeinem Innern, gegen den übelgeſinnten Doktor werde er rechtzeitig emporſpringen wie der Geiſer auf Island.

Am Ende des Gelages erhob ſich der Staatsanwalt und erbat ſich die Erlaubniß, das Glas zu einem Hoch auf den Virtuoſen zu erheben: Die Muſik hat in den

lezten Jahren außerordentliche Fortſchritte gemacht; Mozart, Beethoven und wie alle Meiſter der Zopfperiode heißen mögen, würden, wenn ſie noch lebten, gewiß ſo viel Beſcheidenheit im Leibe haben, vor den Kompoſiteuren der Jeztzeit, die ſie ſo weit überragen, ihre Geigen beſcheiden in die Futterale zu ſteken. Was aber bedeuten alle lebenden Muſikheroen, mögen ſie im Nibelungenfrake oder im Abbémäntelchen ſich zeigen, gegen unſern Freund, den berühmten Virtuoſen? Er faßte in Noten, wovon jene nur träumten, ſeine Erdennacht iſt die Morgenröthe einer neuen Weltära. Jahre der Jugend hat er über dem großen Werke gebrütet, in der geheimen Werkſtatt der Begeiſterung hat er gearbeitet im ambroſiſchen Schweiße ſeines Angeſichts, endlich ſprang der Genius der Muſik aus ſeinem Haupte, und ihm gelang der Olimpiaſieg über Genoſſen und Feinde. Ich darf wol verrathen, daß einige hoffnungsvolle Männer, — und zu meiner Freude erblike ich ſie auch heute in unſerem Kreiſe, — vor Jahren beiſammen ſaßen und Pläne entwarfen, wie jeder von ihnen nach ſeiner Eigenart ſich im Vaterlande zu Bedeutung und Anerkennung emporarbeiten könne. Hier unſer verehrter Feſtgeber iſt der erſte, dem es gelungen iſt, das Ziel zu erreichen und durch die unſterbliche

Kunſt in edelſter Weiſe zu parveniren. Es lebe unſer berühmter Virtuoſe!

Die Gläſer klangen zuſammen; bald darauf erhob ſich der ſoeben Gefeierte: Ich danke ihnen, meine Herren, und vor allen ihnen, ſehr verehrter Herr Staatsanwalt, für den Zoll der Anerkennung, den ſie ihrem Freunde zu ſpenden ſo gütig waren. Ich darf mich über Heimat und Ausland allerdings nicht beklagen, ja mir wurde die Krone des Ruhmes, doch — glauben ſie mir — auch die Lorbeeren tragen Dornen. Der Neid, die Mißgunſt und die Verleumdung ſchnellen ihre giftigen Pfeile; es iſt ihnen ſo gut als mir erinnerlich, wie ein obſkurer Muſikant, der vielleicht einmal, als ich mich noch hier in meiner Vaterſtadt befand, während meiner Kompoſitionſtudien einige Takte meiner Oper abgelauſcht und aufgeſchnappt hat, ſich zur Frechheit verſtieg zu behaupten, er, und nicht ich, habe die Muſik zu meiner Erdennacht gedichtet; Neider und mißgünſtige Zeitungen kolportirten die Beſchuldigung und welche Reihe unliebſamer Szenen wären vielleicht nachgefolgt, wenn mein verehrter Freund und Gönner, der Herr Staatsanwalt, nicht den richtigen Geſichtspunkt der Sache getroffen, wenn nicht mein nicht minder preiswürdiger Freund, der gewiegte Pſichiater deſſen Auffaſſung zur Gewißheit

erhoben und in unwiderleglicher Weise die Geistesstörung bei meinem Gegner dargelegt hätte. Aber mein Gemüth fühlt auch mit den Feinden Mitleid und es thut meinem Herzen wol, daß unser Arzt in Aussicht stellt, den Unglüklichen wieder zu heilen und ihm den Gebrauch seiner Vernunft zurük zu verschaffen. Das Merkmal, an das sein Seelenarzt die Genesung bindet, ist der freie Widerruf der gegen mich geschleuderten Verleumdung. Dieser Widerruf wird mich hoch erfreuen, weniger in meinem Interesse, — denn wer könnte wol an meiner Autorschaft der großen Oper zweifeln? als in dem des noch immer Wahnsinnigen; unserm verehrten Arzte aber wird dieser Widerruf als der sicherste Beweis seiner durchgreifenden Kurmethode zu ewigem Ruhme gereichen. Er wird und muß parveniren.

Jezt schnellte es den Irrenarzt in die Höhe, er mußte auch seine Rednergabe leuchten lassen: Was nüzt leibliche Gesundheit und die ungetrübte Psiche, wenn hinter unserm körperlichen und geistigen Wolbefinden in jedem Augenblike Mord und Verrath lauert? wer würde geneigt sein, der lieblichsten Simfonie, der prächtigsten Oper Aufmerksamkeit zu schenken, wenn er befürchten müßte, daß selbst die Primadonna zum Dolche greift und die tragische That von der Bühne ins Leben

überträgt? Rechtsicherheit, Schuz des Lebens sind die Güter, die wir zuerst und vor allem anstreben, und unerträglich ist die Besorgniß, mitten im Frieden unseres Hauses dem Mordstahle ausgesezt zu sein. Davor kann uns weder die Arzeneiwissenschaft noch die Musik bewahren. Dagegen schüzt uns nur der Mann, dem ich soeben ein Hoch zu bringen gedenke; der Staatsanwalt ist es, der über unser Leben, über unsere Sicherheit wacht, — dunkle Thaten enthüllt er, verstokte Verbrecher überführt er, und das Fallbeil in seinen Händen ist gleichsam der Fliegenwedel, der unsern Schlummer beschüzt. Ein ruchloser Mord wurde vor kurzem verübt; kann ich Todte wieder zum Leben erweken? vermag unser verehrter Kompositeur, ein zweiter Orfeus, die Schatten aus der Unterwelt zurükzuführen? Wahr ist es, diese Aufgabe liegt auch nicht im Amtskreise des Staatsanwalts, aber das Schild des Gesezes hält er zum Schuze über uns, dem gezükten Dolche gebietet er Halt und den ruchlosen Mörder überliefert er dem Schaffote. Ich bin nur ein armer Adept der Rezeptirkunst, — sie erwiesen mir zu viel Ehre, als sie meiner mit einem Toaste gedachten; doch neben mir sehe ich Stern an Stern: dort den Meister der Töne, dem wir das erste Hoch gebracht haben, — hier den

Meiſter des Wortes und der That, für den jezt ich das Glas erhebe. Soeben bearbeitet ſeine Meiſterhand einen berühmten Strafrechtsfall, er wird ihn bewältigen und mit dem beſten Erfolge zu Ende führen; Europa wird ſich ſeines Namens bemächtigen und ſeines Lobes voll ſein, — hohe Orden des In- und Auslandes werden wie Sternſchnuppen auf ihn niederfallen, wir aber werden in ihm bald unſern Generalprokurator zu verehren haben. Hoch, dreimal hoch!

XXX.

Die Vorerhebungen über den an der Gräfin Klaudine von Wullroß begangenen Mord waren zu Ende geführt. Faſtrada hatte fortwährend jede Antwort verweigert, ſie lehnte ſogar ab, ſich einen Vertheidiger zu wählen, und als ihr ein ſolcher von Amtswegen beigegeben wurde, machte ſie auch ihm keine Mittheilungen über den Mord, keine Aufklärung über ihre Anweſenheit am Thatorte und über den verhängnißvollen Zuſammenhang, der zwiſchen der That und ihrer Perſon obwaltete. Es wurde wegen dieſes Verbrechens die Anklage gegen ſie überreicht und endlich der Tag der öffentlichen Schlußverhandlung vor dem Schwurgerichtshofe feſtgeſezt. Der Antheil, den dieſer Fall in den weiteſten Kreiſen erwekt hatte, war ein außerordentlicher; ſchon frühzeitig wurde ſich um gute Pläze im Verhandlungſale beworben, und der Staatsanwalt befand ſich in der Lage, ſich durch

Betheilung mit ſolchen hervorragende Perſönlichkeiten verbindlich zu machen.

Sein Ruf als geſchikter Beamte ſtand überhaupt im Zenithe und ſeine Stimmung war demgemäß eine gehobene; er verſtand es, in den offiziöſen und anderen Zeitungen in geſchikter Weiſe für ſich Reklame zu machen; jezt ſtudirte er, wo er ging und ſtand, bereits an der großen Rede, die er am Schluſſe der Verhandlung zu halten hatte, und ſah in ſeinen Träumen allerliebſte Ordens-Sterne und Kreuze, gleich geflügelten Engelköpfen, um ſich herumgaukeln.

Wie die Troſäen des Miltiades dem Themiſtokles einſt den Schlaf geraubt haben, ſo wurde der Irrenarzt bei den Erfolgen, die ſeinem Freunde in Ausſicht ſtanden, immer unruhiger, je länger die Heilung des Muſikanten und der daran zu knüpfende Widerruf der gegen den Virtuoſen in die Welt ge[illegible]euderten Beſchuldigung im Ausſtande blieb. Sollten ſeine Freunde ſich emporarbeiten, und nur er wegen fremder Verſtoktheit zurükbleiben? Er war ſich bewußt, daß er jezt oder niemals parveniren werde: auch für ihn hatte die Schikſalſtunde geſchlagen.

Demgemäß beſtürmte er den Meiſter Niklas immer nachhaltiger mit ſeiner Heilmethode; er hatte kein Er-

barmen, wenn dieſer unter dem Waſſerſturze mit keuchender Bruſt nach Athem rang; verſagte der Arme in den kurzen Pauſen gleichwol den Widerruf, ſo ſchmähte er über die Bosheit, mit der er ſeine eigene Entlaſſung und den Triumf ſeines wolmeinenden Arztes immer wieder verzögerte.

Endlich ſtieg die Sonne des wichtigen Verhandlungtages; der Staatsanwalt begrüßte ſie bereits im reingebürſteten Amtskleide; hoffentlich zeigte ſeine Uniform heute zum lezten Male die leidigen Dekorazionslüken an der Bruſt. Seine Rede war längſt fertig und einſtudirt; alle Hebungen der Stimme waren wol erwogen, die Bewegung der Arme nach antiken Vorbildern ausgedacht worden. Der materielle Erfolg ſeines Plaidojers: die Verurtheilung der Angeklagten konnte keinem Zweifel unterliegen, aber auch die klaſſiſche Form ſeiner Rede ſollte überraſchen und hinreißen. Im Vorgenuſſe ſeines Triumfes begab er ſich in den Sizungſal.

Auch der Irrenarzt wollte hinter ſeinem Freunde nicht zurükbleiben: heute mußte Meiſter Niklas widerrufen. Früher als gewöhnlich wurde er in den Zwangſtuhl geſezt, und ein Waſſerſtrom, ſo kalt als käme er direkt aus Alpengletſchern, in den Pumpen in Bewegung geſezt. Sie thaten klaglos ihre Schuldigkeit, und der

ſchmerzliche Ausdruk, mit dem er, wenn ſie eingehalten wurden, auf den leitenden Arzt blikte, ließ endlich ſeine Zerknirſchung erwarten. Es lag dem Arzte ſehr daran, ſeinem Freunde ſchon vor der heutigen Verhandlung auch mit dem eigenen Erfolge entgegentreten zu können; das Waſſerſpiel wurde alſo immer wieder mit erneuter Kraft in Bewegung geſezt; dennoch ſchlug die Stunde der öffentlichen Verhandlung früher, als der Pazient zur Nachgiebigkeit bewogen werden konnte.

Nur ungern verließ ihn der Doktor vor dem endlichen Gelingen der Kur, aber um keinen Preis hätte er eine Szene der intereſſanten Verhandlung vor dem Schwurgerichte verſäumen mögen.

Er entfernte ſich alſo nicht ohne Unmuth von ſeinem Experimente; bevor er ging, gab er ſeinem Aſſiſtenten den Befehl, von der Kur heute nicht mehr abzuſtehen, bis ſie gelungen; der alte Mann ſei bereits mürbe geworden, er möge daher pumpen laſſen, bis der Widerruf erfolgt ſei; ſobald dies geſchehen, ſolle er ihm allſogleich die gute Nachricht in den Gerichtſal überſenden.

Dieſer war, als er eintrat, bereits in allen Abtheilungen von den Funkzionären und vom Publikum beiezt; mühſam arbeitete er ſich bis zu ſeinem Plaze vorwärts und war zufrieden, daß er von demſelben die

Thüre, durch die der Bote des Aſſiſtenten eintreten ſollte, im Auge behilt, und daß es leicht möglich war, ihm von dort durch die Gefälligkeit einiger dazwiſchen Stehenden den Bericht deſſelben zukommen zu laſſen.

Faſtrada ſaß auf der Anklagebank blaß und leidend, doch zugleich ruhig und gefaßt. Sie ſchien an der Auslosung der Geſchwornen und an dem zeitweiligen Einſchreiten ihres Rechtanwalts nur geringes Intereſſe zu nehmen, gleichwol konnte man bemerken, daß ſie den Ausſagen und Vorträgen einige Aufmerkſamkeit ſchenkte. Vor ihr am Tiſche lag der ihr wol bekannte Dolch und das blutbefleckte Gewand der Ermordeten. Auch vor dem Geſchwornengerichte hilt ſie die urſprünglich gewählte Stellung ein und antwortete auf keine Frage.

Die Verhandlung nahm nicht viele Zeugenverhöre in Anſpruch; dieſe ſtimmten völlig mit den Vorerhebungen überein; hierauf wurden noch einige Schriftſtüke vorgeleſen und dann das Beweisverfahren geſchloſſen.

Vor dem Plaidojer wurde zur allgemeinen Erholung eine Pauſe gemacht; die Zuhörer benüzten ſie um ſich gegenſeitig die Meinung über den Fall mitzutheilen; ungeachtet des guten Eindruks, den die Erſcheinung der Angeklagten auf alle machte, und des Mitleids, das man ihr nicht verſagen konnte, gab es doch nur wenige,

die an ihrer Schuld zweifelten; auch die Geſchwornen ſchienen, nach ihren Mienen zu urtheilen, davon überzeugt. War ja doch auch die Giftmiſcherin Cenci von rührender Schönheit; das weibliche Herz hat Tiefen, wo Tugend und Laſter eng aneinander ſizen, insbeſonders vermag die Eiferſucht es zu unglaublichen Thaten aufzureizen.

Der Irrenarzt wartete noch immer auf die gewünſchte Nachricht von ſeinem Aſſiſtenten. Die Sizung wurde wieder eröffnet, allgemeine Stille trat ein, und der Staatsanwalt begann ſeine große Rede. Er führte noch einmal alle Einzelnheiten des Mordes vor, machte hier und dort auf Nebenumſtände aufmerkſam und ſchleuderte dann die ganze Wucht ſeiner Beſchuldigungen gegen Faſtrada. Auch jezt blieb ſie ruhig und unerſchüttert, ſo daß er in ſeinem Vortrage die Stelle auslaſſen mußte, die darauf berechnet war, daß ſie zuſammenkniken und in Thränen ausbrechen werde.

Der Arzt wurde von der Beredſamkeit ſeines Freundes hingeriſſen, er hilt es für eine pſichologiſche Studie, die Angeklagte während aller Redefiguren genau zu beobachten. Er verwendete ſeine Augen nicht von Faſtrada, und ſo geſchah es, daß ein Wärter der Irrenanſtalt an der Thüre erſchien und daß ihm die Depeſche ſeines

Assistenten von einem Hintermanne herüber gereicht wurde, bevor er deren Eintreffen bemerkt hatte.

— Endlich doch! rief er während der Rede halblaut im Vorgefühle, daß auch sein Triumf fast gleichzeitig mit dem des Staatsanwalts zum Durchbruche komme. Man sah sich nach der Störung um, wendete jedoch die Aufmerksamkeit sogleich wieder dem Redner zu, so daß der Arzt unbemerkt den Brief des Assistenten eröffnen konnte. Er hatte ihn aber kaum gelesen, als er mit erdfahlem Gesichte in seinem Sessel zurüksank: Meister Niklas hatte mitten im besten Zuge der Wasserkur seinen Geist aufgegeben. Im Tode hatte ihn wol die Harmonie der Sfären umklungen.

Die Rede des Staatsanwalts erhob sich immer mächtiger; aller Augen hingen an seinem Munde; der hülflosen Niedergeschlagenheit des Arztes wurde kein Mensch gewahr, umsoweniger, da der Ankläger jezt den lezten entscheidenden Anlauf zum Siege nahm:

— Bevor ich ende, gestatten sie mir, die Wucht der Beweise, welche für die Schuld der Angeklagten sprechen, noch einmal in kurzem Umrisse vorzuführen.

Wir haben es hier mit einem Verbrechen zu thun, bei dem das vergossene Blut geradezu zum Himmel schreit: eine junge vornehme Dame, von ihrem Gatten

zärtlich geliebt, ja angebetet, wurde ermordet, im innersten Gemache des Hauses meuchlings ermordet.

Die Angeklagte, als die geschiedene Frau des Grafen von Wullroß, hatte volle, hatte allein Veranlassung zur That. Es liegt kein Raubmord vor, sondern ein Mord aus Rache. Wer nun hatte Grund, die Gemordete zu hassen als gerade die Angeklagte, welche in Gräfin Klaudine diejenige zu erblikken glaubte, durch die sie von der Seite des Gemals, aus einer glänzenden Stellung verdrängt wurde. Bei ihr erscheinen Eifersucht, Haß, Rache als genügende Motive zur That.

Aber auch die allgemeine persönliche Eignung zur That können wir bei der Angeklagten voraussezen. Ich würde der Unparteilichkeit der Staatsanwaltschaft Abbruch thun, wenn ich mir gestatten würde, die Angeklagte unter die Halbwelt zu rangiren; ich halte mich nur an unbestrittene Thatsachen: eine Dame vom Theater steht vor uns, deren Vorleben, ungeachtet meiner skrupulosen Nachforschungen verhüllt blieb; wir können und müssen ihr also nur das durchschnittliche moralische Niveau solcher Personen zugestehen, bei denen fortwährendes Darstellen leidenschaftlicher Karaktere und gewaltthätiger Szenen überdies als nicht unfruchtbare

Vorschule für eine Ausschreitungen, für Heftigkeit und Zügellosigkeit angesehen werden muß.

Nun kommt noch dazu, daß wir die Todfeindin der Ermordeten zur Zeit der That am Orte der That antreffen, und zwar nur sie allein. Sie mußte aus weiter Ferne dahin zureisen, ohne daß dafür ein anderer Grund als ihre Rachsucht erhoben werden konnte. Sie war im Hause des Mordes genau vertraut, hat sich listiger Weise dort eingeschlichen; den Schlüssel zur geheimen Treppe, die in das Schlafzimmer der Gräfin führt und die den Hausgenossen gar nicht bekannt war, finden wir in ihrem Besize, und, — merken sie wol auf — der Mord wurde mit dem Dolche verübt, der erhobenermaßen seit Jahren Fastrada's Eigenthum war.

Hätte hier nicht der Finger der ewigen Gerechtigkeit sichtbar eingegriffen, so wäre die Mörderin gleichwol ebenso geheim, wie sie sich an den Ort der That eindrängte, auch wieder verschwunden, — da aber schmetterte sie der Arm des Herrn an der Seite ihres verblutenden Schlachtopfers zu Boden und überlieferte sie durch seine Blize auch dem Arme der irdischen Gerechtigkeit.

Meine Herren Geschwornen, im Interesse meines persönlichen Ehrgeizes hätte ich nur wünschen gekonnt,

daß der Fall weniger klar und zweifellos vorliege; meinem Scharfſinne wäre dann ein weiteres, ein dankbareres Feld eröffnet geweſen, ſo aber haben wir allerdings den Vortheil, daß ſie, meine Herren Geſchwornen, ohne Bedenken, ohne den geringſten Zwieſpalt des Gewiſſens ihren Wahrſpruch zu finden in der Lage ſein werden. Nur eine Verſuchung haben ſie dabei zu überwinden: den Eindruk, den Schönheit und Jugend zu jeder Zeit auszuüben im Stande ſind. Vergeſſen ſie aber nicht, daß auch die Ermordete im Glanze der Schönheit und Jugend geſtanden; bei ihr war damit Unſchuld, Würde und Tugend verbunden, während wir bei der Hiſtrionin die Signatur der Schönheit durch Tüke, Bosheit und Blutdurſt geradezu geſchändet vorfinden.

Meine Aufgabe, meine Herren Geſchwornen, iſt hiermit beendet; mit voller Beruhigung ſehe ich der Erfüllung der ihren entgegen: an ihnen iſt es, die göttliche Gerechtigkeit und die ſtaatliche Ordnung zur Geltung zu bringen.

Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und verließ die Rednerbühne. Der Eindruk, den ſeine Rede hervorgebracht hatte, war ein überwältigender; die Ge-

ſchwornen nikten zuſtimmend mit den Köpfen, ein ängſtliches Gemurmel lief durch den Sal.

Da drängte ſich aus einer Eke des Zuſchauerraumes ein Mann hervor: Haltet ein! Faſtrada iſt unſchuldig, ich habe die Gräfin Klaudine ermordet.

Er warf den Mantel fort, in den er eingehüllt war. Graf Ottilio von Wullroß ſtand hochaufgerichtet vor dem Gerichtshofe.

Ende des zweiten Bandes.